Sammlung satyrischer Schriften.

1902, 545

Stange.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Mit allergnädigsten Privilegien.

Leipzig,
Im Verlage Johann Gottfried Dycks.
1751.

BIBL.
UNIVERS.
LIBRS.

Lange.

Einige Urſachen haben mich veranlaßt, diejenigen ſatyriſchen Schriften in zween Theile zuſammen zu bringen, welche ich ſeit einigen Jahren in verſchiednen periodiſchen Schriften einzeln drucken laſſen.

Die Gefälligkeit meiner Freunde gab mir Gelegenheit, mich dieſes Mittels zu bedienen, um das Urtheil der Welt zu erfahren, und die vernünftigen Critiken der Kenner mir zu Nutze zu machen.

Beides iſt mit gutem Erfolge geſchehen. Ich bin ſo glücklich geweſen, daß die meiſten meiner Schriften öffentlichen Beyfall gefunden haben, und

die verbindliche Nachsicht, welche man gegen meine Arbeiten gezeigt, hat mich aufgemuntert, gegen mich selbst desto weniger Nachsicht zu brauchen, und nicht allein diejenigen Fehler auszubessern, welche man auf eine sehr bescheidne Art und mit gutem Grunde dabey ausgesetzt; sondern auch denen, so viel möglich, abzuhelfen, welche bey einer strengen Beurtheilung verdient hätten, angemerkt zu werden.

Eine gute Aufnahme gegenwärtiger Sammlung wird mir Muth machen, diese Arbeit fortzusetzen, wofern mich nicht mein unruhiges Amt zu sehr zerstreut, oder andre Vorfälle es hindern.

Vielleicht giebt es Leser, welche eine Rechtfertigung von mir erwarten, wie ich es habe wagen können, Satyren zu schreiben. Ich bin nicht willens, eine Schutzschrift für mich aufzusetzen. Vernünftigen Lesern würde ich nichts neues sagen; für unvernünftige aber schreibe ich nicht.

Ich weis wohl, wie zweydeutig die Begriffe sind, welche sich viele von der Satyre machen. Sie sind gar zu sehr gewohnt, das Pasquill mit der Satyre zu verwechseln. Sie haben zwar gelernt, daß ein Pasquill eine Schmähschrift sey, wo man, ohne sich zu nennen, den ehrlichen Namen des andern zu verunglimpfen, und ihm Laster oder Verbrechen

brechen anzudichten ſucht; Sie wiſſen auch ſo viel, daß die Satyre nur die Laſter der Menſchen, und das Lächerliche einer thörichten Aufführung durch Spotten kennbar zu machen ſucht, um andern einen Ekel dawider beyzubringen, und wo möglich, die Laſterhaften ſelbſt tugendhaft zu machen. Beides wiſſen ſie, und dennoch ſeufzen ſie über einen Satyrenſchreiber ſo ſehr, als über einen Pasquillanten.

Ich glaube, die Urſachen, dieſer ungereimten Urtheile liegen an den Schriftſtellern ſo wohl, als an den Leſern.

Ich will mich bemühen, einige Urſachen aus einander zu ſetzen, warum viele Leſer auf eine ſo unbillige Art von der Satyre urtheilen.

Die vorgefaßte Meynung iſt wohl eine der wichtigſten. Man hat es uns in unſrer Jugend geſagt, daß die Satyre vom Pasquille wenig oder nichts unterſchieden ſey. Wir würden ſelbſt nachdenken müſſen, wenn wir dieſen Unterſchied finden wollten; vielmals aber können wir nicht ſelbſt denken, und noch öfter ſind wir zu bequem dazu. Ohne uns alſo weiter zu bekümmern, ſagen wir in kindlichem Gehorſame nach, was unſre Mutter und Großmutter vor uns geſagt haben; und dieſe waren doch auch chriſtliche Weiber! Dergleichen Leſer ſind in der

That mehr zu bedauern, als zu bestrafen. Sie können bey ihrer gemächlichen Unempfindlichkeit immer ganz fromme Leute seyn, denn viele Leute sind auch aus Dummheit fromm, und ihre guten Absichten ersetzen das, was ihnen am Verstande fehlt.

Diejenigen sind weit weniger zu entschuldigen, welche auf die Bemühungen, die Laster lächerlich und verhaßt zu machen, unerbittlich eifern, und doch unermüdet sind, von ihrem unschuldigen Nachbar alles böse zu reden, was ihnen der Neid oder andre Leidenschaften eingeben. Vielleicht halten diese es für einen Eingriff in ihr Amt; denn dazu haben sie zu viel Eigenliebe, daß sie ihre Verleumdungen für Bosheit, und die Absichten eines Satyrenschreibers für Menschenliebe halten sollten. Gemeiniglich rührt ihre Wut aus der Quelle so vieler Laster, aus der Heucheley, her. Sie fühlen es, daß ihre Aufführung schändlich ist; sie haben sich zu lieb, als daß sie solche ändern sollten; sie glauben, genug gethan zu haben, wenn sie ihr einen guten Anstrich geben. Sie eifern auf die Satyren, um auf die Verleumdung eifern zu können, und unter dieser ehrbaren Maske verfahren sie so lieblos mit ihren Nächsten, ohne den Vorwurf zu befürchten, daß sie gefährliche Verleumder sind. Denn wie wollte der

ein

ein Verleumder seyn, welcher eben um deswillen die Satyren verflucht? Es kann seyn, daß ich diesen niedrigen Geschöpfen zu viel thue. Vielleicht ist die Heucheley nur in ihren jüngern Jahren die Ursache dieser Ausschweifungen; bey zunehmenden Alter erlangen sie durch die unermüdete Uebung, böses zu reden, eine solche Fertigkeit darinnen, daß sie es wirklich mit Ueberzeugung reden, daß sie glauben, Buße zu predigen, wenn sie lästern, und daß ihnen die Satyre im Ernste verdächtig wird, weil sie allein den Beruf haben, Heyden zu bekehren.

Bey vielen ist die Begierde, auf die Satyre zu schmähen, nichts anders, als die Sprache eines bösen Gewissens. Davon sind sie überzeugt, daß die rühmliche Absicht der Satyre nur diese ist, die Laster zu verfolgen. Weil sie aber so gar unempfindlich noch nicht sind, daß sie ihre eignen Laster nicht wahrnehmen sollten, so wird ihnen diese Absicht schrecklich. Jeden Streich, der auf die Laster geschieht, fühlen sie auf ihrem Rücken. Können diese wohl etwas bessers thun, als daß sie die Satyre überhaupt verdächtig machen? Wie viel haben sie zu ihrer eignen Sicherheit gewonnen, wenn sie diese große Absicht erreichen? Nun mag die Satyre wider die Laster eifern; sie ist verdächtig. Man fängt an,

Mitleid mit den Laſtern zu haben, weil man gehört hat, daß die Abſichten der Satyre boshaft ſind, daß man nicht beſſern, ſondern nur verunglimpfen, daß man nicht die Laſter verfolgen, ſondern den armen unſchuldigen Nebenchriſten um ſeinen guten Namen bringen will. Hinter dieſes Vorurtheil verbergen ſie ſich, und genießen ihrer Laſter geruhig. Sucht man ſie in ihrem Hinterhalte auf, entblößt man ihre Fehler; ſo ſchreyen ſie über Gewalt, und man bedauert ſie, an ſtatt daß man über ſie lachen ſollte. Mit einem Worte, ſie ſind wie die muthwilligen Knaben, welche die Ruthe verbrennen, um ungeſtraft muthwillig ſeyn zu können.

Verſchiedne von ihnen ſind noch etwas feiner. Sie finden das Lächerliche von ihren Fehlern in einer Satyre abgeſchildert; ſie ſchweigen hämiſch dazu ſtille, und beſeufzen nur das Unrecht, welches andre neben ihnen zugleich leiden müſſen. Sie vertheidigen ihre Mitbürger, um unparteyiſch zu ſcheinen, und von dieſen wieder vertheidigt zu werden. Können ſie gar ihre ungerechte Sache zur Sache des Herrn machen: So haben ſie doppelt gewonnen, und für einen laſterhaften Heuchler iſt nichts zu ehrwürdig. Ein Mann, welcher die heiligen Lehren ſeines Amts durch ein unheiliges Leben entkräftet,

findet ſein Bild. Er erſchrickt, und ſchweigt. Er ſucht mit boshafter Mühe eine Stelle, nur einen Ausdruck, welcher durch eine unbillige Auslegung den Verfaſſer zum Religionsſpötter machen kann. Er findet ein Wort, welches in ſeinem tückiſchen Munde zur Läſterung wird. Nun ruft er mit freudiger Rache das Wehe! aus, und verdammt den Verfaſſer. Sein Pöbel, welchen der Schein blendet, hebt Steine auf, und verfolgt im Namen des Herrn denjenigen, welcher nur aus wahrer Hochachtung für die Religion ihren laſterhaften Diener entlarven wollen. In der That ſind dieſe die gefährlichſten Feinde der Satyre, aber eben um deswillen verdienen ſie kein Mitleid, und die Religion ſelbſt fodert es, daß wir ſie, wenn gar keine Beſſerung zu hoffen iſt, ohne Barmherzigkeit vertilgen.

Es giebt noch andre Feinde der Satyre. Dieſe ſind die traurigen Leſer. Sie ſind wirklich nicht untugendhaft; Sie haſſen die Laſter von Herzen; Sie würden es zufrieden ſeyn, wenn man alle Laſterhafte dem Teufel mit Leib und Seele übergäbe; aber ſpotten ſoll man nur nicht über die Laſter. Ich weis nicht, wie dieſen engbrüſtigen Leuten zu helfen iſt; vielleicht weis es mein Barbier. Die Eigenliebe der Menſchen wird durch nichts ſo em-

pfindlich gerührt, als wenn man ſie lächerlich macht. Sie bleiben gleichgültig, wenn ich ihnen ſage, daß ihre Laſter abſcheulich ſind; wenn es hoch kömmt, ſo werden ſie verdrüßlich. Aber alsdann ſchämen ſie ſich, wenn ich ihnen ihre Schoßſünden, wenn ich ihnen ihre Fehler, mit denen ſie ſich brüſten, auf der lächerlichen Seite zeige. Wir können unſern Kindern die äußerlichen Fehler des Uebelſtandes nicht leichter abgewöhnen, als wenn wir ſolche vor ihren Augen nachahmen; ſie ſehen alsdann, wie häßlich ſie laſſen, und ſchämen ſich. Wollen wir erwachſenen Perſonen weniger Einſicht zutrauen? Wenn ich die Abſicht habe, zu beſſern, ſo thue ich am vernünftigſten, ich wähle diejenigen Mittel, welche die Erfahrung bewährt gemacht hat. Inzwiſchen glaube ich, es wird gut ſeyn, wenn ich mit dieſen traurigen Feinden der Satyre gemeine Sache mache. Sie ſollen mit den Laſtern zanken; ich will über die Laſter ſpotten. Vielleicht ſind wir glücklicher, wenn wir mit zuſammengeſetzten Kräften unſre Mitbürger tugendhaft zu machen ſuchen; ſie mit Feuer und Schwerdt, ich aber mit Scherze.

Wenn ich ſage, daß viele um deswillen Feinde der Satyre ſind, weil ſie nicht wiſſen, was die Ironie ſey, und worinnen deren Stärke und Schönheit

heit beſteht, ſo ſage ich wirklich etwas, welches dem guten Geſchmacke meiner Landsleute eben nicht zur Ehre gereicht. Inzwiſchen iſt es doch wahr, und alles, was ich thun kann, iſt dieſes, daß ich mich in ihrem Namen ſchäme. Spreche ich: „Die „wollüſtigen Ausſchweifungen der Jugend ſind die „Urſachen einer unglücklichen Ehe, eines ſchimpfli„chen Alters, und eines troſtloſen Sterbens:„ S verſtehen ſie mich ganz wohl, und werden dieſen Gedanken für gar erbaulich halten. Wollte ich aber ſagen: „Glückliche Jünglinge, die ihr die kurzen „Augenblicke einer ſinnlichen Wolluſt dem unge„wiſſen Vergnügen vorzieht, welches die mürriſche „Tugend dem Alter verſpricht; die ihr zu vornehm „erzogen ſeyd, als daß ihr den gemeinen Mann, um „die altväteriſche Glückſeligkeit einer geſegneten Ehe „beneiden ſolltet! Es koſtet euch in eurer Jugend „tauſend Unruhe, und oft euer ganzes Vermögen, „um einem ſiechen und beſchwerlichen Alter mit ſtar„ken Schritten entgegen zu eilen. Fahrt unermü„det fort! Nur der geſittete Pöbel lebt tugendhaft, „um ruhig zu ſterben; ſterbt ihr, ſterbt ihr auch mit „Schrecken, ſo wißt, daß Leute von euerm Stan„de und Vermögen weit über dieſen ängſtlichen Ge„danken erhaben ſind!„ Wollte ich dieſes ſagen, ſo

würde

würde ich in Gefahr seyn, von diesen unwissenden Richtern für einen Verführer der Jugend gehalten zu werden. Was soll man mit diesen Leuten anfangen? Man schicke sie wieder in Secunde! Da mögen sie den Voßius lernen, und sich erklären lassen, was die Figur der Ironie heiße!

Nichts ist gemeiner, als die Frage: Wer hat dir aber den Beruf gegeben, Satyren zu schreiben? Das ist leicht zu beantworten. Sagt mir erst: Wer hat euch den Beruf gegeben, mich zu fragen? **Uns? Die Begierde, dich von deinem sündlichen Vorhaben abzuziehen; das Verlangen, die Unschuld deinen bittern Spöttereyen zu entreissen; mit einem Worte, die allgemeine Menschenliebe: Ist dieses nicht Beruf genug? Gut!** Und eben diese allgemeine Menschenliebe ist auch mein Beruf, Satyren zu schreiben. Die Laster zu schrecken, die lächerlichen Fehler den Menschen verächtlich vorzustellen, vernünftige Bürger zu schaffen, alle Welt mit mir glücklich zu machen; sind euch diese Ursachen nicht wichtig genug? Brauche ich dazu eine schriftliche Vocation? Ich werde mich weiter verantworten, wenn man eben diese Frage an alle diejenigen thut, welche Bücher schreiben.

Daß

Daß es Männer giebt, welche nur um deswillen Feinde der Satyre ſind, damit ſie Sporteln machen, und diejenigen züchtigen können, welche Satyren leſen: das iſt ein ſo rares Exempel, daß ich es für überflüßig halte, etwas davon zu erwähnen. Seit der Einführung der hochnothpeinlichen Halsgerichtsordnung, weis man in der juriſtiſchen Hiſtorie nur einen einzigen Fall, daß dieſes in Deutſchland geſchehen ſey, und die vernünftige Nachwelt wird billig daran zweifeln.

Es kommen alſo dieſe feindſeligen Urtheile, denen die Satyre ausgeſtellt iſt, gemeiniglich von ſolchen Leſern her, welche ſich aus angeerbten Vorurtheilen, aus einer übelverſtandnen Frömmigkeit, aus eigner Schmähſucht, aus hämiſcher Heucheley, aus mürriſchem Eigenſinne, aus Unwiſſenheit, und aus andern Leidenſchaften das bittre Vergnügen machen, ſich zu Feinden der Satyre aufzuwerfen. Ich habe aber oben geſagt, daß die Verfaſſer eben ſowohl, als die Leſer, an den übeln Begriffen Urſache ſind, welche ſich viele von der Satyre machen, und ich getraue mir zu behaupten, daß ſie die allermeiſte Schuld daran haben.

Wer den Namen eines Satyrenſchreibers verdienen will, deſſen Herz muß redlich ſeyn. Er muß

die

die Tugend, die er andre lehrt, für den einzigen Grund des wahren Glücks halten. Das Ehrwürdige der Religion muß seine ganze Seele erfüllen. Nach der Religion muß ihm der Thron des Fürsten, und das Ansehen der Obern das Heiligste seyn. Die Religion und den Fürsten zu beleidigen, ist ihm der schrecklichste Gedanke. Er liebet seinen Mitbürger aufrichtig. Ist dieser lasterhaft, so liebt er den Mitbürger doch, und verabscheut den Lasterhaften. Die Laster wird er tadeln, ohne der öffentlichen Beschimpfung die Person desjenigen auszustellen, welcher lasterhaft ist, und noch tugendhaft werden kann. Er muß eine edle Freude empfinden, wenn er sieht, daß sein Spott dem Vaterlande einen guten Bürger erhält, und einen andern zwingt, daß er aufhöre, lächerlich und lasterhaft zu seyn. Er muß die Welt und das ganze Herz der Menschen, aber vor allen Dingen muß er sich selbst kennen. Er muß liebreich seyn, wenn er bitter ist. Er muß mit einer ernsthaften Vorsicht dasjenige wohl überlegen, was er in einen scherzhaften Vortrag einkleiden will. Mit einem Worte; er muß ein rechtschaffner Mann seyn!

Wären alle Satyrenschreiber dieses, wie sie es alle seyn sollten, so glaube ich gewiß, die meisten ihrer

rer Feinde würden ihre öffentlichen Freunde werden, und diejenigen, welche nicht dazu gemacht ſind, vernünftig zu denken, würden ſich, wo nicht vor ſich ſelbſt, doch wenigſtens vor der Welt ſchämen, länger ihre Feinde zu heißen. Es iſt wahr, wir würden, wenn dieſe ſtrengen Regeln beobachtet werden ſollten, ein paar hundert Satyrenſchreiber weniger haben. Aber, das iſt auch in der That alles, was man dem Vaterlande nur wünſchen kann. So lange dieſer Wunſch unerhört bleibt; ſo lange haben die Verfaſſer die meiſte Schuld, daß die Satyren ſo vielen Leſern verdächtig ſind.

Kein Pasquillant iſt zu laſterhaft, er flüchtet ſich hinter die Satyre. Er ſchämt ſich nicht, dem Unſchuldigen Laſter anzudichten; aber ein Pasquillant zu heißen, ſchämt er ſich doch. Seine Bosheit iſt gefährlicher, als die Tücke des Straßenräubers. Er verdient, wie dieſer, die Rache der Geſetze, und er iſt unwürdig, daß wir weiter ſeiner gedenken.

Wir ſind ſehr geneigt, die Fehler an unſern Feinden lächerlich zu machen, und ſchmeicheln uns, daß wir eine Satyre ſchreiben, wenn wir dieſes thun. Ich zweifle daran. Schreiben wir aus redlichen Herzen? Schreiben wir, unſern Feind zu beſſern? Hat

er

er die Fehler auch wirklich an ſich, die wir lächerlich machen? Drey ſchwere Fragen! Wie leicht betrügen wir uns ſelbſt, wenn wir dasjenige für einen Trieb der Menſchenliebe halten, welches wohl nichts, als eine aufwallende Hitze der Rachbegierde, iſt. Wir ſind beleidigt; unſer Feind ſoll es empfinden, wie gefährlich es ſey, denjenigen zu beleidigen, der ſeine Fehler einſieht, und Witz genug hat, ihn lächerlich zu machen. Wollen wir ihn beſſern? Nein! denn er iſt unſer Feind, und wir verlören zu viel, wenn derjenige durch ſeine Beſſerung ſich die Hochachtung der vernünftigen Welt verdiente, welchen wir bey der vernünftigen und unvernünftigen Welt lächerlich machen wollen. Vielmals hat er keinen Fehler weiter, als dieſen, daß er unſer Feind iſt. Schwachheiten machen wir zu Verbrechen, und was wir bey uns Verſehen heißen, das ſtellt uns der Haß an unſern Feinden als die abſcheulichſten Laſter vor. Wie können wir verlangen, daß dasjenige eine Satyre ſeyn ſoll, was wir, wenn es wider uns gerichtet wäre, eine rachſüchtige Verleumdung nennen würden? Ich glaube auch, daß es ſehr unvorſichtig iſt, wider ſeinen Feind Satyren zu ſchreiben; geſetzt, daß wir in der That die Abſicht hätten, ihn zu beſſern und geſetzt, daß er wirklich laſterhaft wäre.

Unſer

Unſer Feind gewinnt zu viel über uns. Er darf nur ſagen; daß wir von ihm beleidigt ſind, und daß wir als Feinde ſchreiben: So hat er ſeine Fehler vertheidigt, und kann ganz ruhig laſterhaft bleiben. Er bringt die Leſer auf ſeine Seite, welche ohnedem geneigt genug ſind, an der guten Abſicht der Satyre zu zweifeln. Wir werden der Welt verdächtig, an ſtatt, daß wir die Fehler unſers Feindes lächerlich machen wollten.

Wenn wir bey manchen die Urſachen unterſuchen wollten, warum ſie mit ſo vieler Bitterkeit wider die Fehler der Menſchen eifern: So würden wir finden, daß es aus Misgunſt, und aus ihrem ſchwarzen Geblüte herkomme. Ein rechtſchaffner Satyrenſchreiber wird ſich freuen, wenn es aller Welt wohlgeht; dieſe aber knirſchen über das Glück ihres Mitbürgers. Es wäre zu verwegen, ihm ſein Glück vorzuwerfen. Was ſollen ſie thun? Sie vergiften ihm ſeine Zufriedenheit; ſie machen die Quelle verdächtig, aus der ſein Glück entſprungen iſt, und werfen ihm vor, daß er ſich deſſen nicht vernünftig bediene. Dadurch ſchaffen ſie ſich ein frommes und weiſes Anſehen, und wollen uns bereden, daß ſie dieſes Glücks weit würdiger wären. Unter hundert Satyren, wider die Pracht und Verſchwendung der Rei-

chen, kommen gewiß funfzig aus der Feder ſolcher Verfaſſer, welche innerlich mit dem Himmel murren, daß ſie durch ihre Armuth gehindert werden, auf eine ſo prächtige und verſchwenderiſche Art, wie jene, laſterhaft zu ſeyn. Sie ſind Bettelmönche, welche Mäßigkeit predigen. In ihren Augen iſt ein Reicher ohne Unterſchied ein ungerechter Mann. Er und ſein Vater müſſen Wuchrer geweſen ſeyn; wo kämen ſonſt die Schätze her? Die Tugend adelt nur, reich macht ſie nicht; ſagt der Herr Verfaſſer mit einer bittern Miene, und ſchielt ganz kleinmüthig auf ſeinen abgetragnen Rock. Sind dergleichen Scribenten nicht ſelbſt Urſache, daß der Verſchwender und der Wuchrer die Satyren verdächtig machen?

Es iſt ein Unglück für die Satyre, wenn ſie denen in die Hände geräth, welche witzig gnug ſind, Lachen zu erregen, aber nur aus Muthwillen ſpotten. In der That ſind ſie weder boshaft, noch neidiſch; aber ſie ſind muthwillig. Sie wollen nicht gern allein lachen; die Welt ſoll mit lachen. Sie ſpähen die Fehler des andern aus, nicht, ihn zu beſſern, ſondern ihn lächerlich zu machen. Sie ſind froh, daß es Fehler giebt, ſonſt könnten ſie nicht witzig ſeyn. Wären alle Menſchen tugendhaft; wie ſehr würden ſie ſich ärgern! Sie warten nicht, bis ihr reifender

der Verſtand durch die Erfahrung die grümdliche Einſicht erhält, welche nöthig iſt, das Herz eines Laſterhaften zu durchforſchen, um nur diejenigen Fehler zu züchtigen, welche eine Züchtigung verdienen. Nein; ſo bald ſie vernehmlich reden und leſerlich ſchreiben können, ſo bald reden und ſchreiben ſie böſes. Sie ſpotten, ehe ſie denken lernen, und weil noch immer viel gutes unter dem Muthwillen eines ſo lebhaften Jünglings verborgen liegt, welches ſich gemeiniglich mit den Jahren durcharbeitet: So wird man finden, daß ſie aufhören, zu ſpotten; ſo bald ſie anfangen, zu denken. Inzwiſchen muß derjenige von ihnen leiden, welcher es nicht verdient hat. Die Satyre wird verhaßt, weil ſie ihre Spöttereyen für Satyren ausgeben; und es gehören viele Jahre dazu, ehe ſie das Andenken ihres jugendlichen Muthwillens auslöſchen; man gebe einmal acht, ob nicht dieſe eben diejenigen ſind, welche in den gelehrten Kriegen das gröſte Lärmen machen.

Die Schreibart, deren man ſich bey der Satyre bedienet, will mit einer außerordentlichen Vorſicht gewählt ſeyn, wenn ſie nicht anſtößig werden und den Leſer wider die Satyre aufbringen ſoll. Viele glauben, recht herzhaft zu lehren, wenn ſie recht anzüglich ſchreiben. Sie murren die Fehler der Men-

ſchen an, an ſtatt daß ſie mit ihnen lachen ſollten; aus Liebe zur Wahrheit ſchimpfen ſie. Sie thun ſehr unrecht. Kömmt ihre Herzhaftigkeit nicht aus einem böſen, ſo kömmt ſie wenigſtens aus einem groben Herzen her: das iſt alles, was man zu ihrer Entſchuldigung ſagen kann; aber wie viele von den Leſern ſind geneigt, dieſe Entſchuldigung gelten zu laſſen? Und dennoch ſind ſie allemal weit erträglicher, als der ungezogne Witz derer, welche nicht ſatyriſch ſeyn können, ohne unflätig zu ſeyn. Ich kenne Männer, welche ſich einbilden, ſehr fein zu denken; welche im Stande ſind, einen ganzen Abend lang eine Geſellſchaft beiderley Geſchlechts mit den gröbſten Zweydeutigkeiten zu unterhalten, ohne ein einzigmal roth zu werden. Sie ſind gemeiniglich die erſten, die über ihre ſatyriſchen Einfälle lachen, und ſie zwingen dadurch wenigſtens den Wirth, aus Gefälligkeit mit zu lachen; Vernünftige aber, werden einen ſo niederträchtigen Witz verabſcheuen. Verhängt es nun der Himmel in ſeinem Zorne, daß ein dergleichen ungeſitteter Menſch gar ſchreibt, und ſeine Satyren, wie er es nennt, drucken läßt; was für einen Begriff müſſen die Leſer von einer Satyre bekommen? Hoffen ſie etwan zu beſſern? Ich glaube nicht, und ſie werden es auch nicht geſtehen, daß ſie

für

für den Pöbel ſchreiben; ob ſie gleich die Sprache des Pöbels reden.

Viele gehen in ihrem Eifer, das Lächerliche der Menſchen zu zeigen, gar zu weit, und verſchonen keinen Stand. Es iſt wahr, es giebt in allen Ständen Thoren; aber die Klugheit erfodert, daß man nicht alle tadle, ich werde ſonſt durch meine Uebereilung mehr ſchaden, als ich durch meine billigſten Abſichten nutzen kann. Der Verwegenheit derer will ich gar nicht gedenken, welche mit ihrem Frevel bis an den Thron des Fürſten dringen, und die Aufführung der Obern verhaßt, oder lächerlich machen wollen. Iſt es nicht ein innerlicher Hochmuth, daß ſie in ihrem finſtern Winkel ſchärfer zu ſehen glauben, als diejenigen, welche den Zuſammenhang des Ganzen vor Augen haben; ſo iſt es doch ein übereilter Eifer, der ſich mit nichts entſchuldigen läßt. Sie haben ſelbſt noch nicht gelernt, gute Unterthanen zu ſeyn; wie können wir von ihnen erwarten, daß ſie uns die Pflichten eines vernünftigen Bürgers lehren ſollen? Es giebt andre Stände, welche zwar ſo heilig nicht ſind, daß es ein Verbrechen wäre, das Lächerliche an ihren Fehlern zu entdecken; bey denen aber doch die Billigkeit erfodert, daß man es mit vieler Mäßigung thue. Ich rechne

darunter die Lehrer auf Schulen. Die Jugend ist ohnedem geneigt genug, das Fehlerhafte an denenjenigen zu entdecken, deren Ernsthaftigkeit ihren Muthwillen im Zaume halten soll. Wollen wir sie durch bittre Satyren auf ihre Lehrer noch muthwilliger machen? Gesetzt, ein solcher Lehrer hat seine Fehler, welche verdienten, bestraft zu werden! Vielleicht ist er eigennützig, vielleicht pedantisch, vielleicht ein elender Scribent. Es kann seyn. Werfe ich ihm diese Fehler vor, stelle ich ihn dem Gelächter seiner Schüler bloß, gesetzt auch, daß ich es aus redlichem Herzen thäte, um ihn zu bessern; so werde ich allemal mehr schaden, als nutzen. Ihn werde ich vielleicht nicht bessern, und seine Schüler werden glauben, ein Recht bekommen zu haben, demjenigen nicht zu gehorchen, welchen die Welt für lächerlich hält. So oft er sie ihrer Pflichten erinnert, so oft wird ihnen einfallen, daß sie von einem eigennützigen Manne, von einem Pedanten, von einem elenden Scribenten daran erinnert werden. Dieses Andenken macht ihnen die wichtigsten Pflichten verächtlich; und ein Schüler, bey dem dieses Vorurtheil die Oberhand gewinnt, wird selten als ein redlicher Mann sterben. Bin ich nicht Schuld? Einen Pedanten habe ich nicht gebessert, dem Vaterlande aber habe ich an seinen

nen Schülern hundert ungesittete Bürger gezogen. In der That erschrecke ich allemal, wenn ich sehe, daß ein Schulmann unter die Geißel der Satyre fällt. Ihn bedaure ich selten, aber die Folgen davon sind mir zu ernsthaft. Und thun dergleichen Lehrer wohl Unrecht, wenn sie der Jugend fürchterliche Begriffe von der Satyre beyzubringen suchen?

Die Geistlichen haben gemeiniglich das Unglück, daß der Witz satyrischer Köpfe auf sie am meisten anprellt. Ich bin sehr unzufrieden damit. Da verschiedne unter ihnen so wenig sorgfältig sind, ihre Fehler zu verbergen: So können sie von uns nicht verlangen, daß wir sie nicht wahrnehmen sollten. Sie sind nicht über die Satyre erhaben, das räume ich ihnen nicht ein; viele sind tief unter derselben, wenn man sie nach ihrer unanständigen Aufführung beurtheilen soll, und viele würden gar zu sorglos seyn, wann ihre ehrwürdige Kleidung sie vor allen Streichen der Satyre schützte. Dennoch glaube ich, daß man nicht vorsichtig genug dabey verfahren könne. Es gilt hier beynahe eben das, was ich oben von den Lehrern in Schulen gesagt habe. Die Religion läuft Gefahr, verächtlich zu werden, wenn man die Fehler desjenigen verächtlich macht, welcher gesetzt ist, die Religion zu predigen. Das Volk ist nicht

allemal einsehend genug, einen Unterschied, zwischen der Person desjenigen, der sie lehrt, und zwischen seinen Lehren selbst zu machen. Wage ich nicht zu viel, wenn ich einen bessern will, und dadurch in Gefahr komme, das Ansehen der ganzen Religion zu schwächen, welche man dem Volke nicht ehrwürdig genug vorstellen kann? Ist ein Geistlicher wirklich lasterhaft; so überlasse man ihn der Obrigkeit, welche aufmerksam genug ist, dem Aergernisse zu steuern, das seine lasterhafte Aufführung in der Kirche veranlassen kann. Hat er lächerliche Fehler, und wir finden schlechterdings nöthig, diese zu züchtigen; so muß unsre Satyre so allgemein seyn, daß nur die Fehler lächerlich werden, seine Person aber, so viel es möglich ist, verdeckt und unerkannt bleibt. Sind es Kleinigkeiten, sind es gelehrte Schwachheiten, die ihm anhängen, so habe man Geduld, oder mäßige wenigstens die Bitterkeiten mit aller Vorsicht. Ist er ein Ignorant, und doch exemplarisch, (denn es giebt viel exemplarische Ignoranten,) so verehre man ihn wegen seines guten Wandels, und verzeihe ihm seine Unwissenheit. Durch Donatschnitzer kömmt die Kirche nicht in Gefahr, und wir können uns mit der angenehmen Vorstellung beruhigen, daß wir gelehrter sind, als er.

Ich

Ich habe bey dem Charakter eines Satyrenſchreibers gefodert, daß das Ehrwürdige der Religion ſeine ganze Seele erfüllen muß. Iſt dieſes, ſo wird er nicht allein in Anſehung der Geiſtlichen nach denen Regeln, die ich oben gegeben habe, viele Mäßigung brauchen; ſondern er wird auch ſeine gröſte Aufmerkſamkeit darauf gerichtet ſeyn laſſen, daß durch ſeine Satyren das Anſehen der Religion nicht im geringſten geſchwächt werde. Wie kann ſich derjenige rühmen, daß ſeine Abſicht ſey, die Tugend allgemeiner zu machen, welcher gegen die Religion leichtſinnig iſt? Ein ſolcher Menſch wird laſterhaft, um nicht lächerlich zu ſeyn. Von denen will ich nicht reden, welche unter dem gemisbrauchten Namen der Satyre ſich Mühe geben, den ganzen Bau unſers Glaubens zu erſchüttern. Ihre unſinnige Wut, ſo ohnmächtig ſie auch iſt, verdient das Tollhaus, und keine vernünftigen Vorſtellungen. Ich will nur eines Misbrauchs gedenken, welcher, wenn ich freundſchaftlich urtheilen ſoll, mehr Leichtſinn, als Bosheit, verräth. Es giebt gewiſſe Gebräuche in der Kirche, welche gleichgültig ſind, und zur Religion ſelbſt nicht gehören; ſie machen den geiſtlichen Wohlſtand aus. Man hüte ſich ja, dieſe lächerlich zu machen! Iſt das Volk abergläubiſch, ſo wird es

unſre Schriften verabſcheuen; iſt es ſo leichtſinnig wie wir, ſo wird es bey dieſen gleichgültigen Gebräuchen nicht ſtille ſtehen, ſondern weſentliche Stücke der Religion auch für gleichgültig halten, und endlich über die ganze Religion ſpotten lernen.

Es war in Deutſchland eine Zeit, wo die Satyre nicht anders, als auf Unkoſten der Bibel, witzig ſeyn konnte. Wenn man recht fein ſcherzen wollte, ſo ſcherzte man aus den Pſalmen, und es gab muntre Köpfe, welche ſo zu ſagen, eine ganze ſatyriſche Concordanz in Bereitſchaft hatten, um in ihrem Witze unerſchöpflich zu ſeyn. Zur Abwechſelung brauchten ſie die Geſänge der Kirche, und ſie brachten dadurch in einer Minute mehr Narren zum Lachen, als Zuhörer der Geiſtliche durch Bibel und Geſänge in einem ganzen Jahre zum Weinen bewegen konnte. Ich freue mich, daß wir uns von dieſem verderbten Geſchmacke, das iſt der gelindeſte Name, den man dieſer Thorheit geben kann, wieder erholt haben. Worinnen beſtund der Witz? Nicht in dem Gedanken, den man vorbrachte, ſondern in der Art, wie er vorgebracht ward. Das kam den Zuhörern luſtig vor, daß wir die geſchwinde Fertigkeit beſaßen, den ernſthafteſten Gedanken der Schrift durch eine poßierliche Verdrehung dermaaßen zu verunſtal-

unſtalten, daß er ſo abgeſchmackt ausſah, wie unſer eigner Gedanke. Sie fanden dieſes Mittel ſehr bequem, ſpaßhaft zu ſeyn, ohne daß es nöthig geweſen wäre, Verſtand zu haben; ſie ahmten es mit Freuden nach; und in kurzer Zeit ward dieſer Misbrauch ſo allgemein, daß niemand witzig war, als ſo ein bibelfeſter Luſtigmacher. Hätte man vor dergleichen Scherze auch um deswillen keinen Abſcheu haben wollen, weil ſie wirklich, dem ehrwürdigen Anſehen der Religion nachtheilig ſind: So hätte man ſich wenigſtens darum ihrer ſchämen ſollen, weil wir dadurch einen Eingriff in die Rechte des niedrigſten Pöbels thaten. Man gebe nur einmal acht! So bald ein Stallknecht ſich fühlt, daß er feiner denkt, als die Viehmagd, ſo wird er ſie mit ſeinem Spaße aus der Bibel, oder einem geiſtlichen Liede, überraſchen. Das ganze Geſinde ſchreyt vor Lachen, alle bewundern ihn bis auf den Ochſenjungen, und die arme Viehmagd, welche ſo witzig nicht iſt, ſteht beſchämt da. Der ſatyriſche Stallknecht! Man laſſe ihm ſeinen angeerbten Witz! Sind wir eiferſüchtig darüber?

Darauf bin ich ſtolz, daß in meinen ſatyriſchen Schriften alles mit möglichſter Sorgfalt vermieden iſt, was einigen Leichtſinn gegen die Religion verrathen,

rathen, oder als ein Misbrauch der Schrift und geiſtlicher Geſänge angeſehen werden könnte. Ich habe dieſes jederzeit für meine erſte Pflicht gehalten; und man wird Stellen finden, wo ich eine wahre Hochachtung gegen die Religion und ihre Diener ernſthaft genug geäußert habe. Deſto empfindlicher hat mir es ſeyn müſſen, da ich erfahren, daß man einer von meinen Schriften dieſen Vorzug ſo gar gerichtlich ſtreitig machen wollen. Meine Leſer werden mir erlauben, daß ich mich dieſer Gelegenheit bediene, etwas zu meiner Vertheidigung anzuführen. Vielleicht leſen ſie es mit Vergnügen, denn dergleichen poßierliche Händel kommen nicht alle Jahre vor Gerichte vor.

Der Eidſchwur iſt unſtreitig eine der wichtigſten Handlungen im gemeinen Leben, wir mögen den Menſchen als einen Chriſten, oder nur als einen Menſchen überhaupt, betrachten. Der Misbrauch der Eidſchwüre iſt mir vor vielen andern Laſtern verabſcheuungswürdig vorgekommen. Den Grund dieſes Misbrauchs habe ich nicht allein in dem Herzen des Menſchen geſucht, welches immer geneigt iſt, ſich ſeiner Pflichten, ſo viel möglich iſt, zu entläſtigen; ich habe auch gefunden, daß die Richter ſelbſt, und wohl vielmals ohne ihren Willen Schuld daran ſind.

Die

Die Vorſicht, mit welcher man in alten Zeiten ſich des Eides bediente, war Urſache, daß er ſich in ſeinem wahren Werthe erhielt. Je behutſamer man war, die Eide zuzulaſſen, deſtomehr Ehrfurcht behielt man für dieſelben im Gerichte. Itzt ſind unſre Richter weit nachſehender, und ich weis nicht, iſt es die Bosheit der Menſchen, oder iſt es eine andre Urſache, welche das Uebel beynahe unvermeidlich macht, daß man vor den meiſten Gerichtsbänken faſt mehr von Eiden, als von Sporteln, reden hört. Ich hatte wahrgenommen, daß ein unverſchämter Leichtſinn bey Ablegung eines Eides gewiſſermaaßen zu einer Art des Wohlſtandes geworden war. Frauenzimmer, welche ſich würden geſchämt haben, ihrem Bräutigame vor dem Altar anders, als mit einer ehrbaren und geſetzten Miene die Verſicherung ihrer Treue zu geben, hüpften mit dem flatterhaften Leichtſinne einer Coqvette vor den Richterſtuhl, und ſchwuren mit lachenden Mienen den ſchrecklichſten Eid. Männer, und Männer deren Amt vielmals erfodert, daß ſie ſelbſt andre vor dem Meyneide warnen müſſen, verrichteten dieſe Handlung mit einer ſo frechen Sorgloſigkeit, daß ſie um nichts bekümmert zu ſeyn ſchienen, als wie ſie ihre Füße wohl ſtellen, den Huth unterm Arme anſtändig halten, und den Mantel auf eine

galante

galante Art zurückschlagen möchten. Wer sie in dieser Stellung sähe, der würde darauf nicht gefallen seyn, daß sie hier wären, vor dem Angesichte des obersten Richters sich entweder zu rechtfertigen, oder ewig zu verfluchen; er würde haben glauben müssen, daß sie da stünden, vor der anwesenden Gesellschaft einen Scaramutz zu tanzen. Der niederträchtige Eigennutz ungewissenhafter Advocaten ist an den meisten Meyneiden Ursache. Können sie es nur so weit bringen, daß ihr Client zum Schwure kömmt, so haben sie gewonnen. Fühlt ihr Client noch einige Regungen der Menschlichkeit; ist er noch nicht ganz ohne Gewissen: So werden sie um einige Thaler beym Processe zu erbeuten, alle ihre Beredsamkeit anwenden, ihn entweder eben so verstockt zu machen, als sie sind; oder, weil dieses so leicht nicht möglich ist, ihm wenigstens durch falsche Begriffe vom Eide, und von dessen geheimen Verstande, das Gewissen, wie sie es nennen, zu erleichtern, und ihn zu Ablegung eines ungerechten Eides zu vermögen.

Alles dieses hatte ich wahrgenommen, und ich setzte mir vor, meinen Mitbürgern diesen thörichten Leichtsinn lächerlich zu machen; in der Hoffnung, diejenigen, welche keiner ernsthaften Betrachtung fähig sind, würden sich wenigstens um deswillen schämen,

men, weil dieſe Aufführung unanſtändig iſt. Ich redete hievon in der ſatyriſchen Sprache der Ironie, und ſagte von dem **Eidſchwure**: „In den alten „Zeiten kam dieſes Wort nicht oft vor, und daher „geſchah es auch, daß unſre ungeſitteten Vorfahren, „die einfältigen Deutſchen, glaubten, ein Eidſchwur „ſey etwas ſehr wichtiges. Heut zu Tage, hat man „dieſes ſchon beſſer eingeſehen, und je häufiger die„ſes Wort, ſo wohl vor Gerichte, als im gemeinen „Leben vorkömmt, deſto weniger will es ſagen. **Ei„nen Eid ablegen**, iſt bey Leuten, die etwas wei„ter denken, als der gemeine Pöbel, gemeiniglich nichts „anders, als eine gewiſſe Ceremonie, da man auf„rechts ſteht, die Finger in die Höhe reckt, den Hut „unter dem Arme hält, und etwas verſpricht, oder „betheuert, das man nicht länger hält, bis man den „Hut wieder aufſetzt; mit einem Worte, es iſt ein „Compliment, daß man Gott macht. Ein Com„pliment aber gehört unter die nichts bedeutenden „Worte. **Etwas eidlich verſichern**, heißt an vie„len Orten ſo viel, als eine Lügen recht wahrſchein„lich machen. **Van Höken** in ſeinem allezeit fer„tigen Juriſten nennt den Eid herbam betonicam, „und verſichert, **einem den Eid deferiren**, ſey „nichts anders, als ſeinem klagenden Clienten die

„Sache

„Sache muthwillig verſpielen, und die Formel, **ſich „mit einem Eide reinigen**, heiße ſo viel, als den „Proceß gewinnen, denn zu einem **Reinigungsei=** „de gehöre weiter nichts, als drey geſunde Finger, „und ein Mann ohne Gewiſſen. Jene hätten faſt „alle Menſchen, und dieſes die wenigſten. Und „wenn auch ja jemand die Vorurtheile der Jugend „an ſich, und ein ſo genanntes Gewiſſen hätte: So „würde es doch nirgends an ſolchen Advocaten feh= „len, welche ihn eines beſſern belehrten, und für ein „billiges Geld aus ſeinem Irrthume helfen könnten. „**Gott ſtraf mich!** oder: **Der Teufel zerreiſ=** „**ſe mich!** Iſt bey Matroſen und Muſketirern eine „Art eines galanten Scherzes, und in Pommern „lernte ich einen jungen Officier kennen, der ſchwur „auch ſo, doch ſchwur er niemals geringer, als bey „**tauſend Teufeln**, weil er von altem Adel war. „**Ich will nicht zu Gott kommen; Ich bin des „Teufels mit Leib und Seele**; iſt das gewöhn= „liche Sprüchwort eines gewiſſen Narrens, welcher „gar zu gern ausſehen möchte, wie ein Freygeiſt. „Er würde es in der That ſehr übel nehmen, wenn „man ihn mit andern kleinen Geiſtern vermengen, „und von ihm ſagen wollte, daß er einen Himmel „oder eine Hölle glaubte, und dennoch ſchwört er

„alle

„alle Augenblicke, mit der witzigſten Mine von der „Welt, bey Gott und allen Teufeln. Mir kömmt „dieſes eben ſo kräftig vor, als wenn unſer Münz„jude Jeſus, Maria! rufen wollte. **Seinen Eid „brechen**, will nicht viel ſagen, und wird dieſe Re„densart nicht ſehr gebraucht. Auf der Kanzel „hört man ſie noch manchmal, aber daher kömmt „es, daß ſie ſo geſchwind vergeſſen wird, als die „Predigt ſelbſt. In der That bedeutet es auch „nicht mehr, **als die Ehe brechen**, und um des„willen iſt ein Ehebrecher und ein Meyneidiger an „verſchiednen Orten, beſonders in großen Städten, „ſo viel als ein Mann, der zu leben weis. Dieſe „Bedeutung fängt auch ſchon an, in kleinen Orten „bekannt zu werden, denn unſre Deutſchen werden „alle Tage witziger, und in kurzem werden wir es „den Franzoſen beynahe gleich thun.

Ich würde meine Leſer beleidigen, wenn ich ihnen nicht zutrauen wollte, ſie könnten, ohne mein Errinnern, einſehen, daß dieſes in der lachenden Sprache der Ironie eben dasjenige geſagt ſey, was ich oben von den Misbrauche des Eides, von dem ſtrafbaren Leichtſinne der Schwörenden, und von der Bosheit dererjenigen ernſthaft geſchrieben habe, welche ihre Clienten zu einem falſchen Eide bereden. Ich

ließ dieſe Stelle, nebſt andern, in eben dieſem ironiſchen Charakter, unter dem Titel: **Verſuch eines deutſchen Wörterbuchs** * in die Monatſchrift der neuen Beyträge, zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes, einrücken, und ich war ſo glücklich, daß dieſer Aufſatz bey vernünftigen Leſern Beyfall fand.

Ich weis aber nicht, durch welchen unglücklichen Zufall dieſe Monatſchrift den Bauern eines Dorfs im Voigtlande in die Hände geſpielt wird. Sie finden in dem Artikel von **Complimenten**, in dem von **Eidſchwüren** und ſonſt einige Stellen, die ihnen auch als Bauern gefallen. Der Geiſtliche des Orts hört etwas davon, und weil er nichts als einzelne Stellen hört, ſo iſt es ihm zu gute zu halten, daß er ſolche, außer ihrem Zuſammenhange, für verdächtig hält. Auch dieſes will ich bey ihm noch entſchuldigen, daß er auf der Kanzel ſowohl, als bey dem Kindtaufeſſen, ängſtlich wider dieſe Schrift eifert; wider dieſe gefährliche böſe Schrift, die er noch nicht geſehen hat. Kurz; er macht Lärmen, und der Gerichtsverwalter tritt ins Gewehr. Nun hebt ſich das Schreiben an! Richter und Schöppen, Müller, Bauern und Einnehmer werden vorgefodert; man will das böſe Buch heraus haben,

es

* Siehe dieſe Sammlung ſatyriſcher Schriften, den 2 Theil.

es kömmt endlich, und man behälts im Arreſte! Hätte man es hiebey bewenden laſſen, ſo würde man an dieſem Verfahren nichts weiter auszuſetzen finden, als allenfalls eine zu hitzig geäußerte Vorſicht. Ich bin wenig damit zufrieden, daß dieſes Buch den Bauern in die Hände gebracht worden. Es kann leicht geſchehen, daß Leute von ſchwacher Einſicht eine Schreibart nicht verſtehen, die ihr eigner Gerichtsverwalter nicht verſteht, der doch lateiniſche Bücher hat. Das gemeine Volk misbraucht gar leicht etwas, wovon es die ernſthafte Abſicht nicht überſieht, und eine Obrigkeit kann in der That nicht vorſichtig genug ſeyn, dergleichen Leuten alles wegzuräumen, was ihre Unwiſſenheit misbrauchen kann. Anfänglich glaubte ich auch, die Bauern hätten einen oder den andern Ausdruck unvorſichtig gemisbraucht, und über die Eide leichtſinnig geſcherzt. Wäre dieſes geweſen; ſo würden ſie diejenige Strafe verdient haben, welche ein ſolcher leichtſinniger Misbrauch nach ſich zieht; aber nein! Davon findet ſich in den Acten nicht die mindeſte Spur. Sie haben darinnen geleſen, ſie haben mit Vergnügen darinnen geleſen, und das iſt ein Verbrechen! Man treibt die Unterſuchung weiter; man will alle wiſſen, die in dieſem Buche geleſen haben. Es werden Zeu-

gen vernommen, und das Ansehen der Eide zu vertheidigen, werden vergebne Eide geschworen, weil man alle diejenigen entdecken will, welche sich den Satan haben blenden lassen, das Buch zu lesen. Hätte man wohl eine grimmigere Untersuchung wider Faustens Höllenzwang anstellen können? Also gieng die Verfolgung bloß über die arme Schrift, welche mit öffentlicher Censur gedruckt, und im ganzen Lande orthodox war, nur in diesem Winkel von Sachsen nicht. Die Acten sind voll von beleidigenden Ausdrücken, von solchen Ausdrücken, welche einem Richter unanständig sind, und welche, die Gesetze, als Beschimpfungen, gestraft wissen wollen. Man nennt meine Schrift: **Verwegenste Sätze von Geringschätzung der Eidschwüre; gottlose, gewissenlose Lehren; ein ärgerliches Wesen; verdächtige und spöttische Ausdrückungen von Eidschwüren; ausgestreute Lehren vom Misbrauche des Meyneids; öffentliches Aergerniß; Verführung unschuldiger Herzen; skoptische Sätze; Sätze, welche zu nichts geschickter sind, als ein zügelloses Leben zu aller heimlichen Bosheit zu befördern, und so weiter.** Und wo kömmt denn Ihnen alle diese Weisheit her, mein Herr, daß Sie in einem Buche so viel giftiges

finden,

finden, welches vor Ihnen niemand gefunden hat, und nach Ihnen niemand finden wird. Kann denn ich was dafür, daß Ihre Bauern ein Buch gelesen haben, das weder für Ihre Bauern, noch für Sie geschrieben ist. Muß man denn so ungezogen seyn, wenn man für die Ehre der Religion zu eifern glaubt? Und kann man sein Amt nicht verwalten, ohne grob zu werden? Wie sollte der Herr Gerichtsverwalter gesprudelt haben, wenn er in den Zeiten geboren wäre, wo die Hexenprocesse noch Mode waren! Es ist ein Glück für mich, daß wir in Sachsen kein Auto da Fe haben! Ich sehe im Geiste, wie er auf seinem frommen Buckel aus heiliger Einfalt ein Bündel Holz zu meinem Scheiterhaufen trägt! In der That bin ich überzeugt, daß dieses ganze Verfahren mehr Eifer, als Ueberlegung, zum Grunde hat. Außerdem würde ich mich empfindlicher rächen. Da ich Gelegenheit gehabt habe, mich zu verantworten: So bin ich geneigt, ihm ein Vergehen zu verzeihen, dessen er sich, wie ich aus christlicher Liebe hoffe, mit der Zeit schämen wird.' Ich wünsche ihm mehr Gutes, als er von mir Böses gesagt hat. Ich will ihm, so viel ich kann, alle Wohlthaten vom Himmel erbitten, et magnum Dei beneficium est, sensu communi valere, sagt Cominäus!

Ehe ich schließe, muß ich noch eines Fehlers gedenken, welcher sich bey der Satyre sehr oft äußert, und an dem die Verfasser so wohl, als die Leser, Schuld sind. Manche sind nicht im Stande, Satyren, und lebhaft, zu schreiben, wenn sie nicht einen aus dem Volke herausheben, und seine Laster oder lächerliche Gewohnheiten der Welt zur Schau stellen. Sie verfolgen und zerarbeiten ihn so lange, bis er der ganzen Welt verhaßt oder lächerlich ist. Ich setze voraus, daß sie dieses in der That aus Liebe zur Tugend, und andre vor seinen Fehlern zu warnen, nicht aber aus Feindschaft und Verbitterung, nur um sich zu rächen, thun; denn alsdann verdienen sie den Namen eines Satyrenschreibers nicht einmal. Gesetzt aber auch, ihre Absicht wäre billig; so glaube ich doch, daß diese verzweifelte Cur nicht eher zu brauchen ist, bis daß Laster gar zu gefährlich ist, und zur Besserung sonst keine Mittel mehr übrig sind. Derjenige, welchen wir auf diese Art dem Hasse, oder dem Gelächter Preis geben, ist nunmehr ganz außer dem Stande, sich zu bessern; sowohl, als ein Missethäter, den man an der Stirne gebrandmarkt hat. Die öffentliche Schande muß ihn zur Verzweiflung bringen, und er wird öffentlich lasterhaft, da er es vorher vielleicht nur heimlich war. Ich

glaube

glaube aber auch, daß wir selbst bey dieser **persönlichen Satyre**, dieses ist ihr eigentlicher Name, Gefahr laufen, parteyisch zu werden. Aus allgemeiner Menschenliebe fangen wir an, seine Fehler zu tadeln, und aus Eigenliebe fahren wir fort, ihn ohne Barmherzigkeit niederzureißen, so bald er Muth genug hat, sich zur Wehre zu stellen. Ich will diesen Satz mit nichts beweisen, als mit unsern gelehrten Streitigkeiten. Ich glaube, dieser Beweis geht über alle. Außer der Gefahr, in welche sich auf diese Art ein Satyrenschreiber begiebt, sich aus seinen Schranken zu verirren, wird er selbst sehr viel dabey verlieren. Ich habe das Herz nicht, einen Verfasser zu fragen, ob er nicht für die Nachwelt schreibe; wenigstens würde ich sehr betreten seyn, wenn man mich auf mein Gewissen darüber fragen wollte. Wir wollen es also nur aufrichtig gestehen; wir schreiben auch für die Nachwelt. Können wir wohl hoffen, daß wir durch die persönliche Satyre diesen großen Zweck erlangen? Ich glaube es nicht. Unsre Satyre wird nur denen gefallen, welche den lächerlichen Menschen kennen, den wir züchtigen. Wollen wir diesen Thoren mit verewigen? Wird die Nachwelt, die von ihm nichts mehr weis, als was wir von ihm gesagt haben, mit

eben dem Vergnügen unsre Schrift lesen, wie es allenfalls die ietzt lebenden thun? Hundert kleine Umstände, die uns lächerlich sind, fallen sodann weg, und werden den Nachkommen gleichgültig. Wie viel vermissen wir, eben um deswillen, an den Satyren des **Juvenals**? **Boileau**, dessen Witz vielleicht bitterer, als aufrichtig, war, hat einen großen Theil der Unsterblichkeit seinen Scholiasten zu danken. Viele Schriften vom **Swift** kommen uns abgeschmackt vor, weil wir in Deutschland die Originale nicht kennen, und die Gelegenheit nicht mehr wissen, welche seine persönlichen Satyren veranlaßt haben. Thun wir uns also durch dergleichen persönliche Satyren nicht selbst Schaden?

Wie unendlich sind die Vorzüge, welche die **allgemeine Satyre** vor der **persönlichen** hat! Dadurch, daß ich Laster oder Fehler, welche vielen zugleich gemein sind, zum Gegenstande meiner Satyre wähle, vermeide ich bey billigen Lesern den Vorwurf, daß ich aus Privatleidenschaften, aus persönlichem Hasse, aus Begierde, mich zu rächen, schreibe. Gewinnt ein Autor so viel; erlangt er das Zutrauen der Leser, daß seine Absichten tugendhaft, billig und uneigennützig sind: So hat er schon halb gewonnen. Er kann gewiß hoffen, daß seine Satyren

tyren bessern werden, und da er den Beyfall der vernünftigen Welt auf seiner Seite hat, so muß der Lasterhafte sich schämen, ihn anzufeinden. Ich lasse ihm Platz, sich zu bessern, da ich seine Person geschont habe. Noch ist er unerkannt; noch weis niemand, daß er dieser Lasterhafte ist; nur ich weis es, und sein Gewissen. Er hat noch Zeit, tugendhaft zu werden; und die Welt soll es nicht erfahren, daß er lasterhaft gewesen ist. Es kann nicht fehlen; eine allgemeine Satyre muß eine allgemeine Besserung wirken. Die Thorheit, die in Leipzig lächerlich ist, eben diese Thorheit ist in Lissabon und in Moskau lächerlich. Die Narren sehen, wie die Menschen, alle einander ähnlich, nur einige Züge verändert das Clima. Kann meine Eigenliebe etwas mehr verlangen, als die schmeichelhafte Vorstellung, daß, wenn ich die satyrische Geißel wider die Ungereimtheiten meines Nachbars aufhebe, sich alle Thoren eines ganzen Landes bücken, aus Furcht, daß der Streich ihnen gilt? Wird aber dieses geschehen, wenn ich ihnen sage, daß ich meinen Nachbar meyne? Eine allgemeine Satyre bleibt der Nachwelt immer neu. Eben die Thoren, die uns lächerlich sind, sind auch die Thoren ihrer Zeit. Schildre ich das Laster allgemein, so liest der Enkel den Cha-

rakter eines Lasterhaften, er vergißt, daß dieser schon vor hundert Jahren gestorben ist, und sucht ihn in seiner Stadt.

Ich habe mich vor persönlichen Satyren in meinen Schriften, mit allem Fleiße gehütet. Die Charaktere meiner Thoren sind allgemein; nicht ein einziger ist darunter, auf welchen nicht zehen Narren zugleich billig Anspruch machen können. Zeichne ich das Bild eines Hochmüthigen, so nehme ich die unverschämte Stirne von Baven, die stolzen Augenbraunen von Mäven, die vornehmdummen Blicke vom Gargil, die aufgeblasnen Backen vom Crispin, die trotzige Unterkehle vom Kleanth, den aufgeblähten Bauch von Adrasten, den gebieterischen Gang vom Neran; und aus diesen sieben schaffe ich einen hochmüthigen Narren, der heißt Suffen. Können Bav und Mäv, können die übrigen sagen, daß ich sie gezeichnet habe? Suffen wird noch leben, wenn sie alle todt sind, und ein jeder von ihnen wird wohl thun, wenn er sich denjenigen Fehler abgewöhnt, welchen er in dieser Copie lächerlich findet. Habe ich mir auch eine einzelne Person zum Originale vorgenommen, so bin ich doch sorgfältig bemüht gewesen, so lange an ihm zu arbeiten, bis

das

das Original durch viele fremde Züge unkenntlich, und zu einem neuen Originale geworden ist.

Ich bin diese Vorsicht meiner Pflicht und der allgemeinen Menschenliebe schuldig gewesen. Desto weniger aber können es diejenigen neugierigen Leser verantworten, welche so vorwitzig sind, und zu diesen allgemeinen Charakteren dennoch gewisse Personen aussuchen, welche darunter gemeynt seyn sollen. Es ist dieses ein sehr gewöhnlicher Fehler der Menschen. Darf ich es wohl sagen, woher es rührt? Wir haben die ungerechten Begriffe von der Satyre, daß sie nicht so wohl auf die Fehler der Menschen, als auf die Personen, gehen soll. Wir suchen daher Personen, so bald wir eine Satyre in die Hände bekommen. Es ist eine gewisse Bosheit in uns, die uns in einer beständigen Beschäfftigung erhält, die Fehler andrer auszuspähen. Wir freuen uns, wenn andre lächerlich gemacht werden, denn wir sind sehr geneigt, mehr über die Fehler andrer zu lachen, als über ihre Tugend uns zu freuen. Mitten unter diesen Entdeckungen sind wir ruhig, daß nicht wir, wir tugendhaften Leute, sondern unser närrischer Nachbar gemeynt ist. Könnten wir wohl so ruhig seyn, wenn wir nicht zu viel thörichte Eigenliebe besäßen? Vielleicht glaubt unser Nachbar,

bar, die Satyre gehe auf uns, und wir lachen wohl zu gleicher Zeit beide übereinander. Verdient nicht unser boshafter Vorwitz die schärfste Satyre? Durch unsre Auslegungen wird dasjenige eine persönliche Beleidigung, was der Verfasser in der billigen Absicht geschrieben hat, keinen zu beleidigen, sondern alle zu bessern. Es ist wahr; für den Verfasser ist es sehr vortheilhaft, wenn man an zehen Orten zugleich den Thoren findet, den er auf seiner Stube geschildert hat! Man gesteht dadurch, daß seine Charaktere sehr allgemein, und die Thorheiten nach dem Leben gezeichnet sind. Aber diese Schmeicheley muß ihm so schätzbar nicht seyn, als der Ruhm, daß er nur die Fehler der Menschen verfolgt, die Menschen aber, als ein vernünftiger Mitbürger liebt. Jener Beyfall kützelt nur seinen Witz, dieser aber macht, daß er ein Recht erhält, auf sein redliches Herz stolz zu seyn.

Da meine satyrischen Schriften das Schicksal gehabt, daß andre den Schlüssel dazu gesucht, und sie auf so vielerley Art ausgelegt haben: So nahm ich schon vor einigen Jahren Gelegenheit, die Unbilligkeit dieses Verfahrens lächerlich zu machen, und mich durch einen meiner Freunde rechtfertigen zu lassen. Der Verfasser eines Wochenblatts, so der Jüngling

ling * heißt, hat diese Mühe auf sich genommen. Ich brauche zu meiner Vertheidigung weiter nichts zu thun, als daß ich es hier wiederhole.

* * *

Ich bin so glücklich mit meinen Blättern, daß sie Lesern in die Hände kommen, welche eine so durchdringende Einsicht und Scharfsinnigkeit besitzen, daß sie sogleich die Originale zu den abgebildeten Charakteren wissen. Diese Scharfsinnigkeit macht sowohl denen, welche sie anwenden, als mir, viel Vergnügen. Ich sehe daraus, daß die Welt dergleichen Charaktere als Aufgaben ansieht, deren Auflösung in ihrer Gewalt ist. Ich habe vor andern Schriftstellern meiner Art den Vorzug, daß die Welt keinen Schlüssel zu meinen Arbeiten haben will. Was die lächerlichen Charaktere anbelangt, die ich abgebildet habe; so ist es mir gleichgültig, ob die Leser die Originale dazu kennen, oder nicht, wenn ich sie nur nicht kenne. Ich denke, daß sich allezeit ein Original zu dem Abgeschmackten finden wird, den man beschreibt; es fehlt ja in der Welt an solchen Leuten nicht. Man mag sich also immerhin in die Ohren sagen: Ja, ja, das ist das Frauenzimmer; es ist nach dem Leben getroffen;

es

* Siehe den Jüngling 1. Band. das 17 und 21. Stück.

es ist, als wenn ich diesen Edelmann oder Bürger mit Augen vor mir sähe; wenn man Recht hat, so erfreut es mich, daß ich die Natur so glücklich treffe, und ich bedaure den, der das Original zu meiner Copie wird. Was die löblichen Charaktere betrifft; so versichre ich aufrichtig, daß ich alle diejenigen meyne, welche die abgebildeten guten Eigenschaften besitzen. Ich bedaure weiter nichts, als daß sich meine Leser zuweilen nicht eher, als andre, nennen. Unterdessen will ich der Welt dieses Vergnügen gönnen, und ihnen daher heute einige Charaktere vorlegen, von denen ich gewiß bekräftigen kann, daß ich sie nicht erdichtet habe. Die abgebildeten Personen sind nach dem Leben gezeichnet. Ich will mich auch mit denen in einen vertrauten Briefwechsel einlassen, welche diese Personen kennen, damit sie zu einer ganz unstreitigen Gewißheit in ihren Auflösungen gelangen können.

Fa** ist schön; das wissen wir alle. Sie ist noch ein unschuldiges Frauenzimmer. Ja, ja! Sie ist reich; das läugnet niemand. Allein die gute Fa** lobt aus großer Begierde, gelobt zu werden, sich selbst allzusehr. Der Schade, den sie davon hat, ist sehr groß. Nunmehr will es niemand mehr glauben, daß sie schön, daß sie reich, daß sie ein unschuldiges Frauenzimmer ist. Ich

Ich bedaure den armen Dichter: Alle Welt vermeidet seine Gegenwart; wo er hinkömmt, läuft man vor ihn. Er kann das nicht begreifen? Ich will es ihm sagen: Er ist gar zu poetisch. Ein grosser Fehler! Man flieht ihn, wie die Pest. Es ist auch in der That keinem ehrlichen Manne zuzumuthen, daß er so viel ausstehen soll, als man bey dem Herrn C *** auszustehen hat. Wenn ich stehe, so liest er mir seine Gedichte vor; setze ich mich nieder, so liest er sie mir auch vor. Ich fange an zu laufen; er läuft nach, und liest mir immer hinten drein; bis auf den Abtritt verfolgt er mich mit seinen geistreichen Werken. Vielleicht bin ich in der Allee vor ihm sicher? Es hilft nichts; er liest immer vor. Ich eile auf die Reitbahn. Umsonst, er läßt mich nicht einmal auf das Pferd. Mich hungert; ich muß zu Tische; er hält mich immer noch auf. Ich reiße mich los, und setze mich nieder; auch vom Tische jagt er mich weg. Ich werfe mich aufs Bette, und schlafe ein. Er weckt mich auf, und liest mir seine Verse vor. Ist wohl etwas unerträglichers zu denken? Er ist ein billiger, rechtschaffner und braver Mann; ich gebe es zu; allein es hilft ihm alles nichts. Es scheut sich alle Welt vor seinen Versen.

Cliton

Cliton hat in seinem ganzen Leben nicht mehr als zwo Verrichtungen gehabt, zu Mittage und zu Abend zu essen. Es scheint, daß er nur zur Verdauung geboren worden sey. Er spricht auch nur von Dingen, die dahin gehören. Er erzählt, wie viele Gerichte bey dem letzten Schmause aufgetragen, was für Essen, wie viel Essen, was für Braten und Beygerichte aufgesetzt worden sind. Er besinnt sich ganz genau darauf, was man für Gerichte bey dem ersten Aufsatze gebracht hat, und eben so gewiß besinnt er sich auf die Früchte, und Assietten. Er nennt alle Weine und gebrannte Wasser her, von denen er getrunken hat. Er versteht die Sprache der Küche vollkommen, und er macht mir Appetit, an einem guten Tische zu speisen, wo er nicht ist. Er ist ein außerordentlicher Mann in seiner Art, der die Kunst, sich gut zu mästen, zur größten Vollkommenheit gebracht hat. Er ist auch der Kenner guter Bissen; es wird kein Mensch wieder geboren werden, der so viel, und so gut ißt. Man darf auch selten dasjenige loben, was ihm misfällt. Er hat sich bis auf seinen letzten Hauch zu Tische tragen lassen; er gab eben an dem Tage, da er starb, einen Schmaus. Er mag seyn, wo er will, so wird er essen, und wenn er in die Welt zurückkehrt, so kömmt er zum Essen wieder.

Ka** befindet sich wohl auf, und sieht doch blaß. Er trinkt nicht viel, und sieht doch blaß. Er verdaut gut, und sieht doch blaß. Er hat eine junge artige Haushälterinn, und sieht doch blaß. Wo muß das herkommen?

Gorg**an ist ungemein freygebig gegen abgelebte Greise und verschwendet seine Geschenke an alte reiche Witwen. Verlangt Gorg**an vielleicht, daß ich glauben soll, er thue solches aus Großmuth? Der Niederträchtige! Seine Geschenke sind Netze und Fallstricke, die er ihren Erbschaften legt. Will er seine Großmuth bezeigen; will er ohne Eigennutz schenken, so beschenke er mich; denn ich bin jung und munter, und sterbe ohne Testament.

Unsrer Wuchrer F** ist ein schlauer Kopf! Er hat eine Frau, die so reizend aussieht, daß ihn niemand zum Hahnreye gemacht haben würde, wenn er auch Geld dazu gegeben hätte. Der Zutritt war allen unverwehrt, und dennoch fand sich kein Mensch, welcher sich selbst so sehr verläugnen können, daß er auf diesen Einfall gekommen wäre. Was hat F** zu thun? Er wird eifersüchtig; er bewacht sie, und läßt sie von andern bewachen. Welcher Lärm! Es wimmelt unter seinen Fenstern von jungen Stutzern, die sich fast zu Krüpeln seufzen, und den hal-

ben Wechsel daran wenden, wenn sie nur eine einzige Nacht Herr F** seyn könnten. Herr F** hat seine Sachen vortrefflich gemacht.

Die Madame *** ist vorzeiten verbuhlt und fast ein wenig allzu galant gewesen. Man hat von ihr gesprochen, und dieses hat sie bewogen, sich den allzulärmenden Ergetzlichkeiten der Welt zu entziehen. Sie ist eben noch so empfindlich, aber vorsichtiger. Sie hat eingesehen, daß Frauenzimmer ihre Ehre nicht so wohl durch ihre Schwachheiten, als durch ihre geringe Mäßigung in denselben beleidigen, und daß die Entzückungen der Liebhaber immer sehr wirklich und angenehm sind, wenn sie gleich verschwiegen werden. Sie ist schön, aber ihre Schönheit ist majestätisch, die sich leicht Ehrerbietung zuwege bringen würde, wenn sie gleich kein ernsthaftes Wesen annähme. Sie kleidet sich nicht verbuhlt, aber doch nicht ohne Schmuck. Wenn sie sagt, daß sie nicht zu gefallen suche, so setzt sie sich allezeit in den Stand, zu rühren, und ersetzt dadurch die Reizungen sorgfältig, die ihr ihre vierzig Jahre genommen haben. Sie hat wenig Reizungen verloren, und wenn man die frische Farbe ausnimmt, die mit der ersten Jugend verschwindet, und welche die Frauenzimmer oft noch vor der Zeit verderben, indem

indem ſie dieſelben blendend zu machen ſuchen, ſo darf die Madame*** nichts bedauern, weil ſie nichts verloren hat. Sie iſt groß und wohlgebildet; ſie hat eine angenommene Nachläßigkeit; ihre Geſichtsbildung und ihre Augen ſind gezwungen ernſthaft. Wenn ſie aber nicht darauf denkt, Achtung auf ſich zu geben; ſo verrathen die Augen ein luſtiges Weſen und Zärtlichkeit. Ihr Verſtand iſt lebhaft, ohne unbeſonnen zu ſeyn, vorſichtig, und ein wenig zur Verſtellung geneigt. Ob ſie gleich ein ſpröddes Anſehen hat, ſo iſt ſie doch angenehm in Geſellſchaften. Ihre Grundſätze verlangen nicht, daß ein Frauenzimmer keine Schwachheiten begehen müſſe; ſie verlangen nur, daß allein der Geſchmack die Schwachheiten der Vergebung werth machen ſoll.

Herr G** hat ſich einen ganz neuen Weg zu ſeinem Glücke gebahnt. Es giebt eine gewiſſe Art von Leuten, welche gern die Vornehmſten vor andern ſeyn wollen und es nicht ſind; dieſen hängt er an. Er läßt ſich zwar von ihnen nicht zum Narren gebrauchen; aber er lacht ſie ſelbſt freywillig an, und bewundert ihre großen Geiſter. Was ſie ſagen, lobt er; wenn ſie es wieder läugnen, ſo lobt er dieſes auch. Verneinen ſie etwas, ſo verneint ers mit. Bejahen ſie etwas, ſo ſagt er auch Ja. Kurz, er

hat sich das Gebot auferlegt, allen zu schmeicheln; denn das ist itzt das einträglichste Gewerbe. Er macht aus Narren Unsinnige. Wo er hinkömmt, läuft ihm alles entgegen, Köche, Weinschenken, Gastwirthe und Zuckerbecker. Sie grüssen ihn; sie stellen ihm zu Ehren eine Gasterey an, und wünschen ihm zu seiner Ankunft Glück. Man sehe, was der Müßiggang und fremdes Brod thun kann. Hat Herr G *.* nicht einen ganz neuen Weg zu seinem Glücke gefunden?

Die Mademoiselle *** zieht einen Handschuh ab, uns eine schöne Hand zu zeigen, und sie vergißt es nicht, einen ganz kleinen Schuh zu entdecken, der einen kleinen Fuß voraus setzt. Sie lacht über lustige oder ernsthafte Dinge, um schöne Zähne zu verrathen; wenn sie ihr Ohr sehen läßt, so bedeutet solches das, daß es schön ist, und wenn sie niemals tanzt, so kommt es daher, daß sie, mit ihrer Gestalt wegen ihrer Dicke unzufrieden zu seyn, Ursache hat. Sie kennt alle ihre Vortheile, einen einzigen ausgenommen; die Mademoiselle*** redet beständig und hat keinen Verstand.

Was? Der Madame*** sollte ein einziger Mann genug seyn? Gewiß; nur ein Mann ist für die Madame*** zu wenig. Man wird sie eher

dazu

dazu nöthigen, daß ſie ſich an einem Auge begnügen laſſe.

Der Herr Profeſſor mag ſprechen, oder Reden halten, oder ſchreiben, ſo will er citiren. Er läßt von dem Fürſten der Philoſophen ſagen, daß der Wein trunken macht, und von dem größten Redner der Römer, daß das Waſſer denſelben mildere. Wenn er ſich in die Moral einläßt, ſo iſts nicht er, ſondern der göttliche Plato, welcher verſichert, daß die Tugend liebenswürdig iſt, und das Laſter gehaßt zu werden verdient, oder daß aus dem einen ſo wohl, als aus dem andern, Fertigkeiten entſtehen. Die gemeinſten und alltäglichſten Gedanken, und ſo gar diejenigen, die er ſelbſt noch denken kann, will er den Alten, den Lateinern und Griechen ſchuldig ſeyn, nicht etwan, um dem, was er geſagt hat, mehr Gewichte zu geben, oder vielleicht mit ſeiner Wiſſenſchaft ſich ein Anſehen zu machen. Nein, er will citiren.

Sie bewundern allein die Alten, mein Herr*** und loben nur die verſtorbnen Poeten; allein ich bitte Sie, vergeben Sie mirs, mein Herr; Es iſt der Mühe nicht werth, daß man ſtirbt, um Ihren Beyfall zu erhalten.

Der Herr Doctor liebt die Inſecten; er ſammlet ihrer alle Tage mehr. In Europa hat niemand ſo ſchöne

Schmetterlinge von allerley Gestalten und Farben. Ach! zu was für einer Zeit besuchen sie ihn itzt? Er ist in einen tödtlichen Kummer versenkt; er ist mürrisch und finster; seine ganze Familie leidet darunter. Er hat auch einen entsetzlichen Verlust erlitten. Kommen sie nur näher, und sehen sie das an, was er ihnen auf seinem Finger zeigt. Es hat kein Leben mehr, es ist ihm den Augenblick gestorben! Was ist es denn? Es ist eine Raupe. Was das für eine Raupe war!

Alter Narre! Merkst du nicht, warum dich P*** mit Geschenken überhäuft? Du bist reich, du gehst auf der Grube! Stirb! Verstehst du kein Deutsch?

* * *

Man wird sich vielleicht der Charaktere erinnern, die ich in einem meiner Blätter der Welt, als Aufgaben vorgelegt habe, welche sie auflösen sollte. Ich und mein Verleger haben verschiedne Briefe erhalten, in welchen die Personen angegeben werden, die ich gemeynt haben soll. Ich muß eilen, und diese Briefe beantworten; sonst bin ich in Gefahr, noch mehrere zu erhalten. Ich hätte nicht geglaubt, daß es eine so gefährliche Sache wäre, ein Autor zu seyn. Alle Leute, über die gelacht werden kann, halten ei-

nen Autor für ihren Feind, und ich kann bey meinem Vergnügen schwören, daß mir nichts lieber, als Ruhe und Friede, ist. Wenn ich glaubte, daß mein eigner Name bekannt seyn könnte, so traute ich mich nicht auf die Gasse und vor die Stadt. So werden die guten Absichten belohnt! Ich wollte zum Vergnügen der Welt schreiben, und man giebt mir Schuld, daß ich einige aus der Welt lächerlich machen wollte. Ich unschuldiger Jüngling! Doch ich will aufhören, mich zu beklagen. Hier sind die Briefe, aus welchen ich nur die Namen der Personen, die ich abgebildet haben soll, weggelassen habe.

Mein Herr,

Mit ihrer Erlaubniß, daß ich Ihnen die reine Wahrheit sage. Sie sind für einen jungen Menschen zu boshaft. Ich habe Ihr siebzehentes Blatt mit Erstaunen gelesen. Im Anfange fand ich die Abbildung eines Poeten aus dem **Martiale**, der seinen Freunden mit seinen Gedichten zur Last wird a).

a) Occurrit tibi nemo quod libenter,
Quod, quocunque venis, fuga est, et ingens
Circa te, Liguriae, solitudo:
Quod si scire cupis, nimis poeta es.
Hoc valde vitium periculosum est.
Non tigris catulis citata raptis

Dieſes brachte mich auf die Gedanken, daß Sie etwa derer, welche immer die Orginale zu Ihren Charakteren finden wollen, ſpotten würden, indem Sie aus dem Schriften der Alten lächerliche Charaktere überſetzten, ohne ſolches anzuzeigen. Ich ward in dieſer guten Meynung beſtärkt, als ich gegen das Ende Ihres Blattes den Gnatho aus dem Terenze fand b); denn ich wußte ſo wohl die Stelle aus

Non et ipſas medio perusto ſole,
Nec ſic ſcorpius improbus timetur.
Nam tantos rogo quis ferat labores?
Et ſtanti legis, et legis ſedenti:
Currenti legis, et legis cacanti:
In thermas fugio, ſonas ad aurem:
Piſcinam peta, non licet natare:
Ad coenam propero, tenes euntem:
Ad coenam venio, fugas ſedentem:
Laſſus dormio, ſuſcitas jacentem.
Vis quantum facias mali videre?
Vir juſtus, probus, innocens timeris.

Mart. Libr. V. epigr. 59.

b) Hoc novum eſt aucupium: Ego hanc primus inveni viam.
Eſt genus hominum, qui eſſe primos ſe omnium rerum volunt;
Nec ſunt. Hos conſector: hiſce ego non paro me, ut rideant;
Sed eis ultro arrideo, et eorum ingenia admiror ſimul.
Quicquid dicunt, laudo; id rurſum ſi negant, laudo id quoque;
Negat quis, nego: ait, ajo: poſtremo imperavi egomet mihi,
Omnia aſſentari. Is queſtus nunc eſt multo uberrimus etc.

Terentius in Eunuch. Act. II. Sc. I.

aus dem Martiale, als die Abbildung des Gnatho aus dem Terenze, noch von der Schule her auswendig. Aber ich fand mich betrogen, nachdem ich alle Regiſter von meinen Autoren nachgeſchlagen, und in keinem die übrigen Charaktere gefunden hatte. Sie haben es alſo unter dieſem Kunſtgriffe nur verbergen wollen, daß Sie viele große und vornehme Männer lächerlich zu machen ſuchen. Das iſt ſehr boshaft! Wenn ich es nur wüßte, daß Sie mich unter dem Profeſſor, der immer citirt, verſtanden hätten, und mich lächerlich machen wollen, daß ich eine Profeſſur ſuche! Ich wollte Ihrer ſpöttiſche Zunge bald Einhalt thun. Die Univerſität ſollte mir gewiß Recht ſchaffen. Doch ich will meinen Unwillen noch aufſchieben. So viel ſage ich Ihnen, reizen Sie mich nicht. Ich weis wohl mehr, als Sie denken.

Leipzig den 29. April.

Z. A. M.

Das iſt der liſtigſte unter meinen Correſpondenten! Er hat es gleich gemerkt, daß ich aus dem Martiale und Terenze einige Charaktere genommen habe. Er hat Recht, daß die übrigen in keinem Regiſter ſtehen. Der Himmel weis, was ich mir in ſeiner Perſon für einen gelehrten und wichtigen Mann bey

der Univerſität zum Feinde gemacht habe. Der Profeſſor, den ich meyne, iſt ein Franzos c). Bruyere hat ihn in ſeinen Charakteren abgebildet; daß ich keinen jetzt lebenden Gelehrten meyne, beſtätigt nachfolgendes Schreiben.

Mein Herr Jüngling,

Da ich faſt alle Häuſer dieſer Stadt kenne, ſo iſt es mir nicht ſchwer geworden, diejenigen ausfündig zu machen, welche Sie in ihrem ſiebzehenten Blatte ſo wohl gezeichnet haben. Ich wollte Ihnen wohl alle Namen ſchreiben; aber ich befürchte, Sie möchten meinen Brief drucken laſſen. Unterdeſſen kann ich doch nicht errathen, wer der Profeſſor ſeyn ſoll, der immer citirt. Ich weis niemanden. Die hieſigen Gelehrten haben nicht dar-

IIIIII

c) Herille ſoit qu'il parle, qu'il harangue, ou qu'il ecrive, veut citer. Il fait dire au Prince des Philoſophes, que le vin enyvre, et a l'Orateur Romain, que l'eau le tempere; s'il ſe jette dans la morale, ce n'eſt pas lui, c'eſt le divin Platon, qui aſſure, que la vertu eſt aimable, le vice odieux, ou que l'un & l'autre ſe tournent en habitude: les choſes les plus communes, les plus triviales, et qu'il eſt même capable de penſer, il veut les devoir aux Anciens, aux Latins, aux Grecs. Ce n'eſt ni pour donner plus d'autorité, à ce qu'il dit, ni peut-être pour ſe faire honneur de ce qu'il ſçait. Il veut citer. *Bruy. p. 440.*

um ſtudiert, daß ſie citiren wollen. Sie lieben, ſo viel ich weis, alle die Alten wegen ihrer Wahrheiten, die ſie vortragen, wegen der Schönheiten ihres Ausdruckes, wegen ihrer Kunſt, mit der ſie geſchrieben haben, wegen der Geſchichte, die man daraus lernen kann, und wegen andrer ſolchen Urſache mehr. Ich wüßte hier keinen Pedanten. Underdeſſen kann es ſeyn, daß Sie mehr Gelehrte kennen, als ich. Melden Sie mir doch den Namen deſſen, den Sie abgebildet haben, durch einen kleinen Brief, den ich bey Ihrem Verleger abfodern laſſen will. Ich wüßte niemanden. Ich bin,

Mein Herr Jüngling,

den 2 May, 1747.

Ihr fleißiger Leſer:
A.

Herr A. weis niemanden; ich auch nicht. In Leipzig haben wir keine Pedanten. Das iſt gewiß!

Mein Herr Jüngling,

Sie ſind ein loſer Vogel. Ich habe Ihr ſiebzehentes Blatt mit Vergnügen geleſen. Sie ſind ein Schriftſteller für mich. Da ich mit den hieſi-

gen

gen Frauenzimmern sehr vertraut bin, so hatte ich kaum von dem Charakter der Fa** die erste halbe Zeile gesehen, daß sie schön wäre, so wußte ich den Augenblick, daß Sie die Mademoiselle ** meynten. Es ist andem, daß sie sich sehr gern lobt. Ich darf nur anfangen, ihr etwas von der neuen Art zu sagen, auf die ich meine Haare frisiren lasse, so redet sie gleich von einer neuen Mode, die sie erfunden haben will. Man kann vor ihrem Eigenlobe nicht zum Worte kommen. Wenns ich ihr einige galante Schmeicheleyen sagen wollen, so ist sie oft so unverschämt gewesen, und hat zu mir gesagt: Ich hätte vollkommen recht, und sagte nur noch zu wenig. Und ma foi ich sagte ihr so viel, daß sie hätte sollen roth werden. Habe ich da nicht stumm werden müssen? Kurz; sie haben sie nach dem Leben gezeichnet. Die Madame ***, die vorzeiten verbuhlt, und allzu galant gewesen, ist doch die Madame ** in der ** Straße? Habe ich nicht recht? Wahrhaftig Sie sind in Charakteren sehr glücklich. Ich bin,

Mein Herr Jüngling,

den 4. May
1747.

der Ihrige
Jacob Flink.

Herr

Herr Flink irrt ſich; es kann ſeyn, daß ſich die Mademoiſelle ** ſelbſt lobt, weil er zu ihrem Lobe zu ungeſchickt iſt, und ſie ſeinem unbeſcheidnen Lobe auf einmal Einhalt thun will. Ich habe aber weder die Mademoiſelle ** noch die Madame ** abbilden wollen. Ich kenne ſie nicht. Fa** iſt eine Römerinn d); die Madame *** aber, die Madame Lürſay, eine Franzöſinn, deren Geſchichte Herr Crebillon der jüngere beſchrieben hat e). Allein

d) Bella es, novimus, et puella, verum eſt,
Et dives, quis enim poteſt negare?
Sed dum te nimium, Fabulla, laudas,
Nec dives, neque bella, nec puella es.

Martial. libr. I. ep. 29.

e) Coquette jadis, même un peu galante, une avanture d'éclat, et qui avoit terni ſa reputation l'avoit degoutée de plaiſirs bruyans du monde. Auſſi ſenſible, mais plus prudente, elle avoit compris enfin, que les femmes ſe perdent moins par leurs foibleſſes, que par le peu de menagement, qu'elles ont pour elles-mêmes; & que pour être ignorés, les transports d'un amant n'en ſont ni moins réels, ni moins doux. - - Elle étoit belle, mais d'une beauté majeſtueuſe, qui même, ſans le ſerieux, qu'elle affectoit, pouvoit aiſement ſe faire reſpecter. Miſe ſans coquetterie, elle ne negligoit pas l'ornement. En diſant, qu'elle ne cherchoit pas a plaire, elle ſe mettoit toujours en état de toucher; et reparoit avec ſoin ce que près de quarante ans, qu'elle avoit, lui avoient enlevé d'agremens: elle

en

Allein in meinem ſiebzehenten Blatte iſt aus Verſehen ein Charakter weggelaſſen worden, in welchem ich Herrn Flinken meynte. Weil ich nach ſeinem Urtheile ſo glücklich in Charakteren bin, ſo will ich denſelben itzt noch nachholen.

Man ſagt, daß Herr Flink ſchön ſey; es ſagen es viele, und niemand ſagt es ſo oft, als er ſelbſt. Aber warum ſollte er wohl ſchön ſeyn? Warum er ſchön ſeyn ſoll? Sein Lackey friſirt ihm die Haare am beſten; er iſt immer wohlriechend; er iſt ſo lange auf den Tanzboden gegangen, daß er endlich glaubt, er tanze am beſten; er iſt beſtändig unter Frauenzimmern, weil ſich niemand die Mühe nehmen

en avoit pas même peu perdu; et ſi l'on en excepte cette fraicheur, qui diſparoit avec la premiere jeuneſſe, et que ſouvent les femmes flétriſſent avant le tems, en voulant la rendre plus brillante; Madame *Lurſay* n'avoit rien à regretter. Elle étoit grande & bien faite; et dans ſa nonchalance affectée, peu des femmes avoient autant des graces qu'elle. Sa Phyſionomie et ſes yeux étoient ſéveres foremént, et lors qu'elle ne ſongeoit pas à s'obſerver, on y voyoit briller l'enjouement et la tendreſſe. Elle avoit l'eſprit vif, mais ſans etourderie, prudent, même diſſimulé. Au reſte quoique prûde elle étoit douce dans la ſocieté. Son Syſteme : etoit point, qu'on ne dût pas avoir des foibleſſes, mais que le ſentiment ſeul pouvoit les rendre pardonnables. *Crebillon dans ſes égarements de l'eſprit et du coeur. p. 17.*

men und ihm die Thüre weiſen laſſen will; er iſt immer ſehr vertraulich mit ihnen, und ziſchelt ihnen beſtändig etwas ins Ohr; er ſchreibt Briefe an ſie, die er für ſehr ſinnreich und galant hält, weil ihm niemand darauf antwortet; er weis genau, was ein jedes Frauenzimmer für einen Liebhaber hat; er läuft auf alle Gaſtereyen. Warum ſollte Herr Flink nicht ſchön ſeyn? Ich will mich nicht länger bey ihm aufhalten, weil ich noch mehr Briefe mitzutheilen habe.

Leipzig, den 4. May 1747.

Monſieur,

Wenn ich viel eſſe, ſo eſſe ich für mich viel. Er iſt ein junger Menſch, was hat er ſich um mich zu bekümmern? Wir können freylich nicht alle ſo gelehrt ſprechen, als er. Spreche er von ſeinen Büchern; ich will von meinen Braten ſprechen. Er hat nichts darüber zu lachen. Ich muß den ganzen Tag über genug rechnen, eh ich mich zu Tiſche ſetzen kann. Er wird in ſeinem ganzen Leben doch nicht ſo viel Geld verdienen, als ich in einem Monate ausleihe. Ich bin der Stadt nützlicher, als er. Ich bekümmere mich wenig um ihn. Ich bin noch nicht todt, wie er in ſeinem Blättchen von mir ſpricht, und ich

will

will noch lange leben. Künftig habe er vor Leuten von meinem Alter mehr Respect. Deswegen habe ich an ihn geschrieben. Ich denke, wenn er mit seiner schmähsüchtigen Zunge fortfährt, daß er noch auf das Carcer gesetzt werden soll. Ich will mich einmal so nennen, wie er mich genannt hat.

Cliton.

Mich dünkt, daß zwischen denen, die viel essen, und zwischen den Clitons, welche Brüyere f) beschreibt, noch ein ziemlicher Unterschied sey.

Mein

f) *Cliton* n'a jamais en toute sa vie, que deux affaires, qui est, de dîner le matin et de souper le soir, il ne semble né que pour la digestion; il n'a même, qu'un entretien, il dit les entrées qui ont été servies au dernier repas, ou il s'est trouvé; il dit, combien il y a eû de potages; il se souvient exactement, de quels plats on a relevé le premier service; il n'oublie par le fruit et les assiettes; il nomme tous les vins, et toutes les liqueurs, dont il a bû; il possede le langage de cuisines autant, qu'il peut s'etendre, et il me fait envie, de manger à une bonne table, où il ne soit point. C'est un personnage illustre dans son genre, et qui a porté le talent, de se bien nourir, jusques où il pouvoit aller. On ne reverra plus un homme, qui mange tant, et qui mange si bien; aussi est-il l'arbitre de bons morceaux, et il n'est gueres permis d'avoir du gout, pour ce qu'il desapprouve. Mais s'il n'est plus, il s'est fait du moins porter à table jusque au dernier soupir: il donnoit à manger le jour, qu'il est mort; quelque part où il soit, il mange; et s'il revient au monde, c'est pour manger. *Bruyere, p. 397.*

Mein Herr Jüngling,

Es ist wahr, Sie haben der Welt in Ihrem siebzehenten Blatte schwere Räthsel vorgelegt. Man kennt ja den guten Herrn, der gut verdaut, und doch blaß aussieht, eine junge Haushälterinn hat, und noch immer blaß aussieht, überall. Sie hätten ihn eben dadurch nicht unkenntlich zu machen suchen dürfen, daß Sie seine Haushälterinn jung und artig nennen. Es ist nunmehr schon eine geraume Zeit, daß er gut verdaut, und doch blaß ausgesehen hat. Konnten Sie nicht zu gleicher Zeit seine Gebieterinn beschreiben? Sie war nicht reizend, und ward Haushälterinn; sie war schmutzig, und ward Haushälterinn; er hat nichts, und sie ist doch reich. Wo mag das herkommen?

Halle,
am 3. May.

X.

N. S. Ich irre doch nicht, daß Sie vor etlichen Jahren hier in Halle studiert haben?

Das weis ich nicht. Die Haushälterinn von der ich geredet habe, soll durchaus jung und artig

ſeyn; ich will es ſo haben. Martial hat mich zu dieſem Charakter veranlaßt g).

Mein Herr Jüngling,

Ich merke, wer Sie ſind; Sie mögen Sich verbergen, wie Sie wollen. Sie ſind mein Landsmann, und dieſes laſſe ich mir nicht abſtreiten, ſeitdem Sie Ihr ſiebzehentes Blatt geſchrieben haben. Wie glücklich haben Sie doch einen gewiſſen Heuchler getroffen, der in unſrer Stadt ſchon ſo viele Erbſchaften erſchlichen hat! Ich lobe Sie, daß Sie einen Mann dem Spotte Preis geben, den die Thränen ſo vieler Wittwen und Waiſen noch nicht zur Reue und Erkenntniß ſeiner Ungerechtigkeiten gebracht haben. Der Niederträchtige! Er denkt, daß er für alle ſeine Ungerechtigkeiten genugthue, wenn er einige Stiftungen und Gebetbücher macht, und, mit einem großen Lärmen, alle Jahre einmal Allmoſen aus-

g) Pulcre valet Carinus, et tamen pallet.
Parce bibit Carinus, et tamen pallet.
Bene concoquit Carinus, et tamen pallet.
Tingit cutem Carinus, et tamen pallet.
Puellam amat Carinus, et tamen pallet.

Mart. lib. I. ep. 78.

austheilt. Habe ich den Gorg** an nicht errathen? Ich bin

Mein Herr Jüngling,

Aſchersleben,
am 5 May, 1747.

Ihr aufmerkſamer Leſer,
Michael Gewiß.

Folgender Brief betrifft eben dieſen Charakter.

Mein Herr Jüngling,

Fürchten Sie Sich denn vor keinem Proceſſe? Wenn der Herr Licentiat** keine Erbſchaft von Ihnen erſchleichen kann, ſo kann er doch eine Rüge wider Sie machen. Er wohnt auf der ** Straſſe. Ich habe mich wohl nicht geirrt. Er iſt eben der, welcher einen alten reichen Narren, der kein deutſch verſteht, mit Geſchenken überſchüttet, damit er ſterben ſoll. Ich möchte ſehr gern mit Ihnen bekannt ſeyn, mein Herr Jüngling. Ich wollte Ihnen auch die kleine koſtbare Perſon mit der goldnen Uhr nennen, welche nur gern wiſſen will, ob ſie von Ihnen gemeynt worden iſt. Ich bin,

Mein Herr Jüngling,

Leipzig,
am 6 May, 1747.

Ihr fleißiger Leſer
T.

Nunmehr könnte ich die Welt wieder rathen laſſen, welchen unter dieſen beiden ich gemeynt haben ſoll. Bald wird keine Stadt in Deutſchland ſeyn, wo meine Blätter geleſen werden, aus der ich nicht gebürtig bin. Es hat ſchon zu Martials Zeiten Leute genug gegeben, welche Erbſchaften zu erſchleichen geſucht haben h).

Leipzig, den 29 April.

Mein Herr,

Ich will Ihnen funfzig Thaler geben, wenn Sie mir den Namen des Verfaſſers vom Jünglinge nennen. Sie können nichts dafür, daß in dieſem gottloſen Blatte rechtſchaffne Leute verleumdet werden;

h) Munera quod ſenibus viduisque ingentia mittis:
Vis te munificum, Gargiliane, vocem?
Sordidius nihil eſt, nihil eſt te ſpurcius uno:
Qui potes inſidias dona vocare tuas:
Sic avidis fallax indulget piſcibus hamus,
Callida ſic ſtultas decipit eſca feras.
Quid ſit largiri, quid ſit donare, docebo,
Si neſcis: dona, Gargiliane, mihi.

Martial. libr. IV. ep. 56.

Munera qui tibi dat locupleti, Gaure, ſenique:
Si ſapis et ſentis, hic tibi ait, morere.

Martial. lib. VIII. ep. 27.

den; das weis ich wohl. Daß ich Urſache habe, auf meine Frau eiferſüchtig zu werden, und daß es von Stutzern unter meinen Fenſtern wimmelt, iſt leider der ganzen Stadt bekannt. Aber daß mich ein junger Menſch einen Wuchrer nennt, das iſt eine Injurie! Die muß die Obrigkeit beſtrafen! Funfzig Thaler wende ich daran, damit ſie ſehen ſollen, daß ich kein Wuchrer bin. Ich bin

G * *

Herr G** muß mehr bieten, wenn der Verleger ſeinen Schriftſteller verrathen ſoll. Der Jüngling läßt ſich um einen ſo geringen Preis nicht nennen. Ich könnte zwar ſagen, daß ich den Charakter des G** aus dem Martiale i) genommen. Allein ich will noch einige Zeit mit der Erklärung verziehen, ob er es iſt. Denn er verſteht ohne Zweifel kein Latein, und kann alſo nicht wiſſen, ob ich nicht einige neue Züge hinzugeſetzt habe.

i) Nullus in urbe fuit tota, qui tangere vellet
Uxorem gratis, Caeciliane, tuam,
Dum licuit; ſed nunc, poſitis cuſtodibus, ingens
Turba fututorum eſt. Ingenioſus homo es.

Martial. libr. I. epigr. 74.

Mein Herr Jüngling,

Wenn Sie nur nicht so viel von einem Frauenzimmer mit blauen Augen, und von einem mit schwarzen Augen redeten; so würden Sie ein hübscher frommer Mensch seyn, der es nicht so sehr mit der itzigen argen und verderbten Welt hielte. Dieses habe ich daraus gesehen, daß Sie der eiteln Mademoiselle **, die sich auf ihre schönen Hände und Füße so schrecklich viel einbildet, und der Madame **, die mehr als einen Mann braucht, den Text so wohl gelesen haben. Ich habe recht meine Freude darüber. Ich sehe alle Tage mit inniger Betrübniß meines Herzens zu, wie viel junge Menschen bey ihnen aus und eingehen. Ich weis nicht, wie der Himmel so lange zusehen kann. Er ist sehr langmüthig. Ach wie schlimm wird es noch werden! Ich bin,

Mein Herr Jüngling,

Am 5 May.

Ihre andächtige leserinn,
Flavia.

N. S. Itzt gehen schon wieder zween Edelleute hin. Was wird noch aus der Welt werden?

Flavia könnte freylich am beſten wiſſen, wen ich meynte, weil ſie alt iſt, und Neuigkeiten liebt, wenn ich nicht den Charakter der Mademoiſelle ** aus dem Bruyere k) und eine Abbildung der Madame** aus dem Juvenale l) genommen hätte.

Mein Herr Jüngling,

Sie haben einen Mann beſchrieben, der allein die verſtorbnen Poeten lobt. Wollen Sie Sich in einen bekannten Streit wagen?

Am 5. May.

Elias Eilig.

k) Argyre tire ſont gant, pour montrer une belle main, et elle ne neglige pas, de decouvrir un petit ſoulier, qui ſuppoſe, qu'elle a le pied petit; elle rit de choſes plaiſantes ou ſerieuſes, pour faire voir de belles dents; ſi elle montre ſon oreille, c'eſt qu'elle l'a bien faite, et ſi elle ne danſe jamais, c'eſt qu'elle eſt peu contente de ſa taille, qu'elle a épaiſſe; elle entend tous ſes interets à l'exception d'un ſeul, elle parle toujours, et n'a point d'eſprit. *Bruyere, p. 138.*

l) Unus Iberinae vix ſufficit: ocyus illud
Extorquebis, ut haec oculo contenta ſit uno.

Juvenal. Satyr. VI. v. 53.

Ich bin zu friedfertig, als daß ich Luſt hätte, mich irgend in einen Streit einzulaſſen. Derjenige, den ich meyne, heißt Vacerra, und Martial hat ihn vor mir gemeynt m).

Mein Herr,

Weil Sie keine Raupen ſammlen, ſollen ſolches darum andre Leute nicht thun? Der Herr Doctor, der die Inſecten ſo ſehr liebt, iſt mein Freund; ich ſuche die Raupen mit ihm, und wenn er ſeine Familie itzt ein wenig leiden läßt, ſo wird es ihr künftig deſto beſſer gehen, wenn er ſein Raupencapinet verkauft haben wird.

Am 8. May. 1747. Thomas Raupe.

Ob ich gleich den Charakter dieſes Doctors aus dem Bruyere n) genommen habe, ſo will ich doch den Freund des Herrn Thomas Raupe ſo lange

m) Miraris veteres, Vacerra, ſolos,
Nec laudas niſi mortuos Poëtas.
Ignoſcas petimus, Vacerra; tanti
Non eſt, vt placeam tibi, perire.
Martial. libr. VIII. epigr. 69.

n) Il aime les inſectes, il en fait tous les jours de nouvelles emplettes; c'eſt ſurtout le premier homme de l'Europe pour les papillons; il en a de toutes les tailles et de toutes les couleurs. Quel tems prenes-vous pour lui rendre viſite? Il eſt plongé

meynen, bis er ſein Raupencabinet verkauft hat, und bis es ſeiner Familie beſſer, als itzt, geht.

Man wird aus den Stellen der angeführten Scribenten ſehen, wie ſehr ſich diejenigen geirrt haben, welche die Originale zu meinen Charakteren errathen wollen. Ich habe einige gewöhnliche Charaktere in mein ſiebzehentes Blatt eingerückt, und doch haben ſich einige gefunden, welche beſondre Perſonen angegeben, die ich in Gedanken gehabt haben ſoll. Ein Schriftſteller verſpottet die Lächerlichen, ohne darauf zu denken, ob dieſe oder jene unter die Lächerlichen gehören. Ich will mich über eine ſo bekannte Wahrheit nicht mit Anmerkungen ausbreiten, und nur ſo viel ſagen, daß ich künftig allezeit denjenigen gemeynt haben will, der ſo dreiſt iſt, daß er Originale zu meinen Charakteren angiebt. Was meine Leſer denken wollen, das laſſe ich ihnen frey; ich verlange nur, daß ſie ihre Auslegungen nicht auf meine Rechnung bringen ſollen.

* * *

Wie

plongé dans une amere douleur, il a l'humeur noire, chagrine, et dont toute ſa famille ſouffre; auſſi a-t-il fait une perte irreparable; approchez, regardez ce qu'il vous montre ſur ſon doigt, qui n'a plus de vie, et qui vient d'expirer, c'eſt une chenille, et quelle chenille! *Bruyere*, *p.* 283.

Wie ſehr werde ich nunmehr meinen künftigen Leſern ihre Mühe erleichtern! Sie können es ſicher glauben, ich meyne niemanden, als diejenigen, welche wiſſen, wen ich gemeynt habe.

Leipzig,
an der Oſtermeſſe
1751.

Gottlieb Wilhelm Rabener.

Sammlung satyriſcher Schriften.

Erſter Theil.

DE

EPISTOLIS GRATVLATORIIS

ΕΞΩΤΙΚΟΘΑΥΜΑΤΟΥΡΓΗΜΑΤΟΤΑΜΕΙΟΙΣ.

Oder deutlicher zu reden:

Von der Vortrefflichkeit

der

Glückwünſchungsſchreiben

nach dem neuſten Geſchmacke.

Wodurch

Herrn N. N.

als Derſelbe die hohe Schule rühmlichſt verließ,

ſeine Ergebenheit bezeugen wollte

Deſſen

aufrichtigſter Freund und Diener,

Martin Scribler, der Jüngere.

VIRGILIVS.

- - - procumbit humi bos. *

* Es iſt ein erbaulicher Gebrauch, daß man zum Anfange eines jeden Buchs aus einem alten Schriftſteller einige Worte ſetzet. Wenn in dem ganzen Buche nichts gutes iſt, ſo ſind wenigſtens die Worte des alten Schriftſtellers gut; ich habe es alſo auch nicht unterlaſſen wollen. Ich habe mir wenigſtens angelegen ſeyn laſſen, eine ſolche Stelle ausfündig zu machen, welche mit meinem gegenwärtigen Vorſatze gar kein Verhältniß hat. Denn dieſes iſt nach dem neueſten Geſchmacke.

Mein Freund!

Du haſt mir vielmals deutliche Proben von deiner aufrichtigen Freundſchaft gegeben, und haſt mich dadurch dir ſehr verbunden gemacht. Ich geſtehe es anitzt öffentlich. Ich bekenne aber auch zugleich vor der ganzen Welt, daß meine Verbindlichkeit gegen Dich niemals ſo groß geweſen iſt, als itzt, da Du dieſen Ort verläſſeſt. Dein Abſchied würde mir zwar ſchmerzlich fallen: Allein, das Vergnügen, Dich mit einem gedruckten Bogen zu begleiten; die Zufriedenheit, meinen Namen auf dem Titelblatte zu ſehen; das Verlangen, der geliebten Welt, wo nicht zu dienen, doch bekannt zu werden; kurz, ein mir und meinen Landsleuten ſo natürlicher, als rühmlicher, Eifer zu ſchreiben; dieſes ſind die Urſachen, warum ich deinen Abſchied ſo gelaſſen anſehen kann.

Nur etwas bedaure ich. Dein Abſchied kömmt mir zu undermuthet [1]. Nur vor wenig Tagen habe ich dieſen Deinen Entſchluß erfahren. Ich bin alſo nicht im Stande geweſen, auf gegenwärtige Arbeit den gehörigen Fleiß zu wenden. Sie iſt eine unreife Frucht [2] weniger Stunden, und die häufig darinnen vorkommenden Fehler wird nichts, als Dein Wohlwollen, und meine beynahe ganz unglaubliche Eilfertigkeit entſchuldigen müſſen. Von der wenigen Muße [3] die ich habe, und der übers

1) Dieſes iſt die erſte Spur in gegenwärtiger Abhandlung, welche von der Stärke zeuget, die ich in Verfertigung eines Glückwünſchungsſchreiben, nach der neuſten Mode, beſitze. Dein Abſchied iſt mir gar nicht unvermuthet gekommen. Ich habe ihn vor vielen Wochen gewußt. Schon ſeit dem Tode des Kaiſers bin ich mit dieſer Schrift fertig geweſen. Ich habe mit innigſtem Schmerzen auf eine Gelegenheit gewartet, ſie unter die Preſſe zu bringen. Es würde aber ein weſentliches Stück weggefallen ſeyn, wenn ich nicht ſo beſtürzt und eilfertig gethan hätte. Meine wertheſten Mitbrüder, die wünſchende Geſellſchaft, ſieht die Schönheit davon vortrefflich ein. Und es würde ſehr altväteriſch geklungen haben, wenn ich geſagt hätte, daß dieſes Werkchen mit gründlichem Vorbedachte, und reifer Ueberlegung geſchrieben ſey.

2) Dieſes Urtheil fälle ich von mir, aus einer gelehrten und allen Autoren gewöhnlichen Schamhaftigkeit; will es aber bey dem geneigten Leſer möglichſt verbitten. Es widerleget ſich auch aus obigem von ſelbſt, und iſt nur eine Figur.

3) Ich beziehe mich hier auf obige Anmerkungen. Wenn ich ſpräche, daß ich nichts zu thun hätte, auch allem Anſehen nach ſo bald nicht mit einem Amte oder überhäufter Arbeit beſchweret werden dürfte, ſo redete ich zwar die Wahrheit; aber ich ſagte etwas, quod indignum eſſet noſtris temporibus, indignum autore, indignum gratulante, & fauſta quaeuis apprecante.

überhäuften Arbeit, wodurch ich auf eine verdrießliche Art gebunden bin, mag ich nicht einmal etwas erwähnen.

Alle diese Hindernisse übersteige ich auf eine muthige Art. Ich liefre dir diese Arbeit, und widme dir eine, wo nicht ganz neue [4] und von mir zuerst erfundne, doch noch nicht sattsam erkannte Wahrheit. Der Nutzen unsrer gelehrten **Glückwünschungsschreiben** ist zu wichtig, als daß ich denselben mit Stillschweigen übergehen sollte. Ich will denselben angenehm, deutlich, gründlich und so beschreiben, daß mir hoffentlich niemand seinen Beyfall versagen, sondern vielmehr zugestehen wird; gegenwärtige Schrift sey nach dem neusten Geschmacke, und als ein Urbild aller gelehrten und zu unsrer Zeit im Schwange gehenden Glückwünschungsschreiben anzusehen. Besonders werde ich mich der Kürze befleißigen [5].

4) Wir leben anitzt, dem Himmel sey Dank, in denen Zeiten, wo alles, was Athem hat, neue Wahrheiten erfindet. Neue Wahrheiten bey dem Richterstuhle, neue Wahrheiten bey dem Krankenbette, ja so gar neue Wahrheiten auf der Kanzel, und ich wäre nicht werth, in diesem Jahrhunderte gebohren zu seyn, wenn ich nicht im Stande wäre, binnen weniger Frist eine ganze Kette neuer Wahrheiten zu entdecken.

5) Dieses ist eine edle Tugend, welche mir und meinen Collegen, ohne Ruhm zu melden, nebst der Ordnung im Vortrage, und der Bündigkeit im Denken, ganz eigen ist. Sed bono vino hedera non opus est.

§. 1. Im Paradiese [6] lebten unsre ersten Aeltern bey der größten Zufriedenheit. Dieses Glück dauerte nur wenige Zeit. Je häufiger sich ihre Nachkommen mehrten, desto heftiger nahm die Unruhe und das Elend der Sterblichen zu. Der kleine Ueberrest der alten, und die einzige Hoffnung der neuen Welt, schwammen in einem Kasten. Die Ruhe und Einigkeit schienen wieder hergestellt zu seyn: Es währte aber nicht lange. Die Herrschsucht wollte sich einen Thurm bis in die Wolken bauen: Doch eine höhere Vorsicht zerstörte dieses verwegne Gebäude, und verwirrte die Spra-

6) Ich bin, wie es überhaupt gebräuchlich ist, allemal gewohnt, die Schönheiten meiner Schriften zuerst anzumerken, damit es dem Leser desto leichter falle, weiter nachzudenken. Gegenwärtigen Abschnitt halte ich für ein Meisterstück eines Glückwünschungsschreiben. Ich hatte versprochen, kurz zu schreiben, und fange, aller Kürze unbeschadet, vom Paradiese an. Wie schwer sollte es einem andern fallen, die Wörter Paradies, Arche Noah, babylonischen Thurm, Sem, Asien, braune Mohren, Lybien, Japhet, Norden, bemalte Leute und Columbus, auf eine so natürliche, lebhafte und bündige Art mit einander zu verknüpfen? Dieses kann ich, und meine Mitbrüder. Was die Natur in einer Weite von vielen tausend Meilen faßt, das stellen wir auf einer einzigen Seite vor, und was in sechs tausend Jahren geschehen ist, das wissen wir in wenig Punkte zu schließen. Noch mehr. Wer hätte meynen sollen, daß ich den Ursprung unsrer heutigen Glückwünschungsschreiben in dem Paradiese zu suchen wüßte? Der folgende Abschnitt wird es weisen, daß ich ihn rühmlichst gefunden habe. Lauter neue Wahrheiten! Es sey voritzt genug. Nunmehr weis der Leser, was er sich von mir zu versprechen hat. Und die Folge wird weisen, daß dieses und alle auf solche Art eingerichtete Schreiben nichts anders sind, als [illegible].

Sprachen. Die Kinder Noah verstunden einander nicht mehr. Sie mußten sich trennen. Die stolzen Nachkommen Sems ließen sich in dem fetten Grunde Asiens nieder. Der braune Mohr erwählte sich die sandigten Gegenden Lybiens. Ob es die Söhne Japhets gewesen, welche sich unsre nördliche Gegend zum Sitze ausgelesen, mag ich nicht untersuchen. Und es bemühen sich die Geschichtsforscher noch bis itzt vergebens, wie die bemalten Einwohner in jenes Land gekommen sind, welches Columbus nach so späten Jahren wieder bekannt gemacht hat. So sehr wurden diejenigen zerstreut, welche allerseits Kinder eines Vaters waren; und so wenig verstehen die Nachkommen einander, deren Aeltern nur eine Sprache geredet haben.

§. 2. Das Gute hat seinen Ursprung vielmals einem Uebel zu danken. Aus der Zerrüttung der Sprachen entstunden Gesellschaften. Diejenigen, welche eine Sprache redeten, verstunden einander, und schlugen sich daher zusammen. Die meisten von solchen Gesellschaften hatten zwar keine andre Absicht, als sich zu schützen, und zu nähren: Viele aber giengen hierinnen weiter. Die Sorge für ihren Leib hinderte sie nicht, an dasjenige zu denken, was noch weit edler war. Sie bemühten sich, ihre Seele und deren Kräfte zu bessern. Sie richteten Schulen auf. Sie erfanden schöne Wissenschaften, und brachten sie in Aufnahme. Aegypten legte den ersten Grundstein zu diesem vortreflichem Gebäude. Griechenland that es ihm nach, und

übertraf seinen Lehrmeister. Rom entriß Griechenland Zepter und Lorbeer, und pflanzte beides auf die fruchtbaren Höhen des Capitoliums. Innerliche Zerrüttung, und fremde Gewalt verjagten die Musen aus dieser angenehmen Wohnung. Sie zogen sich weiter nach dem rauhen Norden, und wir sind nebst unsern Nachbarn so glücklich geworden, ihres Umgangs zu genießen. Leipzig, das gelehrte Leipzig, hat sich hierinnen vor allen andern hohen Schulen eines besondern Vorzugs zu rühmen. Tausend vortreffliche Werke sind unverwerfliche Zeugen hiervon. Ich übergehe die meisten mit Stillschweigen, und will nur eine Art derselben anführen. Wer [7] thut es uns an Glückwünschungsschreiben zuvor? Wir haben es hierinnen aufs Höchste gebracht. Ein jedes derselben ist ein Inbegriff seltner Schönheit; ein Kern ausbündiger Sachen, und ein Muster, welches die Vorfahren mit stummer Verwunderung verehren würden, die spätesten Nachkommen aber, als unverwesliche Merkmaale unsrer Glückseligkeit rühmen müssen. Dieses alles schreibt sich aus dem Paradiese her, W. Z. E. W. [8]

§. 3.

7) Es versteht sich von selbst, daß ich hier nur von denen rede, welche ich mir zum Muster vorgesetzt habe, und denen gegenwärtiges zu einem rühmlichen Exempel dienen kann. Es giebt noch eine große Menge andrer Glückwünschungsschreiben, die aber bey ihrer Trockenheit nur denen gefallen können, die an unsrer itzigen und neusten Art zu denken keinen Geschmack haben

8) Finis coronat opus. Diese vier Buchstaben wollen mehr sa-

§. 3. Ich habe also den rühmlichen Ursprung der Glückwünschungsschreiben auf so eine Art dargethan, daß kein vernünftiger Mensch [9] etwas daran auszusetzen haben wird.

Nunmehr muß ich auch entwerfen, was ich eigentlich unter den nach der neusten Mode eingerichteten Glückwünschungsschreiben verstehe. Nämlich, ich verstehe darunter nichts anders, als eine sauber gedruckte Abhandlung, worinnen viele Worte, auf eine ungefähre Art mit allen nur ersinnlichen Anmerkungen ausgezieret sind, damit die Belesenheit des Verfassers in die Augen falle, die gelehrte Welt einen tröstlichen Zuwachs erhalte, und bey dieser Gelegenheit dem Gönner oder Freunde etwas annehmliches vorgesaget werde. Hiervon will ich ausführlicher handeln.

§. 4. Mit großem Vorbedachte, habe ich oben gesagt, ich wollte, was die Glückwünschungsschreiben

sagen, als alle hieroglyphische Figuren der ägyptischen Priester. Sie zeigen an, daß ich fertig bin, daß ich ordentlich gedacht habe, daß mein Beweis unumstößlich ist. Man mag schreiben wie man will! Man setze nur zum Schlusse W. Z. E. W. so schreibt man mathematisch. Diese Buchstaben sind nichts anders, als das alte Plaudite. Der Verfasser bittet sich dadurch den Beyfall des Lesers aus, daß er seine philosophische Rolle so vortrefflich gespielet hat.

9) Es ist die löbliche Gewohnheit meiner Brüder, daß man auf einen jeden Beweis einen Trumpf setzet. Im Lateinischen klingt es noch männlicher: Cui sanum est sinciput & occiput. In meiner ratiocinatione practica, welche künftige Ostermesse ans Licht treten wird, sind zwey Alphabethe, solcher gründlichen Formeln angemerket, welche aber größtentheils aus dem Holländischen genommen sind.

ben wären, entwerfen [10]. Ich bin so pedantisch nicht, daß ich eine ordentliche Definition davon machen wollte [11]. Dieses ist viel zu verdrießlich, zugeschweigen, daß es wider die Pflicht eines guten Bürgers läuft, eine Definition zu geben, indem uns die Gesetze selbst davor, als vor etwas gefährlichem, warnen [12]. Nur ehedem gieng es an, da man noch eigensinnig war, da man genau wissen wollte, wovon eigentlich die Rede wäre; kurz, da man noch wenig schrieb, und viel dachte. Es ist dieses bis itzt ein beschwerlicher Fehler vieler Gelehrten, welche etwas bey Jahren sind. Ich und die Herren Scribenten von meinem Alter haben uns dieser Sklaverey entrissen. Dieses unterhält unsre Fähigkeit, daß wir mehr schreiben können, als wir denken. Wir entwerfen; und behalten dadurch die Freyheit, zu sagen, was uns einfällt. Wer mir nicht glauben will, der lese unsre Glückwünschungsschreiben.

§. 5. Ich nenne die Glückwünschungsschreiben eine Abhandlung. Es sey aber ferne von mir, daß ich dadurch anzeigen wollte, als müsse man

10) Ich kann den Unterschied nicht besser ausdrücken, als durch die Distinction: Inter definitionem & descriptionem.

11) Es kömmt allerdings auf mein Wollen an. Denn ich weis sehr umständlich, was zu einer Definition erfodert wird, indem ich mehr als eine Logik eigenthümlich besitze, und daselbst nur nachschlagen dürfte. Mehr gehöret zu einem rechtschaffnen Gelehrten nicht.

12) L. 202. D. de R. I. Omnis definitio etc. periculosa est etc.

man dasjenige, was auf den Titelblatte steht, darinnen ordentlich ausführen. Dieses ist schlechterdings wider den Charakter meiner Glückwünschungsschreiben. Man muß etwas sagen, dessen sich der Leser nicht versieht. Das Unerwartete rührt am meisten. Zum Exempel: Man thut, als wolle man von den Regeln der Geselligkeit handeln, und erzählt die Geschichte des Aeneas und Turnus. Man verspricht, die Mittel zu zeigen, wodurch man glücklich werden kann, und beschreibt dafür das Wesen des Schwefels und Salzes. Man stellet sich, als wolle man die Vorzüge der heutigen Poesie anführen, und rühmt die Fabeln des Crispinus [13].

§. 6. Diese Abhandlungen müssen sauber gedruckt seyn. Dieses wird hauptsächlich erfodert; darum habe ich es auch zuerst angemerket. Es nimmt den Leser unvermerkt ein, und indem er den schönen Druck bewundert, so übersieht er manchen Fehler. Zum Titel, bey welchem man sich der längsten [14] und fürchterlichsten Wörter zu bedienen

13) Meine Leser werden es bestens entschuldigen, daß bey diesem Abschnitte keine Note ist. Es ist ein Versehen, welches mir, besonders bey gegenwärtiger Abhandlung, beynahe nicht zu verzeihen wäre, wenn ich mich nicht hierdurch anheischig machte, es in folgenden Abschnitten wieder einzubringen.

14) Der Titel, welchen ich dieser Schrift vorgesetzt habe, kann diesen Satz am besten beweisen. Ich hatte eine rechte Freude, als er fertig war, und mancher Dichter empfindet bey denen Versen, die er zur Welt gebracht, die fü-

nen hat, nimmt man die ansehnlichsten Lettern. Soll er recht zierlich seyn, so muß er aussehen, wie die Grabschrift eines reichen Müßiggängers, in welche der vergnügte Erbe weit mehr setzen lassen, als der Verstorbne in seinem ganzen Leben zu thun fähig gewesen ist. Daß der Anfangsbuchstabe [15] in einem zierlich geschnittnen Stocke stehen muß, versteht sich von selbst. Und jedermann wird zu Steuer [16] der Wahrheit bekennen müssen, daß eine schlechte Abhandlung weit erträglicher sey, als ein schlechter Anfangsbuchstabe.

§. 7. Die Abhandlung muß aus zusammen verknüpften Worten bestehen. Worte sind also das Hauptstücke unserer Glückwünschungsschreiben. Wenn man diese hat, so hat man alles. Es giebt noch viele unter unsern Gelehrten, deren Namen ich

kützelnde Zufriedenheit lange nicht, welche ich bey mir verspürt, als ich den ersten Bogen aus der Druckerey bekam.

15) Videatur mein D. beym Anfange dieser Schrift!

16) Bey dem Worte Steuer fällt mir eine rare Münze bey, welche ich auf den Titel stechen lassen. Ein andrer, der meine Fähigkeit im Denken nicht besitzt, würde nimmermehr darauf gekommen seyn. Weil ich dieses Werk selbst verlegen werde, so habe ich die Kosten nicht gescheut, dieses Kupfer verfertigen zu lassen. Es ist die allerneuste Mode. Es machet ein Buch beliebt. Und was das schönste ist, so wird gar nicht erfodert, daß sich die Münze zur Abhandlung schicke, oder etwas davon in derselben gedacht werde. Wer hätte in meiner Lobschrift auf die Glückwünschungsschreiben, eine Steuermünze suchen sollen? Bloß dem Worte Steuer hat der Leser das schöne Bildchen zu danken.

ich aber aus Mitleiden verschweige, welche in dem irrigen Wahne stehen, man müsse zuförderst wissen, was man schreiben wolle, und alsdann erst um die Worte und Ausdrückungen bekümmert seyn. Verkehrte Meynung! Worte muß man zuförderst haben. Diese muß man mit einander verknüpfen; und alsdann sieht man, was man geschrieben hat. Es ist hier eben, wie mit der Poesie. Wenn ich den Reim [17] habe, so habe ich auch den Gedanken, welcher in den Vers soll; und wenn der Reim fehlt, so ist mir der schönste Gedanke nichts nütze.

Je fremder die Worte sind, und ie weniger sie, außer der Verknüpfung, Aehnlichkeit mit einander haben, desto schöner wird die Schrift. Es würde sehr gemein lassen, wenn man nichts setzen wollte, als was durch eine natürliche Folge aus einander flösse. Ich will ein Gleichniß [18] geben. Du kennst, mein Freund, jenes Frauenzimmer, welches ihre ganze Nachbarschaft in Verwunderung bringt. Ihre Spitzen nimmt sie aus Holland. Die Ohrge-

17) Ich werde hiervon in meinem Porta in nuce, oder in meiner Sammlung 10000 auserlesner Reime, vermittelst welcher man, besonders bey Magisterpromotionen, auf die leichteste poetische Art, satyrische und ernsthafte Gedichte binnen kurzer Zeit zu Papiere bringen kann, ausführlich handeln.

18) Es wollte mir hier schwer fallen, einen ordentlichen Beweis zu machen. Ich bediene mich also mit großem Nutzen der Freyheit, welcher sich meine werthesten Mitbrüder vorlängst angemaaßt haben. Daß sie nämlich mit Gleichnissen reden, wenn ihnen die trocknen Schlüsse zu mühsam sind.

gehenke aus Indostan. Peru muß dasjenige liefern, was zum Halsschmucke nöthig ist. Die Kleidung ist ein Werk der Persianer. Ihr Fischbeinrock hat seinen Ursprung dem Nordpole zu danken, und sie würde tausend nöthige Dinge entbehren müssen, wenn nicht die Sorgfalt der Kaufleute solche von dem Süderpole herzuschaffen wüßte. Von ihrem Vaterlande hat sie nichts, als den Körper. Gleichwohl mußt du zugestehen, daß alle diese fremden Sachen auf eine geschickte Art zusammen verknüpft sind; und jedermann die wohl ausgesonnene Pracht mit Hochachtung bewundert. Gleiche Beschaffenheit hat es mit unsern Glückwünschungsschreiben. Sie kommen mir nicht anders vor, als ein prächtig ausgepußtes Frauenzimmer. Asien, Aegypten, Griechenland, Rom, Frankreich, London, Himmel und Hölle haben ihren Antheil daran; alles muß etwas dazu hergeben. Dieses weis der Verfasser auf eine sinnreiche Art zu verknüpfen, daraus verfertigt er seine prächtige Schrift.

§. 8. Diese Worte [19] müssen auf eine ungefähre Art mit einander verknüpft seyn. Was die-

19) Die Regeln, welche ich in diesem Abschnitte gebe, werden sich durch ein Exempel am besten erläutern lassen. Es war am 2 Jenner 1740, als ich in die wünschende Gesellschaft trat. Ich mußte eine Antrittsrede halten, um meine Fähigkeit zu zeigen. Der Vorsitzende redete mich zuerst an. Er sagte mir die Regeln und Gesetze seiner Gesellschaft. Ich versprach, ihnen nachzuleben. Hierauf gab er mir den Freymäurer, welcher das Jahr vorher

dieſes ſagen wolle, das iſt in dem vorhergehenden Abſchnitte gröſtentheils ausgeführt. An dieſem Orwill ich nur einige praktiſche Regeln geben, welche man bey allen dergleichen Ausarbeitungen mit beſonderm Nutzen wird anwenden können. Ich habe die Ehre, ein unwürdiges Mitglied von derjenigen Geſellſchaft zu ſeyn, welche ſeit geraumer Zeit auf dieſer hohen Schule blüht, und ſich die wünſchende Geſellſchaft nennt. Sie beſteht aus zwölf Perſonen, und einem Vorſitzer. Wir kommen alle Wochen einmal zuſammen. Ein jeder von uns muß vier Gedanken mitbringen. Dieſe beſtehen entweder,

her geſchrieben war, in die Hand, wies mir die über jedem wöchentlichen Blatte ſtehende Ueberſchrift, und ſagte, daß ich nach dieſer Ordnung alſobald meine Antrittsrede halten ſollte. Ich fragte ihn, was für einen Satz ich ausführen ſollte. Er beſann ſich ein wenig, und ſagte mir, ich ſollte handeln: Von der wahren Beſchaffenheit eines vernünftigen Bürgers. Hierauf hielt ich ſogleich eine bewunderswürdige Rede. Als ich mit ſolcher fertig war, gab ich den Freymäurer dem Vorſitzenden zurück, welcher eine Gegenrede an mich hielt, und darinnen, nach Anleitung und Ordnung eben dieſer Ueberſchriften, von der damaligen ungemeinen Kälte handelte. Er wendete dieſes ſehr natürlich auf unſre Geſellſchaft, und beſonders auf mich an, rühmte dabey, wie leicht zu vermuthen iſt, meine Rede ungemein, und hielt es mir, als einem Anfänger, zu gute, daß ich mich in der erſten Hälfte derſelben zu ſehr an den aufgegebenen Satz gebunden hatte: verſicherte mich zugleich, daß die andre Hälfte unverbeſſerlich, und nach ihrem neueſten Geſchmacke ſey. Man wird die Wahrheit dieſes Urtheils ſelbſt erkennen, wenn man ſich das Vergnügen machen will, ſie zu leſen, zu dem Ende habe ich ſie dieſer Abhandlung beydrucken laſſen.

der, aus einem weisen Spruche eines Gelehrten, oder aus einer Ueberschrift, oder aus einem Stücke des Alterthums und der Historie, oder aus einer kritischen Anmerkung. Sie dürfen nicht mit Fleiß ausgesucht, sondern müssen von ungefähr gefunden, mithin von einander ganz unterschieden seyn. Ein jeder Gedanke wird auf einen besondern Zettel geschrieben. Auf solche Weise bringen wir auf 52 Zetteln, 52 bündige Gedanken zusammen. Diese wirft der Vorsitzende in seinen Huth, rühret sie wohl unter einander, und legt sie alsdann in einer Reihe auf den Tisch. Der, welchen die Ordnung zu reden trifft, steht alsdann auf. Der Vorsitzende sagt ihm einen Satz, welcher ihm zuerst beyfällt. Dieser muß sogleich abgehandelt werden, und in den 52 Zetteln findet er eine unerschöpfliche Quelle desjenigen, wodurch er, aus dem Stegreife, eine männliche, bündige, gelehrte, sinnreiche und lebhafte Rede, ohne Anstoß, vorbringen kann. Es ist dieses nichts unmögliches. Ein jeder Gedanke führt uns auf den andern. Ein zufälliges Wort ist hierzu genug. Will sich auch dieses nicht finden, so suchet man ein Gleichniß, oder ein Exempel. Das bewährteste Mittel ist die Erfindung, welche die Redner a contrario nennen. Sind aber die aufgegebnen Gedanken gar zu hartnäckigt, und wollen sie sich auf keine Weise verbinden lassen, so sagen wir dieselben in ihrer unzertrennten Ordnung her, und schließen mit einem verwundrungsvollen: **Jedoch, wo gerathe ich hin!** Dieses heißt auf eine ungefähre Art verknüpfen.

§. 9.

§. 9. Wenn ich meine Worte auf eine ungefähre Art verknüpfe, so muß ich sie auch mit allen nur erſinnlichen Anmerkungen auszieren, damit die Beleſenheit des Verfaſſers in die Augen falle, und die gelehrte Welt einen tröſtlichen Zuwachs erhalte. Wie nöthig, wie rühmlich dieſes ſey, das werde ich in dem folgenden weiſen. *Fx*[20] *vngue*[21] *leonem*[22]. Ich geſtehe zwar gar gern zu, daß es eine

20) Es wird dem gemeinen Weſen ſehr zuträglich ſeyn, wenn ich hier anmerke, daß Virgilius das Wörtchen Ex beſonders hundert und ſiebenzehnmal mit Nachdrucke anführet. Ecl. 3. Puero ſylueſtri EX arbore lecta Aurea mala decem miſi. Ecl. 6. Iniiciunt ipſis EX vincula ſertis. Ecl. 7. EX illo Corydon. Ecl. 10. EX vobis vnus, Georg. L. 1. Collectae EX alto nubes. Ibid. Reuolant EX aequore mergi. Ib. nec minus EX imbri ſoles. Ib. L. 2. Inſeritur vero EX foetu nucis etc. Ib. non vllo EX aequore cernes. Ib. EX ſe ipſa remittit. Ib. EX arbore Plantas. Ib. Oſcilla EX alta ſuſpendunt. Ibid. L. 3. Pugnam EX auro. Ib. EX hoſte trophaea. Ib. aliam EX alia generando. Wegen der übrigen Stellen beliebe der geneigte Leſer den über Virgilii Opera verfertigten Indicem Nicolai Erythraei aufzuſchlagen, welchen ich hier maſcula imitatione aufgeſchrieben habe.

21) a Graeco ὄνυξ, Terent. in Eun. act. IV. Sc. 3. v. 6.
Vnguibus in os alicui inuolare.
Tibull. Libr. 1. el. 8. v. 12. Vnguinum praeſegmina.
Tertull. de Poenit. cap. 10. Repaſtinare vngues.
Ouid. I. de arte amandi:
Et nihil emineat & ſint ſine ſordibus vngues.
Horat. I. epiſt. VII. v. 51.
Cultello proprio purgantem leniter vngues.
Videatur omnino Fabri Theſaurus, ſub voce Vnguis.

22) Ich zweifle gar nicht, daß man nicht bey dem Worte Leo ſchöne Anmerkungen, aus den Alterthümern, Geſchichten, Münzen, ſinnreichen Sprüchen gelehrter Männer, der Naturkunde, Sternkunſt, und andern Wiſſenſchaften machen

eine etwas mühsame Arbeit ist: Ich weis[23] aber auch, daß wir uns vielmals in andern Sachen keine Mühe verdrießen lassen, welche von solcher Wichtigkeit lange nicht sind, als ein dergleichen löbliches Vorhaben. Diese Anmerkungen müssen aus vielerley Sprachen bestehen. Hierbey darf man schlechterdings nicht sparsam seyn. Man schreibt für Gelehrte, und also muß man sie auf eine gelehrte Art unterhalten. Dieses[24] heißt aber gelehrt, wenn man viele Sprachen kann. Es ist eine leichte Sache, die Gottesgelahrtheit zu fassen, die innländischen, und auswärtigen Rechte zu lernen, die Arzneykunst zu begreifen, und ein Meister der Weltweisheit zu werden

chen könnte. Es war auch dieses anfänglich mein löblicher Vorsatz, und es würde diesem Abschnitte eine sonderbare Zierde gegeben haben. Weil ich aber in allen Registern, die ich besitze, davon nichts rechtes finden können, so bin ich hinlänglich entschuldigt. Denn es ist bekannt, daß wir Gelehrte nichts weiter wissen, als was in den Registern steht.

23) Hesiod. Op. et Dies, v. 178. ff.

Μηκέτ' ἔπειτ' ὤφειλον, ἐγὼ πέμπτοισι μετεῖναι
Ἀνδράσιν, ἀλλ' ἢ πρόσθε θανεῖν, ἢ ἔπειτα γενέσθαι.
Νῦν γὰρ δὴ γένος ἐστὶ σιδήρεον, οὐδέ ποτ' ἦμαρ
Παύσομαι καμάτου καὶ ὀρζίως, οὐδέ τι νύκτωρ,
Φθειρόμενοι. Χαλεπὰς δὲ θεοῖ δώσουσι μερίμνας.

24) Ich muß mich wundern, daß es Leute giebt, welche von einem Gelehrten mehr fodern wollen, als Sprachen. Es ist mir zu verdrießlich, mich in diesen Streit einzulassen. Ich will meine Gegner nur auf den R. Moses Ben-Maimon weisen, welcher sie zur Gnüge beschämt, wenn er in Hal. Sanhedr. c. 2. v. 7. folgendermaßen redet:

וצריך להשהול ולרבוק שיהיו כולן בעלי פראה נבוני
להם ושידעו כרוב לשונות כדי שלא תשמעון
מפי התורגמן:

den. Dazu gehöret nicht mehr, als höchstens eine Zeit von drey Jahren, so ist man darinnen vollkommen. Aber Sprachen zu lernen; dieses ist dasjenige, womit wir in der zartesten Jugend anfangen, vom Morgen [25] bis auf den Abend zubringen, und doch in dem spätesten Alter noch nicht fertig sind. Sollte dieses nicht die wahre Gelehrsamkeit seyn? Sollten dieses nicht die sichersten Merkmaale seyn, wodurch man darthun kann, daß man ein würdiger Sohn des Apollo [26] sey?

25) Dieses drückt der Ebräer also aus: [illegible] Wenn ich nun die Beschreibung der übrigen Morgenländer, als des Chaldäers, [illegible] und des Syrers,

[illegible]

und des Arabers,

[illegible]

dagegen halte: So muß ich dem gelehrten Flacius in Clavi Scripturae P. II. Tr. VII. p. m. 758. D. Wagenseil in Synopsi Hist. Vniuerf. P. I. p. m. 264. seq. beypflichten, welche die ebräische Sprache für die allererste und die Mutter der andern Sprachen halten.

26) Ich kann nicht leugnen, daß es mir sehr sauer geworden, den Apollo hier anzubringen, und wer nicht weis, worinnen die Schönheit eines Glückwünschungsschreibens bestehet, der dörfte wohl gar glauben, es klänge gezwungen. Allein, es hat ein italienischer Poet gesagt: Eccoti, benigno Lettore un parto di poche sere, che se ben nato di nobile, non è però aborto di tenebre, ma si farà conoscere Figlio d' APOLLO con qualche raggio di Parnaso. Weil ich

Zwar möchte mancher einwenden: Es sey unmöglich, daß ein jeder eine so weitläuftige Wissenschaft in Sprachen besitze; man habe nicht allemal Gelegenheit, sie zu erlernen; Nicht ein jeder sey fähig [27], solche zu fassen. Sollte man denn deswegen das reizende Vergnügen entbehren, etwas zu schreiben? Keinesweges. Ich sehe es nicht, als eine unumgängliche Nothwendigkeit an, daß man viele Sprachen verstehen müsse. Ich verlange nur, daß die Anmerkungen aus vielen Sprachen bestehen sollen. Was man nicht selbst kann, das werden doch wohl unsre guten Freunde können. Diese [28] sind schuldig, uns in der Noth zu helfen, und uns aus der Schande der Unwissenheit zu reißen. Wer wollte mir zumuthen, daß ich Griechisch, Rabbinisch, Ebräisch, Chaldäisch, Syrisch, Arabisch, Französisch, Italienisch und Englisch könnte? Ich verstehe nichts, als meine Muttersprache, und ein wenig Latein. Gleichwohl würde man es mir nimmermehr ansehen, wenn ich nicht so offenherzig wäre, und es anist

ich nun in meine Anmerkungen auch etwas Italienisches setzen wollte, gleichwohl mir nichts anders, als vorstehendes, bekannt war: So habe ich lieber der natürlichen Ordnung ein wenig Gewalt anthun, als diese Schönheit missen wollen.

27) On voit peu d'Esprits sans doute, qui ne soient capables de quelque Art ou de quelque Science. Ils ont tous un certain desir d'apprendre & d' augmenter leurs lumieres, qui se peut fortifier par une bonne Methode. Mr. Noble dans l' Ecole du monde.

28) It is a true saying, that misfortunes alone prove one's friendships, they show us not only other peoples for us, but our own for them; we hardly know our selves any otherwise. New Letters of Mr. Al. Pope. p. 207.

itzt öffentlich bekennte. Ich habe [29] ein halb Dutzend gute Freunde, welche mich von Zeit zu Zeit mit gelehrten und fremden Anmerkungen verlegen, und ich habe ihrer Freygebigkeit dasjenige einzig und allein zu danken, was ich in gegenwärtigem Abschnitte dem geneigten Leser mitgetheilet [30]. Es ist dieses gar kein Fehler von mir. Wenn niemand nichts schreiben wollte, als was er verstünde, so würde gewiß die Hälfte von den gelehrten Werken wegfallen, welche alle Messen an das Licht treten. Wir haben genug gethan, wenn wir unsre Namen auf den Titel setzen lassen.

§. 10. In unsern Glückwünschungsschreiben pflegen wir **unsern Gönnern oder guten Freunden etwas annehmliches vorzusagen.**

Es könnte das Ansehen gewinnen, als wäre dieses der Hauptendzweck. Er ist es aber nicht. Wir schreiben nicht darum, weil wir etwas wünschen wollen; sondern wir wünschen, damit wir schreiben können. Die Erfahrung wird dieses am besten beweisen. Man sehe unsre Glückwünschungs-

29) Ich muß hier die aufrichtige Fürsorge meiner guten Freunde öffentlich und mit Danke rühmen. Ich habe durch ihre Beyhülfe einen so schönen Vorrath von Anmerkungen in verschiednen Sprachen, daß ich alle Stunden vermögend bin, ein neues Werk zu schreiben. Nur kann ich noch nicht schlüßig werden, wovon es handeln soll.

30) Herr Prof. Kehr in Petersburg hat mir eine auserlesene Sammlung von Noten in ausländischen, und bey uns ganz unerhörten Sprachen versprochen. Es ist mir verdrießlich, daß er in Erfüllung seines Versprechens so saumselig ist. Hätte ich sie anitzt gehabt, so würden sie gegenwärtiger Abhandlung ein besondres Ansehen gegeben haben.

ſchreiben an. Den gröſsten Theil macht eine ſo genannte Abhandlung aus. Dieſe ſteht uns zu Ehren da. Ein kleiner Anhang gehört unſerm Gönner oder guten Freunde. In jenem ſagen wir ganz ausführlich, ohne uns zu nennen, was für tiefſinnige und unentbehrliche Mitglieder der gelehrten Welt wir ſind. In dieſem aber bedauern wir in möglichſter Kürze, daſs die Schrift wider alles Vermuthen uns unter den Händen gewachſen, und ſtärker geworden ſey, als unſer Vorſatz geweſen. Wir bezeugen unſern Unwillen, daſs wir abbrechen müſſen; wir beklagen, daſs der Raum zu enge, und die Zeit zu kurz iſt, und was wir noch alles gleichſam auf der Flucht ſagen können, iſt dieſes: Die Verdienſte [31] unſers Gönners oder Freundes wären ohne dieſs jedermann bekannt, und wir würden unbillig handeln, wenn wir uns wagen wollten, etwas zu loben, welches wir bloſs zu erzählen nicht einmal vermögend wären; empfehlen uns anbey deſſen hohem Patrocinio oder Freundſchaft, und verharren,

bis

31) Du wirſt alſo, wertheſter Freund, mir nicht zumuthen, daſs ich dir itzt einen ausführlichen Wunſch, oder ein wohlgeſetztes Lob liefern ſolle. Ich gönne dir alles Gutes. Du beſitzeſt mehr rühmwürdige Eigenſchaften, als ſich in ein Glückwünſchungſchreiben von dieſer Art ſchicken. Ich liebe dich aufrichtig. Allein! Du wirſt mir nicht für übel halten, wenn ich davon gar nichts ſage. Ich würde das Gelübde brechen, welche ich bey meinem Antritte in die glückwünſchende Geſellſchaft gethan; ich würde mir meine Mitbrüder zu Feinden machen. Dieſes kannſt du mir nicht anſinnen. Zu geſchweigen, daſs gegenwärtige Abhandlung fertig geweſen, ehe ich an dich gedacht habe. Ich und meines gleichen aber haben für dasjenige, was wir einmal geſchrieben, viel zu viel Liebe und Hochachtung, als daſs wir etwas ausſtreichen oder ändern ſollten.

bis zu dem letzten Hauche unſers Lebens, Diener und Freunde.

Wünſche von dieſer Art ſchicken ſich für alle; und dergleichen weitläuftige Ausdrücke ſind darum unentbehrlich, weil wir mit unſern Lobſchriften lange vorher fertig ſind, ehe wir noch wiſſen, wen wir loben.

§. II. Nunmehr habe ich den Urſprung der Glückwünſchungsſchreiben ganz kürzlich gezeigt. Ich habe geſagt, was ich unter Glückwünſchungsſchreiben verſtehe. Ich bin dieſen gemachten Entwurf ſtückweiſe durchgegangen. Ich habe Regeln gegeben, und bin ſolchen ſelber gefolget. An Noten, und Anmerkungen wird hoffentlich kein Mangel ſeyn, und wenn ich nicht gar zu ſittſam wäre, ſo würde ich ſagen; daß gegenwärtige Schrift ein Muſter aller Glückwünſchungsſchreiben, eine unleugbare Probe meiner unerſchöpflichen Fähigkeit im Denken, ein Innbegriff vieler inn- und ausländiſchen Schönheiten, und ein ſolches Werk wäre, welches, wie wir großen Geiſter tiefſinnig zu reden pflegen, wo nicht ſich ſelbſt übertreffe, doch ſeine eigne Parallel ſey.

COROLLARIVM.*

Als ich gegenwärtige Abhandlung einem guten Freunde zu leſen gab: So entdeckte dieſer gleich an-

* Weil Corollarium nicht mehr, wie bey unſern Vorfahren, eine ſolche Propoſition heißt, die aus denen vorherbeſtehenden Sätzen durch eine natürliche Folge fließt; ſondern vielmehr dadurch dasjenige angezeiget wird, was auf das letzte weiße Blatt gedruckt wird. So bin ich befugt geweſen, dieſen Anhang ein Corollarium zu nennen.

anfangs einen groſsen Fehler daran. Ich hätte nämlich, ſagte er, vergeſſen, dem Zoilus, beym Eingange meiner Schrift, eines zu verſetzen. Ich hätte ihn warnen ſollen, daſs er ſich mit ſeinem alles begeifernden Zahne nicht an mich wagen ſollte. Allein, es iſt mit gutem Vorbedachte unterlaſſen worden. Ich will gar nicht böſe werden, wenn ſich jemand wider dieſes Werkchen auflehnet: Es ſoll mir vielmehr ein beſondres Vergnügen ſeyn. Auf ſolche Weiſe bekomme ich wieder Gelegenheit, etwas neues, und vielleicht noch viel zu ſchreiben. Ich habe mich ſchon auf verſchiedne beiſsende und ſatyriſche Gedanken gefaſst gemacht, womit ich meinen Gegner lächerlich machen will. Hiermit will ich alſo jedermann, wer es auch ſey, zu einem gelehrten Kampfe auffodern. Sollte aber niemand, wie ich faſt vermuthe, das Herz haben, ſich an mir zu vergreifen: So werde ich mich genöthigt ſehen, in dem nächſten Glückwünſchungsbriefe unter verdeckten Namen, ſelbſt wider mich zu ſchreiben. Ich hoffe hierdurch im Stande zu ſeyn, in weniger Zeit der gelehrten Welt eine ſtarke Sammlung auserleſener Streitſchriften unter dem Titel SCRIBLERIANA, zu liefern. Schreiben muſs ich, und zwar viel ſchreiben. Denn ich bin ein Gelehrter!

Eine Rede,

beym Antritte

in die

Wünschende Gesellschaft,

nach den

im vorstehenden 8 §, und der beygefügten Anmerkung

vorgeschriebnen Regeln

aus dem Stegreife gehalten

von

Martin Scriblern, dem Jüngern.

Am 2 Jenner 1740.

Antrittsrede

von der

wahren Beſchaffenheit eines vernünftigen Bürgers.

Meine Herren,

Wir machen uns allerſeits ein Vergnügen daraus, wenn man uns für ehrlich und vernünftig hält[1].

Ein ſolcher Mann wird durch ſeine Ehrlichkeit anſehnlich, und jeder muß die Verdienſte deſſelben mit Stillſchweigen bewundern[2].

Es iſt aber auch nichts ſo gut, es iſt zu etwas ſchädlich. Was iſt ſo nützlich, als das Feuer? Und gleichwohl kann man die prächtigſten Gebäude dadurch vernichten. Was dient mehr zu unſrer Sicherheit, als das Schwerdt? Und oft bringt es uns ſelbſt den Tod[3].

Wer Ehrlichkeit und Verdienſte ſelbſt von ſich rüh-

1) Vir bonus, et prudens dici, delector ego, ac tu.
Horat.

2) Tum pietate grauem, ac meritis, ſi forte virum quem
Conſpexere, ſilent.
Virgil.

3) Nil prodeſt, quod non laedere poſſit idem.
Igne, quid vtilius? Si quis tamen urere tecta
Comparat, audaces inſtruit igne manus.
Et latro, et cautus praecingitur enſe viator,
Ille ſed inſidias, hic ſibi portat opem.
Ouid.

rühmen will, dem glaubt man nicht, der macht ſich verhaßt, der ſchadet ſich ſelbſt [4].

Für einen Großſprecher wird man ihn halten [5], und glauben, daß er ſeine Fehler unter dem ſcheinbaren Namen der Tugend verbergen wolle [6].

Wer dasjenige in der That ſeyn will, was er von ſich rühmt, der hat unter allen Regeln beſonders viere wohl in Acht zu nehmen [7].

Er muß ſeinen Beruf wohl abwarten, und nicht eher ruhen, bis er ſeiner Pflicht eine völlige Gnüge geleiſtet hat [8];

Er muß das Wahre von dem Falſchen vorſichtig zu unterſcheiden wiſſen [9];

Er muß, was ſeinem Amte wohlanſtändig iſt, auf das genauſte beobachten [10];

Er muß endlich der weiſen Vorſicht des Himmels alles ruhig überlaſſen [11].

Aber,

4) Quodcunque oſtendis mihi ſic, incredulus odi.
Horat.

5) Quid dignum tanto feret hic promiſſor hiatu!
Horat.

6) Fallit enim vitium ſpecie virtutis et vmbra!
Iuuenal.

7) Quatuor ex omni — — —
Virgil.

8) — — Suſceptum perfice munus! *Virgil.*

9) — — Pulſa, dignoſcere cautus,
Quid ſolidum crepet, et pictae tectoria linguae.
Perſ.

10) — — Rigidi ſeruator honeſti.
Lucan.

11) Permittes ipſis expendere numinibus, quid
Conueniat nobis, rebusque ſit vtile noſtris.
Nam pro iucundis aptiſſima quaeque dabunt Dii
Charior eſt illis homo, quam ſibi.
Iuuen.

Aber, wie wenige unter uns thun dieſes! Wie wenige kennen ihre eigne Schwäche [12]!

Wie wenige warten ihren Beruf gebührend ab! Man ſollte zwar meynen, ſie wären in beſtändiger Arbeit und Unruhe; in der That aber thun ſie gar nichts [13].

Fodert ihr Beruf eine Verſchwiegenheit, ſo glauben ſie doch, es ſey ihnen erlaubt, alles, was ſie hören, was in der Nacht der Vergeſſenheit, was noch ſo tief verſteckt bleiben ſollte, in der ganzen Welt auszubreiten [14].

Fällt ihnen auch zuweilen ihre Pflicht ein, finden ſie eine innerliche Regung ſolche zu beobachten: So reut ſie doch dieſer Vorſatz gleich wieder. Sie bleiben bey dem erſten Schritte ſtille ſtehen, weiter gehen ſie nicht fort [15].

Viele ſtört die Rachbegierde in Beobachtung ihrer Pflichten, und dieſe verrathen, wie klein, wie niederträchtig ihre unedle Seele ſey [16].

Je

12) — — Egomet me noui.
SY. Pauci iſtuc faciunt homines, quod tu praedicas.
Nam in foro vix dicimus quisque eſt, qui ipſus ſe nouerit.
Plaut.

13) Eſt ardelionum quaedam Romae natio,
Trepide concurſans, occupata in otio,
Gratis anhelans, multa agendo nihil agens.
Phaedr.

14) — — loca nocte ſilentia late
Sit mihi fas audita loqui: ſit numine veſtis
Pandere res alta terra, et caligine merſas.
Virgil.

15) Dum licet, et modici tangunt praecordia motus,
Si piget, in primo limine ſiſte pedem.
Ouid.

16) — quippe minuti

Je leichter ſie dieſen Fehler vermeiden könnten, deſto thörichter handeln ſie, daß ſie es nicht thun [17]. Und wie könnten ſie dieſe Leidenſchaft wohl leichter überwinden, als wenn ſie bloß die Liebe zum Vaterlande ihr Augenmerk ſeyn ließen [18]?

Die zweyte Pflicht war:

Man muß das Wahre vom Falſchen vorſichtig zu unterſcheiden wiſſen.

Man dürfte hier nur der Wahrheit ſelbſt folgen, welche durch ihren Glanz die dickſte Finſterniß vertreibt [19].

Dieſes iſt der erſte Grund, worauf dieſe ganze Wiſſenſchaft ruht; nur dieſen dürfte man ſich bekannt machen [20].

Allein, man iſt zu verdroſſen, und dieſes macht uns die leichteſte Sache beſchwerlich [21].

Oft haben wir zu viel Eigenliebe; wir wollen unſerm verdrießlichen Hochmuthe nicht entſagen, und

Semper et infirmi eſt animi, exiguique voluptas
Vltio.
Iuuenal.

17) Tu quod cauere poſſis, ſtultum admittere eſt.
Terent.

18) Vincet amor patriae - -
Virgil.

19) Noctem flammis funalia vincunt.
Virgil.

20) Elementa velint vt diſcere prima.
Horat.

21) Nulla eſt tam facilis res, quin difficilis fiet
Quam inuitus facias - -
Terent.

und eben dadurch wird unſre ganze Vorſicht zu Schanden gemacht [22];

Oft glauben wir dem äußerlichen Scheine zu viel [23].

Wenn man drittens in ſeinem Berufe das Wohlanſtändige beobachten will; ſo darf man kein abgeſchmackter Nachahmer alles desjenigen ſeyn, was uns vorkömmt [24].

Es iſt unanſtändig, wenn man ſich ſelbſt groß machen will. Nur diejenigen betrügt man dadurch, die uns nicht kennen; denen, die uns beſſer kennen, wird man lächerlich [25].

Es iſt unanſtändig, wenn ein ſolcher Mann andrer ſpotten, und über ihre Beſchimpfung frohlocken will [26].

Es iſt unanſtändig, wenn man ſich der öffentlichen Gebräuche entziehen will, welche nichts abergläubiſches, nichts eitles bey ſich haben [27].

Kurz

22) Ingratam — — pone ſuperbiam
Ne currente retro funis eat rota.
Horat.

23) Nimium ne crede colori.
Virgil.

24) Scribere ſi fas eſt imitantes turpia Mimos.
Ovid.

25) — — Verbis jactant gloriam,
Ignotos fallit, notis eſt deriſui.
Phaedr.

26) Scit riſiſſe vafer, multum gaudere paratus
Si Cynico barbam petulans Nonaria vellat.
Perſ.

27) — — non haec ſolennia nobis
Vana ſuperſtitio — —
Virgil.

Kurz: Bey allen ſeinen Handlungen, darf er auch das ſchärfſte Urtheil der ganzen Welt nicht ſcheuen [28].

Die vierte und letzte Pflicht iſt, daß er ſich der liebreichen Vorſorge des Himmels überlaſſe.

Die Welt iſt ein verführeriſches Labyrinth; man muß alles der Leitung des Himmels anheim ſtellen [29].

Je weniger man von ihm verlangt, deſto mehr erhält man von ihm [30].

Es heißt hier gar nicht:

-- -- cupidine caedis
Vtitur -- et nunc quoque ſanguine gaudet [31].

Man thue ſeine Berufsarbeit, dafür trage man Sorge; für das Uebrige ſorgt der Himmel! Was will man weiter [32]?

Eine

28) — — Volet haec ſub luce videri
Iudicis argutum quae non formidat acumen.
Horat.

29) Vt quondam Creta fertur Labyrinthus in alta
Parietibus textum caecis iter, ancipitemque
Mille viis habuiſſe dolum, qua ſigna ſequendi
Falleret indepreſſus et irremeabilis error.
Virgil.

30) Quanto quisque ſibi plura negauerit
A Dis plura feret. — —
Horat.

31) — — — — cupidine caedis
Vtitur — — et nunc quoque ſanguine gaudet.
Ouid.

32) Et dubitant homines ſerere, atque impendere curam?
Quid majora ſequar.
Virgil.

Eine reiche Erndte wird ſo dann unſre Belohnung ſeyn [33].

Wir können dieſes thun, wir haben die Fähigkeit dazu vom Himmel erlangt [34], und dieſer iſt auch der erſte Urheber davon [35].

Non omnes arbuſta iuuant humilesque myricae [36]!

Man darf nicht einen Augenblick aufſchieben, ſeine Lebensart vernünftig einzurichten [37], und eine Blutegel läßt nicht eher ab, zu ſaugen, bis ſie ganz voll Blut iſt [38].

Meine Rede könnte wohl hier manchem unordentlich und verwirrt ſcheinen [39]), wenn man nicht bedächte, daß der Menſch um deswillen aufrecht erſchaffen ſey, damit er den Himmel betrachten ſolle [40].

33) Quid faciat laetas segetes
Virgil.

34) — — Equidem credo, quia ſit diuinitus illis
Ingenium — —
Virgil.

35) — — Horum omnium cauſa
Conſtituiſſe Deum fingunt. — —
Lucret.

36) Non omnes arbuſta iuuant, humilesque myricae.
Virgil.

37) Incipe, qui recte viuendi prorogat horam,
Ruſticus expectat, dum defluit amnis; at ille
Labitur, et labetur in omne volubilis aeuum.
Horat.

38) Non miſſura cutem, niſi plena cruoris hirudo.
Horat.

39) — — Farrago libelli.
Iuuenal.

40) Os homini ſublime dedit, coelumque tueri
Iuſſit, et erectos ad ſidera tollere vultus.
Ouid.

Glückſelig iſt derjenige, welcher von freyen Stücken ohne Zwang thut, was recht iſt, und keinen Richter ſcheuen darf [41].

Dieſes geſchah in den erſten Zeiten; itzt ſind ſie viel ſchlimmer, und die Bosheit nimmt überhand [42].

Die Waffen ſind ſchädlich; Wolluſt aber ſchadet weit mehr [43].

Sehr wohlbedächtig hat Horaz geſagt:

Torquet ab obſcenis iam nunc ſermonibus aurem
Mox etiam pectus praeceptis format amicis,
Aſperitatis et inuidiae corrector et irae,
Recte facta refert [44].

Und handelt derjenige nicht am vernünftigſten, welcher nichts thörichtes unternimmt [45]?

Doch wo gerathe ich hin! Ich komme zu weit ab. Ich verliere mich von meinen Zwecke.

Horaz,

41) — — — — Vindice nullo
Sponte ſua ſine lege fidem rectumque colebat.
Poena metusque aberant nec vincla minantia fixo
Aere ligabantur. Nec ſupplex turba timebant
Iudicis ora ſui, ſed erant ſine iudice tuti.
Ouid.

42) Quippe aliter tunc orbe nouo coelumque recenti
Viuebant homines — —
Omne aliud crimen mox ferrea protulit aetas.
Iuuenal.

43) — — Saeuior armis
Luxuria incubuit. — — *Iuuenal.*

44) Torquet ab obſcenis iam nunc ſermonibus aurem,
Mox etiam pectus praeceptis format amicis,
Aſperitatis et inuidiae corrector et irae
Recte facta refert. *Horat.*

45) Quanto rectius hic, qui nil molitur inepte.
Horat.

Horaz, den ich nur itzt gelobt habe, straft mich selbst, wenn er sagt:

Seruetur ad imum,
Qualis ab incepto processerit, et sibi constet [46]!

Der Haß gegen die Wollust hat diese kleine Unordnung verursacht. Und gewiß ist dieser Eifer nöthig, denn wer die Schamhaftigkeit einmal verliert, findet sie nicht wieder [47].

Allein es ist mein Vorsatz nicht, die Laster zu richten, und alle Narren durch die Musterung gehen zu lassen [48].

Wenn würde ich fertig mit tadeln? Denn es ist alles voll von lächerlichen Fehlern [49].

Ich handle von den Pflichten eines ehrlichen und vernünftigen Mannes. Ich habe oben vier Regeln gegeben: ich will noch die fünfte hinzuthun:

Man muß friedfertig seyn, wenn man Gelegenheit zu streiten hat; man muß dem Nächsten helfen, wenn man ihm gleich schaden könnte; man muß

46) — — Seruetur ad imum
Qualis ab incepto processerit, et sibi constet.
Horat.

47) Laesa pudicitia est, deperit illa semel.
Ouid.

48) — — Huc propius me,
Dum doceo insanire omnes, vos ordine adite.
Horat.

49) — — O quantum est in rebus inane!
Pers.

ſich der Tugend befleißigen wenn es auch erlaubt wäre, laſterhaft zu ſeyn [50].

Wer dieſe Regeln beobachtet, von dem kann man wohl nicht ſagen, daß er ſich mit geringen Kleinigkeiten beſchäfftige [51].

Es iſt dieſes ein weſentliches Stück des Gottesdienſtes, welchen die Natur ſelbſt den entlegenſten Völkern bekannt gemacht hat, und von welchem Lucrez ſagt:

> Nunc, quae cauſa Deum per magnas numina gentes
> Peruolgauerit, et ararum compleuerit vrbes
> Non ita difficile eſt, rationem reddere verbis [52].

Ich weis meine Herren, Sie haben einerley Meynung mit mir. Ich wünſche, daß dieſe flüchtige Probe den entſcheidenden Beyfall einer ſo anſehnlichen Geſellſchaft erlangen möge. Dieſes, und die Ehre ihr Mitglied zu werden, wird mich aufmuntern, Sie bis in meinen Tod mit Wünſchen zu überhäufen.

Klage

50) Tum certare odiis, tum res rapuiſſe licebit.
Nunc ſinite, et placidum heri componite foedus.
Virgil.

51) Rem peragit nullam — —
Martial.

52) Nunc quae cauſa Deum per magnas numina gentes
Peruolgauerit, et ararum compleuerit vrbes
Non ita difficile eſt, rationem reddere verbis.
Lucret.

✲ ✲ ✲

Klage

wider die

weitläuftige Schreibart.

Hochedler Herr,

Hochgeehrteſter Herr,

Welchergeſtalt Eure Hochedl. in Ihrer Monatsſchrift,

daß alle muntre Köpfe dieſes großen deutſchen Reichs die Freyheit haben ſollten, Ihre Sammlung durch ihren Beytrag zu befördern,

hochgeneigt, und günſtig erlaubt, nicht minder,

daß Denenſelben ſie die wohlgerathenen Proben von der Stärke ihres Geiſtes, und der Gründlichkeit ihres Verſtandes zur Bekanntmachung anvertrauen möchten,

zugleich erſucht: Solches muß Ew. Hochedl. noch wohl erinnerlich ſeyn, erhellet auch aus der Vorrede de dato Leipzig, den 1ten Heumonats 1741. pag. 15. allenthalben in mehrerm.

Nachdem nun von meinem hochgeehrteſten Herrn hierdurch ich befehliget zu ſeyn glaube, dasjenige, ſo zur Ausbeſſerung der deutſchen Sprache dienet, treufleißigſt und pflichtſchuldigſter Maßen beyzutragen, mithin den Vorwurf mit Grunde nicht befürchten darf,

quod culpa ſit, immiſcere ſe rei ad ſe non pertinenti, l. 36. D. de R. I.

wenigſtens wider den klaren Innhalt der Geſetze laufen würde, wenn jemand, daß ich mir dieſe Freyheit nehme, übel deuten wollte,

quia, quotiens dubia interpretatio libertatis eſt, ſecundum libertatem reſpondendum erit, l. 20. ibid.

und aber in denen bisherigen Monaten obmentionirter Schrift ich misfällig wahrnehmen müſſen, daß Dieſelben uns zwar von verſchiedenen Arten der Gelehrſamkeit Regeln und Proben mitgetheilet, im Gegentheil, wie die Schreibart männlich und bündig einzurichten ſey, nicht alleine gefliſſentlicher Weiſe keine Anleitung gegeben,

eius enim eſt non nolle, qui poteſt velle. Vlpianus. l. 1. ad Sabin.

ſondern auch zum mehrerſten ſolche Stücke uns vorgelegt, in welchen oftermals die gründlichſten Sachen durch eine widrige Schreibart ekelhaft, die Leſer bey denen bündigſten Beweiſen durch eine verdrüßliche Weitläuftigkeit müde gemacht, und dasjenige in funfzig Perioden eingehüllet worden, was doch auf die angenehmſte und deutlichſte Art in einem einzigen Satze vorgetragen werden können, ſollen, oder mögen;

iniuſtus enim videtur, qui per ambages exponit, quod vna formula comprendere poteſt. Pyrrhus Mauritius. de Satisd. & fidej.

Et illa actio eſt optima, quae breuiſſima. vid. Lanfrancus de Oriano, de dilat. cf. Mantica de conuent. it. Loriottus de tranſact. & Caccialupa de off. advoc.

Als habe Ew. Hochedl. ſolches ich nicht bergen mögen, mit dem Ermahnen, Sie wollen, daß ſolchem allem abhelfliche Maße gegeben, und die bisherige weitläuftige Schreibart geändert, auch alles in einer beliebigen Kürze abgefaſſet wer-

den

den möge, gebührende Sorge tragen, oder, entstehenden Falls, daß ich dieserhalb nach gegenwärtiger Probe eigne Regeln entwerfe, und Denenselben zur Bekanntmachung schierstkünftig übersende, Sich unfehlbar gewärtigen. Und Denenselben bin ich übrigens angenehme Freundschaft zu erweisen, vor die Person stets willig. Der ich verharre

Ew. Hochedlen

Meissen,
den 9. Novembr. 1741.

ergebenster
CAIVS IAVOLENVS,
I. V. D. Aduocatus & Not. Publ. Cæs.
cor. Reg. El. immatr.

Unterdienstschuldigstes Inserat.

Auch,

Hochgeehrtester Herr,

dürfte zwar manchen aus Eigensinn beyfallen, daß diese meine Schreibart undeutlich, und dennoch weitläuftig sey, ob ich gleich in einem Satze dasjenige sagte, wozu ein andrer eine Ausführung von vielen Perioden gebraucht haben würde, nicht weniger, daß die Einstreuung altväterischer Worte, und die barbarischen Namen fremder Rechtsgelehrten so abgeschmackt, als ihre beygebrachten Zeugnisse wären;

Dem-

Demnach aber und dieweil einiger Undeutlichkeit ich mit Grunde nicht beſchuldiget werden mag, da ich dasjenige, ſo ich geſchrieben, ganz wohl verſtehe, einfolglich vor unzählig neuern Schriftſtellern einen großen Vorzug verdiene, anbey wider die arithmeti he Verhältniß läuft, daß dasjenige, ſo in einem einzigen Satze geſaget wird, eben ſo weitläuftig ſeyn ſollte, als das, wozu ich die mühſame Umſchreibung vieler Perioden nöthig habe, hiernächſt die Beybehaltung geſchickter Kunſtwörter vielmehr eine Lobeserhebung, als Beſtrafung, verdienet, über dieſes die Anziehung alter Rechtsgelehrten und ihrer Zeugniſſe allerdings nach dem neueſten Geſchmacke zu ſeyn ſcheinet, da die eingebildetſten meiner Landsleute zum öftern den Homer, Virgil, Boileau, Milton, und andere Ausländer dasjenige griechiſch, lateiniſch, franzöſiſch, und engliſch ſagen laſſen, worauf vielmals ein auch nur halbgelehrter Deutſcher von ſelbſt gefallen ſeyn würde;

Als zweifle nicht, **Ew. Hochedlen** werden ſich meinen Vorſchlag gefallen, und mir dasjenige Recht wiederfahren laſſen, welches Sie einem Patrioten, und Beförderer der deutſchen Sprache ſchuldig ſind. Ich bin

Ew. Hochedlen

Datum vt in litteris.

ergebenſter

C. IAVOLENVS.

Memoires d'Amourette,

oder

Lobschrift auf Amouretten,

ein Schooßhündchen.

Geneigter Leſer!

Die vornehmſte Sorge eines Schriftſtellers geht dahin, wie er ſich des Beyfalls ſeiner Leſer verſichern möge. Die meiſten ſchreiben heutiges Tages aus Hunger; viele ſuchen berühmt zu werden; einige wenige haben die Abſicht zu erbauen; alle aber bemühen ſich, ihre Schriften beliebt zu machen. Meine gegenwärtige Abſicht iſt keine von dieſen dreyen. Ich ſchreibe einzig und allein darum, damit ich meine Gedanken will gedruckt leſen. Dieſes iſt meine vornehmſte Leidenſchaft. Ich habe dir es ſchon einmal zugeſtanden; ich will es auch itzt nicht leugnen. Iſt es ja eine Sünde; ſo iſt es doch nur eine Erbſünde. Mein Vater iſt ein Autor geweſen; mein Großvater hat Bücher geſchrieben; von meines Urgroßvaters Fähigkeit habe ich nur geſtern noch eine nicht übelgerathne Probe aus dem Würzladen bekommen; und bloß eine unvermuthete Feuerbrunſt iſt Schuld daran, daß wir den Fleiß meines Aeltervaters nicht bewundern können. Wird man es mir alſo wohl übel nehmen, wenn ich dem angebohrnen Triebe, zu ſchreiben, nicht widerſtehen kann? Daß unſre Frauenzimmer noch itzt gern Liebesbriefe abfaſſen, ſolches kömmt uns gar nicht fremd vor. Denn ſchon Eva hat ſehr zärtlich an ihren Adam geſchrieben, wie man den Beweis davon in Zieglers Heldenliebe findet. Hier ſiehſt du alſo, geneigter Leſer, meine Befugniß zum Schreiben. Und ob ich gleich weder aus

Geld-

Geldgeiz, noch aus Ehrgeiz, noch dem Vaterlande zum Besten, sondern lediglich zu meiner eignen Beruhigung, schreibe: So erachte ich es doch der Höflichkeit gemäß zu seyn, daß ich mir dein Wohlwollen, und eine günstige Aufmerksamkeit ausbitte.

Ich kann dieses, als eine schuldige Gegengefälligkeit, von dir verlangen. Denn bloß dir zu Liebe habe ich mich überwunden, gegenwärtiger Arbeit den Titel der Memoires zu geben; einen Titel, dessen allgemeinen Gebrauch du nebst vielen dergleichen Wohlthaten dem Gehirne unsrer Nachbarn zu danken hast. Ich kenne die abgöttische Hochachtung, welche du für dergleichen Art von Schriften trägst, und weis deine Gütigkeit, welche die abgeschmacktesten Sachen bewundert, wenn sie nur diesen ansehnlichen Namen führen. Was hätte mich wohl sonst hierzu bewegen sollen? Ich bin vielleicht der erste, der von einem Thiere Memoires schreibt. Meine Amourette ist keine Marquisinn; und ich kann nicht behaupten, daß sie aus einer besonders ansehnlichen Familie erzeugt, oder von ihren Aeltern in der zarten Jugend verlohren, und erst nach späten Jahren durch viele Abentheuer wiedergefunden worden sey. Eben so wenig getraue ich mir, dich zu bereden, daß sie ganz gemeiner Hunde Kind wäre, und nur durch ihre blitzende Schönheit, und eisenfeste Tugend einen irrenden Ritter ihres Geschlechts gefesselt habe. Du wirst weder Liebesstreiche noch Entführungen antreffen; und da es nur ein Werk von etlichen Blättern seyn soll, so siehst du wohl, wie wenig Aehnlichkeit es mit deinen Memoires habe, welche die Beständig-

ständigkeit ihrer Helden nicht eher, als in dem achten, oder zwölften Bande, krönen. Bloß dir zu Liebe, gebe ich meiner Schrift diesen Namen, und du würdest undankbar seyn, wenn du sie nicht mit geneigten Augen ansehen, und mit gebührender Ehrfurcht durchlesen wolltest.

Ich halte es für etwas überflüßiges, mein Verfahren zu rechtfertigen, daß ich auf einen Hund eine Lobschrift mache. Wer Amouretten von Person kennt, der weis, daß es ihre sonderbaren Eigenschaften wohl verdienen, auf die Nachkommen gebracht zu werden. Wer sie aber nicht kennt, dem will ich sie durch die lebhaftesten Züge bekannt machen. Du kannst dich darauf verlassen, daß mir eine niederträchtige Schmeicheley die Feder nicht führen wird. Ich darf Amourettens Tugenden nur erzählen, so ist auch die Lobschrift fertig. Sollte ich etwan eine Leichenrede halten, oder einen Mäcenaten wegen seiner Freygebigkeit und Verdienste herausstreichen: So würde ich alle Künste der Beredsamkeit anwenden müssen, um meinen Zuhörern eine verdächtige Sache wahrscheinlich zu machen. Aber, weil ich Amouretten loben will, so darf ich nur die Wahrheit reden lassen. Diese brauchet keine Schminke.

Von der Geburt unsrer Amourette, kann ich nicht viel besonders sagen. Sie ist im Jahre 1735 in Cölln, einem Dorfe an der Elbe, auf die Welt gekommen. Ich nenne dieses Dorf um deswillen ausdrücklich, damit ich der Nachwelt einen Zweifel,

den künftigen Geschichtschreibern eine mühsame Untersuchung, und den andern Dörfern selbiger Gegend einen hitzigen Wettstreit erspare, welches unter ihnen sich dieser Ehre anzumaaßen habe. Bey der Geburt selbst hat sich eben nichts merkwürdiges zugetragen. Ein Winzer, ihr Pflegevater, sagte mir, daß sie gleich anfangs sehr gewinselt, und er daher befürchtet habe, es würde ihr in der Welt unglücklich gehen. Allein, die Folge hat gewiesen, daß diese abergläubische Meynung ungegründet gewesen ist. Ihre Mutter ist aus einem zwar guten, doch gemeinen, Bürgerhause; und ihr Vater soll von einem adlichen Hofe seyn. Es ist eine Vermuthung, welche viele Umstände glaubwürdig machen. Die ganze Sache bleibt freylich eine Ungewißheit. Allein, dieses ist etwas gewöhnliches, und kann Amouretten bey vernünftigen Leuten nicht zum Vorwurfe gereichen. Sie hat noch zween Brüder gehabt, welche gleich nach der Geburt ersäuft worden sind, und meine Amourette würde ein gleiches Schicksal erfahren haben, wenn sie nicht ihre ehrliche und gute Gesichtsbildung davon befreyet hätte. Sie blieb also die einzige in ihrer Mutterhütte; und es wäre daher kein Wunder gewesen, wenn man sie bey ihrer Auferziehung verzärtelt, und in aller üppigen Wollust und eigenwilliger Freyheit gelassen hätte. Allein dieses geschah nicht. Sie ward von ihrer Mutter geliebt, welche sie auch nicht einmal einer Amme anvertrauen wollte, sondern es für ihre Schuldigkeit hielt, sie selbst zu säugen. Bey zunehmendem Alter ward sie zu allen

möglichen Hundetugenden angehalten. Ich verstehe darunter die Wachsamkeit, die Treue, ein freundliches Wesen, und die Reinlichkeit. In kurzer Zeit brachte sie es weit, und ihre besondre Fähigkeit, welche sie dabey zeigte, machte ihren Anverwandten manche Sorge, sie dürfte ihr Leben wohl nicht hoch bringen. Diese Sorge ist vergebens gewesen, und es dient solches alten Leuten zum kräftigen Troste, welche daraus abnehmen können, man müsse eben nicht dumm seyn, wenn man zu Jahren gekommen ist.

Kaum hatte sie es so weit gebracht, daß sie sich selbst forthelfen konnte: So trug ihre Mutter Bedenken, sie länger unter ihrer Aufsicht zu behalten. Sie mußte ihre Wohnung verlassen, und ward in ein Haus gebracht, wo man sie mit vieler Gütigkeit aufnahm. Ob ihre Mutter bey dem Abschiede dieser einzig geliebten Tochter sehr kläglich gethan, solches ist mir unbekannt. Dieses hat man wohl aus ihrer nachherigen Aufführung gesehen, daß sie derselben viele gute Lehren mit auf den Weg gegeben haben müsse. Ihr freundliches und dienstfertiges Bezeigen machte sie bey jedermann beliebt, und erwarb ihr den prächtigen Namen, den sie noch itzt führt.

Einen Umstand darf ich nicht vergessen, welcher in ihren Leben beynahe der merkwürdigste gewesen ist. Um meine Amourette recht vollkommen zu machen, so war man bedacht, sie auf Reisen zu schicken. So gefährlich dieses zu seyn schien, und so

viel Furcht unzählige Beyspiele deswegen hätten erwecken können; so wenig ließ man sich doch davon abwendig machen. Man wußte sich auf ihre Tugenden zu verlassen, und lediglich diesen hat man es zuzuschreiben, daß alles nach Wunsch abgelaufen ist. Sie ward nach Großenhayn geschickt, einem Orte, wo schon viel junge Hunde verführet worden sind. Amourette mußte ohne Hofmeister dahin gehen. Man hatte seine Ursachen. Sie hielt sich eine geraume Zeit daselbst auf, bis ein unvermutheter Zufall sie nöthigte, wieder in ihre Heimath zu kehren. Es traf ungefähr zu, daß ich gleich bey ihrer Rückkunft gegenwärtig war; und ich kann nicht läugnen, ich ward damals sehr erbaut: Denn Amourette brachte ihr redliches und unschuldiges Gemüthe wieder zurück. Sie hatte ihre Wohlthäter nicht verkennen lernen, und ersetzte mit verdoppelten Liebkosungen dasjenige, was sie bisher entbehren müssen. Sie hatte ihre Stimme nicht geändert; sie bellte noch eben so, wie vorher; und man merkte nicht die geringste lächerliche Nachahmung der Fremden an ihr. Ich kann nicht begreifen, wie es zugegangen ist, daß sie auf ihrer Reise keine Schulden gemacht hat? Anfänglich wollte man es gar nicht glauben; es befand sich aber in der That so. Ich vermuthe, daß sie keine Liebhaberinn vom Spielen, und von zärtlicher Gesellschaft, sondern lediglich auf die Beobachtung ihrer Schuldigkeit bedacht gewesen ist. Von Moden, und andern galanten Neuigkeiten brachte sie gleichfalls nicht das geringste mit. Ich führe dieses um deswillen

willen zu ihrem Lobe an, weil ich gehört habe, daß sich viele Hunde bey ihr nach dergleichen erkundigt haben, und ihr solches für eine Einfalt auslegen wollen.

Gestehe es nur, geneigter Leser, meine Erzählungen scheinen dir fabelhaft zu seyn. Von Reisen zu kommen; ohne Schulden, ohne Moden, mit unverändertem Gemüthe? Dieses sind Sachen, welche wider alle Wahrscheinlichkeit laufen. Ich will dir nicht widersprechen. Ich behaupte aber doch, daß ich die Wahrheit geredet habe. Verlange keinen Beweis von mir. Du mußt mir glauben. Ich würde es ja nicht sagen, wenn es nicht wahr wäre! Ist dieses nicht Beweis genug?

Ich sehe schon; du wirst begierig, Amouretten genauer kennen zu lernen. Du willst ihre Gestalt wissen. Wie soll ich dir aber diese beschreiben, ohne daß es schmeichelhaft klingt? Wenn es unter den Hunden auch Poeten gäbe: So zweifle ich nicht, der sinnreichste unter ihnen würde sie also abmalen: „Ich soll dich besingen, bezaubernde Amourette! „Aber flöße du mir zuvor das Feuer deiner Augen „in meine Adern, damit ich mich recht lebhaft aus„drücken könne! Die Natur hat an dir alle Schön„heiten verschwendet, und sich dergestalt erschöpft, „daß sie in langer Zeit nicht vermögend seyn wird, „wieder einen solchen Hund zu zeugen. Deine „Haare, deine anbethenswürdige Haare, übertref„fen die zarteste Seide des stolzen Persers. Auf „deiner Stirne scherzen die Gratien, und deine zarten

„Ohren würden vollkommen seyn, wenn sie nicht „immer bey unserm seufzenden Bellen taub wären. „Deine Augen sind Sonnen, welche durch ihre „freundlichen Stralen beleben, durch ihre erzürn„ten Blicke aber den zitternden Liebhaber Blitze, „und donnerschwangre Wolken gebären. Deine „korallne Schnauze übersteigt den Purpur der pran„genden Morgenröthe. Deine weiße Brust über„trifft an Schönheit den ewigen Schnee, welcher „auf den Gipfeln der unersteiglichen Alpen liegt. „Was Wunder, wenn dein Herz von Eise ist? „Deine wohlgebauten Pfoten tragen einen nied„lichen Körper, welchen die Natur durch braune „und weiße Flecke reizend gemacht hat. Glückse„lig ist der, welcher die äußerste Spitze deiner „Krallen anrühren darf. Dein zierlich gelockter „Schwanz ist der Sitz einer zärtlichen und aufge„weckten Seele, welche ihre Regungen durch freu„diges Wedeln an den Tag legt. Verzeihe mir, „Amourette, wenn ich mein Rohr niederlege! Mei„ne Muse wird eifersüchtig. Sie verläßt mich!“

Dieses würde ungefähr der Ausdruck eines Hundepoeten seyn, und ich glaube, viele der unsrigen selbst könnten ihm das Feuer eines Dichters nicht gänzlich absprechen. Allein dieses ist zu weitläuftig. Ich will dir eine kürzere Beschreibung machen, wenn ich sage, daß Amourette einen artigen Kopf, ein weißes Fell mit braunen ordentlich gezeichneten Flecken, und alle Schönheiten eines Schooßhundes hat. Was Wunder, wenn in einem so schönen Körper auch eine schöne Hundeseele wohnt!

Amourette weis, daß sie schön ist. Dieses hat sie mit unserm Frauenzimmer gemein. Allein, ihre Schönheit macht sie weder hochmüthig, noch lächerlich; und hierinnen ist sie von vielen unterschieden. Sie bringt nicht ganze Stunden vor dem Spiegel zu; sie schmückt sich nicht, und nahm es für den größten Schimpf an, als ich ihr nur im Scherze ein Schminkpflästerchen unter das rechte Auge kleben wollte. Sie hat schon sechs neue Frauerzimmertrachten erlebt, ist aber nicht zu bewegen gewesen, die ihrige zu ändern, von welcher sie glaubt, es sey die natürlichste.

Sie liebt Gesellschaft, sie stattet Besuch ab, und nimmt welchen an. Niemals aber hört man sie von ihren Nächsten übel sprechen, oder mit einer boshaften Neugierigkeit nach andrer Hunde Umstände fragen. Sie redet auch nicht vom schönen Wetter, und ob sie gleich nicht spielt, so wird ihr doch die Zeit nicht lang.

Mit allen macht sie sich zwar nicht gemein; sie verachtet aber auch niemand. Der Rangstreit ist ihre kleinste Sorge, und ich habe es mit meinen Augen gesehen, daß sie einem Budel die Oberstelle ließ, von dem stadtkündig war, daß sein Vater nur ein Fleischerhund gewesen.

Aus dem Schmucke, oder andern Kostbarkeiten, macht sie sich wenig. Einige Halsbänder und zwey Betten sind ihre ganze Gerade. Ob der Korb, in dem sie liegt, auch dazu gehöre, das mögen die Rechtsgelehrten unter sich ausmachen.

Die Mäßigkeit, welche sie beobachtet, ist merkwürdig. Sie frißt nicht mehr, als ihr gut ist, und säuft nicht eher, als wenn sie durstet. Nur darinnen ist sie den Menschen ähnlich, daß sie eine Liebhaberinn vom Caffee ist.

Dieses sind die vornehmsten Tugenden, welche meine Amourette zieren. Es ist kein Zweifel, daß sie deren nicht noch mehr besitzen sollte. Allein, sie macht so wenig Rühmens von sich selbst, daß ich befürchte, ich würde ihre Sittsamkeit beleidigen, wenn ich sie weiter lobte.

Ich will unpartheyisch seyn. Ich will auch dasjenige von ihr anführen, was Uebelgesinnte für Fehler auslegen wollen. Zugleich aber werde ich zeigen, daß es Verleumdungen sind.

Man wirft ihr vor, sie schlafe zu lange; sie liege beständig im Bette. Ist denn dieses ein Fehler? Ist es nicht vielmehr ein untrügliches Zeugniß, daß sie, wenigstens von väterlicher Seite, aus einem vornehmen Hause sey?

Sie soll verliebt seyn. Man will unschuldige Kleinigkeiten beobachtet haben, aus welchen die Lästerzungen ganze Romane machen. Es geschieht ihr zu viel. Zwar zu gewissen Zeiten empfindet sie einige verliebte Schwachheiten: Aber, ein kleiner Zwang, und noch mehr ein freundliches Zureden, ist vermögend, sie von allen Unordnungen abzuhalten. Alsdann ist man erst tugendhaft, wenn man einen Trieb, zu fehlen, empfindet, wenn man Gelegenheit hat, solchen zu befriedigen, beides aber großmüthig überwindet.

Sie

Sie soll neidisch seyn. Man will es daraus schließen, daß sie in einen heftigen Eifer geräth, wenn sich ein fremder Hund ins Haus schleicht. Ist denn dieses neidisch? Ist es nicht eine Probe ihrer Wachsamkeit? Jeder Hund muß den andern am besten kennen. Vermuthlich sieht sie, daß diese fremden Hunde nur die tückische Absicht haben, auszuforschen, was in einem Hause vorgehe, um bey der nächsten Zusammenkunft hämische Erzählungen davon zu machen.

Noch eins fällt mir ein. Es wollte vor einigen Tagen ein guter Freund behaupten, Amourette sey dumm. Ich lachte darüber; er aber blieb dabey. Er wollte wissen, daß sie vielmals ganz tiefsinnig, und ohne Gedanken läge, und sich zum öftern so weit vergäße, daß sie nicht einmal auf die äußerliche Reinlichkeit ihres Felles genugsam bedacht wäre. Du irrest dich, mein Freund, sagte ich zu ihm. Dieses ist kein Zeichen einer Dummheit. Amourette ist tiefsinnig, und denkt vielleicht auf eine Wahrheit. Wer weis, ob sie nicht die Quadratur des Zirkels untersucht, oder gar mit einer philosophischen Spitzfindigkeit beschäfftigt ist? Ich werde in dieser Muthmaaßung dadurch bestärket, weil sie ihre Gedanken nicht deutlich von sich geben kann, und ich unlängst selber gesehen habe, daß sie mit dem Kopfe wider die Wand anlief. Sind dieses nicht Spuren einer abstracten Gelehrsamkeit?

Es sey genug! Ich habe Amourettens Ankunft, ihre Schicksale, ihre Leibes- und Gemüthsgaben, kurz, ich habe Amourettens Leben und Thaten beschrieben. Sie lebt noch. Ich wünsche ihren Verdiensten eine Dauer von vielen Jahren. Sie ist es würdig. Allein, sie ist auch sterblich, und stirbt vielleicht eher, als mancher Mensch, der sich so vieler Tugenden nicht rühmen kann. O, ihr Dichter, die ihr so vielmals bey dem Grabe eines Lasterhaften euer eigennütziges Lob verschwendet! Sollte es geschehen; sollte meine Amourette sterben: Verehrt die Wahrheit! Streut nur eine Hand voll Cypressenreiser auf ihre Asche! Besingt ihre seltnen Eigenschaften! Amourette verdient es! Wenigstens werdet ihr von derselben mit gutem Grunde mehr sagen können, als daß sie geboren und gestorben sey.

Martin Seribler, der jüngere.

Lobschrift
auf
die bösen Männer.

Mein herannahendes Alter, und die eigne Erfahrung werden mich hinlänglich rechtfertigen, da ich mir vorgenommen habe, auf die böſen Männer eine Lobſchrift zu machen. Der Spiegel erinnert mich, daß es Zeit ſey, ernſthaft zu werden. Hat man mir in meinen jungen Jahren mit Vergnügen zugehört, wenn ich die unſchuldigſten Handlungen der Mannsperſonen auf eine boshafte Art beurtheilte: So wird man ſich gegenwärtige Schrift, als eine öffentliche Ehrenerklärung gefallen laſſen; da ich mir die Gewalt anthue, und diejenigen lobe, von denen vielleicht die meiſten meiner Mitſchweſtern glauben, daß ſie es am wenigſten verdienen. Ein zwanzigjähriger Eheſtand hat mich die Vortrefflichkeit der böſen Männer einſehen gelehrt; und mein Beweis muß überzeugend ſeyn, weil ich nichts rede, als was ich ſelbſt erfahren habe. Dieſe Gründe ſcheinen mir wichtig genug zu ſeyn; und ich bin verſichert, daß der Beruf desjenigen weiſen Mundes, welcher vor einiger Zeit auf die böſen Weiber eine Lobrede gehalten hat, wenigſtens nicht ſtärker geweſen iſt, als der meinige.

Noch etwas muß ich im Voraus erinnern. Fehlt gegenwärtiger Abhandlung die Deutlichkeit, das Feuer, und die Ordnung im Vortrage: So bedenke man nur, daß ſie ein Frauenzimmer geſchrieben, ein Frauenzimmer, welches das Vorurtheil des Vaters nur in der Küche erzogen, und dem die kluge Vorſicht eines böſen Mannes alle Mittel benommen, deut-

deutlich zu reden, und vernünftiger zu denken, als er selbst gedacht hat.

Die unendliche Menge der bösen Männer überhebt mich der Mühe, zu beschreiben, was ich eigentlich darunter verstehe. Durch das Gegentheil will ich der Sache zum Ueberflusse einige Erläuterung geben. Es befinden sich noch hier und da Geschöpfe, welche man vernünftige Männer nennt. Diese stehen in dem abergläubischen Wahne, als erfodre Pflicht und Gewissen, daß sie ihre Weiber ebenfalls für vernünftige Creaturen halten, welche nicht zur Sklaverey, oder ihrem herrschsüchtigen Eigensinne zum Besten erschaffen, sondern um deßwillen da sind, daß durch eine aufrichtige Liebe, und beiderseitige Hülfe die Beschwerlichkeit des menschlichen Lebens erleichtert, und durch vereinte Sorgfalt dem Vaterlande nützliche Bürger erzogen werden. Kurz, diese sehen ihre Weiber, als Freundinnen, an. Ich würde den Ungrund dieser Meynung ausführlich widerlegen, wenn ich nicht gewiß wüßte, daß die allermeisten Männer schon hinlänglich davon überzeugt wären. Ein Frauenzimmer ist ein Thier, welches vor andern Thieren die Ehre hat, daß es ein Mann zur Frau nimmt; welches bloß des Mannes wegen in die Welt gesetzet ist, und das mit einer blinden Ehrfurcht dem Willen seines Oberhauptes unterwürfig seyn muß. Dieses ist der eigentliche Begriff, den man sich macht. Wer diesen Begriff zur Wirklichkeit bringt, der verdient allererst den rühmlichen Beynamen eines bösen Mannes.

Es erhellt hieraus, daß der Ursprung der bösen Männer in dem Wesen der Sache und in der Natur selbst liegt. Wäre dieses nicht, so würde mir es eben so wohl erlaubt seyn, den Adam an ihre Spitze zu stellen, als es einigen gefallen hat, die Eva zur bösen Frau zu machen. Ich halte aber die Anführung solcher Exempel für allzu leichtsinnig, und ich glaube, ich werde besser thun, wenn ich ohne fernern Umschweif dem Leser zeige, daß ich Ursache habe, die bösen Männer zu loben.

Das Laster der Eigenliebe ist so reizend, als gefährlich. Man giebt es dem Frauenzimmer am meisten Schuld. Ich weis nicht, ob man Ursache darzu hat; so viel aber weis ich wohl, daß wir demjenigen unendlich verbunden sind, welcher uns davor schützt. Ich kenne einen Mann, ein Muster seines Geschlechts, die Krone aller bösen Männer. Wäre er nicht so sittsam und bescheiden, so würde ich ihn nennen. Dieser Mann giebt sich alle Mühe, die Eigenliebe seiner Frau zu dämpfen. Er kann nicht läugnen, daß sie vernünftig ist; er will aber doch nicht, daß sie es glauben soll, oder daß sie andre Leute für vernünftig halten. Wie soll er es anfangen? Er tadelt alle ihre Mienen; sie darf kein Wort reden, so weist er, wie abgeschmackt es sey. Er beschämt sie in öffentlichen Gesellschaften, ja er gesteht ihr nicht einmal die Fähigkeit zu, daß sie vernünftige Kinder gebären könne, da er an dem Kinde erster Ehe weit mehr Verstand anmerkt, als an dem ihrigen, ungeachtet er der Vater zu beiden ist. Müssen wir nicht alle diesen Mann loben? Wie unglücklich könnte seine

Frau

Frau werden, wenn die Eigenliebe ihre Leidenschaft würde? Reißt er sie nicht durch dergleichen Demüthigung aus ihrem Verderben?

Ein Mann ist das Oberhaupt seiner Familie. Dieses erfodern die Rechte, und nach eben diesen Rechten kann er alle Hochachtung verlangen. Will er ein lobenswürdiger Mann seyn, so muß er sich dieselbe zu erwerben wissen. Das geschieht am leichtesten auf die sinnliche Art. Was ist aber sinnlicher, als was der Körper fühlt? Und was fühlt der Körper nachdrücklicher, als Schläge? Ist also nicht derjenige ein lobenswürdiger Mann, welcher bey seiner Frau mit geballter Faust die Rechte der Natur zu behaupten weis?

Wenn ich sage, das Frauenzimmer sey ein schwaches Werkzeug, so sage ich nichts mehr, als was schon alle Welt weis. Diese angeborne Schwäche ist Ursache, daß wir den Lastern am wenigsten widerstehen können. Eine geringe Reizung ist genug, uns lasterhaft zu machen. Niemals aber sind die Reizungen stärker, als wenn wir uns in dem Ueberflusse aller Dinge befinden. Dieser muß uns entzogen werden, wenn wir anders tugendhaft bleiben sollen. Es geschieht nur zu deinem Besten, geliebte Freundinn, daß dein Mann dir allen Ueberfluß benimmt, welcher deine Schwachheit rege machen könnte. Er vertraut deinen Händen nicht einen Groschen Geld an. Du mußt dir an dem elendesten Tranke, an den unschmackhaftesten Speisen, an den schlechtesten Kleidern genügen lassen. Es geschieht nicht aus Geiz; nein, meine Freundinn; es geschieht zu deinem Besten. Genug,

daß

daß du dein Leben fristen kannst. Dieses ist die Ursache, warum wir essen, warum wir trinken, warum wir Kleider tragen. Der geringste Ueberfluß würde eine Quelle tausendfachen Unglücks seyn. Ich habe nicht nöthig, dieses genauer auszuführen; du wirst es selbst einsehen können.

Ist die Mäßigkeit eine so große Tugend, wie sie es denn wirklich ist, so muß wohl derjenige Mann lasterhaft seyn, welcher sich unmäßig und wollüstig aufführet? Keinesweges! Die Männer geben uns die Gesetze, niemand aber, der Gesetze giebt, ist denselben weiter unterworfen, als er es selbst für gut befindet. Dein Mann verspielt alle sein Vermögen. Wie löblich ist dieses? Könnte dich nicht der Besitz vieles Geldes geizig machen, oder im Gegentheile zur Verschwendung reizen? Er ist niemals nüchtern. Allein, was kann dir wohl einen lebhaftern Abscheu vor der Trunkenheit machen, als ein besoffner Mann? Nur um deinetwillen besäuft er sich, damit du sehen sollst, was es für eine edle Sache um die Mäßigkeit sey. Er entzieht sich deinen Armen, und bringt die meiste Zeit bey andern Weibsbildern zu. Er thut recht daran. Der beständige Besitz eines Gutes macht uns dasselbe ekelhaft. Du würdest ihn überdrüßig werden, wenn er niemals von deiner Seite käme. Dein Mann ist lobenswürdig.

Dieses sind die Vortheile noch nicht alle, die wir von unsern bösen Männern haben. Nichts ist empfindlicher, als der Tod eines Mannes, welchen man innigst liebt. Wie sehr wird uns aber dieser heftige Schmerz erleichtert, wenn uns ein wollüstiger, ein

harter, ein ehrgeiziger, wenn uns ein böser Mann stirbt! Was ist leichter, als bey dergleichen Falle den Ruhm einer christlichen Standhaftigkeit zu erwerben? Wir trauern, weil uns der Schneider eine schwarze Kleidung gemacht hat; und wenn wir ja weinen, so geschieht es, weil sein Absterben nicht eher erfolgt ist.

Noch tausend Ursachen könnte ich anführen, die uns den bösen Männern verbindlich machen. Ich will aber mit Fleiß abbrechen, um denjenigen Fehler zu vermeiden, welchen man sonst dem Frauenzimmer vorwirft. Es scheint mir überflüßig zu seyn, wenn ich das Alterthum zu Hülfe rufen, und alle vier Theile der Welt ausplündern wollte, einen Satz zu beweisen, den die Beyspiele der meisten Männer unsrer Stadt unläugbar machen. Vielleicht ist mir der Leser verbunden, daß ich dasjenige auf wenigen Blättern sage, was ich mit einer kleinen Ausdehnung in vier Bogen hätte vorbringen können.

Trauerrede

eines Wittwers auf den Tod seiner Frau,

in der Gesellschaft

der geplagten Männer

gehalten;

nebst einer Nachricht von dieser Gesellschaft.

Nachricht
von einer Gesellschaft
geplagter Männer.

Mein Herr,

Sie werden sich der Gefälligkeit noch wohl erinnern, welche Sie gegen diejenige erkenntliche Wittwe gehabt haben, die sich einbildete, sie könnte ihre jungfräulichen Zungensünden nicht schärfer büßen, als wenn sie eine Lobschrift auf die bösen Männer verfertigte. Ich fodre itzt, im Namen unsers Geschlechts, eine gleiche Willfährigkeit von Ihnen, und ersuche Sie, beyliegende Trauerrede, die ich, auf den Tod meiner Frau, in der Gesellschaft der geplagten Männer gehalten habe, bekannt zu machen. Es würde dem männlichen Geschlechte nachtheilig seyn, wenn es von dem weiblichen an Großmuth übertroffen werden sollte; so viel kann ich Sie versichern, daß ich diese Trauerrede aus einem eben so redlichen Gemüthe gemacht habe, als unsre Wittwe ihre Lobschrift.

Ich glaube nicht, daß Sie von dieser Gesellschaft der geplagten Männer einige Nachricht haben werden. Es geht uns nicht viel besser, als den ersten Christen; wir versammlen uns nur bey verschloßnen Thüren,

aus Furcht vor den Weibern. Niemand weis die Absicht unsrer Zusammenkunft, nicht einmal der Wirth, von dem wir das Zimmer gemiethet haben. Dieser hält uns für Quacker, weil wir allezeit tiefsinnig aussehen, und die Köpfe hängen. Wir kommen wöchentlich einmal zusammen, und erzählen einander die Verfolgungen, welche wir von Zeit zu Zeit ausstehen müssen. Sie können glauben, daß es uns niemals an Materie zu reden fehle. Es geht in unsrer Gesellschaft zu, wie in den Invalidenhäusern, wo die alten Soldaten, von nichts, als von Feldzügen, von Hunger, von Beschwerlichkeit des Krieges, von Treffen reden, und einander die empfangnen Wunden zeigen. Es ist mir nicht erlaubt, Ihnen von der Einrichtung dieser Gesellschaft nähere Nachricht zu geben; dieses aber darf ich wohl sagen, daß wir einen Vorsitzenden unter uns haben. Hierzu gelangt keiner, der nicht besondre Vorzüge hat. Demjenigen, welcher itzt diese Würde bekleidet, wollten verschiedne unter uns den Rang streitig machen; er behauptete ihn aber dadurch, daß er bezeugte, seine Frau ließe ihn allemal unter den Tisch kriechen, so oft er nicht gut thun wollte.

Der Nutzen, welchen die Mitglieder unsrer Gesellschaft haben, ist augenscheinlich. Ich sage nicht zu viel, wenn ich versichere, daß derjenige der beste Philosoph sey, der eine böse Frau hat. Die Bändigung der Affecten, die Entsagung der Eigenliebe, der Bequemlichkeit, des Vergnügens, und alles dessen, was uns in Ausübung der Weltweisheit stören kann: dieses, sage ich, bringt niemand so hoch, als ein geplagter

Mann.

Mann. Fällt ihm seine Frau in die Haare, so wird er sich darüber nicht entrüsten; weil er glaubt, sie thue es mit zureichendem Grunde. Geht sie auf Eroberungen aus, und sie ist bemüht, den Haufen ihrer Anbeter zu vermehren: So wird er sich mit einer philosophischen Geduld waffnen; denn er weis, es wiederfahre ihm nichts, wozu er nicht prästabilirt sey. Schlagen sie alle Schriften der tiefsinnigsten Weltweisen nach, kein einziger wird eine böse Frau zur besten Welt rechnen; unsre ganze Gesellschaft aber ist davon überzeugt.

Vielleicht halten Sie diese unsre Glückseligkeit nicht für beneidenswürdig; ich will ihnen den Stand der geplagten Männer auch auf der schönen Seite zeigen.

Niemand kennt den Werth der Gesundheit, der nicht vorher krank gewesen ist; ein Sklave, der zehen Jahr auf den Ruderbänken geschmachtet hat, wird nach seiner Loslassung am besten sagen können, wie edel die Freyheit sey: Und ein Mann, der eine böse Frau begräbt, empfindet einen solchen Grad der Wollust, den niemand beschreiben kann, als wer in meinen Umständen ist.

Ich halte die Gesellschaft der geplagten Männer für eine Pflanzschule, in welcher man die geschicktesten Leute zu den allerbeschwerlichsten Aemtern antrifft. Ich finde hiervon einen starken Beweis in der glaubwürdigen Reisebeschreibung des berufnen Klims, welcher unter andern vernünftigen Gesetzen der Einwohner des Planeten Nazars besonders dieses rühmt,

daß ſie zu den beſchwerlichſten Verrichtungen die geduldigſten Ehemänner nehmen. Sie werden mir verzeihen, wenn ich Ihnen hier kein Verzeichniß von dergleichen mühſeligen Aemtern mache; dieſes einzige muß ich, mit ihrer Erlaubniß, erinnern, daß ſich, nach meiner Meynung, niemand beſſer zu einem Scribenten ſchicke, als ein geplagter Mann.

Bedenken Sie nur ſelbſt, was ein Autor ausſtehen muß. Er ſtellt ſich den Urtheilen aller Welt bloß; er geht durch gute und böſe Gerichte, und die letzten ſind gewiß häufiger, ſo lange es mehr Leute giebt, die leſen, als die ſchreiben können. Wie ſtandhaft wird hierbey ein geplagter Mann ſeyn! Haben ihn die unfreundlichen und gehäßigen Blicke, das Schelten, die Schimpfreden, ja ſo gar die erbitterten Hände ſeiner Frau nicht zur Verzweiflung bringen können; ſo wird er gewiß auch alsdann gelaſſen bleiben, wenn die Leſer ſeine Schriften mit dem ſtrengſten Eifer beurtheilen. Ich weis nicht, mein Herr, ob ſie verheirathet ſind; ich ſollte es aber faſt glauben, und ich bin begierig, ihre Frau kennen zu lernen. Den ſparſamen Wachsthum der ſchönen Wiſſenſchaften, ſchreibe ich keiner andern Urſache, als dieſer, zu, daß es unter uns eine ſo große Anzahl Scribenten giebt, welche entweder gar keine, oder doch keine böſen, Weiber haben. Wenn dieſe ſchreiben, ſo haben ſie nicht das Herz, bey ihrer guten Abſicht ſtandhaft zu bleiben. Die geringſte Drohung, ein einziges Blatt erſchreckt ſie, und reißt ihnen die Feder aus der Hand; ſie geben bey dem erſten Feuer die Flucht. Ich finde eine große

Aehn-

Aehnlichkeit zwiſchen den Actien, und den Schriften dieſer unabgehärteten Scribenten. Eine Schifferzeitung, ein Nordweſtwind, ein kleiner Seeſturm, ein Kaper iſt vermögend, zu machen, daß jene auf einmal fallen: Dieſe aber gerathen gleich ins Stecken, ſo bald ein Widerſacher aufſteht, der ihnen die Zähne weiſt.

Ich vermuthe, es werde Ihnen dieſe Erzählung eine Hochachtung für unſre Geſellſchaft beygebracht haben. Sie werden mich in dieſer Meynung beſtärken, wenn Sie die Anſtalt treffen, daß ich meine Trauerrede in dem nächſten Monate gedruckt leſen kann. Leben Sie wohl.

Trauerrede eines Wittwers, auf den Tod seiner Frau.

Meine Herren,

Niemals habe ich die Gesetze unsrer Gesellschaft mit mehrerm Vergnügen beobachtet, als itzt, da ich mit Ihnen von dem Verluste reden soll, welchen ich durch das Absterben meines Weibes erlitten habe. Schon seit vielen Jahren wünsche ich mir diese Gelegenheit zu reden, und dieses bloß darum, damit ich Ihnen in einem kurzen Abrisse die ganz besondern Eigenschaften meiner Frau vorstellen möchte, welche mich ein zehenjähriger Ehestand deutlich genug hat kennen lehren. Sie wissen wohl, meine Herren, daß mir bey ihren Lebzeiten dieses zu thun nicht vergönnt war; sie konnte nichts weniger vertragen, als das Lob ihres Mannes, und alles, was ich von ihren Fähigkeiten erzählte, kam ihr verdächtig vor. Nunmehr befreyet mich ihr Tod auch von diesem Zwange, und wenn Sie bedenken wollen, wie sehr mich dieser Verlust schmerze: So werden Sie auch wohl einsehen können, wie groß mein Vergnügen seyn müsse, da ich Sie von der Wichtigkeit desjenigen unterhalten kann, was ich verloren habe. Finden Sie vielleicht nicht in meinen Augen die Blicke eines bekümmer-

merten Wittwers: So wird Ihnen doch dieser Trauermantel, und dieser lange Flor von meiner Betrübniß zeugen können. Ich bin eben so sehr gerührt, als andre, welche der Himmel in meine Umstände versetzt hat: Nur darinnen unterscheide ich mich von jenen, daß ich meine Regungen durch kein Tuch zu verbergen suche. Hierdurch machen Sie mich Ihnen so verbindlich, daß ich meine Wünsche verdoppeln werde, Ihnen bey einer gleichen Gelegenheit eben so gefällig seyn zu können.

Meine Liebe hat sich mit einer Krankheit angefangen, womit die meisten unsers Geschlechts befallen werden. Mir ist es einerley, ob man sie Milzsucht, oder Fieber, oder gar den verliebten Schwindel heißt; so viel weis ich noch, daß ich damals meine Freunde beredete, ich sey bezaubert, und dieses war allerdings nicht unwahrscheinlich. Ein Blick, ein einziger Blick von einer Person, die ich meine Grausame nannte, brachte mich in die äußerste Verwirrung. Ich sah, ich seufzte, und auf einmal empfand ich eine Gewalt in mir, welche mich alles Nachdenkens beraubte. Mein Geblüt kam in ein heftiges Wallen, ich ward unruhig, und gieng des Tages wohl hundertmal, diejenigen Hände zu küssen, welche mich, wie ich klagte, gefesselt hielten. Ich küßte sie, und dieses brachte meine Bezauberung aufs höchste. Ich verlor die Sprache, wenigstens diejenige, welche man bey gesunden Leuten hört. Ich redete von nichts, als von Sterben, von Entzückungen, von Cometen, von Blitzen, von Sonnen, von Opfern; ja,

ja, ich habe nach der Zeit erfahren, daß ich so gar in Versen geredet habe. Bald verwandelte mich meine Zauberinn in einen Schäfer, und ich beschwur die Felsen; bald dünkte mich, ich sey mehr, als alle Könige, und der Zepter war das geringste, was ich zu den Füßen meiner Gebieterinn legen konnte. Endlich erbarmte sich meine Grausame. Sie gab mir ihre Hand, und dieses endigte meine Bezauberung auf einmal. Meine Gesichter verschwanden, und ich sah meine Frau. Alle schmeichelnde Entzückungen verloren sich. Ich war weder Schäfer, noch König; nichts blieb mir übrig, als eine Gebieterinn. Sie werden es entschuldigen, meine Herren, wenn ich in dieser Beschreibung zu weitläuftig gewesen bin. Sie haben sich vielleicht mehr als einmal gewundert, wie ich mich entschließen können, eine Frau, wie die meinige, zu heirathen: nunmehr werden Sie einsehen können, daß die Ueberlegung an dieser Wahl keinen Antheil gehabt hat.

Ich habe Ihnen einen ganz kurzen Abriß von den ganz besondern Eigenschaften meiner Frau versprochen; ich will dieses Versprechen erfüllen, und Sie werden finden, daß alles ganz besonders gewesen ist.

Mich dünkt, diejenigen sehen den Nachdruck und Gebrauch unsrer Sprache nicht genugsam ein, welche das Wort, **Ehestand**, als einen Inbegriff alles desjenigen betrachten, was man durch zärtliche Liebe, durch den höchsten Grad der Freundschaft, durch ver-

vernünftigen Umgang, durch eine edle Bemühung eines beiderseitigen Vergnügens, und, ich weis nicht durch was für schöne Benennungen mehr, ausdrückt. Man findet vielleicht diese Bedeutung in den Wörterbüchern, oder in den Schriften philosophischer Junggesellen, dergleichen der Zuschauer gewesen ist; ich glaube aber nicht, daß eine solche Auslegung im gemeinen Leben einen großen Nutzen habe. Wenigstens war derjenige Ehestand ganz anders beschaffen, in welchen mich das Verhängniß gesetzt hatte. Auch meiner Frau kann ich es nachrühmen, daß sie sich einen ganz andern Begriff davon machte. Sie war meine Frau, weil ich ihr Mann war; sie hatte mich geheirathet, um sich ernähren zu lassen. Dieses hielt sie für ihre Pflichten des Ehestandes; und ich muß es gestehen, daß sie dieselben niemals gebrochen hat.

Ich bewundre ihre Einsicht, wenn ich daran gedenke, wie nachdrücklich sie die Meynung derer zu behaupten wußte, welche glauben, daß die Herrschaft der Männer in den Gesetzen der Natur nicht den geringsten Grund habe. Den Anfang zu ihrer unumschränkten Macht legte sie durch Blicke, und schmeichlerische Mienen; ich ward erweicht, und gab mit Vergnügen nach. Sie gieng weiter; sie befestigte ihre Gewalt durch Worte, und ein ernsthafteres Verlangen. Ich schwieg, und ließ mir alles gefallen, um wenigstens den Rest der eingebildeten Herrschaft zu erhalten. Endlich machte sie ihren Sieg vollkommen; sie befahl, sie drohte, und ich wußte durch nichts, als durch einen blinden Gehorsam, mein Schicksal erträglich zu machen.

Meine Frau war viel zu edel gesinnt, als daß sie ihre Gemüthsruhe durch die Sorgen der Nahrung hätte unterbrechen sollen. Sie überließ sich der Vorsehung des Gesindes. Sie befürchtete, sie möchte die Natur beschimpfen, wenn sie diejenigen schönen Hände in der Küche besudelte, welche ich ehedem recht abgöttisch geküßt hatte, und von denen ihre Verehrer noch itzt zweifelhaft waren, ob sie den Schnee, oder den Alabaster, überträfen.

Ich war so glücklich, daß sich beständig Kenner fanden, welche meine Wahl vollkommen billigten. Sie wußten es meiner Frau auf das verbindlichste vorzusagen, daß sie die artigste Person von der Welt wäre. Sie beneideten das Glück desjenigen Sterblichen, welchem vergönnt wäre, eine so anbetenswürdige Göttinn zu lieben. Meine Frau nahm Antheil an meinem Glücke; sie konnte diese Schmeicheley wohl leiden, und war allemal erfreut, ich weis aber nicht, ob über ihre göttlichen Eigenschaften, oder darüber, daß man ihr sagte, ich sey ein Sterblicher. Dieses muß ich noch zum Ruhme meiner Freunde erinnern, daß sie dergleichen Lobeserhebungen niemals in meiner Anwesenheit vorbrachten; selbst meine Frau war hierinnen vorsichtig. Eine solche Erklärung hätte mich hochmüthig machen können, und ich würde es nicht ohne Erröthung angehört haben, wenn man dieses in meiner Gegenwart hätte sagen wollen.

Meine Frau war bemüht, ihre natürliche Schönheit durch einen prächtigen Aufputz noch mehr zu erheben.

heben. Sie wußte, daß die Kleidung noch zu etwas weiter, als zur Bedeckung der Blöße, dienlich wäre. Ich kann nicht läugnen, daß mir diese ihre Einsicht sehr theuer zu stehen kam. Ich weis, wie viel es mich gekostet hat, nur ihren Reifenrock in baulichem Wesen zu erhalten, und es ist mehr als einmal geschehen, daß sie dasjenige an einen einzigen Kopfputz gewandt, was ich binnen vier Wochen, nicht ohne saure Mühe, erworben hatte. Sie hatte etwas gelesen, das sie für einen sinnreichen Scherz hielt, und mit Vergnügen auf sich deutete, wenn sie sagte: Es wären ihr alle vier Theile der Welt zinsbar: der Perser spinne für sie; der Mohr fange ihr die Perlen; der Amerikaner durchwühle die Erde, ihr den nöthigen Putz zu schaffen; der Europäer wage sein Leben, alles dieses herzubringen; ihr Mann aber sey nur um deswillen erschaffen, daß er die nöthigen Kosten dazu verdiene. Ich weis nicht, ob dieser Gedanke wohl ausgesonnen ist; daß er aber allerdings gegründet gewesen, solches habe ich merklich genug empfunden.

Sie dürfen nicht denken, meine Herren, als wäre der Endzweck dieses prächtigen Aufputzes der gewesen, daß sie ihrem Manne hätte gefallen wollen. Keinesweges. Hierinnen war sie unbesorgt, und sie gehörte unter die Zahl derjenigen Weiber, welche alles für überflüßig halten, was ihren Männern zu gefallen geschieht, und welche in ihrem Anzuge alsdann am unachtsamsten sind, wenn sie niemanden, als ihre Männer, um sich haben. Die ganze Stadt sollte Zeuge von ihrer wohlausgesonnenen Pracht seyn.

Sie

Sie beſuchte Geſellſchaften, welche ihr zu dieſer Abſicht dienlich waren, und kehrte allezeit mit einer triumphirenden Miene zurück, wenn ſie merkte, daß ſie den ſchmeichleriſchen Beyfall eines artigen Herrn erhalten, und eine eiferſüchtige Nachbarinn in Unruhe geſetzt hatte.

So koſtbar dieſer Aufwand war, ſo ſorgfältig war meine geſchickte Frau, denſelben durch verſchiedne Arten der Sparſamkeit einigermaaßen zu erſetzen. Niemals ſchien ihr das Geſinde boshafter zu ſeyn, als wenn die Zeit herankam, da es ſeinen Lohn fodern konnte. Sie war recht ſinnreich in Erfindung der Urſachen, ſolchen zu verkümmern, und konnte es mit einer wunderbaren Standhaftigkeit anſehen, wenn ein Dienſtbothe mit leeren Händen von ihr ziehen mußte. Nichts auf der Welt war ihrer Natur ſo zuwider, als die flehende Stimme eines Armen. Hierinnen erzeigte ſie ſich, als eine gute Bürgerinn, indem der Befehl wider die Bettler dasjenige Geſetz war, welches ſie am liebſten mit einer unverbrüchlichen Sorgfalt beobachtete. Ich habe es nicht, ohne gerührt zu werden, anhören können, ſo oft ſie einen Dürftigen, der um eine geringe Gabe bat, mit dem heftigſten Eifer über ſeine Faulheit, ſein lüderliches Leben, und ſeine niederträchtige Aufführung von ſich ſtieß. Wenn ich zuweilen dieſes Bezeigen für unfreundlich halten wollte: So wußte mir meine gute Wirthinn die ſchweren Zeiten ſehr lebhaft zu Gemüthe zu führen.

Aus dieſer Erzählung können Sie wohl ſehen, daß unter den Tugenden meiner Frau das thätige Chriſtenthum nicht die kleinſte geweſen iſt. Ich kann Sie, meine Herren, das im Ernſte verſichern, daß ihre Andacht jedermann in die Augen fiel. Die ganze Woche hindurch war nichts vermögend, ihre erqvickende Ruhe zu unterbrechen, und ſie ſchlief ungeſtört ſo lange, bis ſie ihre Berufsarbeit zum Caffeetiſche nöthigte. Deſto muntrer hingegen war ſie an den Feyertagen. Sie bereitete ſich etliche Stunden lang vor dem Spiegel zu ihrer Andacht, und wußte ihren Anzug mit einer ſehr genauen Sorgfalt einzurichten, weil, wie ſie ſagte, die geringſte Unordnung ihren Nebenchriſten in der andächtigen Beſchäfftigung ſtören könnte. In der Kirche waren ihre Augen ohne Unterlaß in Bewegung. Sie hat mich verſichert, es geſchähe dieſes nicht aus Neugierigkeit, ſondern darum, weil ſie ein Vergnügen empfände, an einem Orte ſo viel gläubige Seelen beyſammen zu ſehen, welche allerſeits mit ihr aus einerley Abſicht dahin gekommen wären.

Es erfodern, wie Ihnen bekannt iſt, die Statuten hieſiges Orts, daß das Frauenzimmer des Nachmittags, nach geendigter Andacht, zuſammen komme. Wer niemals die Ehre gehabt hat, dabey zu ſeyn, der könnte glauben, es geſchähe dieſes wegen des Caffees und des Spielens; allein, dieſe Meynung iſt falſch; es geſchieht lediglich in der Abſicht, dasjenige zu wiederholen, was man in der Kirche gehört und geſehen hat. Auch hierinnen übertraf meine Frau ihr ganzes Geſchlechte. Ich habe bey dieſer

Gelegenheit mit Verwunderung gehört, wie aufmerksam sie in der Kirche gewesen war. Ihre Beredsamkeit war erstaunend, wenn sie den Innhalt desjenigen beurtheilte, was an heiliger Stäte geredet worden war. Sie machte die ganze Gesellschaft dadurch aufgeräumt, und hätte wegen ihrer witzigen Spötterey billig den Namen eines starken Geistes verdient, wenn sie eine Mannsperson gewesen wäre. Die reichste Materie wird endlich erschöpft, und die Ordnung der Gedanken führte meine strenge Richterinn auf die andern Personen, welche zugegen gewesen waren. Es schien etwas übernatürliches zu seyn, wenn man sie die geheimsten Nachrichten ihrer Nachbarn erzählen hörte. Sie erklärte die verstohlnen Blicke jener Freundinn, welche die Eifersucht ihres Mannes so behutsam gewöhnt hatte. Sie wußte von dem Fächer eines Frauenzimmers, welches ihr gegen über gesessen, einen weitläuftigen Roman zu erzählen, und schwur, daß vier wohlhabende Männer vergebens seufzten. Sie stellte ihren Feinden mit einer ungemeinen Zuversicht die Nativität, wobey sie mit vieler Wahrscheinlichkeit anzeigte, warum es dieser oder jener unglücklich gehen müßte. Der sündliche Hochmuth einer Frau, welche ihr acht Tage vorher den Rang streitig gemacht, war die einzige Ursache, warum sie der Himmel zween Tage darauf augenscheinlich gezüchtigt, und durch einen Verlust gedemüthigt hatte, welchen ihr Mann in seiner Nahrung erlitten. Jedes Strafurtheil, das sie fällte, endigte sich mit dem christlichen Seufzer; sie wolle niemanden nichts Böses nachgeredet haben.

Nun-

Nunmehr wird mir es leicht fallen, Ihnen einen genauern Begriff von der Kinderzucht meiner verstorbnen Frau beyzubringen. Sie wissen, meine Herren, daß ich der Vater einer Tochter bin, und wenn Sie es nicht glauben wollen, so kann ich es Ihnen aus dem Kirchenbuche beweisen. Diese Tochter hat mir in den ersten sechs Wochen mehr, als die ganze folgende Zeit über, gekostet. Ich will von dem prächtigen Aufputze des Wochenzimmers nichts gedenken, welcher allerdings verschwenderisch würde gewesen seyn, wenn er nicht zu Ehren meiner Frau, und ihrer Nachkommen, also eingerichtet worden wäre: , nur dieses muß ich erinnern, daß mir damals die guten Wünsche unzähliger neugieriger Freundinnen mehr Schaden an meinen Einkünften gethan haben, als jemals die Flüche meiner Feinde. Meine Frau hatte diese Tochter zur Welt gebracht, und also alles verrichtet, was man von einer Mutter fodern kann. Der Wohlstand nöthigte sie, eine Amme zu wählen, welche die Pflichten der Ernährung über sich nähme. Schon im zweyten Jahre zeigte das Kind, zum unaussprechlichen Vergnügen seiner wertheſten Mama, die deutlichſten Proben eines durchdringenden Verstandes, da es mit der größten Heftigkeit dasjenige verlangte, was ihm einfiel, und mit Händen und Füßen seinen Unwillen bezeugte, wenn jemand so unbedachtsam war, und ihm widersprach. Schläge gehören nur für die Kinder gemeiner Leute; meine Frau hielt es für eben so grausam, ihr Kind zu schlagen, als wider ihr eignes

Eingeweide zu wüten. Man war sehr sorgfältig, meine Tochter zu unterweisen. Das erste, was sie von ihrer Muttersprache lernte, war dieses: Sie sey ein artiges Kind, und wenn sie fromm wäre, so sollte sie auch einen hübschen Mann bekommen. Diese wichtige Vermahnung war nicht ohne Nutzen. Die Hoffnung, einen Mann zu bekommen, hatte so vielen Nachdruck in dem Gemüthe dieser Tochter, daß sie alles faßte, was meine Frau für Tugenden ihres Geschlechts hielt. Im vierten Jahre verstund sie die Wirkung des Spiegels; im fünften erlangte sie einen Geschmack von schönen Kleidern; im sechsten war sie vermögend, über ihre Gespielinnen zu spotten; im siebenten faßte sie die Regeln des Lombers, und andern Zeitvertreibes; im achten unterwies man sie in der Kunst, zärtlich zu blicken, und artig zu seufzen, und nunmehr war meine Frau eben im Begriffe, ihr eine kleine Kenntniß von demjenigen beyzubringen, was der gemeine Mann Christenthum und Wirthschaft nennt, als eine unverhoffte Krankheit diese sorgfältige Mutter von ihrer hoffnungsvollen Tochter trennte.

Ich komme itzt auf denjenigen Umstand meiner Ehe, an welchen ich nicht ohne die empfindlichste Rührung gedenken kann. Was bey einem Trauerspiele die Aufwickelung des Knotens heißt, das ist in dem Ehestande der Tod unsrer Weiber. Je verwirrter, ie betrübter bey jenem das widrige Schicksal der aufgeführten Personen vorgestellt wird; desto wichtiger scheint uns die Aufwickelung.

Ich

Ich sehe dem Tode meiner Frau getrost entgegen, weil ich dadurch aufhöre, eine beschwerliche Rolle zu spielen, und weil ich ihr diejenige Ruhe von Herzen gönne, welche die Weltweisen so lebhaft zu rühmen wissen. Meine Frau fiel in eine Krankheit, wobey gleich die ersten Anzeigen tödtlich waren. Sie nahm ihre Zuflucht zum Arzte, welcher sie in seiner Sprache sehr umständlich versicherte, daß sie sich nicht wohl befände. Er hatte Recht; denn das Uebel nahm in wenigen Stunden dergestalt zu, daß er an nichts weiter gedachte, als sie nur nach gehöriger Ordnung zu ihren Vätern zu versammlen. Man kann das Gemüth eines Menschen niemals besser einsehen, als in demjenigen Augenblicke, wenn die Seele anfängt, sich von der Beschwerlichkeit des Leibes frey zu machen. Dieses habe ich an meiner sterbenden Frau beobachtet. Sie foderte einen Spiegel; sie sah sich an, und erschrack. Ich sterbe, rief sie, ich sterbe zu früh! Meine Schuldigkeit war, sie zu trösten. Ich redete ihr zu; sie solle nur freudig sterben. Aber ein zorniger Blick unterbrach meine Vermahnung; sie stieß mich mit den Worten von sich: Schweig, Verräther! Dieses war ihr letzter Wille, welchen sie in dem Augenblicke mit ihrem Tode versiegelte.

Ich bin nicht vermögend, meine Herren, Ihnen dasjenige deutlich gnug zu beschreiben, was ich damals in meinem Gemüthe empfand. Stellen Sie sich einen Menschen vor, welchen ein fürchterlicher Traum beunruhigt. Er befindet sich auf der See,

wo ihn ein heftiger Sturm von der gröſsten Höhe in den tiefſten Abgrund wirft; ſein Schiff ſcheitert; er glaubt, nun ſey alles verloren, und erwacht. Mein Eheſtand hatte zehen Jahr gedauert, die ſchärfſten Proben einer ſtrengen Geduld hatte ich ausgehalten, noch ſah ich nicht die geringſte Hoffnung, als meine Frau ganz unvermuthet ſtarb.

Dieſes wird genug ſeyn, Ihnen, meine Herren, einen hinlänglichen Begriff von den ganz beſondern Eigenſchaften meiner Frau beyzubringen. Nunmehr werden Sie überzeugt ſeyn, daß ich der Ehre, Ihr Mitglied zu heiſſen, nicht ganz unwürdig geweſen. Ich beſcheide mich deſſen gar wohl, daß ich nur die unterſte Stelle verdiene, da mir diejenigen Vorzüge nicht unbekannt ſind, welche Ihre Weiber noch vor der meinigen haben.

Ein Auszug
aus der Chronike des Dörfleins Querlequitſch,
an der Elbe gelegen.

Geneigter Leſer,

Du wirſt mir nicht zumuthen, daß ich dir ſagen ſoll, wie ich zu dem Manuſcripte gekommen ſey, von welchem ich dir gegenwärtigen Auszug liefere. Wenn ich ſpräche, ich hätte es unter einem alten Gemäuer gefunden: So würdeſt du es vielleicht, als ein ſchätzbares Alterthum, mit vieler Ehrfurcht durchleſen. Ich könnte dich wohl auch bereden, es gehörte in eine Bibliothek, und, weil ich ein Gelehrter bin, ſo würdeſt du unfehlbar denken, ich hätte es mit lehrbegierigen Händen heimlich entwendet. Allein, ich bin nicht geſonnen, dir eine Unwahrheit vorzuſagen; du ſollſt aber auch die Wahrheit nicht erfahren. Sey zufrieden, daß ich dir ein Werk mittheile, welches allen Geſchichtſchreibern zur Vorſchrift, und dir vielleicht zur Erbauung dienen kann.

Den eigentlichen Verfaſſer dieſer Chronike, und die Zeit, wenn ſie geſchrieben worden, kann ich nicht angeben. Auf dem Titelblatte ſteht an ſtatt des Namens ein N. welches der Verfaſſer ſonder Zweifel um deswillen gethan hat, daß er den Leſer neugierig machte, und deſto bekannter würde. Meine Vermuthung geht dahin, es habe es ein ehemaliger Pfarrer daſelbſt geſchrieben. Ob ich recht habe, wirſt du aus denen Umſtänden urtheilen, die in dem Auszuge ſelbſt vorkommen. Wenn aber dieſer Pfarrer gelebt, und die hiſtoriſchen Nachrichten geſammlet hat, ſolches iſt noch ungewiſſer.

Ich vermuthe, daß es kurz nach des Kanzlers Crells Tode geschehen sey; ich will aber niemanden meine Meynung aufdringen.

Das Werk selbst ist von einer ziemlichen Weitläuftigkeit, in Folio, vier Alphabeth stark. Die Schrift ist sehr klein und unleserlich, auch hin und wieder, ich weis nicht aus was für Ursachen, Platz gelassen worden. Der Auszug, den ich geben will, soll desto kürzer seyn, und mit Ausfüllung der leeren Stellen mögen sich diejenigen belustigen, welche in Ergänzung verstümmelter Alterthümer, wo nicht glücklich, doch unermüdet sind.

Gleich durch den ersten Anblick des Buchs wird man überführt, daß der Verfasser von einem besondern Geschmacke, und kein abgesagter Feind seiner Verdienste, müsse gewesen seyn. Man findet daselbst ein Bild, welches er vermuthlich eigenhändig entworfen hat, und das zwar nicht künstlich, doch ziemlich deutlich, gerathen ist. Es stellt die fliegende Fama vor, die zwo sehr dicke Backen und eine Trompete kenntbar machen. An dieser hängt ein Tuch, worinnen man eine menschliche Figur mit einer Pechmütze, einem Ueberschlägelchen, und einer so genannten Harzkappe erblickt. Es ist eine Umschrift dabey, von der ich aber nichts, als die beiden ersten Buchstaben errathen kann, welche nach meiner Einbildung P. L. und wie ich glaube, Pastor loci, heißen, wiewohl sie auch Poeta laureatus heißen könnten. Aus den Wolken ragt eine Hand hervor, welche eine zusammengekrümmte Schlange, und noch etwas faßt, das vermuthlich ein Lorbeer-

kranz

kranz ſeyn ſoll. Unten feſſelt ein Genius die Zeit an einen Baum, in den die Buchſtaben gegraben ſind: S. H. N. Q. T. L. Q. M. Wenn ich mich nicht irre, ſo zielen dieſe auf den Vers: Semper honos, nomenque tuum laudesque manebunt. Dabey ſtehen ſehr viele Leute, welche mit Verwunderung, und aufgehabnen Händen, nach dem Bilde ſehen. Sie ſind alle ſehr undeutlich gemalt, bis auf einen einzigen, den ich für den Schulmeiſter des Dorfs halte, weil er das Maul ſchrecklich aufſperrt. Die Aufſchrift ſtellt eine Landſchaft, und darinnen das Dorf Qverlequitſch, vor, über dem ein offnes Buch ſchwebt, das ſonder Zweifel eine Concordanz, oder gar die Chronike ſelbſt bedeuten ſoll. Ich finde dieſe Worte darinnen: Nil ſine me. Dem Bilde gegen über iſt ein Blatt leer gelaſſen, auf welchem ſteht: Erklärung meiner Erfindung. Ob er aber ſeine Erfindung ſelbſt nicht verſtanden hat; oder von dem Tode an der Erklärung verhindert worden iſt; das weis ich nicht. In Beſchreibung dieſes Bildes bin ich um deswillen weitläuftig geweſen, damit man das Alterthum des Buchs daraus abnehmen könne; denn heutiges Tages, und ſchon ſeit vielen Jahren, ſind dergleichen prächtige Bilder gar nicht mehr gebräuchlich.

Hierauf folgt der Titel, welcher ein neuer Beweis des Alterthums, und ſo weitläuftig iſt, daß man ihn, ohne eine rechte geſunde Lunge zu haben, in einem Athem nicht durchleſen kann. Ich will ihn ganz herſetzen; Hellgeblaſene Kriegstrompete und Friedenspoſaune! Das iſt; eine kurz gefaßte Chronik

des

des weit berühmten Dörfleins Qverlegvitsch an der Elbe, worinnen dessen beliebte, aber zuweilen betrübte, Geschichte, von den ältesten, mittlern und neuern Zeiten, aus zuverläßigen Nachrichten, alter Leute Munde, und andern Urkunden genommen, zugleich auch die darinnen einschlagende Geschichte der assyrischen, persischen, griechischen, und römischen Monarchien, nebst denen merkwürdigen Veränderungen der Kaiserthümer, Fürstenthümer und Reiche, Leben und Thaten der Päbste, Kaiser, Könige, Fürsten ꝛc. nebst ihren guten und bösen Eigenschaften, vorgetragen, die unergründlichen Wunder der Natur an Sonne, Mond und Sternen, ingleichen an Pflanzen, Bäumen, kriechenden und fliegenden Thieren, so wohl auf der Erde, als im Wasser, auch was sonsten lebet, webet, und Odem hat, lehrreich beygebracht, und dadurch die verderblichen, abscheulichen und verteufelten Meynungen der Socinianer, Arrianer, Pelagianer, Manichäer, Wiedertäufer, Molinisten, Syncretisten, Atheisten, Indifferentisten, und aller Ketzer, die sich in Isten endigen, heftig und kräftig widerlegt, zur Warnung und Vermahnung, besonders aber zum Troste des christlichen Häufleins in Qverlegvitsch, mit beliebter Kürze, und eilfertiger Feder entworfen durch N.

Auf der 1 Seite steht die Zueignungsschrift an seinen lieben Schwiegervater und Gevatter, George Klunkern, Bürgermeistern in Merane, auch des löblichen Schneiderhandwerks daselbst Oberältesten. Er weiset darinnen die Aehnlichkeit, welche das Städtlein Merane mit dem alten Rom habe, und nach-

nachdem er seinem Herrn Schwiegervater durch viele lateinische Stellen gewiesen hat, wer Cicero gewesen sey, so fragt er ihn und die ganze Bürgerschaft, ob Herr Klunker nicht ein andrer Cicero sey? Er beweist es durch Exempel, und unter andern daraus, daß er den Stadtschreiber daselbst, als einen gefährlichen Catilina, aus ihren Mauern gejagt; so daß man billig ausrufen können: excessit! euasit! erupit!

Auf der 5. S. schreitet er näher zu seinem Vorhaben, und führet die Ursachen an, die ihn bewogen haben, zu schreiben. Er erzählt dieselben nach der Reihe, und hält darunter die für die wichtigste, da er dem heftigen und unaufhörlichen Bitten, Flehen und Drohen seiner Freunde, Gönner und Vorgesetzten mit gutem Gewissen nicht länger widerstehen, und lieber der gelehrten Welt dieses Buch mittheilen, als Anlaß zu einigen Gewaltthätigkeiten geben wollen.

Von der 9 bis 12 S. weist er die Einrichtung des ganzen Werks;

A. d. 13 S. aber dessen großen Nutzen und

Von 15 bis 19 erklärt er sich auf sechs Seiten, daß er wegen seiner vielen Amtsverrichtungen abbrechen, und diese Zueignungsschrift schließen müsse, worauf a. d. 20 und 21 S. ein herzlicher Seufzer folgt.

A. d. 22 S. stehen diese Worte: Ungeheuchelte Lobschriften und schuldige Ehrendenkmaale auf den T. T. Herrn, Herrn N. N. Verfassern der Chronike des Dörfleins Qverlequitsch, aufgerichtet von nachbenannten gelehrten Männern. Es hat aber der

Herr

Herr N. solche vermuthlich nicht erlebt, weil bis p. 40 leere Seiten in dem Manuscripte sind.

A. d. 40 S. fängt sich endlich die Chronike selbst mit den großen Buchstaben Q. B. D. V. an.

Gott aber schuf nur ein Männlein, und ein Fräulein, sind seine ersten Worte, und er weist sodann, wie wunderbar, durch so viele Jahrhunderte, Länder, und Orte, sich das menschliche Geschlecht fortgepflanzet, so daß anitzt nur allein in Qverlegvitsch neun und achzig vernünftige Seelen zu befinden wären, wobey er wünscht, daß sie möchten für Krieg, Pest und theurer Zeit behütet werden, welches sie zwar mit ihren Sünden gar wohl verdienet hätten.

A. d. 46 S. geräth er auf den Einfall, wie es wohl vor tausend Jahren in Qverlegvitsch ausgesehen habe? Er ist der Meynung, daß die dasige Gegend zu der Zeit ganz und gar unbewohnt gewesen, und vielleicht an dem Orte, wo anitzt die Kanzel stehe, nichts als Rohrdommeln in der Wüsten, gehört worden sind. Hierauf legt er seine ganze Gelehrsamkeit aus, und redet von einem Cheruskr Fürsten Arminius, von den Hermunduren, und Mysen. Die Thracier und Scythen fallen ihm ein. Er erblaßt, wenn er an den Attila gedenkt, und bewundert das Schicksal, welches die Vandalen aus dem kalten Norden in das heiße Italien geworfen, um die schönen Künste und Wissenschaften zu zerstören. Er besinnt sich auf die Langobarden, und zieht zwölf gelehrte Männer an, welche diesen Namen von den langen Bärten herleiten.

Auf

Auf der 59 S. kömmt er wieder zu ſich ſelbſt, und erinnert, er hätte um deswillen in ſeiner Erzählung ausgeſchweift, weil er beweiſen wollen, wer ihre Vorfahren in daſiger Gegend geweſen wären. Die ganze Sache aber hält er für ungewiß, und will lieber gar nichts, als etwas zweifelhaftes, ſagen, indem ein vernünftiger Mann nichts reden müſſe, als was er mit gutem Grunde behaupten könne. Er ſeufzt den verderblichen Huſſitenkrieg, in welchem vermuthlich die ſchönſten Urkunden von dieſem Dorfe verbrannt, oder mit nach Böhmen geführt worden wären. Bey dieſer Gelegenheit fällt ihm ein, daß Huß eine Gans heiße, und lacht recht herzlich über die ſanctam ſimplicitatem des Bauers, welcher in Coſtnitz ein Bündel Holz zum Scheiterhaufen getragen, dieſen theuren Märtyrer zu qvälen.

A. d. 66 S. will er, um mit Ehren und unbeflecktem Gewiſſen aus dieſem Krame zu kommen, einem jeden hierinnen ſeine Meynung laſſen. Genug, ſpricht er, daß wir müſſen Vorfahren gehabt haben; denn wo ein effectus iſt, da iſt auch eine cauſa; atqui, ſchließt er weiter, ich und alle Bauern im Dorfe ſind ein effectus, Ergo müſſen wir eine cauſam gehabt haben, und dieſe ſind eben unſre Vorfahren, welche ich im Vorhergehenden ſo mühſam ſuchte. Durch eine ausführliche Note zeigt der Herr Autor, in welchem modo dieſer Schluß ſey, und verwünſcht den Ariſtoteles in den Abgrund der Hölle, weil er durch ſeine Sophiſterey die ganze Welt mit Blindheit geſchlagen habe. Am Rande ſtehen die Worte: O Vernunft! wie ſchädlich biſt du! Die Dinte

iſt

iſt aber ganz friſch, und die Züge ſind nach der heutigen Art; daher ich vermuthe, dieſe Randgloſſe müſſe nur etwan vor zwanzig Jahren gemacht ſeyn.

A. d. 68 S. dankt er dem Himmel mit einem inbrünſtigen Ach! daß er ihm Weisheit und Kräfte verliehen habe, aus dieſem Labyrinthe der Alterthümer glücklich zu entkommen, und die verwirrten Nachrichten ihrer Vorfahren in ein helles Licht zu ſetzen. Er beſchreibt ſo dann, mit ziemlicher Deutlichkeit, die Lage, den Umfang, Gröſſe, Zäune, Graben, und Eintheilungen der Gaſſen des Dörfleins Qverlegvitſch, welches ich aber alles unberührt laſſe, weil der Ort jedermann bekannt, und noch auf dieſe Stunde deſſen äußerliche Beſchaffenheit unverändert iſt.

A. d. 80 S. beſinnt er ſich, daß er in der Eil vergeſſen habe, zu ſagen, wo der Name Qverlegvitſch herſtamme. Er hat aber ſo einen löblichen Abſcheu vor alten Unterſuchungen bekommen, daß er ſich dabey nicht aufhält. Seine Meynung geht dahin, es ſey, wegen ſeiner anmuthigen Lage, in dem Pabſtthume querelarum quies genannt worden. Es kömmt ihm dieſes höchſt wahrſcheinlich vor, weil man nur die Buchſtaben e und arum wegwerfen, und ies in itſch verwandeln dürfe. Er beweiſt dieſes auch nachdrücklich, indem er ſagt, man müſſe keine geſunde Vernunft haben, wenn man die Wahrheit davon nicht einſehen wolle.

A. d. 81 S. wird gehandelt von des Dörfleins Qverlegvitſch weltlichen Hauptgebäuden, und denen damit verknüpften Gerechtſamen, Gerichten, und Privilegien. Des geſtrengen Junkers Ritterſitz

wird

wird zuerſt vorgenommen. Es iſt keine Mauer, keine Stube, kein Fenſter, kein Ziegel auf dem Dache, welchen er nicht nach ſeiner Länge und Breite beſchreibt, ja den Einfältigen zum Beſten, hat er ſo gar einige Riſſe nebſt dem Maasſtabe beygefügt. Es gehört eine ziemliche Geduld dazu, wenn man alles will durchleſen. Doch darf ihm dieſes nicht als ein Fehler ausgelegt werden, weil er nichts gethan hat, als was unſre Scribenten mit einer unermüdeten Sorgfalt noch heutiges Tages thun.

Ueber dem Thorwege entdeckt er eine alte ſteinerne Figur, welche nach dem verfertigten Entwurfe vermuthlich nichts anders iſt, als eine Verzierung von Laubwerke, er will es aber für ein hochadeliches Wapen anſehen, woraus er verſchiedene Verbindungen des geſtrengen Junkers mit andern Familien, und zugleich einige rechtsgegründete Anſprüche auf ſechs Rittergüter ableitet.

Einen Thurm, welcher den Bauern zum Gefängniſſe dienen muß, hält er für beſonders merkwürdig. Er nennt ihn ein Schrecken der Widerſpänſtigen und einen Tempel der Gerechtigkeit, den Gerichtsvoigt aber lacerdotem iuſtitiae, und zeigt bey dieſer guten Gelegenheit, den gegründeten Unterſchied zwiſchen dem geiſtlichen und weltlichen Arme.

Das Gemeindehaus kann er mit Stillſchweigen nicht übergehen. Er machet eine beynahe eben ſo lebhafte Abbildung davon, als von dem Ritterſitze; über die daben ſtehende Linde aber, worunter die Bauern ordentlich zuſammen kommen, bezeigt er eine herzliche Freude, weil ſie ihn auf die Geſchichte der

alten abgöttiſchen Linden, und die Gewohnheit, unter freyem Himmel Gerichte zu halten, durch eine natürliche Ordnung bringt. Er handelt dieſe Materie mit vieler Beleſenheit ab, und ich habe davon einige neuere Schriften geſehen, welche es ihm nicht gleich thun.

A. d. 140 S. folgen die geiſtlichen Hauptgebäude. Sie beſtehen nur aus der Kirche, Pfarre und Schulwohnung. Bey jedem aber machte er eine lange Erzählung, und die Bilder ſind auch nicht geſpart. Ich will dem geneigten Leſer mit einem Auszuge davon nicht beſchwerlich fallen. Einige Umſtände aber kann ich nicht unberührt laſſen.

Wie lange die Kirche geſtanden habe, weis er eigentlich nicht; wohl aber, daß ſie ſchon im Pabſtthume geweſen. Die Geſchichte der Reformation nimmt hier viele Seiten weg, und es kömmt mir wahrſcheinlich vor, daß Seckendorf ſich dieſes Manuſcripts mit gutem Nutzen bedient habe. Den Weihkeſſel, welcher noch in der Kirche eingemauert iſt, kann er ohne Thränen niemals anſehen, und er hält ſolchen für etwas, das zum papiſtiſchen Sauerteige gehöre. Den wohl angerichteten Beichtſtuhl aber nennt er einen Schmuck und eine Zierde des ganzen Tempels. Bey einem vorgehabten Kirchenbaue hat ſich hinter dem Altare etwas gefunden, welches der Herr Verfaſſer, als eine alte Münze, ſehr hoch hält, und nicht allein einen Abriß davon, ſondern auch die Münze ſelbſt beygefügt. Anfänglich hat er gar nicht gewußt, was er daraus machen ſolle. Aber durch eine unermüdete Unterſuchung, und Beyhülfe einiger gelehrten

Freun-

Freunde, hat er auf einer Seite ein Roß im Waſſer, auf dem andern aber eine Figur gefunden, welche bey nahe, als ein gekröntes Bruſtbild ausgeſehen, mit der zwar etwas undeutlichen Umſchrift: vedkend. Seine Freude über dieſen Fund iſt ganz unausſprechlich. Er beweiſt, daß dieſe Münze Carl der Große auf Wittekinds Taufe habe prägen laſſen. Er beſchreibt die ganzen Kriege der Sachſen, und ihre endliche Bekehrung, und dankt dem Himmel mit gefaltnen Händen, welcher ſolchen großen Schatz ſo lange erhalten, und ihn mit dieſer koſtbaren Münze beſeligt habe. Ich ſchickte ſie unlängſt dem berühmten Herrn Profeſſor Köhler zu, um ſeine Meynung darüber zu vernehmen, er ſchrieb mir aber, es ſey nichts anders, als ein alter verroſteter Deckel von einer Mithridatbüchſe.

Er rühmet ferner den ſchönen Büchervorrath, womit die Sacriſtey ausgezieret ſey, welche er deswegen armamentarium ſacrum nennet, und verſichert, es wären ſo viele praktiſche Bücher, Sterne und Kerne, und andere bibliſche Rüſtzeuge darinnen, daß man ſich binnen einer halben Stunde mit einer troſtreichen Predigt bewaffnen könne.

Das bey der Kirche angemachte Halseiſen ſoll ein untrügliches Merkmaal guter Policeyordnung ſeyn. Er wünſcht, daß alle diejenigen daran geſchloſſen würden, welche ſich nicht ſchämten, ihrem Pfarrer, an ſtatt des guten Decems, Wicken und Treſpe zu geben, da ihnen doch dieſer das Wort Gottes lauter und rein predige.

Des Pfarrers Studierſtube kömmt ihm nicht anders vor, als das trojaniſche Pferd. Aus dieſem ſpricht er, wären ſo viel tapfre Helden geſtiegen, welche das hochmüthige Troja in die Aſche gelegt hätten; aus jener aber trete eine erbauliche Predigt nach der andern hervor, welche das ſtolze Babel beſtürmte.

Doctor Luthers Hauspoſtille, nennt er ſein Palladium, deſſen ganze Geſchichte er aus dem Alterthume hervorſuchet.

Von der 203 bis 279 S. iſt das Geſchlechtregiſter der geſtrengen Junkern von N. Erb-Lehn- und Gerichtsherrn auf Overlegvitſch. Ich will nur einige davon anführen, und mich, ſo viel möglich, ſeiner eignen Worte bedienen.

Hanns von N. ward gebohren 1429 und lebte fünf und ſechzig Jahr. Man weis von ihm gar nichts weiter, als daß er einen ſehr dicken Bauch gehabt hat.

Hanns Ulrich von N. des vorigen Sohn, hatte einen Jagdhund, welchen er unſäglich liebte. Als der Hund ſtarb, ſchickte er dem Pfarrer eben ſo viel an Leichengebühren, als wenn ein Sohn geſtorben wäre. Es mag ein löblicher Herr geweſen ſeyn.

George von N. aß, trank, und vermählte ſich dreymal. Seinen Bauern war er gewogen, dem Pfarrer aber ſpinnefeind. Er wollte nicht leiden, daß ihm dieſer auf der Kanzel die derbe Wahrheit ſagte, da es doch an einem ſo privilegirten Orte geſchah. Von undenklichen Jahren her hatte der Pfarrer des Sonntags auf dem Herrnhofe geſpeiſt, dieſer George aber brachte es ab. Es war ein rech-

Stanize.

ter

ter Atheiſte, ohne Gottesfurcht und Gewiſſen, und wie er lebte, ſo ſtarb er auch; denn er fiel vom Pferde, und brach den Hals. Nach dem Tode hat es heftig auf ſeinem Grabe getobt, und des Pfarrers Frau hat es mit ihren Ohren gehört, daß es nicht anders geweſen ſey, als wenn ſich die Katzen gebiſſen hätten. Er ſtarb ohne Kinder, und das Guth fiel an ſeinen Vetter Caſimir von N.

Von der 280 bis 336 S. ſind die Leben der Kirchen- und Schuldiener daſelbſt beſchrieben. Es iſt dieſes mehr ein Zuſammenhang vieler Lobſchriften, als eine hiſtoriſche Erzählung; und wie dergleichen beſondre und nach Befinden geheime Nachrichten, nur wenigen Leuten gefallen können, den meiſten aber ekelhaft ſind: So iſt auch von gegenwärtiger Abhandlung nicht zu leugnen, daß derjenige ſchlechterdings Pfarrer in Qverlequitſch ſeyn muß, der ein Vergnügen daran finden ſoll. Ich will alſo die Geduld meines Leſers nicht misbrauchen, und nur etwas weniges daraus anführen.

M. **Heinrich Qvad**, ein ehrwürdiger Mann, predigte alle Wochen einmal, und ſtarb. Er hat ein Buch geſchrieben, welches den Titel führt: προς ἑαυτον, oder wohlgemeynter Unterricht, für die einfältigen Pfarrherrn, wie ſie ſich auf der Kanzel züchtig geberden ſollen. Mit Holzſchnitten.

George Voigt, verſtund das Hausweſen vortrefflich, und predigte ziemlich.

M. **Curt Hauchius**. Er war ein ſtarker Zelote. Er ward allemal braun im Geſichte, wenn er an den Pabſt gedachte, und hat ſechs und funfzig neue

Ketzer gemacht. Er lebte in groſser Uneinigkeit mit ſeinem Gerichtsherrn, und hatte viel Verdruß mit der Gemeinde, wegen des Pfarrbaues. Ueber das Pfingſtbier hat er ſich ſehr ereifert, woran er auch ſtarb.

M. **Heinrich Bockſtaudius** ſollte des Kanzlers Crells Ordonanz unterſchreiben, deſſen er ſich weigerte, und des Amts entſetzt ward. Der Herr Autor ſieht dieſen Umſtand für merkwürdig an, weil er glaubt, dieſer ſey der einzige unter allen Gelehrten, welcher lieber das Amt verlieren, als etwas ſchreiben wollen.

Bis hieher gehen die Kirchendiener, und ſind alsdann einige Blätter leer gelaſſen, welches mich, wie ich im Eingange erwähnt, auf die Vermuthung gebracht, daß gegenwärtige Chronike nach Crells Tode geſchrieben ſey.

Von den Schuldienern des Orts, deren der Autor zwanzig nahmhaft macht, will ich nur eines einzigen erwähnen. Er hieß ihn **Gall Veidt den Groſſen.** Es kam mir Anfangs lächerlich vor, daß er einem Schulmeiſter dieſen prächtigen Beynamen giebt; er behauptet es aber dadurch: Er habe zierlich ſchreiben und leſen können, die Kinder fleißig unterrichtet, die Kirche reinlich gehalten, die Glocken wohl geläutet, eine gute Paſſion ſingen können, und alles vollkommen gethan, was einem rechtſchafnen Schulmeiſter gebührt. Mithin ſey er zwar kein groſser Held, aber doch ein groſser Schulmeiſter geweſen.

A. d. 336 S. findet man verſchiedene geſammelte Nachrichten von gelehrten Querlegvitſchern, unter denen etwa folgende die berühmteſten zu ſeyn ſcheinen.

George

George Greif, eines Bauers Sohn, legte ſich auf die Rechte, und advocirte in einem Städtlein, ohnweit Magdeburg. Man hat, als etwas beſonders an ihm wahrnehmen wollen, daß er ſehr lange Finger, und im Geſichte eine ſo dicke Haut gehabt, daß er niemals roth geworden iſt.

Antonius Cuntz, gleichfalls einer der Rechte, wollte in Erfurt Doctor werden, und diſputirte deswegen de capillamento Vlpiani, wobey er auf der Catheder die Wichtigkeit ſeines Satzes mit ſolcher Heftigkeit vertheidigte, daß er ſich etwas im Leibe zerſprengte, und kurz drauf ſtarb.

Balthaſer Wurzel, ein Arzt und geſchickter Mann. Wenn ein Bauer Blähungen hatte, ſo wußte er gleich, wie ſie auf griechiſch hießen. Er erfand viele Univerſalmedicinen und Lebenstincturen, ſtarb aber in ſeinen beſten Jahren, und vermachte der Bürgerſchaft zu Zwencka einen halben Acker Landes zu einem neuen Kirchhofe.

Martin Pinſel, miniſterii candidatus, war des alten Martin Pinſels, Pfarrers zu Qverlequitſch, Herr Sohn. Seine Mutter that in ihrer Schwangerſchaft ein Gelübde, wenn ihr der Himmel einen Sohn geben würde, ſo ſollte er ein Pfarrer werden. Ihr Wunſch ward zu allerſeits Vergnügen erfüllt, und der junge Pinſel von ſeinem Herrn Vater zu allen guten Wiſſenſchaften und Künſten angehalten. Er hatte aber einen ſchweren Kopf, eine ſtotternde Sprache, und ein langſames Gedächtniß, bezeigte auch wenig Luſt zum Studieren, ſondern wollte ſchlechterdings ein Grobſchmied werden. Allein die

Mutter prügelte ihn so lange, bis er seinen Beruf erkannte, wobey er auch blieb, und im neun und funfzigsten Jahre seines Alters als Informator zu Dresden sanft und selig entschlief.

Ilgen Pape, ein Meistersänger und possierlicher Mann. Er hatte sehr hohe Absätze an seinen Schuhen, und gieng beständig, als wenn er im Sande wadete. Er schnaubte heftig, wenn er redete, und sang alles ab, was er sagte. Man hat ihn gar nicht lachen, wohl aber oftmals ohne Ursache weinen und zittern gesehen. Niemals war er vergnügter, als wenn es donnerte, und sah, ohne, daß es ihm etwas schadete, in den Blitz. Er starb an der Schwulst, und schrieb: das blinde Alter, oder: Tobias ein Trauerspiel.

Zacharias Pape, des vorigen Bruder, und auch ein Meistersänger, doch von jenem ganz unterschieden. Er schminkte sich dergestalt, daß man niemals seine natürliche Farbe hat erfahren können. Die Hände wusch er sich in Rosenwasser, und kaute beständig süß Holz. Sein Wamms war mit Knöpfen von buntem Glase besetzt, und an dem Halse trug er ein ordentliches Pferdegeläute. In Nürnberg war er unter eine Bande Gaukler gerathen; diese hatten ihn gelehrt, wie er seine Glieder auf eine erstaunende Weise ausdehnen, in einem Augenblicke aber wieder zusammen ziehen konnte, daß er nicht gröſser war, als ein Igel. Er war sehr ungesund, und hatte immerzu Anfälle vom hitzigen Fieber. Seine Gedichte sind zusammengedruckt unter dem Titel: Canicu-

lares.

lares. Er ſchrieb ein Sinngedichte auf ſeine Leyer, und lachte ſich darüber zu tode.

Endlich machen auf der 384 Seite allerhand vermiſchte Merkwürdigkeiten einen erwünſchten Schluß. Die Züge ſind hier in dem Manuſcripte von den vorigen ganz unterſchieden, und ich glaube, daß des Verfaſſers Ehefrau dieſe Merkwürdigkeiten niedergeſchrieben habe. Meine Vermuthung iſt nicht unwahrſcheinlich, die Sache aber behält doch ihren Werth, und die ganze Einrichtung iſt noch itzt nicht altväteriſch geworden. Ja ich kenne einen gelehrten Mann, von deſſen Chronike man ſchwören ſollte, daß ſeine Großmutter die angefügten Merkwürdigkeiten verfertigt habe.

Ich weis nicht, ob ich mich um meine Leſer verdient machen werde, wenn ich ihnen einen Auszug davon liefere. Vielleicht geben ſie ſich zufrieden, wenn ſie auch nicht wiſſen, wie oft Soldaten daſelbſt im Qvartiere gelegen, und des geſtrengen Junkers ſeine Feuereſſe gebrannt, oder die gnädige Frau in der Kirche, zum Schrecken und ſchmerzlichen Beyleide aller Anweſenden, den Unterrock verſengt habe. Eben ſo erbaulich iſt es, wenn man lieſt, wie oftmals die Bauern in Qverlequitſch mit dem Durchfalle heimgeſucht worden ſind. Die Geſchichte von einem Pferdediebe, deſſen Lebenswandel, Verbrechen, Gefangennehmung, und erfolgter Strafe, machet viele Seiten aus, und die Unterredungen des Herrn Pfarrers mit dieſem Diebe ſind von einer ziemlichen Weitläuftigkeit, an und für ſich aber ſehr erbaulich. Des Schulmeiſters älteſter Sohn, ein Kind guter Art

und groſſer Hoffnung, iſt Anno 1542 jämmerlich in die Miſtpfütze gefallen, aber, zu gutem Glücke, ohne Schaden. Wer dieſe und dergleichen klägliche Begebenheiten mehr wiſſen will, dem kann ich das Original ſelbſt zeigen. Eine Frau, die den Drachen gehabt hat, könnte zwar viele leichtſinnige Gemüther aus ihrem verſtockten Irrthume reiſſen, und das Himmelszeichen, welches man im Jahre 1541, als eine gewiſſe Vorbedeutung der ſechs Jahre darauf erfolgten Mühlberger Schlacht, geſehen, ſollte wohl vermögend ſeyn, die Hartnäckigkeit unſrer Atheiſten zu beſchämen. Allein mein Beruf iſt nicht, Heiden zu bekehren; meine Schuldigkeit aber erfodert, den geneigten Leſer nicht länger aufzuhalten. Ich ſchlieſſe alſo mit denjenigen Worten, die am Ende meines Manuſcripts ſtehen:

Exegi monumentum aere perennius.
Non omnis moriar.

Ein

Ein

Schreiben

von

vernünftiger Erlernung der Sprachen und Wissenschaften auf niedern Schulen.

Mein Herr,

Man hat mir gesagt, Sie wären seit etlichen Monaten mit einer Sammlung verschiedner deutscher Schriften beschäfftigt. Bey dieser Gelegenheit bekommen Sie vermuthlich viele Briefe von gelehrten Männern zu lesen. Ich zweifle aber doch nicht, Sie werden Sich auf mein Bitten die kleine Gewalt anthun, und einen Brief eines jungen Menschen ansehen, welcher nur vor wenig Wochen die niedern Schulen verlassen hat, und im Begriffe steht, auf eine hohe Schule zu ziehen, um, gewöhnlichermaaßen, längstens binnen drey Jahren zu absolviren. Daß ich mir diese Freyheit nehme, dazu veranlaßt mich ein Umstand, von dessen Wichtigkeit ich Sie bald überführen will.

Ich habe mich sechs Jahr lang in einer Schule aufgehalten, welche vor allen übrigen Schulen einen Vorzug, und zugleich den billigen Ruhm hat, daß viele große, und gelehrte Männer den Grund ihres Glücks darinnen gelegt haben. So bald ich die ersten Jahre überstanden, und mich geschickt gemacht hatte, die Sache mit einer reifern Ueberlegung einzusehen; so ließ ich bey einem unermüdeten Eifer diejenigen Wissenschaften mein Hauptwerk seyn, zu denen ich den größten Trieb empfand, und welche ich für die edelsten unter allen hielt. Ich traue Ihnen die Einsicht zu, daß Sie von selbst errathen können, worinnen also meine vornehmste Bemühung bestanden habe.

Es ward uns Gelegenheit gegeben, die ältere und neuere Geschichte zu erlernen. Man lehrte uns die Geographie, und andre davon abhangende Wissenschaften. Man bemühte sich, uns einen kleinen Vorschmack von den Rechten eines jeden Reichs, und hauptsächlich unsers Vaterlands beyzubringen. Es wurden auf Kosten der Obern Leute gehalten, welche die Jugend in der französischen und italiänischen Sprache unterrichten sollten. Ja, welches beynahe unglaublich ist, so gar in der deutschen Sprache gab man uns Anleitung. Die mathematischen Wissenschaften wurden getrieben, so viel es auf Schulen möglich ist. Von der Malerey, Musik, und Tanzkunst will ich nicht einmal etwas erwähnen, so wenig, als von der Anweisung, wie man die Buchstaben leserlich und schön schreiben soll.

Was meynen Sie davon, mein Herr? Ich weis, Sie lassen mir die Gerechtigkeit wiederfahren, und trauen mir zu, daß ich die kostbare Zeit mit dergleichen Sachen nicht verderbt habe. Es wäre dieses ein Fehler gewesen, welchen man kaum mit dem gelinden Namen einer Jugendsünde hätte entschuldigen können; und ich glaube, meine Enkel würden sich dereinst schämen müssen, wenn man ihnen dergleichen gelehrte Schwachheiten von ihrem Großvater vorwürfe.

Meine Bemühungen waren weit rühmlicher. Lateinisch, Griechisch, Ebräisch, die Redekunst-, und die Logik, dieses sind die Wissenschaften, worauf ich mich

mich mit einem unersättlichen Fleiße, und mit Ausschließung aller andern gelegt habe.

Ist es nicht kläglich, daß man die Jugend zu Erlernung der Geschichte, und besonders unsrer gegenwärtigen Zeiten anhält. Dieses vermehrt ihre leichtsinnige Neugierigkeit, zu der sie ohne dem mehr als zu geneigt ist. Aus dieser Ursache habe ich mich jederzeit davor gehütet, und ich kann mir ohne eiteln Ruhm nachsagen, daß mir dasjenige, was nach dem Raube der Helena in Griechenland vorgegangen, weit bekannter ist, als die Unruhe, worein Deutschland durch den Tod des Kaisers gestürzt seyn soll. Wozu die Geographie, und die zugehörigen Wissenschaften nützen, das kann ich nicht einsehen. Ich habe den Weg von der Schule nach meiner Heimath gewußt, ich will ihn auch wohl ohne Geographie nach Leipzig finden. Ich weis die Namens- und Geburtstage meiner gnädigen Herrschaft; ich weis, daß unser Herr Pfarrer einen Todtenkopf mit einem Kreuze in seinem Petschafte hat; dieses hilft mir mehr, als wenn ich das ganze Geschlechte, und alle Wapen des Kaisers von Fez und Marocco auswendig könnte. Daß ich die Rechte der Reiche und meines Vaterlands lernen soll, solches scheint mir ein verwegnes Unternehmen zu seyn. Es sind Geheimnisse, welche man nicht erforschen, sondern den Regenten überlassen muß; zu geschweigen, daß man vielmals an den Höfen selbst nicht weis, was Rechtens ist; wie will man es denn in den Schulen wissen? Die flatterhafte Eitelkeit der Franzosen, und die Gemüthseigenschaf-

ten

ten der Italiäner haben mir jederzeit einen Abscheu vor ihren Sprachen gemacht. Deutsch zu lernen, klingt gar lächerlich. Unser Thorwärter in der Schule konnte gutes Deutsch reden, ungeachtet er niemals in die Lehrstunden kam, und meine Mutter verstund mich allemal, wenn ich um Geld schrieb. Ich habe zwar gegenwärtigen Brief von einem meiner guten Freunde durchsehen, und die Schreibart ändern lassen; dieses geschieht aber mehr aus einer Gefälligkeit, als innerlichen Ueberzeugung, daß es nöthig sey. Daß die mathematischen Wissenschaften auf Schulen getrieben werden, das lasse ich eher gelten. Es kommen doch immer griechische Wörter darinnen vor. Die Malerey, Musik, und das Tanzen schicken sich am besten für Frauenzimmer, und die Kunst leserlich und schön zu schreiben, für den Pöbel. Denn gelehrte Leute müssen schlecht schreiben; dieses ist ein altes Herkommen.

Sagen Sie mir aufrichtig, mein Herr, wie gefällt Ihnen dieser Beweis? Nicht wahr, vortrefflich? Sollten Sie wohl in einem jungen Menschen so viel Verstand, und einen so guten Geschmack suchen?

Die lateinische Sprache kam mir so einnehmend und reizend vor, daß ich mich schäme, ein gebohrner Deutscher zu seyn. In der griechischen Sprache fand ich etwas, von dem ich viel zu wenig sage, wenn ich spreche, daß es reizend, und entzückend war. Ich habe mich vielmals gewundert, warum man sie nicht bey Hofe einführt, und ich bin gewiß versichert, ein Frauenzimmer würde bey einer griechischen

chischen Liebeserklärung nimmermehr unempfindlich bleiben können. Daß ich ebräisch ohne Punkte verstehe, das ist das wenigste, dessen ich mich rühmen kann. Die Redekunst hatte mich recht bezaubert. Die Regeln und Muster, die ich mir erwählte, waren zwar nach dem neusten, jedoch nach meinem Geschmacke. Besonders in den Figuren war ich sehr stark. Ich wußte alle ihre Vor- und Zunamen, und meine Reden, die ich hielt, bestunden in nichts, als Fragen, und Anmerkungen. Die Erlernung der Logik war meine ernsthafteste Beschäfftigung. Zwar die gemeine Art, zu denken, hat mir niemals gefallen wollen. Sie ist gar zu deutlich, und die Kunstwörter sind zu sehr gespart. Wenn ich jemanden, als ein Gelehrter, überzeugen will, so muß meine Ueberzeugung kunstmäßig seyn, und ich mag denken, was ich will, so denke ich in forma. Meiner Abschiedsrede kann ich mich ohne einige Selbstliebe nicht erinnern. Ich handelte von den Rauchfängen der alten Griechen, und insonderheit der Lacedämonier. In welcher Sprache ich dieselbe eigentlich gehalten habe; solches kann ich Ihnen nicht sagen. Wenn ich Ihre Ohren nicht beleidigte, so würde ich sie Ebraico-Latino-Graecam nennen. Dieses letzte Meisterstück meiner Fähigkeit mochte wohl Ursache seyn, daß man mir ein vortreffliches Schulzeugniß gab. Ich werde es mit nach Leipzig bringen, und also die Ehre haben, Ihnen Brief und Siegel über meine Geschicklichkeit zu zeigen.

Bis hieher klingen meine Erzählungen ganz vergnügt. Sie werden den wichtigsten Umstand noch nicht einsehen können, welcher mich bewogen hat, an Sie zu schreiben. Sie sollen ihn gleich erfahren.

Von der Schule gieng ich nach Hause zu meinem Vater, welcher im Gebürge ein adliches Rittergut gepachtet hat. Meine Absichten erfoderten, daß ich unserm gnädigen Herrn sogleich meine Aufwartung machte. Er erkundigte sich nach der Einrichtung der Schule, und besonders meines bisherigen Studierens. Ich erzählte ihm alles, was ich itzt geschrieben habe, und ich glaube, ich erzählte ihm noch mehr. Seine Aufmerksamkeit machte mich beredt, und ich versprach nur schon im voraus die Anwartschaft auf eine Pfarre. Allein, wie sehr betrog ich mich in meiner Hoffnung! Urtheilen Sie selbst von meiner Bestürzung, die ich empfand, als mir derselbe mit einem ernsthaften Gesichte ungefähr also antwortete: „Gewiß, mein Freund, ich bedaure ihn, „sein Vater hat das Geld verloren, und er die „Zeit verderbt. Er hat studiert, und ist keinem „Menschen zu etwas nütze. Wäre es nicht vernünftiger gewesen, wenn er sich auf diejenigen „Wissenschaften etwas mehr gelegt hätte, von denen er geglaubt, daß sie so verächtlich und überflüßig sind? Muß er sich nicht schämen, daß er in „Griechenland zu Hause, und in Sachsen ein „Fremdling ist? Daß er die Gesetze seines Solons „versteht, und nicht die geringste Kenntniß von den „Rechten seines Vaterlandes hat? Hätte er sich „nicht die Sprachen der Ausländer wenigstens nur

„in

„in etwas bekannt machen sollen; wenn er sie auch „allenfalls nicht besser gelernt hätte, als die deut„sche? Wie viel brauchen wir lateinische, und grie„chische Sprachmeister? Ich tadle deswegen nicht „an ihm, daß er lateinisch, und griechisch gelernt „hat. Dieses muß seyn, und ein Gelehrter, der es „nicht kann, kömmt mir eben so abgeschmackt vor, „als er, da er seine Muttersprache nicht besser ver„steht. Was glaubt er wohl, daß ich mit meinem „Schneider anfangen sollte, wenn er nichts arbei„ten könnte, als solche Kleider, wie sie Seneca, „und Sokrates getragen haben? Würde der Kerl „nicht Hungers sterben müssen, wenn er sonst nichts „gelernt hätte? Mit seiner Redekunst lockt er kei„nen Hund aus dem Ofen, geschweige, daß er die „Gemüther der Zuhörer rühren sollte, und seine „ganze Logik besteht aus Worten ohne Gedanken. „Hat ihm denn niemand auf der Schule gesagt, wie „unentbehrlich es heutiges Tages sey, daß man die „sogenannten gelehrten Sprachen und Künste, mit „den neuern Wissenschaften verknüpfe?“ Ich konnte dieses nicht läugnen. Ich gestund, daß einige meiner Lehrer mich deswegen vielmals getadelt, und mir meine Bemühungen, als unnütze, vorgeworfen hätten. Ich sagte aber auch, daß andre meinen Eifer aufgemuntert, und mir mit großer Zuversicht prophezeihet hätten, ich würde dereinst die Zierde ihrer Schule, eine Brustwehr wider die einreißende Barbarey und eine Stütze des Vaterlandes seyn. Er schüttelte den Kopf, und ließ mich mit vielen derben Vermahnungen von sich gehen.

Wie meynen Sie wohl, mein Herr, daß mir damals zu Muthe gewesen ist? Wahrhaftig, so sehr hat sich wohl Plato kaum geschämt, als ihn Diogenes durch einen nackigten Hahn, wegen seiner irrigen Meynung, lächerlich machen wollte. Ich gieng ganz bestürzt nach Hause.

Allein, das war noch nicht genug. Dieser Tag schien recht zu meiner Demüthigung ausersehen zu seyn. Ich fand unsern Hofmeister, welcher seinen Sohn mit vielem Eifer ausgescholten hatte. Ich hörte nur noch so viel, daß er zu ihm sagte: „Du „bist mir ein braver Kerl! Du schickst dich zu al„lem, wie der Esel zum Lautenschlagen. Ein Narr „bleibt ein Narr, und wenn man ihn im Mörsel zer„stieße. Du kannst nichts, du hast nichts gelernt, „du willst nichts lernen, was soll denn endlich aus „dir werden? Halte dein Maul, oder = = ! Fort! „Packe dich! Geh mir aus den Augen!“ Ich erstaunte, als ich dieses hörte. Wie? dachte ich. Unser Hofmeister, ein Bauer, ein Mann, der weder lesen noch schreiben kann; der versteht die Redekunst! Sarkasmus, Diasyrmus, Ploki, Anaphora, Ellipsis, Asyndeton, sind dieses nicht alle die Figuren, die ich itzt von ihm gehört habe? Und der Kerl hat nicht studiert! Wie geht das Ding zu? Ich redete ihn an. Ich fragte ihn, warum er sich so ereifert hätte? Was! sprach er, das ist mein Junge, und ich soll mich nicht ärgern, daß sich der Schlingel auf die faule Seite legt? Neue Wunder! Unser Hofmeister versteht auch die Logik. Ist dieses

nicht

nicht der bündigste Schluß in Darii? War es nicht eben so viel, als wenn er gesagt hätte: Wer einen ungerathnen Sohn hat, welcher sich auf die faule Seite legt, der muß sich ärgern; Atqui, ich habe einen solchen ungerathnen Sohn, Ergo muß ich mich ärgern.

Ich muß es Ihnen gestehen, mein Herr, ich war damals ganz außer mir. Die empfindlichen Reden unsers gnädigen Herrn machten mich nur unruhig, dieser Hofmeister aber ganz und gar kleinmüthig. Gehört zu einem Gelehrten heutiges Tages mehr, als Lateinisch, Griechisch, und Ebräisch; kann auch der einfältigste Bauer in Figuren und Schlüssen reden, ohne daß er weis, wie sie auf griechisch heißen, oder in welcher Forme sie sind: Wozu nützt denn mir mein Fleiß? Warum habe ich mir so viele schlaflose Nächte gemacht? Sollte es wohl in der That vernünftiger seyn, wenn man auf Schulen sich die Sprachen der Gelehrten zwar bekannt macht, zugleich aber auch in den neuern Sprachen, und, wie man sie nennt, in den galanten Wissenschaften sich übt? Sollte es wohl lächerlich seyn, wenn man sich einbildet, die Erlernung einiger Kunstwörter machte uns zu Rednern und Philosophen?

Nein, ich kann mich dieses nicht bereden. Ich gehe von der einmal gefaßten Meynung nicht ab. Das sey fern von mir. Und ich werde Ihnen, mein Herr, ungemein verbunden seyn, wenn Sie

mich zu meiner Beruhigung in diesem Urtheile bestärken wollen. Ich werde dafür ohne alle Figur in der besten Forme verharren,

Dero

ergebenster Diener,

Irenäus Mastigophorus,

sonst

Friedrich Geißelmann genannt.

P. S. Ich habe bey müßigen Stunden des Hieronymus Comitem siue Lectionarium denen zum Besten in griechische Verse übersetzt, welche der lateinischen Sprache nicht mächtig sind. Weil ich nun glaube, daß es eine besondre Belustigung des Witzes abgeben kann: So übersende ich Ihnen diese Uebersetzung zu beliebigem Gebrauche.

Lebenslauf
eines
Märtyrers der Wahrheit.

Es ist in Gesellschaften nichts gewöhnlicher, als daß einer den andern mit beständigen Erzählungen von sich selbst, und seinen Fähigkeiten unterhält. Wir sind uns die nächsten; und weil wir schuldig sind, von unserm Nächsten alles gutes zu reden, so glauben wir, es erfodere die natürliche Pflicht, uns selbst zu loben. Ich will die wahrhaften Ursachen dieser thörichten Eigenliebe nicht untersuchen; weil ich nicht gesonnen bin, mir auch nach meinem Tode Feinde zu machen. Ich führe solches nur um deswillen an, damit ich mein gegenwärtiges Vorhaben einigermaaßen rechtfertige. Bezeigst du so viel Geduld, andre anzuhören, welche sich bey lebendigen Leibe rühmen: So gönne mir deine Aufmerksamkeit, wenn ich dir nach meinem Tode sage, wer ich gewesen bin. Das habe ich mit andern Menschen gemein, daß ich meinem Namen die Unsterblichkeit wünsche, wenn auch gleich der Körper verwesen muß. Wolltest du mir aber verwehren, meinen Lebenslauf zu erzählen: So würde ich vor vielen unglücklich seyn, an deren Verdienste man wenigstens so lange gedenkt, als die Erbtheilung währt. Die Liebe zur Wahrheit hat mich in so geringe Umstände gesetzt, daß meinen Tod beynahe niemand, als der Leichenschreiber, erfahren hat. Hätte ich ein ansehnliches Vermögen besessen, so würden meine schmerzlichbetrübten Erben durch eine verhüllte Frau der ganzen Stadt haben ansagen

lassen, daß ihr Herr Vetter in Gott selig verschieden sey; oder ich würde mir noch auf meinem Todbette einen glaubwürdigen Redner haben miethen können, welcher der christlichen Gemeine die ewige Wahrheit bewiesen hätte, daß unter allen erschrecklichen der Tod das erschrecklichste, und meine tugendhafte Seele noch viel zu frühzeitig aus ihrem drey und sechzig jährigen Körper gefahren sey. Allein, meine Armuth hat mir nicht verstattet, einen so prächtigen Abschied aus der Welt zu nehmen. Ich bin gestorben, als ein Märtyrer der Wahrheit, das ist, arm und unbeweint; und wenn die Nachwelt etwas von mir erfahren soll, so muß ich ihr solches selbst sagen.

Daß ich im Jahre 1674, den 17 September, zu Mühlberg, einem Städtchen an der Elbe, geboren bin, solches scheint kein Umstand von besondrer Wichtigkeit zu seyn, und ich kann eben so wenig dafür, als es ohne mein Verschulden geschehen ist, daß mein Vater nicht ein Hochedelgebohrner, Hochedler, Vester, und Hochgelahrter Erb- Lehn- und Gerichtsherr auf drey Rittergütern, sondern nur, wenn ich anders der Erzählung meiner Mutter glauben darf, Meister Lollinger, Bürger und Schneider daselbst, gewesen ist. Ich brachte zwo Zähne mit auf die Welt, und lernte gleich im ersten Jahre reden, und schon im andern war ich vermögend, durch mein Plaudern Vater und Mutter zu übertäuben. Meine Aeltern hielten dieses für eine vergnügte Vorbe-

deu-

deutung, ich würde mit der Zeit ein groſser Rechtsconsulent werden. Sie irrten sich aber, und die Folge hat gelehrt, daſs es unglückliche Anzeigen meiner Liebe zur Wahrheit gewesen sind. Ich fieng frühzeitig an, solches merken zu lassen. Kaum hatte ich vier Jahre erreicht, als ich bemerkte, daſs mein Vater in seinem Berufe nicht gar zu gewissenhaft war. Ich verwies ihm solches auf eine zwar kindische, doch empfindliche, Art; und weil ich es oft that, so gab er mir endlich, durch einen derben Schilling, die ersten Früchte der Wahrheit zu schmecken. Jedoch ward ich dadurch nicht furchtsam. Mein Vater starb, und hinterlieſs meine Mutter, als eine junge Wittwe; mich aber, als einen unerzognen Knaben. Meine Mutter that über diesen Tod recht jämmerlich. Sie heulte und schrie; sie versteckte sich hinter einen groſsen Schleyer; sie wünschte mit ihrem Manne zu verwesen, und schwur der ganzen Welt ab. Ich dachte auch nach meiner kindischen Einfalt, es wäre ihr Ernst, und ich blieb zwölf Wochen lang in meinem Irrthume. Nach deren Verlaufe ward sie aufgeräumt; sie scherzte, sie lachte, sie besuchte ihre Nachbarn, und ich sah verschiedne junge Leute aus- und eingehen, ohne daſs sie böse darüber ward. Kurz, sie hatte ihren Mann vergessen, und die Lust war ihr vergangen, mit ihm zu verwesen. Ich fragte, warum sie mich und andre so betrogen hätte? Ein Paar Ohrfeigen aber waren die ganze Antwort. Einsmals sah sie in dem Spiegel, und fragte mich, ob sie nicht

schön

schön wäre? Ich sagte: Nein; und dieses brachte mich um alle mütterliche Liebe. Sie konnte mich nicht länger um sich leiden, und es ward beschlossen, mich auf eine Schule zu thun. Es geschah auch, und ich kam an einen Ort, wo ich etliche Jahre lang die Gründe der Sprache lernte. Man fand es für gut, mich auf eine andre Schule zu bringen; ich folgte willig, und man war anfänglich wohl mit mir zufrieden; es dauerte aber nicht lange. Einige meiner Mitschüler waren faul; ich verwies ihnen ihre Faulheit. Einige legten sich mit großem Eifer auf die Erlernung solcher Wissenschaften, von denen ich glaubte, daß sie abgeschmackt, und einem Gelehrten nur zur Last wären. Einige waren hochmüthig, weil sie auf lateinisch und griechisch zu sagen wußten, wer sie erschaffen hätte. Diese versicherte ich, daß ich sie ohne Lachen nicht ansehen könnte. Keiner aber dankte mir wegen meiner Freymüthigkeit, und alle machte ich mir zu Feinden. Der Zorn eines meiner Lehrer, von dem ich das gegründete Urtheil fällte, er habe mehr Stärke in der Faust, als in der Gelehrsamkeit; dieser Zorn, sage ich, war so nachdrücklich, daß ich alsbald die Schule räumen, und in einer öffentlichen Abbitte mich bedanken mußte, daß man mich ohne weitern Schimpf gehen ließ.

Dieser unvermuthete Streich hätte mich bald zum Mammelucken gemacht. Im ersten Schrecken nahm ich mir fest vor, die Wahrheit nimmermehr

wieder

wieder zu reden. Es gieng mir aber, wie denjenigen Dichtern, welche die Verse verschwören. Ich zog auf die hohe Schule, von der ich mir einen sehr edlen Begriff gemacht hatte, wodurch ich aber meine Unerfahrenheit verrieth. Leute, welche ihre einzige Sorge seyn ließen, wie sie den Pflichten gegen ihr Vaterland Genüge leisten, die Hoffnung ihrer Aeltern erfüllen, und deren saure Mühe, und aufgewandte Kosten vergelten könnten; Leute, welche diejenigen Wissenschaften mit Ernste ausübten, nach denen sie sich nennten; solche Leute dachte ich zu finden. Ich irrte mich. Gleich den ersten Abend erschreckte mich eine Gesellschaft trunkner Menschen, welche unter Schreyen und Wetzen nach ihren Wohnungen eilten. Anfänglich glaubte ich, es sey ein Auflauf, oder wenigstens Feuer in der Gasse. Ich sah durchs Fenster; in dem Augenblicke fiel ihr Anführer in den Koth, und ich hörte aus den Reden der andern, daß sie sich bemühten, einem Meister der Weltweisheit wieder auf die Beine zu helfen. Diese Begebenheit machte mich aufmerksam. Ich beobachtete die Sitten meiner Mitschüler genauer. Ich lernte einen kennen, welcher der Gottesgelahrtheit eifrigst Beflißner war, und sich rühmte, er habe sich in der Schenke zweymal fest gesoffen, wie er es nannte. Ein Landsmann von mir wollte sich die Würde eines Lehrers beider Rechte erstehen, weil er sich innerlich überzeugt fand, daß nimmermehr etwas aus ihm werden würde. Eine Summe von zwölf Thalern machte ihn zum Autor und

Re-

Respondenten; und weil ich ihm, zu mehrerer Sicherheit, seine Disputation ins Deutsche übersetzen mußte, so versprach er mir zur Vergeltung ein ansehnliches, welches er aber noch an demselben Abende verspielte, und mich auf seine bevorstehende Heirath vertröstete. Mein Stubennachbar erlernte die Medicin, gieng aber lieber mit fleischigten Körpern, als ekelhaften Gerippen, um, und verfluchte den abgeschmackten Eigensinn seiner Lehrer, welche ihn mit so vielen griechischen Wörtern martern wollten. Diese und hundert dergleichen thörichte Exempel fielen mir täglich in die Augen; und ich sollte schweigen? Und ich sollte die Wahrheit nicht reden? Ich that mir alle Gewalt an, meinen Schwur nicht zu brechen, und manche, die einen schönen Gedanken, oder artigen Einfall haben, solchen aber nicht an den Mann bringen können, empfinden das innerliche Nagen und den unruhigen Schmerz lange nicht so sehr, als ich ihn dazumal empfand. Endlich überwand die Natur allen Zwang. Ich sagte es ungescheut, daß das Verfahren der meisten meiner Mitschüler unverantwortlich und unsinnig wäre. Bey aller Gelegenheit stellte ich ihnen ihre Thorheit so wohl ernsthaft, als lächerlich, vor. Ich schilderte zu verschiednenmalen nicht allein die Laster, sondern auch die Personen, auf eine satyrische-Art in Versen ab; und wenn ich dieses that, so empfand ich bey mir selbst eine doppelte Wollust. Allein, meine Ehrlichkeit, mein Eifer für die Wahrheit, meine billigsten Absichten wurden

den schlecht belohnt. Man mied meine Gesellschaft, man verachtete, man verspottete, man verabscheute mich, und ich erfuhr, daß einige sich verschworen hatten, mich öffentlich zu beschimpfen. Es wäre auch gewiß geschehen, wenn ich nicht bey Zeiten die Vorsicht gebraucht, und mich an einen andern Ort begeben hätte, um die angefangnen Studien zu vollenden.

Das Schicksal führte mich zu einem Manne, der mir freyen Unterhalt gab, und mir große Gefälligkeiten erwies. Er glaubte, seine Gemüthsneigung habe mit der meinigen viele Aehnlichkeit; und dieses bewog ihn zum Mitleiden. Ich kann nicht sagen, daß er ein hitziger Verehrer der Wahrheit gewesen wäre. Seine große Leidenschaft bestund in der Begierde, Recht zu behalten, seine vorgefaßte Meynung zu vertheidigen, und mit allen aufs unbarmherzigste zu verfahren, welche anders urtheilten. Er war einer von denen Gelehrten, welche die Fähigkeit nicht haben, selbst etwas nützliches zu schreiben, aber mit desto größerm Vorwitze die Schriften andrer durchwühlen. Ein Comma, ein Punkt, ein einziger Buchstabe war vermögend, ihn in die größte Wuth zu bringen, und diejenigen in den Bann zu thun, welche ihm widersprachen. Er besaß einen erstaunenden Vorrath von Büchern nach seinem Geschmacke; wie er denn glaubte, der sey kein rechtschaffner Gelehrter, welcher nicht wenigstens sechs bis acht Pfund Bücher geschrieben

habe.

habe. Es fiel ihm ein, mich zu fragen, was ich von ihm hielte? Ich erblaßte über diese Anfrage. Sollte ich sprechen, er wäre ein geschickter und dem gemeinen Wesen nützlicher Mann, so würde er mich mit neuen Wohlthaten überhäuft haben. Aber alle diese mußte ich verlieren, wenn ich die Wahrheit redete. Ich redete sie aber doch. Ich sagte, daß Männer von seinen Fähigkeiten bey dem Baue der Gelehrsamkeit unentbehrlich wären; indem sie den Schutt wegführen müßten, welcher den Bauleuten hinderlich sey. Mehr brauchte ich nicht zu sagen, mich zu verderben. Ich mußte auf der Stelle aus dem Hause, unter Begleitung tausend lateinischer Schimpfwörter, welche ich vorher mein Tage nicht gehört und erst lange hernach in Burmanns Schriften gelesen habe.

Der Verlust dieses Mäcenaten ward mir durch einen Rechtsgelehrten reichlich ersetzet. In den Landesgesetzen war er ganz unerfahren, desto geübter aber in den römischen Rechten. Es gieng mir wohl bey ihm; weil man ihm aber hinterbrachte, ich hätte mich verlauten lassen, daß er mehr Geschicklichkeit habe, eine Rede pro rostris zu halten, als eine Rüge zu machen, so hub er seine Wohlthaten gegen mich auf, und bewies mir ex l. 1. C. de donat. reuoc. daß ich ihm nicht wieder unter die Augen kommen sollte.

Ein unverhoffter Zufall brachte mich in eine Stadt, wo es schien, ich würde den Grund zu meinem

nem künftigen Glücke legen. Es gieng mir alles nach Wunsche, und ich weis nicht, ob die Leute daselbst die Wahrheit besser vertragen konnten, oder ob es daher kam, daß ich nicht alles öffentlich sagte, was ich bey mir selbst dachte. Man gab mir ein Amt, welches nicht ansehnlich, aber doch austräglich, war. Ich hatte es etliche Jahre verwaltet, als eine Gelegenheit erfoderte, einen Glückwunsch zu verfertigen. Ich handelte darinnen von der Vernunft, und ließ ihn drucken, ob sich gleich meine Freunde mit allen Kräften dawider setzten. Ein Mann, welchen sein Amt ehrwürdig machte, fand sich dadurch beleidigt. Es würde verdächtig gelassen haben, wenn er seine Person hätte vertheidigen wollen, er vertheidigte also Schrift und Religion. Auf eine unschuldige Art hatte ich das Wort **Brosamen** mit einfließen lassen. Dieses war genug, Himmel und Hölle zu bewegen. Ein Verächter der Schrift, ein Religionsspötter, ein Atheist; dieses waren die gelindesten Namen, die man mir gab. Einige glaubten gar, ich sey der Antichrist. Kurz, ich sollte mich öffentlich auf den Mund schlagen, oder Amt und Stadt meiden. Ich wählte das Letzte, und mußte zwölf Jahr in der Irre gehen, ehe ich den heiligen Zorn meiner Feinde verwinden konnte.

Endlich schien mein widriges Schicksal versöhnt zu seyn. Man bot mir ein Amt an, mit dem Bedinge, ein Frauenzimmer zu heirathen. Hunger

und Armuth überwanden allen Zweifel. Meine bisherigen Umständen hatten mich so schüchtern gemacht, daß ich mir vieles gefallen ließ, welches mir ehedem unerträglich gewesen seyn würde. Meine Frau liebte Gesellschaft; sie spielte. Vermögen und Einnahme ward auf Putz verwendet, die Haushaltung versäumt, und mir zugemuthet, vieles zu übersehen, wozu mehr, als eine ordentliche Geduld, gehört. Meine Geduld ward ermüdet. Ich sagte, ein Weib müsse sich bemühen, ihrem Manne zu gefallen, alle übermäßigen Ausgaben vermeiden, der Wirthschaft vernünftig vorstehen, und sich keiner Herrschaft anmaaßen, welche Schrift und Ordnung nur den Männern gelassen hätten. Aber, wie unglücklich machten mich diese Wahrheiten! Ich empfand, daß der Zorn eines Weibes schädlicher sey, als der Zorn aller andern Creaturen. Man hieß mich einen nackichten Bettler, einen verlaufnen Kerl, den man auf der Straße aufgelesen hätte, der nicht werth sey, daß er durch die Heirath eines liebenswürdigen Frauenzimmers in eine so ansehnliche Schwägerschaft aufgenommen worden; ja, es fehlte wenig, daß ich nicht meiner Frau eine kniende Abbitte hätte thun müssen, welche aber, ich weis nicht, ob zu meinem Glücke oder Unglücke, unvermuthet starb. Die Menge meiner Feinde verfolgte mich alsdann unaufhörlich. Hatte ich keines Menschen geschont, so war auch nunmehr niemand, der sich meiner annahm. Man wußte meine Vorgesetzten auf

eine

eine tückische Art zu gewinnen, und mir Verbrechen aufzubürden, an denen ich gar keine Schuld hatte. Ich sollte mich verantworten, und meine Fehler gestehen; ich behauptete aber, ich wäre unschuldig, meine Feinde wären Lügner, und meine Vorgesetzte geblendete und parteyische Richter. Dieses war Ursache genug, mich zu verdammen. Die Entsetzung von meinem Amte, die Entziehung meines wenigen Vermögens und ein achtjähriges Gefängniß waren die Belohnungen meiner offenherzigen Redlichkeit. Ich ward endlich freygelassen, und man legte mir auf, Stadt und Land zu räumen. Ich that es, und seitdem ist es mir unmöglich gewesen, irgendswo mein Glücke zu finden; vielmehr sah ich mich gezwungen, den Rest meiner Jahre auf eine so niederträchtige Art hinzubringen, daß ich Bedenken trage, solches der Nachwelt wissen zu lassen. Ich bin endlich nackend und bloß, ohne Freunde, in der äußersten Verachtung, jedoch zu meiner Beruhigung, als ein Märtyrer der Wahrheit, im Jahre ... gestorben, und hat mich gleich die ganze Welt verabscheut, so bin ich doch mit mir selbst zufrieden gewesen.

* * * * * *

Der Lebenslauf dieses so genannten Märtyrers der Wahrheit hat mir merkwürdig zu seyn geschienen. Er ist wirklich im Jahre 1738 in sei-

ner Wohnung todt gefunden worden, wo man vermuthet, daß er vor Frost und Hunger gestorben sey. Sein Körper ward auf die Anatomie verkauft, um die nöthigsten Schulden zu bezahlen, und ich glaube, daß sein betrübtes Beyspiel allen denen zur nachdrücklichen Warnung dienen kann, welche sich einbilden, es sey ein großmüthiger Eifer für die Wahrheit, wenn sie ohne Ansehen der Person, ohne Freunde und Vorgesetzte zu schonen, dasjenige mit einer unverschämten Stirne andern unter die Augen sagen, was ihnen oftmals Eigenliebe, Hochmuth, Undank, und Unvernunft in den Mund legen.

Send-

Sendschreiben
von der
Zulässigkeit der Satyre.

Mein Herr,

Sie verlangen meine Gedanken von der Satyre zu wissen. Ich soll Ihnen sagen, ob ich solche für zuläßig halte, und was vornehmlich bey deren Verfertigung zu beobachten sey. Vielleicht könnte ich der Mühe, davon zu schreiben, überhoben seyn, wenn ich Sie auf diejenigen Bücher wiese, welche von beiden umständlich gehandelt haben. Ich nehme aber dennoch diese Arbeit mit Vergnügen auf mich, weil ich glaube, der Unterricht eines Freundes werde hierinnen mit noch mehrerem Nachdrucke bey Ihnen wirken, als die Regeln fremder Personen. Sie haben mich gebeten, Ihnen meine Gedanken davon zu schreiben; Sie dürfen Sich also um so viel weniger wundern, wenn Sie keine philosophische Abhandlung erhalten; und weil es ein Brief ist, den ich an Sie schicke, so bin ich hoffentlich entschuldigt, wenn ich keine systematische Ordnung dabey beobachte.

Von der Zuläßigkeit der Satyre weitläuftige Gründe beyzubringen, scheint mir überflüßig zu seyn. Ich kenne Ihre angeborne Neigung zu dieser Art von Schriften, und ich glaube, es würde mir schwerer fallen, Sie zu überzeugen, daß sie verwerflich wären, als zu beweisen, daß ich sie allerdings für ein nöthiges Stück der Sittenlehre halte. So lange eine Satyre diese Absicht behält, daß sie die Laster lächerlich machen, und den Menschen ei-

nen Abscheu davor beybringen will: So lange sehe ich nicht, warum sie tadelhafter seyn soll, als die tiefsinnigste Abhandlung eines moralischen Satzes, welchen man durch eine Kette von Beweisen bündig, und durch die Zeugnisse berühmter Männer, oder gar der göttlichen Schrift ansehnlich machen will. Ich getraue mir so gar, zu behaupten, daß sie bey unterschiednen Fällen, und bey einer gewissen Art von Lastern beynahe nützlicher sey, als die ernsthafteste Strafpredigt. Wenn wir die Laster lächerlich machen; so greifen wir die Menschen an demjenigen Orte an, wo sie am empfindlichsten sind. Ihre Eigenliebe leidet darunter, und wenn sie nicht schon gar zu sehr verwildert sind, so müssen sie einen Abscheu vor derjenigen Angewohnheit bekommen, welche sie bey Vernünftigen zum Gespötte macht. Ein Exempel wird meinem Satze ein mehreres Licht geben. Ich will es aus demjenigen Theile der Belustigungen nehmen, welchen Sie mir zugeschickt haben *. Wenn ich zum Harpax sagen wollte: Schämst du dich nicht, du Geizhals, daß du mit so ängstlicher Sorge, mit so ungerechten Händen, unter so vielem Seufzen der Armen, eine Hand voll Erde, ein beschwerliches, ein vergängliches Gut an dich zu bringen suchst, welches du doch in der Welt lassen mußt, welches dir dein Leben kummervoll, und den Tod erschrecklich macht! Was meynen Sie, daß dieses beym Harpax für ei-

nen

* S. Belustigungen des Verstandes und Witzes 2 B. 2 St. a. d. 190 S.

nen Eindruck schaffen dürfte? Spräche ich: Bedenke doch, Harpax, was du thust! Der Geiz ist ja eine Wurzel alles Uebels, und die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke, und viel thörichte und schädliche Lüste, welche die Menschen ins Verderben, und Verdammniß versenken! Ja, ja, würde Harpax sprechen, unser Pfarrer sagte es am Sonntage auch. Er würde gähnen, und dieses wäre der ganze Nutzen von meiner Sittenlehre. Erzählen Sie ihm aber die Fabel vom kranken Hunde, welcher nur um deswillen bey seinem Sterben unruhig und ängstlich ist, weil er die verscharrten Beine nicht noch vor seinem Ende fressen, oder mit sich nehmen soll, welcher gegen seinen vertrautesten Freund argwöhnisch ist, welcher sich seine besten Knochen herzuschleppen läßt, um solche wenigstens noch einmal anzuriechen, welcher mitten unter Seufzern und Gelübden für ein längeres Leben seine geizige Seele von sich bläst. Erzählen Sie ihm, sage ich, diese Fabel; was gilts, Harpax wird sich schämen, und wenigstens eine innerliche Ueberzeugung empfinden, daß seine Leidenschaft thöricht ist.

Aber; wer hat euch den Beruf gegeben, andre zu tadeln? Seyd ihr selbst ohne Fehler, daß ihr euch um die Mängel des Nächsten bekümmern könnt? Schreibt ihr wohl eure Satyren aus Liebe, zu bessern, und nicht vielmehr aus Begierde, zu lachen? Dieses sind gemeiniglich die Einwürfe, die man macht. Sie sind leicht zu beantworten. Wer mir, als einem Liebhaber der Weltweisheit, die Macht gegeben hat, Sittenlehren zu schreiben,

von eben dem habe ich auch den Beruf, Satyren zu verfertigen. Daß ich selbst nicht ohne Fehler bin, solches benimmt dem Werthe der Sache nichts. Mancher zeigt den Menschen den Weg zum Himmel, den er vielleicht selbst nicht geht, und dennoch bleibt sein Vortrag eine göttliche Wahrheit, welcher ich zu folgen verbunden bin. Die Erbauung muß allezeit die Hauptabsicht einer Satyre seyn. Daß ich aber über die Fehler lache; daß ich sie andern lächerlich mache; dieses ist ein unschuldiges Vergnügen, welches man mir wohl gönnen kann.

Auf solche Art würde ich die Einwürfe beantworten: wir wollen aber doch auch denjenigen kennen lernen, welcher sie gemacht hat. Es ist niemand anders, als der, welcher sich getroffen merkt. Prüfen Sie diese Grundregel, Sie werden sie allemal wahr befinden. Ich will bey meinem obigen Exempel bleiben. Wer wird über die Fabel vom Hunde schreyen? Gewiß nicht der junge Herr. Dieser wollüstige Verschwender hält einen Geizigen für seinen Todfeind. Er würde darüber gelacht haben, wenn er auch seinen eignen Vater darinnen abgeschildert gefunden hätte. Harpax sieht sein Bildniß; er erblickt sich in seiner natürlichen Gestalt; diese kömmt ihm abscheulich vor. Er schmäht auf den Spiegel; er flucht demjenigen, der ihm solchen vorhält. Harpax ist der einzige, welcher Ihren Beruf hierzu wissen will, welcher Ihnen Ihre eignen Unvollkommenheiten vorwirft, welcher Ihre Absichten tadelhaft macht.

Allein,

Allein, die Satyre hat noch andre Feinde, welche behutſamer gehen. Sie loben die Einrichtung und Abſicht derſelben; ſie geben aber nicht zu, daß jemals ein Laſterhafter dadurch gebeſſert worden ſey. Ich weis nicht, ob dieſe Wahrheit allgemein iſt. Beſſert die Satyre nicht allemal den Laſterhaften; ſo hält ſie doch vielleicht andre ab, laſterhaft zu werden. Fiele aber auch gleich beides weg; ſo muß die Satyre doch in ihrem Werthe bleiben. Nicht in ihr, ſondern in den Gemüthern der Menſchen wäre der Fehler zu ſuchen. Wenn die Schaubühne ſo eingerichtet iſt, wie ſie ſeyn ſoll: So verdient ſie alle diejenige Hochachtung, welche man einer Sittenſchule ſchuldig iſt; und dennoch halte ich es für mühſam, die Beyſpiele derer beyzubringen, welche durch die Schaubühne gebeſſert worden ſind. Wir ſtehen dabey; wir lachen über die Thorheiten; wir haben Mitleiden mit der unterdrückten Tugend; wir können uns kaum der Thränen enthalten, wenn wir das ſtandhafte Chriſtenthum der Zayre ſehen: Werden wir aber allemal tugendhafter? Werden wir beßre Chriſten? Wenigſtens liegt der Fehler nicht an der Schaubühne.

Man könnte noch ſagen: Durch die Satyre erregen wir den Zorn andrer gegen uns; wir machen uns Feinde: wäre es nicht alſo den Regeln der Klugheit gemäß, ſich mit einer ſo gefährlichen Arbeit gar nicht zu vermengen? Ich weis beynahe nicht, was ich hierauf antworten ſoll.

Die Wahrheit, so edel sie ist, macht dennoch auch Feinde. Es würde unbedachtsam seyn, wenn man bey aller Gelegenheit die Wahrheit sagen wollte, und ich glaube, wer Satyren schreiben will, der muß seine Umstände wissen, und allerdings vorsichtig seyn. Vielleicht habe ich im Nachfolgenden Gelegenheit, mehr davon zu reden.

Dieses sind ungefähr meine Gedanken von der Zulässigkeit der Satyre. Die Lehre, von dem, was bey ihrer Verfertigung zu beobachten sey, ist von einem viel weitläuftigern Umfange. Ich will die umständliche Abhandlung davon bis zu einer andern Gelegenheit, oder bis zu unsrer mündlichen Unterredung aussetzen, voritzt aber nur etwas erinnern. Es würde schon genug seyn, wenn ich hier bloß dasjenige wiederholte, was ich oben von der Absicht der Satyre gesagt habe. Soll diese Absicht vernünftig seyn, so muß sie suchen, die Laster lächerlich zu machen, und den Menschen einen Abscheu davor beyzubringen.

Was also kein Laster ist, mit dem hat die Satyre nichts zu thun. Lisette schielt. Ein muthwilliger Kopf, welcher gern sinnreich heißen, und in einer Gesellschaft die lustige Person abgeben wollte, beobachtet an Lisetten diesen natürlichen Fehler. Wäre er vernünftig, so würde er hier eine Gelegenheit finden, an denjenigen mit dankbarem Gemüthe zu denken, welcher ihm gesunde und muntre Augen gegönnt hat; allein er ist zu leichtsinnig dazu. Er will lachen; er will andre zu lachen machen,

chen, und Liſette muß der unſchuldige Gegenſtand ſeiner ausſchweifenden Einfälle ſeyn. Aber Liſette thut verliebt, ſie wirft ihre ſchielenden Blicke mit einer wollüſtigen Frechheit in der Kirche herum. Nunmehr wird ſie lächerlich; nunmehr giebt ſie die ſchönſte Gelegenheit zu einer Satyre.

Eine der gemeinſten Regeln iſt dieſe: Die Satyre ſoll die Laſter tadeln, nicht aber die Perſonen. Ich muß dieſer Regel Beyfall geben, und ſie ſcheint aus demjenigen Satze zu fließen, welchen ich oben zum Grunde gelegt habe. Dennoch aber halte ich auch diejenigen nicht für ſtrafbar, welche ihre Gedanken bey Verfertigung der Satyre auf eine gewiſſe Perſon richten. Meine Begriffe, meine Ausdrückungen, meine ganze Arbeit wird viel lebhafter ſeyn, wenn ich ein Urbild vor mir ſehe. Ich tadle alsdann nicht die Perſon, ich tadle das Laſter, welches dieſe an ſich hat. Leſe ich den Abriß, welcher von dem leoniſchen Doctor in den Beluſtigungen gemacht worden iſt: So werde ich vielmehr gerührt, wenn ich an Arganten denke; und vielleicht hat der Verfaſſer auch an ihn gedacht, um das Bild eines leoniſchen Doctors recht nach dem Leben zu ſchildern. Deswegen aber darf ich nicht ſagen, daß dieſes eine Satyre auf Arganten ſey. Sie geht auf alle diejenigen, welche eben ſo, wie unſer Argant, ihre faule Unwiſſenheit unter dem Doctorhuthe verbergen wollen.

Gemeiniglich verſtehen wir unter dem Worte Laſter nur die drey Hauptfehler, den Ehrgeiz, Geldgeiz,

geiz, und die Wollust. Ich glaube, es giebt noch einige Sachen, welche man so gar füglich unter eines von diesen dreyen Lastern nicht bringen kann, und mit denen die Satyre doch auch zu thun hat. Ich weis nicht, ob ich es werde ehrgeizig, geldgeizig oder gar wollüstig nennen können, wenn das Frauenzimmer Ihres Orts in der größten Kälte mit dem Fächer geht, oder ein artiger Herr im Sturme und Regen den Huth unter dem Arme trägt. Dergleichen Gewohnheiten sind nicht lasterhaft, aber vielleicht lächerlich; und es bleibt einem Satyrenschreiber unverwehrt, über beide zu lachen. Mit einigen Dingen der Gelehrsamkeit hat es gleiche Bewandniß. Ich will nur ein einziges anführen. Wer über diejenige Schreibart spotten wollte, die in öffentlichen Gerichten eingeführt ist, und die man den Stylum curiae nennt, der würde unrecht handeln. Wenn aber Javolenus an seine Schöne ein Schreiben schickt, das einer Rüge ähnlicher sieht, als einem Liebesbriefe; so ist Javolenus ein Pedant. Er ist nicht lasterhaft; er verdient aber doch, daß man ihm seine Thorheit vorrückt.

Wenn die Satyre die Laster der Menschen straft: So vertritt sie die Stelle der Wahrheit. Gleichwie aber diese keine Verstellung, noch einiges Ansehen der Person, leidet; also könnte es auch scheinen, daß die Satyre keines Menschen schonen dürfe. Wenn ich dieses behauptete, so würden

sonder

ſonder Zweifel ſehr viele, und vielleicht die meiſten jungen Leute, auf meine Seite treten. Ich bin aber ganz andrer Meynung. So verhaßt mir die Lügen iſt, ſo unbeſonnen ſcheint es zu ſeyn, wenn ich allemal die Wahrheit reden wollte. Kann ich durch ein vernünftiges Stillſchweigen ſo wohl meinen Pflichten, als der geſelligen Klugheit, Gnüge thun, ſo thue ich am beſten, wenn ich ſchweige. Ich bin verbunden, eher mein Leben zu laſſen, als meinen Glauben zu verläugnen. Würden Sie aber denjenigen nicht für unſinnig halten, welcher ſeinen Glauben ohne Noth nur darum bekennte, damit er ſterben möchte. Die Pflichten gegen uns ſind ſtärker, als die Pflichten, welche wir andern ſchuldig ſind; und der Schade, welchen wir durch eine unüberlegte Freymüthigkeit uns ſelbſt augenſcheinlich zuziehen, iſt wichtiger, als der ungewiſſe Nutzen, den wir durch eine unbedachtſame Satyre zu ſchaffen ſuchen. Ich mag hier nicht unterſuchen, ob wir auch allemal die vernünftige Abſicht haben, zu nutzen. Vielleicht iſt es eine Begierde, bekannt zu werden; vielleicht iſt es nur ein Muthwille, der uns die Feder in die Hände giebt. Wie unvermerkt kann man ſich ſelbſt betrügen! Es giebt Perſonen, welche ihre Gewalt gefährlich, und ihr Stand ehrwürdig macht, welche wir als Gönner und Beförderer verehren müſſen. Sie haben vielleicht ein tadelnswürdiges Laſter an ſich; aber hüten Sie Sich dieſes Laſter anzugreifen. Es bleiben noch tauſend andre Fehler übrig, womit

mit sich Ihre Satyre beschäfftigen kann. Wer wollte die Trunkenheit nicht für strafenswerth achten? Stellen Sie Sich aber zween Söhne vor, welche ihren trunknen Vater auf der Erde und entblößt liegen sehen. Der eine lacht darüber, er ruft die Nachbarschaft herzu; er zeigt ihr an seinem Vater, wie schändlich die Trunkenheit sey, er weist ihr dessen Blöße. Der andre wendet sein Gesichte ab, er bedeckt den entblößten Vater. Welcher von diesen beiden Söhnen ist wohl der vernünftigste?

Von der Schreibart, deren man sich in der Satyre zu bedienen hat, will ich nur noch ein paar Worte sagen. Mein Vortrag muß ordentlich seyn; denn ich will andre überzeugen. Er muß nicht ausschweifend seyn, und meine Ueberlegung muß mehr Antheil daran haben, als meine Einbildungskraft. Aber dunkel darf er auch nicht seyn; denn ich will den Verstand meiner Leser nicht ermüden, sondern belustigen. Alle niederträchtige, alle anstößige Schreibart muß ich sorgfältig vermeiden; sonst werde ich mehr schaden, als erbauen. Viele glauben, recht beißend zu schreiben, wenn sie schmähen und schimpfen. Allein dieses schickt sich für einen Sittenlehrer nicht, welcher die Laster und Fehler der Menschen lächerlich machen will. Vielmehr könnte man sie unter die muthwilligen Jungen zählen, welche die Vorübergehenden mit Kothe werfen.

Ich muß noch etwas erwähnen, welches besonders Ihnen nützlich seyn kann. Sie haben eine Lebensart erwählt, worinnen Sie, wie ich hoffe, künftighin Gelegenheit haben werden, öffentlich und an heiliger Stätte zu reden. An diesem Orte müssen Sie die Laster strafen; aber hüten Sie Sich, daß Sie sie nicht alsdann lächerlich zu machen suchen. Sie werden mir diese Warnung zu gute halten. Ich weis Ihre Neigung, und kenne große Männer, welche ihre Lebhaftigkeit in diesen Fehler gebracht hat. Oftmals vergeht man sich wohl gar so weit, daß man auf der Kanzel über solche Sachen eifert, welche nicht einmal wider die Wohlanständigkeit sind, geschweige wider das Christenthum laufen. Ich habe in meiner Jugend einen um die Kirche sehr verdienten Lehrer gekannt, welcher dem Volke die Pracht der Großen lächerlich machen wollte, und mit dem Poeten sagte, sie hätten

— — — — — sechs Vieh vor dem Wagen
Und sechse hinten drauf.

Redete er aber von den Feinden unsers Glaubens, so wußte ich viehmals nicht, ob ich über die Ketzerey weinen, oder lachen sollte? Dergleichen Vortrag ist allenfalls annehmlich, aber gewiß nicht erbaulich. Ich will Ihnen ein andres Muster geben, da ich wohl wünschen wollte, daß Sie es, wie in andern Sachen, also auch darinnen nachzuahmen Sich bemühen möchten. Die Religionsspötter sind Leute, welche wegen ihrer abgeschmackten

Meynungen wohl verdienten, nicht überführt, sondern lächerlich gemacht zu werden; aber wie ernsthaft, wie beweglich, wie nachdrücklich weis nicht der berühmte Mosheim ihnen ihre Thorheiten in seinen heiligen Reden vorzuhalten! Dieses ist die wahre Sprache eines geistlichen Redners. Wenn er von eben dieser Sache an einen vornehmen Mann schreibt, oder in andern Schriften handelt, so ist sein Ausdruck schon aufgeweckter, und in vielen Stellen satyrisch.

Ich will die weitere Ausführung dieses Satzes bis zu einer andern Zeit versparen, und ich werde alsdann Gelegenheit nehmen, meine Gedanken von den Stachelschriften überhaupt, und insonderheit von der Kanzelsatyre durch neuere Exempel zu erläutern.

Von

Unterweisung der Jugend.

Ich habe unſern geſtrigen Unterredungen weiter nachgedacht, mein werther Herrmann. Wir bemühten uns, ausfindig zu machen: Warum es ſo ſchwer ſey, eine gründliche Gelehrſamkeit zu erlangen? Und woher es komme, daß ſo wenige unter den Gelehrten den anſehnlichen Titel verdienen, mit welchem ſie ihre Blöße ſorgfältig zu bedecken wiſſen?

Die von dir angeführten Urſachen ſind wichtig genug. Die blinde Liebe der meiſten Aeltern geht dahin, ihre Kinder zu anſehnlichen Mitgliedern des gemeinen Weſens zu machen. Der Sohn muß ſtudieren, damit er Doctor werden kann. Er hat weder die Fähigkeit, noch den Willen, etwas rechtſchaffnes zu lernen. Er lebt alſo ſich zur Laſt, und dem Vaterlande zum Schimpfe. Wäre dieſer ein Schneider geworden, ſo würde er gewiß ſein Brod verdienen, da er anitzt von der Sparſamkeit ſeiner Vorfahren, oder dem Einbringen ſeiner Frau leben muß.

Du haſt recht, mein Freund; vielleicht aber giebſt du mir auch Beyfall, wenn ich eine Urſache anführe, welche noch allgemeiner iſt.

Erwäge nur einmal, wie die Anführung unſrer Jugend zu der Gelehrſamkeit beſchaffen iſt. Bis in das zehente Jahr überläßt man uns der Aufſicht der Frauenzimmer, welche glauben, ſie haben genug gethan, wenn ſie uns reinlich halten, wenn ſie uns leſen lehren, und allenfalls einige Fragen aus

dem Catechismus ins Gedächtniß bringen. Nunmehr ist es Zeit, daß man uns der Aufsicht eines Hofmeisters übergiebt. Ob er von guten Sitten, ob er fleißig, ob er gelehrt ist; darnach fragt man eben nicht. Aber; wie viel verlangt der Herr für seine Mühe? Das ist unsre erste Sorge. Der Wohlfeilste bleibt allemal der Beste. Dieser führt uns eben den Weg, welchen er selbst unter so vielen Seufzern und Thränen gegangen ist. Ein Gelehrter muß die lateinische Sprache verstehen. Die Sache hat ihre Richtigkeit. Man wählt also eine Grammatik, welche die beste zu seyn scheint. Durch eine unermüdete und oftmals nachdrückliche Unterweisung fassen wir eine Menge dunkler Kunstwörter und weitläuftiger Regeln; welche wir gewiß noch weniger verstehen, als die Sprache selbst, die wir daraus erlernen sollen. Endlich überwinden wir diese Schwierigkeit. Man giebt uns des Cicero Schriften, nebst andern Büchern, zu lesen, und unsre Väter weinen vor Freuden, wenn sie sehen, daß ihre Kinder im zwanzigsten Jahre dasjenige begriffen haben, was zu des Cicero Zeiten, in Rom, ein Junge von fünf Jahren verstund. Nunmehro zieht der gelehrte, oder besser zu sagen, der lateinische Sohn auf hohe Schulen. Du darfst von ihm nicht verlangen, daß er in den alten und neuern Geschichten, in der Geographie, Genealogie, Zeitrechnung, Wapenkunst, und dergleichen erfahren sey, und einen Vorschmack von der Mathematik, Weltweisheit und andern Wissenschaften erlanget haben sollte. Dazu hat er nicht Zeit gehabt; er hat

wissen

müſſen Latein lernen. Es würde lächerlich ſeyn, wenn du ihn fragen wollteſt, ob er deutſch verſtünde? Ob er einen guten Brief ſchreiben könnte? Er iſt ja ein Deutſcher; er iſt in Meißen geboren; ſollte er nicht Deutſch verſtehen? Von der griechiſchen Sprache hat er noch zur Noth ſo viel begriffen, als er auf der hohen Schule, binnen drey Jahren zu verlernen gedenkt. Wie geſchwind verlaufen dieſe! Er muß eiligſt nach Hauſe. Sein Vater verlangt es, weil ein Amt, und eine reiche Frau auf ihn warten. Nunmehr iſt unſer Gelehrter fertig!

Sage mir, mein Freund, ob nicht dieſes die gewöhnlichſte Art ſey, unſre Jugend zu unterweiſen? Du wirſt es nicht läugnen können; du wirſt aber auch zugleich geſtehen müſſen, daß ſolches die wahrhafte Urſache ſey, warum nur ſo wenige ſich eine rechtſchaffne Gelehrſamkeit erwerben. Der ganze Fehler beruht meines Erachtens darinnen, daß wir glauben, wer die lateiniſche Sprache verſtehe, der ſey ein Gelehrter; und daß wir durch eine weitläuftige Erlernung derſelben, diejenige Zeit verſäumen, welche wir zugleich auf nützlichere Sachen wenden ſollten.

Aber ſoll ein Gelehrter kein Latein verſtehen? Dieſes iſt meine Meynung keinesweges. Ich behaupte vielmehr, daß er in dieſer Sprache eben ſo ſtark ſeyn müſſe, als in ſeiner Mutterſprache. Nur das kann ich nicht begreifen, warum wir der Jugend die Erlernung derſelben ſo ſchwer machen?

Der alte Richard, welcher geſtern in unſrer Geſellſchaft war, ſoll mir zum Beweiſe meines Satzes dienen. Du kennſt ſeinen Sohn, der anitzt durch wirkliche Verdienſte unter den Gelehrten eine anſehnliche Stelle bekleidet. Kaum hatte dieſer das ſechſte Jahr erreicht, als ihn ſein ſorgfältiger Vater der Aufſicht eines jungen Menſchen anvertraute, welcher ihm die nöthigſten Gründe unſers Glaubens beybringen, und ihn zu einer wohlanſtändigen Aufführung angewöhnen ſollte. Alles, was er mit dem Knaben redete, was ihn dieſer fragte; das mußte, ſo viel es möglich ſeyn wollte, in lateiniſcher Sprache geſchehen. Jede Sache, die im Hauſe, auf der Gaſſe, in der Kirche, oder im Garten vorkam, die gemeinſten Geſchäffte, welche täglich vorfielen, wurden auf Lateiniſch benannt. Dieſe Bemühung gieng glücklich von ſtatten. Nach Verlauf einer Zeit von vier Jahren war der junge Richard ſchon vermögend, ſich in der lateiniſchen Sprache ordentlich und deutlich auszudrücken, und regelmäßig zu reden, ohne zu wiſſen, warum er ſeine Worte eben ſo, und nicht anders, ſetzen müſſe. Nunmehr glaubte man, daß es Zeit wäre, ihn die vornehmſten Regeln der Grammatik zu lehren, und weil er die Sprache ſchon verſtund, ſo faßte er dieſe in wenigen Monaten. Die griechiſche Sprache war ihm, als einem künftigen Gelehrten, zu wiſſen unentbehrlich. Weil aber ſein Vater meynte, es ſey eine gelehrte Eitelkeit, griechiſch zu reden, oder dergleichen Schriften und Gedichte zu verfertigen: So ſchien es genug zu ſeyn, ihn nach den ordentli-

chen

chen Regeln so weit zu bringen, daß er alles verstünde, was griechisch abgefaßt wäre. Er erlangte auch solche Geschicklichkeit wirklich in wenigen Jahren. Weil man dieses nicht zu einem Hauptwerke machte: So blieben noch Stunden genug übrig, ihm in andern Künsten und Wissenschaften Unterweisung zu geben. Nach unsrer heutigen Einrichtung ist es eine bekannte Sache, daß die französische Sprache vielmals weit unentbehrlicher ist, als alle todte Sprachen der Morgenländer. Man nahm also einen Franzosen an, welcher ihn, durch Unterricht und fleißigen Umgang, zu der gehörigen Vollkommenheit brachte. Hatte ihm sein Hofmeister schon in den ersten Jahren, bloß durch Gespräche, wo nicht eine Kenntniß von der Historie, dennoch eine Lust dazu beygebracht: So war es nachher um so viel leichter, auch darinnen weiter zu gehen. Die ältern Geschichten wurden nicht vergessen; die neuern aber, und besonders die Geschichte seines Vaterlandes, blieben allemal der Hauptzweck. Die größern Schriften der lateinischen Redner und Poeten wurden zugleich sorgfältig durchgegangen, nicht so wohl die Redensarten daraus zu erlernen, als vielmehr ihren ganzen Bau, und die Bündigkeit des Vortrags einzusehen. Hierdurch lernte unser Richard die Zärtlichkeit einer Ode, die Stärke eines Heldengedichts, und diejenigen Ursachen kennen, welche den Cicero zu einem Redner gemacht haben. Was konnte ihm auf eine solche Art wohl leichter fallen, als auch in seiner Muttersprache die Geschicklichkeit zu erlangen, die einem Gelehrten so wohlan-

ständig ist? Man brachte ihm einen Begriff von der Weltweisheit bey, so weit er nämlich bey seinem damaligen Alter dazu vermögend war; und man brauchte zugleich die Vorsicht, die Kräfte seines Verstandes und Nachdenkens durch die mathematischen Wissenschaften zu schärfen und in Ordnung zu bringen. Zu seiner Gemüthsergetzung ward ihm ein Tanzmeister und ein Zeichenmeister nebst andern Künstlern gehalten, und Richard ist dennoch ein Gelehrter, ob er gleich wider die bisherige Gewohnheit gelernt hat, wie man leserlich und zierlich schreiben müsse. Wenn ich davon noch nichts gesagt habe, wie sorgfältig man ihn von Zeit zu Zeit in seinem Christenthume unterwiesen; So darf man darum nicht denken, als ob dieses versäumt worden wäre. Du kennst seinen vernünftigen Vater, das ist schon genug. Auf solche Weise ward der Grund zu derjenigen Gelehrsamkeit gelegt, welche Richard nunmehr besitzt. Nur dieses muß ich noch erinnern, daß man ihn erst im neunzehenten Jahre auf die hohe Schule that, ungeachtet er die Kräfte vielleicht eher gehabt hätte, den Degen zu tragen.

Das Beyspiel dieses gelehrten Mannes überhebt mich aller Mühe, einige Regeln von der Unterweisung unsrer Jugend in den ersten Jahren zu geben. Vielleicht zweifelst du aber, ob diese Art, die Jugend zu unterweisen, auch allgemein, und bey andern ebenfalls mit Nutzen anzuwenden sey? Ich getraue mir, solches zu behaupten.

Ist es wohl schwerer, die lateinische Sprache zu erlernen, als die französische, oder die deutsche? Das kannst du nicht sagen. Wie alt bist du gewesen, als du deutsch reden konntest, und entsinnst du dich wohl, daß du schon im achten Jahre mit deiner Französinn zu plaudern vermögend warst? Der Umgang, eine fleißige Uebung, und der Mangel einer verwirrten Methode und ekelhafter Regeln, brachten dich so zeitlich zu dieser Geschicklichkeit. Eben das verlange ich bey der lateinischen Sprache. Wo findet man aber diejenigen, welche geschickt sind, die Jugend auf solche Art zu unterweisen? wie viele giebt es nicht, die zwar wissen, wie sie auf der Catheder, aber nicht, wie sie in der Küche lateinisch reden sollen. Wir beide haben studiert; wir lassen uns beide Gelehrte nennen, und dennoch sollte es uns schwer fallen, die gemeinsten Handlungen der Menschen auszudrücken. Ich gebe dieses zu, mein werther Herrmann; ich glaube aber, daß dein Einwurf die Wahrheit meiner Meynung nicht widerlegt, sondern nur noch mehr bekräftigt. Wären wir, wären andre in ihrer Jugend besser angeführt worden: So würde es uns und andern an der Geschicklichkeit nicht fehlen, welche man allerdings bey wenigen antrifft. Unterdessen will ich dir doch verschiedne aufweisen, welche diese Geschicklichkeit wirklich besitzen, noch mehrere aber, welche gar wohl fähig wären, solche zu erlangen, wenn man nur ihre Bemühung durch billige Vergeltungen aufmunterte. Die Schuld fällt allemal auf die Aeltern zurück, welche die Art, ihre Kinder zu unterweisen,

entwe-

entweder ſelbſt nicht verſtehen, oder aus Geiz die nöthigen Koſten ſcheuen. Du kennſt jenen Vater, welcher mehr auf ſeine Pferde wendet, als auf ſeinen Sohn. Er ſcheut keine Koſten, ſeinen Bubel recht abzurichten zu laſſen; wenn er aber dem Lehrmeiſter ſeines Sohnes ein Quartal bezahlen ſoll, ſo geſchieht es niemals ohne innerlichen Widerwillen. Bedächten wir nur, daß das Glück unſrer Kinder, daß unſre eigne Ehre auf eine vernünftige Unterweiſung derſelben ankäme, ſo würden wir hierinnen eher verſchwenderiſch, als karg ſeyn, und ich weis gewiß, es würden ſich viele finden, welche vermögend wären, alles dasjenige zu leiſten, was ich von einem Lehrmeiſter gefodert habe. Bedächten wir aber auch, daß ſich von unſern Kindern nur diejenigen den Studien widmen ſollten, denen die Natur die Fähigkeiten darzu verliehen hat: So würden wir ſehen, daß es ſehr leicht ſey, die Jugend nach derjenigen Art zu unterweiſen, welche mir die vernünftigſte zu ſeyn geſchienen hat.

Irus.

Eine

lucianiſche Erzählung.

Irus, der verlaßne Irus, deſſen Nahrung in Brod und Waſſer, die Kleidung in einem zerrißnen Mantel, und das Lager in einer Hand voll Stroh beſtund; dieſer ward auf einmal der glücklichſte Menſch unter der Sonne.

Die Vorſicht riß ihn aus dem Staube, und ſetzte ihn den Fürſten an die Seite. Er ſah ſich in dem Beſitze unermeßlicher Schätze. Sein Auge erſtarrte vor dem ungewöhnlichen Glanze des Geldes. Sein Palaſt war weit prächtiger ausgeputzt, als die Tempel der Götter. Purpur und Gold waren ſeine ſchlechteſte Kleidung, und ſeine Tafel konnte man billig einen Innbegriff alles deſſen nennen, was die wollüſtige Sorgfalt der Menſchen zur Unterhaltung des Geſchmacks erſonnen hatte. Eine unzählbare Menge ſchmeicherhafter Verehrer folgte ihm auf allen Schritten. Würdigte er jemanden eines geneigten Blickes, ſo hielt man denſelben ſchon für glückſelig, und wer ſeine Hand küſſen durfte, der ſchien allen beneidenswürdig zu ſeyn. Er glaubte, der Name Irus ſey ihm ein beſtändiger Vorwurf ſeiner vormaligen Armuth; er nannte ſich alſo Ceraunius oder den Blitzenden, und das ganze Volk frohlockte über dieſe edelmüthige Veränderung. Ein Dichter, welcher ihn vormals nur zum Spotte den armen Irus genannt hatte, dieſer hungrige Dichter entdeckte eine Wahrheit, die bisher jedermann unbekannt geweſen, itzt aber von allen mit einem ſchmeichleriſchen Beyfalle angenommen wurde:

Jupi-

Jupiter hätte sich in des Ceraunius Mutter verliebt, und in einen Ochsen verwandelt gehabt, um ihrer Liebe zu genießen. Nunmehr haute man ihm Altäre; man schwur bey seinem Namen, und die Priester wären beschäfftigt, in dem Eingeweide des Opferviehes zu finden, daß der große Ceraunius, dieser würdige Sohn des Jupiters, die einzige Stütze von ganz Ithaka sey. Toxaris, sein ehemaliger Nachbar, ein Mann, welchen das Glück, ein unermüdeter Fleiß, und eine vernünftige Sparsamkeit zu einem reichen Bürger gemacht hatten, war das erste Opfer seiner ungezähmten Begierde. Er hatte ihn schon damals beneidet, als er noch Irus hieß; und nunmehr war es Zeit, daß er ihn empfinden ließ, was derjenige vermöge, dessen Vater den Donnerkeil in Händen trage. Es traten Zeugen auf, welche behaupteten, Toxaris habe die Götter geläugnet, die Tempel beraubt, die Priester verspottet, und durch ungerechtes Gut seine Schätze vermehrt. Er ward ins Gefängniß geschmissen, und zu einem schmählichen Tode verdammt. Seine geängstigte Frau, seine unschuldigen Kinder warfen sich mit Thränen zu den Füßen unsers unempfindlichen Tyrannen; aber umsonst. Toxaris mußte sterben, und alle, die ihm angehörten, mußten ins Elend gehen. Irus blieb sein einziger Erbe. Noch etwas fehlte ihm an seiner Glückseligkeit. Er wollte sich vermählen. Die Vornehmsten des Landes waren bemüht, in seine Verwandschaft zu kommen. Menippus war allein so glücklich, daß Irus auf seine Tochter, Euforbia, die Augen warf. Er hoffte

durch

durch eine nähere Verbindung mit dem angeſehnen und reichen **Menippus** ſein eignes Glück noch mehr zu befeſtigen. Ueberdieſes war **Euforbia** ſchön genug, ſein Herz einzunehmen. Ihr lockigtes Haar, ihre erhabne Stirne, ihre feurigen Augen, ihr reizender Mund, ihre bezaubernde Bruſt, ihr majeſtätiſcher Gang, kurz ihre ganze Geſtalt, hatten den hochmüthigen **Irus** gefeſſelt, und alle Dichter in Ithaka ſchwuren, daß Venus mehr als einmal über dieſe Schöne eiferſüchtig geworden wäre. Die Vermählung geſchah. Der groſſe Sohn des Jupiters eilte, ſeine Geliebte zu küſſen. O! ſprach er, indem er ſie umarmen wollte, o, wie vergnügt = = = = = = =

Hier erwachte **Irus**; ſeine Glückſeligkeit war nur ein Traum geweſen. Er lag noch auf eben dem Strohe, wohin er ſich geſtern gelegt, noch unter eben dem zerrißnen Mantel, womit er ſich den Abend zuvor bedeckt hatte. **Ceraunius** war verſchwunden, und der unſchuldige **Toxaris** lebte noch.

Eine

Todtenliſte

von Nicolaus Klimen,

Küſtern an der Kreuzkirche zu Bergen

in Norwegen.

Ich habe unter dem Büchervorrathe meines Vaters den Aufsatz gefunden, welchen ich itzt meinen Lesern mittheile. Unser berühmter Klim hat ihn geschrieben; ich kenne seine Hand genau, und es wird wohl niemand zweifeln, daß es seine eigne Arbeit sey, wenn man nur dieses bedenken will, daß er ein Mann war, welcher auf seinen unterirrdischen Reisen die Gemüther der Menschen vollkommen einsehen gelernt hatte. Als Küster besaß er noch eben die Fähigkeiten, durch welche er sich als Kaiser in Quama ansehnlich und beliebt gemacht hatte. Ich berufe mich auf seine unterirrdische Reisebeschreibung, in welcher man die deutlichsten Spuren finden wird, daß er als ein Philosoph gedacht hat.

Gegenwärtiger Aufsatz ist ein Verzeichniß unterschiedner Personen, welche Zeit seines Küsteramts in Bergen gestorben sind. Er sagt von einer jeden seine Meynung, und die Liebe läßt uns hoffen, er werde in seinen Charakteren unpartheyisch gewesen seyn. Es wäre zu wünschen, daß in allen Städten dergleichen Todtenlisten gehalten, und beym Schlusse des Jahres zum Drucke gegeben würden. Hierdurch erlangte man Gelegenheit, viele seiner Mitbürger nach ihrem Tode besser kennen zu lernen, als man sie in ihrem Leben gekannt hat. Manche werden auf den Kanzeln als hochedle, hochgelahrte, hochweise, ehrsame und tugendbelobte abgekündigt, welche bey ihrer Unwissenheit, bey ihrer niederträchti n,

und lächerlichen Aufführung, keinen von dieſen Titeln verdient haben. Es iſt unbillig, daß wir denjenigen im Grabe loben, welcher ſich auf der Welt um einen guten Namen nicht bekümmert hat. Durch eine Todtenliſte von der Art, wie gegenwärtige iſt, würden wir die Ehre der Wahrheit retten; und ich zweifle nicht, daß unſre Bürger dadurch wenigſtens eben ſo ſehr erbaut werden dürften, als durch die jährlich gedruckten Nachrichten, wie viel Communicanten geweſen, oder unehliche Kinder geboren worden. Ich will es dem Urtheile der Leſer überlaſſen, ob meine Hoffnung gegründet ſey. Vielleicht bedauern ſie mit mir, daß gegenwärtige Liſte nicht vollſtändig, ſondern durch die Unachtſamkeit der klimiſchen Erben, der Anfang, und vermuthlich ein großes Stück davon verloren gegangen iſt.

Bergen in Norwegen
am $\frac{10}{21}$ des Wintermonats 1742.

B. Abelinſon.

* * * * * * * *
* * * * * * * * geizig,
* * * * * * * * geizig;

er hatte es aber lediglich dem ehrwürdigen Anſehen ſeines langen Rocks zu danken, daß niemand an ihm diejenigen Fehler tadelte, welche an andern würden unerträglich geweſen ſeyn.

Guſtav Trolle. Durch den Tod dieſes Mannes verlor unſre Stadt mehr, als ſie glaubte. Er war ein Dichter von einem ehrlichen Gemüthe;

er

er nahm jederzeit an dem Glücke und Unglücke seiner Mitbürger vielen Antheil, und wünschte allen Leuten Gutes. Seine Feinde nannten ihn nur spottweise den Gratulanten. Kein Namenstag oder Geburtstag ward begangen, an welchem er nicht gedruckte Merkmaale seiner Ehrfurcht überreichte. Unaufhörlich ließ er die Häuser seiner Gönner und Freunde mit Freude und Wonne überschatten; und wenn der Himmel seine christlichen Wünsche erhört hätte, so würden alle Rathmänner in Bergen, vom Bürgermeister an bis auf den Stadtschreiber, wenigstens Nestors Jahre erreichet haben. Bey jedem Todesfalle tauchte er seinen Kiel in bittre Salsen und herben Wermuth ein. Er schien ganz untröstbar über den Tod des Capellans, welcher drey Vornamen hatte, und also dem Berufe unsers Dichters sehr einträglich war. Die Musen unterhielt er in beständiger Bewegung. So bald er die Feder eintunkte, so bald stunden sie alle neune auf seinem Zeddel. Sie hatten auch Ursache, gehorsam zu seyn; denn es war ein sehr hitziger Mann. Wenn sie nicht gleich kamen, und ihm bey seiner sauern Arbeit vorspannten: So schimpfte er so lange auf sie, bis der Bogen voll war. Er machte ein Sinngedichte auf mich, als ich zum Küster an der Kreuzkirche erwählt ward; es war wenigstens acht Groschen werth, und ich und meine Frau haben es niemals ohne Thränen durchlesen können. Bey Hochzeitgedichten war er sehr scherzhaft. Der Name des Bräutigams oder der Braut mochte noch so verwirrt klingen, so wußte er ihn

doch so lange herum zu zerren, bis er in demselben einen Gedanken fand, der sich zur Wiege schickte. Die Deutschen haben ihm die Erfindung der Leberreime zu danken, welche er, zum erstenmale an des Stadtschulzens Geburtstage, aus dem Stegreife machte, da er so trunken war, daß er von seinem Verstande nicht wußte. Er war weder eigennützig, noch geizig, und für sechzehen Groschen schüttete er sein ganzes Herz aus. Er starb auch in großer Armuth, und hinterließ nichts, als einen Lorbeerkranz, und einen zerrißnen Mantel.

Claus Stuve, verwaltete das Stadtschulzenamt zwanzig Jahre lang; seine Frau aber hatte das Directorium actorum. Diese machte auch die Abschiede, und die Parteyen mußten in ihrer Küche gegen einander verfahren. Wer daselbst nicht erschien, der ward sachfällig; wer aber den größten Braten schickte, der hatte das größte Recht. Schienen die Sachen gar zu zweifelhaft zu seyn, so mußten die Parteyen würfeln; derjenige gewann den Proceß, der die meisten Augen warf. Der Stadtschreiber war sein Schwiegersohn, und hatte bey ihm freyen Tisch.

Peter Brahe, ein witziger Kopf, ein Wunder der spielenden Natur, ein Greis von zwanzig Jahren. Alles war frühzeitig an unserm **Brahe**. Schon im siebenten Jahre war er klüger, als seine Aeltern und Lehrmeister; im vierzehenten verwickelte er sich in gelehrte Streitigkeiten, und schrieb kritische Anmerkungen über die philosophischen Bücher seiner Zeit, welches in Norwegen einen großen Lär-

men

men machte. Er war heftig in seinen Meynungen, in seiner Schreibart spöttisch, und wenn ihn sein Witz überfiel, welchem Uebel er oft ausgesetzt war, so schonte er keines Menschen. Auf seinen leiblichen Vater machte er Satyren. Er hatte eine so herzliche Neigung gegen sich und seine Einfälle, daß er sich lieber würde den Staupbesen haben geben lassen, als einen artigen Gedanken auf seinem Herzen und Gewissen behalten wollen. Er schrieb einen zierlich gedruckten Vers, welcher aber dem geneigten Leser schwerer zu verstehen war, als ihm zu machen. Die Prosodie war sein Leibstudium nicht, und die Grammatik für seine hohe Gelehrsamkeit zu niedrig. Im zwanzigsten Jahre spürte er eine merkliche Abnahme seines Verstandes, und ward so kindisch, als ein Greis von neunzig Jahren. Man glaubt, er habe sich damals selbst gefühlt, und sein heranahendes Ende vermuthet; dieses will man aus einer Ode schließen, welche er unter dem Titel des Schwanengesangs der Nachwelt hinterlassen, und worinnen er von seiner muthwilligen Leyer Abschied genommen hat. Er starb auch wirklich kurz darauf, und hinterließ eine große Anzahl Titel zu Büchern, die er hat schreiben wollen.

Gustav Gripp, ein Rathmann, und eine gutherzige Seele; er hat in seinem Leben nicht widersprochen, und sagte zu allem, ja. Nirgends schlief er sanfter, als auf der Rathsstube, besonders, wenn die Rechtshändel vorgetragen wurden. Kam die Reihe an ihn, sein Gutachten zu sagen: So weckte

ihn sein Nachbar auf, und alsdann votirte er allemal, wie der regierende Bürgermeister.

Hanns Erichson, ein fleißiger Mann. Er war in Sammlung und Lesung alter Bücher unermüdet, lebte in seiner Studierstube zwey und siebenzig Jahre, und ward nach seinem Tode nicht vermißt, weil er in seinem Leben der Welt mit nichts genutzt hat. Unter seinen Papieren hat man einen Aufsatz gefunden, welcher den Titel führet; Unumstößlicher Beweis, daß ein gründlich Gelehrter nicht für andre Leute, sondern nur für sich, erschaffen sey.

Jugo Alricus, ein geschickter Arzt. Wer unter seinen Händen starb, der starb dogmatisch. Er konnte aus dem Uringlase besser wahrsagen, als ein Zigeuner aus der Hand. Wenn er jemanden an den Puls fühlte, so war dieses ein sichres Zeichen eines herannahenden Todes. Er war Leibmedicus von allen denen, welche alte geizige Wittwen, oder solche Weiber hatten, die sich nicht wieder aus der Welt finden konnten; und er verwaltete sein Amt redlich. Alle seine Patienten curirte er auf griechisch; wie ich denn nachgerechnet habe, daß binnen dreyen Jahren über vierhundert Leute am Hippokrates gestorben sind. Man kann leicht glauben, daß die Geistlichkeit, ich, der Küster, und andre Todtengräber, diesem fleißigen Manne viel zu danken haben.

Christian Tywede hatte auf der hohen Schule zu Åbo seine Wissenschaften erlernt, war von

einem

einem unersättlichen Hochmuthe, und doch dabey geizig, in seiner Freundschaft unbeständig, gegen Vornehme niederträchtig, gegen Geringe tyrannisch, in allen Arten wollüstig, in seiner Religion leichtsinnig, im übrigen aber ein Philosoph.

Claeß Horn, war ein Sohn des reichen Johann Horns, und ein Enkel des berühmten gelehrten Elrich Horns. Ich nenne seine Vorfahren um deswillen, weil sein eigner Name nicht gar zu bekannt ist. Er hatte einen natürlichen Abscheu vor aller Arbeit. Seine Tugenden bestunden in zehentausend Thalern Einkünften. Hätte ihn die weise Vorsehung nicht mit diesem Vorzuge begabet, so würde er seinem Vaterlande zur Last gereichet haben. Seine Berufsarbeit war diese, daß er aus dem Bette aufstund, und sich wieder niederlegte. Er lebte neun und funfzig Jahre; zieht man aber davon diejenige Zeit ab, in welcher er schlief, so hat er sein Alter nicht höher, als auf neunzehen Jahre, gebracht. Man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er einsah, wie wenig Antheil er an dem Vermögen hatte, welches nicht er, sondern seine Vorältern durch ihren Fleiß verdient. Um deswillen betrachtete er sich nicht anders, als einen Verwalter fremder Güter, von welchen er einmal Rechnung ablegen müßte. Was er zu seiner höchsten Nothdurft brauchte, das nahm er davon; weiter nichts. Hätte er durch sein Vermögen nothleidenden Freunden unter die Arme greifen sollen: So würde er dieses für einen Eingriff in fremde Güter angesehen haben. End-

lich ſtarb er, und hinterließ ſeine Schätze einem Vetter, welcher unſerm **Horn** die Augen mit Freuden zudrückte. Seinem letzten Willen zu Folge mußte ihm ein Leichenſtein geſetzt werden, auf den dasjenige kommen ſollte, was er in ſeinem Leben rühmliches gethan hatte. Es ſteht alſo weiter nichts darauf, als dieſes, daß er geſtorben ſey.

Nilſon Scribbens. Dieſer gelehrte Mann hatte eine ganz beſondre Natur. Unter andern war es merkwürdig, daß bey ihm ſeine Gelehrſamkeit den Sitz im Magen hatte. So bald ihn hungerte; So bald fieng er auch an, Bücher zu ſchreiben. Aus der Größe ſeiner Schriften konnte man deutlich abnehmen, wie lange er gefaſtet hatte. Ein Tractätchen von zween oder dreyen Bogen war ein [illegible]liches Merkmaal, daß er binnen vier und zwanzig Stunden nichts zu eſſen gehabt, und wenn der Hunger recht nagend war, ſo ſchrieb er auch Werke zu ganzen Alphabeten. In der großen Theurung im Jahre 1689, ſchrieb er die Univerſalchronicke aller Nordſcheine, welche ſich ſeit dem Tode König Knuts hatten ſehen laſſen, in zwölf Bänden, großquart, mit Figuren, nebſt einer Vorrede wider die unbußfertigen Atheiſten. Dieſes gelehrte Werk fängt ſchon an, rar zu werden, weil es gleich in den erſten Jahren ſtark verbraucht worden iſt.

Johann Kyle, ein Advocat, und geübter Mann, welcher alle caſus in terminis gehabt hatte. Seinen Clienten konnte er es gleich an den Kleidern anſehen, ob ſie gerechte Sache hatten, oder nicht.

nicht. Die Armen ermahnte er sehr ernstlich zum Frieden, und schlug ihnen seinen Beystand schlechterdings ab; denn sie hatten kein Geld, und folglich Unrecht. Wessen er sich aber einmal annahm, den verließ er nicht, so lange derselbe noch einen Groschen im Beutel hatte. Sein größter Vortheil bestund im Schwören. Er war auch selbst vermögend, in einem Athem drey falsche Eide zu thun. Er verstund sich sehr wohl auf die Kunst, Zeugen zu machen. Der Schelme und Diebe nahm er sich recht väterlich an, und wessen Sache er vertheidigte, den redete er gewiß vom Galgen los.

Steen Dalekerl, ein gelehrter Renomist. Er war ein Todfeind von allen denen, welche nicht so dachten, als er. Kein Gelehrter durfte sich blicken lassen, den er nicht mit der Feder in der Faust anfiel. Eigentlich hatte er sich auf nichts gelegt; aber eben um deswillen glaubte er, er sey geschickt, alles zu beurtheilen, es möchte seyn, aus welcher Disciplin es wollte. Er war aus Northolm gebürtig, und hielt alle diejenigen für Idioten, welche nicht seine Landsleute waren. Besonders in Druckfehlern hatte er eine starke Einsicht, worüber er sich oftmals sehr lustig machte. In seiner Schreibart war er so spöttisch, wie ein Bootsknecht, und konnte schimpfen, wie ein Kunstrichter. Hätten ihn die unterirrdischen Einwohner der Stadt Keba gehabt; so würde er auf ihrem geistten Kampfjagen der beste Maskabus gewesen, und wenigstens für dreyßigtausend Ricatu verkauft worden seyn.

Ursel

Urſel Sigrid. Wollte künftig jemand die Gemüthsbeſchaffenheit dieſer Frau beſchreiben, der würde in einer Perſon ſo viele verwirrte, und einander entgegen laufende Charaktere finden, daß es unmöglich ſcheint, dieſelben auseinander zu wickeln, wofern man nicht in ihrem Lebenslaufe beſonders drey Zeitpunkte feſt ſetzt.

Der erſte geht bis in ihr dreyßigſtes Jahr. Was die Ausländer galant, und wir nach unſrer einfältigen Mutterſprache verbult nennen, das fand man damals in der größten Vollkommenheit an ihr. Ihr Haus wimmelte von jungen Herren, die daſelbſt zuſammen kamen, ihre verliebte Andacht zu verrichten, welche in einer ſehr ſtrengen Abgötterey beſtund. Sie ließ ſich anbeten, und ſchien doch unempfindlich dabey zu ſeyn. Man mochte ſie einen Tieger, oder einen Engel, ihre Augen Sonnen oder donnerſchwangre Wolken heißen, ihre Bruſt mit hartem Marmor, oder mit kaltem Schnee vergleichen; bey allem that ſie gleichgültig. Die Seufzer ihrer Anbeter bewegten ſie nicht; ſie ſah dieſelben als einen Tribut an, welche ihr ihre Sklaven ſchuldig wären, und dieſe hielten es ſchon für ein großes Glück, wenn ſie nur in ihrer Gegenwart ſeufzen konnten. Viele brachte dieſe angenommene Sprödigkeit beynahe zur Verzweiflung. Sie ſchwuren, daß ſie nicht länger leben wollten, redeten von Gift und Dolche; ſie leben aber noch alle, dem Himmel ſey Dank, bis auf dieſe Stunde friſch und geſund. Man wird an dieſer Erzählung keinen Zweifel tragen, wenn ich verſichre, daß ich in

meiner

meiner Jugend selbst einer von denen gewesen bin, welche unter diesen verliebten Fesseln geschmachtet haben. Ich will glauben, daß mir dieses Geständniß eben nicht zur Ehre gereicht; vielleicht aber wird man mich entschuldigen, wenn man bedenkt, daß ich damals noch nicht Küster an der Kreuzkirche, sondern nur ein junger Mensch und Baccalaureus der Philosophie war. Der Umgang, den ich auf Schulen mit griechischen und lateinischen Frauenzimmern gehabt hatte, wirkte in mir die gewisse Zuversicht; die norwegischen Schönen würden eben so wohl mit sich reden lassen, als jene. Ich wählte bey meiner ersten Anrede an dieselbe die zärtlichste Stelle aus dem Anakreon; es schien aber nicht, als würde sie dadurch sehr gerührt. Ich strich meine Verdienste heraus, und erzählte ihr, daß ich drey Disputationen von den Pantoffeln der alten europäischen Völker gehalten hätte; dennoch blieb sie gleichgültig. Ich wies ihr die Zeugnisse, welche ich zu Coppenhagen, meines Fleißes und meiner Gelehrsamkeit wegen, von der philosophischen und theologischen Facultät bekommen hatte. Allein, ich glaube, ich würde den Greif, welcher mich auf den Planeten Nazar riß, eher dadurch bewegt haben, als diese Unempfindliche. Ich beschwur sie bey dem Rocken der Parcen, sie möchte mit mir Erbarmung haben; aber umsonst. Sie nannte mich einen Schulfuchs, und dieser Name war mir so unerträglich, daß ich halb rasend von ihr gieng. Kurz darauf geschah es, daß ich in die Gruft fiel, welche mich bekanntermaaßen, zu den unterirrdischen

Ein-

Einwohnern brachte. Dieſen Umſtand führe ich um deswillen hier an, weil er die wahre Urſache meiner damaligen Tiefſinnigkeit iſt, welche ich nicht einmal dem redlichen Abelin, und meinem guten Freunde, Magiſter Eduarden, vertraute; denn ich ſchämte mich, wie ein Gelehrter, wenn er einen Donatſchnitzer gemacht hat. Ich komme wieder auf unſre **Sigridinn.** Dieſe bezeigte Grauſamkeit war ihrer Natur ſo ſehr zuwider, als der Abſchied vieler von ihren Anbetern. Ihr Herz war eben ſo ſo wohl vom Fleiſche, als die Herzen andrer Frauenzimmer. Allein, Seufzer, verliebte Flüche, zärtliche Verzweiflungen und Diſputationen von Pantoffeln, waren freylich die Mittel nicht, durch welche man dieſelbe gewinnen konnte. Ein Band, ein Kopfputz, eine neue Mode aus Hamburg, konnte dieſe Sprödе ſo zahm machen als ein Lamm. Ich verſchweige es nur aus Hochachtung gegen meine ehemalige Schöne, und kraft tragender Amtspflicht, was ich in unſerm Kirchenbuche gefunden habe. Der hollſteiniſche Edelmann iſt noch vielen bekannt; er hätte freylich ſein Wort halten ſollen; doch hat er auch allemal bezahlt, als ein ehrlicher Cavalier. Doch genug! Wäre ich nicht Küſter, ſo dürfte ich mehr reden.

Was ich bisher erzählt habe, das macht den Lebenslauf meiner Heldinn bis in ihr dreyßigſtes Jahr aus. Nunmehr kömmt der andre Aufzug, und die Rolle, welche ſie darinnen bis in ihr vierzigſtes Jahr geſpielt hat, iſt nicht weniger merkwürdig, als die vorige. Mich dünkt, das dreyßigſte

Jahr

Jahr sey bey der Schönheit dasjenige, was im menschlichen Leben das große Stufenjahr heißt. Man wird wenig Schönen finden, welche dasselbe überleben; ich beweise dieses mit dem Exempel unsrer **Sigridinn.** Um diese Zeit verlor sich das Feuer ihrer Blicke, welches so viele Herzen in Flammen gesetzt hatte. Ihre Anbeter verschwanden, mit ihren Reizungen: man konnte sie ansehen, ohne den Verstand zu verlieren, und wenn sie gleich unempfindlich that, so wollte doch niemand verzweifeln. Nunmehr kam die Reihe zu seufzen an sie. In öffentlichen Gesellschaften war sie bemüht, den Rest ihrer Reizungen an den Tag zu legen, um wenigstens einen zu gewinnen, der ihr diejenigen Schmeicheleyen vorsagte, deren sie seit langen Jahren gewohnt war; aber umsonst. Man rechnete sie unter die galanten Alterthümer, welche man nicht ansehen kann, ohne an die Flüchtigkeit der Zeit zu gedenken. Diese bezeigte Kaltsinnigkeit machte sie unruhig; sie suchte ihren Zweck zu erlangen, es möchte auch kosten, was es wolle. Ihre verstellte Sittsamkeit verlor sich gänzlich; ihre Blicke wurden frech, ihr Umgang unverschämt; sie suchte dasjenige mit Sturm zu erobern, was sie nicht mit List hatte erlangen können. Nunmehr fieng sie an, verächtlich zu werden. Ein Dichter, welcher ehedem ihr zu Ehren, alle Gestirne und Mineralien in seinen Versen verschwendet hatte; dieser leichtsinnige Dichter, war so boshaft, daß er sie die Chronike von Bergen nennte, und ihre ungezähmte Aufführung dergestalt lächerlich machte, daß

die

die ganze Stadt mit Fingern auf sie zeigte, und sie nur die verliebte Alte hieß.

Diese allgemeine Verspottung brachte sie in diejenigen Umstände, in welchen sie bis an ihren Tod geblieben ist. Sie sah sich in ihren Absichten betrogen, und hatte alle fleischliche Hoffnung verloren; deswegen gerieth sie in Verzweiflung und ward fromm. Die Welt, die abtrünnige Welt, schien ihr ein Abscheu, und eine Mördergrube zu seyn; sie seufzte, wenn sie ein schönes Frauenzimmer sah, sie eiferte wider die unschuldigsten Gefälligkeiten, die man artigen Personen erzeigte; denn dieses, sagte sie, sey der gerade Weg zur Höllen. Reinlichkeit und Putz hielt sie für Eitelkeit, und Lockungen des Satans. Die Haare stunden ihr zu Berge, wenn sie tanzen sah; Schwefel und Pech würde das geringste gewesen seyn, das sie auf diese verstockte Rotte würde haben herabfallen lassen, wenn sie im Himmel etwas zu befehlen gehabt hätte. Nach ihrer Meynung war der jüngste Tag vor der Thüre, als um selbige Zeit die Weiber einiger Rathmänner in Bergen anfiengen, die sündlichen Fontangen zu tragen. Von keinem Menschen redete sie Gutes, und verdammte die ganze Stadt, besonders aber das Frauenzimmer bey lebendigem Leibe. Widerfuhr jemanden ein Unglück an seinem Körper oder an seiner Nahrung, so waren dieses allemal augenscheinliche Zorngerichte, welche über das böse Geschlechte hereinbrachen. Den Dichter, welcher, wie ich gedacht habe, an ihrer andächtigen Verwandlung die vornehmste Ursache war, sah sie schon

schon in der Hölle brennen, und er sollte schlechterdings nirgends anders, als auf dem Misthaufen, sterben; denn er war ein Greuel vor ihren Augen. Auf der Welt wollte niemand mehr auf sie sehen; darum sah sie beständig gen Himmel. In Gesellschaften mochte sie niemand haben; darum gieng sie einsam, und verschloß sich in ihr Kämmerlein, und beseufzte vor ihrem Spiegel die Hinfälligkeit aller Dinge. Sie starb endlich alt und lebenssatt, und hinterließ in den Nasen ihrer Mitschwestern einen starken Geruch der Heiligkeit. Thue ich ihr durch diese Erzählung zu viel, so bin ich gewissermaaßen zu entschuldigen; denn sie hat mir es in meiner Jugend auch sauer gemacht, als ich noch ein verliebter Baccalaureus war.

Humulfo Humblus, ein lateinischer Mann, und geschworner Feind seiner Muttersprache. Nichts kam ihm niederträchtiger vor, als die Bemühung einiger Gelehrten, welche die norwegische Sprache in Aufnahme bringen, und gewisse Regeln der Schreibart fest setzen wollten. Ihm war es einerley, ob er **Duyker**, oder **Tiker** schriebe; und wer ihn bereden wollte, nur das erste sey recht, den hielt er wenigstens für einen Grillenfänger. Wenn er aber sah, daß jemand im Lateinischen ein D für ein T setzte, so schlug er die Hände über den Kopf zusammen, und vergoß die bittersten Thränen über den Verfall der schönen Wissenschaften. Keinen Gedanken hielt er für artig, den man nicht aus dem Cicero beweisen konnte. Niemand verdiente, nach seiner Meynung, den Namen eines Gelehrten, der

nicht zum wenigſten einen auctorem claſſicum edirt hatte. Er ſchrieb eine kritiſche Unterſuchung der Frage: Ob Horaz die trieſigten Augen von dem Rauche ſeiner Oellampe, oder von den geſalznen Fiſchen bekommen habe, die er in der Jugend bey ſeinem Vater gegeſſen. Er behauptete die erſte Meynung; und weil ſein College, der ehrliche Conrector, der letzten Meynung zugethan war, ſo warf er einen ſo tödtlichen Haß auf ihn, daß er ſich auch nicht einmal auf dem Todbette mit demſelben verſöhnen wollte. Ueber jeden Schnitzer wider die Grammatik konnte er ſich ärgern, daß er das Podagra bekam; und als ſein College, der Conrector, ein Programma in ſeiner Mutterſprache ſchrieb, ſo ereiferte er ſich dergeſtalt darüber, daß ihm das Podagra in den Leib trat, woran er auch ſtarb.

Stephan Wäderhat, ein friedfertiger Soldat, welcher vor den Augen ſeiner Mutter als ein gehorſamer Sohn gewandelt hat, bis an ſeinen Tod. Er wünſchte für ſein Vaterland zu ſterben, und kam deswegen niemals aus Bergen. Er hat Zeit ſeiner Kriegsdienſte vielen Belagerungen und Schlachten beygewohnt, aber nur von Haus aus. Etlichemal geſchah es, daß er mit ins Feld rücken ſollte; ſo bald er aber Ordre bekam, ſo überfiel ihn eine ſtarke Engbrünſtigkeit, und er überſchickte an ſeiner Stelle ein Atteſtat vom Stadtphyſicus, daß er im Leibe nicht richtig wäre, und an dieſer Krankheit vermuthlich nicht eher, als nach geendigtem Feldzuge, geheilt werden dürfte. Deswegen aber war er zu Hauſe nicht müßig; denn er trank alle

Tage

Tage die Gesundheit des commandirenden Generals und seiner übrigen Cameraden, die im Felde stunden, deren Wohlseyn er dergestalt zu Herzen nahm, daß er vielmals von seinen Sinnen nichts wußte. Es gereichte ihm auch auf dem Todbette zu sonderbarem Troste, daß er seine Hände niemals mit Blute befleckt hatte. Im übrigen war er kühn und unerschrocken, und machte sich weder aus Bürgern noch Bauern etwas, die er oftmals seinen kriegerischen Beruf empfinden ließ. Es ist eine bloße Verleumdung, daß ihm unser Pfarrer Schuld gab; er sey ein rechter Atheist, und glaube weder Himmel noch Hölle. Es geschieht ihm zuviel; denn ich habe es selbst gehört, daß er allemal über das andere Wort sagte: Hohl mich der Teufel! und daß er zu jeder Lügen schwur. Das Frauenzimmer mochte er gern leiden; doch war er dabey nicht ekel. Er gerieth einmal beym Spielen mit einem schwedischen Officier in Händel, welcher ihn herausfoderte. Allein unser sanftmüthiger **Wäderhat** war im Mutterleibe verwahrlost, daß ihm allemal Hören und Sehen vergieng, wenn er einen bloßen Degen erblickte; deswegen schlug er die Ausfoderung vorsichtig ab, unter dem Vorwande: Er sey der einzige Sohn seiner Mutter, und der Stammhalter des Wäderhatischen Geschlechts; wenn ein Unglück geschähe, so könnte die Nachwelt um seine Kinder kommen, worüber er sich ein Gewissen machte, und mit einer Hand voll Blut sey ihm auch nicht gedient. Heuer im Frühjahre bekam er Befehl, sich schlechterdings marschfertig zu

halten, und weder ſeine Engbrüſtigkeit, noch andre natürliche Fehler vorzuſchützen. Dieſes war ein Donnerſchlag in ſeinen Ohren, und die Tapferkeit fuhr ihm dergeſtalt in alle Glieder, daß er bis an ſein ſeliges Ende zitterte, welches vier Tage darauf erfolgte, da er in den Armen ſeiner gebeugten Mutter ſtarb, und in Frieden zu ſeinen Vätern verſammelt ward.

Curt Stemhill. Dieſer Mann hatte in ſeiner Jugend hohe Abſichten, und eine vornehme Einbildung von ſeinem künftigen Glücke. Als er noch auf der Stadtſchule zu Bergen ſtudierte, dachte er wenigſtens regierender Bürgermeiſter in ſeinem Vaterlande zu werden. In dieſen ſchmeichelhaften Gedanken beſtärkte ihn der Aberglaube ſeiner Mutter, welcher damals, als ſie mit dieſem Sohne ſchwanger gegangen war, geträumt hatte, ſie brächte einen Knaben mit einer ernſthaften Miene, und einem ſehr dicken Bauche zur Welt. Auf der hohen Schule zu Coppenhagen lernte er mehr Menſchen kennen, als er in ſeiner Vaterſtadt jemals geſehen hatte. Dieſes verringerte ſeine Hochachtung gegen ſich ſelbſt, und er erklärte ſich bey ſeiner Heimkunft, daß er allenfalls mit dem Stadtſchreiberdienſte vorlieb nehmen wollte. Allein, auch in dieſer Hoffnung ſah er ſich betrogen, und mußte es noch für ein unverdientes Glücke rechnen, daß er bey zunehmenden Jahren, als Mägdleinſchulmeiſter an der Barfüßerkirche, ſein Brod verdienen konnte, welchem Amte er auch, bis an ſein Ende mit der größten Ernſthaftigkeit, und unermüdeten Fäuſten

vorge-

vorgestanden hat. Dem ungeachtet glaubte er, der Traum seiner Mutter sey erfüllt; denn ein regierender Bürgermeister habe höchstens nur über Hals und Hand die Gewalt, ein Schulmeister hingegen herrsche mit unumschränkter Macht über den ganzen Körper seiner Schulkinder.

Veit Segherfell, war aus einem adlichen Geschlechte, und ein Todfeind aller Hasen und Füchse. Mit Hunden und Pferden gieng er um, als mit seines gleichen, und liebte ihre Gesellschaft am meisten, weil er unter ihnen die vernünftigste Creatur war. Aus den Umgange mit Menschen machte er sich nicht viel; denn sie redeten allemal von Sachen, die er nicht verstund. Mit der Bibel konnte er sich gar nicht behelfen, desto besser aber mit dem Erbregister, welches seine Bauern nachdrücklich erfahren haben. Auf dem Nimrod hielt er große Stücke, weil ihm sein Pfarrer gesagt hatte, er würde ein gewaltiger Jäger genannt, er wollte sich es auch nicht ausreden lassen, daß dieser Nimrod ein Landedelmann in Assyrien gewesen wäre. Um die Geschichte auswärtiger Völker und seines Vaterlandes bekümmerte er sich nicht; doch hatte er ein vortreffliches Gedächtniß, wenn er auf seine Ahnen zu reden kam. Einen Bürger roch er auf zwanzig Schritte weit. Nichts war ihm unbegreiflicher, als wenn er hörte, daß ein Mann wegen seiner Tapferkeit, wegen seiner Staatserfahrenheit, oder wegen andrer Verdienste, die er dem Vaterlande erzeigt hatte, in den Adelstand erhoben ward; denn er sagte, wenn solche

Verdienste einen Edelmann machten, so wäre ihm und seines gleichen Vater und Mutter, und die ganze Sippschaft, nichts nütze. Seine Wirthschaft ward sehr unordentlich bestellt. War er nicht auf der Jagd, so saß er bey Tische, und alsdann war er vermögend, seine ganze hochadliche Nachbarschaft zu Boden zu saufen. Seine Bauern machte er arm, und jagte sie durch Processe zum Dorfe hinaus. Er folgte ihnen aber selbst bald nach, weil er, wegen Schulden, seinem Verwalter das Gut überlassen, und den Rest seines Lebens in Bergen zubringen mußte.

Nicolaus Andreä, handelte anfangs mit gedörrten Fischen, und war zugleich ein Wechsler. Diese Lebensart stund ihm aber nicht länger an; er bemühte sich also, Capellan in der fanoensischen Kirche, nicht weit von der Stadt, zu werden, welchen Dienst er auch, wider alles Vermuthen, erhielt. Kein Mensch konnte begreifen, wie es zugienge. Er sagte aber; wer in Bergen einen Dienst haben wollte, der müßte entweder der Vetter eines Rathmannes, oder ein Lakey, oder ein Hahnrey seyn; folglich habe er einen dreyfachen Beruf zu seinem Amte. Wer nur einen solchen Dienst suche, zu dem er sich schicke, der würde seinen Zweck nimmermehr erlangen. Ein Kutscher könne ein Amtmann, ein Amtmann Superintendent, ein Superintendent hingegen ein Geldmäkler, und folglich dieser gar leicht ein Capellan werden. Er habe eine gute Lunge; er könne schmälen, und mit

seinem

seinem Willen solle ihn niemand um den Decem betrügen; mithin sähe er nicht, was man an ihm ausſetzen wolle.

Uffo Suanvita, eines Schneiders Sohn. Anfänglich wollte der Vater, er sollte sein Handwerk lernen; er stellte sich aber so dumm dabey an, daß man gar bald sah, er habe weder Witz noch Verstand genug, ein Schneider zu werden. Der betrübte Vater erzählte diese große Blödigkeit des Sohnes einigen seiner Collegen, welche alle der Meynung waren, er schicke sich zu gar nichts weiter, als zu einem Gelehrten. Dieser Entschluß ward ins Werk gerichtet. Der dumme Sohn mußte studieren; er lebte auch wirklich sechs Jahr lang auf der niedern Schule zu Bergen, und drey Jahre auf der Universität zu Coppenhagen; sodann absolvirte er mit Ehren, und kehrte zu den werthen Seinigen zurück, zwar älter, aber nicht klüger. Nunmehr wußte sein Vater so wenig, als andre Leute, was mit dem gelehrten Herrn Sohne anzufangen sey. Er behielt ihn bey sich, und war zufrieden, daß er ihn wenigstens in der Küche brauchen konnte. Er vertraute ihm zugleich die Aufsicht über seine Hühner an, welche er in der That mit vieler Sorgfalt fütterte. Endlich starb der Vater, und die übrigen Freunde erbarmten sich über unsern **Suanvita**, damit er nicht verhungern durfte. Diese kümmerlichen Umstände änderten sich auf einmal. Ein lübeckischer Kaufmann, welcher sein Vetter war, starb unvermuthet, und hinterließ ihm

ein anſehnliches Vermögen. Kaum war er in dem Beſitze deſſelben, als er einen innerlichen Beruf empfand, ein großer Mann zu werden. Was er in ſeinem Kopfe vermißte, das fand er in dem Geldkaſten ſeines Vetters. Der Titel eines Strandraths hatte ihm von Jugend auf gefallen. Er glaubte, wer die Fähigkeiten beſitze, jährlich drey tauſend Thaler Renten zu heben, und ein ſammtnes Kleid zu tragen, der habe Geſchicklichkeit genug, ein Strandrath zu werden. Um deswillen fand er kein Bedenken, ſich dieſen Titel zu kaufen. Die Laſt, welche nunmehr Ihro Excellenz, der Herr Strandrath, auf ſeinen Schultern fühlte, drückte ihn viel zu ſehr, als daß er länger vermögend geweſen wäre, ſich auf den Füßen zu erhalten. Er ſetzte ſich alſo in einen Wagen, und zwey muntre Pferde ſchienen recht ſtolz zu ſeyn, daß ihnen die Ehre gegönnt ward, dieſen theuern Mann, dieſe Zierde des Vaterlandes, durch die Gaſſen zu ſchleppen. Er hatte ſich eine ernſthafte und tiefſinnige Geſichtsbildung zugelegt; in ſeinem Umgange that er ſehr geſchäfftig; er hatte aber in der That itzt viel weniger zu thun, als ehedem in ſeines Vaters Hauſe, weil er damals eine ganze Heerde Hühner füttern, nunmehr aber ſeinen Mops abrichten mußte, an dem er einen guten natürlichen Verſtand zu verſpüren glaubte, welchen er niemals, ohne eine kleine Eiferſucht zu empfinden, bewunderte. Die Gelehrten nannte er nur Grillenfänger und Pedanten. Er verſicherte, daß er niemals an den Wiſſenſchaften einen Geſchmack gefunden,

und

und gleich anfangs bey ſich gemerkt habe, daß er zu etwas gröſſerm, als zu einem Schulfuchſe, geboren ſey. Durch die viele Berufsarbeit, die er zu verwalten hatte, war ihm das Gedächtniß dergeſtalt geſchwächt, daß er ſich derjenigen Freunde gar nicht mehr erinnern konnte, bey denen er ehedem, nach ſeines Vaters Tode, das Gnadenbrod gegeſſen hatte. Das konnte er ſich gar nicht einbilden, daß ſein Vater ein Schneider geweſen wäre; Adler zeugten nur Adler, und kein Schneider einen Strandrath. Er bedauerte das frühzeitige Abſterben ſeiner Mutter, welche ihm in dieſer Sache ein groſſes Licht würde gegeben haben. Die Poeten mochte er gern leiden: er las aber von denen Gedichten, die ihm in Demuth, zur Bezeigung unterthänigſter Devotion, überreicht wurden, weiter nichts, als den Titel. War dieſer recht anſehnlich und weitläuftig; ſo ſagte er, es ſey ein Carmen von einem guten Geſchmacke, und er zahlte die Gratulationsgebühren willig. Sein Tod iſt auch niemanden ſo nahe gegangen, als den bergiſchen Muſen. Wäre alles dasjenige wahr geweſen, was in den Leichenverſen ſtund; ſo würde der Verluſt unerſetzlich geweſen ſeyn, welchen das Vaterland durch das Abſterben dieſes Mäcenaten erlitten hätte. Man hat aber eben nicht gehört, daß durch ſeinen Tod eine merkliche Veränderung im norwegiſchen Reiche vorgegangen wäre.

Carl Hunding, dieſer Mann hatte durch das Glücke und durch ſeinen unermüdeten Fleiß ein anſehnliches Vermögen erworben; gleichwohl ſeufzte er

beſtändig über die nahrloſen Zeiten und die erhöhten Abgaben, welche ihm noch zum Bettler machen würden. Mit ſeinem Schöpfer war er gar nicht zufrieden, daß er ihm einen Magen gegeben hatte; denn er glaubte, der Menſch würde viel erſparen können, wenn ihn nicht hungerte. Er konnte ſich gewaltig ereifern, wenn er auf die Kleiderpracht zu reden kam, und eine geſtickte Weſte hielt er für eine Todſünde. Seiner Meynung nach waren die Kleider zu nichts nütze, als daß ſie uns an den kläglichen Fall der erſtern Aeltern, und an den Verluſt derjenigen Glückſeligkeit erinnern ſoliten, da wir keine Kleider würden nöthig gehabt haben. Um deswillen flickte er ſich weder Strümpfe noch Hoſen; und je mehr dieſe zerlöchert waren, deſto näher glaubte er dem Stande der Unſchuld zu kommen. Alle ſeine Ausgaben rechnete er nach Procenten, und betete nicht einmal ein Vater Unſer umſonſt; denn die Gottſeligkeit, ſagte er, ſey zu allen Dingen nütze. Ward er ja einmal aufs äuſerſte gebracht, und genöthigt, Ehrenhalber einen Thaler Geld zu verthun, ſo brach er es gewiß entweder dem Pfarrer, oder ſeinem Geſinde am Lohne wieder ab. Die Haut ſchauerte ihm, wenn ihn ein ein Dürftiger um einen Biſſen Brod anſprach. Nichts war ihm unbegreiflicher, als die Langmuth des Himmels, welche dieſe nichtswürdigen Müßiggänger auf dem Erdboden duldete. So oft ihm ſeine Frau ein Kind zur Welt brachte, ſo oft klagte er, daß er in ſeiner Nahrung einen empfindlichen Stoß erlitte; denn Kinder wären freſſende Capitalien.

talien. Als sie zum fünftenmale in die Wochen kam, so schien er ganz untröstbar; da er aber gar hörte, daß es eine Tochter wäre, so gerieth er in eine solche Verzweiflung, daß er Bonis cediren wollte, weil er glaubte, wer Töchter hätte, und sie nach der Mode erziehen sollte, der müßte banquerot werden, er sey auch so ehrlich, als er wolle. Starb ihm ein Kind, so war er allemal so vergnügt darüber, als wäre ihm eine ungewisse Schuld eingegangen. Seine Frau gewöhnte er zu allen Arten der Mäßigkeit, und sie würde sich haben sehr elend behelfen müssen, wenn sie nicht schön ausgesehen hätte, auf solche Weise aber fanden sich verschiedne Liebhaber ihrer Waare, und sie verstund ihren Handel vortrefflich. Der Mann wußte dieses; er schien aber nicht eifersüchtig zu seyn: denn er meynte, es müsse jedermann mit seinem Pfunde wuchern, so gut er könne; seine Frau thue nichts umsonst, und was ihm dadurch an der Ehre abgienge, das komme ihm am Gelde wieder zu gute; er gewinne also mehr dabey, als er verliere. Er war mit seiner Tochter unglücklich; er konnte auch in der That seine Betrübniß darüber nicht bergen, doch zog er sich nicht so wohl die Schande, als die Vermehrung, seiner Familie zu Gemüthe. Er wollte diese ungerathne Tochter enterben, als er hörte, daß sie bloß aus Neigung gegen ihren Liebhaber diesen Fehltritt gethan hatte. Da aber dieser sich erklärte, sie zu heirathen, und zwar ohne Mitgift, so kam er auf einmal wieder zu sich selbst, und hielt diese Begebenheit für die glücklichste in

ſeinem Leben. Sein älteſter Sohn war ſehr lüderlich, und verſchwendete mehr Geld, als der Vater erſparen konnte. Weil ihm dieſer keines gab, ſo borgte er bey andern Leuten; und wie der Vater niemals weniger, als funfzehen pro Cent nahm, ſo mußte auch der Sohn allemal ſo viel geben. Er wies alle Schuldner auf des Vaters Leiche an, welcher ihm auch das Vergnügen machte, und ſtarb. Denn er fiel in ein hitziges Fieber, welches ihm den Verſtand noch verwirrter machte, als er bey geſunden Tagen geweſen war. Er redete von nichts, als Intereſſen, von böſen Schuldnern, und ſeinen Handelsbüchern. Sein Beichtvater war bemüht, ihn von dem Irrdiſchen abzuziehen, und ihm Todesgedanken beyzubringen; er wies ihn auf das theure Löſegeld aller Welt. Nein, rief der Kranke, dafür kann ich es nicht brauchen, es thut nach itzigem Cours nicht mehr, als ein und drey Qvart! Dieſes waren ſeine letzten Worte, und er verſchied.

Stine Frogerta, ein frommes Weib. Sie hatte ſehr oft andächtige Entzückungen, welche die Kinder dieſer Welt ihrer verdorbnen Milz und dem ungeſunden Geblüte zuſchreiben wollten. Wenn ſie betete, ſo betete ſie mit Händen und Füßen, und man konnte die Wirkung ihres gläubigen Herzens an allen Gliedern ſehen; wie ſie denn über die Unbußfertigkeit der verſtockten Welt ſich dergeſtalt betrübte, daß ſie rothe Augen, und einen krummen Hals bekommen hatte. Die dunkelſten

Wor-

Worte, und ſolche Formeln, welche etwas verwirrtes in ſich faßten, waren ihre Kern- und Troſtſeufzer; ſie hielt dasjenige für die Sprache des Geiſtes, was die ſich ſelbſt gelaßne Vernunft nicht verſtund. Die Liebe des Nächſten rechnete ſie zwar nur unter das Cäremonialgeſetz, gleichwohl that ſie den Armen im Urſelnerkloſter viel gutes; weil es allemal von der Kanzel abgekündigt, und dem chriſtlichen Wohlthäter vor öffentlicher Gemeine gedankt ward. Ihr Mann mußte ſehr viel bey ihr ausſtehen; denn wenn ſie nicht betete, ſo zankte ſie, und es iſt mehr als einmal geſchehen, daß ſie ihm ſo gar mitten in der Andacht ein Bund Schlüſſel an den Kopf geſchmiſſen hat. Ihr Ehrgeiz war unerſättlich, wenn ſie auch bey dem Gottesdienſte auf die Knie niederfiel, ſo mußte es doch nach der Rangordnung geſchehen. Sie hatte die Gabe zu wahrſagen, und Geſichter zu ſehen. Das Geſchrey einer Krähe war ihr ſo verſtändlich, daß ſie allemal wußte, wer davon ſterben würde. Heulte ein Hund unter ihrem Fenſter, ſo ward ſie dadurch weit mehr gerührt, als wenn unſer Capellan eine Bußvermahnung hielt. Wenn ſich ein Stern ſchneuzte, ſo fuhr es ihr in die Seele; und als ihr von faulen Eyern träumte, erſchrack ſie dergeſtalt darüber, daß ſie das Teſtament machte, und ſich zu ihrer Heimfahrt bereitete. In dieſer Einbildung ſtärkte ſie ihr Mann auf alle erſinnliche Weiſe, und war dabey ſo glücklich, daß ſie einige Wochen darauf ſtarb.

Friedlev Frohton. Dieſes hoffnungsvolle Kind hat ſein Leben nicht höher gebracht, als auf ein Jahr und drey Tage. Sein Vater, der Apotheker in Bergen, kann ſich über den frühzeitigen Verluſt dieſes tugendhaften Söhnleins noch itzt nicht tröſten. Er fand einen recht männlichen Verſtand an demſelben, welches ihn vielmals auf die zweifelhaften Gedanken gebracht hat, ob es auch wirklich ſein eigner Sohn wäre. Alle Handlungen dieſes Kindes verriethen, ſeiner Meynung nach, eine große Seele. Wenn es auf ſeinem Stühlchen ſaß, ſo machte es eine ſo ernſthafte Miene, als ein Arzt, welcher bey dem Krankenbette ſitzt, und zweifelhaft iſt, ob er den Patienten an Pulvern oder an Tropfen ſterben laſſen will. Eben dieſe ernſthafte Miene hielt der aufmerkſame Vater für einen untrüglichen Beruf, daß ſein Sohn in Doctorem medicinae promoviren müßte; nur war er noch zweifelhaft, ob es zu Upſal, oder zu Coppenhagen geſchehen ſollte, welche Ungewißheit ihm viel ſchlafloſe Nächte machte. Schon im Geiſte ſtellte er ſich vor, wie anſehnlich der junge Herr Doctor **Frothon** in einer ſammtnen Weſte einher treten, und den Glanz ſeines väterlichen Hauſes empor bringen würde. Aber auf einmal verſchwand dieſe ſüße Einbildung durch den Tod des hoffnungsvollen Knabens, und der unglückliche Vater hatte weiter keinen Troſt, als dieſen, daß er unter ſeinen Händen ſtarb; denn er war eben im Begriffe, ihm das letzte Clyſtier zu ſetzen, als er verſchied. Sein Vaterland bedauerte er ſo ſehr, als ſich ſelbſt.

War

War noch etwas vermögend, ihn zu beruhigen, so waren es die vielen Exempel kluger Kinder, welche eben diese frühzeitige Klugheit unter die Erde gebracht hatte. Er prophezeihte sich um deswillen ein hohes Alter, und die ganze Stadt glaubt es, daß er über hundert Jahr leben kann, wenn der Verstand der Gesundheit schädlich ist.

Sivard Stärcoter, ein Astronomus, welcher am Tage die Sonne, und des Nachts den Mond mit so unermüdetem Fleiße beschaute, daß er zu nichts weiter geschickt war, als an die Gestirne zu sehen. Bey den unaufhörlichen Betrachtungen des Himmels, hatte er niemals Zeit gehabt, dasjenige zu lernen, was auf der Erde, und in dem Umgange mit Menschen, zu wissen nöthig ist. Er war dadurch so tiefsinnig geworden, daß er seiner selbst vergaß. Mehr als einmal geschah es, daß er des Morgens im Schlafpelze, und ohne Hosen ausgieng. Wer ihm begegnete, dem sah er starr in die Augen, schüttelte mit dem Kopfe, und redete nicht ein Wort. Aber von allem diesen wußte seine Seele nichts; denn der Körper bewegte sich nur mechanisch. Kurz vor seinem Tode sah er mich in der Kirche; er gieng auf mich los, packte mich bey der Halskrause an, und sagte mit einer zerstreuten und mathematischen Miene zu mir: **Die eccentrische Anomalie ist der Bogen des eccentrischen Zirkels, zwischen der Linie Aysidum; das sollte er lange wissen, und ich schäme mich, daß ich es ihm erst itzt sagen muß.** Darauf gieng er

wieder

wieder von mir, und ließ mich voller Schrecken ſtehen; denn ich hatte geglaubt, er würde mich zum wenigſten erwürgen wollen. Er hat ſich vielmals des Nachts aus den Armen ſeiner Frau geriſſen, wenn ihm eine aſtronomiſche Speculation einfiel. Anfangs kam ihr dieſes ſehr unerträglich vor, und ſie hat zu gewiſſen Zeiten mehr über die Sterne geſeufzet, als mancher Liebhaber nicht thut. Endlich aber fand ſie Gelegenheit, die Abweſenheit ihres Mannes durch den Zuſpruch ſolcher Leute zu erſetzen, welche irrdiſcher geſinnt waren, als jener. Je geſtirnter der Himmel war, deſto ungeſtörter blieb ſie in ihrem Vergnügen; und wenn der Mann eine Mondenfinſterniß zu beſorgen hatte, ſo konnte ſie gewiß glauben, daß er an ſie nicht denken würde.

Schreiben
des Gratulanten an den Autor,
nebſt
den Gedanken des Autors
darüber.

Schreiben des Gratulanten an den Autor.

Mein Herr,

Ich muß es Ihnen ohne Schmeicheley gestehen, daß ich mich niemals des Lachens enthalten kann, so oft Sie mir auf der Gasse begegnen. Sie sind ein Autor; und da ich mit Ihnen, wie ich bald erweisen will, gleiches Recht zu diesem prächtigen Titel habe: So glaube ich, ein Autor kann den andern so wenig, als vormals bey den alten Römern ein Vogeldeuter den andern, ohne Lachen ansehen. Sie schreiben aus Liebe zum Vaterlande; und so oft ich die Feder ansetze, so oft ist dieses meine Sorgfalt, daß ich meine geneigten Leser mit einer patriotischen Miene versichere, bloß die Liebe gegen meine Mitbürger, und die zärtlichste Neigung gegen das menschliche Geschlecht überhaupt, habe mich auf den rühmlichen Einfall gebracht, ihre Glückseligkeit durch meine Schriften zu befördern. Sie, mein Herr, haben alle gebührende Hochachtung gegen Sich selbst, und ich lasse mir in diesem Stücke alle Gerechtigkeit widerfahren; denn das Wohlwollen, welches ich gegen mich hege, ist so stark, daß ich mich für die vollkommenste Creatur unter der Sonnen halte, meine Schriften niemals ohne Bewunderung ansehe, und ihnen den billigen Vorzug einräume, welchen sie vor allen andern haben. Ja ich beobachte die Pflichten meines Berufs so genau,

daß ich niemals ohne Verachtung an diejenigen Werke gedenken kann, welche künftig die Presse verlassen werden. Sie schreiben, ohne zu denken, (wenigstens suchen Sie uns dieses zu bereden,) und ich muß Ihnen zugestehen, daß Sie, nach meiner Einsicht, diesen Charakter mit vieler Wahrscheinlichkeit zu behaupten wissen. Mir aber läßt dieses, ohne Ruhm zu melden, noch weit natürlicher, als Ihnen. Wer mich kennt, und es kennen mich viel Leute, der giebt mir das Zeugniß, daß man gleich bey dem ersten Anblicke, bey den ersten Worten, die ich rede, auf die sinnlichste Art überführt werde, daß mich die Natur recht dazu erschaffen zu haben scheint, ein Autor, nach Ihrer Erklärung, zu seyn; denn ich bin im Stande, viele Stunden hintereinander eine ganze Gesellschaft zu unterhalten, ohne daß man die geringste Spur eines Nachdenkens an mir entdeckt. Ich glaube, dieses würde genug seyn Ihre Hochachtung zu verdienen; allein Sie wissen wohl, mein Herr, daß ein Autor am liebsten von sich selbst redet, und um deswillen werden Sie es nicht ungütig nehmen, wenn ich Ihnen noch ein kleines Verzeichniß meiner autormäßigen Fähigkeiten mittheile. Ich finde, wo ich mich nicht sehr irre, daß sie der Himmel mit aller derjenigen Herzhaftigkeit ausgerüstet hat, welche Ihnen und Ihren Herren Collegen, in diesem streitbaren Jahrhunderte, so unentbehrlich ist. Aber sollten Sie nur die Ehre haben, mich genauer zu kennen; so würden Sie an mir einen deutschen Burmann, einen kritischen Panduren, mit einem Worte, einen solchen Kunstrichter finden, der an Dreistigkeit,

und, wenn ichs ſagen darf, an Unverſchämtheit alle diejenigen übertrifft, welche bisher unſerm Vaterlande ſo manche vergnügte Stunde gemacht haben. Bey Ihren Schriften, mein Herr, haben Sie keine andre Abſicht weiter, als daß ihr Name unſterblich, und die Bewunderung der ſpäteſten Nachwelt ſeyn möge. Dieſes iſt der einzige Umſtand, in welchen ich von Ihrer Sittenlehre abgehe. Ich ſchreibe zwar auch für die Nachwelt; deswegen aber mag ich nicht für die Nachwelt hungern, und wenigſtens ſcheint mir derjenige eine ſehr betrübte Figur zu machen, welcher mit dem Lorbeer auf dem Haupte, und einem leeren Magen, der Unſterblichkeit entgegen ſehen muß. Ich bin für das Vaterland, und mein Vaterland iſt für mich geboren. Die Pflichten gegen mich ſelbſt bleiben mir allezeit die ſtärkſten, und ich empfinde den innerlichen Beruf, ein Autor zu werden, niemals überzeugender, als wenn mich hungert. Ich will nicht hoffen, daß mir dieſes freye Bekenntniß bey Ihnen zum Nachtheile gereichen wird; denn ich kenne meine Herren Collegen gar zu genau, und weis es aus der Erfahrung, daß ſie niemals großmüthiger thun, als wenn ſie die Freygebigkeit des Verlegers zur Unſterblichkeit aufgemuntert hat. Es war nöthig, Ihnen dieſes alles im Voraus zu ſagen; denn nunmehr werden Sie wohl einſehen, daß ich zwar ein Autor, aber ein ſolcher Autor bin, dem ſein Leben ſo lieb iſt, als ſein Nachruhm. Wollten Sie daran nur im geringſten zweifeln; ſo darf ich Ihnen nur ein Wort ſagen. Ich bin ein Poet, und eigentlich ein glückwünſchender Poet; denn es darf es kein Mäcenat oder keine Mä-

cenatinn wagen, einen Namens- oder Geburtstag, oder ein andres Fest zu begehen, denen ich nicht auf einem großen Regalbogen mit vieler Lebhaftigkeit erzähle, daß ich mit der tiefsten Ehrfurcht, jedoch nicht ohne Ursache, verharre, der unterthänigst gehorsamste Autor. Ich würde mich gegen Sie, mein Herr, nicht so aufrichtig erklären, wenn Sie nicht selbst ein Bekenntniß von Ihrem guten Geschmacke in der Poesie abgelegt hätten. Ich weis wohl, was für Poeten auf Ihre Hochachtung einen Anspruch machen dürfen. Leute, welche die Poesie zu andern Dingen, als zum gratuliren und condoliren, anwenden; Leute, denen die Fundgruben der edlen Reimkunst so wenig entdeckt sind, daß sie ihnen nicht, statt aller Wissenschaften, dienen können; Leute, welche das Amt, zu wünschen, für so geringe halten, daß sie dabey noch Zeit haben, etwas zu lernen; solche Leute, sage ich, verdienen Ihre und meine Betrachtung eben so wenig, als alle Autoren überhaupt, welche noch unter dem Zwange der Vernunft stehen. Da ich aber hievon völlig frey bin; so würden Sie gegen Ihren Mitbruder sehr barbarisch seyn, wenn Sie mir, bey meinen Umständen, die ich Ihnen gleich entdecken will, Ihr Mitleiden versagen wollten. Ich finde nämlich an meinem eignen Exempel, daß der Geschmack zu den schönen Künsten und Wissenschaften leider in großen Verfall gerathen ist. Es verlohnt sich beynahe nicht mehr der Mühe, daß man den Leuten alles ersprießliche Wohlergehen anwünscht. Ich erinnere mich der glückseligen Zeiten noch wohl, da Braut und Bräutigam noch nicht das Herz hatten, sich ohne unsre poetische Einseegnung zu

Bette zu legen. Kein Magiſter durfte ſich unterſtehen, mit gutem Gewiſſen den Ring zu tragen, wenn er nicht wenigſtens ein Dutzend gedruckte Zeugniſſe von dem Beſitze der ſieben freyen Künſte aufzuweiſen hatte. Wir Poeten, (die Thränen treten mir in die Augen, wenn ich daran gedenke,) wir göttlichen Poeten, hatten an der Geburt, und an dem Abſterben unſrer Nebenmenſchen eben ſo viel Antheil, als die Hebammen und Aerzte. So bald ein Kind auf die Welt kam, ſo ſchwuren wir, ſo lange wir noch Athem und Reime hatten, daß es des theuern Vaters Ebenbild, und die Hoffnung des hohen Hauſes, ſo wie des ganzen Vaterlandes wäre. Starb aber jemand, ſo war keine Muſe auf dem Parnaſſe, welche nicht mit zu Grabe gehen mußte; denn es fehlte oftmals dem Wohlſeligen an betrübten Erben, und dem Dichter an Gelde. Bartholus und Baldus hatten keine ruhige Stunde; denn ſo bald ein gelehrter Herr Candidat, durch die weiſe Vorſehung ſeiner Mama, zum Prieſter der Gerechtigkeit eingeweihet wurde; So zog ich dieſe graubärtigen Rechtsgelehrten aus ihrer Gruft hervor, und ließ ſie die Weisheit des jungen Herrn Doctors bewundern. Vergeben Sie mir, mein Herr, daß ich Sie mit Erzählung ſolcher Sachen aufhalte, die Ihnen nicht fremde ſind, aber doch noch bekannter ſeyn würden, wenn Sie ſo, wie ich, unter Reimen und Wünſchen grau geworden wären. Ich bin niemals weitläuftiger, als wenn ich auf die Glückſeligkeit der der vergangnen Zeiten zu reden komme, in welchen kein Handwerksmann lebte, der nicht auch zugleich ein Mäcenat war. Es geht mir, wie den alten Schönen,

welche ſich derjenigen Jahre mit Wolluſt erinnern, da ſie der Gegenſtand verliebter Seufzer und zärtlicher Blicke geweſen, aber eben um deswillen ein gerechtes Misfallen empfinden, da ſie nunmehr ihre Schönheit verſchwunden, und ſich von der Menge ihrer Anbeter verlaſſen ſehen. Wenn es ſo fortgeht, ſo muß ich der unglücklichſte Menſch auf der Welt werden. Niemand verlangt etwas von meiner Waare. Man freiet, man ſtirbt, man wird geboren, und alles dieſes ohne mich. Nichts Böſes ſoll man den Leuten wünſchen; wünſcht man ihnen aber etwas Gutes, ſo wird es nicht bezahlt. Wo will hernach der Seegen herkommen? Und ſind unſre verſtockten Mitbürger nicht ſelbſt Schuld daran, wenn ſie weder Stern noch Glück haben? Gewiß, mein Herr Autor, ich fürchte, es ſind itzt die letzten Zeiten, und die Atheiſterey, die Philoſophie, der Undank ꝛc. O mein Herr, die Haare ſtehen mir zu Berge, wenn ich daran gedenke. Halten Sie mir meinen Eifer zu gute! Ich eifre nicht für mich, ich eifre für das Vaterland, für mein undankbares Vaterland, welches ſich um tauſend gute Wünſche, und mich um manchen Gulden bringt. Ich habe vielmals den Einfall gehabt, ob es nicht billig wäre, daß die Obrigkeit für die alten Poeten meiner Art eben die Sorgfalt trüge, welche ſie für abgedankte Soldaten, oder für abgelebte Männer und Weiber hat. Sollte es nicht dem gemeinen Weſen ſehr vortheilhaft ſeyn, wenn ſie ein Gratulantenſpital errichtete? Wenigſtens ſollte es mir ein beſondres Vergnügen ſeyn, wenn ich den vorüberreiſenden Fremden die Allmoſenbüchſe vorhalten, und ihnen, für ihre Gaben, Gottes reichen

Seegen

Seegen anwünſchen ſollte. Denn ich bin das Wünſchen gewohnt, und um deswillen ſollte mir dieſe Arbeit nicht ſchwer fallen. Ich werde es aber wohl nicht erleben, daß dieſer gute Vorſchlag jemals zu Stande kömmt, und um deswillen wird es nöthig ſeyn, daß ich auf andre Mittel ſinne, welche zu meiner Erhaltung dienen können. Es hat mir ein vornehmer Gönner den Vorſchlag gethan, daß ich um die Stapelgerechtigkeit anſuchen ſollte, vermöge welcher nur ich allein, und ſonſt niemand, binnen zwanzig Meilen um meinen Aufenthalt herum, die Freyheit haben ſollte, meinem Nächſten etwas Gutes zu wünſchen. Allein zu geſchweigen, daß mir dieſer Vorſchlag ein wenig zu weitläuftig ausſieht; ſo fürchte ich mich auch der Sünde, da ich manche Seufzer und Thränen auf mich bringen, und die Menge meiner glückwünſchenden Mitbrüder in die erbärmlichſten Umſtände ſetzen würde. Ich habe noch einen andern Einfall. Sie ſind berühmt, mein Herr Autor; Sie ſind in den witzigſten Geſellſchaften bekannt, und ich höre, daß Ihre Worte nicht ohne Nachdruck ſind. Thun Sie das Werk der Barmherzigkeit an einem unglückſeligen Collegen, an einem Autor, an einem Poeten, der vor guten Wünſchen berſten möchte! Empfehlen Sie mich Ihren Leſern zu freygebigem Wohlwollen! Sagen Sie ihnen, daß ich einen natürlichen Trieb zu ſingen habe: So werden ſich Gönner genug finden, welche eine natürliche Begierde beſitzen, beſungen zu werden. Umſonſt können ſie es freylich von mir nicht verlangen; aber ich will es doch gewiß billig machen. Ich will ſie alle loben, ich gebe Ihnen mein Wort; und ob ich gleich die

Verdienſte meiner Helden noch nicht weis: So gehört dieſes doch nicht zur Hauptſache. Ich bin verſichert, ſie werden nicht unerkenntlich ſeyn, und ſchon dieſes iſt lobenswürdig genug. Damit ſie aber auch wiſſen mögen, wie viel ſie ſich von meiner Fähigkeit zu verſprechen haben: ſo will ich ihnen einige Proben davon bekannt machen. Ich habe einen ziemlichen Vorrath ſchöner Gedanken, wovon die meiſten bereits ausgearbeitet ſind, und nur auf den Titel warten. Wollte aber jemand das Carmen auf ſeine beſondern Umſtände eingerichtet haben, oder wäre er etwan gar ſo glücklich, einen Namen zu führen, welcher zu ſinnreichen und tröſtlichen Einfällen Anlaß giebt: So bitte ich, mir ſolches nur zu melden. Man darf nur nach dem Gratulanten fragen; es kennen mich alle Kinder. Ich werde nicht undankbar ſeyn, Sie können ſich darauf verlaſſen; und ich wollte nichts mehr wünſchen, als daß ich Ihren Vornamen wüßte, ſo ſollten ein ganz Dutzend Götter zu Ihrem Befehle ſtehen. Hier haben Sie ein kleines Verzeichniß meiner Gedichte! Die Taxe ſteht gleich dabey, und Sie werden finden, daß ſie billig iſt. Uebrigens verharre ich,

Mein Herr,

Ihr bedrängter Freund und Diener,

der Gratulant.

Liſte einiger bis auf den Titel fertigen Gedichte.

1) Der gedrückte, aber erqvickte, Apollo. 1 Thl. 8 gr.
2) Der jauchzende Pindus über die höchſt unvermuthete Ankunft des ꝛc. ꝛc. Dieſes iſt um den gewöhnlichen Marktpreis zu haben. 3) Hi-

3) Hiſtoriſch-genealogiſche Nachrichten, wie viele aus Verſehen den Gradum angenommen. Erſter Theil. Der zweyte Theil ſoll künftiges Jahr fertig werden, weil das Werk ſehr weitläuftig wird. 2 Thlr.

4) Le jour ſans pareil, oder die Sonne in Galla, bey dem höchſterwünſchten Geburts- und Namensfeſte ꝛc. ꝛc. koſtet wegen des franzöſiſchen Titels 4 gr. mehr, als gewöhnlich.

5) Die träumende Clio. 1 Thl. NB. Dieſes iſt eine ſpitzige Satyre, und muß ohne Cenſur gedruckt werden. Ich habe mich niemals in dieſes Feld gewagt; aber zu itziger Zeit brauchet man nichts, als Muth dazu.

6) Der Eſelskopf, noch eine Satyre, nach dem heutigen Geſchmacke, in der ironiſchen Schreibart abgefaßt. Iſt nur für Leute, welche ſich meiner Geſchicklichkeit bey Streitſchriften bedienen wollen. 1 Thl. 12 gr.

7) Zwey Dutzend Sonnette von verſchiednem Innhalte, in welchen der letzte Vers allemal der ſchönſte iſt, weil der geneigte Leſer daſelbſt aufhören kann. Das Stück 8 gr.

8) Ein Dutzend dergleichen etwas feiner, weil ich die **Pointen** unterſtrichen habe. Das Stück 12 gr. Es kann aber auch nur in Batzen gezahlt werden.

9) Wohlgemeynter Himmelsſturm bey dem glücklich erlebten Neuenjahre. 16 gr.

10) Die erbärmliche Verzweiflung der Götter, bey dem Grabe u. ſ. w. Bey der Bezahlung richte ich mich nach der Leiche, nachdem ich ihr viel oder wenig Tugenden andichten muß.

11) Hi-

11) Hitziger Streit zwischen der Tugend und einer reichen Weste, entschieden von der liebenswürdigen N. N. bey ihrer Verbindung mit u. s. w. Ein Schäfergedichte, ist unter Brüdern 2 Thl. 2 gl. 6 pf. werth. Die 6 pf. gehen ab, wenn es baar bezahlt wird.

12) Hymen und die Reue, bey der im Himmel geschloßnen Ehe ꝛc. ꝛc. Dieses Stück will ich um 12 gr. lassen, weil es mir schon lange auf dem Halse liegt.

13) Trauer- und Leichenrede über den gewaltsamen Tod der Wahrheit, oder wohlgemeynter Wunsch, als der Wohledle, Großachtbare, und Wohlgelahrte Herr, Herr - - von - - der - - eifrigst Beflißner, auf der hohen Schule zu - - die schon längst verdiente höchste Würde der Weltweisheit, nach aller Gelehrten sehnlichen Wünschen, rühmlichst erhielt ꝛc. Dieses Stück wird umsonst ausgegeben.

14) Ungefärbtes Zeugniß von den Verdiensten des ꝛc. ausgestellt von Aretophilo, kaiserlichen geschwornen Notario. Es darf sich niemand durch den Titel abschrecken lassen, denn es ist poetisch ausgeführt. 1 thl.

15) Die Blindheit des Schicksals, ein Leichengedicht. Ist durch und durch philosophisch, weil ich es selbst nicht verstehe, und wider die Anhänger der besten Welt. Wird nach Belieben bezahlt.

Anmerkung.

Die Herren Ausländer müssen die Preise doppelt bezahlen, denn ich schreibe bloß aus Liebe zum Vaterlande.

Gedan-

Gedanken des Autors über das Schreiben des Gratulanten *.

Der rechtschaffne Mann! Wie sehr würde ich dem guten Geschmack aufhelfen, wenn ich ihn bey der Welt in einiges Ansehen setzen könnte! Es ist ohnedem aus mit unsrer Poesie; es ist ganz aus damit, denn man hat andre Begriffe von ihren Regeln, und Schönheiten, als ich davon habe. Die Vorschläge, die er indessen von mir erwarten kann, sind leicht vorauszusehen. Ich bin der Autor; ich rathe also zum Drucke. Vielleicht thut die undankbare Welt die Augen auf, wenn sie seine Wünsche beysammen sieht! Wenigstens können doch die Einkünfte davon, auf einige Zeit seine Seufzer hemmen. Sollte sich aber, weil der Geschmack sehr böse ist, kein Verleger finden: So will ich ihm eine Heirath vorschlagen, die ich vielleicht selbst suchen würde, wenn keine Philippine wäre. Folgende Liebeserklärung, welche schon vergangne Michaelmesse, bey meinem Verleger eingelaufen, aus Versehen aber liegen geblieben ist, wird ihm mehr Licht geben.

Allerschönster Herr Autor,

Als ich gestern, meiner Gewohnheit nach, um die Zeit, wenn die jungen Herren und die Schriftsteller sich in der Allee sehen lassen, auch daselbst spa-

* S. Belustigungen des Verstandes und Witzes 6 B. S. 168 u. f. S.

ſpaßierte, um aus den Geſichtsbildungen die Gemüther der Menſchen zu unterſuchen, ſo begegnete mir eine ungemein artige Perſon, welche ſich vor den andern allen unterſchied. Der Herr hatte den linken Arm in die Seite geſtemmt, und ſah ſehr ernſthaft aus. Zuweilen lachte er auch, und ſchien ſehr zufrieden mit ſich ſelbſt zu ſeyn. Er redete mit dem Munde und den Händen, ob er gleich ganz allein war; er drehte den Hut in die Runde, und als er bey mir vorbey gieng, wäre er aus Tiefſinnigkeit beynahe hingeſtolpert. Ich bin von Stunde an in ihm verliebt geworden. Waren Sie es, allerliebſter Herr Autor? Ich bin eben nicht häßlich, und habe ein ziemliches Vermögen, daß ich Sie daher mit Dinte, Federn und Papier wohl verſorgen wollte. Ich ſterbe vor Ungeduld, ehe ich Nachricht erhalte. Ich bin

Allerſchönſter Herr Autor,

Ihre demüthige Dienerinn,

Eliſabeth Contuſch.

N. S. Da ich unter meiner eignen Gewalt und Aufſicht ſtehe: So mag ich, ob ich gleich ſchon Doctorinn und Licenciatinn heißen könnte, doch keinen andern, als den Autor, heirathen. Ich laſſe mir alle Morgen, bey dem Nachttiſche, wenn ich mir die Haare, und das Geſicht zurichte, ein Stück von Ihren Schriften vorleſen, welche ordentlich hinter dem Spiegel liegen. Es iſt, als wenn ich mir noch einmal ſo gut gefiele, wenn ich Sie ableſen höre. Wo ich mich erinnere, ſo hatte der Herr ein rund Geſicht, mit einer breiten Stirne.

Es iſt nichts gewiſſers, als daß ſich die Jungfer Contuſch in ihren Muthmaaßungen geirrt hat. Ich ſage es zum andernmale, daß mich meine Arbeit nicht ſo viel Mühe koſtet, daß ich nöthig hätte, dabey tiefſinnig auszuſehen. Ich pflege auch nicht nachzudenken, wenn ich ſpatzieren gehe, ſondern meine Schreibtafel ſetzt mich in Stand, auch da zu ſchreiben. Unfehlbar hat ihr alſo ein Poet begegnet. Und wie glücklich wäre der Zufall, wenn es mein Client geweſen wäre! Ich weis von guter Hand, daß das artige Kind noch nicht vor Ungeduld geſtorben iſt. Ich werde mir alſo ein beſondres Vergnügen machen, zwo Perſonen zu vereinigen, die für einander geboren zu ſeyn ſcheinen. Wie artig wird es nicht laſſen, wenn er ihr zu der Zeit, da ſie ſich das Geſicht zurichtet, ſeine Gedichte vorlieſt! Ich finde ohnedem in der Liſte ſeiner Werke nichts verliebtes, und es wäre Schade, wenn er der Welt ſein poetiſches Talent, von ſo einer gefälligen Seite, verbergen wollte. Vielleicht ſtillt er mein Verlangen, wenn er, wegen ſeines Magens in Sicherheit iſt. Weil aber ein gewiſſer berühmter Schriftſteller ſagt, daß man ſeit Erſchaffung der Welt ſchon einige Beyſpiele von dem Eigenſinne des ſchönen Geſchlechts aufzuweiſen hätte: So könnte es leicht kommen, daß die Jungfer Contuſch ihr Glück nicht erkennen, und eine Heirath ausſchlagen wollte, wodurch ſie alle Züge ihres Geſichts verewigen könnte. In dieſem Falle erſuche ich meinen Herrn Clienten, nur nicht zu verzagen. Ich will für ihn ſorgen. Nach dem Entwurfe, den ich mir von meiner künftigen

Hoheit

Hoheit gemacht habe, iſt es nunmehr Zeit, Streitſchriften anzufangen. Eheſtens werde ich meinen erſten Feldzug antreten. Mein Herr Client ſcheint über Ehre und Schande weg zu ſeyn, und ſolche Leute ſind zu brauchen. Man frage mich nicht: Wo meine Feinde ſind, und wodurch man mich beleidigt habe? Vielleicht werde ich böſe, daß mich niemand böſe machen will. Ich weis freylich noch nicht recht, was ich für eine Urſache, den Frieden zu brechen, ergreifen werde. Es iſt aber mein Troſt, daß es nur Kleinigkeiten ſeyn dürfen, weswegen wir Autoren das Recht haben, uns unſinnig anzuſtellen. Crede mihi, leuia ſunt, propter quae non leuiter excandeſcimus, qualia quae pueros in rixam et iurgia concitant. Nihil ex his, quae tam triſtes agimus, ſerium eſt, nihil magnum.

Seneca.

Ende des erſten Theils.

Verzeichniß der Schriften, so in diesem Theile enthalten sind.

I.

Vorbericht; von dem Misbrauche der Satyre.

II.

De Epistolis gratulatoriis ΕΞΩΤΙΚΟΘΑΥΜΑΤΟΥΡΓΗΜΑΤΟΤΑΜΕΙΟΙΣ; oder, von der Vortrefflichkeit der Glückwünschungsschreiben nach dem neuesten Geschmacke, a. d. 5. S.

III.

Antrittsrede in die Wünschende Gesellschaft von der wahren Beschaffenheit

heit eines vernünftigen Bürgers, a. d. 29. S.

IV.

Klage wider die weitläuftige Schreibart, a. d. 41. S.

V.

Memoires d' Amourette, oder Lobschrift auf Amouretten, ein Schooßhündchen, a. d. 47. S.

VI.

Lobschrift auf die bösen Männer, a. d. 61. S.

VII.

Trauerrede eines Wittwers auf den Tod seiner Frau, in der Gesellschaft der geplagten Männer gehalten; nebst einer Nachricht von dieser Gesellschaft, a. d. 69. S.

VIII.

VIII.

Ein Auszug aus der Chronike des Dörfleins Overleqvitſch an der Elbe gelegen, a. d. 89. S.

IX.

Ein Schreiben von vernünftiger Erlernung der Sprachen und Wiſſenſchaften auf niedern Schulen, a. d. 109. S.

X.

Lebenslauf eines Märtyrers der Wahrheit, a. d. 121. S.

XI.

Sendſchreiben von der Zuläßigkeit der Satyre. a. d. 135. S.

XII.

Von Unterweiſung der Jugend, a. d. 149. S.

XIII.

Irus, eine lucianiſche Erzählung, a. d. 158. S.

XIV.

Eine Todtenliſte von Nicolaus Klimen, Küſtern an der Kreuzkirche zu Bergen in Norwegen, a. d. 163. S.

XV.

Schreiben des Gratulanten an den Autor, nebſt den Gedanken des Autors über dieſes Schreiben, a. d. 195. S.

Sammlung satyrischer Schriften.

Zweyter Theil.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Stange

Mit allergnädigsten Privilegien.

Leipzig,
Im Verlage Johann Gottfried Dycks.
1751.

Klarige.

Beweis,

daß die Reime in der deutſchen Dichtkunſt unentbehrlich ſind,

bey einer gewiſſen Gelegenheit im Jahr 1737 verfertigt.

Nein! Länger ſchweig ich nicht! Mein Zorn bricht endlich los.
Der Frevel wird zu kühn, der Uebermuth zu groß,
Womit die blinde Welt der edeln Dichtkunſt ſpottet,
Ihr mit dem Falle droht, und ſich zuſammen rottet.
Drey ganzer Jahr hab ich geduldig zugeſehn,
Wie ihre Feinde ſich verſchwören, ſie zu ſchmähn,
Wie weit die Barbarey in ihrer Wut geſtiegen;
Und dennoch hab ich ſtets vor Furcht und Gram geſchwiegen.

Vor dieſem, wenn Lucil von Verſen übel ſprach,
So ſchlich ihm unvermerkt mein junger Satyr nach,
Und riß, durch Zorn beherzt, dem Spötter der Gedichte,
Mit ungeſtrafter Hand die Larve vom Geſichte.
Das aber wagt ich nur, als ich ein Jüngling war;
Mein reifender Verſtand bemerkte die Gefahr.
Mein ſcheuer Satyr ſah das klägliche Geſchicke,
Das Vers und Wahrheit traf; beſtürzt wich er zurücke,
Warf ſeine Geißel hin, und fluchte ſeiner Kunſt.
Die Muſe winkte mir, und hielt mir ihre Gunſt,
Und mein Verſprechen vor; ſie drohte, mich zu haſſen,
Verhieß, und bat. Umſonſt! Ich ſchwur, ſie zu verlaſſen;
Ich ſchwur, und hielt es auch Doch endlich ſiegt die Pflicht;
Ich breche meinen Schwur, und ſchweige länger nicht.
Die größten Flecken ſucht, durch freches Splitterrichten,
Der ſchönſten Poeſie der Tadler anzudichten.

Will ein erhabner Geiſt, ein zweyter Lohenſtein,
Des Phöbus Hofpoet, und erſter Günſtling ſeyn,
Und der geneunten Zahl, mit reingewaſchner Lippe,
Im gläſerhellen Qvell des Pferdebrunns Enippe,
Der Andacht Weihrauch ſtreun; bricht ſein erhitzter Muth,
Beſchwängert von der Kunſt, durch Flammen, Blitz und Glut;
Ruft er der Schwefelbrunſt der donnerharten Flammen,
Und ruft Megärens Zunft, und ruft den Styx zuſammen;
Tanzt er auf Stelzen her, wenn er Gewitter wälzt,
Und eine Feuersbrunſt des Herzens Marmor ſchmelzt;
Laßt er rund um ſich her des Unglücks Nordlicht glänzen;
Lacht er in Gleichniſſen, ſeufzt Chrien, weint Sentenzen:
So kömmt ein Zoilus, und ruft: Der Dichter ſchwillt?
Sein ganzer Vers iſt Rauch, ſein Kopf mit Dunſt erfüllt.
Seht, wie er die Vernunft in Demantketten führet,
Im Pacoryamus ſingt, und Oden phantaſieret.

Wenn unſer Seladon ſo ſüß, ſo lieblich, ſingt,
Und ſeiner Lalage Zimmt, Moſch und Bieſam bringt,
Chryſtall und Perlen weint, den Kiel in Nektar tauchet,
Zibeth und Calmus kaut, und Ambra von ſich hauchet,
Auf Nelken, Klee, Jeſmin und Anemonen geht,
Verzweifelt, wenn kein Weſt bey ſeiner Schönen weht,
Beklagt, daß ſeine Pein kein Thau, kein Balſam lindert,
Die neue Welt erſchöpft, und die Levante plündert,
Zu ſagen, daß ſein Kind vor andern ihn entzückt,
Das ganze Firmament in ihrem Aug erblickt,
Und in ihr Angeſicht, das wie die Venus ſtralet,
Von Blumen aller Art ein ganzes Chaos malet:
Was meynt ihr? Was vergilt die Müh des Seladon,
Wenn er ſo koſtbar reimt? Was iſt ſein ganzer Lohn?
Man lachet über ihn. Der Neid, ſtatt ihn zu preiſen,
Eilt gleich, ihm ſeinen Platz im Tollhaus anzuweiſen.

Nächt, Muſen, euch und uns! Seht, wie die dreiſte Welt
Von Bürgern euers Reichs ein ſchnödes Urtheil fällt!
Straft ſie ... Doch haltet noch mit euerm Zorn zurücke!
Es giebt der Spötter mehr! Kommt! Werfet eure Blicke
Auf jenen frechen Schwarm, der voller Tücke ſchnaubt,
Euch nach dem Herzen greift, und Ruhm und Lorbeer raubt;
Ja gar, o Frevelthat! .. ja gar, ach, ſoll ichs ſagen! ..
Den Reim, den edlen Reim will aus den Verſen jagen.
Eilt Muſen! Reißt den Blitz aus euers Vaters Hand!
Der Schwarm wird mächtig. Eilt, eh er uns übermannt!
Und kommt, und kämpft, und ſiegt, und ſchlagt die Feinde nieder,
Und ſchützt den werthen Reim, das Hauptwerk deutſcher Lieder!

Denkt, Freunde, die ihr noch die Muſen redlich liebt!
Ihr, denen bloß der Reim die ganze Größe giebt!
Die ihr durch ihn allein die Zierden Deutſchlands heißet,
Und euch vor Hunger ſchützt! Denkt, was man euch entreißet,

So bald man euch den Reim, den Witz der Verse, nimmt!
Daß unser großer Bav noch seine Saiten stimmt,
So manchen Namenstag in Demuth festlich feyert,
Und mit geschickter Hand die Mahlzeit sich erleyert;
Daß Flav. der unsre Stadt durch seinen Ruhm erhebt,
Er, seiner Brüder Schmuck, im Ueberflusse lebt:
Daß Clelia nicht stolz den Dorimen verachtet,
Und er nicht ganz umsonst nach ihren Küssen schmachtet;
Daß Steutor sich mit Lust im Kupferstich erblickt,
Und sich die halbe Welt vor seinem Lorbeer bückt;
Daß ist mein Pegasus nicht darf so ängstlich schäumen;
Dieß alles macht allein die Kunst, geschickt zu reimen.

Die Wahrheit schützt den Satz. Nehmt einen Todtenfluch,
Ein buntes Quodlibet, das schönste Liederbuch,
Das zierlichste Sonnet, das längste Hochzeitcarmen;
Und streicht die Reime weg. Was bleibt? Nicht ohn Erbarmen
Hört ihr, so lieblich es erst in die Ohren fiel,
Nur Scherze sonder Kraft, ein frostigs Wörterspiel,
Ein abgenutztes Nichts, das immer wiederkehret,
Und ein Geschwätz, das man beym Pöbel besser höret.

Bewundert ehrfurchtsvoll des Reimes Zauberkraft,
Der Bücher voller Schall aus einem Nichts erschafft!
Der Reim? Wie? Dieser Zwang, der das Gedicht entseelet?
So wirft ein Tadler ein. Der Henker, der uns quälet,
Der Ordnung und Verstand auf seine Folter streckt,
Die Wörter radebrecht, dem Dichter Angst erweckt,
Selbst den geduldigsten der Leser oft ermüdet,
Der Wahrheit und Natur in schwere Fesseln schmiedet,
Das Feuer ... Frevler, schweig! Des Zwanges Mühsamkeit
Bringt gegen ihn dich auf, und was du sprichst, ist Neid.
Wie sollte wohl der Reim Verstand und Ordnung hindern,
Der Wahrheit Abbruch thun, und Geist und Feuer mindern?
Geh! Zähle selber nach! Sieh, viele reimen nicht,
Von denen alle Welt aus einem Munde spricht,

Daß

Daß sie den größten Schmuck aus alten Dichtern stehlen,
Daß ihnen Feuer, Geist, Verstand und Ordnung fehlen;
Sie reimen gleichwohl nicht. Daß zwar so mancher sitzt,
Und voll Verzweifelung bey seinem Hübner schwitzt,
Ein Dutzend Federn kaut, die Hände kläglich ringet,
Und doch, nach langer Qvaal, kein glücklichs Wort erzwinget,
Das hinten reimen muß; das alles glaub ich dir,
Das alles geb ich zu. Ich seh es wohl an mir.
Was ist es aber mehr? Ein inniges Ergetzen,
Wenn man den Reim erhascht, weis alles zu ersetzen.

Wie oft, wie glücklich zerrt des Reims geheime Macht
Den schönsten Einfall her, an den man nie gedacht.
Gesetzt, es schlösse sich der erste Vers mit Wonne!
So fällt ein kluger Kopf gleich auf die liebe Sonne.
Er denket weiter nach; er folgt der edeln Spur,
Beschreibt den ganzen Bau der wirkenden Natur,
Erwischt den großen Bär, besinnt sich auf Callisten,
Verflucht die Eifersucht, beseufzet, daß die Christen,
(Gleich brachte mich der Reim auf unser Christenthum,)
Beseufzet, daß die Welt so wenig nach dem Ruhm
Vergnügter Ehe strebt, und saget uns zur Lehre,
Daß sich ein Mädchen leicht in einen Bär verkehre.

Ihr Feinde dieser Kunst, gesteht es, daß ihr irrt!
Hört selbst, wie schlecht ein Vers dem Ohre schmeicheln wird,
Dem es an Reimen fehlt! Wagt es, bloß zu scandiren!
Versuchts! Wen werdet ihr durch euer Lied wohl rühren.
Tartüff, der alte Schalk betrügt die ganze Welt;
Sevil ist lüderlich; Crispin ein dummer Kerl;
Star macht gelehrten Wind; Meran verderbt die Rechte.
Florinde lebt verhurt; und Harpar ist ein Knicker;
Clitander . . . Doch genug! Ihr gähnt und schlummert ein?
Ich schlummre selber mit. Was könnte trockner seyn?
Ein angehängter Reim kann alle Schäden heilen.
Versucht es nur einmal! Verändert diese Zeilen,

Und ſprecht: Tartüffe bleibe ganz unverbeſſerlich;
Sevil lebe mit der Welt; Crispinus lebe vor ſich;
Star iſt ein weiſer Mann; Meran ein Advocate;
Florindchen lebt galant, und Harpar hält zu Rathe.
Sagt ſelbſt: nimmt dieß das Ohr nicht ſchmeichelhafter ein?
Man lieſt, man lobet euch. Geſteht es, daß allein
Der Reim den Dichter macht! Fangt an, euch zu bekehren!
Verſöhnt der Muſen Zorn, und lernt den Reim verehren!

Es lebe, was ſich reimt! Schon ſtimmt mir Deutſchland bey,
Daß ein geſchickter Reim der Dichtkunſt Kleinod ſey.
Ich kann zu meinem Ruhm die Schutzſchrift nun vollenden;
Denn, wem die Wahrheit hilft, der hat den Sieg in Händen.

Ein Traum
von
den Beſchäfftigungen
der abgeſchiednen Seelen.

. . . Locus eſt et pluribus vmbris.

Die Seelen beſchäfftigen ſich nach der Trennung von ihren Körpern am liebſten mit denen Sachen, an welchen ſie im Leben auf dieſer Welt ihr gröſtes Vergnügen gefunden haben. Dieſer philoſophiſche Lehrſatz, welcher noch etwas älter iſt, als ich und Leibnitz, fängt wieder von neuem an, Mode zu werden; und weil ich eine ziemlich dauerhafte Natur habe, ſo hoffe ich, es noch zu erleben, daß er die beſte Welt, und den zureichenden Grund verdrängen ſoll. Nur will ich wünſchen, daß es nicht dem Grunde des Widerſpruchs eben ſo gehen möge. Denn wenn dieſe drey Stücke alle auf einmal abkommen ſollten; So dürften unſre philoſophiſchen Stutzer in dreyßig Jahren eine ſehr altväteriſche Miene machen, und ihre tiefſinnigſten Schriften, welche ſie und ihre Verleger itzt bewundern, eben dem Schickſale unterworfen ſeyn, welches diejenigen Familiengemälde betrifft, die man, wenn es hoch kömmt, bloß der alten Tracht wegen als eine Rarität noch aufhebt, gemeiniglich aber in die dunkelſten Winkel des Hauſes ſtellt, um niemanden zu ärgern. Dem ſey, wie ihm wolle; eine jede Sache iſt der Mode unterworfen, und die Philoſophie am meiſten *. Wenigſtens ich werde mich

* Der geneigte Leſer wird dieſes mit mehrern ausgeführt finden, in meiner Vorrede zur neuen Auflage des vermehrten und verbeſſerten Bruckers, welche künftige Meſſe zu Cölln ans Licht treten ſoll, und worinnen ich unter andern durch Zeugen und Documente bewieſen habe, daß der

mich über den Verluſt dieſer drey philoſophiſchen Univerſalrecepte tröſten laſſen, wenn ich nur erfahre, daß meine abgeſchiednen Seelen ihren Werth behalten. An der Betrachtung dieſes Grundſatzes finde ich mehr Vergnügen, als an allen elektriſchen Experimenten. Ich habe demſelben oftmals viele Stunden lang nachgedacht, und allemal bin ich darüber in eine ſolche Entzückung gerathen, in welcher kaum ein Poet ſeyn kann, der im Namen eines Andern für Geld und gute Worte die Augen einer Phyllis beſingt.

Eben dieſes iſt Urſache, daß ich heute meinen Leſern **einen Traum von den Beſchäfftigungen der abgeſchiednen Seelen nach der Trennung von ihren Körpern** vorlege. Im voraus aber muß ich eines und das andre erinnern, welches die Einrichtung meines Traums, und verſchiedne Freyheiten betrifft, ſo ich mir darinnen genommen habe.

Ich will es niemanden im Ernſte zumuthen, daß er glauben ſolle, ich habe wirklich alſo geträumet, ungeachtet es eben nicht unwahrſcheinlich iſt. Ich kann es zwar nicht läugnen, der Traum iſt ziemlich lang gerathen; aber in der Stadt, wo ich mich aufhalte, ſchlafen die Leute viel länger, als an andern Orten, und alſo träumen ſie auch länger. Wer wollte mir es wehren, wenn ich ihn in Archangel geträumt hätte, wo man zu gewiſſen Zeiten lauter

Ruhm des leibhaften Newtons unſers Vaterlandes, des philoſophiſchen Herrn Wrydens, die großen Manſchetten nicht überleben werde. -

ter Nacht, und fast gar keinen Tag hat? Allein, ich habe nicht Ursache, so viel Umstände zu machen. Ich will es nur frey bekennen, ich habe geträumt, damit ich schreiben wollte. Dieses kann genug seyn, mein Verfahren zu rechtfertigen, und wer mehr Beweis fodert, der muß von dem gelehrten Herkommen gar nichts verstehen. Ohne Ruhm zu melden, weis ich alles, was zu einem orthodoxen Traume gehört. Man denkt nach; man schläft über diesem Nachdenken unvermerkt ein; man sagt im Traume etwas, das man vielmals nicht sagen würde, wenn man wachend, und seiner Sinne mächtig wäre; man erwacht unvermuthet. Kein einziges von diesen Stücken habe ich in meinem Traume so beobachtet, wie es nach den Regeln eigentlich hätte seyn sollen. Ich habe nicht nachgedacht, denn ich bin ein Autor nach der neuesten Mode; ich bin nicht unvermerkt darüber eingeschlafen; und was meinen Lesern etwan wiederfahren sollte, dafür kann ich nichts. Ich habe von allem dem, was hier steht, nicht ein Wort im Traume gehört und geredet; ja, da ich ein Advocat bin, so kann ich bey meinem zarten Gewissen bezeugen, daß mich dieser Traum um manche Stunde Schlaf gebracht hat. Ich bin nicht unvermerkt aufgewacht; dieses braucht keines Beweises, man darf nur bis zum Ende lesen. Mit einem Worte; alles dieses wird man in gegenwärtiger Schrift nicht finden, und dennoch muß sie, trotz allen Kunstrichtern, ein Traum seyn, eben so gut, als Herrn Zschepens Träume, nach seiner Meynung, mathematische Beweise seyn sollen.

Von

Von den Freyheiten muß ich noch etwas sagen, welche ich mir in meinem Traume genommen habe. Ich habe meine abgeschiednen Seelen niemals ohne Kleider, und dergleichen Geräthe, erscheinen lassen. Ich kann eben nicht sagen, daß dieses aus einer besondern Schamhaftigkeit geschehen wäre, und ich muß zur Beruhigung unsrer jungen Herren und einiger meiner Leserinnen hier anmerken, daß meine Frauenzimmerseelen keine Halstücher, sondern wenn es hochkömmt, nur flüchtige Palatine tragen. Ich habe wichtige Ursachen, warum ich will, daß meine Seelen auch noch im Tode ihre Kleidung beybehalten sollen. Wie viele derselben würde ich nicht unglücklich machen, wenn ich ihnen ihre prächtigen Kleider nähme! Und wäre ich so unbarmherzig, einigen ihre reichen Westen zu rauben, wie viel hochwohlgebohrne Seelen würde ich nicht unter den Pöbel verstoßen, welche doch in ihrem Leben zum unsterblichen Ruhme ihres Vaterlandes und ihrer Ahnen beym pyrmontischen Brunnen geschimmert haben. Das ist noch lange nicht genug. Wenn ich meiner Nachbarinn, dem witzigsten Frauenzimmer unsrer Gasse, ihre Bänder, Spitzen, Schminkfleckchen, und andre wesentliche Stücke ihres Verstandes contreband gemacht hätte; was würde sie in dieser philosophischen Ewigkeit für lange Weile haben! Celinde würde einen noch einmal so schweren Todeskampf ausstehen, wenn sie befürchten müßte, daß sie in jenem Leben ohne Reifrock und Fächer erscheinen sollte. Wie kläglich würde es um die Seelen unsrer galanten Stutzer stehen, wenn ich

ihnen

ihnen nicht erlauben wollte, Ferngläser zu brauchen, oder wenn ich so pedantisch wäre, und ihnen verwehrte, zu trällern, und zu pfeifen! Nein, das sey fern! Sie sollen trällern! Sie sollen pfeifen! und Celinde kann freudig sterben, so bald es ihr gefällt, denn sie soll auch ihren Mops mit nehmen!

Nunmehr wäre der erste Zweifel gründlich und muthig aus dem Wege geräumt, und es fehlt dieser Erläuterung nichts weiter, als daß ich entweder schimpfe, oder vier berühmte Buchstaben dazu setze, durch deren magische Kraft man aus nichts etwas machen kann; so müßte sie auch für einen gelehrten Beweis gelten. Es wird mich bey weitem so viel Mühe nicht kosten, die andern Freyheiten zu entschuldigen, welche ich mir genommen habe. Ich habe es gewagt, die Seelen einiger Ausländer in unsre Gegend zu bannen. Ich habe Grund dazu. Wenn es wahr ist, daß die Seelen nach ihrem Abschiede aus diesem Leben, dasjenige am liebsten thun, womit sie sich in der Welt am meisten beschäfftigt haben: So muß folgen, daß die deutschen Seelen in fremde Länder, und fremde Seelen in unser Land kommen. Unser gelehrter Herr Professor **Quintus Calpurnius**, dessen gründliche Noten und edirte Schriftsteller ihn wenigstens auf drey Jahre verewigt haben, wallt zwar dem Leibe nach unter uns deutschem Pöbel, aber man merkt es ihm an den Augen, an seinen Gesprächen, und an seiner ganzen Aufführung an, daß seine Seele weit von hier ist; und ich müßte mich sehr irren, wenn sie nicht so gleich nach ihrer Auflösung vom Körper unter die

ver-

verfallnen Gemäuer des alten Latiens sich verkriechen; oder vielleicht gar in dem gelehrten Schutte Griechenlands wühlen sollte, um ihren edeln Hunger nach Antiquitäten zu stillen. Die Seele des kleinen Junkers mit rothen Absätzen, welcher dort am Markte wohnt, wird man gewiß nirgends anders antreffen, als in den Thuillerien zu Paris; es müßte denn seyn, daß ihn der Wohlstand nöthigte, nach Versailles zu eilen, um den Könige frühmorgens beym Aufstehen das Hemde zu reichen; denn eben dieses ist dasjenige, was er sich itzt am meisten wünscht, und wozu er nach dem Urtheile der vernünftigsten Leute sich am besten schickt. Sollten also die Seelen der Ausländer bey uns nicht eben so wohl etwas finden, welches sie neugierig machte, hierher zu kommen? Ich zweifle gar nicht dran. Burmanns Seele, die Seele des Bentley, die verketzernde Seele des Jurieu werden in Deutschland an mehr als einem Orte die angenehmste Beschäfftigung und hundert theure Mitglieder der gelehrten Welt finden, welche ihnen den Rang streitig zu machen scheinen. Vielleicht ist Addison mehr als einmal auf meiner Studierstube gewesen, um zu sehen, wie sich ein Deutscher geberdet, wenn er ein Chronostichon macht. Sollte es wohl mit den abgeschiednen Seelen der Franzosen anders beschaffen seyn? Sie mögen uns gleich hundertmal Verstand und Witz absprechen; darinnen sind sie doch einig, daß unser Brod nahrhaft ist, und ie mehr sie auf uns lästern, desto dienstfertiger sind wir, sie zu ernähren, so, wie ein Papagoy bloß dadurch das

Futter

Futter verdient, daß er seinen Herrn einen Hahnrey, und die gnädige Frau eine Hure heißt. Was ist wohl natürlicher, als daß sie auch nach ihrem Absterben in dasjenige Land kommen, wo keiner ein Narr ist, der französisch reden kann. Vielleicht flattert itzt, indem ich dieses schreibe, mancher hungrige Marqvis über unsrer Stadt, und schimpft uns, damit er eine Ritterzehrung erhalten möge. Denn so vernünftig und bescheiden sind sie nicht alle, wie der Marquis d'Argens.

Dieser Vorbericht war nöthig. Ich komme nunmehr zum Hauptwerke.

Mir träumte, ich sey gestorben. Ich sahe den Körper, von dem sich meine Seele getrennt hatte, auf dem Bette mit eben der Gleichgültigkeit liegen, mit welcher man eine abgelegte Redutenmaske, oder Koch seine theatralische Kleidung ansieht, in welcher er nach Gelegenheit entweder als Prinz befohlen, oder als Kammerdiener Befehle angenommen hat. Ich werde nicht gern sehen, wenn mir jemand hierinnen widersprechen, oder mich gleich anfangs in meiner Abhandlung stören, und läugnen wollte, daß eine Seele ihren Körper so gleichgültig ansehen könnte. Bey mir ist dieses gar nicht unwahrscheinlich. Ich bin in einer kleinen Stadt geboren und erzogen, in welcher kein junger Herr war, als des Amtmanns Sohn, und der Stadtschreiber. Ich habe um deswillen niemals Exempel genug gehabt, welche meine Seele verleitet hätten, sich mit ihrem Körper am meisten zu beschäfftigen: zu geschweigen, daß mein Körper eben nicht so

gebaut gewesen, daß er mich in diesem Stücke zu einer merklichen Eigenliebe, oder zu besonders sorgfältigen Beschäfftigungen bewogen hätte. Ich berufe mich hierinnen auf den guten Geschmack meiner verstorbnen Frau, welche in ihrem Leben viel Körper gekannt hat, in deren Umgange sie weit mehr annehmliches und artiges zu finden vermeynte, als bey mir. Ich verlange also, daß man wenigstens meiner Frau glaube, wenn auch mein Zeugniß verdächtig seyn sollte. In Sachen, welche die Körper und Menschengesichter angehen, kann man dem Ausspruche solcher Frauenzimmer, wie mein liebes Weib war, sicher trauen; in andern Dingen hingegen, welche den Verstand betreffen, bin ich gar wohl zufrieden, daß man gründliche Beweise fodere. Diese kleine Ausschweifung ist um so viel nöthiger gewesen, je mehr einem Geschichtschreiber daran liegt, daß man gegen seine Erzählungen nicht mistrauisch sey, oder seine Nachrichten für verdächtig halte. Ich erwarte also von meinen Lesern ohne weitere Complimente, daß sie in diese Gleichgültigkeit meiner Seele gegen ihren Körper weiter keinen Zweifel setzen. Der einzigen Chloris will ich nicht zumuthen, solches zu glauben; denn diese beschäfftigt sich mit nichts, als mit ihrem Gesichte, und einigen seufzenden Schäfern, denen nichts, als ihr Körper, und sehr wenig von der Seele bekannt ist, es müßten denn eine zärtliche Seele, eine holde Seele, eine grausame Seele, eine verzweifelnde Seele, oder andre dergleichen Seelen seyn, welche die arkadischen Dichter mit verliebten Händen alle Stunden

schaffen

ſchaffen und wieder zernichten können. Chloris mag es alſo immer nicht glauben; ich bin es zufrieden. Sie ſoll mir es aber auch nicht verwehren, zu behaupten, daß ihre Seele nach dem Tode beſtändig um ihren Nachttiſch vor ihrem Spiegel, und um ihren Körper herumflattern, und vielleicht ſelbſt beſchäfftigt ſeyn wird, dieſen noch im Sarge zu putzen. Ich komme wieder auf mich.

Sobald ich meinen erblaßten Körper vor mir ſahe, ſo eilte ich zu meinem Schreibepulte. Das habe ich gedacht, wird die erbitterte Chloris aus Nachbegierde rufen, das habe ich gleich gedacht! Die mürriſchen Gelehrten werfen uns beſtändig den Nachttiſch vor, und vielmals begehen ſie doch vor ihrem Schreibepulte eben diejenigen Schwachheiten, welche man an uns vor unſerm Nachttiſche kaum warnehmen wird. Mit ihrer Feder und Dinte treiben ſie mehr Eitelkeiten, als wir mit unſrer Schminke und mit dem Brenneiſen. In ihren Schriften bewundern ſie vielmals ihre prächtige Größe und gelehrte Schönheit mehr, und doch mit wenigerer Gewißheit, als wir uns in Spiegeln. Ihre Eigenliebe, ihr Stolz, ihre Begierde, andern zu gefallen, ihre Eiferſucht . . . . Es iſt alles wahr, Chloris, aber itzt will ich weiter erzählen! Auf meinem Pulte lag der Entwurf zu einer Schrift, welche ich noch den Abend vorher zu Papiere gebracht hatte. Ich wollte mich mit aller der Hitze, welche mir und vielen Gelehrten ſo natürlich iſt, der Feder bemächtigen, um zum Troſte meiner kritiſchen Mitbrüder dieſe wichtige Schrift zu Stan-

de zu bringen. Allein, wie groß war nicht mein Entsetzen, da meine abgeschiedne Seele, als ein Geist, nicht vermögend war, die Feder aufzuheben, noch weniger aber, zu schreiben! Ich bin nicht im Stande, das Schrecken auszudrücken, welches mich deswegen überfiel, und dergleichen Angst empfindet wohl niemand, als ein Poet, welcher einen Reim sucht, und ihn nicht erhaschen kann. Siebenmal, und noch siebenmal bemühte ich mich zu schreiben, aber allemal umsonst. Ich wollte ein gewisses Register aufschlagen, welches mir so oft in meinen gelehrten Wehen geholfen hatte, aber auch dieses zu thun war ich nicht im Stande. Ich schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, und bedauerte wegen dieses unersetzlichen Verlusts meiner entworfnen Schrift den Verleger, mein Vaterland, die Nachwelt; ja ich würde sagen, daß ich mich selbst bedauert hätte, wenn es unter uns Gelehrten eingeführt wäre, in diesem Punkte so offenherzig zu seyn. Genug, ich sahe, daß es mit meiner ganzen Gelehrsamkeit aus war, weil ich nicht mehr schreiben konnte. Das einzige, was ich zu meiner Beruhigung that, war dieses, daß ich zum Bücherschranke eilte, und mit einer recht väterlichen Zärtlichkeit alle diejenigen Bücher übersahe, welche durch meine unermüdeten Hände ihr Daseyn erhalten hatten. Hier stund ich so vergnügt, und entzückt, wie Aeltern, welche zwar selbst keine Kinder mehr zeugen können, aber doch an denen, welche sie bereits ans Licht der Welt gebracht haben, aus schmeichlerischer Eigenliebe so viel Verstand, und Geschicklichkeit

keit bewundern, als außer ihnen sonst niemand wahrnehmen kann.

Vielleicht würde ich in dieser Stellung noch lange geblieben seyn, wenn ich nicht im Traume das freudige Schrecken wahrgenommen hätte, welches meine ungeduldigen Erben überfiel. Sie eilten so hungrig zu meinem Bette, als wenn ein Raub auszutheilen wäre. Ist er todt? Ist er auch gewiß todt? schrien sie. Ja! Endlich einmal ist er im Ernste todt! Geschwinde schickt nach dem Sarge, daß wir ihn unter die Erde bringen! antwortete ein Vetter von mir, und eine Muhme, welche durch mein Absterben alle diejenigen Tugenden zu erben hoffte, welche gewisse gründliche Liebhaber bey ihr zeither vergebens gesucht, und ihr um deswillen die Freyheit zu ihrem großen Verdrusse nicht geraubt hatten; diese Muhme vergoß viel Thränen, und würde mich, wegen ihrer unvermutheten Bekümmerniß in großer Ungewißheit gelassen haben, wenn sie nicht alsbald, unter herzlicher Aufhebung ihrer Hände, mit lauter Stimme geseufzet hätte: Der ehrliche Vetter! Tröste ihn Gott! Es ist ihm recht wohl! Wir wollen ihm seine Ruhe gönnen! Dieses war die Losung zum Plündern. Den ersten Sturm hatte meine Geldcasse auszustehen. Meinen Kleidern und meinem Geräthe gieng es eben so. Sie thaten alles in eine Kammer, welche sie, wie ich hörte, wollten versiegeln lassen, und zwar von einem gewissen Manne, dessen Name mir entfallen ist, welcher aber ein ehrlicher und glaubwürdiger Mann seyn sollte, weil er ein großes Petschaft und zween Zeu-

gen hatte. Bis hieher hatte ich meinen Erben ganz gelaſſen zugeſehen; Als ich aber merkte, daß es über meine Papiere hergehen ſollte, ſo fieng ich an, zu zittern. Alles ward aufs ſorgfältigſte durchgeſucht. Gegen alle Briefe, in denen die Worte ſtunden: Leiſte gute Zahlung, und nehme Gott zu Hülfe! hatten ſie eine ſo andächtige Ehrfurcht, daß ſie dieſelben ſorgfältig aufhoben; aber über ein paar Laus Deo ſchüttelten ſie die Köpfe gewaltig, denn dergleichen Latein konnten ſie gar nicht leiden. Endlich traf die Reihe meine gelehrten Concepte, welches mich recht wütend machte. Ich eilte voll Verzweiflung hinzu, ſie zu vertheidigen; vielleicht aber würde ich dennoch zu unvermögend geweſen ſeyn, wenn nicht meiner Schweſter Sohn, ein Meiſter von ſieben freyen Künſten, wider ſeinen Willen mir beygeſtanden, und das ganze Packet unter den Tiſch geworfen hätte, mit der Verſicherung: Es ſey nur Maculatur. Der Ignorant! Als meine Erben noch mit dieſer Hausſuchung beſchäfftigt waren, merkte ich einen Haufen Bediente, welche im Namen ihrer Herrſchaft ein gewiſſes Compliment herſagen mußten, daß ſie das herzliche Beyleid nannten. Die Bekümmerniß über meinen Tod mochte in der ganzen Stadt gleich ſtark, und allgemein ſeyn, denn ihre Formulare endigten ſich alle mit den Worten: Daß der Himmel den betrübten Hinterlaßnen dieſen empfindlichen Verluſt durch anderweitige Glücksfälle reichlich erſetzen möchte! Allein der kräftigſte Troſt lag ſchon in der Kammer, und meine Muhme war ſo boshaft, einer gewiſſen Nachbarinn, welche ihr den Sohn eines reichen

Kauf-

Kaufmanns abspänstig gemacht hatte, anwünschen zu lassen, daß der Himmel dieselbe vor dergleichen Trauerfällen jederzeit bewahren sollte.

Nunmehr ward alles zu meiner Beerdigung veranstaltet, man eilte damit ganz ungewöhnlich, und, so bald der Schneider alles gekauft und zurechte gemacht hatte, was zu einer schmerzlich gebeugten Miene gehört; so gab man Geld über Geld, mich aus dem Hause zu bringen. Dieses geschahe endlich unter einer ansehnlichen Begleitung. Man brachte meinen Körper in die Kirche, mit Beobachtung aller derer kläglichen Gebräuche, so diejenigen verdienen, welche ein rühmliches Ende nehmen, und Mittel hinterlassen. Zuletzt trat noch ein Redner auf, welchem meine Erben in einem versiegelten Päcktchen vorher alle meine Tugenden begreiflich gemacht hatten. So zufrieden ich jederzeit in meinem Leben mit mir selber gewesen bin, so zweifelhaft war ich doch über dieser Lob- und Trauerrede, ob ich es auch wirklich sey, welchen er meyne. Ich sahe mich in der ganzen Kirche um, in der Meynung, vielleicht noch eine andre Leiche zu finden, auf welche alle diese Lobeserhebungen gehen sollten; ich fand aber dergleichen nirgends, und nunmehr merkte ich, daß ich es selbst in ganzem Ernste seyn müßte. Er nennte mich einen großen, berühmten, gründlichgelehrten Mann, eine Stütze der Wissenschaften, seinen Mäcenaten. Und das mochte noch gehen; für zwölf Ducaten war es eben nicht zu viel. Er verschwendete mehr, als zwanzig Figuren, die Bekümmerniß abzuschildern, welche meine Erben über das früh-

zeitige Absterben ihres Herrn Vetters empfunden, und diese waren aus Dankbarkeit so bescheiden, daß sie sich unter dem Flore versteckten, um ihn nicht öffentlich zu widerlegen. Er schrieb ihnen verschiedne andächtige Recepte vor, welche bey Stillung der Thränen sehr probat seyn sollten, das hätte der ehrliche Mann wohl ersparen können! Ich hörte ihm aber dennoch mit vieler Geduld zu. Endlich machte er es gar zu arg. Er schwur, und er schwur mit einer solchen Heftigkeit, daß er ganz braun im Gesichte ward; er schwur, sage ich, daß ich zwar ein grosser Gelehrter, aber noch ein größerer Menschenfreund, ein starker Beförderer der schönen Künste und Wissenschaften, aber noch ein weit stärkerer Vertheidiger der Wittwen und Waisen gewesen wäre. Meine vergnügte und beglückte Ehe sey eine sichtbare Vergeltung dieser seltnen Tugenden gewesen. Brechet hervor! rief er, brechet aus eurer Gruft hervor, ihr vermoderten Gebeine der weiland Hochedelgebornen Frauen, Frauen . . . . . Himmel; wie erschrack ich, als ich hörte, daß er meine verstorbne Frau citirte! Ich floh, ohne mich umzusehen. Ich floh voll Angst zur Kirche hinaus.

Aus Furcht, die hochedelgebornen Gebeine möchten mir nachkommen, schwang ich mich in die Höhe, und erblickte daselbst eine große Menge abgeschiedner Seelen, welche mir theils fremd, theils bekannt waren. Dieser unvermuthete Anblick setzte mich in Erstaunen. Ich machte vor Verwunderung ein paar so große Augen, wie ein Würzkrä-

mer

mer in Ritzebüttel, wenn er in seinem Leben zum erstenmale auf die Börse nach Hamburg kömmt. Eine so zahlreiche Versammlung von Geistern hätte ich mir an diesem Orte nimmermehr vermuthet. Alle ihre Beschäfftigungen kamen mir fremd und ungewöhnlich vor. Ich war neugierig, und doch unentschlossen. Ich wußte nicht, wo ich mich zuerst hinwenden sollte, und gleichwohl war ich noch nicht beherzt genug, mich zu einer von diesen abgeschiednen Seelen zu nahen, und sie um dasjenige zu befragen, was mir zweifelhaft war.

Eine sehr lebhafte Seele, wie etwan die Seelen der jungen Herren seyn mögen, merkte diese meine Befremdung am ersten. Wir kannten beide einander nicht; aber sie war so gefällig, daß sie auf mich zuflog, mich tausendmal auf das vertrauteste umarmte, und sagte: "Ganzunterthäniger Diener, „mein allerliebster Herr Bruder! Ich bin erfreut, „daß ich die Ehre haben soll, Sie hier zu finden. „Kann ich Ihnen in etwas dienen, so bitte ich ganz „gehorsamst, befehlen Sie nur. Nichts auf der Welt „soll mir angenehmer seyn, als wenn ich im Stande „bin, Ihnen eine Gefälligkeit zu erzeigen. Sie können Sich sicher auf meine Verschwiegenheit und „Bereitwilligkeit verlassen. Nehmen Sie es nicht „für ein bloßes Compliment an! Es ist, hohl mich „der Teufel! mein Ernst; ich stehe allemal zu Dero Befehl.„ Er umhalste mich von neuem, und ich war eben im Begriffe ein so liebreiches Anerbieten mit vielem Danke anzunehmen, als er sich auf dem Absatze herumdrehte, mit dem Munde pfiff,

mich allein ließ, und im Fortgehen mit einer heiſchern Stimme einige Verſe ſang, von denen ich weiter nichts, als dieſe Worte, verſtehen konnte:

Je quitterai le jour
Plûtôt, que mon amour,
Quand j'aime, quand j'aime.

Ich ſahe, daß er einige Schritte von mir eine gleiche Dienſtfertigkeit einer andern Seele, unter vielen Küſſen und Umarmungen, zuſchwur, welche er vielleicht eben ſo wenig kannte, als mich. Wenigſtens verließ er ſie eben ſo geſchwind wieder, und ich konnte daraus ſchließen, daß ſeine ganze Beſchäfftigung nur in Freundſchaftsverſicherungen beſtünde.

Dieſer Vorfall hatte mich noch zweifelhafter gemacht, als ich anfangs geweſen war. Ich hatte das Herz nicht, mich nach demjenigen, was ich ſah, zu erkundigen; aus Furcht, ich möchte noch einmal in die dienſtfertigen Hände eines jungen Herrn fallen. In dieſer Ungewißheit erblickte ich, nicht weit von mir, eine Seele, welche auf alles dasjenige aufmerkſam zu ſeyn ſchien, was in dieſer Gegend vorgieng. Ich merkte deutlich an ihr, daß ſie noch etwas wichtigers, als eine bloße Neugierigkeit, aufmerkſam machte. Zuweilen ſchienen ihre Mienen ernſthaft zu ſeyn, zuweilen aber verriethen ihre Blicke etwas ſpottendes, und, wenn ſie auch lachte, ſo geſchah dieſes doch mit einer ſo edlen Art, daß man die deutlichſten Spuren von Mitleid und Liebe dabey wahrnahm. Ich würde ſie um deswillen für niemand anders, als für die abgeſchiedne Seele des engliſchen Zuſchauers gehalten haben, wenn ſie nur ein kurzes

und breites Gesicht gehabt hätte. Weil ich es also nicht selbst errathen konnte, so faßte ich das Herz, mich ihr zu nähern. Ich eröffnete ihr mein Anliegen, und ich merkte, daß sie über meine Fragen vergnügt war. Sie reichte mir die Hand, und sagte: Ich will dein Verlangen erfüllen. Seitdem ich von meinem Körper getrennt worden, seitdem ist dieses mein einziges Vergnügen, daß ich auf die Handlungen der abgeschiednen Seelen Acht habe. Eben dieses war vormals meine Beschäfftigung, daß ich auf meine Mitbürger Achtung gab. Ich zeigte ihnen in Schriften, worinnen sie fehlten, und wodurch sie ihre Glückseligkeit befördern könnten. Folge mir! Du wirst alles erfahren, was dir nützlich seyn kann. Ich bat sie, mir ihren Nahmen zu sagen. Sie that es, nachdem ich ihr vorher in diesem Stücke alle Verschwiegenheit versprechen müssen. Meine Leser werden mir verzeihen, daß ich hierinnen mein Versprechen halten muß. Die abgeschiednen Seelen sind noch etwas gewissenhafter, als die Seelen der Liebhaber. Vielleicht war es die Seele eines Biedermanns? Eines Einsiedlers? Eines Patrioten? Eines Freymäurers? Ja, vielleicht; doch ich werde mich darüber nicht weiter erklären. Vielleicht war es aber auch die Seele des Rubens.

Nicht weit von uns sah ich einen großen Zulauf von Seelen, und das Getümmel, welches sie verursachten, machte mir Lust, näher hinzuzugehen. Mein Führer warnte mich anfänglich, mit der Versicherung, daß man in diesem Gedränge gar leicht Schläge bekäme. Ich wagte es aber dennoch, und

bat

hat ihn, mich zu begleiten. Ich will es endlich thun, ſagte derſelbe, allein, entdecke mir vor allen Dingen, ob du ein Poet biſt? Dieſer Zweifel gieng mir durch die Seele, und in meinem Leben hätte ich es niemanden rathen wollen, eine ſo unbehutſame Frage an mich zu thun. Ich empfand den ſchmerzlichen Verluſt meiner zurückgelaßnen Schriften auf einmal wieder. Ich war ſo thöricht, daß ich umkehren, und einige gedruckte Beweiſe holen wollte. Ich gab ſolches meinem Führer zu verſtehen; allein, er machte mir eine ſo ernſthafte Miene, daß ich mich über meine Autorſchaft zum erſtenmale ſchämte. Ich verſicherte ihn alſo nur mit furchtſamen Geberden, daß ich in meinem Leben kein Feind der Dichtkunſt geweſen wäre. Das iſt gut, ſagte er, ich habe dieſe Frage deswegen an dich gethan, weil man ſich in dieſer Gegend, welche du betrachten willſt, ohne eine Kenntniß der Gemüthsarten, und Ausſchweifungen der Poeten in gar nichts finden kann. Du wirſt wunderliche Gegenſtände ſehen. Es ſcheint, als ob ſich die Natur an dieſem Orte verloren hätte, und du wirſt finden, daß daſelbſt alle Handlungen nicht ſo ſind, wie ſie natürlicher Weiſe zu ſeyn pflegen, weil dergleichen Poeten nicht ſo denken, wie ſie natürlich denken ſollten. Die ganze Gegend, fuhr er fort, wird beſonders von einer Seele in Bewegung geſetzt, welche ſich in ihrem Leben durch poßierliche Handlungen von andern unterſchieden hat. Ihr ganzer Aufzug ſieht einem Traume ähnlicher, als einer wirklichen Begebenheit, welches eben daher kömmt, daß dieſe Seele mit

dergleichen Träumereyen ſich in ihrem Leben am meiſten beſchäfftigte. Sie hat in jener Welt die edlen Bemühungen vernünftiger Männer um den guten Geſchmack ſehr übel verſtanden. Was jene durch Wiſſenſchaft und Beſcheidenheit erhielten, das ſuchte ſie durch Geſchrey und Ungeſtüm vergebens zu erhalten.

Mein Führer wollte weiter reden, allein, ich war aus Neubegierde ſo ungeduldig, daß ich ihn bey der Hand faßte, und mich durch den Pöbel drängte. Ich ſahe auf einem hohen Gerüſte eine Seele, in der gewöhnlichen Pracht eines Marktſchreyers, für welchen ich ihn gewiß gehalten haben würde, wenn nicht, wie gedacht, mein Führer mir vorher geſagt hätte, daß es ein Charlatan des guten Geſchmacks ſey. Er hatte ſich auf einem erhabnen Orte, wo er alles überſehen, und ein jeder auch ihn wahrnehmen konnte, das Gerüſte erbaut. Jedoch war die Architektur daran ſehr gothiſch und abgeſchmackt, und die Verzierungen waren ganz ungleich. Einige Stücke davon beſtunden in Schnitzwerke, welche ſehr prächtig und mit vieler Kunſt ausgearbeitet zu ſeyn ſchienen. Mein Führer verſicherte mich, daß dieſer Charlatan ſolche aus alten Tempeln entwendet, in welchen man ſie als merkwürdige Ueberreſte der griechiſchen und römiſchen Architektur aufgehoben, verſchiedne aber durch einige ſeiner Bande, ſo er zu Londen und Paris deswegen unterhalten, erbeutet hätte, und nunmehr ſo unverſchämt ſey, ſolches für ſeiner eignen Hände Arbeit auszugeben, ungeachtet man ihn mehr als einmal

ſeiner

seiner Dieberey zu überführen gewußt, und ihm so gar die Oerter genannt, wo er sie herbekommen habe. Diese Nachricht schien mir sehr glaublich, denn ich sah, daß diese gekaperten Zierrathen kaum den vierten Theil seines Theaters ausmachten, die übrigen drey Theile aber aus Klötzern, und ungehobeltē Bretern, zum Theile aber aus Puppenwerke und solchem Geräthe bestunden, welches man den Kindern zum Spielen giebt. Alles dieses war sehr unordentlich zusammen genagelt, und es schien so baufällig zu seyn, daß es alle Augenblicke einzufallen drohte. Es würde vermuthlich auch geschehen seyn, wenn nicht verschiedne Personen, welche seine Liverey trugen, solches mit vieler Sorgfalt unterstützt hätten. Gleichwohl schien bey diesen mißlichen Umständen ihr Principal ganz unbesorgt zu seyn. Er gieng mit starken Schritten auf diesem Gerüste hin und wieder, und so oft er seine Medicamente anpries, so redete er mit einer solchen zuversichtlichen Stimme, daß das ganze Gebäude davon erschütterte. Niemals habe ich etwas übermüthigers gesehen, als diesen Charlatan. In seinem Gesichte war er sehr häßlich und ungestalt; gleichwohl konnte man es ihm von weitem ansehen, daß er sich geschminkt hatte, und dem ungeachtet war er so eitel, zu glauben, daß er der schönste Charlatan seiner Zeit sey. Man hat es, wie mir mein Führer erzählt, vielmals versucht, ihm aus seinem Irrthume zu helfen, und ihm um deswillen Spiegel vorgehalten; Allein dadurch ist er jedesmal so erbittert geworden, daß er nicht allein die Augen fest zugedrückt, sondern auch den

Spiegel

Spiegel ſelbſt mit einem Knittel, den er gemeiniglich ſeinen **Beweis** zu nennen pflegte, zerſchlagen, und auf diejenigen losgeprügelt, welche es mit ihm ſo redlich gemeynt, und ihm ſeine Häßlichkeit zeigen wollen. Seine Kleidung ſah natürlich ſo aus, wie das fürſtliche Gewand eines von denen theatraliſchen Prinzen, welche in kleinen Städten die Jahrmärkte beſuchen, und ihre ganze Monarchie auf dem Schubkarren herumführen. Sie war an verſchiednen Orten dergeſtalt zerriſſen, daß ſie nicht einmal ſeine Blöße völlig bedeckte, welchem Uebel er dadurch abzuhelfen ſuchte, daß er über die Löcher verſchiedne Sinngedichte und Heldenoden klebte, welche ſeine Anhänger ihm zu Ehren verfertigt hatten. Bey den gemeinen Marktſchreyern habe ich gefunden, daß ſie ihr Theater durch Ankle-bung verſchiedner Zeddel anſehnlich machen, welche dem Pöbel von ihren verrichteten Wunderwerken Nachricht geben, und daß ſie ihre Geſchicklichkeit durch die erdichteten Privilegien von Allerunüberwindlichſten, Allerdurchlauchtigſten, und Großmächtigſten Häuptern glaubwürdig machen wollen. In dieſem Stücke war es hier ganz anders beſchaffen. Sein Theater war über und über mit Dedicationen und Vorreden beklebt, und an denen Orten, welche am meiſten in die Augen fielen, war ſein Bildniß unter vielerley Geſtalten zu ſehen, welche jedoch wenigſtens darinnen einander ähnlich ſahen, daß ſie allerſeits entweder mit Lorbeerzweigen oder mit einem gewiſſen Glanze ausgeziert waren, der die Unſterblichkeit vorſtellen ſollte. An ſtatt

der

der Privilegien aber führte er einen groſsen Blaſebalg in der Hand, welchen er allemal zuſammen drückte, ſo oft er von der Liebe zum Vaterlande redete.

Einen Umſtand kann ich nicht unberichtet laſſen, weil er mir einige Nachricht von der Religion unſers Charlatans gab. Auf der erſten Seite des Theaters ſtund das Götzenbild eines Frauenzimmers, in eben der Geſtalt, wie es ein groſser engliſcher Autor beſchrieben hat; den ich aber nicht nennen will, weil man ſonſt gar zu leicht errathen würde, wem ich dieſe Erzählung zu danken habe. Dieſes Götzenbild trug eine Krone von Federſpuhlen, welche nach Art der Amerikaner in einer Rundung aufgeſteift waren. An derſelben hiengen die Namen verſchiedner alter und neuer Schriftſteller, welche ſie als Ketzer zum Tode verdammt hatte, weil ſie ſich geweigert, ſie als eine Gottheit anzubeten. Ihr Kopf, welcher keine Augen hatte, war ungeheuer, noch gröſser aber ihr Bauch, und hierinnen habe ich nichts ähnlichers geſehen, als den Abgott der alten Deutſchen, welchen ſie den dicken Püſter nennten, und deſſen ſich die Betrügerey der heydniſchen Prieſter zum Schrecken des Volks zu bedienen wuſste, wenn ſie ihn durch ein geheimes Triebwerk Feuer ſpeyen lieſsen; ungeachtet er nur ein Kloſs war. Ihre Hände waren ſehr ſtark und plump. In der linken hielt ſie ein Fernglas, welches ſie aber nicht brauchen konnte, weil ſie blind war; gleichwohl merkte ich, daſs ſie es vor ihr Geſicht hielt, um den Mangel der Augen zu verbergen. In der rechten Hand hatte ſie ein Gefäſs voll Dinte,

das sie denen in die Augen zu schütten drohte, welche sich nicht entschließen konnten, sie für eine Gottheit zu erkennen. Sie saß auf einem sehr erhabnen Throne, welcher aber nur aus einem aufgeblasenen Schlauche bestund, so wie etwan diejenigen gewesen sind, in denen die Götter der Heiden ihre Winde verwahrten. Unter ihren Füßen lag ein nacktes Frauenzimmer, dessen Name mir unbekannt blieb, welches aber vermuthlich ihre ärgste Feindinn seyn mochte. Diesem Götzenbilde nahte sich unser Charlatan, so oft er merkte, daß seine Hitze und sein Eifer für das allgemeine Wohl einigermaaßen nachließ. Er betete sie mit eben der Niederträchtigkeit an, mit welcher er selbst verehrt seyn wollte, und opferte ihr jedesmal auf einem kleinen Altare einige gelehrte Blätter, welche bloß dadurch das Feuer verdient hatten, weil nicht er, sondern ein andrer, sie geschrieben. Das sicherste Zeichen einer gnädigen Erhörung war dieses, wann ihm unter seiner andächtigen Beschäfftigung der Schaum vor den Mund trat, und er ein gelehrtes Zucken in seinen Händen empfand, so wie es etwa bey den heftigsten Paroxysmis neidischer und zänkischer Schriftsteller seyn mag. Dieses Augenblicks bediente er sich mit großem Nutzen, und alsdann war er am geschäfftigsten, seine gelehrten Medicamente unter die Zuschauer austheilen, ihnen die probatesten Recepte des guten Geschmacks vorzuschreiben, und von denen Wundern zu erzählen, welche diese Universalarzneyen bey verschiednen seiner kindlichgehorsamsten Patienten gewirkt, die sie mit offnem Munde verschlungen hatten.

Sein gröſstes Geheimniß beſtund in einer gewiſſen Art Pillen. Eine jede Doſe davon wickelte er in eine von den Lobſchriften, welche man ihm zu Ehren, und der Nachwelt zur Erbauung, verfertigt hatte, und dadurch erlangte er einen doppelten Nutzen, weil er auf ſolche Art den Leuten ſeine Pillen, und ſeinen Ruhm, zugleich beybrachte. In der That hatten dieſe Pillen eine erſtaunende Wirkung. Kaum hatte ſie der Patient eingenommen, als er ein heftiges Grimmen im Gehirne empfand, das ſo lange anhielt, bis ſich die Natur half, welches aber nicht nach dem ordentlichen Laufe der Natur geſchah; ſondern alle Unreinigkeiten giengen durch die Finger weg, unter was mir dabey am ſeltſamſten vorkam, ſo fiengen die meiſten der Patienten dieſe Unreinigkeiten mit einem Papiere auf, welches ſie ſodann mit einer demüthigen Verbeugung ihrem Arzte ſelbſt widmeten, und zu fernerer Beförderung des guten Geſchmacks überreichten. Sodann erhielten ſie von ihm die Gewalt, unter ſeiner Aufſicht andre zu curiren. Ich habe gemerkt, daß ſie in ihrer Cur oftmals viel heftiger waren, als ihr Oberhaupt, und ich habe es mit meinen Augen geſehen, daß einer derſelben nur einige Schritte von mir einem der Zuſchauer eine ziemliche Anzahl Pillen in den Hals ſteckte, um ihn auch wider ſeinen Willen von dem übeln Geſchmacke zu curiren. Ich habe vergeſſen, zu erinnern, daß der Anführer dieſer kleinen Charlatane erſchreckliche Abentheuer von ſeinen Curen zu erzählen wußte. Das war ihm viel zu wenig, zu ſagen: Dieſen oder jenen gebrechlichen Mann habe ich durch meine herr-

herrlichen Elixiere, durch meine vortrefflichen Pillen curirt! Nein! Zum wenigſten ſein ganzes Vaterland war es, dem er geholfen hatte, und ſo oft ſeine Pillen bey einem Patienten ſo, wie ich oben erzählt habe, durchſchlugen, ſo oft gratulirte er auch dem ganzen gemeinen Weſen. Beynahe hätte ich den wichtigſten Umſtand ganz mit Stillſchweigen übergangen. Ordentlicher Weiſe haben unſre Marktſchreyer etliche Schnuren angereihter Zähne an dem Halſe hangen, welche ſie preßhaften Patienten ausgeriſſen haben, und nunmehr als Siegeszeichen herumtragen. Meine Leſer können wohl glauben, daß unſer Arzt dergleichen redende Zeugen ſeiner Geſchicklichkeit und Erfahrung eben ſo wohl an ſich hangen hatte. Zwar waren es keine Zähne, an deren Stelle aber eine große Schnur zuſammengereihter und auserleſener Donatſchnitzer, welche er aus den Schriften gelehrter Männer herausgehoben hatte. Ich konnte mich bey dem Anblicke dieſer koſtbaren Pracht unmöglich des Lachens enthalten; zu meinem größten Unglücke aber ward ich von einem dieſer witzigen Adepten darüber entdeckt, welcher ſich durch die andern Geiſter drängte, und, indem er auf mich zueilte, einmal über das andre rief: **Halt auf! Halt auf!** Ich ſuchte, mich unter dem Volke zu verbergen, er fand mich aber dennoch, und als er mich angepackt hatte, ſagte er: Laſſe ſich der Herr curiren! Der Herr hat den Staar, einen gefährlichen Staar! Er kömmt nicht aus meinen Händen, bis ich ihm denſelben geſtochen habe! Halte der Herr im Guten, oder ich brauche Gewalt! Hier half weder Bitten

noch Drohen; er fiel über mich her, warf mich zu Boden, und ich würde gewiß die erſchrecklichſten Experimente haben ausſtehen müſſen, wenn nicht mein Begleiter, ich weis nicht mehr, was für ein Mittel, ausfündig gemacht hätte, mich den Klauen meines barbariſchen Wohlthäters zu entreißen.

Indem ich noch vor Schrecken außer mir war, ſo kam ein Schatten, welcher dieſe Gewaltthätigkeiten von ferne wahrgenommen haben mochte, in vollem Laufe auf mich zu. „Proteſtiren Sie, mein „Herr, rief er, als er wohl noch zehen Schritte von „mir war, proteſtiren ſie! Ergreifen ſie das heilſa„me beneficium appellationis! Sie können es be„zahlen, ich ſehe es Ihnen an, Sie haben die gerech„teſte Sache von der Welt. Ich diene Ihnen mit „Vergnügen, und ich will es billig machen, Sie ſollen „es erfahren. Wir wollen unſern Gegner ermü„den, bis er ſelbſt kommen, und einen Vergleich „anbieten ſoll. Ich will Ihnen für ein weniges „Geld Zeugen ſchaffen, ſo viel Sie verlangen. Be„fehlen Sie etwan alte Documente? Ich will gleich „welche zurechte machen. Wir wollen die Sache „durch alle Inſtantien durchſetzen, und verlangen „Sie es, ſo müßte ich meine Praxin ſchlecht verſte„hen, wenn ich es nicht in möglichſter Kürze dahin „bringen wollte, daß Ihr Rechtshandel in dreyßig „Jahren noch eben ſo verwirrt ausſehen ſollte, als „er itzt iſt. Ich bin recht dazu geboren, meinen „bedrängten Clienten beyzuſtehen. Feige werde „ich, dem Himmel ſey Dank, auch durch nichts, und„im Schreiben bin ich unermüdet, ſo lange ich noch

einen

„einen Finger rühren kann. Aber Geld müſſen „Sie freylich haben; denn ich und Ihr Richter kön„nen ohne Geld die Sache nicht recht einſehen. Was „betreffen denn Ihre Streitigkeiten? Machen Sie „mir nur einen kleinen ſtatum cauſſæ, einen ganz „kleinen ſtatum cauſſæ! Aber ja kurz, ſo kurz als „immer möglich, denn ich bin kein Liebhaber von „Weitläuftigkeiten.„ Ich erſtaunte über die boshafte Dienſtfertigkeit dieſer kleinen geſchwätzigen Seele, welche ihr kurzer Mantel kenntlich machte, und die ſo voll Begierde nach meiner gerechten Sache um mich herum ſprang, daß ſie nicht ein Auge von meinem Schubſacke verwandte. Ich fieng ſchon an, zu zweifeln, ob ich den praktiſchen Händen meines rechtlichen Beyſtandes entgehen, und ohne Proceß von ihm loskommen würde, als ich mich beſann, ihn zu bitten, daß er mir ſein Wort halten, und in einer ſehr wichtigen, meine Ehre und ganze Glückſeligkeit betreffenden, Sache, die ich ihm gleich entdecken würde, treulich beyſtehen, vor allen Dingen aber bey meinem Richter es dahin bringen ſollte, daß ich das Armenrecht erlangen möchte. „Das „Armenrecht! rief er mit einer kleinmüthigen Stim„me. Ich wollte Ihnen gern dienen, aber ich ma„che mir ein Gewiſſen daraus, eine Sache anzuneh„men, welche ich gleich beym erſten Anblicke unbil„lig finde. Streiten Sie ja nicht, Sie haben das „gröſte Unrecht von der Welt! Vergleichen Sie Sich „in der Güte, ich rathe es Ihnen wohlmeynend. „Zum wenigſten werde ich mich wohl hüten, an Ih„rem boshaften Vorhaben Theil zu nehmen. Sie

„sollten sich schämen, einem ehrliebenden und gewis„senhaften Advocaten, wie ich bin, dergleichen An„trag zu thun! Leben sie wohl!„

Ich freute mich, daß ich ein Mittel gefunden hatte, mich auf eine solche Art von diesem verdrüßlichen Handel los zu wickeln. Doch diese Freude war nur von kurzer Dauer. Denn ehe ich mir es versah, sprang eine Seele mit einem großen Kober hinter einem Busche hervor, und auf mich los. Ich erschrack, wie leicht zu glauben ist, da ich mir an diesem einsamen Orte von einem so unvermutheten Ueberfalle nichts gutes versprechen konnte. Ich floh, ohne mich umzusehen, und war vor Angst außer mir, als ich fühlte, daß man mich bey den Haaren hielt. Ich wandte mich um, in der Absicht, meinem Verfolger zu sagen, daß ich kein Geld hätte. Aber wie groß war mein Erstaunen, als dieser sich mit einer demüthigen Geberde, jedoch ohne meine Haare loszulassen, vor mir bückte, und zu mir sagte:

Der Ehrfurcht gieb es Schuld, gepriesner Mäcenat,
Das ich aus reger Glut mit demuthsvollen Händen
Den Wunsch . . . .

Ich habe nicht einen Dreyer in meinem ganzen Vermögen; war meine Antwort. Darauf ließ er mich mit einer verächtlichen Miene los, und ich sah ihn zu einem großen Schwarme kleiner Geister eilen, welche einer dicken Seele nachliefen, aus deren prächtigem Anzuge man ihre großen Verdienste und Gaben einigermaaßen wahrnehmen konnte. Ihr Geschrey war so verwirrt, daß ich anfangs nicht zu errathen vermochte, was es bedeuten sollte.

Ich

Ich wagte es aber, näher hinzuzugehen, und hörte einen Miſchmaſch von Altären, von Zierde des Vaterlandes, von Wundern ſeiner Zeit, von Nachwelt, von Unſterblichkeit, und von hundert ſchönen Sachen, deren eine jede, durch die Bank gerechnet, wenigſtens einen Gulden werth war. Beſonders kam mir eine etwas klare Stimme ſehr bekannt vor, welche um ihr Anliegen recht feurig zu verſtehen zu geben, immer über das dritte Wort, O! rief. Es war luſtig anzuſehen, wie unermüdet dieſe kleinen Geiſter ihrem beſungnen Helden nachliefen, welcher, wie man deutlich merken konnte, von dem vielen Weihrauche mehr und mehr aufſchwoll, und durch ſeine hohen Blicke zu verſtehen gab, daß er ſich dieſes Ruhms allerdings nicht unwürdig erkennte. Endlich erbarmte er ſich ſeiner Clienten, kehrte ſich um, und blieb ſtehen. Dieſes vermehrte den Lärm. Die kleinen Seelen ſtolperten über einander weg, und drängten ſich, weil eine jede die nächſte ſeyn wollte. Sie hielten die offnen Hände empor, und ſahen alle mit ſehnlichen Blicken auf den patriotiſchen Geldbeutel ihres theuern Gönners, welcher auch in der That großmüthig genug war, und durch eine reiche Spende ihren ehrfurchtsvollen Magen befriedigte. Ich fragte eine davon, welche ſich vor andern hervorgethan, und ganz aus dem Athem vergöttert hatte; wer denn dieſer berühmte und tugendhafte Mann ſey? wie er heiße? wodurch er ſich um ſein Vaterland ſo verdient, und eines ſo ausnehmenden Lobes würdig gemacht hätte? Das weis ich alles nicht, antwortete ſie mir kaltſinnig; aber heute iſt ſein Geburtstag!

Zwo Seelen, die ich anfangs für Bierschröter ansahe, welche aber, wie ich von meinem Begleiter erfuhr, in ihrem Leben Critici, und ganz abscheulich gelehrte Männer gewesen seyn sollten, verursachten einen großen Auflauf in der Gegend vor dem Stadtthore, wo sich sonst zu gewissen Zeiten die Ringer und Klopffechter von dem Pöbel bewundern lassen. Sie hatten einander auf die grimmigste Art bey den Haaren angefaßt, und ein jeder bemühte sich den andern zu überwältigen. Dieser Kampf war merkwürdig, aber auch ungewiß, weil sie einander beide gewachsen waren. Ich war nicht im Stande, einige Nachricht von den Ursachen ihrer Verbitterung zu erfahren, denn alles, was ich noch hören konnte, waren solche Schimpfwörter, welche vielmals der witzigste Kutscher nicht gelernt hat, wenn er auch in seiner Muttersprache noch so stark ist. Endlich fiel der eine mit großer Heftigkeit zu Boden. Sein Ueberwinder mochte vermuthlich gerechte Sache haben, denn er schlug, aus Liebe zum Vaterlande und zu den schönen Wissenschaften, ganz unbarmherzig mit geballter Faust auf ihn zu. Sie besudelten sich beide, und erregten einen solchen Staub, daß ich nicht vermögend war, weiter etwas von ihnen zu sehen.

Ich richtete also meine Aufmerksamkeit auf die Umstehenden, welche auf verschiedne Art an diesem Abentheuer Antheil zu nehmen schienen. Einige waren so muthwillig, daß sie durch ein unaufhörliches Huß! Huß! diese erhitzten Vertheidiger der Wahrheit in ihren kritischen Untersuchungen noch

mehr

mehr anfeuerten, und ſo oft ein Schlag geſchah, ſo oft bezeigten ſie durch ein leichtſinniges Händeklopfen ihren Beyfall; ja, ich ſah ſo gar, daß einige unter ihnen den Kämpfern Geld zuwarfen, wodurch ſie dieſelben ganz wütend zu machen wußten. Einige der Zuſchauer lachten, und dieſe ſchienen mir am meiſten unparteyiſch zu ſeyn, weil ſie beide für unſinnig hielten. Andre waren bemüht, die Streitenden auseinander zu reißen, aber, ſie bemühten ſich nur vergebens, und verſchiedne waren ſo unglücklich, daß ſie von ihnen in dieſer Unordnung für ihre guten Abſichten empfindliche Stöße bekamen. Die meiſten nahmen Antheil an dieſer Zerrüttung, und es ſchien beynahe ein allgemeiner Krieg zu werden. Ein jeder ſchlug ſeinen Nachbar in die Augen, ohne ihn zu kennen, oder zu wiſſen, warum? Verſchiedne, welche man vorher gar nicht geſehen noch gekannt hatte, und welche ganz ruhig hätten bleiben können, verließen ihren Ort, eilten hinzu, und holten ſich Schläge, nur in der Abſicht, damit man ſie kennen lernen möchte, und ſie ſchienen recht vergnügt zu ſeyn, wenn ſie ſahen, daß man auch über ſie lachte.

Endlich wurden unſre beiden Fechter, welche alle dieſe Unruhe veranlaßt hatten, ihres Streits müde. Sie giengen von einander, und ich war ſo verwegen, den Ueberwinder, welcher den andern von ſeinem guten Geſchmacke ſo handgreiflich überführt hatte, zu fragen, was die Urſache ihres hitzigen Kampfs geweſen ſey. Vermuthlich, ſagte ich zu ihm, haben Sie, mein Herr, Sich des wahren Wohls Ihres Vaterlan-

des angenommen. Vermuthlich haben Sie eine Wahrheit zu vertheidigen gewußt, ohne welche viel tausend Menschen unglücklich hätten werden müssen. Ist es nicht das ewige, so wird es doch wenigstens das zeitliche Wohl ihrer Mitbürger seyn, welches Sie mit Hindansetzung Ihres Ruhms und Ihrer Ehre vertheidigt haben. „Ach! Noch viel mehr! „war seine Antwort; Noch etwas viel wichtigers! „Solche Kleinigkeiten gehen mich nichts an! Be„denken Sie nur einmal, mein Herr, bedenken Sie nur „einmal den Rasenden, den Unsinnigen, das Scheusal „der gelehrten Welt, den ::O!:: Weiter konnte er vor Zorn nichts sprechen. Was ist denn aber das Erschreckliche, das dieser Rasende, dieser Unsinnige begangen hat? „Die ganze Natur möchte sich ent„setzen! antwortete er mir. Abscheulicher ist es nie„mals erhört worden! Turnus! Die Haare stehen „mir zu Berge, wenn ich dran gedenke! Ueberlegen „Sie es nur selbst! Turnus, spricht der verstockte „Bösewicht, habe blaue Augen gehabt. Und ich, „mein Herr, als ein so berühmter Scholiast, der „schon vor zweyhundert Jahren ein großer Mann „gewesen ist; ich habe es ihm aus einem Manuscri„pte des Virgils bewiesen, daß Turnus schwarze „Augen hatte, und gleichwohl hat er mir öffentlich „widersprochen, da er doch mein Schüler gewesen „ist! Ist das wohl erhört?„

Wer war froher, als ich! Nunmehr sahe ich, daß die Welt wohl nicht untergegangen seyn würde, wenn mein Held auch nicht Recht behalten hätte, und ich freute mich, da ich hörte, daß sich ein paar

Kunst-

Kunstrichter aus den vorigen Jahrhunderten lächerlich gemacht hatten. Denn, dem Himmel sey Dank! unsre Kunstrichter machen es gar nicht so. Diese untersuchen die gelehrten Wahrheiten ohne die geringste Heftigkeit, ohne Eigenliebe, ohne Vorurtheil. Mitten in ihren Streitigkeiten sind sie bescheiden. Sie geben mit Vergnügen nach, so bald sie überführt werden, daß ihre Meynung irrig ist, und freuen sich, wenn man sie davon überführt. So machen es unsre heutigen Kunstrichter in diesen gesitteten und aufgeklärten Zeiten. Aber vor Alters war es freylich ganz anders!

Dieses waren ohngefähr meine Betrachtungen, welche ich damals bey mir anstellte, und ich hieng ihnen mit solchem Vergnügen nach, daß ich meinen Führer nicht vermißte, welcher sich indessen in die Höhe begeben hatte, und mir, als ich ihm nach sah, winkte, daß ich ihm folgen sollte. Er zeigte mir von fern in der Stadt die ängstliche Beschäfftigung einer abgeschiednen Seele. Wir begaben uns näher hinzu, und ich ward gewahr, daß sie sehr verhungert aussah. Sie schwärmte um einen prächtigvergoldeten Wagen, welcher vor dem Hause eines Kaufmanns hielt, dessen Name mir wohl bekannt war, sehr vielen aber in der Stadt noch bekannter, als mir, ist, weil sie seinen Staat durch ihren Vorschuß unterhalten müssen. Anfänglich war ich zweifelhaft, was die Absicht dieser unruhigen Seele seyn müßte, und beynahe hätte mich die zerrißne, und übelgeflickte Kleidung auf die argwöhnischen Gedanken gebracht, es sey eine von denen Seelen, welche in der

Welt

Welt eine doppelte Berufsarbeit haben, und die Reisenden entweder um ein Allmosen ansprechen, oder bestehlen. Allein ich merkte meinen Irrthum, als ich näher kam, und sah, daß es die wirthschaftliche Seele des Vaters von diesem jungen Kaufmanne war. Ich erinnerte mich, ihn in seinem Leben gekannt zu haben. Er war der Reichste dieser Stadt, und darum merkwürdig, weil er sich, mit ökonomischen Händen, die Schuhe und Strümpfe selbst geflickt, und es vor allen seinen Mitbürgern in der Kunst, zu hungern, am weitesten gebracht hatte. Wohl nimmermehr hätte er geglaubt, daß sein landüblicher Wucher und seine exemplarische Sparsamkeit seinem Sohne Gelegenheit geben sollte, sich mit lachendem Muthe, und vollen Händen, desjenigen zu entschütten, was er unter Sorgen und Kummer einzeln zusammen gescharrt hatte. Und eben dieses war die beständige Marter, welche seine abgeschiedne Seele seit ihrer Trennung vom Leibe gequält hatte. Jeder Tag gab dem Sohne eine neue Gelegenheit zur Verschwendung, und also auch jeder Tag dieser Seele eine neue Art von Peinigung.

Eben itzt hatte sich der Kaufmann eine Kutsche machen lassen, welche gleich so viel kostete, als sein Vater durch eine vorsichtige Abschwörung eines eigenhändig ausgestellten Wechsels sich und seinen Nachkommen zum Besten verdient hatte. Hätte wohl unsrer Seele irgend etwas empfindlicher seyn können, als dieses? Wohl hundertmal versuchte sie den Kutscher vom Sitze zu werfen, aber vergebens. Dieser war zu körperlich, und die Seele zu ätherisch.

Sie

Sie fiel den Pferden in den Zügel, ſie brauſten; weiter konnte ſie nichts thun.

Sie verließ alſo dieſen unglückſeligen Wagen unter vielen Vermaledeyungen, und ſchwang ſich auf einmal in die Zimmer ihres Sohnes. Ich folgte ihr aus Neugierde nach, und ſahe Wunder. Was konnte ihr erſchrecklicher ſeyn, als der Anblick des koſtbaren Porcellans, der prächtige Aufſatz von Gläſern, und der Glanz etlicher Spiegel, in welchem allem leider ein todtes Capital von vielē hundert Thalern ſteckte? Dreymal ſtampfte ſie auf das ſündliche Canapee. Fünf und achzig Thaler! rief ſie, und ſeufzte. Eine vergoldete Tapete machte ihr eine neue Beängſtigung. Sie fiel auf das Gold zu, ſie ſuchte es abzukratzen; aber freylich vergebens. Hundert Vorwürfe zeigten ſich ihr, aber auch hundert Höllenmartern. Endlich erblickte ſie ein Contobuch. Dieſes ſchien ihr einige Erquickung zu geben. Sie las, ſie ward ruhig, aber dieſe Ruhe war nur von kleiner Dauer. Dann in dem Augenblicke trat ihr Sohn in das Zimmer, hielt ein ſauberbeſchriebnes Pergament in der Hand, auf welchem ich das Wort, **Von**, deutlich ſehen konnte. Er gieng zur Caſſe, vermuthlich in der Abſicht, ſeine ritterlichen Verdienſte geltend zu machen. Welcher entſetzliche Anblick für unſre Seele! So gar das Contobuch ließ ſie liegen. Sie eilte zur Caſſe, ſie ſetzte ſich drauf, ſie ſtemmte ſich nach äußerſtem Vermögen, deren Aufſchließung zu verhindern, ſie ſuchte ſich des unglückſeligen Pergaments zu bemächtigen; aber alles vergebens!

gebens! Der Kaufmann ſchloß mit der gröſsten Zufriedenheit ſeine Caſſe auf. Er langte einen Beutel heraus, welcher wenigſtens ſo wichtig war, als ſechzehen Ahnen, und gieng im Triumphe davon. Nimmermehr werde ich die Verzweiflung vergeſſen, welche unſre Seele von ſich blicken ließ. Sie blieb ganz troſtlos auf der Caſſe liegen. Sie umarmte dieſelbe, und rief mit wimmernder Stimme einmal über das andre: O Levi! O Marx! Dieſe Angſt gieng mir nahe. Ich wollte ſie tröſten. Ich wollte mir von der Urſache ihres Kummers nähere Nachricht geben laſſen. Ich nahm ſie freundlich bey der Hand, und ſagte: „Geben ſie mir doch = = = = „Was! Geben! rief ſie; ich bin ſelber ein armer unglücklicher Mann! Helf euch Gott! So ein groſser „Bengel kann arbeiten! Geht ins Allmoſen!„ Dieſe Antwort verdroß mich; ich eilte davon.

Ich bezeigte gegen meinen Führer wegen verſchiedner Urſachen ein Verlangen, aus der Stadt, und wieder an dem Orte zu ſeyn, wo wir uns vorher befunden hatten. Er war ſo gefällig, mich ohne Weigerung dahin zu begleiten. Wir ſtunden ſtill, und ſahen uns um, ob wir irgendwo eine Seele in einer Beſchäfftigung erblicken möchten, welche unſre Aufmerkſamkeit verdiente. Indem rief jemand hinter mir mit einer gebieteriſchen Stimme: Vorſehn! Ich ſprang auf die Seite, in der Meynung, es wäre vielleicht die abgeſchiedne Seele eines Sänftenträgers. Wie groß war nicht meine Verwunderung, als ich an deren Stelle einen Schatten ſahe, deſſen

dessen Kleidung machte, daß ich, nach der Gewohnheit unsrer Stadt den Huth vor ihm abzog. Er dankte mir mit einer stolzen Miene, welche mich bewog, ihm näher in die Augen zu sehen, und ich fand in seiner Gesichtsbildung eine lächerliche Vermischung von Scheinh ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ chmü ⸗ ⸗
⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ jüdischen und niederträchtigen ⸗ ⸗
⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ usuraria
⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ und Waisen ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗
dennoch eifern ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ kurz ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗
ärger ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ tüssens. * Unter seinem Arme

* In dem eingesandten Manuscripte findet sich hier eine große Stelle, welche, man weis nicht, durch was für einen unglücklichen Zufall, vermuthlich aber auf der Post, dergestalt zerrieben, und unleserlich gemacht worden, daß man, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht im Stande gewesen ist, den eigentlichen Innhalt zu errathen, und die Lücken auszufüllen. Dieser Verlust ist höchlich zu bedauern, weil dadurch diese ganze Erzählung so dunkel und unverständlich gemacht worden ist, daß man gar nicht errathen kann, wer eigentlich dieser Schatten gewesen seyn müsse, welchen der Herr Verfasser im Traume gesehen hat. Die Kürze der Zeit hat es nicht erlauben wollen, ihn um eine Erläuterung darüber zu bitten, zumal da es demselben gefallen hat, den eigentlichen Ort seines Aufenthalts zu verschweigen. Inzwischen ersucht man denselben um eine vollständige Abschrift dieses Charakters. Man hat es ohne sein Vorwissen nicht wagen wollen, solchen gänzlich herauszulassen, und der Eingriff würde zwar vielleicht gelehrt, aber dennoch strafbar gewesen seyn, wenn man solchen selbst hätte ergänzen, und unsre Arbeit für das Original desselben hätte ausgeben wollen. Der beste Rath hat dieser zu seyn geschienen,
wenn

Arme hielt er ein Buch, welches ſehr gebraucht zu ſeyn ſchien. Ich konnte aber auf dem Titel weiter nichts leſen, als die Worte: **Der allzeit fertige** ꝛc. Er ſchien ſehr tiefſinnig zu ſeyn, und murmelte etwas zwiſchen den Zähnen, wovon ich noch dieſes ganz eigentlich verſtund: Der Ketzer hätte mir gar wohl acht pro Cent geben können! Ich fragte meinen Begleiter, ob er dieſen verkappten Wuchrer kenne? Er legte mir aber die Hand auf den Mund, und warnte mich, nicht ein Wort mehr von ihm zu reden.

Die Nachricht, daß ſich die Seele des Cicero in Geſellſchaft verſchiedner Griechen und Römer in dem Garten eines nicht weit von hier gelegnen Landguts habe blicken laſſen, machte unter allen Geiſtern eine große Bewegung. Ein jeder eilte aus Neugier dahin, und ich ſelbſt war unter dieſer Zahl. Der Anblick vergnügte mich, und ſeine Mienen, welche etwas großes zeigten, prägten mir alle diejenige Ehrfurcht ein, welche man dieſer patriotiſchen Seele

ſchuldig

wenn man die ganze Stelle aufs ſorgfältigſte ſo drucken ließe, wie ſie in dem Manuſcripte noch zu erkennen geweſen. Vielleicht erlangt man dadurch bey denjenigen Gelehrten einen großen Beyfall, welche in dergleichen Art von verſtümmelten Schriften, in denen kein Verſtand iſt, die größte Weisheit ſuchen, und ihren Namen durch deren mühſame und wichtige Ergänzung zu verewigen gedenken. Man erwartet von den deutſchen Grutern und Gronoven alle billige Erkenntlichkeit für dieſe kritiſche Aufgabe, und will nur wünſchen, daß durch deren Unterſuchung nicht zu neuer Heftigkeit und Verbitterung in der gelehrten Republik Anlaß gegeben werden möge!

ſchuldig iſt. Ich bemerkte inzwiſchen dennoch etwas niedergeſchlagnes an ihr, welches von einer Scham herrührte, die ich nicht errathen konnte. Um deswillen nahm ich Gelegenheit, mich bey einem Schatten, welcher dem Cicero folgte, und ſein Freygelaßner geweſen ſeyn mochte, darnach zu erkundigen. Er hat wohl Urſache, antwortete mir dieſer, niedergeſchlagen und beſchämt zu ſeyn, weil er erfahren, daß man ihn in euerm Lande den unerbittlichen Händen eines Geſchlechts Preis gegeben, welches, unter dem Vorwande, ihn zu ehren, ihn lächerlich, und, wann es hoch kömmt, aus einem römiſchen Conſul zu einem lateiniſchen Sprachmeiſter macht. Die gröſte Betrübniß für ihn iſt noch dieſe, daß er wegen dieſer Mishandlung ſich bey den Göttern ſeines Landes beſchwert, aber zur Antwort erhalten hat; eben dieſes ſey die Strafe, wozu ihn Pluto verdammt, weil man ihm Schuld gegeben, daß er zum öftern viel Eitels, und einen unanſtändigen Hochmuth an ſich habe blicken laſſen, welcher nicht beſſer gezüchtigt werden könne, als durch ewige Commentatores. Ich erſchrack über dieſes ſtrenge Urtheil des Pluto, welches mir faſt unglaublich vorkommen wollte, wenn ich nicht durch folgende Begebenheit darinnen beſtärkt worden wäre.

Ohngefähr hundert Schritte von uns erblickten wir eine Menge tiefſinniger Seelen in beſtaubter Kleidung. Ihre Schritte waren ernſthaft, und ihr Gang monarchiſch. Sie ſchienen ſehr uneinig unter einander zu ſeyn, und je näher ſie uns kamen,

deſto deutlicher hörte man ihren Streit, ſo gar, daß ihr Aufführer ſich umkehren, und mit drohender Fauſt, und einem fürchterlichen: Me Dius fidius! Friede gebieten mußte. Dieſer Aufzug ſchien die Seele des Cicero ſehr zu befremden. Er vermuthete ſich eines wichtigen Antrags, und glaubte, wie ich nachdem erfuhr, daß es vielleicht Geſandten eines auswärtigen Volks, oder ſo genannter Barbaren, wären, welche ſich aus Hungersnoth gezwungen ſähen, bey dem Rathe und Volke um Brod aus Sicilien oder Aegypten anzuſuchen. Er empfieng ſie mit einer mitleidigen Miene; Aber wie ſehr erſtaunte er nicht, als der Anführer dieſer Proceßion ihm eine ſehr wunderliche Verbeugung aus dem Alterthume machte, welche nach Grävs Berichte zu den Zeiten des Ennius unter den jungen Herren in Rom Mode geweſen ſeyn ſoll. Cicero hielt dieſen erſten Anfall ſtandhaft aus, und es ſchien, daß er den Vortrag mit einiger Ungeduld erwartete. Dieſer erfolgte endlich, nachdem der Orator dieſer Geſandſchaft ſich unter vielen Verzuckungen in die gewöhnliche rhetoriſche Poſitur geſetzt, und mit wiederholter Verbeugung ihm ein erſchrecklichgroßes Buch überreicht hatte, welches viere der ſtärkſten ſeiner Collegen auf ihren Schultern trugen, und auf deſſen Rücken die Worte glänzten: OPERA OMNIA. Cicero entſetzte ſich ein wenig über dieſe ausländiſche Maſchine, noch aufmerkſamer aber ward er, als ihn der Anführer folgendergeſtalt anredete: Omnino, ſi quid eſt in me ingenii, quod ſentio, quam ſit exiguum

guum - - - exiguum - - - quod ſentio, quam ſit exiguum. Vermuthlich mochte dieſe unumſtößliche Wahrheit die Kräfte unſers Demoſthenes ſo ſehr mitgenommen, oder auch der Anblick des Cicero, welchen er ſich ganz anders vorgeſtellt hatte, eine ſo große Verwirrung in ſeinem Gemüthe verurſacht haben. Er hielt eine lange Weile innen, und ließ dem Cicero Zeit, ſich von ſeiner Verwunderung zu erholen, welcher von der ganzen Anrede nicht ein Wort verſtanden hatte, und ſeinen Atticus fragte: Was dieſes für eine Sprache ſey? Denn darauf wäre er wohl niemals gefallen, daß dieſes lateiniſch ſeyn ſollte, ſo fremd und unvernehmlich kam ihm die Ausſprache vor. Endlich erholte ſich unſer Redner, nachdem er ſeine Zuflucht zum Huthe genommen, in welchem das Concept lag. Er verſicherte dem Cicero in dem feinſten und in ciceronianiſchem Lateine, daß er und ſeine Geſellſchaft für Freuden außer ſich wären, und dieſen Tag mit einem weißen Steine bezeichnen wollten, an welchem ſie das Glück gehabt, denjenigen kennen zu lernen, welcher zu ſeiner Zeit das ſchönſte Latein geredet, und deſſen Gelehrſamkeit ihnen zu Erlangung der Leibesnahrung und Nothdurft dienlich geweſen wäre. Er rühmte beſonders ſeine eigne Wenigkeit, da er an den Schriften des Cicero das Werk der Liebe und Barmherzigkeit erzeigt, und ſie in gegenwärtigem bequemen Formate durch die koſtbarſten und tiefſinnigſten Noten, durch Sammlung aller nur erſinnlichen Lesarten, und durch ein erſtaunendes Regiſter brauchbar, und

zugleich ihrer Beiden Namen unsterblich gemacht habe. Zum Schlusse beseufzte er die verstockte Blindheit seiner deutschen Landsleute, welche von einem Gelehrten noch etwas mehr, als lateinisch, fodern wollten, und so gar anfiengen, die Heiligthümer Latiens durch eine Sprache, welche in Deutschland auch der Pöbel verstehen könnte, freventlich zu entweihen. Hier beschloß er seinen Vortrag mit einem freudigen Dixi! und Cicero, welcher überdrüßig seyn mochte, einem ihm unverständlichen Gewäsche zuzuhören, antwortete nichts weiter, als: Cura, vt valeas! und ließ ihn stehen.

Seine Abwesenheit bewog uns, diesen Ort auch wieder zu verlassen. Wir kehrten zurück, und es begegnete uns eine Seele, welche sich uns mit taumelnden und schleichenden Schritten zu nahen schien. Sie dehnte sich, sie wischte die Augen, und gähnte zu zweyenmalen so laut, daß ich stehen blieb, um zu sehen, ob sie aufwachen, oder einschlafen würde. Nach einer langen Weile kam sie uns so nahe, daß ich weichen mußte, aus Furcht, von ihr getreten zu werden. Mein Führer winkte mir, und ich merkte bald, seine Meynung wäre, daß ich mich in ein Gespräch mit ihr einlassen sollte. Ich that es, und redete sie mit lauter Stimme an, um sie zu ermuntern. Kaum aber hatte ich ein paar Worte gesagt, als sie die Augen erschrecklich weit aufsperrte, die Arme von sich streckte, auf den Rasen niedersank, und weiter nichts sagte, als: **Gute Nacht!** und in dem Augenblicke schlief sie auch sanft und ruhig.

Ich

Ich war verdrüßlich, daß ich mich von meinem Führer hatte bewegen lassen, diese träge Seele anzureden. Er lachte aber nur, und sagte: Ich habe wohl gewußt, daß es dir nicht anders gehen würde, als wie es mir, und noch vielen hundert Seelen, gegangen ist, welche mit ihr haben reden wollen. Dieses ist eben die Seele des berühmten Träumers, welcher in seinem Leben so oft auf dem hamburgischen Walle nur darum spatzieren gefahren ist, daß er in seiner Kutsche desto gemächlicher schlafen könnte. Eben darinnen bestund seine einzige Arbeit. Keine Leidenschaft hat ihn jemals stören können. Dieses brachte ihn zu einem feisten Körper, und sehr hohen Alter. Man hat niemals zuverläßig erfahren können, wie lange er gelebt habe; So viel aber ist gewiß, daß er etliche funfzig Jahr geschlafen hat. Seine Vorältern hatten in ihrer Handlung durch eine unermüdete Arbeit und Wachsamkeit so viel erworben, daß ihr Sohn mit der größten Gelassenheit schlafen konnte. Er ist eben derjenige, welcher die Sonne in seinem ganzen Leben nicht hat aufgehen sehen. Es ist lächerlich genug, wenn es wahr ist, was mir einige Schatten von ihm erzählt haben. Sie sagen, es sey noch sehr früh und in der Morgendämmerung gewesen, als er gestorben. Seine Seele habe sich anfangs gar nicht entschließen können, sich von dem Bette zu entfernen, worinnen es ihr so lange Jahre wohlgegangen, und worinnen sie jederzeit ihre größte Glückseligkeit gefunden. Endlich sey sie doch genöthigt worden, solches zu verlassen, weil sie der Lärm, und

das geschäfftige Bezeigen ihrer Hinterlaßnen beunruhigt, und beynahe munter gemacht hätte. Sie habe sich mit halbgeschloßnen Augen aus dem Zimmer gewagt, und sey gleich zu der Zeit in diese Gegend gekommen, als die Sonne hervorgebrochen. Dieser Anblick sey ihr unerträglich gewesen, daß sie die Hand vor das Gesicht gehalten, und getaumelt habe; nicht anders, als ein Gefangner, welcher viele Jahre unter der Erde gesessen hat, und auf einmal an das Tageslicht kömmt. So viel ist indessen gewiß; so lange ich ihn kenne, so lange hat er sich auch in dieser Gegend aufgehalten, wo er noch itzt schläft, ohne sich zu bekümmern, wo er eigentlich sey, oder was um ihn herum vorgehe. Einige seiner Landsleute haben mich versichert, daß er beständig träge, und unempfindlich gewesen, und wenn er auch gegessen, getrunken, oder sonst etwas gethan, was er zur Erhaltung seines Körpers unumgänglich thun müssen: So habe man doch eigentlich gemerkt, daß es mit der größten Schläfrigkeit geschehen sey. Zuweilen hat er ausgesehen, wie ein andres vernünftiges Geschöpf, welches wacht, so bald er aber angefangen, den Mund zu bewegen, wie ein wachender Mensch, welcher reden will, so hat man gleich gemerkt, daß er in der That sehr fest geschlafen, denn seine Worte sind eben so verwirrt, und ohne Verstand gewesen, wie die Worte derer sind, welche man noch vor Mitternacht in ihren Träumen stört. Unterdessen hat er doch ein sehr exemplarisches Ende genommen. Anfänglich ist er ungemein unruhig gewesen, als

ihm

ihm sein Seelsorger auf des Arztes Anrathen die Nachricht gebracht, daß er sterben müsse. Er hat durchaus davon nichts hören wollen. Bey den erbaulichsten und tröstlichsten Beschreibungen von der Glückseligkeit jenes Lebens, hat er mit dem Kopfe geschüttelt. Als aber sein Beichtvater von ohngefähr die Worte sagt: Wie glückselig sind die, welche zur ewigen Ruhe gelangen, und selig entschlafen! so drückt er ihm die Hände, gähnt ihn an, und stirbt.

Diese Erzählung machte, daß ich noch einige Zeit vor dieser träumenden Seele stehen blieb. Ich konnte sie nicht ohne Mitleid ansehen. Wie unglückselig, dachte ich bey mir selbst, ist so ein Mensch, welcher in der Welt lebt, ohne im geringsten die Pflichten zu erfüllen, die er sich und seinen Mitbürgern schuldig ist. Seine Trägheit verhindert ihn, des Vergnügens zu genießen, welches ihm tausend angenehme Gegenstände zeigen. Wäre er nur einigermaaßen aufmerksam, so würde er nicht einen Schritt thun können, ohne die Pracht der Natur zu bewundern, in welcher sich die Größe des allgemeinen Schöpfers entdeckt. Er genießt sein Vermögen nicht, weil er es, wenn es hoch kömmt, nur anwendet, sich durch unordentliches Essen und Trinken in seiner Trägheit zu erhalten. Des edeln Vergnügens muß er entbehren, welches diejenigen empfinden, die Gelegenheit suchen, auch andre glücklich, und durch eine vorsichtige Austheilung ihres Vermögens mehr, als eine Nachwelt, sich verbindlich zu machen. Sein Leben ist

ein beſtändiger Tod, und eine Marter für diejenigen, welche mit Schmerzen auf ſein Abſterben warten, weil er erſt alsdann anfängt, ihnen nützlich zu werden.

Ich glaube, ich wäre in dieſen ernſthaften Betrachtungen noch weiter fortgefahren, ehe ich mir es aber verſahe, bekam ich mit einem Prügel einen ſo heftigen Schlag auf den Kopf, daß ich ganz ſchwindlicht darüber ward, und daß mir der Huth auf die Erde fiel. Ich kehrte mich voll Verdruß um, in der Abſicht, denjenigen zu ſehen, welcher vermögend wäre, dergleichen niederträchtige Grobheit zu begehen. Ihr ſeyd ſehr unbeſcheiden, mein Freund, fuhr ich ihn mit Heftigkeit an, daß ihr Leuten, die ihr nicht kennt, und die euch nichts gethan haben, auf eine ſo ungeſchliffne Art begegnet! Und ihr ſeyd ein ziemlicher Narr, wie ich merke, verſetzte er mit einem lauten Gelächter, daß ihr einen witzigen Scherz übel nehmt. Merkt ihr denn nicht, daß ich ein ſatyriſcher Kopf bin? Dieſe unverſchämte Antwort bewog mich, ihn genauer anzuſehen, und ich entſann mich, ihn gar wohl gekannt zu haben, weil er erſt vor einem Jahre geſtorben war, und ſich über einer Satyre zu Tode geſchimpft hatte.

Ich war durch dieſe verdrüßliche Begebenheit ſo unruhig geworden, daß ich befürchtete, es möchte mir vielleicht noch ein witziger Kopf aufſtoßen, und mich braun und blau ſatyriſiren. Um deswillen that ich meinem Begleiter den Vorſchlag, daß wir uns in eine ſchattichte Gegend zurück ziehen

hen wollten, welche vor uns lag, und von der ich glaubte, daß es darinnen, wo nicht einſamer, doch ſicherer ſeyn würde.

In beiden betrog ich mich. Ich erblickte daſelbſt eine große Geſellſchaft, die meiſtens aus Frauenzimmern beſtund. Weil ſie in eben der Stadt gelebt hatten, wo ich mich aufhielt, ſo kannte ich ſie alle, und ich fand ihre Beſchäfftigungen nicht im geringſten verändert. Sie ſpielten, ſie tranken Caffee, manche redeten gar nichts, die meiſten aber ſchlugen ein ſo lautes Gelächter auf, daß ich begierig ward, dieſe zuerſt zu beobachten. Ich nahte mich ihnen, ich hätte aber nicht gemeynt, daß eben ich die Urſache dieſer allgemeinen Lebhaftigkeit und Freude geweſen wäre. Je näher ich kam, deſto heftiger fiengen ſie an, zu lachen. Ich verlangte von ihnen die Urſache zu wiſſen, aber ſie waren ſo boshaft, und ſagten mir ſolche nicht. Doch eine von ihnen, um welche ich mich in ihrem Leben, durch ein ganz artiges und ſinnreiches Sonnet auf ihren Mops, ſehr verdient gemacht hatte, war ſo dankbar, und half mir aus meiner Verwirrung. Ich will es Ihnen nur ſagen, ſprach ſie zu mir, warum wir ſo luſtig ſind. Wir hatten ſchon viel Stunden lang in der verdrüßlichſten Stille beyſammen geſeſſen, ohne ein Wort zu reden, weil wir müde waren, die Trachten, den Gang, und die Mienen aller der Seelen, die bey uns vorbey gehen mußten, zu beurtheilen. Auch mit den Abweſenden waren wir bereits fertig, ja, was das allerbetrübteſte war, ſo waren wir auch ſchon darüber

über einig, daß es heute schönes Wetter wäre. Wir sahen einander ganz niedergeschlagen und verdrüßlich an, die Zeit ward uns lang, und, wenn dieser artige Herr hier, einer von meinen ehemaligen Schäfern, den sie noch wohl kennen müssen, nicht zuweilen gepfiffen hätte, so glaube ich, wir würden vor langer Weile gar eingeschlafen seyn. Von ohngefähr erblickten wir sie von weitem, und zwar in einer Positur, die wichtig genug war, daß wir alle aus vollem Halse lachten. Hier hielt sie inne, stemmte beide Arme in die Seite, und fieng von neuem mit ihrer ganzen Gesellschaft ein so lautes Gelächter an, daß ich ganz beschämt da stund. Merken Sie es denn noch nicht? fuhr sie fort, als sie einigermaaßen sich erholt hatte. Um des Himmels willen, sehen Sie doch ihren Huth an, wie bestaubt er aussieht! Wenn dieses allein an mir das Lächerliche ist, antwortete ich, so kann ich ihm bald abhelfen. Ich erzählte ihnen, daß mir ihn ein witziger Geist vom Kopfe gescherzt hätte, wodurch er eben so staubigt geworden wäre. Ich machte ihn wieder rein, und dadurch benahm ich ihnen auf einmal diese reiche Materie ihrer Lebhaftigkeit, so gar, daß sie von neuem in ein tiefsinniges Stillschweigen verfielen, so, daß ich selbst nicht länger Lust hatte, mit ihnen zu gähnen.

Ich schlich mich um deswillen unvermerkt fort, und traf nicht weit davon, in Gesellschaft andrer Frauenzimmer, die Seele eines Stutzers an, welcher in seinem Leben eben diese Gesellschaft durch seine Einfälle ergetzt hatte, die sie damals galant,

unge-

ungezwungen, ſinnreich, und, ich weis ſelbſt nicht mehr, wie vortrefflich nannten. Ich fand ihn aber, wider die Natur der andern abgeſchiednen Seelen, ganz verändert. Er war ſtumm, trocken, nicht eine einzige Perſon in der Geſellſchaft ſchien das artige und witzige Weſen, ſo er vormals gehabt, an ihm zu finden. Ich bezeigte ihm meine Verwunderung darüber. Er zuckte die Achſeln und verſicherte mich, er ſey die Unglückſeligſte unter allen Seelen. Sein Abſterben ſey ihm ſo plötzlich und unvermuthet gekommen, daß er in der Eil weder Uhr, noch Stockband, noch Tabaksdoſe mit ſich genommen. Drey Sachen, rief er, in welchen meine ganze Lebhaftigkeit, mein ganzer Witz beſtund! Was iſt doch der Verſtand eines Stutzers ohne dieſe Stücke? Wenn ich einen artigen Scherz machen will, ſo vermiſſe ich mein Stockband, und meine feinen Einfälle auf einmal. Ich bin nicht im Stande, das geringſte Urtheil von Staats- und gelehrten Sachen, ja nicht einmal von einem Gedichte zu fällen, weil ich keine Prieſe Tabak nehmen kann! Ich bedauerte dieſen entkräfteten Stutzer um deſto aufrichtiger, da ich ſchon in meinem Leben dergleichen Geſchöpfe niemals ohne herzliches Mitleiden anſehen können. Ich war nicht im Stande, ihm zu ſeinem Witze wieder zu verhelfen, um deswillen erſann ich eine Urſache, welche mich, wie ich vorgab, nöthigte, ihn zu verlaſſen.

Mein Begleiter war eben im Begriffe, mir die bekannte Geſchichte von der abgeſchiednen Seele

eines

eines Harlekins zu erzählen, welche ihre bunte Kleidung und zugleich allen Harlekinsverstand verloren hatte; als wir durch ein neues Abentheuer gestört wurden. Eine Frauenzimmerseele, die ich nicht wahrgenommen hatte, weil ich ihr den Rücken zukehrte, war mir nachgeschlichen, und fiel mir von hinten zu um den Hals, um welchen sie die eine Hand schlug, mit der andern aber die meinige auf eine so zärtliche Art drückte, daß ich aus dieser wollüstigen Beredsamkeit mehr errathen konnte, als wenn sie sich mündlich erklärt hätte. Ich konnte leicht merken, daß es eine von den irrenden Schönen wäre, und die Dunkelheit des einsamen Orts, wo wir uns befanden, vermehrte meinen Verdacht. Sie schien in mich so verliebt zu seyn, als es eine Person von dergleichen Charakter zu seyn fähig ist. Ich spürte deutlich, daß sie alle Augenblicke erhitzter, und in ihrer Vertraulichkeit immer unverschämter ward. Ich war begierig, dieser dreisten Schöne ins Gesicht zu sehen. Ich fand ein Mittel, mich von ihren Armen loszumachen. Ich wandte mich um. Welcher Anblick! Ich sprang zurück! Bist du es? sagte sie, und gieng kaltsinnig fort. Meine Leser werden es wohl ohne Note errathen können, daß dieses die Seele meiner Frau war. Sie hatte mich verkannt, darum that sie freundlich. So bald sie mich sah, ward sie verdrüßlich, und floh. Ich freute mich, daß sie gieng. Wird nunmehr jemand noch zweifeln, daß unsre Seelen nach dem Tode eben dasjenige thun, was sie am meisten in ihrem Leben gethan haben?

Ein

Ein ängstliches Wimmern, welches ich nicht weit von mir hinter einem dicken Gesträuche hörte, machte mich aufmerksam. Ich eilte aus Mitleid hinzu, weil ich gewiß glaubte, es müßte diese ächzende Seele ein großes Unglück betroffen haben. Ich fand sie unter einer Buche liegen, in der Kleidung, wie die Dichter, und unsre Comödianten, ihre Schäfer vorstellen. Er hielt einen Hirtenstab in der Hand, an welchem ein grünes Band hieng, welches er unter tausend Seufzern mit solcher Entzückung küßte, daß er mich nicht eher gewahr ward, als bis ich bey ihm stund. Endlich sah er mich mit zerstörten Blicken an. Er sprang auf, fiel vor mir nieder, umfaßte meine Knie. „Grausame! „rief er; hast du dich doch endlich bewegen lassen? „Ich sehe schon, anbetenswürdige Sylvia, ich sehe „schon in deinen Augen das Mitleid, welches du ge„gen den unglückseligen Thyrsis hegst!

„Ach strenge Sylvia! warum verachtst du mich?
„Die Sonne brennt, und wirft die Strahlen unter sich;
„Luft, Feld, und Erde brennt, die kühlen Steine brennen
„Von Flammen, die auch schon die jungen Lämmer kennen;
„Dein Thyrsis aber fühlt mehr, weder alle Pein;
„Und du alleine nur willst Schnee und Kälte seyn?
„So bald ich neulich dich, (du wirst es wohl noch wissen)

Du irrst dich mein Freund, sagte ich zu ihm, ich bin nicht deine Sylvia, und dennoch = = = „Ja, „verstelle dich nur, rief er mit einer rechten Schä„ferwut, verstelle dich nur, du mörderische Schö„ne! Freylich bist du nicht meine Sylvia! Me„nalks Sylvia bist du! Glückseliger Menalk!

„Ver-

„Verlaßner Thyrsis! Ich habe es mit meinen Au„gen gesehen, daß Menalk den Straus auf seinem „Huthe getragen, den ich für dich, nur für dich „allein, gebunden hatte. Ich setzte dich zur Re„de, die Hirten wissen es alle. Du antworte„test mir nicht einmal! Du eiltest von mir! Du „giengst zu deiner Heerde! Unempfindliche Schä„ferinn! Sind meine Flammen strafbar, so strafe „mich, aber strafe vorher dich selbst, denn nur die „Blitze deiner Augen sind es, welche mich in Brand „gesetzt haben.

„Wer böse Zauberey getrieben,
„Dem wird das Feuer sonst in Rechten zuerkannt.
„Ich weis von solcher nichts, und wollte nur was lieben,
„Und werde doch darum verbrannt.
„Der Richter, welcher mich so grausam will verdammen,
„Schlägt selbst das Feuer auf, und trägt das Holz zusammen.

Nunmehr fieng mir an, beynahe Angst zu werden, und ich wünschte mir, aus den Händen dieser schwärmenden Seele befreyt zu seyn. Er hielt meine Knie so fest umschlossen, daß es nicht möglich schien, mich von seiner Zärtlichkeit frey zu machen. Endlich aber gelang es mir. Ich wollte zurück, aber dadurch ward mein Schäfer ganz außer sich gebracht. Er faßte mich von neuem bey der Hand, und sagte: „O Sylvia! Ich bitte dich bey den „Göttern dieser Flur! Höre einmal auf, grausam „zu seyn! Wenn dein Herz nicht noch härter ist, „als jene Felsen, so laß dich mein Unglück rühren! „Laß mich seufzen! Ich beschwöre dich bey den „Nymphen, welche dort hinter jenem Busche lau„schen,

„ſchen, und bey den chryſtallnen Fluthen, welche hier „über dieſe Kieſel rollen, habe Mitleiden mit dem „Unglückſeligſten!

„Laß mich ſeufzen, laß mich klagen,
„Und den ſtummen Buchen ſagen,
„Wie mich Sylvia gequalt!
„Gönnt mirs ihr verſchwiegnen Bäume,
„Daß ich von der Marter träume,
„Die mein Mund ſo oft erzählt!
„Laß mich ſeufzen, laß mich klagen,
„Und den ſtummen Buchen ſagen,
„Wie mich Sylvia gequalt!

Hier konnte ich mich nicht länger enthalten, über dieſen Opernſchäfer zu lachen. „Und du lachſt „noch! ſchrie er, indem er von der Erde aufſprang. „Und du ſpotteſt noch mit meiner Verzweiflung!

„Nun weis ich Aermſter nicht, was weiter übrig iſt,
„Als daß ich meinen Rumpf an einen Eichbaum benke,
„Vielleicht liebſt du mich todt, weil ich dich lebend kränke.

Kaum hatte er dieſe Worte geſagt, als er von mir, und in die Sträucher eilte!

Ich erſchrack, ich befürchtete; ſeine Verzweiflung dürfte nicht ohne Wirkung ſeyn. Ich wollte ihm nachgehen, um ſeiner Raſerey Einhalt zu thun, aber mein Führer hielt mich zurück. Du kannſt ganz ruhig ſeyn, ſagte er. Dieſes iſt der Schatten eines von den Schäfern, welche ihr Leben am höchſten bringen, wenn ſie alle Tage verzweifeln, und welche ſich niemals beſſer aufbefinden, als wenn ſie von Gift und Dolche reden. Er war in ſeinem Leben ſehr zärtlich, und glaubte, für keine Creatur ſchicke es ſich beſſer zärtlich zu ſeyn, als für einen

Schäfer.

Schäfer. Er ward also ein Schäfer, nur in der Absicht, damit er recht regelmäßig seufzen könnte. Tag und Nacht war er beschäfftigt, durch Lesung solcher Schriften sich vollkommen zu machen, welche von Feuer und Flammen rauchten, und von verliebtem Mord und Todschlägen voll waren. Und eben dadurch gerieth sein Gehirn in solche Unordnung, daß er, als ein arkadischer Don Quichott, auf Abentheuer ausgieng. Diese grausame Sylvia, für welche er dich ansah, ist nirgends anders, als in seiner Einbildung, möglich gewesen. Sein ganzes Leben hat er in dergleichen Entzückung zugebracht, und noch auf dem Todbette hat er von nichts, als Klee und Milch, geredet; ja so gar den Arzt, als ihm dieser an den Puls fühlen wollen, hat er auf dem Rücken gestreichelt, weil er ihn für seinen Hylax hielt. Du darfst dich also nicht wundern, daß er dich schlechterdings zu seiner Sylvia machen wollte. Ich glaube nicht, daß außer ihm in der ganzen Welt noch ein Schäfer gewesen ist, welchen seine verderbte Einbildung so gar sehr wahnwitzig gemacht; doch soll es, wie man mir gesagt hat, noch hin und wieder verschiedne Seladonchen geben, welche einen ziemlichen Ansatz zu dieser hitzigen Krankheit haben.

Zum größten Unglücke entdeckte mich der Schatten meines ehemaligen Schneiders. Es war nicht möglich, ihm aus dem Wege zu gehen, so sehr ich es auch wünschte, weil ich mich noch wohl erinnerte, wie unerträglich er in seinem Leben, durch sein unermüdetes und politisches Geschwätz, gewesen war.

Es half aber nichts, ich mußte mich gefaßt machen, seine tiefsinnigen Beurtheilungen von Staatssachen noch einmal auszuhalten. Die Freude war ganz außerordentlich, die er darüber bezeugte, daß er mich hier sehen sollte. Hundert Fragen that er an mich, und ließ mir nicht Zeit, eine einzige zu beantworten. „Sie sind doch allemal fein gesund „gewesen; sagte er? Sie haben sie doch alle wohl „verlassen? Und Ihre Jungfer Muhme? = = Sie „werden mich wohl verstehen? Nun das will ich „eben nicht sagen. In der That wollte ich ihr es „gönnen. Das Mädchen ist gut. Lebt denn der „alte Hauptmann noch? Ich habe tausend Spaß „mit ihm gehabt. Was ich Ihnen sage. Der „konnte recht erzählen, wenn er bey Humor war! „Den pommerischen Krieg, den wußte er auf ein „Haar! Ohne Flatterie! Er würde gewiß ganz „anders abgelaufen seyn, wenn er nicht abgedankt „hätte. Aber hören Sie nur an. Ich weis nicht, „das Ding sieht sehr bunt aus. Mit meinem Wil„len ist es gar nicht geschehen, daß Prinz Carl „übern Rhein gieng. Es war doch nun mit alle „dem, wie es war? Der Franzose, es mag nun „seyn, wie es will, er ist doch einmal der Franzo„se, und ein Christ, so gut als wir. Was ich Ih„nen sage. Er hätte es können bleiben lassen, „Mit alle dem mag der Rhein ein ziemlich breites „Wasser seyn. Aber hören Sie nur an. Ich den„ke, ich denke, es soll bald anders werden. Der „eine von den Herren Cantons = = Ich will es

„Ihnen ſchon einmal erzählen, wenn wir allein „ſeyn werden. Vor dem Türken? Ach! der Blut„hund, der darf ſich nicht breit machen! Was ich „Ihnen ſage. Das merkte ich gleich im voraus, „ohne Flatterie. Meine Großmutter ſeliger ... „ich weis nicht, ob Sie ſie werden gekannt haben. „Es war eine kleine bucklichte Frau. Sie wohn„te hinten am Walle. Hören Sie, das war eine „Frau! Sie hat mich noch aus der Taufe geho„ben. Es gieng bey ihrem Teſtamente auch mit „Kräutern zu. Was geſchehen iſt, das iſt geſche„hen. Ich habe, gottlob, auch mein Brod ge„habt. Ich ſpreche immer: Ehrlich währt am „längſten; und mein kleiner Chriſtel war noch da„zu ihr Pathe. Ja, was wollte ich denn ſagen, „ich habe es ganz drüber vergeſſen! Ja, der Tür„ke ...“ Ja, ja, der Türke, antwortete ich voll Verdruß, ich kenne ihn wohl, aber hier läßt es ſich davon nicht gut reden. Wir ſprechen einander ſchon weiter, itzt habe ich nicht Zeit, mich länger aufzuhalten. Ich ließ ihn ſtehen, und gieng fort.

Indem hörte ich hinter mir ein lautes Gelächter. Ich wandte mich um, und erblickte eine Seele, welche ſo verhungert ausſah, wie ein Goldmacher, und ſo tückiſch, wie ein Schatzgräber. Sie drückte mir ſehr vertraulich die Hand, und ſagte: „Sie haben recht wohl gethan, daß Sie Sich „den unſinnigen Schwätzer vom Halſe geſchaft„haben.

„haben. Ich habe Ihrem ganzen Gespräche zu„gehört, und mich über Ihre Geduld gewundert. „Es ist ewig zu bejammern, daß es Leute giebt, „die sich um Sachen bekümmern, welche sie nicht „verstehen. Wenn es nur Schneider wären, wel„che sich in politische Händel mischten, so möchte „es allenfalls noch hingehen, und es würde sich „vielleicht darüber lachen lassen. Aber, es giebt „Männer mit großen Perücken, die es nicht viel „besser machen, als Ihr Schneider. An statt, „daß sie für ihre Pflicht, und für das Beste ih„res Vaterlandes sorgen sollten; so sitzen sie bey„sammen, und plaudern über die Zeitungen. Ich „bin, wie Sie mich hier sehen, in meinem Leben „auch aus dem politischen Stande gewesen, und „habe dabey Gelegenheit gehabt, einzusehen, was „das heiße, ein Land zu regieren. Mit einem „Worte! Ich war eines Edeln Hochweisen Raths „Straßenbereuter, ein geschworner Mann, und „hatte meine theure Pflicht. Die Finanzsachen „waren meine liebste, und vornehmste Arbeit, und „wenn es nach meinem Vorschlage gegangen wä„re, die Stadtcasse hätte alle Jahre um hundert„tausend Thaler reicher seyn müssen. Aber frey„lich, wie es nun geht! Wer etwas versteht, der „hat seine Feinde. Der Bürgermeister merkte, „daß ich ihn übersehen konnte, das war schon ge„nug, mich zu stürzen. Nur mein Vaterland „dauert mich, dem ich zu frühzeitig entrissen wor„den bin. Tag und Nacht habe ich mitten in

„meiner schweren Berufsarbeit auf Mittel und „Wege gesonnen, das Wohl meiner Mitbürger „in beßre Aufnahme zu bringen. Ich merkte „wohl, in was für einen kläglichen Verfall das „Finanzwesen gerathen war, denn als ich um eine „Zulage für meine patriotisch geleisteten Dienste „ansuchte, so gab man mir abschlägliche Antwort, „und zur Ursache gab man dieses an: Es sey kein „Geld in der Casse. Von diesem Augenblicke an „nahm ich mir vor, meinem Vaterlande unter die „Arme zu greifen. Alle Tage gab ich ein neues „Mittel an die Hand, die gemeinen Einkünfte zu „erhöhen, und eben dadurch verdiente ich den „würdigen Beynamen des Projectmachers. Ja, „mein Herr, hätte man mir nur gefolgt. Ich „hatte auch meine theure Pflicht auf mir, so gut „als der Bürgermeister; und gleichwohl wiesen „sie mich mit meinen Vorschlägen allemal ab. „Was meynen Sie? Ich machte ein Project, daß „man die Geistlichen abschaffen, ihre Besoldungen „einziehen, und die Rathsherrn anhalten sollte, „daß sie selbst nach der Zeche, und zur Fröhne, „predigen müßten. Was hätte man nicht ein „Jahr lang in der Stadt ersparen können? Und „den Geistlichen war ich so nicht gut, besonders „unserm dicken Oberpfarrer, der hätte es auf die„se Art gewiß empfinden sollen, was das heiße, „einen geschwornen Mann von der Kanzel zu wer„fen. Glauben Sie wohl, daß mein Vorschlag „angenommen ward? Ich versuchte es auf eine

„andre

„andre Art. Ich überreichte eine Schrift, in wel„cher ich aufs deutlichſte ausgerechnet hatte, daß „die Stadtcaſſe alle Monate um dreytauſend „Thaler vermehrt werden würde, wenn eine jede „Frau, welche die Herrſchaft über ihren Mann „führte, monatlich drey Mark zur Einnahme er„legen müßte. Hätte wohl ein Vorſchlag billiger, „und vernünftiger ſeyn können, als dieſer? Aber „es fehlte nicht viel, daß mich nicht alle Weiber, „von der Bürgermeiſterinn an bis auf meine eigne „Frau, geſteinigt hätten. In der That durfte „ich mich vier Wochen lang nicht ſehen laſſen, und „das war die Belohnung für meinen wohlgemeyn„ten Eifer. Dennoch ward ich nicht müde, in der „Hoffnung, daß wenigſtens einmal meinen Mit„bürgern die Augen zu ihrem Beſten aufgehen wür„den. Unſer Küſter, welcher auch kein Narr ſeyn „wollte, gab mir unter den Fuß, ich ſollte eine Vor„ſtellung thun, daß man auf die Möpſe eine Kopf„ſteuer legen, und daß die Gratulanten ordentliche „Hauſierzeddel löſen, auch alle ihre Glückwünſche „auf Stempelpapier drucken laſſen ſollten. Aber „ich weis nicht, das Ding kömmt mir zu überſtu„diert vor, und ich traue Ihnen die Einſicht zu, „daß Sie geſtehen werden, daß meine Projecte „nicht allein die beſten und einträglichſten, ſondern „auch die vernünftigſten ſind, denn ich habe meine „theure Pflicht. Was meynen Sie davon? Sa„gen Sie mir es offenherzig!„

Ich weigerte mich anfänglich, endlich aber gestund ich, nach meiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit, daß mir des Küsters seine Einfälle nicht unrecht zu seyn schienen. Die Menge der Gratulanten sey so ansehnlich, daß aus den Hausierzeddeln, und aus dem Stempelimpost, der auf die guten Wünsche gelegt werden sollte, der gemeinen Stadtcasse eine große Summe zuwachsen könnte. Es wäre dieses auch, als eine gewisse und beständige Einnahme, anzusehen, da man nicht befürchten dürfte, daß diese Art von poetischen Insecten jemals vergehen würde, wenigstens so lange nicht, als es noch Leute gäbe, welche sich von Geburts- und Namenstagen nähren müßten. Es gereiche auch dieses dem gemeinen Wesen nicht zur Last, weil man dergleichen mechanischen Dichtern gar wohl zulassen könnte, daß sie ihre unterthänigste Devotion um etliche Schillinge steigerten. Die Kopfsteuer auf die Möpse habe meinen völligen Beyfall, zumal, wenn sie bey Strafe der Confiscation ausgeschrieben würde. Denn ich wüßte gewiß, ein jedes Frauenzimmer würde ihren Schooßhund gern mit zwölf bis funfzehen Mark lösen, und die Summe lieber geben, als wenn man auf die Männer eine Kopfsteuer legte; wenigstens würden sich in diesem letztern Falle viele vor der Strafe der Confiscation nicht fürchten. Hingegen könnte ich ihm nicht verhalten, daß durch seinen Vorschlag eine große Unordnung in den Familien vorgehen dürfte, wenn die Weiber ihre Herrschaft über die Männer mit

drey

drey Mark erkaufen müßten. Diese würden es alsdann entgelten sollen, und sie würden es auch nicht einmal zulassen, daß die Weiber den Beytrag entrichteten, weil ein Mann es nicht leicht zugestünde, daß seine Frau Herr sey, so, wie ein jeder nur seinen Nachbar für einen guten geduldigen Mann, niemals aber sich selbst dafür hielte. Der Vorschlag wegen Abschaffung der Geistlichen wäre so abgeschmackt, und parteyisch, daß ich gewiß glaubte, es könnte auf denselben niemand fallen, als ein Straßenbereuter. Der geistliche Stand habe allemal das Unglück, denen am meisten zu misfallen, welche den wenigsten Verstand besäßen, und man fände, daß ordentlich der Pöbel = = = „Was! Pöbel! rief „mein Projectmacher mit einer grimmigen Stimme; „Weis der Herr wohl, was er redet? Weis der Herr „wohl, wer ich bin? Weis der Herr wohl, daß ich „ein geschworner Mann bin? Daß ich meine theu„re Pflicht habe? Das soll er mir nicht umsonst ge„than haben! Er ist ein Verräther des Vaterlan„des! Ein Rebell! Ein Meyneidiger! Ich will ihm „meine theure Pflicht = =„ und damit fiel er über mich her, und würgte mich mit seinen patriotischen Klauen dergestalt, daß ich seine Liebe zum Vaterlande auf das erschrecklichste empfunden haben würde, wenn nicht mein Begleiter mit einer Hand voll Geld seine theure Pflicht besänftigt hätte. So gleich ließ er mich los, und gieng fort.

Nunmehr könnte ich mit Ehren von meinem langen Traume ganz unvermuthet aufwachen. Was

wäre wohl natürlicher, als daß ich mich mit dem Kopfe an das Bette stieße, und erwachte? Allein ich habe noch keine Lust, munter zu werden. Ich hoffe, künftiges Jahr weiter fort zu träumen, denn ich kenne in der Stadt, wo ich wohne, wenigstens noch zwölf Originale, deren Tode ich mit schmerzlichem Verlangen entgegen sehe, weil ihre Bemühungen in dieser Welt so lächerlich und abgeschmackt sind, daß ich mir meine Leser gewiß verbindlich machen werde, wenn ich ihnen alsdann erzähle, womit sich ihre Seelen beschäfftigen. Es verlohnt sich also der Mühe noch wohl, daß ich ihren Tod schlafend erwarte.

Abhandlung
von
Buchdruckerstöcken.

Zueignungsschrift
an die Marquisinn von L***

Madame,

Ihr werdet mir verzeihen, daß ich, als ein Deutscher, mich unterstehe, Euern Namen vor meine Schrift, und zwar vor eine solche Schrift zu setzen, in welcher eine der schwersten Materien, nach der Metaphysik, abgehandelt wird. Die witzigsten Eurer Landsleute wählen sich eine Marquisinn zur Schutzgöttinn ihrer gelehrten Werke, welche sie in die Welt senden, und ich lobe sie darum. Derjenige Leser müßte sehr unbescheiden seyn, der sich an einer Schrift vergreifen könnte, welche ein Frauenzimmer beschützt, oder die, mit der Livrey einer Marquisinn, sich unter das Volk wagt. Ich bin gar nicht so sehr für mein Vaterland eingenommen, daß ich nicht dieses für einen der wesentlichsten Vorzüge Euers Volks erkennen, und hier öffentlich rühmen sollte. So oft ich ein Buch sehe, es mag in Cölln, oder auf Kosten der Compagnie herausgekommen seyn, so ist eine Marquisinn allemal das erste, was mir in die Augen fällt. Niemals sehe ich dieses, ohne die Glückseligkeit Euers Volks zu beneiden, und mein Deutschland, dieses rauhe und unwitzige Land, zu beklagen, in welchem kein Autor berühmt werden kann, weil er keine Marquisinn hat. Ihr würdet sehr grausam seyn, Madame, wenn Ihr mir verwehren wolltet, diesen

ser natürlichen Mangel dadurch zu ersetzen, daß ich Euern Namen borge. Eure Landsleute sind so gefällig, daß sie uns mit allen denen Moden versorgen, die uns Deutsche zu leibhaften Franzosen, oder, welches einerley ist, zu vernünftigen Creaturen machen. Ich glaube also, sie werden es nicht übel nehmen, daß ich mit Euch, Marquisinn, eben so groß thue, als mit meinem Aermel, von dem mein Schneider mich versichert hat, daß dergleichen noch zur Zeit in Paris niemand trage, als ein gewisser Chevalier, ein gewisser Marquis, und ein gewisser Prinz vom Geblüte, den er auch nicht nennen könnte. Vielleicht ist es nicht wahr, was mein Schneider sagt, und vielleicht ist in ganz Frankreich kein solcher Aermel, als der meinige. Es mag seyn! Das will ich nicht untersuchen. Das aber würde mich ärgern, wenn sich jemand die Frage einfallen ließe: Ob auch wirklich eine Marquisinn von L*** in der Welt sey. Denn auf diese Art würde man an meinem größten Verdienste zweifeln wollen. Chloris hat eine solche Hochachtung gegen meinen pariſischen Aermel, daß sie mich gestern früh für den vernünftigsten unter ihren Liebhabern erklärte; und ich verlange nicht zu viel, wenn ich glaube, meine Landsleute sind schuldig zu bekennen, ich sey unter allen denen Schriftstellern, welche sich seit der letzten Michaelsmesse verewigt haben, der gelehrteste, gründlichste, und tiefsinnigste, weil ich die Ehre habe, der Marquisinn von L*** gegenwärtige Blätter zuzueignen. Wie glücklich wäre ich! Aber, ich wünsche mir wohl zu viel. Doch ich will es wagen, Ihr werdet mir diese

Ruhm-

Ruhmredigkeit verzeihen, wenn ich Euch, Madame, gestehe, daß ich mir kein gröſseres Glück vorstellen könnte, als wenn meine Leser in gegenwärtiger Abhandlung einen so feinen Geist fänden, daß sie anfiengen, zu zweifeln, ob sie auch wirklich ein deutsches Original, und nicht vielmehr aus dem Französischen übersetzt wäre. Allen meinen Gerechtsamen auf die Nachwelt wollte ich entsagen, wenn ich dieses Glück erlebte. Niemals kann ich ohne eine kleine Eifersucht an den deutschen Verfasser gewisser bekannter Briefe gedenken, dem der glaubwürdige Vorredner dieses schmeichelhafte Zeugniß giebt: Es habe diese Briefe zwar freylich nur ein Deutscher geschrieben, aber gleichwohl wären sie so vortrefflich abgefaßt, daß sie verdienten, von einem Franzosen geschrieben zu seyn. Auf Euch allein, Madame, wird, es ankommen, ob ich in meiner Hoffnung glücklich, oder unglücklich seyn soll. Gewinne ich nur Euern Beyfall, so weis ich gewiß, kein Abt in Paris wird es wagen, mir den Ruhm eines groſsen Gelehrten und die Ewigkeit abzusprechen. Ich verdiene es, weil ich die Ehre habe zu seyn,

Madame,

der Eurige,

Woldamar von Tzschaschlau.

N. S.

Aus groſser Begierde, ein witziger Kopf, ein Franzose, und unsterblich zu seyn, habe ich vergessen, mich bey Euch, Madame, zu entschuldigen, daß ich

Euch

euch eine Schrift widme, welche so gelehrt ist, daß Ihr nicht ein Wort davon verstehen werdet. Aber dieses thut zur Sache nichts. Ich verlange gar nichts weiter von Euch, als daß Ihr die Zueignungsschrift lesen sollt, denn eben um deswillen seyd Ihr eine Marquisinn, und ich bin ein Autor. Ich will mein Verfahren mit hundert Exempeln Eurer witzigsten Landsleute rechtfertigen, wenn ich Euch künftig eine Abhandlung von Kegelschnitten, einige algebraische Galanterien, und eine kritische Untersuchung von den Schriften des Covarruvias zueigne. Ja, Ihr seyd nicht eine Stunde sicher, daß ich Euch nicht mit einer politischen Deduction von dem österreichischen Successionskriege heimsuche. Ihr werdet wohl thun, wenn Ihr Euch auf alle Fälle gefaßt macht. Ich küsse Euch die Hände.

Abhandlung von Buchdruckerstöcken.

Ich nehme mir itzt vor, eine Sache auszuführen, welche so schwer und tiefsinnig ist, daß ich von meinen Lesern noch etwas mehr, als eine gewöhnliche Aufmerksamkeit verlange. Ein einziges Wort, welches sie unachtsam übersehen, kann machen, daß ihnen eine ganze Reihe von Wahrheiten dunkel, und unbegreiflich vorkömmt. Um deswillen halte ich für billig, einige der schwersten Sätze vorher zu erklären, und verschiedne der wichtigsten Begriffe aus einander zu wickeln, damit ich nicht das geringste verabsäume, wodurch ich mich um meine Leser verdient machen kann. Die Gelehrten, welche im Denken geübt sind, wie ich, werden dieser Einleitung freylich nicht nöthig haben, ich erwarte also den Dank für diese Bemühung nur von dem schönen Theile meiner Leser. Bloß diesem zu gefallen, werde ich zwar bündig, aber doch deutlich, und mit einem Worte, so schreiben, wie verschiedne unsrer Philosophen zu thun pflegen, wenn sie den Eingang zu einer Abhandlung machen, welche vielmals bey weiten so wichtig nicht ist, als die meinige.

„Ich nehme dieses, als einen Heischesatz, an, daß „die Vorstellungskraft der Seele sich nach der Lage „der Körper richtet. Es gründet sich dieses auf die „vorherbestimmte Uebereinstimmung von Leib und „Seele. Zu mehrerm Beweise könnte ich den Satz „des nicht zu unterscheidenden anführen, wann nicht

„bereits

„bereits ausgemacht wäre, daß unmöglich ein Ding
„zugleich seyn, und nicht seyn kann. So wenig ge-
„genwärtig meine Absicht ist, das Lehrgebäude der ge-
„legentlichen Ursachen über einen Haufen zu werfen;
„So wenig werde ich auch itzt untersuchen, ob die Ge-
„sichtspunkte der Vorstellungskraft, welche sich bis
„in die Zirbeldrüse fortpflanzen, nur einfach oder vie-
„lerley sind. Genug, daß der Grund dasjenige in
„der Ursache ist, woraus man das darinnen gegrün-
„dete erklärt. Denn das Ganze zusammen genom-
„men ist seinen Theilen gleich; und wenn die Ursa-
„che gesetzt wird, so wird auch die Wirkung gesetzt.
„Es ist zwar andem, daß es unendliche Wahrschein-
„lichkeiten giebt; doch sind diese Wahrscheinlichkeiten
„der Vermuthungen eben so gewiß, als die Erwei-
„se von vorne. Es thut nichts, daß das Maaß der
„Kräfte in der Welt einerley ist; so lange noch die
„Körper untheilbar sind, und so lange der Raum aus-
„gedehnt ist, dennoch aber keine Eigenschaft hat. So
„deutlich alle diese Wahrheiten an und für sich sind;
„so werde ich mich doch noch besser erklären können;
„wenn ich sie in folgenden Schluß zusammen fasse:
„Die Seele ist ein Spiegel, in welchem sich die an-
„dern Monaden alle im Kleinen abbilden, und wenn
„man die dunkeln Ideen einer Seele kennen sollte,
„so würde man die Eigenschaften aller Wesen erken-
„nen. Nun ist aber außer Streite, daß die einfa-
„chen Dinge, jedes für sich, bestehen, durch die ver-
„wirrte Vorstellung aber nur ein Haufen zu seyn
„scheinen. Also folgt von selbst, daß etwas dasjeni-
„ge ist, was seyn kann, in dem die Bewegung die

„Ver-

„Veränderung eines Orts, der Ort aber die vorge-
„ſtellte Verhältniß unterſchiedner von einander ab-
„ſtehender Dinge iſt. W. Z. E. W.„

Dieſes wird genug ſeyn, meinen Leſer zu demjeni-
gen vorzubereiten, was ich ſagen will. Ich läugne
gar nicht, daß es mich viel Mühe gekoſtet hat, alles
in ein völliges Licht zu ſetzen. Vorſtehender Be-
weis hat meine Leibes- und Gemüthskräfte ſehr mit-
genommen. Allein deſto gelehrter iſt er auch. Ich
denke ſtark, wie ein Philoſoph, dennoch aber trage
ich meine Gedanken ſehr deutlich vor, wie man ſehen
kann, und eben dieſes iſt der Grund, warum ich einen
merklichen Vorzug vor andern nicht unbillig verlan-
gen kan. Ich ſchreite nunmehr zur Hauptſache.

Buchdruckerſtöcke nenne ich diejenigen Verzierun-
gen und Bilder, welche theils über die gedruckten
Schriften, theils bey dem Anfangsbuchſtaben, theils
aber zum Schluße derſelben geſetzt werden. Ich
bin nicht geſonnen, ihre Genealogie zu unterſuchen.
So viel aber iſt wohl gewiß, daß ſie nicht viel jünger
ſeyn können, als Fauſt und Guttenberg. Es iſt dieſes
ein neuer Beweis, durch welchen wir unſre Vor-
züge vor andern Völkern, und beſonders vor den
eingebildeten Franzoſen, behaupten können. Sind
wir Deutſche die Erfinder der Buchdruckerkunſt, wie
ſolches vor einigen Jahren in allen Zeitungen mit
mehrerm ausgeführt worden iſt: So will ich denje-
nigen ſehen, welcher ſo vermegen ſeyn, und uns die
Erfindung der Buchdruckerſtöcke abſprechen wird.
Die Meynung derer iſt bereits von vielen widerlegt
worden, welche ſie den Gothen zuſchreiben wollen, de-

nen wir die witzigen Verzierungen an unsern Kirchen und Thürmen zu danken haben. Ich bin also der Mühe überhoben, dieses Vorurtheil itzt zu bestreiten.

Hätte ich die boshafte Absicht, in der gelehrten Republik ein neues Feuer anzurichten: So würde ich hier die schönste Gelegenheit dazu finden. Wäre wohl etwas leichters, als ein Dutzend widrige Meynungen zu ersinnen, welche einige Feinde der Buchdruckerstöcke gehabt haben könnten? Ich dürfte nur erdichten, daß ein gewisser berühmter Mann, den ich nicht kenne, und den auch sonst niemand kennt, sich habe verlauten lassen; dergleichen Buchdruckerstöcke wären nichts anders, als was die Tonnen bey den Wallfischen sind, welche man ihnen vorwirft, damit sie das Schiff in Ruhe lassen. Man gäbe nämlich dem geneigten Leser ein Bildchen in die Hand, daß er damit spielen, und die Schrift selbst verschonen sollte. Besäße ich so viel Unverschämtheit, als mancher Autor besitzt, der in der gelehrten Historie noch lange so berühmt nicht ist, als ich: So würde ich, ohne roth zu werden, meinem Leser eine Unwahrheit sagen, und ihn versichern, daß der große Engelländer Will Lightbury in seinen Various and curious Anecdotes for the Advantage of Learning Libro sexto, sectione quarta §. 9. sqs. pag. mihi 419. sich sehr merkwürdiger Worte bedienet habe, welche im Deutschen ungefähr also lauteten: „Um deswillen muß ich Ihnen, „Mylord, aufrichtig bekennen, daß meistentheils „die schönsten, und wichtigsten Buchdruckerstöcke

vor

„vor den magerſten, und abgeſchmackteſten Abhand-
„lungen ſtehen. Sie kommen nur daher nicht viel
„anders vor, als diejenigen Tafeln, auf welchen
„die koſtbarſten Speiſen und Getränke gemalt ſind,
„und welche öfters vor ſolchen Gaſthöfen hängen,
„in denen man gleichwohl kaum ſo viel bekommen
„kann, als zur Stillung des Hungers und Durſtes
„nöthig iſt.„ So weit unſer **Will Lightbury**, könnte ich ſagen; und es wäre allerdings verwegen genug von mir gehandelt, wenn ich ſprechen wollte, daß dieſe Stelle in einem engliſchen Scribenten ſtünde, da in der ganzen Welt niemals ein **Will Lightbury** geweſen, und überhaupt von allem dem nicht ein Wort wahr iſt, was dieſer ſoll geſagt haben. Dem ohngeachtet würde ich dieſe dreiſte Lügen mit dem wohlhergebrachten Rechte der Autoren, und mit den herrlichſten Exempeln bewährter Schriftſteller beweiſen können, welche im Falle der Noth mit eignen Händen alte Manuſcripte und Documente verfertigen, und noch öfterer ſehr umſtändlich ſich auf die Zeugniſſe groſſer Männer beziehen, welche ſie gleichwohl ſo wenig kennen, und geleſen haben, als ich und meine Leſer den **Will Lightbury**. Ja, was noch mehr, ich erlebte wohl gar in kurzer Zeit das Vergnügen, daß andre in mehr, als einer philoſophiſchen Diſputation, auf Treu und Glauben ſich auf den Ausſpruch meines **Will Lightburys** beruften; und wer weis, ob ſich nicht jemand des gemeinen Beſtens ſo väterlich annähme, und eine Schrift unter dieſem Titel abfaſte. „Verſuch einer abgenöthigten Vertheidigung wider die

„gefährlichen Meynungen des Will Lightbury in sei„nen bekannten Various and curious Anecdotes for „the Advantage of Learning, libro sexto, sectione „quarta §. 9. sqs. pagina mihi 419. zur Aufnahme „des guten Geschmacks und aus Liebe zum wer„then Vaterlande in möglichster Kürze sehr eifer„tig, jedoch mathematisch, entworfen von N. N. auf „Kosten des Verfassers.„ So leicht würde mir es seyn, Verwirrungen und Befehdungen unter vielen unsrer Gelehrten anzurichten, wenn ich nicht bedächte, daß ein Gelehrter, welcher seinen Namen zur Nachwelt bringen will, noch etwas mehr Gewissen brauche, als mancher Advocat, welcher nur so lange für einen ehrlichen Mann angesehen zu seyn wünscht, als der Proceß gangbar ist, und um deswillen in einer Stunde so viel Urkunden und Zeugen machen kann, als er zu seinem rechtlichen Verfahren vorigt nöthig hat.

Um deswillen versichre ich meine Leser, daß weder ein gewisser berühmter Mann, noch ein Will Lightbury, noch auch, so viel mir bekannt ist, sonst jemand etwas zum Nachtheile der Buchdruckerstöcke geschrieben hat. Ich kann also mit ruhigem Gemüthe in meiner Abhandlung fortfahren. Ich werde meine Absicht lediglich dahin gerichtet seyn lassen, daß ich in verschiednen Exempeln zeige; „was vornehmlich „bey der Wahl, und geschickten Einrichtung der „Buchdruckerstöcke, nach Beschaffenheit einer jedwe„den Schrift, und deren wesentlichem Innhalte, zu „beobachten sey, damit die Natur der Sache allent„halben beybehalten, und dem Leser ein aufrichtiger

Be-

„Begriff von demjenigen beygebracht werde, wes„sen er sich zu dieser Schrift und ihrem Verfasser zu „versehen habe.„

Niemals habe ich ohne Wehmuth an den übeln Geschmack denken können, welcher bisher bey den juristischen Schriften in Ansehung der Buchdruckerstöcke geherrscht hat. Da ich selbst ein Priester der Gerechtigkeit bin, und so gut liquidiren kann, als ein Pachtamtmann: So liegt mir viel daran, daß ich auch in diesem Stücke der eingerißnen Unordnung nach Vermögen Einhalt thue. Könnte ich diesem Uebel dadurch steuern, wenn ich aufrichtig gestünde, daß mich dieser Misbrauch mehr, als einmal, die bittersten Thränen gekostet hat: So würde ich dieses wehmüthige Bekenntniß mit Vergnügen thun. Weil aber unser großer Alciatus in seiner Glossa ad l. 4. D. de Iustitia et Iure §. frustra enim 14. aus der Erfahrung sehr gründlich angemerkt hat, daß ein Advocat nicht auf die Augen, sondern auf die Hände seiner Clienten sehen müsse, und es allerdings wider den Stylum curiae laufen würde, wenn ein Rechtsgelehrter sich durch Thränen bewegen ließe: So halte ich es für sehr vergebens, dieses Bekenntniß meiner Betrübniß öffentlich abzulegen. Es wird genug seyn, wenn ich einige Vorschläge thue, was künftig in Ansehung der Buchdruckerstöcke bey juristischen Schriften zu beobachten sey.

Unter sechs praktischen Abhandlungen de eo, quod iustum est, circa, wird man wenigstens fünfe antreffen, über welchen die Gerechtigkeit mit verbundnen Augen, mit dem Schwerdte, und mit der Wage

ſitzt. Ich weis es wohl, daß dieſes ihr gewöhnlicher Aufzug iſt, und ich würde dabey gar nichts erinnern, wenn man ſie nur über ſolche Schriften ſetzte, welche von den Rechten unſrer Vorfahren, der alten Deutſchen, handeln. Von dieſen allenfalls will ich glauben, daß bey ihnen die Gerechtigkeit verbundne Augen, und in den Händen Schwerdt und Wage gehalten habe. Allein, die Zeiten ändern alles. Bey uns iſt dieſe Tracht gar nicht mehr Mode. Wie lächerlich würde es ausſehen, wenn ich jenen Landpunker, der nichts thut, als daß er trinkt, und ſpielt, mit Helme und Harniſche malen wollte, wie ſein Großvater gemalt iſt, der in denen rauhen Zeiten lebte, in welchen man es noch für rühmlich hielt, fürs Vaterland zu ſterben. Nein, itzt ſind unſre Zeiten weit geſitteter und aufgeklärter, und ich halte es für billig, daß auch wir, jeder in ſeinem Stande, uns nach dem heutigen Geſchmacke richten lernen. Ich rathe es alſo meinen Collegen aufrichtig: Wenn ſie nützliche Anleitungen zur güldnen Praxis ſchreiben wollen; ſo müſſen ſie den Buchdruckerſtock ſo wählen, daß die Göttinn der Gerechtigkeit nicht allein die Augen verbunden habe, ſondern ſie müſſen ihr die Binde auch über die Ohren recht feſt machen, daß ſie weder hört, noch ſieht. Die Hände hingegen müſſen ſie ihr ſchlechterdings frey laſſen, damit ſie zugreifen kann, wann die Partenen ihren Beweis und Gegenbeweis übergeben, es beſtehe nun dieſer in baarem Gelde oder in Victualien.

Aber ſo ſtrenge will ich doch nicht ſeyn, daß ich die Wage ganz und gar abſchaffen wollte. Nein! Sie hat noch

noch ihren guten Nutzen. In den Werken, welche de iustitia distributiua handeln, ist die Wage ganz unentbehrlich. Schriebe ich nur für Juristen, so würde es nicht nöthig seyn, mich zu erklären, was iustitia distributiua in verschiednen Richterstuben heiße. Aber dem schönen Geschlechte zu gefallen, muß ich anmerken, dieses sey: Eine praktische Kunst, zu untersuchen, wie sich die Sache eines Armen gegen die Sache eines Reichen, und ein Kober Krebse, den uns ein armer gedrückter Bauer, als Kläger, bringt, gegen ein wildes Schwein verhält, das uns sein gnädiger Herr, als Beklagter, zu Aufmunterung unsers Eifers für die gerechte Sache zuschickt. Dieses heißt iustitia distributiua.* Und in diesem Falle ist die Wage ganz unentbehrlich. Ich wollte aber doch auch wohlmeynend rathen, daß man die Gerechtigkeit bey dergleichen Gelegenheit mit offnen, und unverbundnen Augen vorstellte, denn es trägt dieses viel dazu bey, den statum cauſſae recht einzusehen.

* Hiervon ist mit mehrerm nachzusehen, des berühmten Herrn Professors in Leiden, Gille Hoombeeck nomenclator forensis, oder juristisches Wörterbuch, in welchem unter dem Buchstaben J, obige Beschreibung de iustitia distributiua von Wort zu Wort sich befindet, und noch dieses hinzugesetzt ist, daß nach verschiedner Rechtsgelehrter Meynung ein Kober Krebse probatio semiplena, ein wildes Schwein aber documentum guarentigionarum heiße. Ich habe aber davon mit Fleiße in meinem Texte nichts erwähnen wollen, weil dieses nur den holländischen Schlendrian betrifft, und hier zu Lande ganz und gar nicht eingeführt ist.

Ich beſitze ein Buch, aber der Titel iſt weggeriſſen, um deswillen iſt mir der Verfaſſer, und die Jahrzahl, wenn es herausgekommen, unbekannt. So viel kan ich aus dem Drucke ſchlieſſen, daß es ziemlich alt ſeyn mag, und die ſogenannten Summarien der Capitel zeigen durchgängig, daß es von der Handhabung des Rechts und der Gerechtigkeit, oder, wie mein unbekannter Autor ſich ausdrückt, de vltimo fine cauſſidicorum, handelt. Von der Sache, welche darinnen ausgeführt worden, will ich nichts gedenken, weil ſie auf unſre Zeiten gar nicht paßt. Allein dieſes muß ich doch als einen Beweis des guten Geſchmacks anführen, den man in vorigen Zeiten gehabt, daß man daſelbſt beſonders drey Stücke antrifft, welche außerordentlich wohl gewählt ſind. Der erſte ſteht gleich über dem Anfange der Vorrede, und iſt ein feiner Holzſchnitt, der eine Wollſchur, und im Proſpecte den Tempel der Gerechtigkeit ganz zierlich vorſtellt, mit der Ueberſchrift: *Paſtoris eſt, tondere pecus!* Der Anfangsbuchſtabe iſt ein A, ſo auf einem Erpenſtuche ſteht. Zum Schluße der Abhandlung iſt eine zuſammengekrümmte Schlange, ungefähr ſo, wie man die Ewigkeit malt. In dem innern Raume derſelben erblickt man die Worte: *In ſæcula ſæculorum.* Ob dieſes letztere nur ein andächtiger Wunſch ſeyn ſoll, den der Verfaſſer, an ſtatt des ſonſt gewönlichen, in unſern Zeiten aber auch altväteriſch gewordenen; *Soli Deo gloria*, angehangen hat? das weis ich nicht. Ich glaube aber, daß dieſe Stücke ſich alle dreye gar füglich auf den abgehandelten Satz: De vltimo fine cauſſidicorum deuten laſſen.

Anfäng-

Anfänglich hatte ich mir vorgesetzt, einen Buchdruckerstock auszudenken, den man vor eine Schrift setzen könnte, in welcher von der Billigkeit, sich der Wittwen und Waisen, ohne Eigennutz und redlich, anzunehmen, gehandelt würde. Es hat mir es aber ein gewisser vornehmer Mann ausgeredet, und zur Ursache angeführt, daß dergleichen Stöcke gar überflüßig wären, da diese Materie nur unter die theoretischen Wahrheiten gehörte, welche wenig Leser, und um deswillen schwerlich einen Verleger finden würden. Aus Hochachtung gegen diesen großen Mann, bin ich zwar seinem Rathe gefolgt, nur befürchte ich, daß mir dadurch die Gelegenheit genommen werde, von verschiednen juristischen Sätzen zu handeln, welche man eben so wohl für solche theoretische Wahrheiten, als jene, halten, und glauben wird, daß sie weder Leser, noch Verleger, finden dürften. Nunmehr darf ich es in der That nicht wagen, etwas von der Natur und Eigenschaft eines Advocatengewissens, von Wiedererstattung des unrechterworbnen Gutes, welches man mit aller Legalität seinen Clienten entwendet hat, von der Wichtigkeit der Eidschwüre, von der Strafe der Erbschleicher, und von hundert andern Sachen zu reden. Ja nach eben dieser Regel wird es vergebens seyn, von der Taxordnung etwas zu gedenken. Und dennoch glaube ich, alle diese Stücke sollten die schönsten Erfindungen zu den zierlichsten Buchdruckerstöcken geben. Ich kann diesen Verlust kaum verschmerzen. Gesetzt auch, daß alle diese Dinge nicht mehr Mode, und höchstens nur

theoretiſch. Wahrheiten ſind! Darf man denn deswegen nicht weiter davon ſchreiben? Kann man ſie denn nicht wenigſtens unter die juriſtiſchen Alterthümer rechnen? Sollten dergleichen Abhandlungen nicht wenigſtens eben ſo nützlich ſeyn, als die Abhandlungen von den Salben der Griechen, und von den langen und kurzen Röcken der Römer. Ich wette darauf, wer davon ſchreibt, kann ſich den Beyfall der berühmteſten Männer, und wenigſtens in vier Wochenblättern den Titel eines doctiſſimi, clariſſimi, viri celeberrimi, Auctoris aetatem venerandi verſprechen. Nur von der Billigkeit, ſich der Wittwen, und Waiſen, ohne Eigennutz anzunehmen, von ſolchen Pflichten eines Rechtsgelehrten, die unſre alten Vorfahren, die Barbaren, welche nichts von Gloſſis, und Brocardicis wußten, für ſo unentbehrlich hielten; nur davon ſoll es nicht erlaubt ſeyn, etwas zu ſchreiben, aus Furcht, man möchte vergebens geſchrieben haben? Das halte ich für grauſam! Und dennoch ſehe ich mich gezwungen, dem mir gegebnen Rathe dieſes großen Mannes zu folgen; weil er mein nächſter Vetter iſt; weil er viel Verſtand, und über zwanzigtauſend Gulden beſitzt; weil er drey Aerzte hat, die ihn alle dreye auf einmal mit Medicamenten verſorgen, und er alſo, wofern dieſe ihr Handwerk recht verſtehen, nicht lange mehr leben kann. Vor der ganzen Welt müſſen mich dieſe Gründe rechtfertigen, und wer mir nunmehr noch vorwerfen wollte, daß ich aus Eigennutze nachgegeben, und nicht die Liebe zur Wahrheit über alles gehen laſſen, der muß ſein Lebtage keinen reichen Vetter gehabt haben.

Und

Und auf solcher Leute ihr blödes Urtheil gebe ich nichts, wie billig.

Für die Schriften unsrer starken Geister, habe ich lange, doch vergebens, nachgedacht, einen Buchdruckerstock ausfindig zu machen. Ueber Wahrheiten zu spotten, welche wir, kleine Seelen, unter einander gemeiniglich die wichtigen Wahrheiten der Religion nennen; dazu gehört eine so besondre Fähigkeit, welche man ordentlicher Weise bey vernünftigen Creaturen nicht antrifft. Ich rede gar nicht von allen. Dem Spinoza will ich, was den tiefsinnigen Verstand anbetrifft, sein Recht gern widerfahren lassen; und unsern starken Geistern gönne ich das Vergnügen, sich eben so wohl Spinozisten zu nennen, als ich mich für einen eifrigen Wolfianer ausgab, da ich noch in Prima saß. Das wäre barbarisch, wenn man unsern Freygeistern nicht einmal diesen Titel einräumen wollte. Ein Geschöpf, welches sich so viel Gewalt anthut, daß es seine Empfindung verläugnet; welches Sachen behauptet, worinnen ihm sein eigner Verstand widerspricht; welches seiner Vernunft entsagt, um uns die Vernunft, als das einzige Mittel zur Glückseligkeit, anzupreisen; welches sich der Verachtung aller Welt aussetzt, um unser Lehrmeister zu werden; welches in dieser Welt sein Glück von sich stößt, uns zu versichern, daß wir in jener Welt keines zu hoffen haben; welches ein Narr wird, um ein Autor zu heißen; ein solches Geschöpf solte nicht einmal so viel Mitleid verdienen, daß wir ihm den Titel eines Spinozisten zugestünden? Der Einwurf taugt gar nichts, er ist

abge-

abgeſchmackt, wenn man auf die Erfahrung troßt, daß der ſchwächſte Kopf oftmals der ſtärkſte Geiſt ſey; daß dazu viel weniger Verſtand gehöre, die Gründe der geoffenbarten Religion zu läugnen, als zu beweiſen; daß derjenige die Geſetze des Staats beleidige, welcher die Geſetze der Offenbahrung über einen Haufen zu werfen ſucht, daß die Pflichten der Geſelligkeit dadurch gebrochen würden, wenn man ſeinen Mitbürgern die Mittel, ihr Gemüthe zu beruhigen, aus den Händen reißt, ohne ihnen beßre Mittel anzugeben. Alle dieſe Einwürfe ſind ungegründet, ſie ſind abgeſchmackt. Ich habe es ſchon oben geſagt, und hier ſage ich es noch einmal. Das iſt ein richtiger Beweis, und noch weit gründlicher, als derjenige Beweis, welchen unſre ſtarken Geiſter einigen Engelländern treuherzig nachbeten, wenn ſie die bibliſche Geſchichte von der Schöpfung der Welt lächerlich machen wollen.

Aus rühmlichem Eifer für die gerechte Sache unſrer ſtarken Geiſter, bin ich von meiner Hauptſache ganz abgekommen. Ich wollte von den Buchdruckerſtöcken handeln, welche vor ihre Schriften gehören, und gleichwohl gerathe ich in einen ſo heftigen Eifer, mich ihrer anzunehmen, als wäre man ſchon im Begriffe, ſie ins Tollhaus zu ſtecken. Es ſchadet nichts, wenigſtens iſt es meine Schuld nunmehr nicht, wenn man ſie ja noch dahin bringen ſollte, wo diejenigen eingeſchloſſen und verwahrt werden, welche aus Mangel der Vernunft ſich und andern ſchaden können. Das meinige habe ich gethan, und komme nun wieder zur Hauptſache.

Meine

Meine Leser werden sich erinnern, daß ich gleich anfangs erwähnt, wie ich lange, und vergebens nachgedacht hätte, einige Buchdruckerstöcke ausfindig zu machen. Dieses bewog mich, eine der neuesten Schriften unsrer starken Geister aufzuschlagen, und wenn die andern alle so sind, so halte ich meine Sorge beynahe für überflüßig, weil ich finde, daß die Stöcke mit Einsicht gewählt sind. Diese ganz neue und, wo ich nicht irre, die allerneueste Abhandlung fängt sich mit einem J an. Dieser Buchstabe steht in einer viereckigten Verzierung, auf welcher ein Fuchs sitzt. In seinen Pfoten hält er einen Kopf. Weil es nur ein Holzschnitt ist, so habe ich nicht recht deutlich unterscheiden können, ob es der Kopf von einem Menschen, oder von einem unvernünftigen Thiere ist, und eben dieses hat mich noch bis auf diese Stunde zweifelhaft gelassen, ob es das Brustbild des geschickten Herrn Verfassers seyn, oder auf die bekannte Fabel gehen soll, welche **Phädrus** von der Maske erzählt, welche zwar vortreflich ausgesehen, aber kein Gehirn gehabt hat. Ich bin hierinnen freylich noch ungewiß, aber je mehr ich in der Abhandlung selbst lese, destomehr glaube ich auch, daß der Verfasser, nach der Gewohnheit andrer großer Schriftsteller, der Nachwelt sein Bildniß mittheilen wollen. Beyläufig muß ich hier gedenken, daß ich in veteri triclinio a Jul. Vrsino exhibito in appendice ad Ciaccon. p. 120. edit. Sanctandr. nachgeschlagen, wo ich unter andern gemalten Larven eine gefunden habe, welche meinem obgedachten Herrn Autor vollkommen

ähnlich

ähnlich sieht, und dieses überzeugt mich von seinem guten Geschmacke noch mehr.

Vermöge der natürlichsten Ordnung komme ich nunmehr auf die Philosophen. Denn ich kenne keinen einzigen Freygeist, welcher sich nicht unter der ansehnlichen Gestalt eines Philosophen groß, und fruchtbar zu machen sucht. Die Menge der philosophischen Schriften verdiente wohl, daß ich die gelehrte Welt mit einer eben so großen Menge von Buchdruckerstöcken versorgte, welche vor dieselben gesetzt werden könnten. Man könnte sich hiervon einen doppelten Nutzen versprechen. Ich würde dadurch dem Misbrauche steuern, welcher besonders bey dieser Art von Schriften eingerissen ist; und überdieses würden die Leser noch den Vortheil haben, daß sie bey Erblickung eines deutlichen Buchdruckerstocks wenigstens etwas verstünden, da gemeiniglich die Abhandlungen selbst so eingerichtet sind, daß man, ohne besondre Erleuchtung, nicht einsehen kann, ob es eine Abhandlung von den Monaden, oder aus der Alchymie seyn soll. Mein Vorsatz erlaubt mir nicht, so weitläuftig zu seyn, als es das allgemeine Beste erfodert; und ich hoffe, ich werde das Recht haben, meine Bequemlichkeit allen andern Absichten vorzuziehen, so lange man einem Autor das Recht nicht absprechen kann, mehr auf sich, als auf das gemeine Beste, zu sehen. Um deswillen werde ich für dießmal nur einiger gedenken. Wir fangen nunmehr an, diejenigen glückseligen Zeiten zu erleben, in welchen wir durch mehr, als ein gedrucktes Zeugniß, den Vorwurf unsrer eifersüchtigen Nachbarn

barn zu Schanden machen können, welche glauben, daß wir Deutschen zu wenig Witz, und zu viel Ernsthaftigkeit besitzen. Unsre muntern Jünglinge brechen uns die Bahn. Voll edler Verwegenheit unternehmen sie Beweise der schwersten und ernsthaftesten Materien aus der Metaphysik, und dennoch alles mit einer spaßhaften Miene, und mit einer sehr merkwürdigen Lebhaftigkeit. Wenn sie von den ewigen Wahrheiten der besten Welt zu reden versprechen; so werden sie uns mit lachendem Munde erzählen, daß die Augen ihrer Chloris reizend, und ihr Mund so bezaubernd sey, daß sie von ihrer besten Welt erst alsdann recht überführt werden könnten, wenn sie diesen Mund küssen dürften. „Das erste „Wesen aller Dinge legte mit weiser Vorsicht die „Kräfte in den Menschen, die Mittel zu wählen, wel„che zu Beförderung seiner Glückseligkeit dienlich „sind, und dasjenige zu meiden, was ihm an Erlan„gung derselben hinderlich seyn konnte.„ So prächtig klingt ihr Satz. Fragt man nach dem Beweise? Der Beweis folgt unmittelbar drauf. „Ich wähle die „Chloe, weil ich bey ihrer Liebe der glückseligste bin; „Aber mit der größten Kaltsinnigkeit begegne ich „Selinden, denn ihre Sprödigkeit will keine Schäfer, „sondern Sklaven, haben.„ Ist dieser Beweis nicht ganz unerwartet? Ist er nicht eben um deswillen vortrefflich? Unser großer Philosoph liebt Chloen, und flieht Selinden! Warum? Denn das erste Wesen aller Dinge (§. 1.) legte mit weiser Vorsicht (§. 4.) die Kräfte in denselben (§. §. 9. 10.), durch eine freye Wahl (§. praeced.) sein Glück und sein

Unglück

Unglück zu befördern. Es wird einem solchen stark-denkenden Geiste ein leichtes seyn, die Existenz Gottes auf eine so spielende und lustige Art zu beweisen, daß auch der Setzer seiner Schrift vor hertzlicher Ueberzeugung sich des Lachens nicht enthalten kann, so bald er die Demonstration in die Hände bekömmt. Könnte wohl ein vortrefflicher Mittel, als dieses, ausgesonnen werden, auch den Pöbel von den wichtigsten Wahrheiten der höchsten Philosophie und der natürlichen Gottesgelahrheit zu überzeugen? Gewiß keines! Und wer so unverschämt seyn, und mir darinnen widersprechen wollte, der müßte : : ich weis beynahe nicht, was ich von ihm denken solte! Mit einem Worte; der müßte so eigensinnig, als Wolf, seyn. Wenn ich meine philosophischen Helden mit einem Blicke übersehe; so finde ich bey allen eine grosse Aehnlichkeit, die sie unter einander haben. Der Körper von ihren Abhandlungen ist ernsthaft, und ansehnlich; Die Einkleidung ist lustig und poßierlich. Ich werde also für alle nur einen Buchdruckerstock vorschlagen. Vielleicht schickte sich dieser am besten, wenn sie sich wollten gefallen lassen, über ihre Schriften ein Bild zu setzen, welches einen griechischen Philosophen in seiner ehrwürdigsten Kleidung vorstellte; jedoch mit dem Unterschiede, daß er den Mantel, den Huth, und die komische Stellung eines Scapins an sich hätte. Wem der Scapin nicht gefällt, der mag sich den Pantalon wählen, und wem die Kleidung des Pantalons auch noch zu ernsthaft ist, dem lasse ich die freye Wahl, die dritte Art von dergleichen

Trachten

Trachten zu nehmen, welche bey seiner Schrift vielleicht noch natürlicher läßt.

Es giebt unter unsern Philosophen eine gewisse Secte, welche durch ihren geheimnißvollen Vortrag ihre Meynung so gut zu verstecken wissen, daß man darauf schwören sollte, sie verstünden selbst nicht, was sie schreiben. Ihre Sprache ist so dunkel, wie die Räthsel der Morgenländer, und wenn sie anfangen, recht tiefsinnig zu demonstriren; so sollte man glauben, sie zauberten. Ich werde es verantworten können, wenn ich sie um deswillen philosophische Quacker nenne. Bloß aus Hochachtung gegen sie geschieht es, daß ich ihnen diesen Titel beylege. Ich suche auch zwischen ihnen und den Quackern keine Aehnlichkeit weiter, als in der Art, mit welcher beide ihre Gedanken ausdrücken. Denen würde ich es in der That schlechten Dank wissen, welche in der Vergleichung weiter gehen, und von dem geistlichen Hochmuthe der Quacker, von ihrem verdorbnen Geblüte, von ihrer unachtsamen Kleidung, von gewissen unordentlichen Trieben, welche doch ihren Lehrsätzen, wenigstens dem Wortverstande nach, widersprechen, und von andern dergleichen Sachen eine Aehnlichkeit auf meine Philosophen herleiten wollten. Es ist hier der Ort gar nicht, davon zu handeln; vielleicht zeigt sich im Nachfolgenden eine Gelegenheit dazu. Itzt will ich beym Hauptsatze bleiben, da ich dergleichen Philosophen, ihrer mystischen Sprache wegen, mit den Quackern in eine Reihe stelle. Für diese schickt sich wohl kein Buchdruckerstock bes-

ſer, als derjenige, welcher die Prieſterinn zu Delphis auf ihrem Dreyfuße mit begeiſterter Geberde, und derjenigen heiligverzerrten Miene vorſtellt, mit welcher ſie die neugierigen und zweifelnden Menſchen durch ihre hohen Ausſprüche noch zweifelhafter macht. Dieſer Buchdruckerſtock hat ſeinen zureichenden Grund in dem Weſen des Dings; oder, niedriger zu reden, er ſchickt ſich auf meine quackeriſchen Philoſophen vollkommen. Dieſe bekommen, über ihren Erweiſen, von der Einheit, von dem ſich ſelbſt Beſtimmenden, vom leeren Raume, und dergleichen eben ſolche kunſtmäßige Verzuckungen auf ihren Großvaterſtühlen, als die delphiſche Prieſterinn unter ihrem Wahrſagen auf dem Dreyfuße bekam. Wenn dieſe ſchäumte, ſo redete ſie die Sprache der Götter, denn ein Sterblicher verſtund ſie nicht; und wenn dergleichen Philoſophen bündig ſchreiben, ſo ſchreiben ſie unverſtändlich, denn dieſes nennen ſie die Sprache der Weisheit. Die delphiſchen Ausſprüche, ſo dunkel ſie auch waren, fanden dennoch ihre eifrigen Verehrer, und man betete ſie abergläubiſch nach, ohne zu wiſſen, was darunter verſtanden würde. Iſt aber nicht eben dieſes auch bey uns die Urſache, daß wir in der Weltweisheit ſo abergläubiſche Sectirer in =aner finden, welche eben das denken, was ihr Lehrmeiſter gedacht hat? Und oftmals hat dieſer nichts gedacht. Wer ſich an dem Tempel zu Delphis vergreifen wollte, dem drohten die Prieſter mit den rächenden Blitzen der Götter, und ganz Griechenland ward in Harniſch gebracht. Frevelt man aber mit

einem

einem Philoſophen, ſo erbittert man gewiß ein ganzes Heer junger Schriftſteller, welche das Lehrgebäude ihres Abgotts, durch Heiſcheſätze, Lehrſätze, Grundſätze, und Aufgaben, vertheidigen, und uns wohl gar mit a + b — x. von dem gelehrten Boden wegdemonſtriren. Kömmt es aber gar ſo weit, daß ſich ihr Anführer ſelbſt in den Kampf mengt, ſo werden wir uns gewiß keine gelindere Züchtigung verſprechen können, als daß er uns methodo mathematica auf einmal aus einem Menſchen in ein unvernünftiges Thier verwandelt. Noch mehr! Die delphiſche Prieſterinn wahrſagte nicht eher, als bis ſie, durch genugſame Opfer, Geſchenke und Belohnungen in ihre heilige Wut gerieth: Und meine Philoſophen werden niemals eher = = = Doch ich irre mich. Meine Philoſophen ſchreiben bloß aus Liebe zur Wahrheit.

Unſre heydniſchen Vorfahren gaben ihren Prieſtern, den Barden, Schuld, daß ſie in ihren Liedern und Geſängen mit vieler Heftigkeit wider den Geiz eiferten, und gleichwohl ſelbſt die geizigſten im ganzen Volke wären. Da wir nunmehr Chriſten ſind, ſo iſt freylich dieſe üble Gewohnheit mit noch viel andern Laſtern abgekommen, welche die alten Deutſchen an ſich hatten. Doch etwas ähnliches davon findet ſich noch bey einigen unſrer Philoſophen. Ich will ihrer nur mit wenig Worten gedenken, da ich mich im Vorhergehenden auf gewiſſe Maaße dazu anheiſchig gemacht habe. Es giebt deren zwiſchen Straßburg und Breßlau nur dreye, höchſtens viere, welche

in ganzen Quartanten von den Pflichten der Menschen gegen ihre Mitbürger, von Erlangung des höchsten Gutes, von der Erkenntniß des Schöpfers aus der Natur, von der Belohnung und Bestrafung des Guten und Bösen, von der Unsterblichkeit der Seele, von der Bändigung aller heftigen Leidenschaften, und von der wahren Zufriedenheit eines Menschen, mit solcher Lebhaftigkeit und mit solchem Eifer schreiben, daß sich ihre Abhandlungen auf das erbaulichste lesen lassen. Gleichwohl will man aus besondern Umständen dieser Moralisten schließen, und für gewiß versichern, daß sie, wenn man sie als Menschen, und nicht als Philosophen, betrachtet, nichts weniger, als die Pflichten gegen ihre Mitbürger, erfüllen; daß sie in Bestimmung des höchsten Gutes sehr ungewiß sind, und sich sehr körperliche Begriffe davon machen; daß sie an die Erkenntniß des Schöpfers, an die Vergeltung des Guten und Bösen, und an die Unsterblichkeit der Seele nicht länger denken, als sie auf der Catheder stehen, oder an dem Pulte sitzen. Niemals sind sie, sagt die Gelehrtenhistorie unsrer Zeit, wider den Hochmuth mehr ergrimmt, als wenn man ihnen ihren Rang streitig machen will. Nur erst alsdann kömmt ihnen der Geiz recht abscheulich vor, wenn ihre Gläubiger so unphilosophisch sind, und auf ihre Bezahlung dringen. Und ist ihre Chloe; denn die Philosophen haben auch ihre Chloen; ist diese, sage ich, so niedrig gesinnt, daß ihr die Geschenke und Küsse eines erhitzten Stutzers lieber sind, als die abstracten Seufzer ihres dogmatischen Anbeters: So kann man gewiß glauben, daß er in

Stanze.

der

der nächsten Messe, eine große Abhandlung wider die unbändigen Leidenschaften der Wollust, und der unordentlichen Liebe schreiben wird. Für diese Philosophen weis ich keinen bessern Buchdruckerstock vorzuschlagen, als ihr eignes Bildniß. Sie sollen die Wahl haben, ob sie sich nur im Brustbilde, oder in ihrer völligen Größe wollen vorstellen lassen. Die Larven, unter welchen sie sich ordentlich zu verbergen suchen, will ich ihnen nicht ganz nehmen; Sie mögen solche behalten, doch so, daß man wenigstens die Hälfte von ihrem wahren Gesichte sehen kann. Ein einziges Lineament, daß man von ihnen erblickt, wird schon genug seyn, dem Leser zu zeigen, wer hinter der Larve steckt. Es muß artig anzusehen seyn, wenn die eine Seite des Gesichts einem Lehrer des menschlichen Geschlechts gleicht, die andre Seite aber solche Züge blicken läßt, welche die heftigsten Leidenschaften eines eingebildeten, eines geizigen, eines ausschweifenden Gemüths verrathen. Ich will nicht hoffen, daß sich meine Philosophen, durch diesen wohlgemeynten Vorschlag beleidigt finden werden. Geschähe dieses aber; so verdienten sie wohl, daß sie die Obrigkeit selbst anhielte, entweder gar nicht mehr zu schreiben, oder ihr Bildniß so vorzusetzen, daß sie auch nicht einmal die Hälfte des Gesichts bedecken dürften. Ich weis beynahe nicht, welche von diesen beiden Strafen für sie die grausamste seyn würde.

Eben da ich im Begriffe bin, in gegenwärtiger Abhandlung weiter fortzufahren, und gegen die übrigen Gelehrten und Schriftsteller eben die Bereit-

willigkeit zu zeigen, die ich bisher gegen die Rechtsgelehrten, die Freygeister und einige Philosophen, gezeigt habe; So erhalte ich von meinem guten Freunde, **Peter Trommern** in Augspurg, einen Brief, worinnen er meldet, daß er von meinem Vorhaben, gegenwärtige Schrift abzufassen, Nachricht erhalten, und um deswillen sich die Mühe gegeben habe, einige Buchdruckerstöcke zu schneiden, wovon er mir den Abdruck schickt. Er überläßt mir die Mühe, ausfindig zu machen, vor welche Bücher sie sich eigentlich schicken, und bittet mich, seine Arbeit so wohl, als sein löbliches Vorhaben, noch mehr dergleichen zu liefern, der gelehrten Welt bekannt zu machen. Ich darf es ihm, als meinem Freunde, freylich nicht wohl abschlagen, ungeachtet ich von einigen seiner Buchdruckerstöcke gar nicht errathen kann, vor welche Bücher sie sich eigentlich schicken sollten. Weil aber Herr **Trommer** vor allen andern wegen seiner Geschicklichkeit in der Kunst, Buchdruckerstöcke zu schneiden, berühmt ist, so will ich sie meinen Lesern mittheilen. Hoffentlich wird sich dieses Verzeichniß eben so anmuthig lesen lassen, als ein Meßcatalogus, wo man auch nur Titel von Büchern liest, und oftmals solche Titel, aus denen man den eigentlichen Innhalt der Bücher, zu welchen sie gehören, wohl nimmermehr errathen sollte. Finden sich, wie ich gar nicht zweifle, Liebhaber zu diesen Buchdruckerstöcken; so kann ich ihnen melden, daß Herr **Peter Trommer** künftige Ostermesse zu Leipzig in Bräunigs Hofe rechter Hand anzutreffen, und bey ihm alles um einen leidlichen Preis zu bekommen seyn wird. Ich behalte

halte mir die Erlaubniß vor, nach der Messe einige Nachricht zu geben, welche von diesen Stöcken am meisten abgegangen sind. Hier ist das Verzeichniß selber.

Mitten unter alten Gemäuern von eingefallnen Tempeln und Säulen sitzt derjenige Vogel, welcher nur im Finstern sieht, und bey Tage blind ist, der sich vom Ungeziefer und kleinen Gewürme nährt, dessen gräßliches Geschrey niemals etwas gutes bedeutet, und welcher, so bald er zu schreyen anfängt, alle Vögel der ganzen Gegend wider sich rege macht. Was mir, bey diesem Stocke, am besten gefällt, ist dieses, daß Herr **Trommer** mit vieler Geschicklichkeit diesem Vogel eine so ernsthafte Miene zu geben gewußt, daß er alle andre Vögel mit Verachtung anzusehen scheint, welche nicht, wie er, unter altem Gemäuer und im Dunkeln sich beständig aufhalten. Ein paar große Augen, die er grimmig im Kopfe herumwälzt, ein aufgesperrter Schnabel, und starke Klauen scheinen einen jeden zu warnen, diesen Vogel nicht in seinem Neste anzugreifen.

In einem prächtigen Zimmer ist ein Mann zu sehen, welcher, nach einer beygebrachten Anmerkung, der römische Kayser Domitian seyn soll. Er thut ungemein geschäfftig, und scheint sich, durch die viele Arbeit und heftige Bewegung, ganz ermüdet zu haben; ungeachtet dieses seine wichtigste Beschäfftigung ist, daß er Fliegen fängt. Das Bild ist vortrefflich gemalt, ich kann es nicht läugnen, nur weis ich ganz und gar nicht zu begreifen, warum er diesen Mann, nicht in römischer, sondern in deutscher, Kleidung vorgestellt hat.

Der dritte Buchdruckerstock ist das Bild des griechischen Weisen, welcher die Sterne sorgfältig betrachtet, auf den Weg aber nicht sieht, und um deswillen in eine Grube fällt. Herr **Trommer** hat hierbey den Einfall, den vielleicht der meiste Theil der Leser auch haben wird, daß sich nämlich dieser Stock am besten vor einige astronomische Abhandlungen schickte. Ich will diesem nicht gänzlich widersprechen, wenn ich bedenke, daß viele der Mathematiker sich um die Sterne mehr bekümmern, als um dasjenige, was sie auf der Erde, und gegen sich selbst so wohl, als gegen andre Menschen, zu beobachten haben. Es ist wahr, es giebt deren verschiedne, welche ihre Haushaltung und Kinderzucht versäumen, um der Bahn eines Kometen nachzuspüren; und welche nichts thun, als daß sie mit elektrischen Experimenten spielen, zu der Zeit, da ihre Weiber vor langer Weile ganz andre Observationen anstellen. Gleichwohl sollte ich meynen, daß es noch vielmehr Arten der Gelehrten gäbe, welche aus eben diesen Ursachen einen Anspruch auf gegenwärtigen Buchdruckerstock machen können. Und besonders möchte ich ihn einem gewissen Mann vorschlagen, welcher über die Untersuchung der jüdischen Alterthümer Weib und Kind vergißt, und als ein halber Rabbine in Gesellschaften unerträglich wird.

Eine Gesellschaft von Schustern sitzt an einem Tische beysammen. Auf demselben liegt eine Landkarte von Deutschland. Man sieht es ihnen an ihren Gesichtern ganz deutlich an, daß sie sehr heftig mit einander streiten. Der eine weist mit dem Fin-

ger auf Schlesien, und sieht sehr bedenklich dabey aus, zween haben einander bey den Haaren gefaßt, und der dritte liegt schon unter der Bank, und überhaupt sieht die ganze Gesellschaft sehr patriotisch aus. Mich deucht, dieser Stock soilte sich sehr gut vor eine politische Monatschrift schicken.

Ein Indianer liegt, mit einem Rauchfasse in der Hand, vor einem Altare, und betet ein Götzenbild an, welches den Bauch von einem Menschen, die übrigen Gliedmaaßen aber, und besonders die um den Kopf herum, von verschiednen Thieren hat. Herr **Trommer** hat mich sehr gebeten, ihm einen Käufer zu diesem Buchdruckerstocke zu verschaffen. Ich kenne nicht mehr, als einen einzigen guten Freund, welcher im Stande ist, Bücher zu schreiben, vor welche sich ein solcher Stock schickt; und wenn sich dieser nicht entschließt, solchen zu kaufen, so zweifle ich fast, ob er einen Liebhaber finden wird. Allenfalls muß sich Herr **Trommer** entschließen, ihn nach = = zu schicken, wo er ihn gewiß an Mann bringen kann.

Die Fabel ist bekannt, welche uns erzählt, daß ein Mann sich Mühe gegeben, eine Menge Affen zu unterweisen, und sie dahin zu bringen, daß sie wenigstens vor den Leuten ihre natürlichen Sprünge, und affenmäßigen Handlungen verbergen, und sich in ihren Posituren, wie Menschen, anstellen sollen. Als er es durch gute und scharfe Mittel endlich so weit gebracht, daß sie einigermaaßen menschlich gethan: So verderbt ihm ein Spötter seine ganzen Bemühungen, da er Nüße und Aepfel unter sie wirft, wo-

durch sie auf einmal aus ihrer natürlichen Stellung gebracht werden, und sich so zeigen, wie sie natürlich sind. Diese Fabel hat mein augspurgischer Freund sehr lebhaft in einem Stocke ausgedruckt. Der Mann, welcher sich Mühe giebt, die Affen zu unterweisen, scheint sich sein Amt so angelegen seyn zu lassen, als wenn er mit der wichtigsten Sache von der Welt zu thun hätte. Aber die unterschiednen Stellungen seiner Schüler geben deutlich genug zu verstehen, daß sie nur aus Zwange vernünftig thun, und länger nicht, als er vor ihnen steht, und ihnen droht. Unter der menschlichen Kleidung guckt das Affengesicht allemal hervor. Verschiedne blöken gar die Zähne wider ihn, und der eine Affe besonders, welcher vor andern ansehnlich ist, droht, ihn zu krazen. Von ferne zeigt ihnen ein Zuschauer einen Korb voll Obst, nach welchem sie alle mit lüsternen Blicken sehen, und auf dem Sprunge zu stehen scheinen, Lehre und Zwang zu verlassen, um ihren natürlichen Trieben wieder zu folgen. Dieser Buchdruckerstock findet wegen seiner außerordentlichen Sauberkeit, mit der er gezeichnet ist, vor allen andern meinen Beyfall, und ungeachtet er sich vor gegenwärtige Abhandlung gar nicht schickt: So würde ich doch dem Verleger sehr verbunden seyn, wenn er die wenigen Kosten nicht scheuen, und diesen Stock kaufen wollte, damit er meiner Schrift vorgesetzt werden könnte. Ich weis gewiß, er ist zu gefällig, als daß er mir diese kleine Bitte abschlagen sollte.

Hink-

Hinkmars von Repkow

Noten ohne Text.

Neunzehn thue ich den ersten Schritt in die gelehrte Welt. Schon vor dreyßig Jahren hatte mich die Natur mit so starken und dauerhaften Gliedmaaßen begabt, als zu einem Scribenten erfodert werden. Dennoch habe ich, welches fast unglaublich ist, jedesmal über mich selbst so viel Gewalt gehabt, daß meine Gelehrsamkeit noch niemals zum wirklichen Ausbruche gekommen ist, ich nehme einige kritische Versuche aus, welche ich im Jahre 1719 bey der damaligen großen Theurung mir und dem guten Geschmacke zum Besten, doch jedesmal unter fremdem Namen, der Welt mittheilen mußte. Seit dreyßig Jahren also habe ich nur einen Zuschauer unter den Gelehrten abgegeben. Meine ganze Aufmerksamkeit war dahin gerichtet, zu sehen, welches die sichersten und leichtesten Mittel wären, sich auf einmal über andre zu schwingen, und bis auf die späteste Nachwelt berühmt zu werden. Ich habe angemerkt, daß die Bemühungen der Geschichtschreiber, der Philosophen, der Dichter, und aller übrigen Gelehrten, so beschwerlich, so ungewiß, und so gefährlich sind, daß ich mich wohl hüten werde, mich mit einer von diesen Arten Schriften zu vermengen. Hingegen getraue ich mir, durch hundert Exempel zu behaupten, daß man durch kein Mittel in der Welt leichter zur gehörigen Autorgröße gelangen kann, als durch die Beschäfftigung, die Schriften andrer Männer durch Noten zu vermehren, und zu verbessern. Leu-

te, von denen man schwören sollte, daß sie die Natur zu nichts weniger, als zu Gelehrten, geschaffen hätte; Leute, welche, ohne selbst zu denken, die Gedanken der Alten und andrer berühmten Männer erklären; solche Leute sind es, die sich groß, und furchtbar machen; und wodurch? Durch Noten! Noten also sind der rechte Weg, zu demjenigen Zwecke zu gelangen, welchen alle Gelehrte auf verschiedne Arten, aber mit ungleichem Erfolge, suchen. Ich brauche nicht, zu beweisen, daß bey einem dergleichen Buche des Herrn Verfassers Noten allemal das vornehmste und wichtigste sind, der Text selbst aber nur etwas zufälliges, wenigstens von der Erheblichkeit lange nicht ist, als die angehängten Noten. Ich beziehe mich auf die Vorreden, so man vor diesen Büchern findet, und worinnen mein Satz allemal, nur auf verschiedne Art, behauptet ist. Einem solchen Verfasser würde es daher gleich viel gelten, wenn der Text auch gar untergienge. Nur um seine Noten darf die Nachwelt nicht kommen; dieser Verlust wäre unersetzlich. Diese Betrachtung hat mich zu dem Entschlusse gebracht, Noten zu schreiben, ohne um einen Text besorgt zu seyn, da dieser, wie gedacht, ohnedem nur ein Nebenumstand bey einem Buche ist. Ich überlasse die Beschäfftigung, einen Text zu gegenwärtigen Noten zu machen, andern, die weder diejenige Erfahrung, noch Geschicklichkeit, besitzen, die ich mit gutem Gewissen von mir selbst rühmen kann. Es sollte mir lieb seyn, wenn ich dadurch unsrer itzigen Jugend Gelegenheit gäbe, sich in Texten zu üben. Es kann gleich viel gelten, ob sie eine Materie von den itzigen politischen

Um-

Umſtänden, oder aus der Arzneykunſt, oder aus den bürgerlichen Rechten dazu wählen wollen. Eine Abhandlung von dem leeren Raume ſollte ſich auch nicht unrecht dazu ſchicken, denn dergleichen Betrachtungen werden nicht ſehr geleſen, und ſolche Texte braucht ein Notenautor, wie ich bin, am liebſten. Ich wollte wünſchen, daß ſich bald wieder ein Komet ſehen ließe. Meine Noten ſollten ſich ganz vortrefflich ausnehmen, wenn ſie unter einer Abhandlung davon ſtünden. Man wird zwar darinnen nicht ein einziges Wort von Kometen finden. Aber deſto beſſer wäre es; denn natürlicher Weiſe haben dergleichen Noten, wie die meinigen ſind, ohnedem mit dem Texte weiter kein Verhältniß, als das, welches ihnen der Setzer giebt. Mit einem Worte; mit dem Texte mag ich gar nichts zu thun haben, den überlaſſe ich kleinen Geiſtern. Ich bin ein Gelehrter, und zwar ein Gelehrter bey Jahren, darum ſchreibe ich Noten; denn das iſt ein wichtiges Werk! Ich erſtaune, wenn ich zurücke ſehe, und eine unzählbare Menge Männer hinter mir erblicke, welche ſich ſo viele Jahre lang mit ſo vieler Sorge, auf ſo verſchiedne Art, um den Namen eines Gelehrten bemüht haben, von mir aber in einer Zeit von zween Tagen, auf die beqvemlichſte Art von der Welt, und ohne meinem Verſtande und Nachdenken die geringſte Gewalt anzuthun, eingeholt, ja weit übertroffen ſind. Allen meinen Enkeln will ich es anrathen. Noten ſollen ſie machen! Und, wollen ſie es ſo hoch bringen, wie ihr Großvater, ſo machen ſie Noten ohne Text! Eine Sache,

welche, auſer mir, wohl noch kein Deutſcher gewagt hat. Nun werden es die übermüthigen Franzoſen doch auch glauben, daß es in Deutſchland Schöpfer gebe, welche von ſich ſelbſt etwas hervorbringen, und noch mehr thun können, als nachahmen. Wie ſehr werde ich mich vergnügen, wenn ein gelehrter Mann und Beförderer der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften ſich berühmt, und Noten über meine Noten machen wird! „Der groſe „Repkow, wird es einmal heiſen, bedient ſich, in „ſeinen gelehrten Noten ohne Text, unter andern „folgender ſehr nachdenklichen Worte ꝛc. Kann ein Schriftſteller zu ſeiner Beruhigung wohl mehr verlangen, als wenn ſich ein andrer Schriftſteller auf ihn beruft? Wie prächtig wird es klingen, wenn ein gelehrter Abt des künftigen Jahrhunderts in der franzöſiſchen Akademie ſeine Meynung durch mein Anſehen behaupten, und ſagen wird: „Voyez le „Savant Allemand, Monſieur Enkemar de Repikof „dans ſes remarques ſans Texte &c. Und wer iſt mir wohl dafür gut, daß nicht vielleicht, ſo bald gegenwärtige Abhandlung nur die Preſſe verlaſſen hat, ſchon irgendswo ein berühmter Mann mit Schmerzen auf meinen Tod wartet; nur, daß er in ſein hiſtoriſches Univerſallexicon, unter dem Buchſtaben R dieſe Nachricht ſetzen könne: „Repkow „(Hinkmar von) auf Budigaß, ein Nachkomme „des groſen Ecko von Repkow, ſchrieb Noten ohne Text, und ſtarb. Er war ein billiger Vereh„rer ſeiner eignen Schriften, und überhaupt ein „ſehr gelehrter Mann. Seine vortrefflichen No-

„ten

„ten ohne Text hat man in viele Sprachen, und „ſo gar ins Norwegiſche, überſetzt. Die verſchie„nen Auflagen davon ſind unzählich, doch iſt die„jenige wegen ihres breiten Randes und der artig„gen Leiſte die beſte, welche wir dem Fleiſſe des ge„ſchickten Herrn **Cowley Lizards** in London zu „danken haben. Von ihm ſtammt die berühmte „Secte derer Avtonotiſten ab, und er iſt der Urhe„ber des berufnen methodi Repkovianae. Mehrere Nachricht von ihm findet man in dem theatro „Budigaſſiano de claris Repkoviis.„ Gewiß! von wem die Nachwelt ein ſolches Urtheil fällt, deſſen Mühe iſt reichlich vergolten, denn dieſes begreift alles dasjenige in ſich, was der Ehrgeiz eines Gelehrten wünſchen kann.

Vor Entzücken über die dankbare Nachwelt vergeſſe ich beynahe meine itztlebenden Leſer, welche es vielleicht zufrieden ſeyn würden, wenn ich von mir ſelbſt etwas weniger redete. Ich will zwar abbrechen, aber mich nicht entſchuldigen; denn alles, was ich bisher geſagt habe, das vertritt die Stelle einer Vorrede, zu gegenwärtigen Noten ohne Text. Die Vorreden aber ſchreibt der Verfaſſer wohl nicht leicht um des geneigten Leſers willen, ſondern ſeinetwegen. Mein Troſt iſt, daß ich im Nachſtehenden noch öfters Gelegenheit haben werde, von mir ſelbſt ausführlich, doch ohne die geringſte Parteylichkeit, zu reden.

Hinkmar von Repkow.

Noten
Zur Zueignungsſchrift.

O Muſen, helfet mir!) Ueberhaupt muß ich errinnern, daß dergleichen Anrufung der Muſen bey glückwünſchenden Dichtern nichts weiter iſt, als ein bloßes Compliment. Die Muſen mögen nun helfen oder nicht, dadurch wird ſich der Dichter doch nicht irre machen laſſen. Dieſe Formel ſagt eben ſo wenig, als diejenige, wenn man ſpricht:

Erlaube, theurer Mann!

Wenn es auch gleich der theure Mann nicht erlauben wollte: So würde er dennoch, auch wider ſeinen Willen, hören müſſen, daß er die vollkommenſte Creatur unter allen Creaturen ſey; denn das Carmen iſt einmal gedruckt, und mit gutem Gewiſſen kann er es dem ehrlichen Dichter nicht zumuthen, daß er die Unkoſten umſonſt ſollte aufgewandt haben. Ich misbillige darum dieſe Anrufung der Muſen gar nicht. Es ſind die poetiſchen honneurs, die wir unſern Mäcenaten machen. Eine Schildwache thut nur ihre Schuldigkeit, wenn ſie bey der Ankunft eines vornehmen Mannes: Ins Gewehr! ruft, und auf dem Parnaſſe iſt die größte Ehrenbezeugung dieſe, wenn wir alle neun Muſen paradiren laſſen. Ich halte es um deswillen denen ſehr für übel, welche dieſe gute Cäremonie abſchaffen wol-

wollen. Sie bringen den armen Dichter um ein paar Verſe, die ihm nicht ſauer werden können, und die zum wenigſten nichts ſchaden, wenn ſie auch nichts helfen ſollten.

Dieß ſchwere Werk, dich, Gönner aller Gönner) Es iſt allerdings vielmals ſehr ſchwer, denjenigen mit einiger Wahrſcheinlichkeit zu rühmen, an den die Zuſchrift gerichtet iſt. So leicht es iſt, Reinbecken, als einen groſſen Gottesgelehrten, Wolfen, als einen Philoſophen, Hofmannen, als einen geſchickten Arzt, und Canitzen, als einen Dichter vorzuſtellen: So ein ſchweres Werk iſt es hingegen, wenn ich den Aberglauben, als einen Mann, auf deſſen Bruſt Licht und Recht glänzen, oder Starrkatern in Eulenburg, deſſen der hamburgiſche Patriot gedenkt, als einen Prieſter der Gerechtigkeit abbilden ſoll. Wie viel Mühe koſtet es nicht, wenn wir denjenigen zum Apollo unſrer Zeiten machen, welcher mit einem Gelehrten weiter keine Aehnlichkeit hat, als die groſſe Perücke! Wir beſchwören das Alterthum, und bannen alle Weiſen Griechenlands und Roms zuſammen, damit ſie zu ihrer Beſchämung anhören ſollen, daß in unſern Tagen ein Mann lebt, der Davus heißt.

Von Kleinigkeiten groß, von ſchlechten Dingen fein,
Von albern Sachen klug, von Stümpern ungemein,
Und endlich unvermerkt ſtets von ſich ſelbſt zu ſingen,
Sind Künſte, die uns ſpät, der Lobſucht ſtets gelingen.

Eben dieſe Lobſucht iſt noch das einzige Mittel, welches unſern Dichtern bey ihren Zuſchriften die gröſ-

ten Schwierigkeiten erleichtern hilft. Sie wollen loben! Das ist genug! Ob aber die Züge in ihrer Lobschrift dem Originale ähnlich sind; das ist eine Sache, die man eben so genau nicht untersuchen, noch viel weniger aber von ihnen verlangen darf. Sie gleichen darinnen einer gewissen Art von Malern, welche die Bildnisse großer Fürsten und Herren feil haben. Alle diese sehen einander ähnlich, und die Bilder von Ludwig dem vierzehnten an, bis auf den General Menzel haben nur ein Gesicht. Der einzige Unterschied besteht in der Tracht und Farbe des Kleides, und, wenn es hoch kömmt, in einem Schnurrbarte. Dem ungeachtet weis man, wen es vorstellen soll, und derjenige muß blind seyn, der es nicht aus der Unterschrift sehen sollte. Machen es die meisten unsrer heutigen Scribenten in ihren Zuschriften wohl anders? Sie haben nur eine Art zu loben, und ein jeder, den das Verhängniß dazu ersehen hat, daß er unter ihre Hände gerathen, und ihr Mäcenat werden soll, den stellen sie uns allemal, als den vollkommensten, als den tugendhaftesten Sterblichen vor. Kurz, auch ihre Gönner und Helden haben nur ein Gesicht, den Unterschied macht weiter nichts, als der Titel des Gönners.

Mit Zittern wagt mein Kiel] Ich bin ein Poet, das ist ein postulatum, und ich will es keinem Menschen rathen, mir zuzumuthen, daß ich diesen Satz beweisen soll. Wenn man also im obigen Texte die Worte; **mit Zittern wagt mein Kiel,** nicht von der demüthigen Positur verstehen

wollte, mit welcher einige Dichter von meiner Art ihre Gönner anzureden, und ihnen die Proben ihrer unterthänigsten Ehrfurcht zu überreichen pflegen: So würde es allerdings sehr unnatürlich seyn, zu sagen, daß der Dichter zittere. Wir, die wir mit Göttern eben so vertraut umgehen, wie mit einer Schäferinn, wir werden vor keinem Sterblichen zittern. Ein Dichter, der von seiner Fertigkeit zu reimen, von seinem Geldmangel, und von den Capitalen seines Gönners gewiß überzeugt ist, ist das unerschrockenste Geschöpf unter allen Thieren. Läßt sich also wohl mit Grunde von ihm sagen, daß er zittere? Ich glaube es nicht, und wenn er ja zittert, so geschieht es doch nur dem Reime und dem Sylbenmaaße zu Gefallen.

[Und wenn du, großer Held,] Dieses Beywort ist so gewöhnlich, daß ich kein Bedenken trage, solches dem unbekannten Gönner beyzulegen, welchem gegenwärtiges Werk künftig einmal dediciret werden könnte. Ein Autor schmiegt sich gemeiniglich in seinen Zueignungsschriften dergestalt, vor den Füßen seines Gönners, daß ihm derselbe natürlicher Weise nicht anders, als groß, vorkommen muß, und einen Helden nenne ich ihn um deswillen, weil ich zum voraus setze, daß die Zueignungsschrift an keinen von bürgerlichem Stande, sondern an jemanden meines gleichen gerichtet wird. Wir sind Ritter. Alle Ritter sind, vermöge der Erfahrung, Helden, und große Helden werden wir, so bald uns ein Autor braucht. Hierbey fällt mir eine Geschichte ein, welche ich anführen muß. Als

ich dem Pfarrer in meinem Dorfe seinen Sohn zum Substituten gab: So ward, wie man leicht glauben kann, dieser wichtige Umstand der Kirchenhistorie von mehr, als einem Rohre, besungen. Es würde zu weitläuftig seyn, alle die schönen Gedanken anzuführen, welche bey dieser vortrefflichen Gelegenheit verschwendet wurden. Keiner aber hat mich so sehr gerührt, als derjenige, da ein Dichter den jungen Substituten des großen Vaters großen Sohn nennte. Ich bin versichert, daß dieser prächtige Ausdruck bey dieser Gelegenheit nicht zum erstenmale angewandt ist, und sonder Zweifel auch in folgenden Zeiten seine Liebhaber finden wird. Aber eben dadurch suche ich auch obige Worte meines Textes zu rechtfertigen. Denn schickt er sich für einen Dorfpfarrer, und seinen Substituten, so wird man ihn einem Kirchenpatron gewiß nicht streitig machen können.

Mich Deiner Gunst empfohlen) Gunst heißt hier, und bey andern dergleichen Zuschriften, in poetischem Verstande, so viel, als baares Geld.

Du selbst ein Dichter bist, der Ewigkeit entgegen) oder wie es im Zusammenhange des Textes heißen würde: Du siehst der Ewigkeit entgegen, weil du selbst ein Dichter bist. Man sieht wohl, daß diese Zueignungsschrift in Versen abgefaßt ist; und weil sie in Versen abgefaßt ist; So folgt natürlicher Weise, daß der Verfasser ein Poet seyn muß, denn eben dadurch unterscheidet sich ein Poet von andern Geschöpfen, daß er Verse macht. Es ist also nichts neues, wenn ein Poet glaubt, er

könne

könne seinem Gönner nicht angenehmer schmeicheln, als wenn er ihn auch einen Dichter heißt. Es erklärt sich dieses aus den Regeln der Eigenliebe, welche eine jedwede Art der Schriftsteller für ihr Handwerk hat. Wird ein Arzt ein Schriftsteller, so wird er sagen, daß sein Mäcenat, an den die Zueignungsschrift gerichtet ist, auch ein Arzt sey, und ein schreibender Rechtsgelehrter macht alle seine Gönner zu Ulpianen. Ich kenne einen Kunstrichter, welcher zu der Freygebigkeit eines ziemlich begüterten Landkramers ein so großes Vertrauen hatte, daß er ihm ein Buch zueignete, welches von den kritischen Streitigkeiten unsrer Zeiten handelt. „Ich widme dir „diese Blätter, sagte der Verfasser in seiner Zueignungsschrift, da du so glücklich bist, selbst ein Cri„tikus zu seyn.„ Der Landkramer erschrack. Er fragte seinen Informator, was ein Critikus für ein Ding sey? Und weil ihm dieser eine verhaßte Beschreibung davon machte: So fehlte nicht viel, daß jener den Verfasser nicht rechtlich belangte.

Noten zur Vorrede.

Und mit Anmerkungen] Anmerkungen heiſſen diejenigen Zeilen, welche der Buchdrucker unter den Text ſetzt. Mit dieſem haben ſie keine Verbindung weiter, als daß ſie auf eben der Seite ſtehen, oder, wofern der Raum dieſes nicht zulaſſen will, wenigſtens ſich allemal auf diejenige Seite beziehen, wo die Worte des Textes zu finden ſind. Beſonders zweyerley wird dabey erfodert. Sie müſſen in die Augen fallen, und unerwartet ſeyn. Jenes geſchieht, wenn man ſagt, was andre ſchon geſagt haben, oder, kunſtmäßig zu reden, wenn man die Alten und Neuen fein häufig anführt, und die Gelehrten, welche gegen alle vier Winde wohnen, citirt. Das Unerwartete hingegen beſteht darinnen, wenn ich Sachen ſage, welche kein Menſch in meinen Anmerkungen ſuchen würde. Zum Exempel: Im Texte ſteht das Wort; **Cicero**, und in der Anmerkung unterſuche ich die Frage: Ob Nebucadnezar auch wirklich Gras gefreſſen habe, wie ein Vieh?

Zu dieſer Vorrede] Denn eine Vorrede heißt nur um deswillen eine Vorrede, weil ſie gleich auf das Titelblatt, oder die Zueignungsſchrift folgt. Der Herr Verfaſſer darf ſich gar kein Gewiſſen machen, wenn er darinnen Sachen ſagt, die zum Buche gar nicht gehören.

Erläutert) Das ist ein erschrecklicher Druckfehler, und soll erweitert heißen, welches ein jeder ehrengünstiger Leser in seinem Exemplare zu ändern beliebe. Ich wäre nicht werth, daß ich ein Autor hieße, wenn ich bey diesen Anmerkungen die Absicht gehabt hätte, den eigentlichen Verstand des Textes zu erklären, oder zu erläutern, zu geschweigen, daß vielmals ein Text keinen eigentlichen Verstand hat. Aber das ist die wahre Pflicht vieler unsrer heutigen Scribenten, daß sie eine Sache weitläuftig dehnen, und dasjenige auf etlichen Bogen sagen, was der ungelehrte Pöbel in wenig Zeilen fassen würde.

Ich weis aber nicht, ob ich dieser meiner Schrift die Ewigkeit versprechen darf:) Das ist nur eine bescheidne Verstellung von mir, ich weis dieses aber ganz gewiß, denn ich bin ein Autor. Diese Formel ist der so gewöhnliche väterliche Seegen, welchen wir unsern Büchern mittheilen, wenn wir sie in die Welt schicken. Von dem Nachdrucke dieses Seegens kann niemand besser urtheilen, als wer Gelegenheit gehabt hat, entweder durch die Erfahrung, oder auf andre Wege sich einen hinlänglichen Begriff von derjenigen innbrünstigen Zärtlichkeit zu machen, welche man die väterliche Liebe nennt. Ein Schriftsteller empfindet diese in dem stärksten Grade. An unsern Kindern halten wir dasjenige für Schönheiten und Artigkeiten, was wir an den Kindern andrer Leute für Leibesgebrechen und Laster ansehen. Ein Autor, welcher die Mängel andrer Schriften aufs schärfste beurtheilt,

ist dennoch oftmals von einer blendenden Liebe gegen seine eigne Arbeit dergestalt eingenommen, daß er denjenigen für einen neidischen Klügling, für einen Verräther des Vaterlandes ausschreyen wird, welcher sich unterſteht, ihm und andern zu sagen, daß seine gelehrte Geburt nur ein Krüpel, oder gar eine Misgeburt sey. Er wird ergrimmen, wie ein Bär, dem man seine zottige Brut raubt, und wer ihm in dieſer Wut begegnet, der ist verloren. Ich getraue mir, noch mehr zu behaupten. Ich glaube, daß die Liebe eines Scribenten gegen seine witzige Zucht diejenige Neigung weit übertrifft, welche Aeltern ordentlicher Weise gegen ihre Kinder haben. Ein Vater wird dasjenige Kind niemals, ohne ekelhaften Widerwillen, ansehen können, von dem er gewis weis, daß es nicht sein ist; ein Scribent aber keinesweges. Oefters ist dieſer bemüht, der Welt diejenigen Sachen, als seine leiblichen Kinder, anzupreiſen, welche ihr ganzes Wesen und Daseyn dem Fleiße andrer Gelehrten, ihm aber weiter nichts, als den Namen, zu danken haben. Dennoch erkennt er ſie für die Seinigen. Derjenige greift ihm ans Herz, welcher ihm den Titel eines Vaters absprechen will. Hundert Gelehrte von verſchiednen Völkern könnte ich hier zum Beweiſe meines Satzes anführen; ich habe aber für die Franzoſen eine ſolche Hochachtung, daß ich niemanden nennen will, als ihren Abt **Desfontaines**. Da nun unſre Gelehrten und Schriftſteller ſo geneigt ſind, ihren Gedichten und Büchern die Ewigkeit zu prophezeihen; wie empfindlich, wie ſchmerzhaft

haft muß es nicht einem ſo liebreichen und zärtlichen Vater fallen, wenn er ſieht, daß er das Werk ſeiner Hände, welches er der Nachwelt zugedacht hatte, noch ſelbſt überleben muß! Kömmt dieſes frühzeitige Abſterben von der ſchwächlichen Natur, und der hinfälligen Beſchaffenheit unſrer Schriften her: So iſt allerdings noch einiger Troſt dabey. Geſchieht es aber, daß ſie durch einen gewaltſamen Tod dahin geriſſen, und durch die unerbittlichen Hände eines grauſamen Kunſtrichters aufgerieben werden: So kann ich mir in der That keine verzweifeltern Umſtände vorſtellen, als diejenigen ſind, in welchen ſich ein ſo gebeugter, und in die tiefſte Trauer verſetzter, Scribent befinden muß. Er iſt deſto unglücklicher, da ihm nicht leicht jemand ſein Beyleid bezeigen, und dieſen unverhofften Verluſt beklagen wird. Ein Troſt, den zum wenigſten andre Väter, bey dem Tode ihrer Kinder, zu gewarten haben.

Noten zur Abhandlung.

FARRAGO LIBELLI:) Bey dieſen Worten, welche ich aus dem Juvenal zur Ueberſchrift über gegenwärtige Abhandlung gewählt habe, muß ich vor allen Dingen verſchiednes errinnern. Die Verſe des Juvenals heißen eigentlich ſo:

Quidquid agunt homines, votum, timor, ira, voluptas,
Gaudia, diſcurſus, noſtri eſt farrago libelli.

Ich habe aber mit Fleiße nur die letzten Worte davon behalten, weil ich befürchten mußte, viele meiner Leſer möchten ein gar zu ſchlechtes Vertrauen zu dieſer Schrift bekommen, wenn ſie durch die angezognen Verſe des Juvenals auf die Meynung gebracht würden, als wollte ich Sachen darinnen abhandeln, welche, gewiſſer Urſachen wegen, nicht allemal gern geleſen werden.

Indeſſen ſchicken ſich dieſe Worte, farrago libelli, hieher. Ich weis ſie nicht nachdrücklicher zu überſetzen, als durch das Wort, **Miſchmaſch**; und dieſes zeigt meinen Leſern auf einmal an, was ſie, in dieſen Noten ohne Text, zu ſuchen haben.

Ich bin ſo neidiſch gar nicht, daß ich mich dieſer Ueberſchrift ganz allein anmaaßen, und andern Schriftſtellern verwehren wollte, ſich derſelben, in gleichem Falle, zu bedienen. Nichts wünſche ich eifriger, als daß ich in dieſem Stücke Nachfolger finden möge, welche mit der gelehrten Welt eben ſo offen-

offenherzig umgehen, als ich thue. An ſtatt der ausſchweifenden Titel: **Kurze, doch gründliche, Abhandlung von ꝛc. Neue, und höchſtnöthige Wahrheiten ꝛc. Exegetiſch-theoretiſch-praktiſche Unterſuchung, ob ꝛc. Unumſtößlicher Beweis, daß ꝛc. Verſuch einer heilſamen und erbaulichen ꝛc. Abgenöthigte, doch mit vieler Beſcheidenheit abgefaßte, und in der Wahrheit ſelbſt gegründete, Vertheidigung wider ꝛc. Univerſal ꝛc.** An ſtatt aller dieſer Titel würden die meiſten ihrer Verfaſſer mit weit beſſerm Rechte, und mit mehrerer Wahrheit ſich dieſer Worte bedienen, Farrago libelli; und die Nachwelt hat es bloß meiner Bemühung zu danken, daß nächſtens ein guter Freund von mir ſich eben dieſer Worte, bey ſeinem Buche, bedienen wird, welches er von dem eigentlichen Grunde des Natur- und Völkerrechts, und zwar methodo mathematica abgefaßt hat.

Ich kann dieſe Gelegenheit nicht vorbey laſſen, ohne von dergleichen Ueberſchriften noch etwas überhaupt zu gedenken. Ich finde einen großen Misbrauch darinnen, daß ſich die meiſten ſolcher Sentenzen aus alten Poeten und Philoſophen anmaaßen, welche ſie, ohne die Wahrheit zu beleidigen, und ihr Autorgewiſſen zu beſchweren, vor ihre Schriften gar nicht ſetzen ſollten. Ich will an deren Stelle einige andre vorſchlagen, und ich traue meinen Leſern ſo wohl, als den zukünftigen Autoren, ſo viel Geſchmack und Einſicht zu, daß ſie die Wahl, vor

welche

welche Bücher eine jede dieſer Ueberſchriften gehöre, ſelbſt treffen werden, ohne, daß ich nöthig habe, mich darüber zu erklären. Dieſe Arbeit iſt wenigſtens ſo wichtig, und dem Vaterlande eben ſo vortheilhaft, als die Bemühung des Herrn Woldamars von Zſchaſchlau, welcher* ſeinen nuzhwilligen Witz an einer Abhandlung von Buchdruckerſtöcken verſchwendet hat, und dabey gewiſſe eigenſinnige Regeln vorſchreiben wollen, welche die Fruchtbarkeit unſrer Schriftſteller zu merklichen Schaden der gelehrten Nahrung auf einmal niederſchlagen würden, wenn dieſe nicht bereits viel zu großmüthig wären, als daß ſie den pedantiſchen Vorſchriften der Vernunft Gehör geben ſollten. Hier ſind meine Ueberſchriften, und finde ich, daß die Welt erkenntlich genug iſt: So behalte ich mir vor, in einer beſondern, und hoffentlich ſehr weitläuftigen, Abhandlung deren mehr zu liefern.

Duceris, ut neruis alienis mobile lignum.

Horat.

- - - Nihil mea carmina curas?
Nil noſtri miſerere? Mori me denique cogis?

Virgil.

Scilicet oblitus patriae, patriſque, LATINE?

Horat.

Quid faciam, præſcribe. Quieſcas. Ne faciam, inquis,
Omnino verſus? Aio. Peream male, ſi non
Optimum erat. Verum nequeo dormire - -

Horat.

Quos

* Siehe vorſtehende Abhandlung. a. d. 75 S.

Quos ego! - - - - - - - - - -
Virgil.
- - - - - Procumbit humi - -
Virgil.
- - - Κυνὸς ὄμματ' ἔχων.
Homer.
Grammatici certant, - - - - - - -
- - - rabies armavit, - -
- - - et usque
Certantes, donec cantor, Vos plaudite! dicat.
Horat.
Quae virtus, et quanta - - - - -
Nec meus hic ſermo eſt - - - - -
Horat.
Felices errore ſuo - - - - - -
Lucan.
Die aliquid dignum promiſſis. Incipe: nil eſt.
Horat.
- - - Di te, Damaſippe, Deaeque
Verum ob conſilium donent tonſore - -
Horat.

Dieſes würde genug ſeyn können, zu zeigen, wie redlich ich es mit meinem gelehrten Vaterlande meyne. Ich will aber noch mehr thun, und den Witz aller muntern Köpfe in Deutſchland in Bewegung bringen. Virgil ſagt an einem gewiſſen Orte:

Caedicus Alcathoum - - Sacrator Hydaſpen,
Partheniumque Rapo, et praedurum viribus Orſen,
Meſſapus Cloniumque, Lycaoniumque Ericaten,
- - Atronium Salius, Saliumque Nealces.
- - - - - - - - - - - - - - -
Di Iouis in tectis iram miſerentur inanem
Amborum!, et tantos mortalibus eſſe labores!

Hiermit

Hiermit fodre ich alles auf, was nur einen Finger regen, und ſchreiben kann! Derjenige, welcher die gründlichſte Nachricht geben wird, vor welches Buch ſich dieſe Ueberſchrift ſchicke, der ſoll bey dem Verleger ſechs Dukaten zum Preiſe erhalten! Mit Freuden ſehe ich dem ämſigen Lärmen entgegen, welcher, wegen dieſer anſehnlichen Belohnung, unter unſern Gelehrten entſtehen wird. Dieſes verlange ich noch, daß ſie ihre Briefe poſtfrey einſenden, und ihre Namen verſiegelt beylegen, zugleich auch eine Anweiſung geben, an wen der Preis gezahlt werden ſoll. Als einen kleinen Nebenumſtand muß ich nur dieſes noch erinnern, daß ich ſelbſt an der Auflöſung dieſer gelehrten Aufgabe mit arbeiten werde. So viel kann ich inzwiſchen bey aller der Aufrichtigkeit verſichern, welche mir und allen Scribenten meiner Art bey dergleichen Fällen ſo eigen iſt, daß ich zur Zeit nicht weis, welche Art von Büchern ich zu dieſer Ueberſchrift eigentlich vorſchlagen ſollte. Weil ich aber doch aus der Erfahrung weis, daß ich, im Vertrauen zu ſagen, gar öfters ganz feine und ſcharfſinnige Einfälle habe; So will ich nicht gut dafür ſeyn, daß ich dieſen aufgeſetzten Preis nicht ſelbſt verdienen ſollte.

Und die friedfertige Antwort jenes Landedelmanns iſt zu bekannt, als daß ich ꝛc. Weil nicht alle meine Leſer Gelegenheit haben, dieſe Worte in dem vortrefflichen Theatro Europaeo ſelbſt nachzuleſen: So will ich ſolche allhier mit einrücken: „Ich bin auf meiner väterlichen Hufe geboren,

„boren, und erzogen. Niemals habe ich die ge„ringſte Neigung gehabt, mich in die Händel der „Welt zu miſchen, oder mit dem Degen in der „Fauſt dasjenige zu thun, was die meiſten mei„ner unruhigen Nachbarn, fürs Vaterland fechten, „nennen. Ich habe allemal geglaubt, es ſey beſſer, „bey geſundem Körper unbekannt, als bey verſtüm„meltem Körper berühmt zu ſeyn. Der Lorbeer „auf dem Haupte, und ein hölzerner Arm oder Fuß „iſt für mich niemals eine ſo reizende Vorſtellung „geweſen, daß ich mich hätte bewegen laſſen, mei„ner Ruhe, und Bequemlichkeit zu entſagen. Das „ganze Dorf weis, und mein Pfarrer wird es ſub „fide paſtorali, und manu propria bezeugen kön„nen, daß ich nichts weniger, als blutdürſtig bin; ich „nehme diejenige Zeit aus, da die Jagd offen iſt.„ So redet unſer Junker.

Kritiſch und gelehrt) Dieſes iſt ein Pleonasmus. Man denke ja nicht, als wären es zwo ganz unterſchiedne Sachen, kritiſch und gelehrt zu ſchreiben. Keineswegs! Ein Critikus von der Art, deren unſer Text erwähnt, iſt ein Mann, welcher allemal Recht hat, und ein Gelehrter, nach meinem Begriffe, darf niemals andern Recht geben. Jener iſt mit keinem Menſchen, mit ſich ſelbſt aber gar wohl zufrieden; ein Gelehrter auch. Kurz die Critik iſt von der Gelehrſamkeit ſo unzertrennlich, als die gründliche Wiſſenſchaft der Rechte von einem conſultiſſimo Juris utriusque Doctore, oder Verſtand und Tugend von einem Capitaliſten.

Die Gröſſe deiner Gaben) Wenn ein Dichter an ſeinem Helden die Gröſſe ſeiner Gaben rühmt, ſo verſteht der Leſer ordentlicher Weiſe deſſen Gemüthsgaben darunter. Dasjenige nennt man zwar auch Gaben, was er, für ſein saubereingebundnes Carmen, von ſeinem groſsmüthigen Gönner erhält. Allein ſo unbeſcheiden iſt nicht leicht ein Dichter, daſs er dieſer Gaben ausdrücklich gedenken ſollte. Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daſs er ſich und der Wahrheit ſo groſse Gewalt nicht umſonſt anthun, und Tugenden rühmen wird, welche vielmals derjenige, der ſie beſitzen ſoll, ſelbſt nicht an ſich gemerkt hat. Mancher würde nicht beſungen werden, wenn ſich der Dichter nicht auf die Gröſſe ſeiner Gaben Rechnung machte. **Simonides** ſollte einen Wettſtreit mit Mauleſeln beſingen. Derjenige, deſſen Mauleſel den Preis davon getragen hatten, mochte ſein Geld ſo lieb haben, als ſeine Ehre, und bot um deswillen dem Dichter nur eine geringe Belohnung an. Dieſes empfand **Simonides** übel. Ich, ſagte er, beſinge keine Mauleſel! So bald man ihm aber die Belohnung erhöhte: So bald ſang er von Mauleſeln, und rufte:

χαιρετ' ἀελλοποδων θυγατρες ἱππων!

Mich dünkt, wir ſingen heut zu Tage noch eben ſo!

Hierbey muſs ich einen kleinen Handgriff anrathen, welcher im gemeinen Leben ſeinen guten praktiſchen Nutzen hat. Iſt ein Dichter von der Freygebigkeit ſeines Gönners ſchon hinlänglich verſichert: So wird er am beſten thun, wenn er mit einer philoſophiſchen Groſsmuth alle vergänglichen Reich-

thümer

thümer unter seine Füsse tritt, die Geldbegierde, als das unanständigste Laster eines Gelehrten, verflucht, und die poetische Mäßigkeit mit den lebhaftesten Farben abschildert.

Wofern es aber bekannt ist, daß unser Gönner die Musen zwar liebt, aber nicht bezahlt, und nur poetische Fröhner haben will; So wollte ich einem jeden, dem sein eigner Magen lieb ist, wohlmeynend gerathen haben, daß er sich wegen seiner Hauptabsicht etwas deutlicher erklärte. Er lobe den Verstand seines Gönners, seine Freygebigkeit aber noch mehr. Er erzähle ihm die betrübte Geschichte jenes griechischen Fechters, an welchem die Götter sichtbarliche Zeichen und Wunder gethan, und ihn um deswillen zerschmettert haben, weil er so unverschämt gewesen, und den ehrlichen **Simonides** um zwey Drittheile seines sauerverdienten Lohnes betrügen wollen. **Pindar**, der Schutzgott aller Poeten, die ums Geld loben, hat diese Kunst auch verstanden. Die Stelle ist bekannt, da er dem **Xenocrates** unter die Augen sagt, „daß „die Mode, umsonst zu singen, schon vorlängst ab„gekommen, und altväterisch geworden sey. Zwar „ehedem, spricht er, waren die Musen nicht gewinn„süchtig, keine ließ sich für Geld dingen, und Terpsi„chore verkaufte ihre Lieder noch nicht. Nunmehr „aber ist es gar wohl erlaubt, dem gegründeten „Ausspruche jenes Argiers nachzuleben, welcher „zwar selbst weder Geld noch Freunde hatte, den„noch aber sagte: Das Geld, nur das Geld macht

„einen Mann! Du bist ein kluger Mann! Xeno-
„krates, du wirst mich verstehen!

Fervet, immensusque ruit profundo
Pindarus ore
Laurea donandus Apollinari!

Das Ansehen dieses großen Dichters schützt uns wider alle Vorwürfe. Es ist zwar allerdings, wie Horaz uns warnet, sehr gefährlich, dem Pindar nachzuahmen, aber nur in diesem Stücke nicht. Denn, sind wir nicht so feurig, wie Pindar, so sind wir doch wenigstens eben so geldgierig! Man sage ja nicht, daß ich mich an so berühmte Leute des Alterthums wohl aus andern Ursachen, als wegen ihrer Fehler, errinnern könnte. Es geschieht gar nicht, dieselben zu verkleinern, sondern die großen Beyspiele unsrer Zeiten durch andre große Beyspiele zu rechtfertigen, und dadurch zu zeigen, wie sehr sich bereits die meisten meiner Landsleute den Alten genähert haben. Es ist überdieses noch zu erweisen, ob das Verlangen nach einer verdienten Belohnung ein Fehler ist. Ich glaube es nicht, und kenne, zu meiner Beruhigung, Leute genug, welche meiner Meynung sind.

Ohne eigennützige Absichten, ohne Vorurtheil, bloß zur Beförderung des gemeinschaftlichen Wohls und zur Aufnahme der schönen Wissenschaften) Eine jede Zunft der Gelehrten, und derer, welche sich zu den Gelehrten rechnen, hat ihre gewissen Formeln, unter welchen sie ihre wahre Absichten zu verbergen weis. So viel ich Quacksalber gehört habe: So viele haben auch

verſichert, daß ſie nicht etwan deswegen öffentlich ausſtänden, um ihren Vortheil dabey zu ſuchen. Nein, keinesweges! Nur preßhaften Perſonen beyzuſpringen, und ihren Nebenchriſten aus Mitleid die Zähne auszubrechen; dieſes iſt die wahre Urſache, warum ſie von Stadt zu Stadt ziehen, und die Jahrmärkte beſuchen. Zu Beförderung der heilſamen Juſtiz, zu Vertheidigung der Unrechtleidenden, und vermöge der aufhabenden theuern Pflicht werden die Sporteln gemacht, und wenn eine gewiſſe Art der Rechtsgelehrten, ſo der unſtudierte Layen Rabuliſten nennt, die Wittwen und Waiſen um ihre Häuſer bringen will, ſo geſchieht es zwar, aber wie? Allemal mandatario nomine, nobiliſſimum iudicis officium deſuper implorando. Ja, ich kenne einen hochwohlehrwürdigen Mann, welcher in ſeinem Berufe niemals unermüdeter iſt, als wenn er liqvidiren ſoll. Allezeit aber geſchieht dieſes, welches ja wohl zu merken iſt, **Amts** und **Gewiſſens wegen.** Dieſes könnte ſchon genug ſeyn, obige Worte meines Textes zu erklären, wenn ein Autor ſagt, er ſchreibe ohne eigennützige Abſichten, ohne Vorurtheil, bloß zur Beförderung des gemeinſchaftlichen Wohls, und zur Aufnahme der ſchönen Wiſſenſchaften. Dieſe Formel iſt allemal das Weſentliche einer Schrift, und da ich in einem freyen Lande wohne, wo weder die ſächſiſchen Whigs, noch die ſchweizeriſchen Torrys, zu fürchten ſind: So getraue ich mir, ohne Scheu zu behaupten, daß bey vielen unſrer heutigen Scribenten die Bewegurſachen eigennützig, und voller Leidenſchaften ſind. Freylich ſagen wir dieſes

nicht ausdrücklich. Aber das wäre auch wider alles Herkommen. Wir versichern vielmehr den Leser, daß unsre Schriften das Tageslicht nimmermehr würden erblickt haben, wenn uns nicht die Erbauung des Nebenchristen, die Besserung der Gemüther, die Beförderung des Wohls unsrer Mitbürger, die schwere Amtspflicht, die ernsthafte Aufmunterung unsrer Obern, das Anliegen des Buchhändlers, und noch hundert andre rühmliche Ursachen dazu bewogen hätten. An unserm eignem Ruhme ist uns so wenig gelegen, daß wir versichern, wir würden ganz gleichgültig bey den Urtheilen des Lesers seyn. Ja, wir erniedrigen uns vielmals so weit, daß wir bitten, man möchte uns unsre Fehler zeigen, und uns auf den rechten Weg führen. Aber, dem mag der Himmel gnädig seyn, der dieses nur einmal versucht! Man wage es nur, und sage uns, daß unser Vortrag unordentlich und trocken sey, daß unsre Wahrheiten sehr alte Wahrheiten wären, daß kein Mensch einen Nutzen aus unsern Schriften erlangen könnte, daß wir unsrer Amtspflicht eine bessere Gnüge geleistet haben würden, wenn wir gar geschwiegen hätten; man ziehe in Zweifel, ob unsre Obern, und nicht vielmehr wir selbst, uns aufgemuntert haben; In was für eine Wut wird man uns Patrioten bringen! Wie grimmig werden wir mit ihnen verfahren! Nicht das Vaterland, nicht die Erbauung des Nebenchristen, nicht das Wohl unsrer Mitbürger, nein; uns selbst, unsre beleidigte Ehre werden wir vertheidigen!

Und ein jeder glaubt, es werde noch in tausend Jahren Scholiasten geben, welche seine gelehrte Schrift mit kritischen Anmerkungen bereichern, und über eine zweifelhafte Lesart andern Scholiasten Verstand und guten Namen absprechen.) Und ich glaube, daß mir selbst dieses widerfahren wird. Eine so schmeichelhafte Eigenliebe, als diejenige ist, wovon unser Text redet, ist niemanden zu gute zu halten, als mir, weil außer mir niemand ein so wichtiges Werk geschrieben hat, als gegenwärtige Noten ohne Text sind. Ich stelle mir hierbey deren spätes Schicksal auf das lebhafteste vor. Ich übersehe, mit einem ehrgeizigen Blicke, eine Reihe von vielen Jahrhunderten, und empfinde eine stärkende Beruhigung in mir selbst, wenn ich an unsre spätesten Nachkommen gedenke, wie sie mit einer abgöttischen Ehrfurcht den Verstand und Witz des Hinkmars von Repkow bewundern werden. Ja, ich gehe in diesen prophetischen Betrachtungen noch weiter. Damals hießen unsre alten Deutschen noch Barbaren, als man zu Rom, für die Aufnahme des guten Geschmacks in der Dichtkunst und Beredsamkeit, mit eben der Sorgfalt, doch vielleicht nicht mit eben der Hitze, kämpfte, mit welcher wir, die gesitteten Nachkommen dieser barbarischen Deutschen so viel gelehrte Kriege, in unserm eignem Vaterlande, auf das muthigste unternommen, und fortgeführt haben. Ist wohl also im geringsten zu zweifeln, daß nach Verlaufe vieler Jahrhunderte eben dieses die wichtigste Beschäfftigung solcher Völker seyn

kann, die wir itzt für eben ſolche Barbaren halten, für welche die Römer unſre Väter anſahen? Hätten es dieſe Römer wohl geglaubt, daß eine Zeit kommen könnte, in welcher die Nachkommen der alten Myſen Zeit und Kräfte verſchwenden würden, die wahre Geſtalt ihre Schuhe ausfindig zu machen. Und wer leiſtet denn uns die Gewähr, daß nicht itzt ein Volk in Wildniſſen und Wäldern herum irrt, deſſen witzige Kinder nach tauſend Jahren mit ängſtlicher Bemühung unterſuchen werden, ob die Hüthe der alten Deutſchen unter der Regierung Kaiſer Carls des Siebenten hoch aufgeſteift, oder niedrig geweſen ſind? Ich verehre den Fleiß desjenigen großen Mannes, welcher ſich, unſerm Vaterlande zum Beſten, ſo manche unruhige Stunde, ſo viele ſchlafloſe Nächte, um ein V, oder, wegen eines zweifelhaften Manuſcripts, Chriſten zu Heyden macht. Iſt es aber wohl unmöglich, daß auf eben derjenigen Stelle, wo itzt, indem ich dieſes ſchreibe, ein räuberiſcher Tartar unter ſeinem Zelte auf Mord und Beute denkt, ſein witziger Enkel künftig eine Catheder erbauen, ſich auf derſelben, als Kunſtrichter, blähen, und um ein deutſches Wort über ſeine kritiſchen Widerſacher ein grauſames Blutgerichte halten wird? Ich getraue mir, es zu verantworten, wenn ich für mein Vaterland ſo viel Hochachtung habe, daß ich glaube, wir werden in tauſend Jahren den Tartarn eben dasjenige ſeyn, was die alten Römer uns itzt ſind. Ja; ich bin für Freuden außer mir, wenn ich bedenke, daß alsdann meine Noten ohne Text vielleicht ein Auctor Claſſicus

eus für die jungen Tartarn in Oczakow seyn werden. Und vielleicht steht gar einmal ein kalmukischer Gräv auf, welchen mein Ruhm und die Begierde nach abendländischen Alterthümern in mein Vaterland treibt; welcher unter dem Schutte einer Stadt in Deutschland so viele Weisheit hervor zieht, als kaum in eilf Folianten Raum hat, und welchen die glückliche Ergänzung einer verloschnen Grabschrift, der Himmel weis, von welcher Schneidersfrau, in seinem Vaterlande unsterblich macht.

Wie ich zum Exempel,) Diese Worte werden sehr oft in meinem Texte vorkommen, weil es der gelehrte Gebrauch erfodert, daß ein Schriftsteller von sich selbst bey allen Gelegenheiten am meisten redet. Bey den übrigen Stellen werde ich die Noten weglassen; Hier aber kann ich es unmöglich über mein Herz bringen, davon zu schweigen, was die Worte, **wie ich zum Exempel**, eigentlich sagen wollen. Ich zeige dadurch die Größe meiner Arbeit, und die Wichtigkeit derjenigen Bemühungen an, mit welchen ich mich in meinen Schuljahren beschäfftigt habe. Denn ein junger Dichter war, nach dem Begriffe eines meiner ehmaligen Lehrmeister, nichts anders, als ein Ding, welches lateinische Verse scandiren, und eine gewisse Anzahl Wörter von verschiedner Länge, nach dem Sylbenmaaße, in Ordnung stellen konnte. Dieses war auch die einzige Ursache, warum ich die alten Poeten las, und vielmals mit exemplarischem Nachdrucke dazu angehalten wurde. Ich sollte lateinische und griechische Verse machen lernen, und ich lernte es auch; we-

nigſtens traf ich die Melodey der Alten. Ich habe den Nutzen davon nach der Zeit deutlich erkannt. Ich weis wohl, daß man viele Geſchicklichkeit haben muß, wenn man gute lateiniſche Verſe machen will; Ich weis aber auch, daß ſolche Arbeiten von den meiſten nicht deswegen gelobt werden, weil ſie gut ſind, ſondern weil ſie mit römiſchen Buchſtaben gedruckt ſind. Die Erfahrung hat mich auch gelehret, daß es allemal ſicherer ſey, lateiniſch, als deutſch, zu dichten. Der beſte deutſche Poet iſt in den Augen der lateiniſchen Welt weiter nichts, als ein deutſcher Michel, oder höchſtens ein leidlicher Versmacher. Ein jeder glaubt, er habe Geſchicklichkeit genug, ein Werk ſeiner Mutterſprache aufs unbarmherzigſte zu richten. Schreibt aber jemand ein lateiniſches Carmen: So ſieht man es, als eine ehrwürdige Nachahmung des gelehrten Alterthums, an, und ſagt, der Dichter habe uns ein geiſtreiches Werk geliefert. Um deswillen verabſcheue ich das freche Urtheil des le Clerc, welcher ſpricht; viele der Neuern, welche lateiniſche und griechiſche Verſe machen, wären den Alten ſo ähnlich, als die Affen den Menſchen. Sie ahmten mehr ihre Fehler, als ihre guten Eigenſchaften, nach.

Multa tulit, fecitque puer, ſudauit et alſit.

Dieſes ſind die eigentlichen Worte des mir ertheilten Schulzeugniſſes, welche auf nichts anders zielten, als auf den rühmlichen Eifer, den ich bezeigte, ſo oft ich mit Jamben und Trochäen zu kämpfen hatte. So ſauer mir oftmals meine Siege geworden ſind, ſo groß war auch meine Zufriedenheit, wenn

wenn ich eine kurze oder lange Sylbe überwunden, und meinen Zeilen diejenige Form gegeben hatte, welche man an den Gedichten des Horaz und Virgils erblickt. Was diese beiden Dichter nur schönes und göttliches gesagt hatten, das fand man auch von Wort zu Wort in meinen Versen, und vielmals würde ein unparteyischer Leser zweifelhaft geworden seyn, ob er einen lateinischen Neujahrwunsch von Hinkmarn von Repkow, oder ein Stück aus des Virgils Aeneis läse. Mein redlicher Lehrmeister war darüber so erfreut, daß er mich beständig seinen kleinen Hannibal nennte, der die Schätze Latiens plünderte, und sein Vaterland damit bereicherte.

Erb-Lehn- und Gerichts-Herr,) Dieses ist eine bekannte Geschichte, welche Müller in seinen Annalibus umständlich erzählt. Er nennt ihn **Martin Qvaast,** und berichtet, daß er ein Qvacksalber in Königsee gewesen sey, welcher durch seine köstlichen, bewährten, und von römischkäyserlicher Majestät privilegirten Pulver, besonders aber durch die Einfalt der eingebildeten Kranken sich so viel verdient, daß er unweit Langensalza ein Vorwerk an sich gekauft, und sich um deswillen unter allen seinen Recepten Erb-Lehn- und Gerichts-Herr auf Braunsdorf, Juxaroda, Scharfenpölß, Thura, Költschau, Knechtendorf, und Lehneroda geschrieben, ungeachtet er an allen diesen Dörfern weiter keinen Anspruch zu machen gehabt, als daß ihm zween oder drey Bauern daraus einige Hühner und Käse zu einem jährlichen Erbzinse entrichten müssen. Noch dieses muß ich, als einen sehr wichtigen Umstand,

ſtand, errinnern, daß Martin Opaaſt bereits unter Johann Georg dem andern geſtorben iſt. Ich bemerke dieſes um deswillen, damit ſich mein Leſer nicht übereilen, und dieſen ritterlichen Pedanten unter den Jztlebenden ſuchen.

Des Dichters Leyer klingt) Zum ewigen Ruhme meiner Landsleute muß ich hier errinnern, daß wir dem Geſchmacke und den Vorſchriften der Alten weit mehr folgen, als vielleicht die Ausländer von uns glauben. Zwar dieſes will ich eben nicht behaupten, daß wir uns angelegen ſeyn ließen, die natürlichen Ausdrücke, die erhabnen Gedanken, die lebhaften Erfindungen, die lehrreichen Sprüche, und andre Schönheiten nachzuahmen, welche man in alten Zeiten für weſentliche Stücke eines göttlichen Dichters anſahe; Allein, dieſes wird uns niemand ſtreitig machen, daß wir noch eben ſo wohl auf dem Rohre blaſen, noch eben ſo wohl leyern, und unſre Saiten noch eben ſo wohl ſtimmen, als Homer, Anakreon, und die Dichter Roms gethan haben. Alle unſre Hochzeit- und Leichenverſe zeugen davon. Kein Poet iſt zu klein, er wird ſeinen Mäcen verſichern, daß er, nur ihm zu Ehren, die deutſche Lautenſtimme. Und was iſt gemeiner, als die Sprache der Dichter, welche über ihr heiſchres Rohr ſeufzen. Ja viele haben es ſo weit gebracht, daß ſie zugleich auf der Flöte blaſen, zugleich die Saiten rühren, zugleich auf der Leyer ſpielen, und welches faſt unbegreiflich iſt, zugleich ſich auf den Pegaſus ſchwingen, und den geſchärften Kiel in die Hippokrene eintauchen können; und zwar dieſes alles in einer Zeit von vier

Verſen.

Versen. Heißt das nicht die Alten nachahmen, ja so gar übertreffen?

Sein Argwohn) Dieser gieng so weit, daß man niemals eines schlechten Poeten erwähnen konnte, ohne ihn auf die empfindlichsten Gedanken zu bringen, er selbst sey dadurch gemeynt.

Und eine solche Critik, so scharf sie auch ist, wird dennoch mehr Nutzen, als Schaden bringen.) Der Einwurf ist ungegründet, wenn man glaubt, es werde dieses eine große Verwirrung und Unordnung in dem demokratischen Reiche des Witzes erregen, und ein solcher unerbittlicher Kunstrichter beschwere nur sein Gewissen, indem er sonder Zweifel manche junge und streitbare Muse schüchtern mache, wenn er ihren Werken, und besonders den Streitschriften, eine ewige Dauer und das Glück, der Nachwelt bekannt zu werden, gänzlich abspricht. Gesetzt auch, wie ich es denn gewiß glaube, daß alle die Streitschriften, welche in unsern Tagen die Hände der Setzer beschäfftigt, und die Geduld der Leser ermüdet haben, in wenig Jahren ihren Untergang erfahren! Benimmt man ihnen denn dadurch ihren Werth gänzlich? Ein Kalender ist eines der nützlichsten Bücher von der Welt. Wenn das neue Jahr kömmt: So kaufen wir ihn mit der größten Begierde; das ganze Jahr über lesen wir darinnen, und wenn das Jahr vorbey ist, so ist auch der Werth unsers Kalenders vorbey. Würde wohl etwas lächerlicher seyn können, als wenn man diesen Beweis dazu brauchen wollte,

den

den Nutzen und den Werth der Kalender zu bestreiten? Ich kenne viele Bücher, besonders viele praktische und politische Schriften, der philosophischen, der Kürze wegen, nicht zu gedenken, welche mit Fug nicht mehr verlangen können, als ein Kalenderalter. Sie werden gedruckt, gekauft, und in kurzer Zeit findet man sie da, wo man die alten Kalender findet. Geschieht nicht dieses alles nach dem ordentlichen Laufe der Natur, und darf man wohl der Critik dasjenige zur Sünde rechnen, was natürlicher Weise nicht anders geschehen kann? Ich habe noch auf keiner Bibliotheck eine Sammlung von Kalendern gefunden, und wer um deswillen der gelehrten Welt ihren verderbten Geschmack vorwerfen wollte, der würde in meinen Augen noch lächerlicher seyn, als der berühmte Scribent, welcher in der Vorstadt wohnt, und mir, so oft er mich sieht, mit Seufzen erzählt, daß es mit der Poesie ganz und gar aus sey, weil sich niemand so viel Gewalt anthun kann, seine Werke mehr zu lesen.

Gemeiniglich aber glauben wir, dieses gehe nicht uns, sondern unsern Nachbar, an.) Hier wird im Texte dasjenige weiter ausgeführt, was vorher nur kürzlich berührt worden ist. Allerdings ist die Besorgniß, daß dadurch manche junge und streitbare Muse schüchtern gemacht werde, so ungegründet, und abgeschmackt, als Strephons Beweis von der besten Welt. Ich weis gewiß, viele werden die Stellen von der Vergänglichkeit solcher Schriften mit der freudigsten Zuversicht lesen, daß ihre Werke von einer weit dauer-

haftern

haftern Natur, als andre, und der gelehrten Verweſung gar nicht, oder wenigſtens doch ſo geſchwind nicht, unterworfen ſind. Und vielleicht ſind ſie es dennoch. Herr **Grobbens**, jener berühmte Kaufmann, geht niemals lieber in die Comödie, als wenn des Moliere Geiziger geſpielt wird. Er lacht aus vollem Halſe über den betrognen Harpagon, dem man ſeinen Geldkaſten entwendet, und zu gleicher Zeit greift er in den Schubſack, zu fühlen, ob er auch den Schlüſſel zu ſeiner Caſſe noch wohl verwahret habe. Herr Grobbens iſt geizig, das wiſſen wir alle; aber daß er und ſeines gleichen auf dem Theater gemeynt ſey, das glaubt Herr Grobbens nicht. Es fällt mir noch etwas ein. Sollte eine junge und ſtreitbare Muſe, wie man ſie nennen will, ſchüchtern gemacht werden; wie viel Selbſterkenntniß und Ueberlegung würde dazu gehören? Zwo Sachen, welche man, ohne ſeine Uebereilung und Unwiſſenheit in der Gelehrtenhiſtorie zu verrathen, bey denen gewiß nicht ſuchen darf, welche uns alle Meſſen mit ihren Witze, und beſonders mit Streitſchriften, heimſuchen. Aber der fruchtbare Herr Magiſter **Stucker**, deſſen Schriften in der Oſtermeſſe verkauft, und noch vor der Michaelsmeſſe vergeſſen werden, dieſer unermüdete Mann iſt ganz kleinmüthig geworden, als unlängſt ſeinen Werken eine dergleichen traurige Nativität geſtellt worden iſt. Ich räume dieſes ein. Kann das meinen Satz über den Haufen werfen? Ein einziges Exempel macht noch lange keine Möglichkeit wahrſcheinlich. Wohl hundert kleine Stuckers ſehe ich alle Tage

durch

durch meine Gasse laufen, durch deren standhafte Unverschämtheit ich meinen Satz wider alle Einwürfe beweisen, und vertheidigen kann.

Ja, eben dadurch gewinnen sie vielmals mehr, als sie verlieren.) Diese Materie ist so unerschöpflich, daß ich nicht Umgang nehmen kann, noch eine Note davon zu verfertigen. Was ist es denn nun auch für ein großes Unglück für diejenigen Schriften, welche die Zeit noch in ihrer Jugend, und, wenn ich so sagen darf, in der Wiege dahin rafft? Bekömmt die Nachwelt von ihnen nichts zu sehen: So haben sie auch den wichtigen Vortheil davon, daß die Nachwelt von ihnen dasjenige nicht erfährt, was wir von ihnen wissen, und wir wissen von ihnen dasjenige, was ich hier, um ihren guten Namen zu schonen, nicht schreiben mag. Bleiben aber von ihren Werken noch einige Fragmente übrig, (denn das ist so gar unmöglich eben nicht, daß in drey Alphabeten wenigstens ein vernünftiger Gedanke seyn kann,) gut! So wird vielleicht einmal in jenen Tagen ein Scholiast aufstehen, welcher über den unersetzlichen Verlust eines so wichtigen und gelehrten Buchs ängstlicher thut, als wir nimmermehr thun würden, wenn man die Gewaltthätigkeit ausübte, und uns zwänge, eben dieses Buch zu lesen, da es noch nicht verloren gegangen ist.

Denn nur seit vorgestern haben die Deutschen angefangen, männlich und stark zu denken, und, durch die Proben ihres reifen Witzes, den Witz der Franzosen und Engelländer zu übertreffen.) Wem dergleichen

Aben-

Abentheuer von den Deutſchen unwahrſcheinlich vorkommen möchte, dem muß ich durch eine Note aus ſeinem Zweifel helfen. Es iſt eben itzt acht und vierzig Stunden, daß ich mit Abfaſſung gegenwärtiger Noten ohne Text beſchäfftigt bin. Alles, was vorher in Deutſchland geſchrieben worden iſt, das kömmt mir, wenn ich es gegen dieſe meine Abhandlung betrachte, ſo rauh, und barbariſch vor, daß ich über die Blindheit erſchrecken muß, in welcher mein Vaterland getappt hat. Seit vorgeſtern fange ich an, zu ſchreiben, und ich wünſche meinen Deutſchen Glück dazu, daß ich mich entſchloſſen habe, zu ſchreiben. Ich bin nicht der erſte, welcher zu ſeinen Arbeiten ein dergleichen Vertrauen hat und glaubt, daß ohne ihn der deutſche Witz und Verſtand in einer ewigen Nacht würden verborgen geblieben ſeyn, und welcher den Zeitpunkt des guten Geſchmacks von demjenigen Augenblicke feſtſtellt, da er ſich aus mitleidigem Erbarmen, bewegen laſſen, die Feder einzutaugen, und ſein unwiſſendes Vaterland zu lehren. Künftig alſo wird ſich die Epoche der deutſchen Gelehrſamkeit von vorgeſtern anfangen, und wollte jemand ſo verblendet, und gegen meine Verdienſte ſo undankbar, ſeyn, daß er dieſe meine Zeitrechnung nicht gehorſam, und ohne Murren, annähme, dem ſey Trotz geboten! Denn ſchimpfen kann ich auch!

Der von ihm gemachte Charakter aber ſoll ſehr ungleich, und hin und wieder ſich ſelbſt

widerſprechend ſeyn.) Das kann wohl ſeyn, und dennoch halte ich es für keinen Fehler. Ich ſehe mich genöthigt, etwas weitläuftiger davon zu handeln, weil ich dadurch Gelegenheit bekomme, noch ein Blatt zu beſchreiben. Man kann meines Erachtens einen Kunſtrichter gar füglich, als einen Mann, vorſtellen, der auf die Heftigkeit der Kunſtrichter, und verſchiedne Schooßſünden der Gelehrten, mit der gröſten Heftigkeit, voller Eigenliebe und kritiſchen Hochmuths eifert, gleichwohl aber bey verſchiednen Gelegenheiten, wo man es am wenigſten vermuthen ſollte, ſehr vernünftig und gelaſſen urtheilt. Don Qvichott blieb dennoch der Held von Mancha, wenn er gleich ſeinem Sancho Panſa die erbaulichſten und vernünftigſten Lehren gab. Er hatte das Barbierbecken auf dem Kopfe, die verroſtete Lanze in der Hand, und ſaß auf ſeiner Roſſinante; gleichwohl waren ſeine Unterredungen ſo tiefſinnig und philoſophiſch, als vielmals die Unterredungen eines außerordentlichen Lehrers der Weltweisheit nicht ſind. Nur erſt alsdann ward er ein Narr, wenn er von Rieſen träumte, und Windmühlen beſtürmte. Wenn ich mich recht entſinne, ſo habe ich geleſen, daß Cervantes, eben durch dieſen ungleichen und abwechſelnden Charakter, ſich und ſeinen Don Qvichott berühmt gemacht hat. Das iſt ja nicht eben ſo gar unwahrſcheinlich, daß ein Menſch bey gewiſſen Fällen vernünftig ſeyn kann, welcher uns doch auf einer andern Seite lächerlich ſcheint. Ich kenne einen gewiſſen Rechtsgelehrten,

welcher

welcher das Orakel aller unruhigen Bauern, die Zuflucht aller zänkischen Nachbarn, und ein Vormund aller Schelme und Diebe ist. Wer ihn auf der Richterstube hört, oder seine eingebrachten Sätze liest, der sollte gewiß glauben, es würde Wittwen und Waisen und dem ganzen Vaterlande sehr ersprießlich seyn, wenn er in den nächsten vier Wochen gehangen würde. Und dennoch weis dieser Priester der Gerechtigkeit, in gewissen Gesellschaften, von der Liebe des Nächsten, von den Pflichten der Menschen, von den wichtigsten Wahrheiten jenes Lebens, so gesetzt und so lehrreich zu reden, daß ein gewisser Edelmann nur ohnlängst zweifelhaft war, ob er, wo nicht ein Quacker, doch wenigstens ein Mißionarius sey, welcher Heiden bekehren wollte. Wenn Doctor Purgan vor dem Krankenbette steht, und mit einer räthselhaften Miene an den Puls fühlt: So sind seine Gespräche so kunstmäßig und griechisch, daß man darauf schwören sollte, er habe das Fieber selbst. Und eben dieser Herr Doctor Purgan kann bey jener Kaufmannsfrau, deren Leibarzt er ist, so deutlich und vernehmlich reden, als kein Schäfer bey seiner Phyllis. Würde es nicht verwegen seyn, wenn ich diejenigen nicht für Philosophen halten wollte, welche eigennützig, rachsüchtig, wollüstig, hochmüthig, mit einem Worte, welche auf der Catheder große Weltweisen, und, in ihrem Hause, die kleinsten Geister sind? Jener Heuchler, mit gefaltnen Händen, welcher uns wöchentlich . . .

So weit geht die Note; das übrige erklärt unser

Und deſſen ungegründete Meynung.) Ich würde hierbey Gelegenheit haben, über ſeine einfältigen Vorurtheile ziemlich zu ſpotten, und er verdiente es wohl! Weil er aber meiner in ſeiner letzten Vorrede ſehr rühmlich gedacht, ja ſo gar nur unlängſt in ſeine Werke ein poetiſches Sendſchreiben an mich eingerückt hat: So verſichre ich meine Leſer, daß ich noch niemanden gefunden habe, welcher in Beförderung des guten Geſchmacks, und der ſchönen Wiſſenſchaften in Deutſchland ſo unermüdet und glücklich geweſen, als eben dieſer berühmte Mann.

Bey denen man um Feſſeln fleht.) Dieſe ſchöne Stelle recht zu verſtehen, muß man wiſſen, daß unſre Dichter niemals verliebter ſind, als wenn ſie in Ketten und Banden liegen. Es gehört dieſes zu denen Moden in der Poeſie, von welchen ich, in einer abſonderlichen Schrift, umſtändlich handeln werde. Man ſollte glauben, ein Liebhaber, der auf allen vieren kriecht, würde wenig Eindruck machen; aber bey den poetiſchen Schönen iſt es ganz anders. Ein reimender Liebhaber ohne Feſſel iſt etwas unerhörtes, denn alle ihre Gebieterinnen ſind Königinnen, und zwar recht grauſame Königinnen, aber welches wohl zu merken iſt, auch nur in poetiſchem Verſtande. Denn wir leſen in der arkadiſchen Chronike, daß dergleichen gefeſſelte Liebhaber beherzt genug geweſen ſind, in einer Woche wohl drey ſolche Königinnen vom Throne zu ſtoßen, und bey der vierten um Feſſeln zu flehen.

Rach-

Nach Gründen) Denn eben itzt iſt die merkwürdige Zeit, da man nichts ohne zureichenden Grund thut.

Das Gedicht aber auf ſeine Ehefrau) Man findet darinnen alles dasjenige zärtliche und verbindliche, was die Sprache einer vernünftigen Liebe erfodert. Und denen, welche die groſſe Welt kennen, hat es um deßwillen ſehr wahrſcheinlich vorkommen wollen, daß dieſes Gedicht unter die lehrreichen Fabeln, oder poetiſchen Erzählungen, gehöre. Es ſey nirgends erhört, ſprechen ſie, daß ein paar Eheleute einander, bey lebendigem Leibe, ſo viele Schmeicheleyen in Verſen vorſagen könnten. Es ſey gar nicht mehr gebräuchlich, daß ein verehlichter Dichter, bey dem Leben ſeiner Frau, ihr zu Ehren, nur die Hälfte von dem Weihrauche verſchwende, welchen er ſonſt mit vollen Händen auf fremden Altären geopfert. Gemeiniglich kämen ſie nicht eher ins poetiſche Feuer, bis die Wohlſeligverſtorbne auf der Bahre liege, und die häufigen Proben der Wittwerthränen ließen uns noch vielmals ungewiß, ob der Schmerzlichgebeugte unter ſeinem Flore vor Freuden, oder vor Schmerzen, geweint habe. Allein mir ſcheinen dieſe Urtheile und angeführten Gründe ſehr ſeichte. Ich könnte unterſchiedne geſammelte Proben von dergleichen Gedichten hier einrücken, aus denen man gleich in den erſten Zeilen ſieht, daß der betrübte Wittwer ſeiner nicht mächtig geweſen iſt. Ich will mich

aber lieber auf das gültige Zeugniß des so glaubwürdigen Berkenmeyers beziehen, welcher uns von einem gewissen unbekannten und sehr weit entlegnen Volk erzählt, „daß ihre Ehen die glückseligsten „und vergnügtesten Ehen wären, und daß ein jeder glaube, die beste Frau zu haben. Die Weiber unter diesem fremden Volke wären gefällig, „treu, und verehrten die Männer, als ihre Herren. „Man fände unter ihnen Weiber, welche in der „zwar etwas rauhen Sprache ihres Landes die „Redlichkeit ihrer Männer besängen, und Männer, welche die Zärtlichkeit ihrer Weiber mit gleichen Liedern vergälten.„ Dieses sind des vortrefflichen Berkenmeyers eigne Worte, und wer solches für ein Mährchen aus Amerika halten wollte; der würde sich an Berkenmeyern und an unserm Frauenzimmer sehr versündigen. Ich weis es, daß es eine hämische Lobschrift auf die bösen Männer a), und eine boshafte Trauerrede eines Wittwer b) giebt. Das wirst aber meinen Satz noch gar nicht um. Wir wissen es gar wohl, daß die erste ein erbittertes Frauenzimmer gemacht hat, an welcher es gar nicht liegt, daß sie, als Jungfer, alt und Lebens satt ihren Geist aufgeben muß; und von dem Verfasser der Trauerrede ist es in ganz Leipzig bekannt, daß er auf diesen verzweifelten Entschluß, seine Rede zu machen, nicht eher gefallen, als da man ihm, wegen seiner beson-

a) im I. Th. dieser Sammlung, a. d. 61 S.
b) im I. Th. dieser Sammlung, a. d. 69 S.

besondern Verdienste, den siebenten Korb zugeschickt hatte. Wahrhaftig, ein edles paar von Lobrednern, welche mit ihren Zungensünden wohl verdient hätten, durch Urtheil und Recht an einander verheyrathet zu werden!

Welche Zigeuner und elende Poeten) diesen verwegnen Ausdruck sucht er also zu rechtfertigen:

Ich soll mich verantworten, wie ich es habe wagen können, die elenden Poeten mit den Zigeunern zu vergleichen. Ich will es thun, mein Herr, ungeachtet ich geglaubt hätte, daß ein flüchtiger Einfall, den man zuweilen in Gesellschaft vertrauter Freunde vorbringt, dergleichen Schutzschrift nicht nöthig hätte.

Meine Meynung ist gar nicht diese gewesen, als wäre zwischen Zigeunern und elenden Dichtern, eine durchgängige Aehnlichkeit. Wenn es aber auch meine Meynung wäre, so wollte, ich mir doch getrauen, sie zu vertheidigen. Ein Zigeuner würde vielleicht eine ganz andre Lebensart erwählen, wenn er zu etwas bessern geschickt wäre; und ein reimender Scribent müßte so gar den Ueberrest desjenigen Verstandes verloren haben, den ihm die erbarmende Natur, wiewohl mit kargen Händen, zugeworfen hat, wenn er so klägliche Schriften verfertigte, wofern er anders im Stande wäre, etwas klügers vorzunehmen

nehmen. Die Verwunderung, die ſich ein Zigeuner bey dem Pöbel durch ſein Wahrſagen zuwege bringt, iſt der Verwunderung ſehr gleich, die ein Reimer durch ſeinen betäubenden Witz bey dem leſenden Pöbel erhält. Unter den leſenden Pöbel aber rechne ich Leute von allerley Stande; und wollte man mich gerichtlich anhalten, dieſe Art von Pöbel genauer zu beſtimmen; ſo könnte es freylich geſchehen, daß man Männer in Magiſter- und Doctorhüthen, Männer mit Sternen auf der Bruſt, Männer in ehrwürdiger Kleidung darunter anträfe. Was die Räubereyen der Zigeuner anbelangt, ſo haben ſich meine Poeten gar nicht zu ſchämen, wenn man auch darinnen viel ähnliches zwiſchen ihnen und den Zigeunern zu finden glaubt. Sie plündern eben ſowohl als jene. Aber ſie plündern ebenfalls nur aus Hungersnoth; und aus Hungersnoth zu rauben, iſt, wie bekannt, den bürgerlichen Rechten nach, kein Diebſtahl. Sie rauben alſo nur Berufs wegen!

Ich weis nicht, warum ich mich ſo gern elender Schriftſteller annehme. Vielleicht geſchieht es bloß aus einer allgemeinen Menſchenliebe: Vielleicht aber kömmt es auch von einigen Vorurtheilen her, die ich noch von meiner erſten Jugend behalten habe, und welche machen, daß ich dergleichen Scribenten nicht anſehen kann, ohne mitleidig gerühret zu werden. „Schreib, mein Sohn! Schreib, und ſchä„me dich nicht! Schreib unermüdet; denn die „Natur hat dir geſunde Finger gegeben!„ Dieſes

ſes war der letzte Segen, den mir mein Vater, tröſte ihn Gott, er war auch ein Scribent! noch auf ſeinem Todbette ertheilte. Er verließ mir ein ſchlechtes Vermögen, es iſt wahr; aber dieſe Vermahnung hat mich ſo aufgemuntert, daß ich niemals hungrig zu Bette gegangen bin, ſo lange ich derſelben gefolgt habe. Ich ſchrieb aus allen Leibeskräften, und es gedeihte mir ganz wohl. Seit der Zeit hat ſich freylich viel geändert. Ich habe dieſes Autorhandwerk niedergelegt. Ich fand Urſachen, welche mir riethen, mich von dergleichen Scribenten abzuziehen; zugleich aber fand ich auch ganz unüberſteigliche Hinderniſſe, ein guter Scribent zu werden; um deswillen ſchreibe ich, wie Sie, mein Herr, wiſſen, gar nichts mehr.

Im Ernſte zu reden, ſo iſt es eine ſehr betrübte Sache um gute Scribenten. Sie laſſen ſichs blut ſauer werden, und doch geht es ihnen nicht von der Hand. Haben ſie auch ja ein Werk in ihrer Art zu Stande gebracht; welcher Buchhändler wird ſo viel wagen, es zu verlegen? Sie müſſen noch Geld zugeben, wenn ſie ihren Namen gedruckt ſehen wollen; und ſind ſie auch gedruckt, wohl gut! Wieviel finden ſie denn Leſer? Sehr wenig; oder ich müßte unſre Zeiten gar nicht kennen. Heute Nachmittags ging ich vors Thor. Ich ſah einen großen Zulauf von Leuten, welcher mich bewog, näher hinzugehen. Ich fand einen Mann in der größten Beſchäfftigung, ſeine Päcktchen unter den gewöhnlichen Be-

theurungen, und mit Berufung auf die erſtaunenden Curen, ſo er gethan, und auf ſeine vortrefflichen Privilegien, auszutheilen. Kurz, es war ein Marktſchreyer. Was für ein Unterſchied, dachte ich bey mir ſelbſt, iſt nicht zwiſchen dieſem Marktſchreyer, und meinem Arzte in der Stadt, den jeder für einen geſchickten, behutſamen und erfahrnen Mann hält, in deſſen Vorzimmer aber nicht der zwanzigſte Theil der Leute iſt, wie bey dieſem Quackſalber. Aber woher kömmt das? Er verſichert nichts, wovon er nicht überzeugt iſt. Er kann ſich nicht überwinden, ſeine Medicamente mit einer etwas zuverſichtlichern Miene anzupreiſen; er iſt zu ehrlich, als daß er andre Aerzte neben ſich verkleinern ſollte; mit einem Worte, er macht nicht Wind genug, und hat keinen Hanswurſt bey ſich, welcher den Pöbel unterhalten, und ihm ein Vertrauen zu ſeinen Arzneyen beybringen kann: Mein Arzt iſt ein vernünftiger Mann, und jener Marktſchreyer ein Windmacher! Welche Ausſchweifung; werden Sie ſagen! Von elenden Scribenten auf die Quackſalber zu kommen! Sie haben Recht, mein Herr, es iſt allerdings eine Ausſchweifung, welche vielleicht nur alsdann zu entſchuldigen ſeyn würde, wenn zwiſchen den niederträchtigen und unverſchämten Aufſchneidereyen, der Unwiſſenheit und dem gewinnſüchtigen Handwerke dieſes Marktſchreyers, und zwiſchen dem Betragen und den Abſichten elender Scribenten die geringſte Gleichheit wäre. Aber dieſes iſt freylich nicht, und um deswillen iſt meine Ausſchweifung gar nicht zu entſchuldi-

ſchuldigen. Es ſey darum! Ich mag es nicht ausſtreichen. In meinen jungen Jahren, als ich noch ein Autor war, wußte ich mich, in dergleichen Fällen, recht leicht zu tröſten. Wollte ich gar nichts ſchreiben, waren damals meine Gedanken, als was ſich reimt, und was auf eine vernünftige Weiſe zuſammen hängt; ſo ſchreibe ich mich an den Bettelſtab, und meinen Verleger ins Hoſpital. Ungefähr ſo dachte ich damals; und Sie wiſſen wohl daß einem alternden Autor dergleichen Jugendfehler noch immer anhängen. Ich kann Ihnen nicht helfen, mein Herr, Sie müſſen alles leſen, was ich geſchrieben habe; es mag zuſammen klingen, wie es will. Sehen Sie es ebenfalls als eine kleine Rache an, daß Sie mich genöthigt haben, meinen Gedanken ſchriftlich zu vertheidigen. Vielleicht machen Sie künftig nicht ſo viel Schwierigkeiten, mir auf mein Wort zu glauben.

Und Kohlharts Beyſpiel) Wer **Kohlharten** auf der neuberiſchen Bühne ſpielen ſehen, der wird ihm, und wenn er auch ein Franzoſe wäre, den billigen Ruhm zugeſtehen müſſen, daß ihm nur ſehr wenig in der Kunſt, die Leidenſchaften der Menſchen lebhaft und natürlich vorzuſtellen, beygekommen ſind. Hatte er die Rolle des **Brutus** zu ſpielen; ſo vergaß man Kohlharten ganz, und beweinte den **Brutus**. Und eben dieſer, welcher uns heute Thränen abzwang, machte, daß wir den Tag darauf vor Lachen außer uns waren, wenn er den eingebildeten

Kranken

Kranken vorſtellte. So bald ſich **Kohlhart** ſehen ließ; ſo bald ward das ganze Theater aufgeweckt. Er war im Stande, durch ſeine Geſchicklichkeit die gröſsten Fehler des Schauſpiels zu verdecken. Ja ich glaube beynahe, daſs er vermögend geweſen wäre, durch ſeine verführeriſche Kunſt die elendeſten Schauſpiele erträglich zu machen. Dieſer vortreffliche **Kohlhart** ward bey zunehmendem Alter durch ſeine kränklichen Umſtände ſehr gehindert. Zu manchen Zeiten konnte er gar nicht reden; er erſchien nur ſelten auf der Schaubühne. Nach und nach fieng man an, ihn zu vergeſſen, und es fehlte nicht viel, daſs er nicht noch bey ſeinem Leben unbekannt geworden wäre. Nur wenig Tage vor ſeinem Tode habe ich ihn noch auf der Schaubühne geſehen. Seine Bruſtbeſchwerung verhinderte ihn, zu reden; er hatte alſo nur die Rolle einer ſtummen Perſon, und muſste in der Kleidung eines Bedienten den Stuhl einem tragiſchen Helden zurechte ſetzen, welcher wegen ſeiner Ungeſchicklichkeit kaum verdiente, auf der reibhandiſchen Bühne eine ſtumme Perſon vorzuſtellen. Ich ſchäme mich nicht, zu geſtehen, daſs ich mich kaum der Thränen enthalten konnte, als ich unſern **Kohlhart** in dieſer geringen und unedlen Beſchäfftigung erblickte: So bald er den Stuhl hingeſetzt hatte, trat er ab. Ich ſah ihm mitleidig nach, und in dem ganzen Trauerſpiele ſchien mir dieſer Auftritt der traurigſte zu ſeyn. Wenig Tage darauf ſtarb er. Kaum erfuhr ich ſeinen Tod, als mir alle dieſe Umſtände aufs lebhafteſte wieder beyfielen.

Dieſer

Dieſer Mann, dachte ich bey mir ſelbſt, welcher in ſeinen jüngern Jahren das Händeklatſchen des Parterre, und die Bewunderung der Logen erregte; dieſer kömmt bey zunehmendem Alter ſo weit herunter, daß er, als er das letztemal in ſeinem Leben ſich auf der Schaubühne zeigt, eine ſtumme Perſon, und eine ſo gleichgültige Handlung vorſtellen muß, in der er von dem wenigſten Theile der Zuſchauer bemerkt worden iſt. Dieſer Gedanke bekräftigte bey mir die Wahrheit des bekannten Satzes; daß die ganze Welt eine Schaubühne ſey. Wie mancher Staatsminiſter, welcher die Bewunderung und die Schmeicheleyen des ganzen Volks erzwingt, wird vor ſeinem Ende ſo weit gebracht, daß man ihn, da er noch lebt, ſchon vergißt, und oft ſieht er ſich gezwungen, als Greis mit einer ehrerbietigen Miene unter dem geſchwätzigen Pöbel der Bedienten in der Antiachambre desjenigen aufzuwarten, welcher im vorigen Jahre bloß durch ſeine gnädige Vermittelung aus dem Staube erhoben worden iſt.

Ich habe nicht nöthig, bloß am Hofe dieſe Aehnlichkeit zu ſuchen; ich finde ſie auch in andern Ständen. Es wird kaum vierzig Jahr ſeyn, daß Climene die Königinn aller zärtlichen Herzen war. Niemand hieß damals galant, der nicht um Climenen ſeufzte, und alle junge Herrchen unſrer Stadt, flatterten um dieſe Schöne herum. Verſchiedne, welche ſich für viel zu witzig hielten, als daß ſie den Gottesdienſt beſuchen ſollten, beſuchten ihn doch; aber

aber nur um Climenens willen. Wie flüchtig! iſt doch der Ruhm der Menſchen! Am Sonntage ſah ich dieſe vergötterte Climene ganz gebückt aus der Kirche ſchleichen. Ihre Runzeln verriethen ihr Schickſal. Es begegneten ihr verſchiedne junge Stutzer, deren Väter vor vierzig Jahren über ihre Unempfindlichkeit beynahe verzweifelt waren. Und itzt konnten ſich die muthwilligen Söhne dieſer zärtlichen Väter kaum entſchließen, der veralteten Climene aus dem Wege zu treten. Sie würden ſie, glaube ich, gar nicht wahrgenommen haben, wenn nicht ein großes Gebetbuch, das ſie unter ihrem zitternden Arme trug, ſie aufmerkſam, und ihren leichtſinnigen Witz munter gemacht hätte.

Haben viele unſrer Gelehrten wohl ein beßres Schickſal zu erwarten? Ich glaube es nicht. Der Ruhm der Gelehrten iſt beynahe noch vergänglicher, als die Vergötterung der Schönen; denn die Gelehrſamkeit ändert die Moden faſt noch öfter, als das Frauenzimmer. Syſtemata der verſchiednen Diſciplinen, die vor wenig Jahren auf hohen Schulen bewundert wurden, ſind itzt lächerlich. Ovenſtädt muß aufs Land zu den Dorfpfarren flüchten, und vielleicht weis in zehen Jahren kein Gerichtsverwalter etwas mehr von Ludewigs Anzeigen, es müßte ihn denn ſeine Vorrede verewigen. Dichter, welche nicht ſicher auf der Straße gehen konnten, ohne von Buchhändlern und Kaufmannsdiennern bewundert zu werden; dieſe gedemüthigten

Dich-

Dichter können nunmehr auf öffentlichem Markte ganz ungestört hin und wieder gehen, man sieht sie nicht mehr, man hat sie vergessen, und wollen sie nicht gar verhungern, so müssen sie sich der sparsamen Großmuth eines Buchdruckers überlassen, welcher sie als Corrector in ihrer Druckerey ernährt. So kläglich war doch **Kohlharts** Schicksal noch nicht!

Wie wird es mir einmal gehen! Da mich der Himmel verdammt hat, ein Autor zu seyn: So wünsche ich mir von ihm nur dieses, daß er mich nicht länger leben läßt, als meine Schriften. Habe ich auf der Schaubühne der gelehrten Welt die Thorheiten der Menschen vorstellen müssen; habe ich dieses mit einigem Beyfalle gethan: O! so wünsche ich mir, daß der Vorhang bald niedergelassen werde, indem ich noch spiele. Wie vergnügt will ich abtreten, wenn ich noch bey der letzten Rolle das Plaudite von dem gründlichen Geschmacke witziger Kenner fodern darf! Aber, o Himmel, ist mir auch **Kohlharts** trauriges Schicksal bestimmt, so gieb mir nur auch einen vernünftigen Freund, der mich so bedauert, wie ich **Kohlharten** bedauert habe!

Conata lacessere Teucros) Die Verdienste welche sich dieses Frauenzimer in der gelehrten Welt erworben, sind so wesentlich und wichtig, daß ich nicht begreifen kann, warum es sich durch eine

ſolche Befehdung, und durch die Vorrechte ihres Geſchlechts zu vertheidigen geſucht hat. Mir ſcheint es wenigſtens, daß ſie nicht die beſte Art gewählt habe, mit welcher ſie ihr Misvergnügen über das unfreundliche Bezeigen eines ihrer Gegner ausdrücken, und die Leſer überführen will, daß man ſich an ihr verſündigt habe. „Die Hochachtung, „ſchreibt ſie, welche man unſerm Geſchlechte ſchul„dig iſt, iſt zu allen Zeiten unter geſitteten Völkern „für etwas ſo unverbrüchliches gehalten worden, „daß ich hoffe, man werde dieſe Verletzung derſel„ben gegen eine Perſon, die ſolches auf keinerley „Weiſe verdient hat, nicht mit gleichgültigen Augen „anſehen.„ Wer die kleinen Balgereyen ſchon weis, welche ſeit einiger Zeit zwiſchen den witzigen Köpfen vorgefallen ſind, der wird es zufrieden ſeyn, daß ich die eigentlichen Umſtände dieſer gelehrten Mordgeſchichte hier nicht anführe; und wer ſie nicht weis, der kann ſich allenfalls tröſten, wenn ihm eine ſolche Kleinigkeit noch ferner unbekannt bleibt. Ich bin hierinnen ganz unparteyiſch, und ſo wenig Vergnügen ich über die Aufführung ihres Gegners empfunden, welches ſie ein ungezognes Verfahren nennen will: So überflüßig würde es auch ſeyn, die Vertheidigung ihrer Sache zu übernehmen, da man aus ihrer Vorrede wohl ſieht, daß ſie ſelbſt Muth genug hat, ſich mit dem Natur- und Völkerrechte zu wehren, und eine Sprache zu führen, von welcher eine gewiſſe Art unſrer heutigen Kunſtrichter ſelbſt geſtehen wird, daß ſie männlich genug

ſey.

ſey. Meine Gedanken, welche ich bey Leſung dieſer Vorrede gehabt, ſind ungefähr dieſe.

Ich ſelbſt habe für das Frauenzimmer alle billige Hochachtung; es klingt mir aber ein wenig zu hart, wenn ein Frauenzimmer dieſe Hochachtung ſelbſt verlangt, und ſich auf die ruhige Poſſeß bezieht, in welcher ſie und ihre Vorfahren ſeit hundert und mehr Jahren geweſen ſind.

Da unſre Verfaſſerinn bey dieſer ganzen Streitigkeit, nicht bloß als ein Frauenzimmer, ſondern als eine Scribentinn anzuſehen iſt, ſo hat ſie um ſo viel weniger Urſache, ſich auf dieſe wohl hergebrachte Hochachtung zu ſteifen, welche ſie von uns aus rühmlichern Gründen verlangen kann. Ein gelehrtes Frauenzimmer kann dieſe weiter nicht fodern, als eine gelehrte Mannsperſon. Beide können unſre Hochachtung erlangen, wenn ihre Gelehrſamkeit und ihr Witz ſolche verdienen. Iſt dieſes nicht; ſo habe ich ſchon genug gethan, wenn ich ihnen nicht unhöflich begegne, und ich muß das Recht haben, auf die gelehrten Eitelkeiten und Fehler eines ſchreibenden Frauenzimmers mit eben der Bitterkeit loszugehen, welche man in gleichem Falle wider die Scribenten männlichen Geſchlechts ohne Beleidigung des Wohlſtands brauchen darf.

In meinen Augen verdient kein Stand mehr Ehrfurcht und Hochachtung, als der Stand der

Geiſtlichen. So bald ſich aber ein Geiſtlicher auf eine unglückliche Art unter die Schriftſteller mengt, und durch ſein Exempel den alten und wahren Satz bekräftigt, daß ein ehrwürdiger Mann gar wohl ein elender Autor ſeyn könne: So bald vergeſſe ich den Prieſter, und lache über den Schmierer. Wie unzeitig würde der Eifer ſeyn, wenn mich dieſer Mann um deswillen verketzern, und ſagen wollte; ich hätte die Hochachtung beleidigt, welche man ſeinem Amte nach den göttlichen und weltlichen Rechten ſchuldig ſey, und welche unter allen Völkern für etwas ſo unverbrüchliches gehalten worden?

Ich befürchte, der Witz dürfte dadurch ſehr viel leiden, wenn wir die Galanterie ſo hoch treiben, und die Fehler einer Scribentinn dulden, oder gar bewundern wollten, bloß darum, weil ſie von den Händen eines Frauenzimmers kämen. Wir haben bereits unter unſern Mannsperſonen eine ſo große Menge erbärmlicher Schriftſteller, daß es ſehr unverantwortlich ſeyn würde, auch die andre Hälfte des menſchlichen Geſchlechts mit dieſer Autorſeuche zu verwahrloſen. Ich wünſchte wohl, daß alle Frauenzimmer einen Geſchmack an den ſchönen Wiſſenſchaften fänden; aber das wolle der Himmel nicht, daß alle Frauenzimmer dasjenige prächtig drucken laſſen, was ſie mittelmäßig gedacht haben! Ihren Freunden mögen ſie es vorleſen, und ich werde es ſelbſt mit Vergnügen anhören, wenn es gleich hie und wieder fehlerhaft iſt; nur gedruckt mag ich es

nicht

nicht ſehen. Diejenige unumſchränkte Gewalt, welche wir dem Frauenzimmer aus Höflichkeit und Hochachtung an ihrem Nachttiſche zugeſtehen; dieſe hört gleich auf, ſo bald wir einander in dem Buchladen antreffen. Sie ſey witzig, ſie ſuche ihren Geſchmack auszubeſſern, ſie ſchreibe, um ihren Verſtand zu ſchärfen; aber ſie ſchreibe nur für ſich, nicht für die Welt, ohne ihre Kräfte vorher wohl zu prüfen. Thut ſie es aber doch, ſo behalte ich mir vor, mit nächſtem ein Kochbuch zu ſchreiben, und wollte das Frauenzimmer anfangen über mein Kochbuch zu ſpotten, da ich wirklich ein ſehr ſchlechter Koch bin, ſo hoffe ich, die geſitteten Völker werden dieſe Verletzung der Herrſchaft, welche dem Mannsvolke zu allen Zeiten eigen geweſen iſt, und die Beleidigung einer Perſon, die ſolches auf keinerley Weiſe verdient hat, nicht mit gleichgültigen Augen anſehen.

Ein Frauenzimmer, welches vor ihre Schriften ihr Kupferbild ſetzt, oder in der Vorrede deswegen um Pardon ruft, weil ſie ein Frauenzimmer iſt, verräth entweder ihr böſes Gewiſſen und die Ungerechtigkeit ihrer Sache, oder glaubt, daß die Kunſtrichter voll Leidenſchaften, und eben ſo wohl zu blenden ſind, als die Richter der Phryne, welche ihren Rechtshandel verſpielt haben würde, wenn ſie nicht den Schleyer zurückgeſchlagen hätte.

Aus dem, was ich bisher angeführt habe, wird man urtheilen können, wie billig es ſey, einem Frau-

enzimmer kein Qvartier zu geben, welches ſich in gelehrte Streitigkeiten mengt, und für eine ungerechte, oder doch zweifelhafte, Sache mit zu vieler Hitze und einer männlichen Wut kämpft. Ich habe noch keinen Scholiaſten gefunden, welcher den Aruns für ungeſittet oder für ungezogen gehalten, daß er Camillen im Treffen verfolgt, und ihrem Würgen Einhalt gethan. Sie wagte ſich unter das Heer ſtreitender Männer, und die Götter erhörten den Aruns, welcher unbekannt zu ſterben wünſchte, wenn er nur durch den Sieg über die kriegriſche Camilla den Tod ſeiner Landsleute rächen könnte. Ich zweifle nicht, Aruns würde bey einer andern Gelegenheit der Camilla mit aller der Galanterie begegnet haben, welche den Trojanern eigen war; aber hier erblickte er ſeine Feindinn, und begegnete ihr, als einem Feinde. Ein Frauenzimmer, welches ſich in den Krieg der Kunſtrichter miſcht, wagt viel, und begiebt ſich ſelbſt der Rechte, die außerdem ein Frauenzimmer hat.

- - Graditur bellum ad crudele, - -
- - et noſtris nequicquam cingitur armis
Cara mihi ante alias - -
- - Vellem haud correpta fuiſſet
Militia tali, conata laceſſere Teucros.

Niſi quod ſit dictum prius) Ich will die Gewohnheit eben nicht tadeln, welche einige unſrer Gelehrten an ſich haben, wenn ſie ihre Schriften durch die

die Sentenzen alter und neuer Autoren ausputzen; aber dieſes würde ich doch gern ſehen, wenn ſie damit etwas ſparſamer umgiengen, als die meiſten zu thun pflegen. Ich finde zwiſchen dergleichen Schriften und unſern Luſtgärten in dieſem Stücke eine ziemliche Aehnlichkeit. Es iſt dem Geſichte angenehm, wenn man in denſelben einige wohlgearbeitete Statuen erblickt; nur müſſen deren nicht gar zu viel ſeyn, wenn der Garten nicht das Anſehen eines Bilderſaals gewinnen ſoll. Es kann auch daraus für den Gärtner noch dieſer empfindliche Schaden erwachſen, daß man ſich bloß mit Betrachtung der Statuen beſchäfftigen, und auf den Garten entweder ſeine Aufmerkſamkeit gar nicht richten, oder doch ziemlich gleichgültig dabey ſeyn würde. Wo ich mich nicht ſehr irre, ſo läuft ein Schriftſteller bey ſeinem Werke eine gleiche Gefahr. Wenn ich auf einer jedweden Seite ein, auch mehrere, Sentenzen der Alten und Neuern finde, ſo wird mich dieſes ſo zerſtreuen, daß ich den Spruch des Horaz bewundere, und meinen Autor darüber vergeſſen werde; oder vergeſſe ich ihn auch nicht gänzlich; ſo wird er doch meine Aufmerkſamkeit mit den Horaz theilen müſſen, die er ſonſt ganz zu fodern hätte. Zu geſchweigen, daß es bey vielen eine große Unbedachtſamkeit verräth, wenn ſie den Leſer zu oft an den Witz der Alten und Neuern Gelehrten erinnern. Sie verwöhnen ihn dadurch, und machen, daß er lauter gleich witzige Sachen von ihnen verlangt. Iſt der Verfaſſer nicht im Stande, ſeinen Leſer mit dergleichen

beſtändig zu unterhalten; ſo wird er es demſelben auch nicht verargen können, wenn ihm ſeine Schrift ekelhaft wird. Ich habe heute Nachmittags ein Frauenzimmer beſucht, welche zwar nicht ſchön, aber doch noch ganz leidlich häßlich iſt. Sie hätte den Fehler begangen, verſchiedne andre Frauenzimmer zu ſich zu bitten, welche ſo ſchön waren, daß ſie meine Aufmerkſamkeit, und die Bewunderung aller andern Mannsperſonen, erweckten. Wir vergaßen uns ſo weit, daß wir uns nur mit dieſen Schönen beſchäfftigten, und an unſre nicht ſo ſchöne Wirthinn beynahe gar nicht dachten. Gegen dieſe bezeugten wir nichts als nur die allgemeinen und nöthigſten Höflichkeiten, deren wir ohne Beleidignng des Wohlſtandes nicht überhoben ſeyn konnten. Es war ein Fehler von uns, ich will es nicht läugnen; aber, es war auch ein großer Fehler von unſerer Wirthinn, daß ſie uns in eine Geſellſchaft brachte, welche angenehmer, und reizender war, als ihre Perſon.

Die Anmerkung, die ich hier gemacht habe, gehört nur für diejenigen Scribenten, welche gut, oder doch noch ziemlich gut ſind. Es würde mir ſehr leid ſeyn, wenn ſich die elenden Scribenten darnach richten wollten. Aus Liebe zu mir und zu allen Leſern, will ich ihnen von ganzem Herzen anrathen, daß ſie allemal über die dritte Zeile den Homer, den Horaz, den Boileau, den Hagedorn, und alle Schriftſteller, die anders ſind, als ſie, anführen. Sie werden ihre Werke dadurch noch erträglich machen, und die

die Käufer haben Gelegenheit, wegen ihres aufgewandten Geldes sich destomehr zu beruhigen. Ja was noch mehr ist, sie locken vielleicht dadurch, ihre Schriften zu lesen, viele an, welche außerdem so viel Selbstverläugnung wohl nicht haben werden, dieses zu thun. Alsdann geht es dergleichen Lesern, wie den Liebhabern der Alterthümern, welche in den betrübtesten Wüsteneyen, und mitten unter altem Schutte sich mit dem größten Vergnügen aufhalten können, weil sie noch hin und wieder, den prächtigen Rest der alten Baukunst zu bewundern, Gelegenheit finden.

Und seine Vorreden schloß er niemals, ohne zu seufzen, zu schimpfen, und zu drohen.) Bey dieser Gelegenheit muß ich zum Schlusse noch dieses erinnern, daß künftig bey meinem Verleger eine Schrift in Octav, zwey Alphabete, sechs Bogen stark, zu bekommen seyn wird, welche den Titel führt: „Abgenöthigte Vertheidigung wider ver„schiedne parteyische und abgeschmackte Einwürfe „und Critiken, in möglichster Kürze, auf Ansuchen „vieler Freunde entworfen, und ans Licht gestellt, „durch Hinkmarn von Repkow.„ Es giebt Leute, welche Schriften tadeln, die sie nicht verstehen, und auch niemals gelesen haben. Das Beyspiel dieser großen Männer hat mich aufgemuntert, merkwürdige Streitschriften im Voraus zu verfertigen, und Gegner lächerlich zu machen, die ich nicht kenne, und von denen ich noch weniger weis, was sie wider ge-

genwärtige Abhandlung zu erinnern haben dürften. Es thut dieſes zur Sache nichts. Wer mich tadeln will, der iſt nicht meiner Meynung; und wer nicht meiner Meynung iſt, den bin ich, als ein Gelehrter wohl befugt, nach äußerſtem Vermögen zu verunglimpfen. Ich werde die Namen meiner zukünftigen Feinde nach alphabetiſcher Ordnung im Anhange mit beydrucken laſſen, und wer unter den Herren Gelehrten mich ſchimpfen will, der wird die Gütigkeit haben, ſeine Werke noch vor künftiger Frankfurter Meſſe gegen Erhaltung eines Exemplars der abgenöthigten Vertheidigung poſtfrey einzuſenden.

Ich weis es wohl; es wird dadurch in der gelehrten Welt ein heftiges Feuer entſtehen; aber ich kann mir nicht helfen. Mein Verleger hat mich gebeten, zu ſchreiben; ich kriege meine Mühe redlich bezahlt. Schriebe ich nicht; ſo würde ich der ungeſundeſte Menſch von der Welt ſeyn. Auf dieſe Art aber werde ich noch mehr bekannt, ich werde unſterblich; kurz ich muß ſchreiben, denn ich ſchreibe, wie alle meine Collegen, aus Liebe zur Wahrheit.

Verſuch
eines
deutſchen Wörterbuchs.

* *

Da einige Gelehrte unter uns ſo muthig ſind, und es wagen, ihrer deutſchen Mutterſprache ſich nicht weiter zu ſchämen: So werde ich es verantworten können, daß ich mir vorgenommen habe, durch gegenwärtigen Verſuch den Plan zu einem vollſtändigen deutſchen Wörterbuche zu entwerfen.

Ich habe gefunden, daß viele deutſche Wörter ſo unbeſtimmt ſind, daß oftmals derjenige, der ſie braucht, etwas ganz anders dabey denkt, als er eigentlich denken ſollte; und derjenige, der ſie hört, wird, wo nicht gar betrogen, doch leicht irre gemacht.

Es will daher unumgänglich nöthig ſeyn, daß die Gelehrten ſich mit vereinten Kräften bemühen, die wahrhaften Bedeutungen der Wörter feſt zu ſtellen. Der Vortheil, den wir im gemeinen Leben davon haben werden, iſt unausſprechlich. Wir werden einander beſſer, und mit völliger Zuverläßigkeit, verſtehen; alle Zweydeutigkeiten werden ſich verlieren; und mancher, den man itzt aus Misbrauch einen **geprieſnen Mecänat** genannt hat, wird künftig hören, daß er ein **Dummkopf** ſey.

Ich erſuche meine Landsleute um ihren Beytrag zu dieſem Wörterbuche. Für mich allein iſt dieſes Werk viel zu groß und wichtig. Vielleicht bin ich zu offenherzig, daß ich dieſes Bekenntniß von mir

ſelbſt

ſelbſt thue. Bey denen, welche glauben, derjenige ſey noch kein rechter Gelehrter, der nicht wenigſtens ſechs Folianten ediren könne; bey dieſen werde ich mich, durch meine Beſcheidenheit, in ſchlechte Hochachtung ſetzen. Aber es ſey drum! Kömmt nur mein Wörterbuch zu Stande: So wird es ſich alsdann ſchon zeigen, ob dieſe arbeitſamen Creaturen, noch ferner Gelehrte genannt werden können, ohne der Sprache Gewalt zu thun.

Von der Einrichtung dieſes Wörterbuchs habe ich nicht nöthig, etwas weiter zu erinnern. Aus denen Proben, welche ich davon liefere, wird man meine Abſicht deutlicher ſehen können. Ich verlange darinnen etwas mehr, als eine grammatiſche Abhandlung. Meinethalben mag man es ein Reallexikon nennen. Ich bin es zufrieden. Glaubt man, daß ich bey einigen Artikeln zu weitläuftig geweſen ſey, und Sachen ausgeführt habe, welche die Abſicht und die Gränzen eines Wörterbuchs überſchreiten: So will ich dieſen Vorwurf doch lieber leiden, als etwas ausſtreichen. Ich will hundert Artikel im Bayle aufweiſen, wo man deutlich ſieht, daß der Titel der Anmerkungen wegen daſteht, und dennoch bleibt es Baylens Wörterbuch.

Ich habe weiter nichts zu erinnern, als daß ich mein Vorhaben den Gelehrten nochmals aufs beſte empfehle, damit ich dieſes wichtige Werk durch ihre Beyhülfe, ſo bald nur möglich, zu Stande bringen könne.

Compli-

Compliment,

Gehört unter die nichtsbedeutenden Wörter. **Einem ein Compliment machen**, iſt eine gleichgültige Bewegung eines Theils des Körpers, oder auch eine Krümmung des Rückens und Bewegung des einen Fußes; und ordentlicher Weiſe hat weder Verſtand noch Wille einigen Antheil daran.

Ein Gegencompliment iſt alſo eine höfliche Verſicherung des andern, daß er den Rücken auch beugen könne, ohne etwas dabey zu denken. Aus der Krümme des Rückens kann man urtheilen, wie vornehm diejenigen ſind, welche einander begegnen, und dieſes iſt auch beynahe der einzige Nutzen, welchen die Complimente haben. Ein Menſch ohne Geld, er mag ſo klug, und geſchickt ſeyn, als er will, kann ſich nicht tief genug bücken, denn er iſt der geringſte unter allen ſeinen Mitbürgern. Ein begüterter Mann aber, den der Himmel bloß dazu erſchaffen hat, daß er ſo lange ißt und trinkt, bis er ſtirbt, der hat das Recht, nur mit den Lippen ein wenig zu wackeln, wenn ihm jener begegnet. Geſtern ſah ich einen alten ehrwürdigen Bürger, welcher in ſeiner Jugend das Vaterland vertheidigt, bey zunehmendem Alter ſich von ſeinem Handwerke ehrlich genährt, dem Landesherrn ſeit vierzig Jahren Steuern und Gaben richtig abgetragen, dem gemeinen Weſen ſechs Kinder wohl erzogen, und bey

allen

allen seinen Nachbarn den Ruhm eines redlichen Mannes hatte. Dieser machte einem jungen und begüterten Rathsherrn ein zwar altväterisches, doch sehr tiefes Compliment. Der junge Rathsherr beugte seinen ehrenfesten Nacken nur ein klein wenig, und überließ seinem Bedienten die Mühe, den Huth abzunehmen. Hieraus sieht man die Verhältnisse der Complimente eines Armen gegen einen Reichen sehr deutlich. Ich aber sah bey dieser Gelegenheit noch etwas daraus, wovon sich in einem deutschen Wörterbuche nicht ausführlich handeln läßt. Dieses mag genug seyn von den Complimenten, so weit sie die mechanische Stellung des Körpers betreffen.

Die Formulare sind gewöhnlich, wenn wir sprechen: **Ich bitte dem Herrn mein Compliment zu machen**; und: **Machen sie dem Herrn wieder mein Compliment!** Was aber dieses eigentlich heiße, das läßt sich im Deutschen gar nicht erklären, weil es, selbst im französischen Grundtexte nicht das geringste bedeutet.

Ohne Complimente, mein Herr, ich bitte gehorsamst, ohne alle Complimente; wir sind ja gute Freunde! Wenn ich dieses nach dem rechten Sprachgebrauche übersetzen sollte, so könnte es ungefähr also lauten: „Ich würde sie für den grob„sten Menschen von der Welt halten, wenn sie „glaubten, daß wir wirklich so gute Freunde wären,

„daß

„daß ſie nicht nöthig hätten, mir ſo viel Compli-„mente zu machen.

Unterthäniger Diener; ganzunterthäniger Diener; unterthänigſter Diener; ich verharre Eure Hochedl. gehorſamſt ergebenſter ꝛc. ich verbleibe mit aller geziemenden Devotion ꝛc. ich werde zeitlebens nicht ermangeln, zu ſeyn Deroſelben ꝛc. Dieſes ſind lauter Complimente, und bedeuten unter Leuten, welche nach der wahren Mode der heutigen Welt artig und galant ſind, nichts.

Wenn dergleichen Leute ſolche Formeln unter ihre Briefe ſetzen, ſo denken ſie dabey eben ſo wenig, als mein Schneider, bey den Worten: Laus Deo! oder ein Kaufmann, welcher in der Zahlwoche bankerott machen will, und zum Anfange der Meſſe unter ſeine Wechſel ſchreibt: Leiſte gute Zahlung, und nehme Gott zu Hülfe!

Eidſchwur.

In den alten Zeiten kam dieſes Wort nicht oft vor, und daher geſchah es auch, daß unſre ungeſitteten Vorfahren, die einfältigen Deutſchen, glaubten, ein Eidſchwur ſey etwas ſehr wichtiges. Heut zu Tage hat man dieſes ſchon beſſer eengeſehen, und ie häufiger dieſes Wort ſo wohl vor Gerichte, als im gemeinen Leben, vorkömmt, deſtoweniger will es ſagen.

Einen

Einen Eid ablegen, iſt bey Leuten, die etwas weiter denken, als der gemeine Pöbel, gemeiniglich nichts anders, als eine gewiſſe Cäremonie, da man aufrechts ſteht, die Finger in die Höhe reckt, den Huth unter dem Arme hält, und etwas verſpricht, oder betheuert, das man nicht länger hält, als bis man den Huth wieder aufſetzt. Mit einem Worte; es iſt ein Compliment, das man Gott macht. Was aber ein Compliment ſey, davon ſiehe **Compliment**!

Etwas eidlich verſichern, heißt an vielen Orten ſo viel, als eine Lügen recht wahrſcheinlich machen.

Van Höken, in ſeinem allezeit fertigen Juriſten, nennt den Eid, herbam betonicam, und verſichert, **einem den Eid deferiren**, ſey nichts anders, als ſeinem klagenden Clienten die Sache muthwillig verſpielen; und die Formel, **ſich mit einem Eide reinigen**, heiße ſo viel, als den Proceß gewinnen, denn zu einem **Reinigungseide** gehöre weiter nichts, als drey geſunde Finger, und ein Mann ohne Gewiſſen. Jene hätten faſt alle Menſchen, und dieſes die wenigſten. Und wenn auch ja jemand von den Vorurtheilen der Jugend eingenommen wäre, und ein ſo genanntes Gewiſſen hätte: So würde es doch nirgends an ſolchen Advocaten fehlen, welche ihn eines beſſern belehrten, und für ein billiges Geld aus ſeinem Irrthume helfen könnten.

Gott ſtraf mich! oder: **Der Teufel zerreiße mich!** iſt bey Matroſen, und Musketieren eine Art eines galanten Scherzes, und in Pommern lernte ich einen jungen Officier kennen, der ſchwur auch ſo; doch ſchwur er niemals geringer, als wenigſtens **bey tauſend Teufeln**, weil er von altem Adel war.

Ich will nicht zu Gott kommen! Ich bin des Teufels mit Leib und Seele! iſt das gewöhnliche Sprüchwort eines gewiſſen Narrens, welcher gar zu gern ausſehen möchte, wie ein Freygeiſt. Er würde es in der That ſehr übel nehmen, wenn man ihn mit andern kleinen Geiſtern vermengen, und von ihm ſagen wollte, daß er einen Himmel oder eine Hölle glaubte; und demnoch ſchwört er alle Augenblicke mit der witzigſten Miene von der Welt bey Gott und allen Teufeln. Mir kömmt dieſes eben ſo kräftig vor, als wenn unſer Münzjude **Jeſus Maria!** rufen wollte.

Seinen Eid brechen, will nicht viel ſagen, und wird dieſe Redensart nicht ſehr gebraucht. Auf der Kanzel hört man ſie noch manchmal; aber eben daher kömmt es, daß ſie ſo geſchwind vergeſſen wird, als die Predigt ſelbſt. In der That bedeutet es auch mehr nicht, als die **Ehe brechen**. Und um deswillen iſt ein Ehebrecher, und ein Meyneidiger an verſchiednen Orten, beſonders in großen Städten, ſo viel als ein Mann, der zu leben weis.

Dieſe Bedeutung fängt auch ſchon an, in kleinen Orten bekannt zu werden, denn unſre Deutſche werden alle Tage witziger, und in kurzem werden wir es den Franzoſen beynahe gleich thun.

Ewig;

Iſt ein Wort, welches ein jeder nach ſeinem Gutbefinden, und ſo braucht, wie er es für ſeine Umſtände am zuträglichſten hält. **Eine ewige Treue zuſchwören**, wird gemeiniglich bey Neuverlobten vier Wochen vor der Hochzeit gehört; allein dieſe Ewigkeit dauert gemeiniglich nicht länger, als höchſtens vier Wochen darnach, und in letztverwichnem Herbſte habe ich einen jungen Ehemann gekannt, deſſen ewige Treue nicht völlig vier und zwanzig Stunden gewährt hat.

Ewig lieben, iſt noch vergänglicher, und eigentlich nur eine poetiſche Figur. Zuweilen findet man dergleichen noch unter unverheiratheten Perſonen, und es kömmt hierbey auf das Frauenzimmer ſehr viel an, wie lange eine dergleichen ewige Liebe dauren ſoll. Denn man will Exempel wiſſen, daß eine ſolche **verliebte Ewigkeit** auf einmal aus geweſen ſey, ſo bald ein Frauenzimmer aufgehört habe, unempfindlich zu ſeyn, und angefangen, eine **ewige Gegenliebe** zu fühlen.

Wie es mit der Liebe iſt, ſo iſt es oftmals mit der Freundſchaft auch. Ich erinnere mich, daß ich in einer Geſellſchaft, wo ſehr ſtark getrunken ward, an einem Abende drey **ewige Freundſchaften**, überlebt habe. Wenn es hochkömmt, ſo hält eine dergleichen ewige Freundſchaft nicht länger wieder, als der Rauſch, welcher Schuld daran iſt, denn ceſſante cauſſa, ceſſat effectus.

Einen ewigen Frieden ſchließen, iſt ein **Gallicismus**, bedeutet in der franzöſiſchen Sprache ſo viel, als bey uns ein Waffenſtilleſtand, und, mit einem Worte, ein Friede, welcher nicht länger dauert, als man ſeinen Vortheil dabey ſieht.

Sich verewigen, iſt unter einigen Gelehrten eine gewiſſe Bewegung der rechten Hand, von der linken zur rechten Seite, welche ohne Zuthun der Seele und des Verſtandes, etwas auf weißes Papier ſchreibt, und es dem Drucker übergiebt. **Die Schlüſſel zur Ewigkeit** alſo hat der Setzer, und ſie beſtehen aus gewiſſen bleyernen Buchſtaben, welche mit ſchwarzer Farbe beſtrichen, und auf weißes Papier gedruckt werden.

Nach der Ewigkeit ſtreben, (ſiehe **Unſterblichkeit**) beſteht in einer gewiſſen Krankheit, welche nicht ſo wohl dem Patienten ſelbſt, als vielmehr andern beſchwerlich iſt. Gemeiniglich überfällt ſie junge Leute, und verliert ſich bey zunehmendem

Alter; doch geſchieht es zuweilen, daß auch alte Männer damit behaftet ſind, und alsdann iſt ſie nicht allein deſto gefährlicher, ſondern auch allen denen ganz unerträglich, welche einem ſolchen Patienten nicht ausweichen können. Starke und ſcharfe Mittel darwider ſind nicht zu rathen, weil alsdenn der Paroxyſmus nur ſtärker und heftiger wird, und hierinnen haben dergleichen Kranke ſehr viel ähnliches mit wahnwitzigen Perſonen, welchen man auch nicht widerſprechen darf, ohne ihr verderbtes Gehirn noch mehr zu erhitzen. Das beſte Mittel darwider ſoll dieſes ſeyn, wenn man, ſo oft ſich eine dergleichen preßhafte Perſon in der menſchlichen Geſellſchaft blicken läßt, dennoch, ohngeachtet des großen Geräuſches, das mit dergleichen Krankheit verknüpft iſt, nicht thut, als ob man ſie hörte, oder ſähe, oder das geringſte von ihnen wüßte, auch ihren Namen bey keiner Gelegenheit nennt, mit einem Worte weder Gutes noch Böſes von ihnen ſpricht. Das Recept mag nicht unrecht ſeyn. Ueber die eigentlichen Urſachen dieſer Krankheit ſind die Arzneyverſtändigen unter einander noch ſehr ſtreitig. Einige halten ſie wegen der wunderlichen Geberden, die der Kranke macht, und weil ſie, wie andre epidemiſche Krankheiten zu gewiſſer Zeit und oft wiederkömmt, für eine Art der fallenden Sucht, zumal, da ſie angemerkt haben, daß ſie dadurch gehemmt werde, wenn man dem Patienten den rechten Daum ausbricht, wie es bey der fallenden Sucht gebräuchlich iſt. Andre glauben, ſie

komme

komme von einer verderbten Galle her. Galen hält ſie für nichts anders, als für einen heftigen Magenkrampf, und der ſelige Herr Geheimderath **Hofmann** in Halle nennt ſie das Autorfieber; im dritten Capitel ſeiner Abhandlung von gelehrten Seuchen.

Ehrwürdig.

Hier will ich nur von dem figürlichen Verſtande dieſes Worts reden; denn, was es in eigentlichem Verſtande heißt, ſolches iſt bekannt genug, und ich trage gegen alles, was in eigentlichem Verſtande ehrwürdig iſt, zu viel Ehrfurcht, als daß ich es wagen ſollte, deſſen Bedeutung in meinem Wörterbuche feſt zu ſtellen. Im figürlichen Verſtande alſo heißt **ehrwürdig** ſo viel, als ſchwarz, und ein **ehrwürdiger Mann** ſo viel, als ein Mann in einem ſchwarzen Rocke. Ich gründe dieſe Erklärung auf die Erfahrung. Denn unter dieſen Männern in ſchwarzen Röcken ſind viele, an denen man nicht das geringſte Ehrwürdige findet, als das ſchwarze Kleid. Ich könnte ſie mit Namen nennen; aber es iſt überflüßig, denn ich weis gewiß, ſie werden ſich bey Leſung dieſes Artikels ſelber nennen, und ihren Namen durch einen Eifer verrathen, der in ihrer Sprache Amtseifer, und in unſrer Sprache das böſe Gewiſſen heißt. Meine Leſer dürfen alſo nur auf diejenigen ſchwarzen Männer Achtung ge-

ben, welche den Verfaſſer dieſes Wörterbuchs in die Ketzerrolle ſetzen, und ſie können ſich alsdann darauf verlaſſen, daß eben dieſe und keine andern diejenigen ehrwürdigen Männer im figürlichen Verſtande ſind, welche ich meyne, und welche man gewiß für Layen anſehen würde, wenn ſie nicht ſchwarz gekleidet giengen.

Wenn ich alſo dieſe Erklärung des Worts ehrwürdig vorausſetze; So werde ich dadurch Gelegenheit haben, meine deutſche Mutterſprache merklich zu bereichern. Ein Mann in einem ſchwarzen Rocke, welcher den Armen aus chriſtlichem Erbarmen Geld gegen acht und höchſtens zwolf pro Cent vorſtreckt, welcher einer nothleidenden Wittwe zu Erhaltung ihrer unerzognen Kinder mitleidig beyſpringt, und auf ein Pfand, das zweymal ſo viel werth iſt, einige Thaler leiht, unter der billigen Bedingung, daß binnen Jahresfriſt das Pfand eingelöſt werden, oder verfallen ſeyn ſoll; Dieſer Mann wird künftig ein **ehrwürdiger Wucherer** heißen, denn gienge er nicht ſchwarz gekleidet, ſo wär er kein ehrwürdiger, ſondern ein gemeiner Wucherer, und nach den Geſetzen unſers Landes zu beſtrafen. **Ehrwürdige junge Herren** würde man wohl in Deutſchland nicht geſucht haben; aber ich kenne einen, welchen man gewiß für einen verkleideten Marquis halten ſollte, ſo natürlich weis er die Rolle eines jungen Herrn unter ſeinem ſchwarzen Rocke zu ſpielen. Ein ganz neuer Beweis, daß

man

man tändeln, eitel thun, und lächerlich ſeyn kann, ohne einen Stock, eine Schnupftabacksdoſe, und Manſchetten zu haben!

Ein ehrwürdiger Rauſch, iſt ein ganz neues Wort, aber eine ſehr alte Sache, und ich will wohl wetten, daß man vielmals nicht unterſcheiden ſollte, welcher von beiden Berauſchten, der Schultheiß im Dorfe, oder der Paſtor loci wäre, wenn Ihro Wohlehrwürden nicht ſchwarz giengen.

Sich ein ehrwürdiges Anſehen geben, heißt bey dieſer Art Leuten ſo viel, als eine große Unterkehle und einen ſteifen Nacken machen, und; **ein ehrwürdiges Amt bekleiden**, ſo viel, als den Beruf haben, Fehler öffentlich zu verdammen, welche man zu Hauſe ſelbſt thut, und welche von andern nicht getadelt werden dürfen, wenn ſie nicht Gefahr laufen wollen, daß ihnen der Weg zum Glücke und zum Himmel verrannt wird.

Dieſes mag von den ehrwürdigen Männern im figürlichen Verſtande, oder von ſolchen Männern, genug ſeyn, welche man ihrer ungezognen Aufführung wegen im gemeinen Weſen nicht dulden würde, wenn ſie nicht ſchwarze Röcke trügen. Wie wenig alſo dieſe Anmerkungen diejenigen treffen, welche wegen ihrer tugendhaften und erbaulichen Aufführung die größte Ehrfurcht und den Namen eines ehrwürdigen Mannes im eigentlichen Ver-

ſtande verdienen: Solches werden alle vernünftige, aber nur die nicht einſehen, welche auf einmal lächerlich und verächtlich werden würden, wenn man ihnen ihre ſchwarze Kleidung, und das Amt nähme, in welches ſie ſich geſchlichen haben. Noch eine Redensart fällt mir ein. **Ein ehrwürdiges Amt ſuchen**, heißt in einigen Parochien ſo viel, als des gnädigen Herrn Kammermädchen heirathen.

Gelehrt.

Das Wort **gelehrt** hat mit dem Worte tugendhaft beynahe ein gleiches Schickſal. Alle Leute wollen tugendhaft, alle, die ſtudirt haben, wollen gelehrt ſeyn; aber, im Vertrauen zu ſagen, ſind es die wenigſten. Freylich liegt dieſer Fehler nicht an denen, welche ſich des Titels eines Gelehrten anmaaßen, ſondern nur an etlichen eigenſinnigen Köpfen, welche uns bereden wollen; es ſey noch ein ſehr großer Unterſcheid zwiſchen einem Gelehrten, und zwiſchen einem Manne, der keine Profeßion oder kein Handwerk treibt, der in ſeiner Jugend die niedern Schulen frequentirt, auf höhern Schulen abſolvirt, und endlich promovirt hat. Dieſe närriſchen Richter vergehen ſich ſo weit, daß ſie nicht einmal alle diejenigen für Gelehrte wollen gelten laſſen, welche Bücher geſchrieben haben. Was bleibt aber alsdann übrig? Sollten etwan nur diejenigen den Namen eines Gelehrten verdienen, welche ſich den Wiſſenſchaf-

ſenſchaften mit ganzem Ernſte widmen; die guten Schriften der Alten und Neuern mit Aufmerkſamkeit leſen; die höhern Wahrheiten durch eignes Nachdenken unterſuchen; ſich bemühen, ihnen noch weiter nachzuforſchen; auf das bloße Wort ihres Lehrers nichts treuherzig glauben; von der Gründlichkeit eines jeden Satzes ſich ſelbſt überführen wollen; Sachen, die in der Welt zu nichts nütze ſind, als höchſtens eine kritiſche Neugierigkeit zu befriedigen, für Kleinigkeiten halten, und ſich auf ſolche Wiſſenſchaften legen, welche der menſchlichen Geſellſchaft wahren Nutzen bringen; und welche dieſe Wiſſenſchaften auch wirklich zum Nutzen andrer anzuwenden ſuchen. Nur dieſe ſollen den Namen eines Gelehrten verdienen? Das iſt beynahe zu viel! Wenn das gelten ſoll: So ſtehe ich nicht dafür, daß ein Gelehrtenlexikon, welches itzt in zween Foliobänden kaum Platz hat, ſich nicht binnen kurzer Zeit in einen mäßigen Octavband verwandeln wird. Es fehlt wahrlich weiter nichts, als daß man noch von einem Gelehrten fodert, daß er beſcheiden, ohne Eigenliebe, und eben ſo tugendhaft, als philoſophiſch, ſey. Verlangt man noch dieſes: Was für ein kleines Häuflein wird aus unſrer großen gelehrten Welt werden? Ich wünſche mir nicht, dieſes Unglück zu erleben! Viel tauſend Menſchen würde man, auf ſolche Art, um ihre gelehrten Titel und Aemter bringen. Und da ſie, außer ihrer gelehrten Miene, ſonſt nichts verſtehen, wodurch ſie ſich nähren könnten, wie viel Bettler, wie viel müßiges Volk würden wir ins Land kriegen!

Selbst in meiner Familie würden wenigstens sechs bis acht Männer mit Weib und Kind verhungern müssen! Ich wünsche es nicht, ich sage es noch einmal. Weil man eben doch nicht alle Fälle wissen kann: So will ich gegen diese meine werthen Angehörigen immer im voraus liebreich seyn, damit ich sie nicht hernach ernähren darf. Ich will meinen Lesern sagen, worinnen die Gelehrsamkeit von einigen unter ihnen besteht, wenn sich etwan jemand finden wollte, der sie zu gebrauchen wüßte.

Den ersten Platz verdient mein Oheim, der gelehrte Herr Professor **Titus Manlius Vernicularis**. Es geht nunmehr in das drey und funfzigste Jahr, daß er mit unermüdetem Eifer, Tag und Nacht, mit Zusetzung seiner eignen Gesundheit, bloß aus Liebe zum gemeinen Besten, und der Nachwelt zur Warnung, Donatschnitzer gesammelt hat; und zwar, welches wohl zu merken ist, aus den besten lateinischen Schriften der gelehrten Männer unsrer Zeit. Der ehrliche Mann sollte mich sehr dauern, wenn man seine erbaulichen Bemühungen für eine ungelehrte Arbeit ansehen wollte. Ich kann es theuer versichern, er thut dem gemeinen Wesen mit seiner Gelehrsamkeit nicht den geringsten Schaden, und ich habe unter allen seinen Schriften nicht eine einzige gesehen, worinnen etwas wider Gott und den Staat gestanden hätte. Wie würde sich mein belesner Herr Oheim wundern, wenn über die Gründlichkeit seiner Wissenschaften ein so grausames Urtheil ergehen sollte! Er

läßt

läßt sich darauf todt schlagen, daß er ein Gelehrter ist! So oft er jemanden auf seine grammatischen Wahrheiten tracirt; So oft heißt es immer über das andre Wort: Prout nos docti loquimur! Denn das ist wohl zu merken, was er redet, das klingt, wie lateinisch, und mit niemanden spricht er deutsch, als mit seiner Magd, und mit dem Hausknechte, denn diese gehören zum Pöbel. Der gute Vetter! Wenn er noch lange lebt: So bin ich nicht für seinen gelehrten Ruhm Bürge. Ich denke aber, er soll bald sterben. Denn das Unglück hat ihm ein lateinisches Programma zugeführt, in welchem er so viel himmelschreyende Schnitzer wider die Reinigkeit der alten römischen Sprache entdeckte, daß ihm gleich bey Lesung der ersten Seite alle Sinne vergiengen. Er ermannte sich doch, und las weiter; aber den Augenblick kriegte er den Krampf in Händen und Füßen, er keichte, und im Gesichte ward er ganz schwarz. Es ist noch wenig Hoffnung zu seiner Besserung da; und wenn das Ding so fort geht: So wird er noch an diesem ketzerischen Programma elendiglich ersticken müssen. Der gelehrte Mann!

Der Hochedle, Veste, Rechtshochgelahrte Herr D. Valentin Vanno, ist mein Vetter, und auch ein Gelehrter, denn er ist Doctor! Das will ich ihm zwar gar nicht nachgesagt haben, daß er das geringste von der Rechtsgelehrsamkeit verstehe, aber er ist doch Doctor. Sein seliger Herr Großvater, ein Mann, der am Verstande nicht gestorben ist, war

der gelehrte Doctor Pankratius Vanno. Seinen Herr Vater habe ich noch wohl gekannt! Das war ein ganzer Mann! Er hatte eine ſo gelehrte Unterkehle, als zehen andre ſeines gleichen nicht hatten, und darum mußte er ein Doctor werden. Ihro Hochedlen, unſer Herr Vanno hieß ſchon der kleine Doctor, als er noch in der Kappe herumlief; und es iſt gut, daß er es nach der Zeit in rechtem Ernſte geworden iſt; er würde ſonſt gewiß noch bis auf die heutige Stunde nichts ſeyn. Er hat einen einzigen Sohn, einen allerliebſten Knaben! Das iſt der leibhafte Papa! Er iſt kaum funfzehen Jahr alt, und kann ſchon lateiniſch leſen. Dieſer muß auch Doctor werden, und im kurzen wird er es ſeyn! Die wackern Männer! Es ſteckt dieſer gelehrten Familie recht im Geblüte, daß ſie alle Doctor ſeyn müſſen. Und dennoch iſt es mir ſehr leid um ſie, ob ſie es in zehen Jahren noch werden wagen dürfen, ſich Gelehrte zu nennen. Spricht man ihnen alsdann mit der Gelehrſamkeit auch den Doctortitel ab: So werden ſie die betrübteſte Figur von der Welt vorſtellen! Wie ſehr würde ich meinen Leſern verbunden ſeyn, wenn ſie ſich alsdann dieſer verunglückten Familie annehmen wollten!

Meiner Schweſter Sohn, **George Knut**, iſt ein ſo grundgelehrter Mann, daß er die alten römiſchen Münzen weit beſſer kennt, als die Batzen. Wenn ihm ein alter verſchimmelter Nummus in die Hände fällt: So ſieht er ſo luſtig und freundlich aus, als Harpax kaum ausſehen kann, wenn er feinſilbri-

ge Zweydrittheile einwechſelt. Nur ohnlängſt iſt er in eine ſehr heftige Verbitterung mit einem andern auch ſo gelehrten Manne gerathen. Sie ſchimpften einander in Schriften dergeſtalt, daß die Leſer ganz zweifelhaft wurden, welcher unter beiden eigentlich der gröſte Narr wäre. Die ganze Mordgeſchichte veranlaßte eine Gemma. Mein Vetter ſagte, ſie ſtellte die Venerem victricem vor; ſein Widerſacher aber behauptete, ſie bedeute die Venerem armatam der Lacedämonier. Auf beiden Seiten ward die Heftigkeit zum höchſten getrieben. Und wie unglücklich hätte nicht auch die gelehrte Welt werden können, wenn dieſe wichtige Wahrheit unausgemacht geblieben wäre! Venus war es gewiß; darinnen waren dieſe groſen Männer einig. Ob ſie aber victrix oder armata ſeyn ſollte, das war noch ungewiß. Sie giengen in ihrem Eifer ſo weit, daß eine ordentliche Zerrüttung unter ihrer Familie entſtund. Selbſt die Weiber dieſer beyden Gelehrten grüßten einander nicht mehr. Sie wußten zwar gar nicht, worauf der Streit ankam, aber dennoch ſchimpften ſie einander ſo muthig, als ihre Männer kaum thun konnten. Endlich ward das Ding gar zu arg. Die andern Gelehrten ſchlugen ſich ins Mittel. Man unterſuchte die Sache. Es blieb Venus victrix! Wie froh war mein Vetter! Er ließ die ganzen Streitſchriften zuſammen drucken, und war ſo liſtig, daß er auf das Titelblatt die Worte ſetzen ließ:

- - - - - - Quid me galeata laceſſis?
Vincere ſi poſſum nuda, quid arma tenem;

Ueber-

Ueber dieſen Sieg ward er und ſeine ganze Familie ſo muthig, daß ſo gar ſeine Köchinn allen Leuten erzählt, was ihr Herr Knut für ein gelehrter Mann iſt! Aber mir iſt doch nicht wohl dabey zu Muthe. Ich fürchte immer, er werde einer von den erſten ſeyn, welchen man die Gelehrſamkeit abſpricht, und ich kann es meinen Leſern beynahe nicht zumuthen, daß ſie ihn künftig ernähren ſollen; denn er iſt über ſeine Antiquitäten ganz verwirrt geworden, und ſieht ſo zerſtreut im Geſichte aus, daß es recht gefährlich iſt, in der Nähe mit ihm zu reden.

Johann Ulrich Matz, iſt mein ſehr naher Vetter, aber er ſchämt ſich meiner, und einer ganzen Freundſchaft, denn er behauptet, Trotz allen Genealogiſten, daß ſein Vater ein Hurkind von dem Cardinal Mazarin geweſen ſey. Wer ſo liebreich ſeyn, und ihn überführen will, daß er ehrlicher Geburt, und ſein Großvater ein guter ehrbarer Schneider geweſen, der wird ſein Todfeind. Der Küſter kam ſehr ſchlimm an, als er ihn dieſes aus dem Kirchenbuche beweiſen wollte. Das hat ein Schelm geſchrieben! rufte er, und hohlte den Mabillon her, damit er ſehen ſollte, daß ſein Kirchenbuch nicht die geringſte Beſchaffenheit hätte, welche zu einem öffentlichen Documente oder Diploma erfodert würde. / Gegenwärtig iſt er mit den politiſchen Affairen außerordentlich beſchäfftiget. Er iſt ſehr franzöſiſch geſinnt; aber in Italien wird ihm doch das Haus Bourbon beynahe zu mächtig, denn jenſeits

der

der Alpen hält er das Gleichgewicht. Er lacht recht in die Fauſt, wenn er in Geſellſchaften von dem Prätendenten ſprechen hört; denn das läßt er ſich nicht ausreden, daß der Prätendent durch ſeine ſchlauen Anſchläge bis nach Edenburg gekommen iſt. Weiter aber darf er durchaus nicht, oder er macht Friede in Schleſien, denn er hat die Abſicht gar nicht, den König von Engelland ganz zu ruiniren. Mit Rußland iſt er gar nicht zufrieden, und ich habe ihn ſeit etlichen Tagen ſo tiefſinnig herum gehen ſehen, daß ich ſehr befürchte, es dürfte mit nächſtem eine große Meuterey wider die Czaarinn auf ſeiner Studierſtube ausbrechen. Denn das kann ich der Welt zum Troſte ſagen, daß ſich ſeine politiſche Gelehrſamkeit nicht weiter erſtreckt, als die vier Wände ſeiner Studierſtube gehen. Bey alle dem aber ſchreibt er doch ſehr viel Staatsſachen, und ſo gar politiſche Monatſchriften, doch werden ſie, dem Himmel ſey Dank! nicht gedruckt. Er behält ſie alle im Concepte, und ſagt: Dieſes ſey ein heimlicher Schatz, welchen er ſeinen Kindern ſammle. Itzt arbeitet er an einer Deduction, worinnen er die gerechten Anſprüche des Königs in Frankreich an das orientaliſche Kayſerthum ausführt. Er hat es dem Cardinal Tencin dedicirt, aber auch nur im Manuſcripte, und nennt es in der Ueberſchrift, wie leicht zu glauben iſt, eine gründlichgelehrte Deduction. Sollte dieſer gründlichgelehrte Mann nicht noch in dieſem Jahre, wie ich doch faſt hoffe, ins Tollhaus geſperrt werden: So werde ich ihn doch, wenn er

künf-

künftig in Verfall ſeiner Gelehrſamkeit gerathen ſollte, nach Frankreich zu bringen ſuchen, daß er alsdann in ſeinem vermeynten Vaterlande durch ein neues Project zur Univerſalmonarchie ſeinen Biſſen Brod ehrlich verdienen kann.

Ich weis nicht, ob ich, unter die Anzahl meiner gelehrten Freunde den Herrn M. Hieronymus Stephan rechnen darf. Er hat wirklich ſtudiert, und ich habe ihn mit meinen Augen zu Leipzig in dem Degen gehen geſehen; ſein Vater hat mir auch die Rechnung gewieſen, nach der er ihm in drey Jahren mehr, als zwey tauſend Thaler, auf der Univerſität zu unterhalten gekoſtet hat. Ja, was noch mehr iſt, er ſteht mit ſeinem ganzen Tauf- und Zunamen in dem itztlebenden gelehrten = = = . Man wird doch nicht etwan mehr verlangen wollen, den Titel eines Gelehrten zu behaupten? Gelernt hat er nichts, nicht das geringſte! Das kann ich die ganze Welt, als ein ehrlicher Mann, verſichern. In Leipzig heirathete er eine Jungemagd, denn ſie wollte gern einen Herrn Magiſter haben, und er eine Frau. Noch zur Zeit nähren ſie ſich ganz gut mit einander, und ſo lange ſie noch jung iſt, und gut ausſieht, ſo lange hat es keine Noth; es mag mit dem Gelehrten im übrigen gehen, wie es will. Sollte ſie aber alt, oder häßlich werden: So läge freylich die ganze Nahrung auf einmal, und ich wollte ſehr bitten, daß ſich meine Leſer des guten Mannes annähmen. Er iſt in der That noch zu gebrauchen. Zu

einem

einem Informator ſollte er ſich meines Erachtens vortrefflich ſchicken. Er verſteht nichts; es iſt wahr! Aber er wird auch die Kinder um ein Spottgeld informiren. Und da heut zu Tage die Liebe der Aeltern gegen ihre Kinder ſo hoch geſtiegen iſt, daß man nicht eben darauf ſieht, wie geſchickt der Informator, ſondern nur wie wohlfeil er iſt: So zweifle ich nicht einen Augenblick mehr an ſeinem guten Fortkommen. Geduld hat er auch, wie ein Hahnrey; und das hat er ſeinem lieben Weibe zu danken; eine nothwendige Tugend, die ein Menſch haben muß, welcher in vornehmen Familien Kinder unterweiſen will. Er iſt ſo geduldig, man kann mir ſicher glauben; ſo geduldig iſt er, daß er ſo gar mit der Frau im Hauſe gut wird auskommen können, und wer weis denn, wie hoch der ehrliche Mann vielleicht noch ſein Glück treibt, wenn er ſich gewöhnen kann, der Amme und der Köchinn mit gebührender Ehrfurcht zu begegnen. Kurz, ich mag das Ding betrachten, wie ich will, an dieſem Vetter erlebe ich gewiß noch die meiſte Freude, und ich habe mir ſchon ein gewiſſes Haus in unſrer Stadt ausgeſehen, wohin ſich zu einen Informator kein Menſch beſſer ſchickt, als mein guter Vetter Stephan.

Dieſes ſind die Abbildungen einiger meiner Verwandten, und ich wollte wohl wünſchen, daß ſich Liebhaber zu ihren Künſten fänden. Nun kann man einen ungefähren Ueberſchlag machen, wie viel

unnütze Gelehrte in Deutſchland ſeyn müſſen, da allein in meiner Familie, welche doch die ſtärkſte nicht iſt, ſo viele ſind, denen der Tikel eines wahrhaften Gelehrten ſtreitig gemacht werden kann.

Da ich bisher unterſucht habe, was eigentlich ein Gelehrter ſey: So muß ich noch ein paar Bedeutungen des Worts **gelehrt** anführen. Nichts iſt gewöhnlicher, als daß man von Büchern das Urtheil fällen hört: **Es iſt ein gelehrtes Werk!** Aber die Begriffe, die ein jeder dabey hat, ſind ſehr unterſchieden. Was der Philoſoph gelehrt nennt, das kömmt dem Rechtsgelehrten pedantiſch vor, und ich habe einen finſtern Mathematiker geſehen, welcher in ſeinem Leben zum erſtenmale lachte, als er hörte, daß man eine witzige Monatſchrift unter die gelehrten Bücher rechnen wollte. Mit einem Worte; es geht mit der Gelehrſamkeit, wie mit der Religion. Ein jeder hält nur die ſeinige für die wahre, alle andre Religionsverwandte aber für Ketzer.

Gelehrter Hochmuth; dieſes Wort iſt von einer ſo weitläuftigen Bedeutung, daß es eine abſonderliche Abhandlung erfodert, welche wenigſtens ſo viel Bände einnehmen dürfte, als die europäiſche Fama.

Gelehrter Wind, hievon ſiehe mit mehrern die meiſten Vorreden.

Gelehrtes Frauenzimmer, iſt ein Problema.

Menſchenfeind.

Unter dieſem Namen verſtehen einige Sittenlehrer gemeiniglich diejenigen verdrießlichen und mürriſchen Leute, welche mit ihrem Schöpfer hadern, daß er ſie zu Menſchen gemacht hat, und welche niemals misvergnügter ſind, als wenn ſie ſich in Geſellſchaft andrer Menſchen befinden. Ich will nicht unterſuchen, wie weit dieſe Sittenlehrer recht haben. Ich glaube aber, daß noch eine andre Bedeutung des Worts **Menſchenfeind** ſtatt haben kann.

Ich ſetze, und zwar, vermöge der Erfahrung, zum voraus, daß gemeiniglich der Menſch nichts anders iſt, als ein Thier, welches nur ſich für vollkommen, alle andre menſchliche Thiere aber, die um daſſelbe herum ſind, für fehlerhaft und lächerlich hält; welches diejenigen Pflichten gegen andre niemals ausübt, die es doch von andern verlangt; welches glaubt, daß alles, was erſchaffen iſt, nur ſeinetwegen erſchaffen iſt; welches ſich Mühe giebt, dasjenige zu ſcheinen, was es doch nicht iſt; welches ſehr mühſelig lebt, um elend zu ſterben; welches thöricht iſt, weil es das Vermögen hat, vernünftig zu ſeyn;

und welches nicht leiden kann, daß man ihm alle dieſe Wahrheiten vorſagt. Wer ſo verwegen iſt, dieſes zu thun, der iſt ſein Feind.

Menſchenfeinde alſo ſind Leute, welche die Wahrheit ſagen. Ein häßliches Laſter, wodurch man die glückſelige Einbildung andrer Leute ſtört, und zugleich ſein eignes Glück hindert!

Ein **Menſchenfeind** würde ich ſeyn, wenn ich ſagen wollte, daß Neran, unter dem Vorwande ſeiner obrigkeitlichen Pflicht, Ungerechtigkeiten ausübte, die Bürger um ihre Nahrung brächte, mit dem Schweiße gedruckter Unterthanen wucherte, die Seufzer der Wittwen wider ſich reizte, und das Vermögen verlaßner Mündel an ſich riſſe; daß dieſe noch in funfzig Jahren mit Thränen ihren Kindern die Räubereyen des Nerans wieder erzählen, und noch im Alter ſein Andenken verfluchen würden. Alles dieſes thut Neran; es iſt wahr. Ich aber hüte mich wohl, dem Neran dieſes vorzuhalten, denn ich mag kein Menſchenfeind ſeyn. Einen Vater des Vaterlandes, einen Prieſter der Gerechtigkeit, den großen Neran nenne ich ihn, ſo oft ich zu ihm komme; dieſes aber geſchieht alle Mittage um zwölf Uhr, und ich befinde mich wohl dabey. Wie Neran iſt: So ſind noch unzählig viele andre, und ich würde von den gröſten Palläſten anfangen, und bis in die Hütten des geringſten Landmanns gehen können, wenn ich nöthig

nöthig hätte, durch mehrere Exempel zu beweiſen, daß man ein Menſchenfeind werde, ſo bald man die Wahrheit ſagt.

Und wie froh wäre ich, wenn meine Lehren einigen Eindruck bey den boshaften, gefährlichen, unbedachtſamen, verſtockten (ich weis bey nahe nicht, wie ich ſie arg genug ſchimpfen ſoll!) mit einem Worte, bey den verhaßten Satyrenſchreibern fände, welche einen rechten Beruf daraus machen, **Erbfeinde der Menſchen** zu ſeyn, und welche ſo unbeſonnen ſind, zu glauben, daß man Tartüffen einen Heuchler, und einen Narren einen Narren nennen dürfe! So lange die weltliche Obrigkeit nicht Anſtalt macht, die Menſchenfeinde auszurotten: So lange wird ein Betrüger nicht eine Stunde ſicher ſeyn können, den angemaaßten Titel eines ehrlichen Mannes zu behaupten, und, was das erſchrecklichſte iſt, ſo gar Leute, welche ſich durch den Bannſtral, den ſie in ihren drohenden Händen führen, beym Pöbel anſehnlich und furchtbar machen, werden dennoch dieſen verwegnen Menſchenfeinden nicht fürchterlich genug ausſehen. Ich kann nicht ohne Zittern daran gedenken, wenn ich mir vorſtelle, daß vielleicht morgen derjenige lächerlich ſeyn wird, den man heute für ehrwürdig gehalten hat.

Unter dieſen ſatyriſchen Menſchenfeinden halte ich diejenigen für die unerträglichſten, welche mit lachen-

dem Munde das Thörichte an den Menſchen entdecken. Nichts erbittert mehr, als eine ſolche Wahrheit, die man uns mit einer ſpöttiſchen Miene ſagt; denn oftmals ſind wir hierinnen den Affen gleich, welche nie grimmiger werden, als wenn man ihnen ſpottend nachahmet, und die Zähne blökt.

Zum ewigen Ruhme unſers ſchönen Geſchlechts, muß ich erinnern, daß alles, was ich bisher geſagt habe, von ihm nicht zu verſtehen iſt. Nichts auf der Welt iſt ihm angenehmer, als eine ungeheuchelte Wahrheit, und bey ihm iſt nur der ein Menſchenfeind, welcher ſchmeichelt. Brigitte iſt abergläubiſch, neidiſch, und verläumdet ihren Nächſten; Flavia iſt verbult, und überläßt ihre Gunſt an den Meiſtbietenden; Cälie iſt ſo hochmüthig, daß ſie ihrer reichen Nachbarinn im Stande nicht im geringſten nachgeben würde, und ſollte ſie mit ihrem Manne auch Bettelbrod eſſen müſſen. Dennoch habe ich das Herz, alles dieſes Brigitten, Flavien und Cälien trocken unter die Augen zu ſagen, ohne von ihnen ein Menſchenfeind genannt zu werden. Sie werden ſich ſchämen, ſie werden ſich beſſern, ſie werden mir für meine Wahrheiten unendlichen Dank ſagen. So merklich ſind die Vorzüge, welche ſolches Frauenzimmer vor uns, eingebildeten Männern, hat, welches wir doch aus einem lächerlichen Stolze nur ſchwaches Werkzeug nennen.

Pflicht.

Pflicht, Amtspflicht, theure Pflicht, Pflicht und Gewiſſen, ſind bey unterſchiednen Leuten, die in öffentlichen Geſchäfften ſtehen, eine gewiſſe Art Formeln, welche zu den Curialien gehören. In der That haben ſie weiter nichts zu bedeuten, als was die übrigen Curialien bedeuten; inzwiſchen aber ſind ſie doch ſo unentbehrlich, als dieſe; und gehören mit zur Legalität.

Einen in Pflicht nehmen, wird alſo bey dergleichen Leuten ſo viel heiſſen, als einem ein Amt geben, worinnen er, unter dem Vorwande ſeiner aufhabenden Pflicht, dasjenige ausüben kann, was ein **unverpflichteter** zu thun nicht wagen darf, ohne ſeine Leidenſchaften zu verrathen. Weil in gewiſſen Gegenden ſowohl geiſtliche, als weltliche Aemter, nicht anders, als durch viele Geſchenke und aufzuwendende Unkoſten, erlangt werden: So iſt es gar wohl zu verſtehen, was die **geleiſtete theure Pflicht** heißt; und alsdann wird der Ausdruck, **ſeine Pflicht ſorgfältig zu erfüllen ſuchen**, nichts anders ſagen, als wenn ich ſpreche; ſich ſorgfältig bemühen, auf alle mögliche Art von andern ſo viel wieder zu erpreſſen, als das Amt gekoſtet hat.

Es läuft wider meine Pflicht, wird ein gewissenhafter Richter sprechen, wenn ihm der Beklagte Geschenke anbietet. Ein vernünftiger Beklagter aber wird es gar leicht begreifen, daß des gewissenhaften Richters seine Frau Liebste nicht in **Pflichten steht;** und sich daher mit seinen Geschenken zu dieser wenden, wenn er anders, von ihrem Manne, ein **pflichtengemäßes Urthel** verlangt. Ich habe einen Schösser gekannt, welcher das Expensbuch beständig vor sich liegen hatte, und daher von sich selbst rühmte, **daß er seine Pflicht niemals aus den Augen ließe,** denn er glaubte, nur um deswillen sey er ein verpflichteter Schösser, daß er seinen Bauern liquidiren könne. Ex officio arbeiten, würde ein Schulmann vielleicht durch: **pflichtgemäß arbeiten,** übersetzen. Aber das wäre ein erschrecklicher Schnitzer wider den juristischen Donat. Wer es gründlicher lernen will, was das bedeutet, den will ich an einen gewissen Amtmann weisen. Wenn dieser über die nahrlosen Zeiten und den Verfall der Sporteln klagt: So spricht er allemal: „Ein ehrlicher Mann „kann es fast nicht mehr ausstehen. Lauter Arbeit „ex officio! Bald Armensachen! Bald Bericht „wegen brandbeschädigter Unterthanen! Bald we„gen herrschaftlicher Sachen! Alles ex officio!„ Sachen also, davon in der Taxordnung nichts steht, sind Sachen ex officio, und freylich sind dergleichen Arbeiten bis in den Tod verhaßt.

Verſtand.

Weil ich hier nicht Willens bin, eine philoſophiſche Abhandlung zu ſchreiben: So wird man mir nicht zumuthen, von demjenigen Begriffe etwas zu gedenken, welchen man ſich auf der Catheder von dem Worte, **Verſtand**, macht.

Ich ſchreibe nicht für Pedanten, ſondern für die große Welt, und in der großen Welt heißt Verſtand ſo viel, als Reichthum.

Ein Menſch ohne Verſtand, iſt nichts anders, als ein armer. Er kann ehrlich, er kann gelehrt, er kann witzig, mit einem Wort, er kann der artigſte, und nützlichſte Mann in der Stadt ſeyn, das hilft ihm alles nichts; der Verſtand fehlt ihm, denn er hat kein Geld.

Es iſt nicht für einen Dreyer Verſtand darinnen! ſpricht mein Wirth, wenn er ein vernünftiges Gedicht lieſt. Warum? Mein Wirth iſt ein Wechsler, welcher in der Welt nichts gelernt hat, als addiren, und er glaubt, wenn er die Ode von dem Gotteslängner *) auf die Börſe trüge: So würde er nicht einen Dreyer dafür bekommen.

*) Im zweyten Bande der bremiſchen Beyträge auf der 47. S.

Das Mädchen hat Verstand, sagt ein Liebhaber, der nur aufs Geld sieht, wenn gleich sein Mädchen weiter nichts thut, als daß es Caffee trinkt, Lomber spielt, Knötchen macht, zum Fenster heraus sieht, und wenn es hoch kömmt, über das Nachtzeug ihrer Nachbarinn spottet. In Gesellschaften, wo sie keines von diesem allem thun kann, ist sie nicht im Stande, etwas weiter zu sagen, als ein trocknes Ja und Nein; und spielte sie nicht mit ihrem Fächer: So würde man sie für eine schöne Statue ansehen. Aber, das thut alles nichts; für ihren Liebhaber hat sie doch viel Verstand, denn ihre Mutter hat ihr ein sehr schönes Vermögen hinterlassen.

Der Mensch hat einen sehr guten natürlichen Verstand, heißt so viel: Er hat von seinen Aeltern eine reiche Erbschaft überkommen, und nicht nöthig gehabt, selbst Geld zu verdienen.

Was also dieses heiße: Er wuchert mit seinem Verstande, das darf ich niemanden erklären; es versteht sich von sich selbst.

Ich bin der dümmste eben nicht, denn ich habe auch etwas weniges von Vermögen, und dieses hat mir Gelegenheit gegeben, durch eine dreyßigjährige Erfahrung die verschiednen Grade des Verstandes kennen zu lernen. Nach gegenwärtigem

Cours

Cours kann ich von dem Verſtande meiner Landsleute ohngefähr folgenden Tariff machen:

1000. Thaler, **nicht ganz ohne Verſtand;**

6000. Thaler, **ein ziemlicher Verſtand;**

12000. Thaler, **ein feiner Verſtand;**

30000. Thaler, **ein großer Verſtand;**

50000. Thaler, **ein durchdringender Verſtand;**

100000. Thaler, **ein engliſcher Verſtand;**

und auf ſolche Weiſe ſteigt es mit jeden tauſend Thalern.

Ich habe den Sohn eines reichen Kaufmanns gekannt, welcher kaum ſo klug war, als ſein Reitpferd. Er beſaß aber viermal hundert tauſend Thaler, und um deswillen verſicherte mich mein Correſpondent, daß er in ganz Meklenburg beynahe der verſtändigſte wäre.

Der Kerl hat ſeinen Verſtand verloren! wird man alſo von einem bankerotten Kaufmanne ſagen, und ich kenne einige davon, welche dieſer Vorwurf weit mehr ſchmerzt, als wenn man ſa-

gen wollte, ſie hätten ihren ehrlichen Namen verloren. Dieſes iſt noch der einzige Troſt für dergleichen Männer, daß ihre Weiber, welche durch ihre üble Wirthſchaft, und durch ihren unſinnigen Staat an dieſem Verluſte gemeiniglich die meiſte Urſache haben, dennoch ihren **eingebrachten Verſtand**, daß ich mich kunſtmäßig ausdrücke, oder, deutlich zu reden, ihr eignes Vermögen, und daher noch allemal ſo viel übrig behalten, als nöthig iſt, ſich und **ihren unverſtändigen Mann** auf das bequemlichſte zu ernähren.

Beytrag
zum
deutschen Wörterbuche.

* *

Als ich es wagte, der gelehrten Welt meinen Versuch eines teutſchen Wörterbuchs mitzutheilen: So bat ich mir zugleich den Beytrag meiner Landsleute zu dieſem wichtigen und weitläuftigen Werke aus. Ich bin ſo glücklich geweſen, daß an mich verſchiedne Artikel eingeſandt worden ſind, und mein Vergnügen darüber iſt ſo groß, daß ich nicht einen Augenblick länger anſtehen kann, ein paar davon bekannt zu machen, welche völlig nach derjenigen Anlage ausgearbeitet ſind, die ich mir zu meinem Wörterbuche gemacht hatte. Ich hoffe, es werden dieſe neuen Proben noch andre aufmuntern, ihrem Beyſpiele zu folgen, und mich durch ihre geſchickte Beyhülfe in den Stand zu ſetzen, daß ich noch vor dem Schluſſe des itzigen Jahres ſolches unter die Preſſe bringen kann. Den Herren — E** und — Gl** ſtatte ich zugleich für dieſe ihre Bemühungen den verbundenſten Dank ab. Ich wollte wohl wünſchen, daß ich ihre völligen Namen, und den Ort ihres Aufenthalts erfahren möchte, damit ich Gelegenheit haben könnte, ihnen einige kleine Zweifel zu eröffnen, welche mir wegen der übrigen von ihnen eingeſandten Wörter beygefallen ſind. Dem Herrn Kr* muß ich ſagen, daß er die Abſicht, welche ich bey unſerm Wörterbuche habe, nicht recht eingeſehen haben mag. Dergleichen Artikel, wie er eingeſendet hat, ſcheinen in ein Wörterbuch zu gehören,

das

das nur für eine einzige Familie geschrieben ist. In dem Hause, worinnen er wohnt, mag er ein sehr aufgeweckter und schalkhafter Kopf seyn, welcher seine ganze Familie, und vielleicht auf Unkosten andrer, zu lachen macht. Nur befürchte ich, sein Witz geht nicht weiter, als bis an die Hausthüre. In andern Häusern wird ihn ohne Beyhülfe eines Scholiasten niemand verstehen. Dergleichen Familienscherze sind gute Quodlibete, welche nur eine geschloßne Gesellschaft einsieht, und belacht. Andern ehrlichen Leuten darf man es nicht wohl zumuthen, daß sie solche lesen sollten.

Verschiedne meiner Correspondenten haben verlangt, ich möchte ihnen einige Wörter vorschlagen, deren Bedeutung sie untersuchen könnten. Ich will etliche davon hersetzen, deren Bedeutung mir am zweydeutigsten, und am unbestimmtesten zu seyn scheint. Die verschiednen Redensarten, bey welchen sie gebraucht werden, verursachen wegen dieser Ungewißheit eine solche Verwirrung im gemeinen Leben, daß ein jeder Patriotischgesinnter nicht einen Augenblick zaudern sollte, eine gewisse Bedeutung davon festzustellen. Ich erwarte diesen Beytrag mit dem gröβten Verlangen. Den Nutzen davon haben sie und ihre Kinder zu genieβen. Hier sind die Wörter selbst:

Andacht.	Bezaubert.
Artig.	Demuth.

Ehr-

Ehrgeiz.	Körnigt.
Eiferſucht.	Kunſtrichter.
Freyheit.	Rangſtreit.
Geſchmack.	Scherzhaft.
Geſundheittrinken.	Sparſamkeit.
Gleichgültig.	Unparteyiſch.
Großmuth.	Unſchuld.
Ich.	Witz.

Dieſes mag genug ſeyn. Es giebt noch unzählige andre Wörter, welche wenigſtens ſo wichtig, als dieſe, ſind, und deren Wahl und Ausführung ich meinen geſchickten Landsleuten überlaſſe. Die Briefe ſind an den Verleger zu ſenden, und ihre Namen ſollen verſchwiegen werden, wenn ſie es verlangen.

Deutsch

ist ein Schimpfwort. Die Franzosen sprechen: **Er hat den Fehler, daß er ein Deutscher ist.** Denn, wie bey vielen Franzosen der Verstand überhaupt sehr sonderbar, und merkwürdig ist: So haben sie gefunden, daß alle die, welche disseits des Rheins gebohren sind, weder witzig, noch tapfer, und also gute ehrliche Menschengesichter, mit einem Worte, **Deutsche**, sind.

Es klingt alles so gar deutsch in seinen Versen, ist der tiefsinnige Machtspruch, den über deutsche Gedichte gemeiniglich diejenigen fällen, welche bey ihren Französinnen zur Noth so viel gelernt haben, daß sie die Uetrechter Zeitungen exponiren können.

Ich kenne Leute, welche gern ihren halben Verstand darum geben würden, wenn sie keine Deutsche, sondern unter dem Consulate des Cicero in Rom geboren wären. Ihnen kömmt nichts so lächerlich vor, als die Bemühung, in der deutschen Sprache Donatschnitzer zu vermeiden. Den, der sich Mühe giebt, zierlich und regelmäßig deutsch zu schreiben, können sie, ihrer Meynung nach, nicht ärger beschimpfen, als wenn sie ihn einen **deutschen Michel** heißen. Dieses Wort begreift nach ihrer Grammatik wenigstens eben so viel

Schan-

Schande und Laster in sich, als bey den alten Juden ein Samariter, oder bey den Savoyarden ein Barbet! Ich habe angemerkt, daß die deutsche Sprache unter ihren Kindern besonders zwo Arten von Feinden hat. Einige verfolgen sie aus Hochmuth und Eigennutz, andre aber verachten sie aus Leichtsinn. Jene geben sich eine ernsthafte, gebieterische und monarchische Miene. Sie sind gewohnt, ihre Wahrheiten mit aufgehabnem Arme zu behaupten, und den Pflichten der väterlichen Liebe mit der Ruthe Gnüge zu leisten. Man nennt sie auch römischgesinnte Männer, oder **lateinische Görgen**, zur schuldigen Vergeltung der deutschen Michel. Es liegt ihnen viel daran, die deutsche Sprache zu unterdrücken, welche sie selbst so wenig verstehen. Ihr Ansehen dürfte freylich sehr fallen, wenn die Welt anfienge, zu glauben, ein Mann verdiene den Namen eines wahren Gelehrten noch nicht, wenn er schon ein lateinischer Sprachmeister sey. In Lehmanns speyerischer Chronike finden wir die Geschichte eines treufleißig verordneten Lehrers, welcher ein so abgöttischer Verehrer des Cicero gewesen, daß er seinen Sohn bloß deswegen der lateinischen Sprache von Mutterleibe an geweihet, weil er eine Warze auf der Nase gehabt. Und ungeachtet sich bey zunehmenden Jahren geäußert, daß ihn die Natur nicht zu einem Cicero, sondern höchstens zu einem deutschen Holzhacker geschaffen: So hielt sich doch dieser gelehrte Vater in seinem Gewissen für verbunden,

einem ſo deutlichen Berufe, als ſein Sohn an der römiſchen Naſe trug, nicht zu widerſtreben. Ja, er ſoll in ſeinem Eifer ſo weit gegangen ſeyn, daß er ſein Kind, bey vermerkter Widerſpenſtigkeit, amtsmäßig und mit der Ruthe in der Fauſt gezwungen, die Finger auf die lateiniſche Grammatik zu legen, und ſeine deutſche Mutterſprache ſolemni ritu formulaque abzuſchwören. Nichts kam ihm toller vor, als deutſch zu lernen; denn ſein Schuſter redete deutſch, und er redete es ſo gut, als ſein Schuſter; beide aber hatten es niemals gelernt, und verſtunden einander doch. Dergleichen lateiniſche Zeloten kann man dadurch keinesweges beſänftigen, wenn man ihnen gleich einräumt, daß einem Gelehrten die griechiſche und lateiniſche Sprache unentbehrlich ſey; daß ein Mann, welcher kein Latein verſtehe, wenig Hoffnung habe, ein Gelehrter zu werden; daß man nichts tadle, als die ſklaviſche Hochachtung, welche ſie gegen alles dasjenige hegen, was lateiniſch klingt; und daß man an ihnen nur die allzuabergläubiſche Verbitterung gegen ihre Mutterſprache, als einen lächerlichen Fehler, anmerke. So beſcheiden auch dergleichen Einſchränkungen ſind, ſo wenig ſind ſie doch zu ihrer Beruhigung hinreichend. Ihre ganze Maſchine geräth in Unordnung, wenn ſie dergleichen Friedensvorſchläge hören. Ad rogum! ad rogum! ſchreyen ſie, ſo bald ſie eine Abhandlung ſehen, welche zur Aufnahme und Verbeſſerung der deutſchen Sprache abzielt; ja einer

von meinen Freunden beſitzt ein Exemplar von den Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, in welchem ein ſolcher Pflegevater unter den Namen **Irenäus Maſtigophorus** * mit zitternden Händen geſchrieben hatte:

HVNC TV ROMANE CAVETO!

Die zweyte Art der Antideutſchen machen diejenigen aus, welche die deutſche Sprache nur aus Leichtſinn verachten. Dieſe ſind von den erſten weit unterſchieden. Wenn jene etwas leſen, das nicht lateiniſch iſt, ſo ſchüttelt ſich ihre ganze Natur; dieſe leichtſinnigen Feinde aber können es noch ſo ziemlich gelaſſen anhören, wenn von der Stärke und Schönheit der deutſchen Sprache geredet wird. Ja ich habe es ſo gar mit meinen Augen geſehen, daß man einem ſolchen Undeutſchen, welcher ein junges Herrchen von Profeßion war, zwey Blätter aus dem Haller vorlas, ohne daß es ihm etwas weiter ſchadete, als daß er lachte, trällerte, pfiff, ſich auf einem Beine herumdrehte. Und, ſo bald er mit einer Priſe Tabak dem Gehirne ein wenig Luft gemacht hatte, ſo ſagte er weiter nichts, als: Pardieu! le miſerable jargon! Sogleich war auch ſein Paroxyſmus vorbey, und man ſah zwiſchen ihm und einer vernünftigen Creatur beynahe nicht den geringſten Unterſchied. In der That

* Im 2. Theile der Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, a. d. 465. S.

verdienen dieſe Feinde der deutſchen Sprache, daß man ſie mit Langmuth erträgt. Denn, wenn ſie die deutſche Sprache verſpotten, ſo geſchieht es eben ſo wenig aus Bosheit, als wenn ſie über den Schnitt eines Kleides lachen, welchen die Einfalt eines deutſchen Meiſters, und nicht der witzige Schneiderverſtand eines erfindſamen Franzoſen hervorgebracht hat. Sie ſpotten, weil es deutſch heißt, und lachen, weil es nicht franzöſiſch iſt. Wer ein gegründetes Urtheil oder Beweiſe von der Nichtswürdigkeit der deutſchen Sprache von ihnen fodern wollte, der foderte zu viel. Genug, es iſt Mode, ſie zu verachten, und ihr Verſtand ändert ſich ſo oft, als die Mode; dieſes aber geſchieht alle vier Wochen. Diejenigen, welche, daß ich mich der Mundart des itzigen Jahrhunderts bediene, in allem einen zureichenden Grund ſuchen, wollen aus den Lehrſätzen der Phyſik, und aus der Erfahrung beweiſen, daß es deswegen ſo viele luſtige Feinde ihrer Mutterſprache unter uns gebe, weil die Franzoſen in ihrem Umgange ſo artig und einnehmend wären, daß viele von unſerm deutſchen Frauenzimmer ihnen nichts abſchlagen könnten. Ich laſſe dieſe Vermuthung an ihren Ort geſtellt ſeyn. Unwahrſcheinlich iſt ſie freylich nicht, und ich ſollte faſt ſelbſt glauben, daß die Natur dergleichen poßierliche Körper nicht zur Welt bringen könne, ohne ſich der Verbindung eines franzöſiſchen Papas, und einer deutſchen Mutter zu bedienen. Dieſes mag von den unterſchiednen

Arten

Arten der Feinde, welche die deutſche Sprache hat, genug ſeyn.

Er iſt ein ehrlicher alter Deutſcher; dieß würde ein Anfänger in der deutſchen Sprache ſo erklären: Er iſt ſo ehrlich, wie ein alter Deutſcher. Aber das wäre ein groſſer Sprachſchnitzer; ſondern es wird gemeiniglich von Leuten gebraucht, welche in ihrem Umgange alle diejenigen Eitelkeiten mit Sorgfalt vermeiden, die man ſonſt Höflichkeiten, und, in gewiſſem Verſtande, auch Complimente nennt. Denn hierdurch, und durch die Gabe, zu trinken, können wir es unſern Vorfahren, den alten Deutſchen, noch ſo ziemlich gleich thun.

Altdeutſch heißt daher in einigen Geſellſchaften ſo viel, als grob.

Deutſche Redlichkeit; iſt ein verbum obſoletum, oder höchſtens nur ein Provincialwort. Siehe hiervon mit mehrern des **Panzirollus** Abhandlung von denen Sachen, welche bey uns verloren gegangen ſind.

Fabel.

Eine Fabel iſt, ordentlicher Weiſe, und beſonders nach dem Begriffe einiger Neuern, ein ſolches Gedicht, über welchem der Name eines Thiers, oder ſonſt eines Dinges ſteht, das noch etwas dümmer iſt, als der Verfaſſer. Wir würden zu viel von ihm fodern, wenn wir eine poetiſche Wahrſcheinlichkeit, oder gar eine Sittenlehre darinnen ſuchen wollten. Die Ausführung der Fabel mag noch ſo trocken, noch ſo abgeſchmackt, noch ſo undeutlich ſeyn; ſo iſt doch das, was ein ſolcher Fabeldichter im Namen ſeines Thiers ſagt, für eine unvernünftige Beſtie noch allemal klug genug geſprochen. Er ſchreibt: Der . . eine Fabel. Und ſiehe, ſo iſt es eine Fabel! Mehr gehört dazu nicht.

Das Wort, Fabel, wird noch in einem andern Verſtande, und zwar von ſolchen Erzählungen gebraucht, welche zwar möglich, aber nicht wahrſcheinlich ſind. Daß ein Frauenzimmer ſich über den vermeynten Tod ihres Liebhabers dergeſtalt betrübt, daß ſie ſich ſelbſt ums Leben bringt; und daß es Liebhaber giebt, welche über den Verluſt ihrer Schönen ſo untröſtbar ſind, daß ſie in ganzem Ernſte Anſtalt machen, ſich zu erſtechen:

Das

Das iſt wohl möglich, aber nimmermehr wahrſcheinlich, und eben um deswillen gehört die Geſchichte des Ovids vom Piramus und von der Thisbe mit allem Rechte unter die Fabeln.

Dieſe Beſchreibung, welche ich von dem Verſtande des Worts, Fabel, gegeben habe, öffnet den Dichtern ein weites Feld zu tauſend Erfindungen. Mir ſind deren ſchon ſo viele beygefallen, daß ich der Welt mit einem ziemlich ſtarken Octavbändchen davon aufwarten könnte. Wer weis, was noch geſchieht? Ein Dichter bin ich zwar nicht; aber hundert Leute machen Verſe, die doch keine Dichter ſind; und geſetzt, ich ſchriebe nicht feurig, ſo würde ich gewiß ziemlich fließend ſchreiben. Das iſt ſchon genug! Und wenn mir auch hierinnen alle vernünftige Welt widerſpräche; ſo weis ich doch, Strephon giebt mir ſeinen Beyfall, denn ihm gehts auch ſo! Damit aber die gelehrte Welt vor großem Verlangen nach meinem Bändchen nicht gar zu ungeduldig werde, wie ich faſt befürchten muß: So will ich inzwiſchen von vieren meiner Fabeln nur den Innhalt herſetzen. Man wird finden, daß ſie durchgängig möglich ſind; keine einzige aber wahrſcheinlich iſt.

Die erſte Fabel.

Der betrübte Wittwer.

Agenor, ein reicher Bürger, lernte ein Frauenzimmer kennen, welches weder Schönheit, noch Vermögen hatte, aber deſto tugendhafter war. Bloß ihrer Tugend wegen liebte er ſie. Er heirathete ſie, und die ganze Stadt lobte ſeine Wahl; denn die meiſten Bürger dieſer Stadt waren tugendhaft, und keiner heirathete aus eigennützigen und niederträchtigen Abſichten. Zwanzig Jahre ihrer Ehe waren verfloſſen, und nicht ein einzigesmal hatten ſie einander Gelegenheit zu einem Misvergnügen gegeben. Noch im zwanzigſten Jahre liebten ſie einander eben ſo vernünftig, eben ſo zärtlich, als an dem Tage ihrer Verlobung. Auf dieſen Umſtand werden meine Leſer ja wohl merken, denn das iſt eine Hauptfabel. Agenor verlor ſeine Frau, welche bloß um deswillen ſchwer zu ſterben ſchien, weil ſie ſich von ihrem Manne trennen ſollte. Zehen Monate hat Agenor zugebracht, ehe er ſich einigermaaßen tröſten, und zu einer neuen Heirath entſchließen konnte. An fünf Monaten wäre es ſchon genug geweſen: aber zu einer Fabel mußten es ſchlechterdings zehen Monate ſeyn.

Die

Die zweyte Fabel,

noch etwas unwahrſcheinlicher, als die vorige.

Die reiche Wittwe, eine gute Frau.

Vbilinde, eine junge Wittwe, welche den Neran durch ihr zugebrachtes Vermögen zum reichſten Manne in der Stadt gemacht hatte, liebte ihn ſo zärtlich, daß ſie ihm auch nicht ein einzigmal ſeine Armuth vorwarf. Sie trug ſo viel Ehrfurcht gegen ihn, daß es ſchiene, als hätte ſie beynahe gar vergeſſen, wie groß ihr Einbringen wäre. Konnte ſie ja etwas betrüben: So war es die große Behutſamkeit, mit welcher Neran ſich ihres Vermögens bediente. Sie munterte ihn auf, für ſich etwas weniger ſparſam zu ſeyn; und brauchte ſie ſelbſt einiges Geld, ſo bat ſie ihren Mann mit ſo vielen Liebkoſungen darum, als wäre es ſein eignes Vermögen. Neran ſtarb, und die Chronike ſagt, daß ſie alle Jahre an demjenigen Tage ganz untröſtbar geweſen, an welchem er geſtorben. Ja man will ſo gar verſichern, daß ſie über dieſen Verluſt ſich niemals zufriedner zu tröſten gewußt, als wenn ſie den armen Freunden ihres verſtorbnen Mannes mit ihrem Vermögen beyſpringen können. Niemals habe ſie dieſes anders genennt, als die Verlaſſenſchaft ihres Nerans, an welche alle ſeine Verwandten Anſpruch zu machen hätten, welche deſſelben bedürftig wären. So weit geht dieſe Fabel.

Die

Die dritte Fabel.

Ich habe einen Mann gekannt, dessen Beruf war, eine große Gesellschaft Leute wöchentlich vor allen Lastern zu warnen. Es kam ihm beynahe kein Laster verderblicher vor, als der Geiz. Den Geiz malte er also aufs abscheulichste ab, so oft er hierzu Gelegenheit fand. Das ist nichts unmögliches! Das hören wir oft! werden meine Leser rufen. Geduld! Ich will weiter erzählen. Dieser Mann wußte sein Vermögen den Armen auf eine so vorsichtige Art zufließen zu lassen, daß die wenigsten erfuhren, von wem es herkam. Keine nothdürftige Wittwe ließ er mit Thränen von sich gehen, sie müßte denn aus Dankbarkeit geweint haben. Einem Kaufmanne, welcher ehrlich, aber in seiner Handlung unglücklich, war, lieh er ein ansehnliches Capital, ohne Verzinsung, damit er ehrlich bleiben, und sechs unerzogne Kinder ernähren könnte. Auf Pfänder lieh er gar nicht, und niemals soll er über fünf Procent genommen haben. Eine schöne Fabel, zu der ich aber den Titel nicht weis!

Die vierte Fabel.

Der billige Dichter.

Pholles war ein berühmter Dichter derjenigen Stadt, in welcher bey schwerer Strafe niemand gelobet werden durfte, der nicht wirklich tugend-

gendhaft war. In dieſer Stadt ſchätzte jedermann die Dichtkunſt nach ihren Würden. Kein Reimer ward daſelbſt geduldet, und man hat zween aus dem Weichbilde verwieſen, welche aus Faulheit nicht arbeiten wollten, ſondern zur Stillung ihres Hungers reichen Kaufleuten zu ihren Namenstagen gratulirten. Ich wollte dem Herrn Stelpo wohlmeynend rathen, daß er ſich in dieſe Stadt nicht wagte! Alle Leute ſuchten die Freundſchaft des Phokles zu gewinnen, damit er ihnen die Fehler entdecken ſollte, welche ſie an ſich hätten. Der Biſchof daſelbſt bat ihn gleichfalls darum, und dieſem ſagte er: Du biſt ein hochmüthiger, ein eitler, ein niederträchtiger und harter Mann; du lehreſt deine Gemeine ſehr erbaulich, aber ſie kann deinen Lehren nicht glauben, weil dein Leben beweiſt, daß du ſie ſelbſt nicht für wahr hältſt! Dieſes bewegte den Biſchof dergeſtalt, daß er ihn aufs zärtlichſte umarmte, und ſeine redliche Offenherzigkeit vor öffentlicher Gemeine pries. Als er dem regierenden Bürgermeiſter entdeckte, daß er ein ſehr unwiſſender Mann, und nicht werth wäre, ein Vater der Stadt zu heißen, ſo lange er nicht unterließe, mehr auf ſeinen Nutzen, als auf den Nutzen ſeiner Bürger, zu ſehen: So fehlte nicht viel, daß ihn dieſer nicht mit Gewalt genöthigt hätte, an ſeiner Stelle das Ehrenamt eines Bürgermeiſters anzunehmen. Rathsherr aber mußte er doch werden; er mochte wollen, oder nicht. Es war erſtaunlich

anzu-

anzusehen, mit wie viel Ehrfurcht und Freundschaft ihm die reichsten Capitalisten begegneten. In seiner Gesellschaft vergaßen sie, daß sie Wechsler waren, und redeten witzig. Alle Frauenzimmergesellschaften waren todt und schläfrig, in welchen Phokles nicht war. Denn damals, als Phokles lebte, wußte man von Fächern nichts; Lomber ward gar nicht gespielt; und die Kunst, den Nächsten zu richten, war nur in ein paar Familien bekannt. So bald man den Phokles nur von weitem erblickte, so bald ward alles vergnügt, und lebhaft. Lebte Phokles in meiner Stadt: So würde man hier auf die Vermuthung fallen, er sey um deswillen so beliebt gewesen, weil er diesen schönen Kindern artige Schmeicheleyen vorgesagt, ihre schönen Hände verewigt, ihre Augen besungen, mit unter ein paar Takte geseufzt, zum Spaße ein wenig verzweifelt, und seine Nachbarinn Tieger und Fels gescholten hätte, weil sie so unmenschlich grausam gewesen, und ihm einen Kuß versagt. Dieses ist gemeiniglich die Sprache unsrer heutigen Dichter. Aber Phokles sang ganz anders! Er rühmte die Phyllis wegen ihrer anständigen Sittsamkeit, Cleonen, wegen ihrer vernünftigen Wirthschaft. Er lobte Aesinen, wegen ihrer sorgfältigen Kinderzucht, wodurch sie noch die Nachwelt ihrer Stadt glücklich zu machen suchte. Er besang die Unempfindlichkeit der Callisto gegen die leichtsinnigen Bemühungen eines jungen Herrn. An Euphrosynen rühmte er, daß sie noch mehr tugendhaft,

haſt, als ſchön, wäre; und vergötterte Leonoren wegen ihrer ehelichen Treue. Wegen ihrer ehelichen Treue? Das klingt ſehr altväteriſch! Es kann wohl ſeyn; aber es iſt auch ſchon lange, daß Phekles geſtorben iſt. Er ſtarb in eben dem Jahre, als kein Laſterhafter glücklich, kein Philoſoph ein Pedant, keine junge Wittwe verbuhlt, kein junger Herr in ſich ſelbſt verliebt, kein vornehmer Mann ein Verächter der ſchönen Wiſſenſchaften, kein Richter geldgierig, kein Advocat ein Lügner, kein Wucherer niederträchtig, und noch kein Narr geehrt war. In dieſem Jahre ſtarb Phekles. Iſt es alſo wohl ein Wunder, wenn uns ſeine Lobgedichte altväteriſch vorkommen? Dieſes muß ich noch erinnern, daß Phekles alle andern Dichter für größre Dichter hielt, als ſich ſelbſt; daß er vor Vergnügen außer ſich war, ſo oft er ein ſchönes Gedicht von einem andern zu leſen bekam; daß er in fremden Werken die Fehler andrer überſah, und entſchuldigte, und nur gegen ſeine eignen Schriften ein unparteyiſcher und unerbittlicher Richter war; daß er niemals mehr erröthete, als wenn man der Schönheit ſeiner Gedichte Gerechtigkeit widerfahren ließ: und daß er aus einem kleinen Eigenſinne, oder vielmehr aus einer unzeitigen Furchtſamkeit, alle Gelegenheit vermied, ſeine Gedichte unter die Leute, oder, wie wir es heut zu Tage nennen, auf die Nachwelt zu bringen; denn das muß man wiſſen, daß dieſer Ausdruck damals ſehr ſelten vorkam. Eben dieſes beſcheidne Mistrauen iſt Urſache, daß

wir von seinen Gedichten nur noch wenige Bogen übrig haben. Und dennoch nennt ihn jedermann, den großen Phokles!

Welcher Mischmasch! ruft Mäv. Ein Dichter, der durch wenige Bogen berühmt worden ist! Der gegen seine eignen Lieder unempfindlich ist! Der andre Dichter für größer gehalten hat, als sich! Ein Dichter, der ein großer Mann, und doch so gewesen ist, wie Phokles! Ist wohl was ungereimters? Ist wohl jemals etwas unwahrscheinlichers gefunden worden, als dieses? Du hast Recht, Mäv! Aber eben darum ist die Geschichte des Phokles eine Fabel; und eine Fabel wird es seyn, so bald ich der Welt erzähle, daß du ein geschickter Dichter seyst! Dieses mag von denen Fabeln zur Probe genug seyn, die ich liefern würde, wenn ich ein Poet wäre. Es ist ewig Schade, daß ich keiner bin.

Diesen Augenblick höre ich, daß mein Hauswirth in den letzten Zügen liegt. Wenn er doch nur dasmal stürbe! Ich bin einmal in vollem Schreiben, und die Standrede würde ich doch vermuthlich thun müssen. Meine Leser sollten es auch zu genießen haben. Ich wollte die Rede drucken lassen. Wie prächtig würde sich das ausnehmen, wenn mein Verleger diesen Titel an seinen Laden kleben ließe!

ΦΟΒΕΡΟΤΑΤΟΝ ΠΑΝΤΩΝ ΤΩΝ ΦΟΒΕΡΟΤΑΤΩΝ,

das iſt:

Das fürchterlichſte unter allen fürchterlichſten.

Oder:

Das unerbittliche Geſchick des ungerechten Himmels durch einen frühzeitigen Tod;

Bey der Baare

des weiland Hochedelgebornen, Veſten,

und Rechtshochgelahrten Herrn,

Herrn N. N.

Erblehn- und Gerichts-Herrn auf N. N.

berühmten Doctors beider Rechte,

Welcher im vier und ſiebenzigſten Jahre ſeines ruhmvollen Alters, zur größten Betrübniß ſeiner noch jungen, und um deſto mehr untröſtbaren, hinterlaßnen Frauen Wittwe, und ſämtlicher in die tiefſte Trauer verſetzten Erben, zum Schrecken aller nothleidenden Wittwen und Waiſen, zum Unglücke aller Dürftigen und Verlaßnen, der ganzen Stadt zum Jammer, und zu einem unerſetzlichen Verluſte der edeln Gerechtigkeit, viel zu früh, doch ſelig, verſchied,

in Gegenwart der leidtragenden Bürgerſchaft und unter Begleitung vieler tauſend Thränen,

in Form einer Standrede betrachtet.

Eine Fabel

von

N.

Auf Verlangen zum Drucke befördert.

Eh ich dieſen Artikel von Fabeln ſchließe, muß ich noch eine Anmerkung machen. Ich habe eben geſagt, daß dasjenige eine Fabel ſey, was zwar möglich, aber nicht wahrſcheinlich iſt. Aus dieſem Satze folgt, daß diejenige Erzählung den Namen einer Fabel nicht verdiene, welche nicht allein möglich, ſondern auch höchſt wahrſcheinlich iſt. Ich finde dieſen Fehler beſonders in den Fabeln des Phädrus. Die Geſchichte von dem verdorbnen Schuſter, welcher, um nicht zu verhungern, ein Arzt geworden war, und welcher bekannte, daß er ſeinen Ruhm nicht durch ſeine Geſchicklichkeit, ſondern durch die Dummheit des Pöbels erlangt habe; dieſe Geſchichte iſt ſo wahrſcheinlich, daß ich ſelbſt in meiner Stadt mehr, als zehen dergleichen medicinſche Schuſter, kenne; wenigſtens ſind es ſolche Leute, welche zu allem in der Welt ungeſchickt ſind, und doch die Verwegenheit haben, ſich für Aerzte auszugeben. Wie wohl würden ſie thun, wenn ſie jedesmal über ihre Recepte die Verſe ſchrieben:

Quantae putatis esse vos dementiae,
Qui capita vestra non dubitatis credere,
Cui calceandos nemo commisit pedes!

Sie könnten dafür die beiden griechiſchen Buchſtaben, α und ω weglaſſen. Der Verluſt, den ſie durch Weglaſſung dieſer beiden Buchſtaben litten, wäre

wäre zwar freylich groß, weil ſie gemeiniglich weiter kein griechiſch verſtehen, als dieſes; aber es wäre doch fein aufrichtig gehandelt.

Ich will noch eine Probe herſetzen, damit man deſto deutlicher ſehen könne, wie ſehr Phädrus wider dieſe Regel verſtoßen habe. Iſt wohl eine Geſchichte wahrſcheinlicher, als dieſe, daß eine häßlichgebildete Schweſter ſich über ihren Bruder erzürnt, welcher ſeine ſchöne Bildung gegen ſie gerühmt; daß es einen jungen Menſchen gegeben habe, welcher ſeine Geſtalt im Spiegel bewundert; und daß ein Frauenzimmer um Rache geſchrien, als ſie wegen ihrer Häßlichkeit verſpottet worden? Nimmermehr gebe ich zu, daß dieſes eine Fabel ſey; und wenn man mir widerſprechen wollte, ſo behaupte ich, daß meine andächtige Nachbarinn, welche ihren Mann alle Wochen wenigſtens einmal mit dem Pantoffel ſchlägt, auch unter die Fabeln gehöre. Dieſes aber wird man ihren geplagten Mann, der die wirkliche Exiſtenz ſeiner Frau gar zu wohl fühlt, nimmermehr bereden. Es ſcheint auch faſt, als ob Phädrus ſeinen Fehler ſelber gemerkt hätte. Er ſpricht.

- - Illa irafcitur.
Accipient, (*quid enim?*) cuncta in contumeliam.

Dieſes quid enim? würde ſich im Deutſchen nicht beſſer ausdrücken laſſen, als durch: Iſt das wohl Wunder? Machen es unſre Frauenzimmer nicht alle ſo? Was aber unſre Frauenzimmer alle thun, das iſt wohl keine Fabel.

Ich war anfänglich Willens, unter dieſe fehlerhaften Fabeln des Phädrus ſeine ſechſte Erzählung im zweyten Buche von dem geſchäfftigen Müßiggange zu rechnen. Es hat mich aber ein guter Freund davon abzubringen geſucht, weil er glaubt, es ſey dieſes keine wirkliche Erzählung, ſondern eine Allegorie, und gehe eigentlich auf die jungen Advocaten, welchen zwar wegen ihrer Unerfahrenheit noch niemand ſeinen Rechtshandel anvertraut, die aber dennoch gar zu gern ſehr beſchäfftigt ausſehen wollen, und um deswillen flüchtig durch die Gaſſen laufen; niemals ausgehen, ohne ein Stückchen Acten im Buſen zu haben; die Richterſtube belagert halten, ohne hinein zu gehen; alle Bauern, die ihnen begegnen, anreden; alle Geſellſchaften mit ihrem caſu in Terminis quälen; von ihren gewonnenen Proceſſen ſo viel Aufhebens machen, als mancher junger Officier von dem ſchleſiſchen Feldzuge nicht thut; welche ganz erhitzt, und tiefſinnig ausſehen, wenn ſie Mittags um zwölf Uhr vom Rathhauſe kommen, damit man glauben ſoll ſie hätten ſich mit ihrem Gegner gezankt; mit einem Worte, welche vor langer Weile ſterben müſ-

ten,

ten, wenn sie nicht die Geschicklichkeit besäßen, zum Verdrusse der halben Stadt auf die geschäfftigste Art nichts zu thun. Dieses ist die Auslegung, welche mein Freund von der Fabel macht. Wie weit sie gegründet sey, will ich nicht untersuchen. Recht wahrscheinlich kömmt sie mir freylich nicht vor. Sie klingt mir gar zu deutsch, und an statt, daß ich bey deren Erzählung mit meinen Gedanken in Rom seyn sollte: So verliere ich mich unvermerkt in meiner Vaterstadt, und sehe auf dem Rathhause und auf dem Markte, eine Menge junger Müßiggänger herum laufen, welche vor großer Beschäfftigung, nichts zu thun, keichen. Gesetzt auch, es sey eine allegorische Erzählung, so kann ich doch nicht errathen, warum Phädrus eben nur eine gewisse Art junger Advocaten gemeynt habe? Könnte es denn nicht eben so wohl auf die jungen Aerzte gehen? Wenigstens kenne ich einen, welcher so ängstlich durch die Gassen läuft, als wenn ihn die Seelen der Verstorbnen verfolgten, welche an seinen Pillen haben ersticken müssen. Er thut so unruhig, als wenn er die halbe Stadt zu einem methodischen Ende zubereiten müßte. Oft besteht seine große Arbeit in weiter nichts, als daß er einen Hund aufsucht, ihn zu würgen, oder Rhabarbar holt, um eine Frau zu curiren, welche der Mann durch seine Vermittelung los zu werden sucht. Dieses sind meine Zweifel, welche ich über die eigentliche Bedeutung der Erzählung aus dem Phädrus habe.

Meine Leſer ſollen den Ausſpruch thun, ob ich oder mein Freund Recht habe, ob die allegoriſche Erzählung auf die jungen Advocaten, oder auf die jungen Aerzte, oder vielleicht auf noch andere Arten müßiger, und doch geſchäfftiger, Gelehrten gehe? Hier ſind die Worte des Phädrus ſelbſt:

Eſt ardeliorum quaedam Romae natio,
Trepide concurſans, occupata in otio,
Gratis anhelans, multa agendo nihil agens,
Sibi moleſta, et aliis odioſiſſima.

Geheime Nachricht

von

D. Jonathan Swifts

letztem Willen.

Mylord,

Ich bin zeither nicht im Stande gewesen, Ihnen die verlangte Nachricht von einigen besondern Umständen des swiftischen Testaments zu geben. Nunmehr habe ich Gelegenheit gefunden, von allem nähere Nachricht einzuziehen, und ich hoffe, ihre Neugierigkeit dadurch befriedigen zu können.

Es ist allerdings wahr, daß unser Swift zwölftausend Pfund Sterlings zu Errichtung eines neuen Tollhauses ausgesetzt hat. Die Nachricht von diesem löblichen Vorhaben war schon vor seinem Tode bekannt; aber die Meisten machten sich, wie auch Sie, Mylord, selbst gethan haben, unrichtige Begriffe von dieser mildreichen Stiftung. Sie glaubten, dieses Geld sey zur Verwahrung, und zum Unterhalte physikalischer Narren bestimmt, welche klug seyn würden, wenn ihr Körper nicht ungesund, und ihr Geblüte nicht verderbt wäre: Allein, hierinnen betrog sich unsre ganze Stadt.

Swift, dessen Charakter sie wohl gekannt haben müssen, beschäfftigte sich in seinem Leben niemals mit dieser Art leiblicher Narren, welche er vielmehr der Vorsorge des Magistrats, und den Händen der Aerzte und Barbierer überließ. Seine Bemühung war von einem viel weitern Umfange, und weit edler.

Die moraliſchen Narren lagen ihm am Herzen; Narren, welche oftmals bey geſundem Körper dennoch die gefährlichſten und anſteckendſten Krankheiten haben.

Seine Dienſtfertigkeit erſtreckte ſich über ganz Großbritannien; und er hatte Lords und Schreiber in ſeiner Cur. Durch eine vieljährige Erfahrung, war ihm bekannt, daß es mit der moraliſchen Narrheit eben die Beſchaffenheit habe, wie mit dem Podagra, mit welchem vornehme Leute am meiſten geplagt ſind, Leute von geringerm Stande aber nur ſelten, oder doch wenigſtens nicht ſo heftig befallen werden.

Vor etlichen Jahren that man ihm ſo vortheilhafte Vorſchläge, daß er ſich zu Weſtmünſter niederlaſſen, und ſeine Curen daſelbſt treiben ſollte. Er hat es aber allemal auszuſchlagen geſucht, weil er glaubte, er ſey dieſer weitläuftigen Arbeit nicht gewachſen, und die Menge der Narren ſey daſelbſt viel zu zahlreich, als daß er ſie in die Cur nehmen könnte. In Dublin gefiel es ihm am beſten, weil daſelbſt gleich ſo viel Narren waren, als er beſtreiten konnte. Indeſſen war er doch ſo billig, daß er Weſtmünſter und London von Hauſe aus mit Recepten verſorgte.

Er ſtarb in ſeinem neun und achtzigſten Jahre, und doch wünſchte er ſich ſelbſt, noch etliche Jahre zu leben, weil er eben im Begriffe war, mit etlichen angeſehnen Patienten eine wichtige Operation vorzuneh-

zunehmen. Dieſe liebreiche Vorſorge gegen ſeine Mitbürger verließ ihn auch auf dem Todbette nicht. **Simon Tuck**, ſein Beichtvater, den das Mädchen der Mylady **Wedle** und ſein dicker Kopf zum Predigtamte berufen hatten, fragte ihn nur wenig Stunden vor ſeinem Tode; ob er freudig ſtürbe? Nicht recht freudig, antwortete ihm der ſterbende Swift, ich wünſchte mir wohl noch einige Zeit zu leben, da ich euch kenne, und weis, daß ihr meiner Cur vor andern bedürft.

Alle dieſe Umſtände führe ich an, Ihnen, Mylord, zu zeigen, wie unrecht Sie gethan, daß Sie geglaubt haben, Swift habe ſein Tollhaus für hypochondriſche Narren geſtiftet. Seiner Vorſorge werden ſich ſowohl in Irrland, als Großbritannien, ganz andre Narren zu erfreuen haben. Narren, welche ſich dieſes am wenigſten einbilden, und welchen eben Swift zu frühzeitig geſtorben iſt.

Sie können ſich hiervon noch beſſer überzeugen, wenn ich Ihnen ſage, daß ſich Swift in ſeinem Teſtamente auf ein Codicill berufen hat, welches man verſiegelt in ſeinem Pulte gefunden. Es enthält die Namen derjenigen Perſonen, welche Swift vor andern würdig hält, in ſeinem neuen Tollhauſe zu wohnen. Er hat das Parlament erſucht, ſein Teſtament zur Vollziehung zu bringen. Man iſt itzt damit beſchäfftigt, und ich hoffe Ihnen, Mylord, einen Gefallen zu erzeigen, wenn ich hier das Codicill von Wort zu Wort einrücke.

Codicill.

Ich Endesbezeichneter ordne mit reifem Vorbedachte, als meinen letzten Willen, daß mein Tollhaus mit nachbenannten Personen eingeweiht werden soll, weil sie dieser Wohlthat vor allen andern bedürftig sind:

Nicolaus Earring, mein Küster, würde es sehr übel nehmen, wenn ich ihn nicht zuerst nennte. Er besitzt so viel geistlichen Hochmuth, daß er verdiente, Lord Erzbischoff zu werden, und da er seine Verdienste um die Kirche am besten kennt, so verzweifelt er selbst noch nicht gänzlich an seinem höhern Glücke, es müßte ihm denn die Gräfinn **Yarmouth** zuwider seyn, welcher er Schuld giebt, daß sie ihm schon zweymal hinderlich gewesen, und den König **George** wider seine Person eingenommen habe. Wenn der Hof noch weiter fortfährt, unerkenntlich zu seyn: So ist er fast willens, sich zum Prätendenten zu schlagen. Er sagt seinen Freunden ins Ohr, daß er öfters an der Wahrheit seiner Religion zu zweifeln anfange, weil nach derselben unsre Geistlichen eine so unumschränkte Gewalt nicht hätten, als ihnen wohl von Rechtswegen zukäme, und weil man besonders aus den Küstern so gar wenig machte, die doch bey den Jacobiten in einem größern Ansehen stünden. Dem ungeachtet habe ich ihn bey seiner Religion in andern Punkten sehr eifrig gefunden. Er

macht

macht binnen einem Jahre weit mehr Ketzer, als Burnet in seinem ganzen Leben nicht gemacht hat. Den Glöckner an dem Kirchspiele zu St. James hält er für einen Quäcker, weil dieser ihm einmal begegnet ist, ohne den Huth vor ihm abzunehmen; und von unserm Bischoffe schwört er bey seiner Seele, daß er ein Jacobite sey, weil dieser ihm unlängst Nicolaus und nicht, Herr Nicolaus, gerufen. Mit einem Worte, alle diejenigen hält er für ungläubig, die ihm auf einige Art zuwider sind, oder ihm nicht mit so vieler Ehrfurcht begegnen, als er bey seinem ehrwürdigen Küsteramte fodern zu können glaubt. Um deswillen verlange ich, daß er in mein Tollhaus kommen soll, und, um seinen rühmlichen Ehrgeiz recht zu befriedigen, soll Herr Nicolaus den Rang über alle andre Narren haben.

Der Lord **Lavat** verdient, sein Nachbar zu werden. Wenn die Ehrenstellen in der Welt nach Verdiensten ausgetheilet würden, so wäre Lord Lavat ein Kutscher. Er ist aber Lord, kraft seines Urältervaters, welcher auch Lord war. Er ist sehr beredt, wenn er auf die Tapferkeit und die Verdienste seiner Vorältern zu reden kömmt; und wen er für vernünftig halten soll, dessen Vorfahren müssen wenigstens zu Wilhelm Conquestors Zeiten schon hochgebohrne Fuchsjäger gewesen seyn. Aus dem Parlamente kömmt er allemal unzufrieden zurück, weil er, wie er vorgiebt, jederzeit überstimmt, und verhindert wird, seine heilsamen

Rath-

Rathſchläge zum Beſten des Vaterlandes geltend zu machen. Gleichwohl haben mich diejenigen, welche mit ihm im Parlamente ſitzen, verſichern wollen, daß er ſeit dem Tode der Königinn Anna nicht ein Wort geſprochen, ſondern zu allen Billen ſtillſchweigend ſeine Einwilligung gegeben habe. So viel iſt gewiß; man findet in den Parlamentsprotocollen nicht eine einzige Proteſtation, die er mit unterzeichnet hätte. Es erſtreckt ſich ſeine Staatskunſt weiter nicht, als auf einen Strick Hunde. In der Verfaſſung andrer Länder iſt er ganz unwiſſend. Ich bin ſelbſt dabey geweſen, als in einer Geſellſchaft von den Vorzügen der deutſchen Reichsritterſchaft geſprochen, und auf gut brittiſch davon geurtheilt wurde. Lord **Lavat**, der uns lange zugehört hatte, machte dem ganzen Streite ein Ende. Ich, rief er, ich aber lobe mir die Herren Cantons! Denn die Cantons hielt er, nach ſeiner Erklärung, die er dabey machte, für eine alte adliche Familie in Deutſchland. Dieſe große Unwiſſenheit und Dummheit unſers Lords macht, daß ich befürchte, er ſey im Stande, ſich, bey der nächſten Gelegenheit, zu einer Bande misvergnügter Unterthanen zu ſchlagen, und in der Kirche und dem Regimente große Neuerungen zu unternehmen. Das Parlament wird alſo Sorge tragen, ihn in meinem Tollhauſe ſorgfältig zu verwahren.

Da in Großbritannien die Vornehmſten des Reichs ſich eine Ehre daraus machen, die Gelehrſam-

samkeit empor zu bringen, und die Werke des Witzes zu befördern: So sehe ich nicht, wie der Lord Pellbrew verlangen kann, länger unter ihnen so frey, wie bisher, herumzugehen. Das ist ihm nicht genug, daß er selbst unwissend, und weit dümmer ist, als sein Pachter. Er macht sich so gar eine Ehre daraus, in seiner Unwissenheit zu bleiben. Bey aller Gelegenheit verfolgt er die schönen Wissenschaften, und, wenn er recht gnädig ist, so spricht er nur verächtlich von ihnen. In öffentlichen Gesellschaften lärmt er wider die Gelehrten, und dennoch wird er, weil er jährlich zwanzig tausend Pfund Einkünfte hat, und die Mylady Pallbrow sehr schön ist, auf dem Hydepark bewundert und bey Hofe geduldet. Er hält sich mit vielen Unkosten zween Sekretäre auf seinen eignen Leib, welche weiter nichts zu thun haben, als aus vollem Halse zu lachen, so bald er den Mund aufthut, wider die Gelehrten zu schimpfen; ja, er steht im Begriffe, sich noch den dritten aus Deutschland zu verschreiben, weil er glaubt, ein Deutscher sey zum Bewundern am geschicktesten, und zu einem Jacob Pudding, welche Leute er sehr hochhält, recht von Natur gemacht. Wann er recht groß thun will: So versichert er mit den theuersten Schwüren, daß er in seinem ganzen Leben kein gedrucktes Buch gelesen habe, als den Kalender, und den Craftsman. Gleichwohl hält er den Milton für einen rasenden Kopf, den Grafen Schaftsbury für einen mürrischen Schulfuchs, und die ganze großbritanni-

niſche Nation für pedantiſch, weil ſie zugelaſſen hat, daß der Versmacher Dryden in der Abtey Weſtmünſter begraben worden ſey. Wenn Lord Pailbrow noch zwey Jahre in ſeiner Dummheit hingeht: So iſt nichts gewiſſer, wenigſtens nichts wahrſcheinlicher, als daß noch gar ein Freygeiſt aus ihm wird. Er ſoll alſo ins Tollhaus, und zwar ſo bald, als nur möglich.

Ihre Hochwürden, der Biſchoff O'Carry verdient auch ein Plätzchen darinnen. Ich glaube auch, ſeine Gemeine werde ihn nicht ſehr vermiſſen, weil ſie ihn ſehr ſelten, als Biſchoff, zu ſehen bekömmt. Sein Capellan hat alle biſchöffliche Bemühungen; Ihro Hochmögenden aber laſſen ſich aus Beſcheidenheit nur an der Beſoldung und den Accidentien begnügen. Er ſchachert wie ein portugieſiſcher Jude. Er aſſecurirt Schiffe, und wenn man glaubt, er ſitze in ſeiner Studierſtube, ſo ſteht er auf dem Boden, und ſieht ſich nach dem Winde um. Er leiht ſeine Capitalien mit großer Vorſicht, und mit weit beſſerm Nutzen aus, als irgend ein Kaufmann auf der Börſe thun kann. Ich bin ſeinetwegen oft in Sorgen geweſen, weil ich weis, daß auch der vorſichtigſte Wuchrer unglücklich ſeyn kann. Es würde ein ſehr wichtiger Punkt in unſrer Kirchenhiſtorie werden, wenn ihn einmal ein Wechſelgläubiger bis auf die Kanzel verfolgen ſollte, oder wenn dieſer hochwürdige Mann Bankerott machte, und in den Schuldthurm geſperrt

würde.

würde. Die armen Mitgefangnen sollten mich dauern, denn ich traue ihm zu, daß er die Allmosenbüchse sehr ungleich theilen, und allemal wenigstens den zehenten Theil für sich, als Bischoff, behalten würde. Man schaffe also diesen Wuchrer ins Tollhaus, und wenn es möglich ist, auch denjenigen, welcher ihn zum Bischoffe geweiht hat.

Am dritten September waren es gleich drey Jahre, daß sich der junge Herr Something erhenken wollte, weil er befürchtete, daß man ihn bey der Rathswahl übergehen würde. Ich bin sehr übel damit zufrieden, daß man ihn gestört hat. Er hätte sich bey dem damaligen starken Ostwinde immer, als ein braver Britte, hängen können; so würde das Land einen Phantasten weniger, und ich keine Sorge haben, wie ich ihn in meinem Tollhause unterbringen möchte. Dieser unmündige Knabe ist, trotz der gesunden Vernunft und seines keimenden Barts, ein Vater der Stadt geworden; und nicht die Stadt allein, sondern auch sein eigner Körper muß gewaltig darunter leiden; denn er hatte diese ehrwürdige Stelle kaum vier und zwanzig Stunden lang bekleidet, da sich auf einmal alle seine Glieder mit der größten Ernsthaftigkeit aus einander renkten. Der Kopf preßte sich zurück, und blieb unbeweglich auf dem Halse stehen. Eine Unterkehle, noch majestätischer von Ansehen, als die Unterkehle des lächerlichen Lords Blackney, unterstützte dieses Haupt, und die weise Natur erzeigte sich da-

durch sehr sorgfältig, da sie wohl wußte, daß dieses Haupt von den schweren Sorgen des ganzen Stadtregiments angefüllt wäre. Seine Augen, welche seit etlichen Monaten mit nichts beschäfftigt gewesen waren, als auf der Schaubühne mit unsrer artigen Tänzerinn, der Jungfer Poper, zu bulen; diese flüchtigen Augen wurden auf einmal finster, und er soll, wenn es wahr ist, was man von ihm sagt, sich lange Zeit hindurch vor dem Spiegel mit eben der Aufmerksamkeit in seiner ehrwürdigen Magistratsmiene geübt haben, mit welcher sich einige Frauenzimmer üben, wenn sie zärtlich und reizend aussehen wollen. Aber an seinem ganzen Körper hat nichts so viel ausstehen müssen, als sein armer unschuldiger Bauch. Es war erbärmlich anzusehen, mit was für Gewalt dieser auf einmal hervorbrach. Zusehends schwoll er auf. Mehr als ein Dutzend Schneider hat er abgedankt, welche ihm alle die Kleider zu enge machten. Meister King hat sich bey ihm am längsten erhalten, und ich kann ihm bey seinem Handwerke das Zeugniß geben, daß er vor allen andern Schneidern den ansehnlichsten Magistratsbauch zuzuschneiden weis. Ein solcher prächtiger Bauch will gute und sichre Beine haben, das versteht sich von sich selbst, und wer es nicht glaubt, der darf nur unserm Herrn Something zusehen, wenn er durch die Gassen steigt. Es geschieht dieses alles mit der behutsamsten Langsamkeit, und das Pflaster scheint unter dieser verehrungswürdigen Last zu krechzen. Dieses ist unsers

Somet-

Somethings Abschilderung nach dem Leben, und wer dabey noch zweifelhaft bleibt, ob er ein Narr sey, dem will ich rathen, eine Gesellschaft zu suchen. Was er spricht, das spricht er nur zweydeutig mit halben Worten. Bey den Reden andrer hört er aufmerksam und argwöhnisch zu, ob nicht vielleicht etwas wider die Polizey und den Staat geredet werden möchte. Künftiges Jahr kömmt er an das Regiment, und alsdann will er allen Unordnungen abhelfen. Er kennt die Stärke und die Schwäche des Vaterlands. Von Privilegien, alten Gerechtigkeiten, von Exempeln, wie in gleichen Fällen gesprochen worden, weis er beynahe noch mehr zu erzählen, als unsre jungen Ritter, wenn sie zum erstenmale in dem Hause der Gemeinen gewesen, und Subsidien bewilligt haben. Wer ihm zu schmeicheln weis, den versichert er seines Schutzes, und seiner väterlichen Vorsorge, und wer sich vor seinem Bauche recht tief und kindlich bückt, den würdigt er, ihm die Hand zu drücken, welches aber mit eben der zuversichtlichen Miene geschieht, mit welcher die alten Könige die Kröpfe anrührten. Dieses wird genug seyn, zu zeigen, warum ich ordne, daß Herr Something in das Tollhaus soll, und, aus Liebe zum Vaterlande, will ich, daß es noch in diesem Jahre geschehe, ehe er zum Stadtregimente kömmt.

Anfänglich war ich Willens, Herrn Somethings Collegen, den guten alten Nowtell auch in mein

Tollhaus zu ſchaffen. Man hatte mich bereden wollen, er ſey an vielen Unordnungen und Ungerechtigkeiten Schuld, welche verſchiednen unſrer Bürger widerfahren waren. Aber mir kamen, aufrichtig zu geſtehen, alle dieſe Erzählungen gleich anfangs verdächtig vor, da ich den ehrlichen Nowtell genau kannte, und wohl wußte, daß er zu Schelmereyen zu dumm wäre. Nun bin ich hinter die rechte Wahrheit gekommen. Seine Frau iſt an allem Schuld. Dieſe iſt es, welche die Parteyen verdammt und loszählt, ihr Mann aber iſt weiter nichts, als ihr unwürdiger Schreiber. Dieſer einſehenden Frau haben wir die neue Rangordnung zu danken, nach welcher in Dublin die Weiber der Rathmänner über alle andern Frauensperſonen den Vortritt behaupten. Nur ſie iſt Urſache, daß der brave Kaufmann Car - - er in den ſchweren Proceß verwickelt wurde, welcher ihn um ſein ganzes Vermögen brachte, nicht etwan, weil ſeine Sache ungerecht war, ſondern weil ſeine Frau ſich an der Frau Nowtell gröblich verſündigt, und in der Kirche am Altare den Rang über ſie frevelhafter Weiſe genommen hatte. Ich habe gar niemals begreifen können, woher es gekommen, daß die geiſtlichen Aemter in unſrer Stadt ſeit einigen Jahren mit ſo elenden Leuten beſetzt worden. Aber nunmehr begreife ich es wohl, da ich weis, daß die Frau Nowtell der göttliche Beruf iſt, und dieſe Stellen beſetzt hat. Eine alte Frau, welche ihre vertraute Herzensfreundinn iſt, hat das

ius

ius praeſentandi; die **Frau Nowtell** docirt ſie; der Rath muß ſie beſolden, und die Bürger behalten weiter keine Freyheit übrig, als daß ſie in der Predigt gähnen, und ſchlafen dürfen. Dieſes iſt noch der Reſt ihrer natürlichen Freyheit, deſſen ſie ſich auch ſehr wohl zu bedienen wiſſen. Alles dieſes hat mich bewogen, meinen gefaßten Entſchluß zu ändern. Die **Frau Nowtell** ſoll die ihrem unſchuldigen Manne zugedachte Stelle im Tollhauſe bekommen; ihr Mann aber, der durch dieſen Verluſt ſeiner Frau außer Stand geſetzt wird, ein Rathsherr zu bleiben, wird wohl thun, wenn er ſein Amt von ſich ſelbſt niederlegt, ſich zur Ruhe begiebt, ſeine Küche und Wirthſchaft beſorgt, und bey müßigen Stunden ſeine Schränke bohnt.

Da ich weiter nachdenke, an wem ich unter den auf dem Stadthauſe in Pflichten ſtehenden Perſonen meine Werke der chriſtlichen Liebe ausüben könnte; ſo fallen mir unter den Sekretären, Schreibern, und Einnehmern eine ſo große Menge kleiner Narren mittlern Standes ein, daß ich nicht weis, bey wem ich anfangen ſoll. Meine zwölftauſend Pfund Sterlings reichen warlich nicht zu, ſie alle zu unterhalten. Die Commun ſollte ſich billig ihrer durch eine milde Stiftung annehmen. Wie freudig wollte ich ſterben, wenn ich die Hoffnung, daß dieſes geſchehen würde, mit ins Grab nehmen könnte! Kurz, ich empfehle dieſe Narren ihrem Vaterlande!

Mein Freund, Partridge, ſtarb mir zu früh; ich hätte ihn ſonſt in meinem Teſtamente gewiß nicht vergeſſen: Aber deſto treulicher will ich für ſeine werthen Angehörigen ſorgen. Er hat eine zahlreiche Familie hinterlaſſen. Lauter Partridgen, und politiſche Narren, wie ihr Herr Vater! Ich zweifle nicht, daß ich dieſen guten Leuten eine unvermuthete Freude durch dieſen meinen letzten Willen machen werde. So tief ihre Einſicht in die Zukunft iſt, und mit ſo vieler Gewißheit ſie alle Dinge zu beſtimmen wiſſen, die im Staate, und in den Familien geſchehen ſollen: So wenig werden ſie ſich träumen laſſen, daß ich itzt Anſtalt mache, ſie ins Tollhaus zu bringen. Sie ſollen alle hinein, ich gebe ihnen mein Wort. Wer durch hinlängliche Urkunden darthun kann, daß er in abſteigender Linie von dem weiſen Partridge herkömmt, der ſoll ohne Weitläuftigkeit aufgenommen werden; und, wenn er gar ein politiſcher Autor iſt, ſo ſoll er den Rang noch über meinen Küſter haben. Ich will dieſes ausdrücklich, und ordne mit gutem Vorbedachte, daß man keinen von dieſen Partridgen übergehe. Wer dieſen meinen letzten Willen freventlich übertritt, der ſoll, zur Strafe, ſchuldig ſeyn, ihre Schriften zu leſen, und ſich von ihnen die Nativität ſtellen zu laſſen.

N. S. Sollten die Narren aus dieſer Familie gar zu häufig anwachſen; So mag allenfalls ein andrer Narr wegbleiben, nur kein Lord und kein Philoſoph.

Herr

Herr Dewlapp Esq. hat einen so wunderbaren Charakter, daß ich lange Zeit nicht errathen konnen, was er eigentlich sey; endlich habe ich es herausgebracht, daß er ein Narr ist. In seiner Jugend war er der lüderlichste Junker in der ganzen Grafschaft. Dieses hinderte ihn, die geringste Kenntniß von der Religion oder von andern Wissenschaften zu erlangen. Itzt wird er in seinem drey und vierzigsten Jahre seyn, und er hat in seinem ganzen Leben noch nichts gelesen, als die geschriebnen Zeddel, welche ihm sein Koch alle Mittage bringt. Wer ihn vor der Mahlzeit spricht, so lange noch seine Natur sich selbst gelassen ist, der erstaunt über seine Dummheit, denn er ist nicht im Stande, drey vernünftige Worte ohne Anstoß zu reden. So bald ihm aber der Wein in den Kopf steigt, und dieses geschieht schon beym andern Gerichte: So sieht man den Herrn Dewlapp in seiner völligen Größe. Auf einmal wird er beredt; sein ganzer Körper denkt, und niemand hat es alsdann schlimmer, als sein Capellan. Dieser ist ihm lächerlich, weil er ein Geistlicher ist, denn ihm kömmt nichts abgeschmackter vor, als die Religion. Er läuft von Witze über, wenn er auf die göttlichen Wahrheiten zu reden kömmt, und bringt man ihn auf den Zustand der Seele nach diesem Leben, so weis er über diese Materie auf eine so feine Art zu spotten, wie ein Lohnkutscher. Herr Dewlapp weis gar nichts, und daher kömmt es auch, daß er nicht weis, was er aus der Selig-

keit machen soll, und weil er das nicht weis, so schließt er nach seiner natürlichsten Art zu denken, daß die Lehre von jenem Leben, mit unter die Mährchen von der weißen Frau, und dem Mönchen ohne Kopf gehören, mit welchen man zwar Kinder, aber keine Esquires zu fürchten macht. Nach dieser Beschreibung könnte man glauben, daß ich gar nicht Ursache hätte, ihn ins Tollhaus zu bringen, sondern ihn ganz sicher in seiner Freyheit dürfte herumgehen lassen, ohne zu befürchten, daß er den geringsten Schaden in der menschlichen Gesellschaft anrichten würde. Allein, er hat den Fehler, daß er reich ist, und diesen Fehler misbraucht eine Menge hungriger kleiner Geister, welche ihrem Verstande entsagen, um ihren Magen zu befriedigen. Sie besitzen etwas mehr Geschicklichkeit, als ihr Wirth, den sie dadurch sich verbindlich zu machen wissen. wenn sie seinen Gedanken eine Form geben, und sie drucken lassen, daß sie aussehen, wie ein Buch. Dieses ist der wahre Ursprung von allen denen Schriften, die seit dreyzehen Jahren wider die Religion herausgekommen sind. Man hat immer nicht gewußt, wie es doch zugehe, daß in allen diesen Schriften so wenig Zusammenhang, und Verstand sey; Aber nun wird man es wohl begreifen können, wenn man bedenkt, daß es des unwissenden und trunknen Ritters Dewlapps Tischreden sind, welche von seinen hungrigen Kostgängern zum Drucke befördert worden. Damit dieser Schwärmerey gesteuert werde, so verlange ich, daß Herr Dewlapp Esq.

unver-

unverzüglich ins Tollhaus komme. Da ihm hier der Wein fehlen wird: So hoffe ich, daß er die Religion unangetaſtet laſſen ſoll. Er wird bey einem mäßigen Unterhalte gar nichts denken, und in ſeiner natürlichen Dummheit bleiben. Dieſes iſt dünkt mich, für ihn, und für die Welt der kleinſte Verluſt. Das Parlament wird Sorge tragen, daß der dritte Theil ſeiner Einkünfte zur Beköſtigung der kleinen Freygeiſter angewendet werde. Dieſes wird ſie, wie ich hoffe, beruhigen, und ſie werden aufhören, wider die göttlichen Wahrheiten zu ſchreiben, da ſie nunmehr weiter nicht nöthig haben, ihr Brod damit zu verdienen.

James Diaper weis aus den göttlichen und bürgerlichen Geſetzen in beſter Form Rechtens zu behaupten, daß dem Manne und nicht der Frau die Herrſchaft gebühre. Er ſpottet alſo über diejenigen, welche ſich aus der Poſſeß werfen laſſen, und ihren Weibern folgen, wenn ihnen dieſe etwas rathen. Seine Frau iſt die vernünftigſte Frau von der Welt. Da ſie die unordentliche Lebensart ihres Mannes kennt: So ſucht ſie ihn mit den freundlichſten Zureden davon abzuziehen. Seine Verſchwendung ſetzt ſie in die Umſtände, daß ſie vielmals darben muß. Sie erträgt dieſen Mangel mit der größten Gelaſſenheit. Sie bittet ihn mit Thränen, ſeinen Aufwand zu mäßigen, und ſich ſeiner armen Kinder zu erbarmen. Sie hat ihn, mit Verſtoßung ihres Geſchmeides, zweymal aus dem

Schuldthurme gerettet. Sie fällt ihm wimmernd um den Hals, da er im Begriffe ſteht, ſich zum drittenmale ohne Rettung in denſelben zu bringen. Sollte Diaper zweifeln, daß ſeine Frau vernünftig ſey? Nein, daran zweifelt er nicht; aber es iſt ſeine Frau, und ſeiner Frau darf ein rechtſchaffner Mann nicht folgen; denn er verlöre ſonſt die Herrſchaft, die ihm nach göttlichen und weltlichen Rechten zukömmt. Er iſt dieſen Abend geſonnen, zu Hauſe zu bleiben; ſeine Frau ſchmeichelt ihm wegen dieſes vernünftigen Entſchluſſes. Gleich ändert er ſeinen Vorſatz; er geht aus, und zwar in die lüderlichſte Geſellſchaft, zu zeigen, daß nur er Herr im Hauſe ſey, und nicht ſeine Frau. Der Kopf thut ihm nach dem geſtrigen Rauſche weh; dieſen Abend will er nicht trinken. Er ſagt es, und giebt auf die Mienen ſeiner Frau Achtung. Dieſe Unglückſelige ſcheint ganz freudig darüber zu ſeyn. Kaum merkt er es, als er ſich ankleidet, und die ganze Nacht durch ſäuft. Er wird krank nach Hauſe gebracht. Das ſchadet nichts; er hat doch ſeine Herrſchaft behauptet. Iſt Diaper nicht ein Narr? Ich ſollte es wohl meynen. Er ſoll ins Tollhaus!

Der junge Thomas Swallow wird ſich wundern, wenn er erfahren wird, daß er in meinem Tollhauſe alt werden ſoll. Er iſt in der That nicht älter, als ſiebenzehen Jahr, aber bey ihm kann das Alter nicht entſchuldigen. Er verdient meine Vorſorge,

ſorge, und ich glaube, man kann nicht genug eilen, ihn dahin zu bringen. Sein Großvater war ein ziemlich elender Poet, aber doch noch erträglich, weil er nur wenig ſchrieb. Deſſen Sohn, der Vater meines jungen Züchtlings, war ſchon weit ſchlimmer. Er ſchrieb Gedichte über Gedichte, ſo ſchlecht, daß ſelbſt die Niederländer darüber ſpotteten, ja, was das erſchrecklichſte war, ſo ließ er ſeine Gedichte in einen Band zuſammendrucken. Der junge Swallow, ein würdiger Erbe ſeines Vaters, hat ſchon ein ziemliches Bändchen von ſeinen eignen Gedichten im Manuſcripte liegen, welches er zu ediren droht, ſo bald er mündig wird. Es iſt hohe Zeit, daß man ihm Einhalt thut. Machte ich nicht bald Anſtalt, ihn in Sicherheit zu bringen: So würde ich es bey unſern Kindern nicht verantworten können. Unſre Enkel würden noch am glücklichſten ſeyn; denn bis zu ihnen dürfte von ſeinen poetiſchen Werken wohl vermuthlich nichts kommen. Was für Unglück brächte ich nicht über das arme Land, wenn ich zuließe, daß durch unſern jungen Dichter ſein Geſchlecht fortgepflanzt würde! Es ſcheint, daß das Uebel in dieſer poetiſchen Familie mit jedem Grade ſteigt; und ſollte dieſer wieder einen Sohn zeugen: Was iſt gewiſſer zu befürchten, als daß man denſelben gar an Ketten ſchließen, und ihm die Hände auf dem Rücken zuſammen feſſeln müßte, damit er nicht ſchreiben könnte? Da der Großvater abgeſchmackt, der Sohn ein Narr war, und der Enkel ſeinen Vater ſchon itzt übertrifft:

Was

Was ſoll aus dem Uranka werden? Man ſperre ihn ein! Er hat es verdient, und verdient es ſchon dadurch, daß er die elenden Gedichte ſeines Vaters bewundert, und im Begriffe ſteht, ſie mit einer Vorrede zum zweytenmale auflegen zu laſſen. Er fängt ſchon an, ſeine eignen Gedichte andern vorzuleſen. Auf der Gaſſe ſo gar fällt er die Leute an, und lieſt ſie ihnen mit Gewalt vor. Er iſt misvergnügt, wenn man ſie nicht lobt, und unverſöhnlich, wenn man ſie tadelt. Ungeachtet ſeiner Jugend kann er doch ſchon ſchimpfen, wie ein Kunſtrichter von funfzig Jahren. Was ſoll endlich noch daraus werden? Ins Tollhaus mit ihm! Dieſes iſt mein letzter Wille.

Wenn ich unſern **Math. Pidgeon**, dieſen verſchwenderiſchen Jüngling, fragen wollte, was mit ſeinem alten geizigen Oheime, **Hugh-Pounces**, anzufangen wäre: So zweifle ich nicht, er würde mir mit der größten Ungeduld in die Rede fallen, und mich von ganzem Herzen verſichern, daß ſein Oheim ein Narr ſey, und in mein Tollhaus gehöre. Nun getraue ich mir zwar eben nicht, zu läugnen, daß **Pounces** ein Narr ſey, wenn ich ſehe, daß er alle erſinnliche Anſtalt macht, auf dem Geldkaſten Hungers zu ſterben, und ſein Vermögen dem jungen **Pidgeon** zu hinterlaſſen, welcher in einem Tage mehr verthun wird, als er in einem ganzen Jahre erkargen können. Aber doch kann ich mich nicht entſchlieſſen, ihn in mein Toll-

haus

haus zu nehmen. Ich werde billiger ſeyn, wenn ich dieſe Stelle unſerm leichtſinnigen Jünglinge einräume. Es iſt in der Philoſophie noch eine groſſe Streitfrage, welcher von beiden der gröſte Narr ſey? Derjenige, welcher bey ſeinem mistrauiſchen Alter, als ein reicher Geizhals, verhungert? Oder ein unbeſonnener Jüngling, welcher ein Vermögen, das er nicht erworben hat, muthwillig durchbringt, damit er im Alter aus Armuth Hungers ſterbe? Wenigſtens iſt jener dem gemeinen Weſen nicht ſo ſehr zur Laſt, da im Gegentheile die Obrigkeit ſich genöthigt ſieht, dieſen entweder, als einen Räuber, zu hängen, oder, als einen ehrlichen Bettler, im Hoſpitale zu ernähren. Ein Geizhals, welcher ſich von ſeinem Geldkaſten niemals zu weit entfernt, iſt gewiſſermaaſſen ſchon eingeſperrt. Warum ſoll ich ihn in meinem Tollhauſe verſchlieſſen? Ich will alſo, man bringe den jungen Math. Pidgeon dahin. Hier ſoll er bleiben, bis er dreyſig Jahr alt iſt. Müſſig darf er nicht gehen; denn eben dieſes iſt ſein Unglück. Er ſoll weder Mittags noch Abends etwas zu eſſen bekommen, wenn er nicht vorher mit ſeiner Hand ſo viel verdient hat, als ſein Eſſen koſtet. Auf ſolche Weiſe wird er erfahren, wie ſchwer es ſey, ſeinen Unterhalt zu verdienen. Man gebe ihm ſeines Oheims Interechnungen, dieſe ſoll er calculiren, damit er rechnen lerne. Ich hoffe, wenn man ihn ſo weit bringt, daß er arbeitet und rechnet, ſo wird man ihn im dreyſigſten Jahre ſeines Alters ohne

Beten-

Bedenken wieder frey laſſen, und ihm das Vermögen ſeines Oheims anvertrauen können. Ich meyne es recht gut mit ihm, und bin gewiß, das Vaterland wird es dereinſt erkennen, daß ich ihm einen guten Bürger gezogen habe.

Ueber wen das Unglück es verhangen hat, in der Nachbarſchaft der erbaulichen Sara Knidly zu wohnen; der wird ſich nicht wundern, wenn [illegible]e in meinem Codicille findet. Ihr Haus iſt [illegible]m verwünſchten Schloſſe, und ſie einem Poltergeiſte ähnlich, der alle Menſchen quält, die ihm nicht ausweichen können. Wer es vermeiden kann, der hütet ſich wohl, mit ihr unter einem Dache zu wohnen. Den ganzen Tag ſpukt ſie im Hauſe herum. Nirgends poltert ſie ärger, als in der Küche, und niemals iſt ihre Gegenwart gefährlicher, als wenn ſie herumgeht, und Pſalme brummt. Ihre unglückliche Magd hat es empfunden, und es iſt nicht lange, daß dieſelbe beynahe ihr rechtes Auge über dem ſechſten Pſalme verloren hätte, denn das andächtige Geſpenſt murmelte eben den Schluß deſſelben her, als die Magd aus Unvorſichtigkeit das Salzfaß verſchüttete, und um deswillen von den buſſfertigen Händen ihrer frommen Frau in voller Andacht etliche Ohrfeigen bekam. Die ganze Gaſſe, in der ſie wohnt, wird öde, und ich habe gefunden, daß ſeit ſechs Jahren, (denn ſo lange iſt Sara Knidly eine Wittwe) die Miethen um die Hälfte des Preiſes gefallen ſind. Wer es vermeiden

kann,

kann, unter ihrem Fenſter wegzugehen, der thut es gern, und nimmt lieber einen Umweg; denn, wen ſie mit ihren Augen erreicht, der iſt ohne Barmherzigkeit verdammt. Sie glaubt, und glaubt es ganz gewiß, daß der langmüthige Himmel, bloß aus Hochachtung für ſie und ihre andächtige Seele, das Viertheil der Stadt, in welchem ſie wohnhaft iſt, noch zur Zeit verſchont, und verhindert habe, daß die Erde ihren Rachen nicht aufgethan, die böſe hoffärtige Rotte zu verſchlingen. Unterdeſſen wünſcht ſie es doch vielmals, und zankt mit dem langmüthigen Himmel alle Morgen in ihren Gebeten, wenn ſie aufſteht, und ſieht, daß noch Leute um ſie herum wohnen, welchen es wohl geht, und daß er nicht zum wenigſten die Frauenzimmer ihrer Gaſſe in ihrer ſündlichen Eitelkeit, andern zum Schrecken, und ihr zum freudigen Troſte, diese Nacht über mit Schwefel und Pech vertilgt hat. Denn wir Mannsperſonen, wir haben noch in ihren erbarmenden Augen einigen Vorzug; und ich hoffe gewiß, wenn die erſchrecklichen Gerichte, mit denen ſie alle Stunden droht, hereinbrechen werden: So wird ſie ſich vom Himmel wenigſtens etliche ausbitten, die er ihr zum ſonderbaren Troſte erhalten ſoll. Ich erſuche das Parlement, ſich dieſer Heiligen mit aller möglichen Vorſicht zu bemächtigen, damit ſie nicht entwiſche, oder aus Andacht etlichen die Hälſe breche, welche ſich ihrer Perſon verſichern wollen. Sie ſoll in dem abgelegenſten Winkel des Tollhauſes eingeſperrt bleiben, damit ſie die andern Narren

nicht

nicht närrischer mache. Wäre einer von diesen Narren gar nicht zu bändigen: So soll er zur Strafe vier und zwanzig Stunden zu ihr in die Zelle gesperrt werden. Es ist eine grausame Strafe, ich gestehe es; aber sie soll auch nur in schweren Verbrechen statt haben. Man wird Achtung geben, daß ein solcher Verbrecher niemals mit ihr allein gelassen werde. Ein Zuchtmeister soll in der Thüre stehen bleiben. Denn ich weis, daß sie bey aller ihrer Andacht sehr viel irrdische Wünsche hat, und niemals leichter zu überwinden ist, als wenn sie über die Schwachheit der andern seufzt. Man bedenke nur, was für ein Unglück daraus entstehen könnte, wenn der Freygeist, Herr Dewlapp Esq. und die andächtige Sara Knidly zusammen gesperrt würden, und durch die Einsamkeit in Versuchung geriethen, ihr Geschlecht zu vermehren. Ersäufen müßte man die junge Brut! Den Augenblick müßte man sie ersäufen! Denn ich kann mir nicht vorstellen, daß etwas abscheulicher und gefährlicher wäre, als ein Kind, dessen Vater ein dummköpfiger Freygeist, und die Mutter eine verläumderische Betschwester ist. Man hüte sich also ja wohl, und verwahrloße das arme Land nicht mit einer so widernatürlichen Mißgeburt.

Ich weis nicht, woher der muthwillige Knabe, Jacob Hallen, von meinem Vorhaben, ein Tollhaus für lächerliche Narren zu stiften, etwas erfahren haben mag. Vor einiger Zeit, als ich eben im Begrif-

Begriffe war, diesen meinen letzten Willen zu entwerfen, trat er mit einer ungezognen Miene in mein Zimmer, und versicherte mich auf eine recht vertraute Art, daß er mir hierinnen sehr nützlich seyn könnte, wenn ich seinen Rath annehmen wollte. Vor seinen Augen, sagte er, könnten sich die Thorheiten der Menschen nicht verstecken. Er kenne sie alle, er verfolge sie aufs schärfste, und die Liebe zur Wahrheit sey bey ihm so stark, daß er sich selbst nicht schonen würde, wenn er etwas lächerliches oder thörichtes an sich wahrnehmen sollte. Zugleich übergab er mir eine Rolle, in welcher, wie er sagte, der Kern aller Narren in Dublin verzeichnet wäre, und bat mich, ich möchte bey meiner Stiftung diese Leute ja vor allen andern mir bestens empfohlen seyn lassen. Ich fand auf dieser Rolle zehen Personen, und erstaunte, als ich sahe, daß gleich die ersten fünfe davon Geistliche waren, deren Lehren so vernünftig sind, und deren Lebensart so erbaulich ist, daß sie wohl verdienten, selbst in den Augen der Narren und unsrer kleinen Religionsspötter ehrwürdig zu seyn. Ich bezeugte ihm meine Verwunderung, daß er diese Männer des Tollhauses würdig hielte; ich fragte ihn um die Ursache. Die Antwort aber, die ich erhielt, war ein lautes unverschämtes Lachen, und er hatte das Herz, mich zu fragen, ob ich nicht wüßte, daß die fünf Männer Geistliche wären, und daß die Geistlichen . . . Ich fiel ihm so gleich in die Rede, weil ich merkte, daß er sich anschickte, diesem verehrungswürdigen Stande alle

diejenigen Fehler zur Last zu legen, welche von einigen wenigen begangen, und an unzählig andern Personen weltlichen Standes nicht einmal wahrgenommen werden. Der sechste Narr war sein Stiefvater, ein vernünftiger und redlicher Mann, den er aber um deswillen für einen Narren hielt, weil er sich hätte entschliessen können, in seinem Alter die Thorheit zu begehen, und seine Mutter, eine mürrische geizige Frau, und abergläubische Betschwester zu heirathen, welche durch ihre verdrießlichen Lehren und altväterischen Klagen über den großmüthigen Aufwand der munitern und eheliebenden Jugend, wie er es nennte, schon längst verdient hätte, die siebente Stelle in dieser Narrenreihe einzunehmen. Da dieser rasende Jüngling seines Vaters und seiner Mutter nicht geschont hatte: So dürfen diese seiner Lehrer sich nicht wundern, wenn sie erfahren werden, daß er an ihre Versorgung auch gedacht, und sie unter seine Narrencandidaten gesetzt hatte. Er gab sie für unerträgliche Pedanten, lateinische Wurmkrämer, und ich weis nicht, für was mehr aus. So viel ich merken konnte, mochte es wohl eine ganz andre Ursache, und vielleicht diese seyn, daß sich diese redlichen Männer aus wahrer Liebe und mit etwas mehr Ernsthaftigkeit, als dieser Spötter vertragen konnte, hatten angelegen seyn lassen, ihn vernünftig zu machen. Ich schließe dieses unter andern daraus, daß er sich gegen mich beschwerte, einer von diesen Lehrern habe das Herz gehabt, ihm zu sagen, daß die Jugend die Bos-

hei

heit nicht entſchuldige, daß ein Jüngling, welcher frech genug ſey, ſeiner Lehrer zu ſpotten, in ſeinen ältern Jahren gemeiniglich das Unglück habe, als ein Rebell zu ſterben, und daß die Spötterey eines Jünglings nicht witzig ſeyn könne, ſo lange deſſen Herz boshaft ſey. Dieſer Vorwurf ſchmerzte ihn darum, weil er ihn nicht verdiente, denn nur ſeine redliche Freymüthigkeit, ſagte er, erweckte die Miz ſeiner Lehrer, und er tadelte nicht die Perſon ſeiner Lehrer, ſondern nur ihre Thorheiten wären ihm lächerlich, und er würde nicht aufhören, zu ſagen, daß ſie Narren wären, ſo lange es noch jemanden gäbe, der die Wahrheiten hören wollte. Man kann glauben, daß ich über die Verwegenheit dieſes jungen Menſchen ganz erſtaunt war, und weil er verſprach mir noch mit mehrern Narren zu dienen, wenn ich es verlangen ſollte, ſo hielt ich es für dienlich, ihn mit einer verſtellten Gelaſſenheit zu verſichern, daß ich mir ſeinen Eifer zu Nutze machen, und ſolche Veranſtaltungen treffen wollte, daß des Vaterlands Beſtes beobachtet werden, und er die billigſte Belohnung dafür erlangen ſollte. Ich habe ihm einen verſiegelten Brief gegeben, welchen er, nach meinem Tode, den Verſtehern des Teſtaments ſelbſt einhändigen ſoll. Ich erſuche alſo dieſe Herren, demjenigen aufs genauſte und ſonder Verzug nachzukommen, was ſie in dieſem verſiegelten Schreiben veranſtaltet finden werden.

Weil ich nicht weis, wie lang ich leben möchte, und ob es nicht gar geschehen könnte, daß ich einige von meinen Narren wohl noch überlebte: So will ich zu Vermeidung aller Schwierigkeiten hier einige Recruten zu meinem Tollhause vorschlagen. Ich habe weiter nichts nöthig, als nur ihre Namen zu nennen; man wird sie so gleich kennen, wenigstens werden sie leicht zu erfragen seyn. Hier sind sie: Johann Gale, Lady Flower, O-Säfety, Carl Bruckfest, Catharina Bucken, John Sun, Martin Fläce, Caspar Wickstaff, William Knall, und der Moralist Richard Kinsman.

Vor allen andern, die in mein Tollhaus gehören, sollen die Irrländer den Vorzug haben. Nach ihnen folgen unmittelbar die Britten. Für die Deutschen soll man einen besondern Flügel bauen, und die Sachsen sollen, als unsre alten Landsleute, zuerst untergebracht werden. Ich kenne deren eine ziemliche Anzahl, welche auf meine milde Stiftung einen billigen Anspruch machen können. Etliche davon habe ich in beyliegendem Promemoria aufgezeichnet. Das Parlament wird für diese guten Leute sorgen, doch unbeschadet den Narren unsers lieben Vaterlands.

Dieses ist mein letzter Wille, und das Parlament wird dahin sehen, daß derselbe aufs genauste erfüllt werde. Ich bin nicht im Stande, ihnen diese Mühe zu vergelten, ohne meinen Narren an ihrem

Gehal-

Gehalte Abbruch zu thun. Das einzige, was ich thun kann, iſt dieſes, daß ich, als ein Patriot, wünſche, daß niemals ein Narr auf ihren Wollſäcken ſitzen möge. Ein guter Wunſch, der vielleicht ſo gar unmöglich nicht iſt, als er wohl ſcheint! Dublin am 1/11 Brachmonath 1745.

(L. S)

D. Jonathan Swift,
meine Hand.

Hier haben Sie, Mylord, eine getreue Abſchrift von dem Swiftiſchen Codicille. Sie können ſich darauf verlaſſen; ich habe ſie ſelbſt gegen das Original gehalten. Sie können kaum glauben, mit wie viel Sorgfalt das Parlament bemüht war, ſich des letzten Seegens unſers Swifts theilhaftig zu machen, und dieſes Codicill in allen ſeinen Clauſeln und Punkten zur Erfüllung zu bringen. Das erſte, was man that, war dieſes, daß man ſich der angezeigten Narren zu bemächtigen ſuchte. Die Lords Lavat und Pallbrow ſtellten ſich abſcheulich ungeberdig, und der erſte würde ſich gar nicht gegeben haben, wenn man ihn nicht zu bereden geſucht hätte, daß in dieſes Tollhaus kein Narr käme, der nicht wenigſtens ſechzehen Ahnen hätte. Dieſes einzige beruhigte ihn gewiſſermaaßen, denn er hoffte auf ſolche Art eine zahlreiche und anſehnliche Geſellſchaft zu finden.

Der Biſchoff O-Carry wollte Feuer vom Himmel laſſen, weil das Parlament ſo ruchlos wäre, und einen Mann des Herrn antaſtete. Aber eben hieraus ſahe man, daß Swift recht gehabt hatte, und Ihro Hochwürden mit Leib und Seele ins Tollhaus gehörten. Der Küſter, Herr Nicolaus, machte nicht viel Umſtände, ſo bald er nur vernahm, daß er den Rang über den Biſchoff haben ſollte.

Herr Something, ſo ſehr er auch anfangs erſchrack, faßte ſich doch, da man ihm verſprach, daß er der Polizey im Hauſe vorſtehen, und mit der Frau Nowtell wechſelsweiſe das Regiment führen ſollte. Dieſe Frau ſpie Feuer, als man ſie abholen wollte. Zu ihrer Beruhigung iſt ihr verſprochen worden, daß ſie die Erlaubniß haben ſollte, nach Ableben des Küſters und Biſchoffs zween andre Candidaten zu vociren.

Des Dewlapp Eſq. konnte man ſich leicht bemächtigen, denn man gieng nach Tiſche zu ihm, da er beſoffen war, und ſchlief. Man will für gewiß ſagen, daß er ſeitdem beſtändig geſchlafen, wenigſtens thut er ſo träumend, wie ein Menſch, der im erſten Schlafe geſtört wird, und daran mag wohl ſeine gute natürliche Dummheit Schuld ſeyn. Seine Koſtgänger ſcheinen ſich zu beruhigen, da ſie hören, daß ſie von dem dritten Theile ſeines Vermögens unterhalten werden ſollen. Es iſt groſſe

Hoff-

Hoffnung da, daß ſie wieder klug werden dürften. Der eine hat ſich ſchon eine Bibel gekauft, worinnen er allemal nach Tiſche ein paar Blätter lieſt, und ſich wundert, wie er ſpricht, daß in dieſem Buche ſo viel vernünftige Sachen ſtehen, welches er vorher niemals geglaubt hätte.

James Diaper hat appellirt, und behält ſich vor, ſeine rechtliche Nothdurft weiter auszuführen. Inzwiſchen hat man ihn doch eingeſperrt; aber ſeine arme Frau iſt ganz troſtlos. Der junge Theim. Swallow ſaß eben an ſeinem Pulte, machte ein Sinngedichte unter ſein Conterfay, welches er vor den erſten Band ſeiner künftigen Werke ſetzen wollte. Man gab ihm Feder und Dinte mit in ſein Gefängniß, und dieſes ſchien, ihn ſehr kräftig zu tröſten. Math. Pidgeons ſchrie über ſeinen alten geizigen Oheim, dem er ſein Unglück zuſchrieb.

Er hat recht flehentlich gebeten, ihm alle Mahlzeiten wenigſtens nur eine Flaſche Pontack zu geben. Es iſt ihm aber abgeſchlagen worden, er müßte ſie denn mit ſeiner Handarbeit verdienen lernen.

Nichts war luſtiger, als die Gefangennehmung der frommen Sara Knidly. Die Wache traf ſie eben über ihrer Andacht an. So bald ſie hörte, was man wollte, ſchmiß ſie dem Notarius mit dem Gebetbuche ein Loch in den Kopf, und zerzauſte ihm die Perücke. Dem Stockmeiſter kratzte

ſie in Gottes Namen ein Auge aus, und einen Parlamentsſchreiber, welcher von ihr ein wenig zu weit, und in der Thüre ſtund, übergab ſie dem Teufel. Aber alles half nichts, ſie mußte fort, und was ihr ganz unbegreiflich vorkam, war dieſes, daß der Himmel nicht, ihr zu Ehren, mit Donner drein ſchlug. Jetzt ſitzt ſie, und betet, und ſingt, und hofft, durch ihre unermüdete Andacht es gewiß noch ſo weit zu bringen, daß den Herren des Parlaments die Zungen im Halſe verdorren ſollen; denn der Herr, ſpricht ſie, verläßt die Seinen nicht. Drey Tage hinter einander haben die Nachbarn ihrer Gaſſe Freudenfeuer angezündet, und es iſt ſo lebhaft darinnen, als ſonſt niemals. Der Preis der Miethen ſteigt; nur in ihrem Hauſe getraut ſich noch niemand zu wohnen.

So bald der muthige Knabe, Jacob Halley, Swifts Tod erfuhr, und hörte, daß man ſein Teſtament öffnete: So meldete er ſich, und übergab den verſiegelten Brief; in der gewiſſen Hoffnung, eine reiche Belohnung ſeines Witzes zu erlangen. Man öffnete ihn in ſeiner Gegenwart, und fand folgendes darinnen:

„Das Parlament wird von mir Endesunterzeichneten erſucht, ſich der Perſon des Jacob Halley, der ihnen dieſes Schreiben verſiegelt einhändigen wird, zu verſichern. Man wird aus meinem Codicille geſehen haben, wie groß die Bosheit dieſes Jünglings ſchon itzt iſt, und ich überlaſſe

„der

„der weisen Einsicht des Parlaments, zu urtheilen,
„wie schädlich derselbe künftig dem Vaterlande
„seyn könnte, wenn er fortfahren sollte, diejenigen
„für Narren zu halten, welche die Hochachtung des
„ganzen Landes verdienen. Es ist zu befürchten,
„daß er nimmermehr zu bessern seyn werde, da er sei-
„ne hämische Bosheit für Liebe zur Wahrheit, und
„seine schmähsüchtige Wut für satyrischen Witz
„hält. Seine Raserey, welche er bey seinen Aeltern
„und Vorgesetzten anfängt, wird bis an den Thron
„des Königs dringen, und eher nicht aufhören, bis
„sie das Heiligste der Religion befleckt hat. Er ist
„nicht würdig, in mein Tollhaus zu kommen. Ich
„ordne, daß man ihn in das allgemeine Zuchthaus zu
„denen Uebelthätern bringe, welche mit ihm die Geißel
„verdient haben. Ich bestimme hierzu zweyhundert
„Pfund, welche nach dem Tode dieses Unsinnigen
„dem Zuchthause heimfallen sollen. Ich verordne
„solches, kraft dieses, als meinen letzten Willen.

Jonathan Swift.

Man las ihm diesen Brief vor. Er erstaunte, als wenn er aus den Wolken fiele. Er wollte seine guten Absichten herausstreichen; aber man ließ ihn nicht weiter reden, sondern eilte mit ihm ins Zuchthaus. Itzt schimpft er Tag und Nacht, und das Parlament ist Willens, ihm einen Beißkorb machen zu lassen.

Beynahe hätte ich vergeſſen, zu ſagen, daß man bereits drey Abkömmlinge des Partridge ausfindig gemacht hat. Der eine iſt ein Barbier in der St. James Straße, bey welchen man einen Stammbaum des Prätendenten mit politiſchen Anmerkungen, und einer Schutzſchrift für den Ritter St. George gefunden hat. Dieſe Schrift mag ziemlich gefährlich ſeyn, aber ſie iſt ſo verwirrt abgefaßt, daß man ſie nicht verſtehen kann. Der zweyte iſt ein caßirter Fähndrich, welcher in der Schlacht bey Fontenoy für gut befunden hat, ſeine Perſon in Begleitung zweener holländiſcher Officiere gleich im Anfange des Treffens in Sicherheit zu bringen, und um deswillen vom Regiment gejagt worden iſt. Er hatte einen Plan von der Schlacht bey Dettingen bey ſich, worinnen er die Fehler gezeigt, die damals die alliirte Armee begangen, und dadurch verhindert haben ſollte, daß ſie nicht geradeswegs ſelbſt vor Verſailles rücken, und ſolches überrumpeln können. Der dritte iſt ein Schuſter, welcher eine Prophezeihung verkauft, daß im Jahr 1746. das päbſtliche Reich untergehen, Ludwig der funfzehente von Huſaren gefangen, der Schach Nadyr in Paris einfallen, und das Leder ſo theuer werden ſollte, als es ſeit der Königinn Eliſabeth Zeiten nicht geweſen.

Mit Aufſuchung der Narrenrecruten wird es ſchon etwas mehr Mühe und Vorſicht koſten. Man hält inzwiſchen dieſen Artikel des Codicills ſo geheim, als

als nur möglich ist, und man hat auf die Narren ein wachsames Auge, damit keiner entwische. Wo man wegen Aehnlichkeit der Namen zweifelhaft ist, da werden gewisse Aufseher gehalten, welche auf ihre Handlungen Acht haben müssen. Man kann noch bis diese Stunde nicht erfahren, wer der Johann Gale ist, und es steht ein Preis von zehen Pfund darauf, wer ihn entdeckt. Mit der Lady Flower hat es seine gute Richtigkeit. O-Säfety wird genau beobachtet. John Sun, der wider sein Vermuthen etwas vom Codicille erfahren, hat sich selbst angegeben, und bittet, ihn anzunehmen, damit er von seiner bösen und verschwenderischen Frau wegkomme. Man untersucht die Sache. Die Frau sieht noch ganz reinlich aus; sie hat ein paar große schwarze Augen, und die Meynungen der Richter sind schon getheilt. Dem Gerichtsschreiber hat bey dem letzten Verhöre ihr Busen gefallen; man glaubt, der Mann werde Unrecht behalten. Sie war sonst seine Köchinn, und er heirathete sie bloß wegen ihres guten ehrlichen Gemüths. Es giebt in Dublin zween Caspar Wickstaffs. Man ist lange zweifelhaft gewesen, welcher gemeynt sey. Der eine wohnt bey Williams Caffeehause, der andre auf der Fleet-Strasse. Man hat den ersten im Verdachte, weil er sich gewisse Gratulanten hält, die ihm viel gutes versagen, und alle Jahr ein paarmal wünschen müssen, daß der Himmel dieses theure Haupt noch lange Jahre hindurch bey hohem Wohlseyn erhalten wolle. Die übrigen Narren

sind

ſind von keiner Wichtigkeit, ausgenommen ein paar Autores.

Das Parlament hat zu Erbauung eines Tollhauſes einen ſchönen Platz ausgeleſen, welcher unweit des Hafens gelegen, und zeither der Tummelplatz unſrer jungen Herrchen und witzigen Stutzer geweſen iſt. Die Wahl iſt gut; denn auf ſolche Art bleibt dieſer Platz gewiſſermaaßen noch ferner, was er geweſen iſt. Für eine gewiſſe Art Reimer, die ſich unter einander geiſtvolle Poeten nennen, wird noch ein ſchmaler Gang am Hafen ledig und unbebaut gelaſſen. Er ſoll aber mit einer Planke verwahret werden, damit kein Unglück geſchehe. Ich ſollte nicht meynen, daß es nöthig ſey; denn, aus ihren Verſen zu urtheilen, ſcheint es eben nicht, daß ſie ſehr tiefſinnig ſeyn müſſen. Doch kann die Vorſicht nicht ſchaden.

Der Riß iſt ſchon zu dem Seitengebäude gemacht, welches für die Deutſchen beſtimmt iſt. Um ſich bey dieſem Volke ein größeres Vertrauen zu erwerben, hat man ihn von einem Franzoſen verfertigen laſſen, und die Aufführung des Baues ſoll auch an einen Franzoſen verdungen, kurz, alles franzöſiſch werden. Ich habe hier etliche Deutſche geſprochen, welche darüber ſehr vergnügt ſind. Die Vorſorge des Parlaments geht noch weiter. Es iſt ein Project gemacht worden, wodurch man im Stande zu ſeyn hofft, eine große Anzahl dieſes

Volks

Volks unterzubringen, und unterhalten zu können. Man hat bereits bey einigen deutschen Höfen unter der Hand auszuwirken gesucht, daß ein jeder ihrer Unterthanen, besonders derjenigen Gelehrten, welche das Ansehen haben wollen, weit klüger zu seyn, als ander, zehen und mehr Reichsthaler zu dieser Stiftung beytragen, und dagegen eine Quittung in Form eines Attestats bekommen soll, daß er ein großer, berühmter, vernünftiger, und gründlichgelehrter Mann sey, und seinen Verstand mit so und so viel Thalern gelöst habe. Die Namen dieser Subscribenten sollen gedruckt werden, und niemand soll alsdann, bey schwerer Strafe, befugt seyn, an ihrer Klugheit im geringsten zu zweifeln. Hierdurch hofft man erstaunende Summen aufzubringen. Das Parlament sieht es zwar zum voraus, daß die größten Narren am meisten dazu steuern werden, um recht klug zu scheinen. Aber es thut nichts. Es ist doch wenigstens dazu gut, daß sie auf solche Art ihre Collegen ernähren helfen.

Man giebt sich von Seiten Frankreichs viel Mühe, daß die dasigen Narren auch aufgenommen werden möchten, und der Herr von Hoey soll ein sehr nachdrückliches Empfehlungsschreiben herüber gesendet haben. Es ist ihm aber rund abgeschlagen worden. Und dieses mit Rechte. Denn unsre Nation ist durch gegenwärtigen Krieg ziemlichermaassen erschöpft, und daher nicht im Stande, eine

ſo ungeheure Menge franzöſiſcher Narren zu unterhalten.

Ich habe die Ehre zu ſeyn,
Mylord,
Dero
gehorſamſter Diener,
Richard D'Urſey. Esq.

Dublin
am $\frac{10}{21}$ März
1746.

N. S.

Sie werden entſchuldigen, Mylord, daß ich Ihnen das Promemoria nicht mit beygelegt habe, worinnen Swift diejenigen Deutſchen genennt, die er für würdig hält, in ſein Tollhaus zu kommen. Es iſt etwas weitläuftig, und das Packet möchte gar zu ſtark werden.

Nachricht

von einem

Schlüssel zu Swifts Codicille.

Nachricht

von einem

Schlüssel zu Swifts Codicille. *

Leipzig.

Bey Boetius Erben unterm Rathhause ist zu haben: **Schlüssel zu D. Jonathan Swifts Codicille**; in Octav 3½ Bogen. Wir haben in einer Monatsschrift vor einiger Zeit ein Schreiben eines **Richard d' Urfey** Esqv. an einen Mylord erhalten, worinnen von D. **Jonathan Swifts** letztem Willen wegen Erbauung eines Tollhauses für moralische Narren umständliche Nachricht gegeben, und zugleich Swifts Codicill eingerückt worden ist.

Der Verfasser des Schlüssels, welcher vermuthlich nicht eher ruhig schlafen können, bis er 3½ Bogen von sich gegeben, macht sich diese Mühe dadurch leicht, daß er uns einen Auszug vom Codicille liefert, welcher fast einen Bogen einnimmt. Er redet von der Satyre überhaupt, und insbesondere, und macht ein trocknes Gewäsche von dem, wozu man wirklich keinen Schlüssel braucht. Dieses bahnt ihm ganz natürlicher Weise einen nähern Weg zu

* Diese Nachricht ist in den öffentlichen Zeitungen im Jahre 1746. eingerückt gewesen.

zu seinem Vorhaben. Er erzählt, daß man zeither in verschiednen Gesellschaften zweifelhaft gewesen, ob dieses Codicill, und das ganze Schreiben des Esqv. eine Uebersetzung aus dem englischen, oder nicht vielmehr nur ein deutsches Original sey?

Hierzu braucht er zwey Blätter, ehe er die wichtige Entdeckung macht, es sey in der That nur ein deutsches Original.

Nunmehr hat er gewonnenes Spiel. Er folgert hieraus recht freudig, daß alle die Namen, welche im Codicille stehen, nur erdichtete Namen sind. Dieses hat ihn aufmerksam, und argwöhnisch gemacht. Er hat herumgesonnen, wer unter diesen erdichteten Namen versteckt seyn müsse? Und endlich hat er es glücklich errathen.

Ihm haben wir es nunmehr zu danken, daß wir wissen, was für deutsche Ehrenämter unter dem Namen der Lords verborgen liegen. Den Lord **Pallbrow** kennt er, und nennt uns so gar den Rittersitz, auf dem Ihro Excellenz wohnen. Den jungen Rathsherrn **Something**, hat er gleich vom weiten am dicken aufgeblähten Bauche erkannt. Er glaubt, er sey nach dem Leben getroffen, und er lasse mit ihm bey einem Schneider arbeiten. Der Bischoff **O-Carry** sey kein rechter Bischoff, aber sonst bekannt genug. Was uns am bedenklichsten geschienen hat, ist die Entdeckung von dem unsinnigen Dichter **Thomas Swallow.**

Swallow. Es ſteht im Codicille ausdrücklich, daß er noch nicht mündig ſey, und der Verfaſſer des Schlüſſels nennt ihn doch Ihro Magnificenz. Wie wenig räumt ſich das zuſammen? Mit einem Worte; er hat alles auspunktirt, ſo gar, wer Johann Gale iſt, den er für einen Thorſchreiber hält.

Wir laſſen alle dieſe Vermuthungen an ihren Ort geſtellt ſeyn, ſowohl als den Namen des Verfaſſers dieſes Swiftiſchen Codicills, welcher uns ſehr umſtändlich angezeigt, und ſo gar deſſen Amt, ſo er gegenwärtig bekleidet, gemeldet wird.

Wir nehmen uns die Freyheit, nur etwas zu erinnern.

Es iſt eine Beleidigung für einen vernünftigen Satyrenſchreiber, wenn man glaubt, daß die Namen, deren er ſich in ſeinen Charaktern bedient, nur auf gewiſſe einzelne Perſonen gehen müſſen. So enge Gränzen hat nur ein Pasqvill; eine Satyre iſt viel allgemeiner. Wenn ich den Herrn Something nenne, ſo meyne ich wohl zwanzig hochmüthige Narren auf einmal, und wir getrauen uns, zwiſchen Leipzig und Hamburg mehr, als ein Dutzend lächerliche Swallows, zu finden.

Noch eine gröſſere Beleidigung iſt dieſes, daß er den Namen des Verfaſſers vom Swiftiſchen Codicille nennt. Wir haben Urſachen, an der Richtigkeit dieſes Angebens ſehr zu zweifeln, und

wäre es auch richtig, ſo können wir es mit keinem gelindern Namen, als mit dem Namen einer Unhöflichkeit, belegen, daß er es wagt, einen Mann zu nennen, den vielleicht ſein Amt oder andre Urſachen bewegen, ſich noch zur Zeit verborgen zu halten.

Weil in dem Swiftiſchen Codicille, und beym Schluſſe des Briefs eines Promemoria gedacht wird, in welchem Swift diejenigen Deutſchen genannt, welche in ſeinem Tollhauſe aufgenommen werden ſollen: So hat der Verfaſſer des Schlüſſels ſolches auch zum Drucke befördert. Es iſt fünf Bogen ſtark, ſehr enge gedruckt, und beſteht aus lauter Namen; im übrigen iſt es auch bey Boetius Erben zu bekommen.

Nicolaus Stefgen in Augſpurg iſt itzt beſchäfftigt, die in dieſem Promemoria benannten Candidaten des Swiftiſchen Tollhauſes, wovon beynahe zwey Drittheile Gelehrte ſind, in Kupfer zu ſtechen, wobey er bittet, daß diejenigen, ſo ſich in Alongenperucken zu ſehen wünſchen, ſich binnen hier und Oſtern melden möchten.

Noch zur Zeit ſind wir nicht im Stande zu urtheilen, ob dieſes Promemoria authentiſch ſey? Ganz unwahrſcheinlich iſt es nicht, und wir finden eine ziemliche Menge Narren darunter, welche uns und der Welt dafür bekannt ſind. Es ſtehen aber auch viele darinnen, die wir zum erſtenmale kennen lernen, und der Verfaſſer des Schlüſſels hat ſich bey uns ſehr verdächtig gemacht.

Recht-

Rechtliches Informat

über die Frage:

Ob ein Poet, als Poet, zur Kopfſteuer zu ziehen ſey?

Bey der

Magiſterpromotion eines Freundes

im Jahr 1743. gefertigt.

Rechtliches Informat

über die Frage:

Ob ein Poet zur Kopfsteuer zu ziehen?

Meinen freundlichen Dienst zuvorn
Ehrsamer, und Namhafter,
Günstiger Herr und guter Freund.

Als derselbe mir eine umständliche Speciem facti, nebst copeylich angefügten Nachrichtungen, Diplomatibus, und andern dahin einschlagenden Urkunden sub ☉ ♂. =||–. et △ zugeschickt, und dabey seine billige Besorgniß geäußert:

Ob ein Poet gleich andern vernünftigen Creaturen mit Steuern beleget, zu deren Verrechtung im Weigerungsfalle durch nachgelassene Zwangsmittel, angehalten, und also nach der Verfassung hiesiger Lande, unter andern zum Kopfsteuern gezogen werden möge?

auch dießfalls meine Rechtsbelehrung darüber gebeten.

Demnach erachte ich nach fleißiger Verlesung und Erwägung in Rechten gegründet, und zu erkennen seyn.

Daß ein Poet qua talis keinesweges mit Steuern zu belegen, noch der zeitherigen Verfassung entge-

gen, zu Regiſter zu bringen, oder zu cataſtriren, am mindeſten aber mit Nachdrucke zu terminlicher Verrechtung der fälligen Kopfſteuer anzuhalten, oder ſonſt auf dergleichen Weiſe etwas zum Nachtheile der wohlhergebrachten Gerechtſamen zu verhängen ſey. Von Rechtswegen. Urkundlich mit meinem Inſiegel beſiegelt.

(L. S.)

Cajus Javolenus
J. V. D.

Rationes decidendi
in Sachen
Die Verſteuerung der Poeten, und, was dieſem allenthalben mehr anhängig, betreffend.

Ob es wohl das Anſehen gewinnen könnte, daß ein Poet keinesweges berechtiget ſey, ſich der allgemeinen Mitleidenheit zu entbrechen, da derſelbe mit den übrigen Bürgern gleiche Vorzüge zu genießen, ſich anmaßet, und ſeine angebliche Befugniſſe zu behaupten, bey keiner Gelegenheit entſtehet, einfolglich die Beſchwerungen von ſich auf andere zu wälzen, unbillig ſcheint;

omnes enim perſonae, quibus lucrum per hunc ordinem defertur, etiam gravamen, quod ab initio erat complexum, omni, modo ſentiant, ſive in dando

dando ſit conſtitutum, ſive in quibusdam faciundis, vel in modo, vel conditionis implendae gratia vel alia quacunque via excogitatum. Neque enim ferendus eſt is, qui lucrum quidem amplectitur, onus autem ei annexum contemnit.

l. vn. C. de Caducis tollendis §. pro ſecundo 4.

Dieſes auch, nach dem einhelligen Ausſpruche der alten und neuen Rechtsgelehrten, um ſo viel weniger bey den Poeten eine Ausnahme leidet, da widrigenfalls durch die eingeſtandene Befreyung dieſelben nur deſto mehr in ihrer mythologiſchen Einbildung verſtärkt, und mit der Obrigkeit eben ſo willkührlich, als ſie mit ihren Göttern thun, zu ſchalten, veranlaſſet werden möchten;

ideoque illis, qui ſidera vertice tangunt, frena non relaxanda videntur,

vid. Pacificus a Lapide, de nociſeris reipublicae animalibus c. 4. §. 8.

Godefr. ad h. l.

Bellonius, de laudibus Alexandri Sauly VIII. 3.

et aequum eſt, ut ille, qui immortalitatem anhelat, mortalitatis ſentiat incommoda,

Petr. ab Vbaldis, de illo quod iuſtum eſt circa inſomnia IX. 3,

Blaſius Michalorius de Utopia, per totum.

zu dem nicht unbillig zu befürchten ſteht, daß durch dergeſtaltige Freyheiten noch mehrere angelocket werden, und zum merklichen Nachtheile Handels und Wandels ſich beyfallen laſſen möchten, ihre beſchwerliche Berufsarbeit zu verlaſſen, und darge-

gen in der müßigen Gesellschaft der Musen, oder in dem Schooße einer metaphysikalischen Schöne auf Erscheinungen und Reime zu warten, um deswillen denn bey den Römern die weise Verordnung geschehen,

> quod tolerandi quidem sint Poëtae, neutiquam tamen gaudeant nec vllo priuilegio, nec munerum vacatione, nec ab angariis seu parangariis sint immunes.
>
> *Contius, in scholiis ad corpus iuris civilis,*
> *Charondas in πειθανων. seu verisimilum V. 3. §. 9.*
> *Kaevardus in protribunalibus l. 4.*

Hiernächst die Ausflucht, daß ein Poet gemeiniglich mehr Witz, als Geld, besitze, folglich, Abgaben zu entrichten, nicht im Stande sey, dadurch aus dem Wege geräumt werden könnte, daß dickerwähnte Poeten ordentlicher Weise die Gabe der Dreustigkeit besitzen, und dasjenige, was ihnen fehlet, und ein anderer in Prosa zu verlangen, nicht Herz genug haben würde, dennoch in Versen ganz artig, und deutlich zu fodern wissen,

> id autem apud se quis habere videtur, de quo habet actionem. Habetur enim, quod peti potest.
> *l. 143. ff de V. S.*

solchergestalt auch einiger Abfall ihrer Nahrung nicht zu befürchten ist, so lange ihnen, wie ohnehin billig, nachgelassen bleibt, sich an den Geburtstägen und Hochzeitfesten ihrer Mäcenaten, über deren hohes Wohlseyn gegen die Gebühr zu erfreuen,

genus

genus enim eſt donum Labeo a donando dictum, munus ſpecies: nam munus eſt donum cum cauſa, utpote natalitium, nuptalitium.

l. 194. ff. de V. S.

et quae ſunt reliqua Poetarum Βεαßειω.

Gloſſa ad hanc legem.

wie man denn die guten und austräglichen Umſtände der Poeten deutlich genug aus ihrer Verſchwendung abnehmen könne, da ſie nicht, wie andere Geſchöpfe, mit ordentlicher Nahrung und Bedürfniſſen zufrieden ſind, ſondern bis auf den Geringſten unter ihren Brüdern, Ambra und Zibeth eſſen, Nektar trinken, ihren Gebieterinnen, und wären es auch nur Kämmermädchen, korallene Lippen, Zähne von Elfenbein, purpurne Wangen, Haare mit Perlen und Diamanten durchflochten, und tauſenderley Pracht zu verſchaffen wiſſen; überhaupt aber jedermann ohne Ausnahme, ſo Werbung und Handthierung in ſächſiſchen Landen treibt, und ſich darinnen enthält, ſein Handelsgeld, Zins, und alles ſein werbend Gut und Vermögen verſteuern ſoll.

C. A: P. I. p. 39. P. II. p. 1373. 1377. ſeqq.

und alſo unter dieſe allgemeine Verfaſſung die poetiſche Nahrung und Gewerbe nicht unbillig gezogen werden dürfte;

Sintemalen aber und nachdem die höchſte Billigkeit erfodert, daß man zwiſchen ſterblichen Bürgern, und unſterblichen Dichtern, einen großen Unterſchied mache, und die, welche in gerader Linie vom Jupiter abſtammen, mit einigerley Abgaben nicht beſchwere,

viel-

vielmehr den prosaischen Layen eignen und gebühren will, daß sie die Priester des Apollo in Steuern und Gaben übertragen, und diejenigen in dieser vergänglichen Zeitlichkeit frey halten, welche die Schlüssel zur Ewigkeit in ihren Händen tragen, und bey denen es lediglich steht, ob uns die Nachwelt loben oder tadeln solle; anbey die eingestreute Besorgniß wegen der ungezäumten Einbildung der Poeten so unnöthig, als unzulänglich, und bloß ein gravamen de futuro ist;

in dubio enim quilibet praesumendus est bonus.
Govеanus, in variis lectionibus.

eben so wenig auch zu befürchten steht, daß durch Nachlassung dergestaltiger Freyheiten und Privilegien andere zum Nachtheile des gemeinen Wesens angelocket werden möchten, sich um den Lorbeer, und den Namen eines Poeten zu bemühen, da es bey gegenwärtigen betrübten Zeiten fast das Ansehen gewinnt, daß man aus Eigensinn von einem Dichter noch etwas mehr, als Reime und Sylben, fodern, und ihm so gar ansinnen will, vernünftig zu denken, welches doch nicht jedermanns Werk ist; am allerwenigsten aber die angezogenen römischen Gebräuche hierinnen etwas beweisen mögen, da auf eben solche Art behauptet werden könnte, daß der so unentbehrliche methodus mathematica dem gemeinen Wesen nachtheilig sey;

Ars mathematica damnabilis et interdicta omnino.
l. 2. C. de maleficis, mathematicis et caeteris similibus.
Godofr. et omnes Comment. ad hunc titulum.

anbey

anbey die gerühmte Möglichkeit eines reichen Poeten gemeiniglich nur unter die theoretiſchen Wahrheiten gerechnet wird, welche woh! ſchwerlich praktiſch werden dürfte, ſo lange ihre Mäcenaten dasjenige bleiben, was ſie gröſtentheils ſind;

> et ea, quae raro accidunt, non temere in agendis negotiis computantur. *l. 64. ff. de R. J.*

die Verſchwendung hingegen, welche man quäſtionirten Poeten zur Laſt legen will, vielmehr zu Behauptung ihrer Steuerfreyheit gereichen muß, da, ohne einen ſo koſtbaren Aufwand, die wenigſten vermögend ſeyn würden, denjenigen vorzüglichen Charakter zu behaupten, welcher ihnen allein anſtändig iſt, und da es in der That einerley wäre, ob man einem gemeinen Manne Feuer und Waſſer, oder einem Poeten Nektar und Ambra, unterſagen wollte; überhaupt aber ein Poet, ſtatt der angeſonnenen Beſchwerung, vielmehr eine Steuerbegnadigung, gleich andern preßhaften Perſonen zu verdienen ſcheint, indem er bloß aus Liebe zu den ſchönen Wiſſenſchaften, und aus Begierde, der Nachwelt zu gefallen, ſich öfters in ſo verwirrte Umſtände ſetzt, daß er ſeiner ſelbſt nicht mächtig iſt, daß er Sterne beſchwört, Todte bannt, ganze Flüſſe mit ſeinen Thränen aufſchwellt, Felſen betäubt, und den einſamen Wäldern die Grauſamkeit einer Doris klaget, eben ſo, wie jener tapfere Ritter von der traurigen Geſtalt, welcher ſich in dem ſchwarzen Gebürge die empfindlichſte Buße auflegte, um die Härtigkeit einer unempfindlichen Prinzeßin von Toboſo

zu

zu erweichen; endlich aber und zuletzt, die Immunität der Poeten um deſto billiger zu behaupten ſeyn will, ie weniger man Exempel beybringen wird, daß ſolche jemals zur Verſteuerung gezogen worden, und ie geneigter die Rechte ſind, uns bey der vorigen Freyheit zu erhalten;

> *Arrianus* ait, multum intereſſe, quaeras, utrum aliquis obligetur, an aliquis liberetur? Vbi de obligando quaeritur, propenſiores eſſe debere nos, ſi habeamus occaſionem, ad negandum. Ubi de liberando, ex diuerſo, ut facilior ſis ad liberationem. *l. 47. ff. de O. et A.*

Als iſt, wie im Reſponſo enthalten, von mir billig erkannt.

Menſ. Febr.
1743.

Zwey Thlr. 18. Gr. — A.

Der Glückwunſch folget künftig bey Ablöſung dieſes Informats.

Stange.

Ende des zweyten Theils.

Ver-

Verzeichniß der Schriften, so in diesem Theile enthalten sind.

I.

Beweis, daß die Reime in der deutschen Dichtkunst unentbehrlich sind; a.d.3.S.

II.

Ein Traum von den Beschäfftigungen der abgeschiednen Seelen; a.d.11.S.

III.

Woldemars von Tzschaschlau Abhandlung von Buchdruckerstöcken; a.d.75.S.

IV.

Hinkmars von Repkow Noten ohne Text; a.d.109.S.

V.

Versuch eines deutschen Wörterbuchs; a.d.171.S.

VI. Bey-

VI.

Beytrag zum deutschen Wörterbuche; a. d. 207. S.

VII.

Geheime Nachricht von D. Jonathan Swifts letztem Willen; a. d. 233. S.

VIII.

Nachricht von einem Schlüssel zu Swifts Codicille; a. d. 273. S.

IX.

Rechtliches Informat über die Frage: Ob ein Poet, als Poet, zur Kopfsteuer zu ziehen sey? a. d. 279. S.

Sammlung satyriſcher Schriften.

Dritter Theil.

Mit allergnädigſten Privilegien.

Leipzig,
Im Verlage Johann Gottfried Dycks.
1752.

Germanische Nationalbibliothek Institut Buchwissenschaft Leipzig

UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK
LEIPZIG

Lit. germ 51316
1. D. 30. 12. 52
[Ersatzex.]

STADT LEIPZIG BÜCHEREI

Vorbericht.

Es iſt noch gar nicht lange, daß man über den Mangel deutſcher Briefe klagte, und vielleicht mit gutem Grunde. Man beſchwerte ſich, daß dieſe Gegend des deutſchen Witzes noch am wenigſten angebaut, oder doch nur hin und wieder von Pedanten, lateiniſchen und deutſchen Pedanten, Pedanten vom Hofe und von der Stadt, bewohnt ſey.

Seit einigen Jahren haben wir nicht mehr Urſache, über dieſen Mangel uns zu beſchweren. Wir ſind mit Brie-

fen und Briefstellern in ziemlicher Menge versorgt. Bald werden wir wünschen, daß unsre Landsleute sich mit einer andern Art von Witze beschäfftigen möchten.

Es ist vielen unter unsern Deutschen sehr gewöhnlich, daß ihr Witz langsam und spat erwacht; erwacht er aber auch einmal, so sind sie bis zum Ekel witzig. Der Beyfall, den einige anakreontische Oden verdienten, machte das halbe Land anakreontisch. Man sang von Wein und Liebe, man tändelte mit Wein und Liebe, und die Leser gähnten bey Wein und Liebe. Ein Heldengedichte, dessen Vorzüge vielleicht erst in hundert Jahren den verdienten Beyfall allgemein haben werden, macht zwey Drittheile des Volks episch. Aus allen Winkeln, wo ein Autor schwitzt, kriechen epische Hochzeitwünsche, epische Todenflüche, epische

Wiegen-

Wiegenlieder hervor, und der kleinste Geist flattert, so weit er kann, in die Höhe, um über den geschwärzten Wolken rauschend hoch daher zu donnern. Mit den Briefen gehet es uns eben so, und wir sind in Gefahr, bey dieser Art des Witzes noch mehr auszustehn, ie gewisser ein jeder glaubt, daß es sehr leicht sey, Briefe zu schreiben, und ie leichter es ist, aus allem, was man geschrieben hat, einen Brief zu machen.

Mit Erlaubniß dieser meiner Herren Collegen, will ich hier die Kunst ihres Handwerks ein wenig verrathen. Sie haben gelesen, daß man einen Brief so schreiben soll, wie man rede; aber weiter haben sie nicht gelesen, sonst würden sie gefunden haben, daß man vorher im Stande seyn müsse, vernünftig zu reden und zu denken, wenn man es wagen wolle, vernünftige Briefe zu

ſchreiben. Viele von ihnen reden und denken pöbelmäßig, und wie ſie reden und denken, ſo ſchreiben ſie auch ihre Briefe; ſie ſchreiben ſehr viele Briefe, weil ihnen der Mangel des Verſtandes den Vortheil verſchafft, daß ſie mit groſſer Geſchwindigkeit wenig denken, und viel plaudern. So muß man es machen, wenn man, nach ihrer Art, ſcherzhafte, freundſchaftliche, oder vertraute Briefe der Welt mittheilen will. Der ſteife und ſtrotzende Witz, den uns die Ausländer ſo oft vorwerfen, äuſſert ſich beſonders bey denen, welche fühlen, daß ſie gelehrt und beleſen ſind, auf eine andre Art. Sie machen ſehr tiefſinnige Abhandlungen von uralten Wahrheiten, jagen ſolche durch alle Fächer der Dialektik und Schulberedtſamkeit durch, machen dieſes gothiſche Gewebe mit Sentenzen der Alten erbaulich, und mit

ſchönen Sinnbildern anmuthig, und wenn ſie endlich unter Mühe und Angſt ſechs Bogen zuſammen gepredigt haben: ſo ſetzen ſie darüber:

Hochedelgebohrner Herr,
Hochzuehrender Herr, und
vornehmer Gönner!

den Augenblick wird dieſes gelehrte Werk ein Brief!

Das iſt das groſſe Geheimniß, und der wahre Kunſtgriff, deſſen ſich ein arbeitſamer Deutſcher bedienen kann, wenn er ein gelehrter Briefſteller von vier Quartbänden werden will. Durch dieſes vortreffliche Mittel getraue ich mir aus allen Folianten meines Vaterlandes Briefe zu machen. Sollte dieſes nicht ein Weg ſeyn, der aſiatiſchen Baniſe, welche bey Kennern und andern ihren vorigen Werth verlohren hat, zu ihrem alten Anſehn wieder zu

verhelfen, wenn man nach dem itzigen herrschenden Geschmacke einen Brief daraus machte? Wie das angehn könne? Sehr leicht. Wir wollen es versuchen:

Gnädiges Fräulein,

Blitz, Donner und Hagel, als die rächenden Werkzeuge des erzürnten Himmels, zerschmettern die Pracht der mit Gold bedeckten Thürme,

und wie es etwan weiter lautet. Dieses: Gnädiges Fräulein wiederholt man auf allen Seiten ein paar mal, so ist es ein Brief, oder der Leser, der es läugnen will, muß gar keinen Geschmack, und gar keine gesunden Begriffe von einem Briefe haben. Das will ich doch nicht wünschen, daß sich iemand diesen kritischen Fluch muthwillig auf den Hals laden möchte, welcher bey andern Gelegenheiten schon vielen so schrecklich gewesen ist!

Da

Da ich der schreibenden Welt diese beyden Handgriffe bekannt gemacht habe: so scheint es fast überflüßig zu seyn, weitere Anleitung zu Briefen zu geben. Nun weiß man, wie man artig, vertraut und geschwind, man weiß auch, wie man gelehrt schreiben solle.

In diese Classen werden sich, glaube ich, die meisten Briefe einschränken lassen. Allenfalls nehme ich diejenigen aus, welche man Amts- und Berufsbriefe nennen könnte, und welchen der Kanzleystyl eigen ist. Die Gewohnheit rechtfertigt diese Schreibart, und macht sie unentbehrlich. Wer diesen Kanzleystyl zur Unzeit unterläßt, ist eben so wohl ein lächerlicher Pedante, als derjenige, der ihn zur Unzeit braucht.

Von dem äusserlichen Baue und Wohlstande eines Briefs werde ich nicht viel sagen. Man kann ihn bey einem

Schreibemeiſter, oder bey einem Copiſten lernen. Einen Brief zu beſchneiden, einen Brief zu brechen, einen Brief zu überſchreiben, ſind Sachen, die in ihrer Art wichtig genug, aber auch leicht zu lernen ſind.

Nur von der Titulatur muß ich noch etwas gedenken. Es iſt uns Deutſchen nicht zuzumuthen, daß wir unſer gezwungnes und buntes Wortgepränge auf einmal verlaſſen ſollen, mit dem wir die Eingänge unſrer Briefe prächtig machen. Am wenigſten wollte ich, daß die witzigen Köpfe die erſten wären, dieſe Gewohnheit lächerlich, und das Mein Herr, oder Madame allgemein zu machen. Ihnen wird man es gewiß als eine ungeſittete Vertraulichkeit, oder eine Verabſäumung des Wohlſtandes auslegen. Diejenigen, welche durch die Gewohnheit ein Recht haben,

haben, weitläuftige und prächtige Titel zu fodern, haben auch allein das Recht, sich davon los zu sagen. Es wäre zu wünschen, daß sie es nach und nach thäten, und dadurch unsre deutsche Ehrenbezeugungen biegsamer und natürlicher machten. So lange sie sich dieses Rechts nicht selbst begeben; so lange gehören dergleichen verzerrte Titulaturen unter die nothwendigen Unbequemlichkeiten des Ceremoniels. In erdichteten Briefen, und bey unsern Freunden können wir das vertraute Mein Herr ohne Gefahr brauchen, und wir thun wohl, wenn wir es in dergleichen Fällen allgemein machen.

Ich wollte wünschen, daß sich jemand die Mühe gäbe, eine chronologische Geschichte der Complimente und Titulaturen zu schreiben. Ich habe angemerkt, daß das Lächerliche der Titulaturen

turen in eben dem Grade gestiegen, in welchem der gute Gehalt der Münzen gefallen ist. Als wir noch nach zinnischem Fuße ausmünzten, da war ein Edler ein wichtiger, und verehrungswürdiger Mann. Nach und nach stieg man auf Wohledler, auf Hochwohledler, auf Hochedel. Itzt hat noch nicht einmal Hochedelgebohrner den innerlichen Werth, den sonst Edler hatte, und der Himmel weiß, ob wir nicht in funfzig Jahren so hoch hinauf getrieben werden, daß wir denjenigen, den wir vor hundert Jahren Edler hießen, alsdann in Gott Vater und Herrn nennen müssen.

Da ich so viel nachtheiliges von den Briefen, von ihren Verfassern, und von andern dabey vorfallenden äusserlichen Umständen sage: so werden meine Leser vermuthen, daß ich mich dieses Augenblicks bediene, desto vortheilhaf-

ter

ter von mir und meinen Briefen zu sprechen, um auch für mich das angemaßte Recht der Autorn zu behaupten, die gemeiniglich nicht eher zu ihrem Lobe schreiten, als wenn sie zehn andre Schriftsteller der Welt verdächtig gemacht haben. Ich werde es nicht thun. Ich will mich und meine Sammlung dem Urtheile der Leser überlassen, ohne zu flehen, und ohne zu trotzen. Man kann leicht glauben, daß ich als Autor zu viel Empfindung habe, bey diesem Urtheile gleichgültig zu bleiben. Der Beyfall der Kenner macht mich stolz; der Beyfall derer, die nicht Kenner sind, macht mir ein Vergnügen. Ich wünsche mir von keinem von beiden getadelt zu werden, es sey mit Grunde, oder ohne Grund. Ich bin noch kein so abgehärteter Autor, daß ich bey dem Tadel meines Lesers, wer der auch sey, gelassen seyn könnte.

Die

Die Einrichtung meiner satyrischen Briefe ist ungefähr diese. Ich habe gewisse Anmerkungen von dem Lächerlichen, oder Lasterhaften der Menschen gemacht. Diese Anmerkungen habe ich durch Briefe erläutert. Um meinen Lesern durch die Abwechslung die Sache angenehm zu machen, habe ich hin und wieder diesen Briefen die Gestalt einer zusammenhangenden Geschichte gegeben. Da sie alle nur erdichtet sind, so habe ich besonders in Ansehung der Titulaturen nicht nöthig gehabt, sorgsam zu seyn. Es ist meine Absicht nicht gewesen, meinen Lesern durch diese Sammlung Formulare in die Hände zu geben, die sie bey andern Gelegenheiten brauchen könnten. Ich wollte es wohl wünschen, daß man in der Welt schriebe, wie man dächte; auf diesen Fall würde meine Sammlung ungemein praktisch seyn,

und ich würde vor andern Briefſtellern unendliche Vorzüge erlangen. Weil man aber in der Welt gemeiniglich anders ſchreibt, als man denkt: ſo will ich zufrieden ſeyn, wenn man durch meine Bemühung, und durch mein gegebnes Beyſpiel nur ſo viel lernt, wie man einen Brief verſtehen ſoll, in welchem der Verfaſſer anders gedacht hat, als er ſchreibt.

Das nachſtehende Verzeichniß der in dieſer Sammlung befindlichen Briefe wird die ganze Einrichtung des Werks, und meine Abſichten näher entdecken.

Von der Behutſamkeit, die ich gebraucht habe, auch in dieſem Theile meiner Schriften weder den Wohlſtand zu verletzen, noch iemanden perſönlich zu beleidigen, will ich weiter nichts ſagen. Die gerechteſte Sache wird verdächtig, wenn man ſie zu oft, und zu mühſam

ent-

entſchuldigt. Zugleich würde ich meine Leſer beleidigen, wenn ich an ihrer Billigkeit und Einſicht bey aller Gelegenheit zweifeln wollte. Das einzige, was ich hierbey thun kann, iſt dieſes, daß ich denen, welche mich und meine Schriften noch nicht kennen, das Glaubensbekenntniß meiner Satyre empfehle, welches ich in der Vorrede zum erſten Theile meiner Schriften abgelegt habe (*).

Leipziger Oſtermarkt
1752.

Gottlieb Wilhelm Rabener.

(*) Siehe Sammlung ſatyriſcher Schriften, Erſten Theil, und deſſen Vorbericht auf der ſieben und zwanzigſten Seite bis zum Ende des Vorberichts.

Verzeichniß

der in nachſtehender Sammlung befindlichen Briefe und Abhandlungen.

Schreiben, eines von Adel an einen Profeſſor, in welchem einen guten Hofmeiſter zu wählen gebeten, und geſagt wird, was man von ihm für Fähigkeiten verlange S. 10

Antwort des Profeſſors, nebſt zwo Taxen von einem geſchickten und elf ungeſchickten Hofmeiſtern 13

Empfehlungsſchreiben an ein Kammermädchen, wegen der erledigten Hofmeiſterſtelle 25

Antwort im Kammermädchenſtyle 26

Ein kleiner Roman zwiſchen einer jungen Prieſterwittwe, und einem Herrn Candidaten. Beſteht aus folgenden Briefen:

Schreiben der Prieſterwittwe an den Candida-

didaten, worinnen ihm ein Wink von dem göttlichen Berufe gegeben wird 28

Einladungsschreiben des Kirchenpatrons an den Candidaten 30

Antwort des Candidaten an den Kirchenpatron 31

Dergleichen an die Priesterwittwe. 32

Schreiben der Priesterwittwe an den Kirchenpatron 33

Dessen lehrreiche Antwort an die Wittwe 34

Ein Oberster empfiehlt seinen Feldprediger zu einem Dorfpfarr 38

Bittschreiben des Feldpredigers an den Obersten wegen dieser Sache 40

Ein abgesetzter Schulmeister bittet um einen Schuldienst, und liefert drey Proben von seiner Stärke in Gevatter und Hochzeitbriefen 42

Chria Aphthoniana, worinnen um eine Rektoratstelle in einem kleinen Städtchen gebeten wird 52

Eine praktische Abhandlung von der Kunst zu bestechen, imgleichen sich bestechen zu lassen. Besteht aus folgenden Briefen:

Schreiben, wie ein ungewissenhafter Vormund den Richter nicht bestechen soll 62

Der-

Dergleichen, wie ein Rittergutsbesitzer dem Commissar nicht bestechen soll 64

Dergleichen, wie ein Kaufmann seinen Richter nicht bestechen soll 65

Eine ungeschickte Art, wie ein Bauer seine gnädige Frau Amtmannin zu bestechen sucht 66

Schreiben, wie ein ungewissenhafter Vormund es machen soll, wenn er den Richter bestechen will 71

Dergleichen für einen Rittergutsbesitzer an den Commissar 74

Anweisung, wie man einen Richter beym Spiele bestechen kann 77

Formular, eines leeren Briefs allen streitenden Partheyen zur Warnung geschrieben. 80

Eines ungerechten Richters unpartheyische Antwort darauf 81

Ein Handgriff, wie man einen Richter, den man besticht, die saure Mühe ersparen kann, roth zu werden 83

Des Richters Antwort auf den stummen Brief 84

Gebessertes Formular, wie ein Kaufmann seinen Richter bestechen soll. 87

Anleitung, einen Richter mit Holze zu beſtechen 89

Ingleichen mit alten Münzen und Gemmis 90

Recept, wie eine ſchöne Frau den Richter gewinnen ſoll 96

Des Richters vielbedeutende Antwort darauf 98

Ein Brief, wie man einen Commiſſar mit der Furcht vor ſeinen Obern beſticht 100

Dergleichen mit der Furcht vor ſeinem eignen böſen Gewiſſen 101

Dergleichen mit der Furcht vor Wechſelſchulden 102

Eine arme gedruckte Wittwe bittet um Gerechtigkeit bey ihrem Richter 106

Des Richters Antwort 108

Vier Formulare von der mittelbaren Beſtechung durch die Weiber der Richter, nach ihren verſchiednen herrſchenden Leidenſchaften 111

Schreiben an einen Amtmann, der viel von der Küche, und nichts von der Amtsſtube verſteht 118

Dergleichen an ſeine juriſtiſche Tochter, ſo das Directorium Actorum führt 119

Von der Kunſt ſich beſtechen zu laſſen, ingleichen

chen von einer ganz neuentdeckten computatione graduum 122

Bittschreiben eines jungen Menschen, der zur Zierde des Vaterlandes Rathsherr werden will. 135

Empfehlungsschreiben eines Mannes, der aus Bequemlichkeit Rathsherr werden will 140

Schreiben des bequemen Candidaten 142

Nota. Beide sind aus dem Alciphron getreulich übersetzt.

Charakter eines juristischen Polyphems 145

Vier Briefe, denen zum Besten geschrieben, die Gerichtsbestallungen suchen 157

Ein Brief von der Gefahr, die man läuft, wenn man einen jungen und noch ungeübten Mann zum Richter oder Commissar bekömmt 170

Zwey Formulare für diejenigen, welche in vornehmen Häusern Sekretarien werden wollen, um die Hofluft zu gewohnen 174

Roman einer alten Spröden. Darinnen sind folgende Briefe enthalten:

Schreiben der alten Spröden an den Verfasser der satyrischen Briefe 181

Der Hofrath R * * wirbt um die Spröde 183

Verzeichniß.

Abschlägige Antwort der Spröden an den Hofrath R ... 186

Ein mediciniſcher Doctor wirbt um die Spröde 189

Zärtliches Schreiben des Herrn Lieutenants an die Spröde 192

Abschlägige Antwort der Spröden an den Doctor 193

Ein Profeſſor wirbt um die Spröde 199

Abschlägige Antwort der Spröden an den Profeſſor 202

Herzbrechendes Schreiben der Spröden an ihren Lieutenant 204

Des Lieutenants ſchreckliche Antwort darauf 207

Ein Advocat wirbt um die Spröde 212

Abschlägige Antwort der Spröden darauf 214

Ein Würzkrämer wirbt um die Spröde 216

Abschlägige Antwort der Spröden darauf 218

Die alte Spröde wirbt um ihres Vaters Schreiber 221

Abschlägige Antwort des Schreibers darauf 225

Die alte Spröde wirbt um den Hofrath 230

Abschlägige Antwort des Hofraths darauf 232

Die alte Spröde wirbt um den medicinischen Doctor 235
Abschlägige Antwort des medicinischen Doctors darauf 237
Die alte Spröde wirbt um den Professor 241
Des Professors Frau antwortet der alten Spröden, daß ihr Mann schon eine Frau habe 245
Die alte Spröde wirbt um den Advocaten 248
Abschlägige Antwort des Advocaten in höchster Eil 251
Befehdungsbrief der alten Spröden an den Würzkrämer 252
Dessen Antwort an die alte Spröde mit Protest 257
Antwort des Verfassers der satyrischen Schriften an die alte Spröde 264
Extrafavorable Auswürflung der alten Spröden 276
Ein Roman von einer Fräulein, die der Großvater, und der Enkel zugleich liebt. Besteht aus folgenden Briefen:
Anwerbungsbrief, und vier Postscripte eines alten Cavaliers an ein junges Fräulein 278

Verzeichniß.

Schreiben des Enkels an ſeine Tante 281

Troſtſchreiben der Tante an den eyferſüchtigen Enkel 282

Der Enkel ſeufzt 284

Liebeserklärung des Enkels an das junge Fräulein 285

Die Tante ſagt, daß der Enkel thöricht ſey 286

Freundſchaftliches Schreiben der jungen Fräulein an die Tante 288

Der Tante Antwort darauf 291

Schreiben der Fräulein an ihren Onkel 293

Antwort des Onkels an das Fräulein 295

Der Enkel verzweifelt vor Liebe, und klagt es ſeiner Tante 296

" " " und klagt es ſeiner Fräulein 298

" " " und klagt es ihrem Onkel 299

Der eyferſüchtige Enkel bittet ſeinen Großpapa um Erlaubniß, die Fräulein heirathen zu dürfen 301

Antwort der Tante an den Vetter 304

Dem Vetter wird angſt, und er antwortet der Tante 309

Antwort der Tante 309

Antwort des Vetters an die Tante 310

Ant-

Antwort der Tante 311
Umſtändlicher Statuscauſá des Großvaters an ſeine Tochter, daß der Enkel über und über ein Narr ſey 312
Schreiben der Fräulein an die Tante 315
Schreiben des Onkels der Fräulein, an den Großvater 316
Schreiben des Großvaters an die Tochter, worinnen er geſteht, daß der Enkel ein ſo gar großer Narr doch nicht ſey, als er geglaubt hätte 319
Schreiben des Großvaters an den Onkel der Fräulein, welches den Roman auflöſt 320
Liebestractaten eines rechtſchaffnen, aber eigenſinnigen Freyers mit einem Frauenzimmer 326
Das Frauenzimmer fragt ihre Tante um Rath 331
* * * ingleichen ihren Onkel 332
Antwort der Tante 333
Antwort des Frauenzimmers an die Tante 335
Antwort des Onkels an das Frauenzimmer 336
Gutachten einer Freundinn des Frauenzimmers 338

Dergleichen 340
Dergleichen 344
Noch dergleichen von einer andern Art 346
Excitatorium des zärtlichen, und eigensinnigen Liebhabers an das Frauenzimmer 347
Entschluß und Erklärung des Frauenzimmers an den Liebhaber 348
Eigennützige Liebeserklärung eines jungen Menschen an eine alte Frau 350
Zärtlicher Liebesbrief einer alten Frau an einen jungen Menschen 353
Liebeserklärung eines Menschen, der zärtlich liebt, aber nicht vernünftig 357
Antwort und freundschaftlicher Korb 358
Liebesflammen eines Pedanten 362
Ehrendienstwillige Antwort darauf 364
Hanns liebt Grethen 365
Grethe Hannsen 366
Ein Bürger, der reich und vernünftig ist, wirbt um ein Fräulein 368
Ein Fräulein, das arm und vernünftig ist, schlägt es ihm ab 371
Ein strotzender Landjunker will seine Liebe an ein reiches Bürgermädchen verkaufen 377

Ein

Verzeichniß.

Ein einfältiges Bürgermädchen nimmt den Vorschlag mit demüthigem Danke an 381

Ein hochmüthiges Bürgermädchen nimmt den Vorschlag mit Verachtung an 384

Ein vernünftiges Bürgermädchen versichert den gnädigen Junker, daß er ein Narr sey 390

Leben und Thaten eines ehrlichen Bankrutirers, worinnen folgende Briefe sind:

Der ehrliche Bankrutirer will so gnädig seyn, und tausend Thaler borgen 392

Wird unterthänig abgeschlagen 393

Consilium medicum 394

Recept 394

Schreiben des Bankrutirers an den Advocaten 396

Antwort des Advocaten sehr praktisch eingerichtet 397

Antwort des ehrlichen Bankrutirers an den boshaften Advocaten 400

Schreiben des verjagten Bankrutirers an seinen Sekretair 405

Ein Mahnbrief auf 2000 Thlr. 406

Freundliche Antwort darauf 406

Mahnbrief auf 600 Thlr. für Waaren 407

Troſt-

Trostschreiben darauf 408
Mahnbrief wegen eines Wechselbriefs von 2500 Thlr. 408
Für 2500 Thlr. Complimente 409
Wehmüthiges Bittschreiben einer verarmten Wittwe, wegen schuldiger 550 Thlr. 410
Eine ehrliche Antwort im Ernste 411
Brüderliche Drohungen eines Junkers an den ehrlichen Bankrutirer 412
Antwort darauf ziemlich kurz, aber doch deutlich 413
Trotziger Mahnbrief von Hanns Puff und Compagnie 414
Freundschaftliche Antwort darauf 415
Schreiben des Sekretairs an seinen Principal, den ehrlichen Bankrutirer, worinnen die ganze Verwirrung aufgelöst wird 416

Fehler,

so in diesem dritten Bande zu ändern sind.

S. 10. Z. 18. von für vom. S. 18. Z. 8. 258. für 257. S. 20. Z. 11. 2100. für 2000. S. 59. Z. 5. Formalien für Formulare. S. 81. Z. 2. verlangen für erlangen. S. 122. Z. 19. Hodegetæ, für Hodogetæ. S. 139. Z. 9. Pagoden für Bagoden. und Z. 23. ζυδον für ξύδον. S. 191. Z. 25. ihm für ihn. S. 184. Z. 11. Ihre für Ihrer. S. 281. Z. 3. d'aylhoudischen für alliotischen. S. 280. Z. 4. 1740. für 1750.

Saty-

Satyriſche Briefe.

Die Klagen wegen der Kinderzucht sind „so alt, und so allgemein, daß ich nicht „Willens bin, mich gar zu lange da„bey aufzuhalten. Diejenigen, welche „Kinder haben, beschweren sich mit der gröſsten „Bitterkeit, daß es so viele Mühe koste, Jeman„den zu finden, der den Willen und das Geschicke „habe, die Kinder redlich zu unterweisen, und ver„nünftig anzuführen. Eben so unzufrieden und „misvergnügt sind auf der andern Seite diejeni„gen, welche sich, unter dem Titel der Hofmeister „und Informatoren, der Unterweisung der Kinder „in Familien unterziehen. Denn von dieser Art „der Kinderzucht rede ich itzt; die Fehler der „öffentlichen Schulen verdienen eine besondere Be„trachtung. Ich glaube, man hat auf beiden „Seiten Ursache sich zu beschweren, und gemeinig„lich sind beide Schuld daran.

„Aeltern, welche die Pflichten der Aeltern „nicht verstehen, und wie viele verstehen sie nicht? „Aeltern, welche in ihrer Jugend selbst keine Er-

„ziehung gehabt, und nicht verlangen, daß ihre „Kinder vernünftiger werden, als sie sind, die viel„mehr nur darauf sehen, daß sie mit einer sorgfäl„tigen Ersparung alles Aufwands dieselben heran „ziehen mögen; solche Aeltern verdienen das Glück „kaum, einen geschickten Mann in ihr Haus zu „bekommen, welcher es getreuer und redlicher mit „ihren Kindern meynt, als sie es selbst mit ihnen „meynen.

„Kinder, und besonders Kinder, vornehmer „Aeltern zu ziehen, ist die wichtigste, aber auch die „schwerste Arbeit, die man sich vorstellen kann. „Wird sich wohl ein Mann, der Gelehrsamkeit, „Geschmack, und gute Sitten besitzet, so leicht „entschließen können, ein Amt über sich zu nehmen, „bey dem so wenig Vortheil, und oft noch weniger „Ehre, allemal aber viel Verdruß und Ar[illegible] ist?

„Ein Vater, welcher niemals gewohnt ist, „vernünftig zu denken, ist auch nicht im Stande, „sich vernünftige Vorstellungen von der Verbind„lichkeit zu machen, die er einem Manne schuldig „ist, der das schwere Amt der Erziehung mit ihm „theilt. Er sieht diesen Mann als einen seiner „Bedienten, und wenn er recht artig denkt, als „den Vornehmsten seiner Bedienten an. Er wird „ihm nicht mehr Achtung erweisen, als er einem „seiner Bedienten erweist; und kann er alsdann „wohl verlangen, daß seine Kinder diesen ihren

„Hof-

„Hofmeister mehr ehren sollen? Wie viel unglück-
„liche Folgen fließen aus dieser einzigen Quelle,
„wenn die Kinder sich durch das Beyspiel der Al-
„tern berechtiget halten, denjenigen zu verachten,
„der ihr Führer und Lehrer seyn soll!

„Die Besoldung, oder wie es in vielen vor-
„nehmen Häusern genannt wird, der Lohn, den
„man dem Hofmeister giebt, ist so kümmerlich und
„geringe, daß ein rechtschaffner Mann unmöglich
„Muth genug behalten kann, sein sklavisches Amt
„mit dem Eifer und der Munterkeit zu verwalten,
„die bey dieser Verrichtung so nöthig sind.

„Und, damit der Hofmeister sein Geld ja nicht
„mit Müßiggehen verdiene, so sind viele so sinn-
„reich, daß sie von ihm alle Wissenschaften, und
„über die Wissenschaften alle mögliche Handdienste
„fordern, und es gern sähen, wenn er Hofmeister,
„und Perükenmacher, und Hausvoigt, und Korn-
„schreiber zugleich wäre.

„Können dergleichen unbillige Aeltern sich es
„wohl befremden lassen, wenn ihre Kinder schlecht,
„und niederträchtig erzogen werden, da sie mit
„demjenigen, der sie erziehen soll, so niederträchtig,
„und eigennützig verfahren?

„Da ich dieses sage, so weis ich, daß ich alle
„diejenigen auf meiner Seite habe, denen in adli-

„chen Häuſern und andern Familien die Erziehung „und Unterweiſung der Jugend anvertraut iſt. „Sie werden ſo billig ſeyn und mir in demjenigen „auch Beyfall geben, was ich itzt anführen will.

„Sie geben den Aeltern eben ſo oft, und noch „öfter, Gelegenheit, unzufrieden mit ihnen zu ſeyn.

„Viele ſind verwegen genug, dieſes Amt auf „ſich zu nehmen, und die anvertraute Jugend in „Wiſſenſchaften, und guten Sitten zu unterweiſen, „welche bey ihrer tiefen Unwiſſenheit, eine ſo ſchlech„te Aufführung haben, daß ſie ſelbſt noch verdien„ten, unter der Hand eines Zuchtmeiſters zu ſtehen. „Die Sorgfalt, welche man wegen des äußerlichen „Wohlſtandes auch in den kleinſten Umſtänden „beobachten muß, iſt ihnen auf niedern und hohen „Schulen ſo gleichgültig, und wohl oft ſo lächer„lich geweſen, daß ſie es für brav gehalten haben, „ungezogen zu ſeyn. Nun kommen ſie in ein Haus, „wo rechtſchaffne Aeltern eben ſo ſorgfältig verlan„gen, daß ihre Kinder wohlgeſittet erzogen, als „daß ſie in Wiſſenſchaften unterrichtet werden mö„gen. Wie empfindlich muß es ihnen ſeyn, wenn „ſie dieſem ſich ſelbſt gelaſſenen Hofmeiſter ihre „Kinder zur Aufſicht anvertrauen ſollen, welche „gar leicht, ihrer Jugend ungeachtet, das Unan„ſtändige an ihrem Lehrer wahrnehmen müſſen, da „ſie dergleichen weder bey ihren Aeltern, noch bey „ihren Bedienten, zu ſehen gewohnt ſind. Die

„Be-

„Bedienten selbst finden ihn lächerlich, und er wird „es endlich dem ganzen Hause, da er sich so wenig „Mühe giebt, seine Fehler zu verbergen, oder zu „ändern. Und dennoch wird eben dieser ungesittete „Mensch die bittersten Klagen führen, daß man „ihm in diesem Hause nicht mit der Achtung und „Ehrerbietung begegne, die er im Namen seines „Amtes fordert.

„Es ist ein Unglück, daß gemeiniglich nur die„jenigen sich dieser Lebensart widmen, welchen die „Armuth ihrer Aeltern, und ihre niedrige Geburt „die Hoffnung benimmt, ihre Absichten auf etwas „höheres als auf die Erlangung einer Dorfpfarre „zu richten. Es geschieht alsdann gar zu leicht, „daß ihre Aufführung entweder zu schüchtern und „kleinmüthig ist, weil sie gewohnt sind, einsam und „im Dunkeln zu leben; oder sie ist zu trotzig und „zu stolz, weil sie zu wenig Gelegenheit gehabt ha„ben, sich und die Welt kennen zu lernen. Beydes sind Folgen, welche ihnen bey der Unterweisung der Jugend nachtheilig sind. Kömmt end„lich dieses noch dazu, daß ihre Absichten allzuei„gennützig sind, daß sie die Beförderung in ein Amt, „ie eher ie lieber zu erlangen wünschen, es geschehe „auch wie es wolle: so wird ihnen die übernommene „Arbeit desto verdrüßlicher, und die geringste Ver„zögerung ihrer Hoffnung unerträglich fallen.

„Aber darum getraue ich mir noch nicht, zu „behaupten, daß ein Menſch deswegen, weil er nicht „von armen Aeltern, und nicht von niedriger Ge„burt herſtammt, weil er vielleicht höhere Abſichten „ſeines künftigen Glücks hat, als eine mittelmäßige „Beförderung, weil er nicht einſam und im Dunkeln, „ſondern vor den Augen der Welt erzogen worden, „daß, ſage ich, ein ſolcher Menſch ſtets geſchickt „ſey, die Jugend zu unterrichten, und vernünftig „zu erziehen. Nein, dieſes getraue ich mir nicht „zu behaupten; die Erfahrung würde mir wider„ſprechen. Man bemerket es nur gar zu oft, daß „diejenigen am meiſten ungeſittet ſind, welche die „beſte Gelegenheit gehabt haben, wohl erzogen „zu werden.

„Ich kann mir kein lebhafter Vergnügen vor„ſtellen, als wenn vernünftige Aeltern, die keine „Mühe und Koſten ſparen, ihren Kindern eine „anſtändige Erziehung zu verſchaffen, einen Mann „finden, der bey einer geſitteten Aufführung ein „redliches Herz und die Geſchicklichkeit beſitzt, ſeinem „Amte vollkommen vorzuſtehen; wenn ſie die Früchte „ſeiner redlichen Bemühungen von Zeit zu Zeit „wahrnehmen; und wenn ſie alsdenn eine Gele„genheit erlangen, das Glück dieſes rechtſchaffenen „Mannes auf eine vortheilhafte Art zu befeſtigen.

„Ich will hier mit einer Anmerkung ſchließen, „die ich aus einem lateiniſchen Buche entlehne, und

zwar

„zwar aus einem Buche, das viele von denen Her-
„ren nicht geleſen haben, welche doch glauben,
„daß ſie gelehrt, geſchickt, und beredt genug ſind,
„die Jugend, und künftig eine ganze Gemeine zu
„unterweiſen. Es faſſet dieſe Stelle ein unver-
„gleichliches Recept in ſich, wie man bey der Wah
„eines Informators, und Hofmeiſters verfahren
„ſoll. Wer Kinder hat, und dieſe Stelle, darum
„weil ſie lateiniſch iſt, nicht verſteht, der laſſe
„ſich ſolche von ſeinem Informator verdeutſchen,
„und gebe ihm dabey genau auf die Augen acht,
„ob er ſich im Geſichte verwandele. Iſt er gelehrt,
„und geſchickt, und wohlgeſittet: ſo wird er dieſe
„Stelle ſehr billig finden. Iſt er alles dieſes
„nicht, ſo wird er es ſehr übel nehmen, daß man
„ihm die Erklärung einer ſo pedantiſchen Aufgabe,
„die ſich auf unſere Zeiten gar nicht mehr ſchickt,
„zumuthen können. Aber vielleicht verſteht er zu
„ſeiner innerlichen Beruhigung ſo viel Latein nicht,
„als nöthig iſt, ſie deutſch zu erklären. Hier iſt die
„ganze Stelle:

„De pædagogis hoc amplius, ut aut ſint
„eruditi plane, quam primam eſſe curam ve-
„lim: aut, ſe non eſſe eruditos, ſciant. Nihil
„enim pejus eſt iis, qui paulum aliquid ultra
„primas literas progreſſi, falſam ſibi ſcientiæ
„perſuaſionem induerunt. Nam et cedere præ-
„cipiendi peritis indignantur et, velut jure quo-
„dam poteſtatis, quo fere hoc hominum ge-

„nus intumeſcit, imperioſe atque interim fæ-
„vientes, ſtultitiam ſuam perdocent. Nec
„minus error eorum nocet moribus. QVIN-
„TILIANVS.

„Damit ich nicht das geringſte verabſäume,
„meinen Satz deutlich und begreiflich zu machen,
„ſo will ich ein paar Briefe einrücken, welche das-
„jenige näher beweiſen werden, was ich hier, viel-
„leicht ein wenig zu ernſthaft, voraus erinnert
„habe. „

Hochzuehrender Herr Profeſſor,

Meine Jungen wachſen heran, und es iſt nun Zeit, daß ich ihnen einen geſcheiden Hofmeiſter halte. Bisher habe ich den Schulmeiſter laſſen zu ihnen gehen; aber er kann ſie nicht mehr bändigen. Ich weiß, in welchem Anſehen Sie in Leipzig ſtehn, und daß Ihr Vorzimmer beſtändig vom ſolchen krummgebückten Creaturen voll iſt, welche Hofmeiſterſtellen, oder Informationes ſuchen. Leſen Sie mir einen hübſchen geſunden Kerl aus. Sie wiſſen es ſelbſt, daß bey mir weder Menſchen noch Vieh Noth leiden. Fritze, der älteſte, iſt ein durchtriebner Schelm. Er hat einen offenen Kopf, und iſt auf die Mägde, wie ein kleiner Teufel; ich darf es den Buben nicht merken laſ-

ſen,

ſen, daß ich ihn lieb habe; der leichtfertge Schelm! Er iſt noch nicht vierzehn Jahr alt, und hat in humanioris gar feine principio. Ferdinand, iſt meiner Frau ihr Junge. Er iſt immer kränklich, und das geringſte Aergerniß kann ihm ſchaden. Das gute Kind will mit lauter Liebe gezogen ſeyn, und meine Frau hat ſchon zween Bediente weggejagt, die ihm unfreundlich begegnet haben. Das älteſte Mädchen iſt zwölf Jahre. Sie ſoll noch ein bißchen Catechiſſen lernen, und hernach will ich dem kleinen Nickel einen Mann geben, der mag ſehn wie er mit ihr zu Rechte kömmt. Mit dem kleinen Mädchen hat der Hofmeiſter gar nichts zu thun, die behält die Mamſell bey ſich. Sehn Sie nun, Herr Profeſſor, das iſt die Arbeit alle. Ich werde Ihnen ſehr verbunden ſeyn, wenn Sie mir einen hübſchen Menſchen vorſchlagen. Ich verlange weiter nichts von ihm, als daß er gut Latein verſteht, ſich in Wäſche und Kleidung reinlich und ſauber hält, Franzöſiſch und Italiäniſch ſprechen kann, eine ſchöne Hand ſchreibt, die Mathimatik verſteht, Verſe macht, ſo viel man fürs Haus braucht, tanzen, fechten und reuten kann, und wo möglich, ein wenig zeichnet. In der Hiſtorie muß er auch gut beſchlagen ſeyn, vor allen Dingen aber in der Wappenkunſt. Iſt er ſchon auf Reiſen geweſen; deſto beſſer. Aber er muß ſich gefallen laſſen, bey mir auf meinem Gute zu bleiben, und ſich wenigſtens auf ſechs Jahre bey mir zu vermiethen. Dafür ſoll er bey meinen Kindern auf der Stube freye

Wohnung

Wohnung haben, mit dem Cammerdiener eſſen, und jährlich 50 Gulden bekommen. Zum heiligen Chriſte und zur Meſſe gebe ich nichts; dergleichen Betteleyen kann ich nicht leiden. Sind die ſechs Jahre um, ſo kann er in Gottes Namen hingehen, wohin er will. Ich will ihn ſodann an ſeinem Glücke nicht hindern. Mich dünkt, die Vorſchläge ſind ganz billig. Hat der Menſch Luſt zur Wirthſchaft, ſo kann er meinem Verwalter mit an die Hand gehen. Es wird ſein Schade nicht ſeyn, denn er weiß doch nicht, wozu ers einmal brauchen kann. Ich werde für Ihre Bemühung erkenntlich ſeyn, und bin

Hochzuehrender Herr Profeſſor

Ihr

dienſtbereitwilligſter

Hochwohlgebohrner Herr,

Gnädiger Herr,

Ew. Excellenz gnädigſt mir ertheiltem Befehle unterthänigſt nachzuleben, habe ich mir Mühe gegeben, alle diejenigen ſubjecta quovis modo zu ſondiren, von denen ich geglaubt, daß ſie der hohen Gnade nicht ganz unwürdig wären, welche Ew. Hochwohlgebohrne Excellenz, als ein wahrer Mäcenat, und Beſchützer der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, ſo großmüthig zu offeriren geruht haben. Es fehlt nicht an Leuten, welche conditiones ſuchen, aber es iſt zu beklagen, daß heut zu Tage junge Leute zu zeitig vornehm ſeyn, und ſich nicht gefallen laſſen wollen, durch einen kleinen Anfang den gewiſſen Grund zu ihrem größern Glücke zu legen. Die wenigen Wiſſenſchaften ſo ſie etwan beſitzen, machen ſie ſo ſtolz, daß ſie unverſchämt genug ſind, für ihre kleinen Bemühungen, die doch in weiter nichts beſtehen, als Kinder zu informiren, ſo viel zu fordern, daß man dafür gar reichlich drey Bediente in Livrey halten könnte. Ich habe einen jungen Menſch bey mir gehabt, welcher in der That alle diejenigen Fähigkei-

higkeiten beſitzt, ſo Ew. Excellenz bey einem Hofmei ſter für Dero gnädige junge Herrſchaft verlangen Ueberdieſes iſt er von einem geſetzten Weſen, tu gendhaft, und ſo gar, welches Ew. Excellenz nich ungnädig vermerken werden, fromm und chriſtlich Es wird keiner, ſo wie dieſer, vermögend ſeyn Dero junge Herren zu wackern Männern füre Vaterland, und zur Ehre Dero hohen Hauſes zu erziehn. Aber was hilft das? Seine Forderun- gen ſind ungeheuer, und Ew. Excellenz ſind viel zu einſehend, als daß Sie wider die Gewohnheit Dero hoher Ahnherren ſo vieles Geld wegwerfen, und dennoch nichts weiter dadurch erlangen ſollten, als rechtſchaffene Kinder. Wollen Sich Dieſelben eine Luſt machen, ſo geruhen Sie gnädig, deſſen eigenhändigen Aufſatz ſeiner lächerlichen Prætenſion in der copeylichen Anfuge ſub A. zu leſen. Mit einem Worte, ein ſo theurer Hofmeiſter iſt für Ew. Excellenz keine Sache. Es ſind noch einige andre bey mir geweſen, welche ſichs für eine große Gnade halten, als Hofmeiſter in Ew. Excel- lenz Dienſte zu treten. Sie verſtehn freylich das wenigſte von dem, was Dieſelben verlangen; und ich kann nicht läugnen, daß bey den meiſten die Aufführung nicht die beſte iſt. Inzwiſchen kann ich ihnen doch nachrühmen, daß ſie Leute ſind, welche mit ſich handeln laſſen, und die Ew. Excellenz ge- wiß nicht übertheuern werden. Mehrere Nach- richt davon, werden Sie in der Beylage ſub B. von ihnen finden. Ew. Excellenz gnädigſten Diſpoſition die-

dieſerhalb bin in Unterthänigkeit ich erwartend. Mein Rath hierbey wäre, ſonder alles unziemende Maaßgeben, ich ließe dieſe Candidaten alle auf einmal zu mir kommen und ſie auf die Hofmeiſterſtelle licitiren. Demjenigen, welcher am wenigſten für ſeine Bemühung haben wollte, könnte ich ſodann gedachte Hofmeiſterſtelle zuſchlagen. Doch überlaſſe alles zu Dero erleuchtem Ermeſſen ich lediglich, und verharre mit der tiefſten Devotion

Hochwohlgebohrner Herr,

Gnädiger Herr,

Ew. Excellenz,

unterthänig gehorſamſter Diener

* * * *

N. S. Wollten Ew. Excellenz die hohe Gnade haben, und das Stipendium, ſo Dieſelben zu disponiren haben, meinem älteſten Sohne gnädig conferiren: ſo würde dieſes mit der gröſten Unterthänigkeit ich Lebenslang veneriren.

A. Ew.

A.

Endesbenannter glaubt, daß er, ohne unbillig zu ſeyn, für die von Ihro Excellenz geforderten Bemühungen und Dienſte als Hofmeiſter der jungen Herrſchaft jährlich folgendes verlangen könne:

1.) Für Aufſicht, Unterweiſung im Chriſtenthume, und in der Lateiniſchen Sprache überhaupt 50 Thlr. — —

2.) Für die Franzöſiſche Information monatlich zwey Thaler, thut auf dreyzehn Monate . . . 26 Thlr. — —

3.) Dergleichen im Italiäniſchen, zwey Thaler . . 26 Thlr. — —

4.) Als Schreibemeiſter, monatlich einen Thaler, zwölf Groſchen . . . . 19 Thlr. 12 gl. —

5.) Für Lection im Rechnen, und in der Mathematik, monatlich drey Thaler . . 39 Thlr. — —

6.) Mit den Verſen, bittet er, ihn gnädig zu verſchonen.

7.) Als

7.) Als Tanzmeiſter, monatlich einen Thaler, und will dafür die Woche zwo Stunden geben. . . . 13 Thlr. — —

8.) Als Fechtmeiſter, täglich eine Stunde, zwey Thaler, zwölf Groſchen. . . 32 Thlr. 12 gl. —

9.) Als Bereuter, auch täglich eine Stunde, vier Thaler. 52 Thlr. — —

und verſpricht er hierbey weder Accidentien zu fodern, noch ſonſt einigen Aufwand zu veranlaſſen.

10.) Für die Anleitung in der Geſchichte, Wappenkunſt und dergleichen, wird weiter nichts verlangt, und gehört dieſes zum erſten Capitel.

11.) Man hofft, die gnädige Erlaubniß zu erhalten, mit der jungen Herrſchaft zu ſpeiſen, um Gelegenheit zu haben, derſelben auch einige Anweiſung in der Kunſt zu geben, wie ſie mit Anſtand eſſen ſolle, und ſich bey der Tafel vernünftig aufzuführen habe, welches vielen jungen Leuten fehlt.

12.) Junker Ferdinand muß der Aufſicht und Zucht des Hofmeiſters lediglich überlaſſen bleiben, ohne von der gnädigen Frau geſchützt zu werden, welches man zu ſeinem eigenen Beſten wünſcht.

13.) Bey dieſer Arbeit wird keine Zeit übrig bleiben, dem Verwalter an die Hand zu gehen, welches durch einen Kornſchreiber am beſten verrichtet werden kann.

14.) Nach Verlauf der ſechs Jahre hoffet man gnädige Beförderung.

Obige Koſten betragen zuſammen / 257. Thlr. —

Es ſoll weder Treue noch Fleiß geſparet werden, die Pflicht eines Hofmeiſters, nach allem Vermögen, redlich zu erfüllen.

Elias Pfaffendorff.

B.

Verzeichniß derer Candidaten, die ſich zur Hofmeiſterſtelle angegeben haben.

1.) N. N. Ein junger Menſch, 22. Jahre alt, hat ziemliche Studia. Ich habe ihn aber bey mir zu Tiſche gehabt, und gefunden, daß er zu viel ißt. Verlangt auſſer den zwey ordentlichen Mahlzeiten, annoch Frühſtück und Veſperbrod, und über dieſes täglich drey Kannen Bier. Will 50. Thaler haben.

2.) N.

2.) N. N. Artium Magiſter. 40 Jahre alt. Scheint ein geſetzter Menſch zu ſeyn. Hat ſchon ſeit 20. Jahren als Informator unter adlichen Herrſchaften gedient, aber niemals länger, als ein Jahr, an einem Orte aushalten können. Mag ehedem in ſeinen Wiſſenſchaften nicht unrecht geweſen ſeyn, doch hat er in dieſen 20. Jahren alles wieder ausgeſchwitzt. Inzwiſchen weiß er immer noch ſo viel, als Ew. Excellenz junge Herrſchaft zu lernen nöthig hat. Bittet ſich über die 50. Gulden freyes Bier und Taback aus, ſo viel er braucht. NB. Raucht nur Bremer.

3.) N. N. 29. Jahre alt, friſch und geſund vom Körper, der Gottesgelahrheit Befliſſener, predigt einen ziemlichen Baß, und beſitzet eine große Stärke in Poſtillen. Will mit 50. Gulden zufrieden ſeyn, wenn er in 6. Jahren Subſtitute werden kann.

4.) N. N. hat zehn Jahre lang auf Univerſitäten gelebt, aber noch nicht abſolvirt, da er immer das Unglück gehabt, relegirt zu werden. Ich glaube, er wird in den 6. Jahren Zeit haben, nachzuholen, was er verſäumt hat. Er iſt ein luſtiger Kopf, und wird ſich für Junker Fritzen gut ſchicken. Bittet flehentlich um Verſorgung und Brod, da er ſich mit einem Nädermädchen verſprochen hat. Er ficht.

5.) N. N. 27. Jahre alt, iſt überſichtig, redet lateiniſch und griechiſch, kann aber kein Deutſch. Deſto beſſer ſchickt er ſich zu einem Informator in ein adliches Haus. Es iſt ewig zu bejammern, daß man itzt anfangen will, nicht allein von Gelehrten, ſondern auch von dem Adel zu verlangen, daß ſie die ſogenannten deutſchen witzigen Schriften mit Geſchmack leſen, und Deutſch lernen ſollen. Als wenn ein Deutſcher nöthig hätte, Deutſch zu lernen. Quæ! qualis! quanta! Er verlangt ccIIↃↃc H. S. ſage 2000. Seſterzen, thut, nach unſerer Münze, etwan ſiebenzig Thaler leichte Geld.

6.) N. Seines Handwerks ein Poet, ſchreibt einen fließenden Vers, alles in Reimen, und iſt ein Todfeind von den itzigen ſchweren ſtrotzenden Gedichten ohne Reime. Dem Himmel ſey Dank, daß es noch hin und wieder Leute giebt, die Geſchmack haben! Auſſer der Mythologie, die er Trotz zehn andern verſteht, hat er nichts gelernt. Er hat itzt ein wichtiges Werk unter der Feder, da er alle Sonn- und Feſttagsepiſteln in Reime bringt, ohne ein Wort vom Grundtexte zu ändern, oder zu verſetzen. Wenn er damit fertig iſt, will er ſich ein wenig auf die Humaniora legen. Corderi Colloqvia exponirt er ziemlich. In Wünſchen iſt er unerſchöpflich. Er erbietet ſich, ohne Beſoldung zu dienen, wenn ihm für eine jede Gratulation

tulation von zweyhundert Verſen baar vier Groſchen gegeben werden, wobey er es jährlich wenigſtens auf 80 Thaler zu bringen gedenkt. Er verlangt alle Weihnachten ein abgeſetztes Kleid, es mag ſo alt ſeyn, als es wolle. Um ein paar ganze Hoſen wollte ich Ew. Excellenz ſelbſt für den armen Schelm, ſtatt des Handgeldes, gebeten haben. NB. Er iſt auch witzig, und ſatyriſch, man möchte ſich vor Lachen ausſchütten. Ew. Excellenz können tauſend Spaß mit ihm haben. Böſe wird er nicht leicht, man müßte denn ſeine Verſe tadeln.

7.) Da Ew. Excellenz gar wohl bedächtig zu ſagen pflegen, daß ein junger Edelmann, der nicht denkt, weit erträglicher ſey, als einer, der keinen Haſen hetzen kann: ſo wollte ich Ihnen wohl N. N. vorſchlagen. Er hat wider ſeinen Willen ſtudiren müſſen, weil es ſein Vormund ſchlechterdings verlangt; er hat aber vor allen Wiſſenſchaften ſo einen Abſcheu, und dagegen zu den Jagdhunden eine ſolche Neigung, daß man ſeine Mutter, ſo des herrſchaftlichen Verwalters Frau geweſen, nicht ohne Grund im Verdacht gehabt, daß ſie mit ihrem gnädigen Herrn vertraut gelebt. Wenigſtens hat ſie ſich an ihm verſehen. Gelernt hat er alſo wenig oder nichts; aber er iſt ein ganzer Jäger. Lerchennetze ſtrickt er als ein Meiſter, und in der ganzen Gegend iſt keiner, der den Vogelheerd

ſo geſchickt anrichten kann. Er will 50 Thaler, und alle Fuchobälge. Fängt auch Hamſter.

8.) N. N. iſt kurz, unterſetzt, und im Durchſchnitte wenigſtens zwey und eine halbe Elle ſtark, welches er dem fetten Biere zu danken hat. Als er bey mir war, konnte ich nicht erfahren, ob er etwas gelernt hatte, weil er ein wenig taumelte, doch habe ich viele ſchöne teſtimonia von ihm geſehen, die er von Schulen mit gebracht. Ich glaube, wenn er als Hofmeiſter nicht ſonderlich zu brauchen iſt, ſo wird er doch alsdann ſehr gut ſeyn, wenn Ew. Excellenz Gäſte haben. Denn ob er gleich nur ein ſchlechter Bürger iſt, ſo ſäuft er doch Trotz manchem Cavalier. Er iſt mit 50 Gulden zufrieden, wenn er einen Ducaten für ieden Rauſch bekömmt, den er ſich trinkt, ſo oft er die honneurs vom Hauſe macht.

9.) N. N. ein guter, ſtiller, ehrlicher Menſch. Ich habe ihn zwo Stunden bey mir gehabt, aber auf alle meine Fragen keine Antwort erhalten können, als: O ja! Hochedler Patron! Ich glaube, daß er grundgelehrt iſt, weil er gar keine Conduite hat. Ew. Excellenz werden mit ihm anfangen können, was Sie wollen, und er wird ſich alles gefallen laſſen. Ich fragte, was er zur Beſoldung haben wollte; aber er bückte ſich ſehr tief, und ſagte: Wie ſie befehlen, Hochedler Patron! NB. Trägt keine Manſchetten.

10.) N.

10.) N. N. Ein ſüſſes artiges Herrchen. Iſt geputzt, wie eine Puppe, und denkt auch ſo. Hat vier Jahre in Leipzig ſtudirt, und in vier Jahren keinen Huth auf den Kopf gebracht. Hat ſich, wie er ſagt, vornehmlich nur auf galante Studien gelegt. Erbietet ſich, die junge Herrſchaft zu friſiren. Macht Dintenflecke aus der Wäſche, bohnt Schränke, und kann allerhand artige Figuren in Papier ausſchneiden. Als ich von ihm wiſſen wollte, wie viel er an Beſoldung verlangte, ſo machte er ein Rückpas, und ſagte ganz klar: Siebenzig Thaler, zu dienen, Ihre Hochedlen! Er gefällt meiner Frau.

11.) Wenn Ew. Excellenz einen Menſchen haben wollen, der im Lateiniſchen, Franzöſiſchen, Italieniſchen, und der Hiſtorie, im Tanzen, Reiten und Fechten, und in allen möglichen Wiſſenſchaften Unterweiſung geben ſoll, ſo ſchlage ich Ihnen N. N. vor. Er verſteht zwar von allen dieſen nichts, er iſt aber meiner Schweſter Sohn, und kömmt alle Wochen wenigſtens zweymal zu mir, mich mit vieler Demuth ſeiner Devotion zu verſichern, um deswillen möchte ich ihm gern geholfen wiſſen. Ich habe ihn zeither, mit gutem Erfolge, jungen Leuten zur Privatinformation vorgeſchlagen, welche ſo billig geweſen ſind, ihn monatlich, in Anſehung meiner, zu bezahlen, ohne ſeine Stunden abzuwarten. Er repetirt mit ihnen meine juriſtiſchen Collegia, ungeachtet er ein Theologus iſt. Achtzig Thaler Beſoldung dürften wohl nicht zu viel ſeyn, denn er iſt mein Vetter.

„Der Schleifwege zum geiſtlichen Schafſtal-
„le ſind ſo viel, daß jemand dieſer Gegend
„ſehr kundig ſeyn muß, wenn er es unterneh-
„men will, ſie alle, oder doch nur die meiſten davon
„zu beſchreiben. Eines der ſicherſten und gewöhn-
„lichſten Mittel iſt dieſes, wenn ſich der Candidat
„durch das Kammermädchen dem Herrn darſtellen
„läßt. Ich glaube nicht, daß jemand ſo abergläu-
„biſch ſeyn und hierbey etwas bedenkliches finden
„wird. Wider das Recht der Natur läuft es we-
„nigſtens nicht, und die Kirchengeſchichte unſrer Zeit
„rechtfertigt den Gebrauch. Die Gelegenheit und
„der Raum verſtatten mir nicht, weitläuftig zu
„ſeyn; auſſerdem würde ich mir Mühe geben, zu be-
„weiſen, daß die Vocation in der Hand eines ſol-
„chen Frauenzimmers einen doppelten Werth er-
„halte. Ein Mann, der Muth genug hat, dieſen
„Schritt zu wagen; den weder Exempel noch Ver-
„nunft abhalten können, ſich mit einer Perſon auf
„ewig zu verbinden, welche zwar nicht allemal,
„doch ſehr oft, von einer problematiſchen Tugend
„iſt, und gewiß nicht vergeſſen wird, bey der ge-
„ringſten Gelegenheit ihm vorzuſagen, daß er durch
„ſie Schutz und Amt gefunden hat; ein ſolcher Mann
„ohne Gefühle wird gewiß auch in ſeinem Amte
„ſtandhaft, und immer unempfindlich bleiben; und
„die größten Verfolgungen, die über ſein Amt er-

„gehn,

„gehn, werden ihn nicht niederbeugen, da er „weit gröſsere in ſeinem Hauſe zu erdulden ge„wohnt iſt.

„Dieſe Betrachtungen bewegen mich, jungen „Leuten wohlmeynend zu rathen, daſs ſie ſo bald, „als es möglich iſt, dergleichen Bekanntſchaften „ſuchen, um ſich ihrem Glücke zu nähern. Ich „will es beiden Theilen leicht machen, und für bei„de ein Formular liefern, wie man ſein Herz in der„gleichen Fällen ausſchütten müſſe.„

An ein Cammermädchen.

Mademoiſelle,

Da ich weiſs, wie viel Sie zu gewiſſen Stunden über den gnädigen Herrn vermögen: ſo glaube ich, daſs ich mein Glück in keine beſſern Hände, als in die Ihrigen, empfehlen kann. Ich wünſche mir, an die Stelle des vorigen Informators zu kommen; und dieſes durch Ihren Vorſpruch. Sie werden keine Urſache finden, es zu bereuen, da ich mir vorgeſetzt habe, die Hochachtung mit Ihnen zu theilen, welche ich ſonſt der gnädigen Herrſchaft ganz ſchuldig bin, und da ich mich von meinem Vorfahren wenigſtens dadurch unterſcheiden werde, daſs ich weder zu mürriſch, noch zu pedantiſch bin,

Ihnen bey müſſigen Stunden auf vielerley Art zu ſagen, daß ich ſey.

Mademoiſelle,

der Ihrige.

* * * * *

N. S. Ich bin Magiſter, drey Ellen drey Zoll lang, ſechs und zwanzig Jahre alt, habe, wie man mir ſagt, einen feinen Fuß, und bin ſehr geneigt, zu ſeiner Zeit in den Stand der heiligen Ehe zu treten.

Antwort.

Mein Herr Magiſter,

Ich habe mit ihm geredet, mit dem gnädigen Herrn. Er ſagte, nein, gewiß nein, ich kanns Ihnen nicht ſagen, was er ſagte; erſt ſagte er gar nichts, aber hernach = = = ich werde ganz roth, er kriegte mich beym Kinne, und ſagte, wie er immer ganz ſpashaft iſt: He! kleine Hure, willſt du dir den Informator = = = ich kanns bey meiner Ehre nicht raus ſagen; er fragte mich, ob ich Sie kennte? Bey meiner Frau Muhme habe ich ihn geſtern geſehn, ſagte ich, und da ſagte ich weiter nichts. Mit einem Worte, mein Herr Magiſter, es iſt ſo gut, als richtig. Die gnädige Frau möchte des Teufels werden; aber es hilft nichts. Der Vorreiter hat ihr des Schulmeiſters älteſten Sohn vorgeſchlagen, und ſie hat es auch

dem

dem Vorreiter verſprochen. Nein, da wird nichts draus. Herr Jemine! das fehlte uns noch, ſo einen rothköpfichten Informator! den ſollten wir noch ins Haus kriegen? Machen Sie ſich immer fertig. So bald der gnädige Herr wieder einen Anfall von der Kolike kriegt, will ich ihn noch einmal daran erinnern. Er iſt ein gar zu lieber Herr! Wenn Sie zu uns kommen, das will ich Ihnen nur ſagen, daß Sie Sich aus der gnädigen Frau gar nichts zu machen haben. Sie hat noch ein Menſche bey ſich, das Maulaffengeſichte möchte auch gern Cammermädchen heißen. Der vorige Informator ſagte immer, ſie hätte ſchöne weiße Zähne; ich denke der Balg wird ihm wohl nachziehn, wenn er weg iſt. Aber, ich weiß nun nicht, was ſie thun wird, wenn ſie nun, ich ſetze nun den Fall, ſie bliebe noch da, da nehmen Sie Sich ja vor ihr in Acht, es iſt ein böſes gefährliches Thier, ſie hat ein meſchantes Maul. Gott bewahre einen jeden Chriſten vor ihr; der Nickel! Nun, wie geſagt, machen Sie immer ihre Sachen fertig, daß Sie auf Weihnachten anziehen können. Ich bin Ihre Dienerinn

N. S. Wie Gott will! Ich bin immer noch ein und zwanzig Jahre alt. Unſer alter Pfarrer wird doch nicht ewig leben. Kömmt Zeit, kömmt Rath. Ihre Dienerinn. Für das ſchöne Band danke ich; es iſt auch ein gar zu niedliches Bändchen. Leipzig bleibt wohl Leipzig. Adieu.

Wem

„Wem etwa dieſe Art, ſeine Abſichten zu
„erklären, zu dreiſt, und nicht fein genug
„vorkömmt, den will ich durch den klei-
„nen Roman befriedigen, welcher in den nachſte-
„henden ſechs Briefen erzählt wird. Hat jemand
„von meinen Leſern Zeit und Luſt, ſich ſelbſt im
„Briefſchreiben zu üben, der wird wohl thun,
„wenn er den zweyten Theil dazu verfertigt, und
„die Neubegierde ſeiner Freunde befriediget, welche
„vielleicht gern möchten wiſſen, ob der Can-
„didat die Pfarre wirklich angenommen; ob ſeine,
„und der jungen Wittwe Wünſche erfüllt wor-
„den; und ob der Kirchenpatron noch oft nöthig
„gehabt, ſie über ihren ſeligen Mann zu tröſten.„

Schreiben
einer Prieſterwittwe an den Candidaten.

Hochgeehrter Herr Magiſter,

Es hat der gnädige Herr mir befohlen, Ihnen
innliegenden Brief zu überſenden. Er betrift
Ihre Beförderung an die Stelle meines ſeligen
Mannes. Sollte die Sache zur Richtigkeit kom-
men, ſo wünſche ich Ihnen im voraus Glück, und
beſonders dieſes, daß Sie des Amts länger genieſ-
ſen mögen, als mein ſeeliger Herr, welcher es nu
vie

vier Jahre lang verwaltet hat, und deſſen Tod mir deſto ſchmerzhafter fällt, da er mich nach einem dreyjährigen Eheſtande, in meinem zwey und zwanzigſten Jahre als eine unglückliche Wittwe verlaſſen hat. Das Amt iſt ſehr mühſam wegen der ſtarken Wirthſchaft, die damit verknüpft iſt, und die ohne großen Schaden nicht verpachtet werden kann. Das Inventarium beträgt wenigſtens ſiebenhundert Thaler, und mein ſeliger Herr würde ſich dadurch unfehlbar ruinirt haben, wenn er nicht mit einem Theile meines Vermögens ſolches beſtreiten, und die Wittwe des Vorfahren befriedigen können, welche ſolches allemal auf einem Brete ausgezahlt bekommen muß. Sollten Sie veranlaßt werden, eine Gaſtpredigt zu thun: ſo ſteht Ihnen mein Haus und Tiſch zu Dienſten, wenn es Ihnen gefiele, bey mir abzutreten. Fänden ſich noch einige Schwierigkeiten wegen Ihrer Beförderung: ſo haben Sie das Vertrauen zu mir, daß ich Ihnen nach Vermögen, und vielleicht mit gutem Erfolge dienen werde, da ich ſeit vielen Jahren mich der Gnade unſers Kirchenpatrons rühmen kann. Ich erwarte baldige Antwort, und bin

Meines Hochgeehrten Herrn

ehrendienſtwillige,

N. Wittwe.

N. S.

N. S. Ich habe von meinem ſeligen Herrn, tröſte ihn Gott, ein einziges Kind, und das arme Würmchen iſt immer kränklich, daß es wohl nicht lange leben dürfte. Was für Herzleid muß ich nicht bey allen meinem Gelde als eine unglückliche Wittwe im zwey und zwanzigſten Jahre erleben! Antworten Sie ja bald.

Mein Herr,

Der Herr Stifftsrath hat mir ſo viel gutes von Ihnen zu rühmen gewußt, daß ich glaube, keine beſſere Wahl treffen zu können, als wenn ich Ihnen die durch den Tod meines Pfarrers erledigte Stelle anbiete. Das Amt iſt eines der austräglichſten; doch muß ich Ihnen auch dieſes ſagen, daß die meiſten Einkünfte in der Wirthſchaft beſtehen. Es wird nöthig ſeyn, daß Sie wenigſtens tauſend Thaler in Händen haben, um das Inventarium anzuſchaffen. Könnten Sie Sich mit der Wittwe verſtehn, daß ſie Ihnen das gegenwärtige Inventarium für ein billiges überließe: ſo wären einige hundert Thaler zu erſparen. Sie iſt ein billiges Weib, und ich habe ſie allemal als eine gute Frau gefunden. Noch eins will ich Ihnen rathen. Wenn die Sache zur Richtigkeit kömmt, ſo ſehn Sie Sich nach einer guten Wirthinn um, welche auf dem Lande erzogen iſt, und die Haushaltung, beſonders die hieſige

hieſige Landesart, wohl verſteht, denn darauf kömmt viel an, ſonſt ſind ſie gleich im erſten Jahre ruinirt. Ich überlaſſe alles Ihrer Einſicht, denn ich bin keiner von denen, welche die Vocationes mit ſolchen Bedingungen übergeben, die eigennützig ſind, oder dem Candidaten zur Laſt fallen können. Melden Sie mir Ihre Entſchließung, und ob Sie eine Gaſtpredigt thun können. Da ich als Officier wenig auf meinem Guthe, und unverheirathet bin, auch keine eigene Wirthſchaft habe, und auf dem Schloſſe bauen laſſe: ſo will ich Ordre ſtellen, daß Sie in der Pfarre abtreten können, wenn Sie die Gaſtpredigt thun. Die Wittwe wird Ihnen alle Höflichkeit erweiſen. Schreiben Sie mir, ſo bald Sie können. Mein Reitknecht ſoll die Antwort bey der Wittwe abholen. Leben Sie wohl!

N. S. Sie ſind doch nicht ſchon mit einem Mädchen verſprochen?

Gnädiger Herr,

Da ich gröſten Theils nur um deswillen Theologie ſtudirt habe, um bald ein Amt, und eine Frau zu bekommen: ſo ſehe ich das Anerbieten Ew. Gnaden, die Austräglichkeit des Amts, eine junge Wittwe, mit einem einzigen, und noch darzu kränklichen Kinde, ihr Vermögen, und eine ganz eingerichtete Wirthſchaft, billig als einen göttlichen

Beruf

Beruf an. Geschieht es mit Dero gnädigen Erlaubniß, so will ich auf künftigen Sonntag die Gastpredigt thun, und sodann weitern Befehl von Ihnen erwarten. Ich werde mich bey meinem Amte so bezeigen, daß Ew. Gnaden mit der getroffenen Wahl zufrieden seyn sollen; zu Dero gnädigen Protection empfehle mich gehorsamst, und bin ꝛc. ꝛc.

Hochgeehrte Frau.

Ich habe nicht einen Augenblick nöthig gehabt, mich über das mir angetragene Amt zu besinnen. Ich folge dem mir gegebenen Winke mit Freuden, und verlasse mich auf Dero Vorspruch bey dem gnädigen Herrn. Da ich auf diese Art Ihnen lediglich mein ganzes Glück zu danken habe: so werde ich mich weiter Ihres wohlgemeynten Raths bedienen; und weil ich mich wegen der starken Wirthschaft, nothwendig bald verheirathen muß: so werde ich keine Frau, als von Ihrer Hand annehmen. Ich weiß, daß Sie bey Ihrer guten Einsicht nach meinem Wunsche wählen, und mich auch auf diese Art glücklich machen werden. Künftigen Sonntag, so Gott will, ein mehrers. Ich werde alsdann meine Gastpredigt thun, und Gelegenheit haben, Ihnen ausführlicher die Versicherung zu thun, daß ich mit wahrer Hochachtung sey ꝛc. ꝛc.

Gnädi-

Gnädiger Herr,

Ew. Hochwohlgebohrnen Gnaden überſende durch den alten Hanns die Antwort des Herrn Magiſters, welche, wie ich aus dem Briefe an mich urtheile, nach Wunſche lauten wird. Ich erkenne mit demüthigem Danke die Gnade, welche Sie bey dieſer Gelegenheit auf eine ſo vorſichtige Art gegen mich hegen. Nehmen Sie Sich einer armen verlaſſenen Wittwe ferner an, und ſeyn Sie verſichert, daß ich nach meinem wenigen Vermögen nicht unerkenntlich ſeyn werde. Ich glaube ſeit ſechs Jahren einiges Recht auf Ihre gnädige Vorſorge erlangt zu haben, und alles, was ich wünſche, iſt dieſes, daß ich ferner auf Ihrem Gute bleiben, und ſo oft als möglich Sie mündlich überzeugen könne, daß ich unverändert ſey,

Gnädiger Herr,

Dero

demüthige Dienerinn

Kleiner Narr,

Thuſt du doch ſo demüthig und erbar, als wenn wir einander erſt geſtern hätten kennen lernen. Verlaß dich auf mich! Habe ich dich das erſtemal mit Ehren unter die Haube gebracht: ſo will ich dich auch itzt gewiß mit Ehren unter der Haube erhalten. Dein neuer Herr Candidat iſt verflucht hitzig. Wer Teufel hat ihn ſo kirre gemacht? Ich glaube, wenn es nach ihm gienge: ſo machte er mit dir Hochzeit, ehe er noch die Gaſtpredigt thäte. Er wird auf den Sonnabend anmarſchirt kommen. Neige dich fein tief, und werde hübſch roth, wenn er dir einen demüthigen Buckel macht. Aber, das rathe ich dir, Hanchen, gieb ja wohl auf deine ſchelmiſchen Augen acht. Dein ſchwarzer Ritter, ſo hitzig er iſt, ſcheint mir kein ſolcher ehrfurchtsvoller Pinſel zu ſeyn, wie der ſelige gute Mann, dem ich wohl hätte ein längeres Leben wünſchen wollen. Laß es gut ſeyn, wir wollen ihn ſchon dreſſiren, wenn wir ihn nur einmal da haben, wo wir ihn haben wollen. Stell dich ja recht züchtig und fromm; wenn er dein Mann iſt, kannſt du ſchon wieder einbringen, was du itzt verſäumſt. Fromme Wittwen, böſe Weiber! Nicht wahr? Kann ich Urlaub erhalten, ſo komme ich auf den Sonntag früh ſelbſt. Da mußt du recht erſchrecken, wenn ich komme. Je!

Gnä-

Gnädiger Herr, mußt du rufen, und dich tief tief bücken. Thu nur, als wenn du mir die Hand küſſen wollteſt. Ich werde kein Narr ſeyn, und es zulaſſen. Bedaure, daß du nicht im Stande wäreſt = = daß du dir die hohe Gnade nicht verſehen hätteſt = = = daß du, da ich dir das erſtemal die Gnade meines Zuſpruchs gönnete, ſo wenig geſchickt = = = daß du bey deinen betrübten Umſtänden = = = (geſchwinde fahre nach dem Schnupftuche, und reibe dir die Augen) daß dein ſeliger Mann = = = (immer beſſer geweint) daß du als eine unglückliche verlaſſene Wittwe = = = Siehſt du, ſo mußt du recht beſtürzt reden, immer von vorne anfangen, und nichts ausreden. Ich will dir zu rechter Zeit in die Rede fallen. „Meine liebe Frau Magiſtrinn (will ich mit einem huldreichen Tone auf „dich herab reden) faſſen Sie Sich, es iſt Gottes „Wille, und Sie ſind eine zu gute Chriſtinn, als „daß Sie unter Ihrem Kreuze murren ſollten. „Tragen Sie es, als eine vernünftige Frau, in „Geduld. Der Himmel, der Sie auf eine ſo „ſchmerzliche Art betrübt hat, wird Sie vielleicht „auf andere Art wieder erfreuen. Sie ſind dieſe „fromme Gelaſſenheit ſich ſelbſt, und ihrem armen Kinde ſchuldig. Sind Sie bey Ihren „glücklichen Umſtänden andern, als eine vernünftige Frau, ein Exempel geweſen: ſo ſeyn Sie es „auch itzt bey ihrem Unglücke. Verſichern Sie Sich „meiner Dienſtbereitwilligkeit auf alle mögliche „Art. Der Herr Candidat ſcheint mir ein ver-

„nünftiger Mann zu ſeyn, der gewiß keiner armen „Wittwe Unrecht thun wird. Ich werde Ihnen „die Freundſchaft, die ich gegen Ihren ſeligen „rechtſchaffenen Mann gehabt, (geſchwind wieder „ein bißchen geweint) gewiß niemals entziehn. „Ihre Tugend und ihr Unglück verdienen meine „ganze Vorſorge.„ Nun fahre mir hurtig nach der Hand, oder nach der Weſte, was du am erſten kriegen kannſt. Ich werde mich vornehm zurück ziehen, und dir die Hand väterlich drücken. Siehſt du Hannchen, das iſt ungefähr der Text zu unſrer Comödie. Spiele deine Rolle ja gut. Ich ſtehe dir für das übrige. Je klüger dein künftiger Mann iſt, ie lieber wollen wir ihn betrügen. Der vorige war, unter uns geredt, ein wenig gar zu dumm. Der Verwalter ſoll dir Fiſche und Wildpret geben, ſo viel du brauchſt. Du weißt doch, daß auf dem Schloſſe gebaut wird, und kein Zimmer für mich zu rechte gemacht iſt. Weißt du das nicht? Im Ernſte nicht? Freylich wird gebaut. Ich werde den Abend in der Pfarre bleiben müſſen. Der Herr Candidat mag oben im Studirſtübchen ſchlafen. Ich will mein Plätzchen ſchon finden. Verſtehſt du mich? Nun führe dich fein ſchlau auf. Es wird ſchon gehn. Lebe wohl. Es bleibt beym alten.

N. S. Zerreiß den Brief ja, der Teufel möchte ſein Spiel damit haben.

Ein

* *

„Ein ſehr wichtiger Beweis von der Größe
„und Stärke unſrer Religion iſt gewiß
„dieſer, daß ſie auch an denenjenigen Or-
„ten gewaltig und fruchtbar iſt, wo die geiſtlichen
„Aemter zu ihrer Schande durch die Vorſorge ſo-
„cher Männer beſetzt werden, welche kaum unver-
„nünftiger ſeyn könnten, als ſie ſind, wenn ſie
„auch gar keine Religion hätten.

„Ich habe ſchon ſonſt Gelegenheit gehabt, mei-
„ne Gedanken davon bekannt zu machen *. Da-
„mit das Unſinnige deſto beſſer in die Augen falle,
„welches diejenigen begehn, die auf eine ſo unvor-
„ſichtige Art das wichtige Recht misbrauchen,
„welches die Obrigkeit ihren vernünftigern Vor-
„fahren gegönnt hat; und damit das Unanſtän-
„dige denen deſto mehr in die Augen falle, welche,
„ungeachtet ihrer ungeſitteten Lebensart und pö-
„belhaften Unwiſſenheit, unverſchämt gnug ſind,
„die ewigen Wahrheiten eine Gemeine zu leh-
„ren, die ihnen nicht einmal ihr Vieh zu hü-
„ten anvertrauen würde: ſo habe ich die Zü-
„ge in nachſtehenden beiden Briefen ziemlich
„ſtark und deutlich gemacht, und von einem ieden
„dergleichen Charaktere einen Strich entlehnt, um

* Siehe Antons Panſa von Mancha Abhandlung von dem Sprüchworte: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verſtand, in der Sammlung vermiſchter Schriften zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes. II Th. 33 S.

„meine Copey recht verabscheuungswürdig zu ma„chen. Sie werden darum nicht unwahrschein„lich; ich glaube, daß fast in einer jeden Diöces „wenigstens ein Original seyn wird.

„Ich habe diesen Eingang etwas ernsthaft „abfassen müssen, weil ich hier mit einer Art Le„ser zu thun bekomme, unter denen verschiedene „sind, welche nebst vielen andern Sachen, die sie „nicht verstehn, auch dieses nicht wissen, was die „Eigenschaft der Satyre und Ironie erfodere, „und daher schon öfters auf den unglücklichen „Einfall gekommen sind, mich in ihrem kleinen „unwissenden Herzen, und wohl öffentlich, zu ver„ketzern, wenn ich von dem Thörichten ihres „Standes, und von den unbilligen Absichten ih„rer Beförderer, in der lachenden Sprache der „Satyre geredet habe, um diejenigen desto ver„ehrungswürdiger zu machen, welche eine wahre „Zierde ihres Amts, und also ganz anders sind, „als sie.„

Lieber Herr Bruder.

Es ist mir recht lieb, daß dein Alter sich abgeführt hat. Das verdammte Schmälen hatte kein Ende. Ich weiß nicht, ob die Leute sich einbilden, daß wir ihnen darum Amt und Brodt geben, daß sie uns alle Sonntage die bittersten Wahrheiten vorpredigen, und uns dem Teufel in den Rachen schieben sollen. Für die Bauern ist

das

das gut genug, und wenn ich ein Bauer wäre, ſo lebte ich vielleicht auch fromm, weil ich ſonſt nichts zu thun hätte; aber für Männer vom Stande, und für uns, die wir alte Landedelleute ſind, ſieht das andächtige Kopfhängen ſehr albern aus. Wäre es nach deinem alten Murrkopfe gegangen, ſo würdeſt du ein erbarer, frommer, chriſtlicher Bürger, und dem ganzen Adel lächerlich geworden ſeyn. Was meynſt du, Brüderchen, was iſt rühmlicher, über der Poſtille, oder beym Deckelglaſe einzuſchlafen? Laß die Pfaffen für uns beten, wir wollen für ſie ſaufen. Jeder nach ſeinem Berufe! Aber auf dieſe Art fahrt ihr dahin, wie das Vieh, ſagte dein Alter. Gut! Wer weiß denn auch, obs wahr iſt. Fahren wir, wie unſere Alten, ſo wollen wir auch leben, wie unſere Alten. Es waren doch beym Henker ganze Leute, die auf ihren alten Adel hielten. Ländlich, ſittlich! Ein rechtſchaffner Deutſcher müßte ſein Vaterland wenig lieben, wenn er deswegen nach Frankreich reiſen wollte, daß er Waſſer trinken lernte. Aber zum Hauptwerke zu kommen. Du brauchſt einen neuen Pfarrer. Ich will dir einen vorſchlagen, das iſt ein ganzer Kerl. Er iſt zehn Jahre als Feldprediger bey meinem Regimente mit herum gelaufen, und er iſt recht, wie ich mir ihn wünſche. Er hat an mich geſchrieben, und gebeten, dir ihn vorzuſchlagen. Da, lies den Brief ſelbſt. Ich verliere ihn ungern. Der iſt recht nach deinem Herzen. Und wenn du gar nicht in die Kirche kämſt, ſo wird er

nicht muksen. Gieb ihm alle Wochen ein paarmal zu fressen, so ist er zahm, wie ein Lamm. Du wirst deine Freude mit ihm haben. Er säuft dich und deine hochadlichen Gäste alle unter den Tisch, und wenn er die schwarze Kutte ausgezogen hat, so flucht er, wie ein Corporal. Nimm ihn, Brüderchen, ich rathe dirs, es wird dich nicht gereuen. Gelernt hat er nichts; aber er predigt dir, der Henker hole mich, seinen Stiefel weg, daß es eine Art hat; und der Heuchler steht so fromm da, als wenn er von der Kanzel gen Himmel fahren wollte. Meine Cathrine konnte ihn recht gut leiden. Ich glaube gar, der Ketzer gieng mir manchmal ins Gehege! Nun Brüderchen, wie gesagt, nimm ihn. Seinethalben magst du leben, wie du willst. Und wenn du heute zum Teufel fährst, so fährt er morgen nach. Es ist ein braver Kerl. Grüße mir deine Menscher. Lebe wohl.

Gnädiger Herr Obrister,

Es ist beym Herrn von = = = eine austrägliche Pfarre offen, und ich möchte sie gern haben. Kathrinchen sagte, Sie wären ein guter Freund von ihm, und könnten mir leicht dazu helfen. Ich bin das wilde Leben überdrüßig, und möchte gern einmal meinen eignen Heerd, und meine eigne Frau haben. Haben Sie die Gnade, und sorgen Sie für mich. Ich habe gehört, daß der alte Pfarrer mit seinem Patrone in großer Feindschaft gelebt

gelebt hat; aber die Schuld war ſeine. Ich getraue mir beſſer mit ihm auszukommen. Ich kenne die Herren ſchon. Wenn er mir giebt, was mir gehört, ſo mag er leben, wie er will. Mit Schmälen und Predigen, halten Sie mirs zur Gnade, macht man euch Herren nicht frömmer. Sie ſind zu vornehm, als daß Sie uns zu Gefallen fromm und chriſtlich leben ſollten. Und, unter uns geſprochen, aus dem beſtändigen Poltern kömmt auch nicht viel heraus. Mit den Jahren ändert ſichs ſo wohl. Es iſt ſchlimm gnug, wenn die Herren einmal bey Hofe ſind, und ein paar Wochen erbar thun müſſen: ſollen wir ihnen auch das Leben noch ſauer machen, wenn ſie ſich beym Regimente oder auf ihren Gütern aufhalten? Ich kenne die Welt beſſer. Saufen und Huren iſt bey Herren von Ihrer Art und Erziehung außer den Ahnen immer noch das einzige, womit ſie ſich von uns bürgerlichem Pöbel unterſcheiden. Halten Sie mir dieſen Scherz zur Gnade; ich rede, wie ichs meyne. Sie kennen mich ſchon. Mit einem Worte, gnädiger Herr Obriſter, ſchaffen Sie mir die Pfarre, oder ich trinke nicht ein Glas Wein mehr mit Ihnen. In dieſer Hoffnung verharre ich mit aller Hochachtung,

Gnädiger Herr Obriſter,

Dero

zum Gebethe und unterthänig zu dienen
ſtets willigſter

N. Feldprediger.

* *

„Ich bin überzeugt, daß dem gemeinen Volke, und besonders dem Landvolke, ein geschickter und fleißiger Schulmeister fast „noch unentbehrlicher sey, als ein gelehrter, und „beredter Prediger. Und dennoch ist man an „vielen Orten bey der Besetzung dieses Amts beynahe noch leichtsinniger, und noch weniger besorgt, „als bey den andern geistlichen Aemtern. Ich „will mich nicht dabey aufhalten. Ich will meinen Schulmeister reden lassen. Noch zur Zeit „ist er nicht befördert; ich weiß aber ein gewisses „Ritterguth, wo ich ihn in Vorschlag bringen will, „und ich hoffe gewiß, er wird sein Glück daselbst „machen.„

Hochwürdiger, Hochgelahrter Herr, Gnädiger Herr Lieutenant,

Unser Schäfer hat mir erzählt, daß ihr Schulmeister in voriger Woche gestorben ist, und daß Sie bemüht sind, diese Stelle, so bald möglich, wieder zu besetzen. Da ich in vorigem Jahre den Lerchenstrich von Ew. Gnaden gepachtet, und zwey Gulden mehr gegeben habe, als mein Vorfahr: so nehme ich mir die Freyheit, Ew. Excellenz dienstfreundlichst zu bitten, Sie wollen die hohe Gnade haben und mich zu Ihrem allerunterthänigsten Schulmeister machen. Meine Stimme ist gut,

und

und ich getraue mir, die gröſste Kirche zu füllen. Die Orgel ſchlage ich friſch, und in Fugen bin ich ſtark. Ich habe das Unglück gehabt, dreymal abgeſetzt zu werden; aber meine Feinde ſind Schuld dran, und vielleicht wäre es das letztemal auch nicht geſchehen, wenn ich dem Superintendenten zu rechter Zeit einen gemäſteten Truthahn geſchickt hätte. Das erſtemal kam es über des Schulzens Frau her. Der Corporal gab mich an; aber er mochte wohl ſeine Urſachen haben. Es giebt böſe Leute, die alles zu Bolzen drehn, und ich war noch nicht verheirathet. Das zweytemal war mein eigener Pfarrer Schuld dran. Ich weigerte mich, ihm den Prieſterrock aufs Filial nachzutragen; und deswegen machte er dem Kirchenpatrone weiß, ich ſey alle Tage im Brandtweine beſoffen. Der Himmel iſt mein Zeuge, daß es alle Wochen nur ein paarmal geſchahe, und noch dazu war es im damaligen Winter grimmig kalt. Das drittemal war ich vollends gar unſchuldig. Es fiel dem Superintendenten ein, daß ich in ſeiner Gegenwart catechiſiren mußte. Freylich gieng es nicht recht, wie es ſeyn ſollte, und meine Jungen wußten mehr, als ich ſie fragen konnte; aber der Catechismus iſt auch niemals mein Hauptſtudium geweſen, weil ich mich von Jugend an, aufs Vogelſtellen gelegt habe. Soll man deswegen einen ehrlichen Mann abſetzen, wenn er das nicht verſteht, was zu ſeinem Amte gehört? Wie viel Pfarrer und Superintendenten würden ohne Amt

herum

herum laufen, wenn das eingeführt werden sollte! Wie gesagt, wenn ich in Zeiten geschmiert hätte, so wäre ich wohl besser gefahren. Aber meine Frau wollte nicht dran; sie hatte den Truthahn gar zu lieb. Sehn Sie, gnädigster Herr Lieutenant, das ist nun alles, und davon macht man so ein Aufhebens. Ich denke in Ihr Dorf werde ich mich ganz gut schicken. So viel Ihre Bauerjungen von Gottes Worte brauchen, will ich ihnen doch wohl vorsagen. Für armer Leute Kinder mag es halbweg seyn. Auf den Respect halte ich; da gebe ich Ihnen mein Wort. Ich will die Jungen zusammen peitschen, sie sollen Oel geben, wenn sie nicht gut thun wollen. Was mir am Christenthume und dem Catechismus abgeht, das ersetze ich auf eine andere Art. Sie haben keinen Barbier im Dorfe, den Sie doch so nothwendig brauchen, da Sie Sich beständig daselbst aufhalten. Das verstehe ich perfect. Ich will Ew. Gnaden umsonst scheren, nach dem Striche und wider den Strich, wie Sie es verlangen, und alles umsonst, darauf können sich Ew. Excellenz verlassen. Die gnädige Frau Gemahlinn ist eine Liebhaberinn vom Brandtweine. Das sage ich Ihnen, so schön muß ihn kein Mensch abziehn, als ich. Meine Frau hat ein besondres Geheimniß, Froschleichwasser zu machen, welches zu einer reinen Haut, und wider die Sommersprossen hilft. Das wird sehr gut für den ältesten Junker seyn, welcher sehr viel auf ein hübsches weißes Gesichtchen hält. Ich glaube, Ew. Magnificenz sollen so viel Einsicht haben, und finden, daß

sich

ſich niemand beſſer zu Ihrem Schulmeiſter ſchickt, als ich. Rechnen und Schreiben iſt auch meine Sache nicht; aber was thut das? Ich will mir einen groſſen Jungen aus der Gemeine halten, der es an meiner ſtatt thut. Ich denke ja wohl, das geſchieht in den meiſten Aemtern, daß einer den Titel und die Beſoldung hat, und einen groſſen Jungen für ſich arbeiten läßt. Was vornehmen Leuten recht iſt, das wird doch bey einem armen Dorfſchulmeiſter auch angehn. Mit einem Worte, ich verlaſſe mich darauf, daß ich den Dienſt kriege. Gevatterbriefe, und Hochzeitbriefe, das iſt mein Werk, die kann ich ſchreiben, troz zehn andern! Ich ſchicke Ihnen von beiden eine Probe mit, die ſich gewaſchen hat. Wenn Sie mir den Dienſt geben, gnädigſter Herr Lieutenant, ſo ſchenke ich ihnen den beſten Lockſinken, den ich habe, einen Reiter, über den nichts geht. Der junge Herr ſoll meinen Staar kriegen, das iſt ein Staar! Er kann Ew. Gnaden in dreyerley Sprachen einen Hahnrey heiſſen, und hat mehr gelernt, als mancher Magiſter. Laſſen Sie mir durch Ihren Pachter antworten, gnädiger Herr. Er darf mir nur den Brief mit dem Dreſcher überſchicken. Ich halte mich mit meiner Frau itzt, weil ich keinen Dienſt habe, hauſſen in der Kneipſchenke am Anger auf. Und hiermit Gott befohlen. Der ich allſtets beharre

Gnädiger Herr Lieutenant,

Ew. Excellenz

allerunterthänigſt, gehorſamſt
pflichtſchuldigſter

R. S.

N. S. Meine Frau meynte, ob ich nicht, wenn ich das Schuldienst kriegte, von Ew. Gnaden den Titel als Cantor bekommen könnte? Da bey allen Aemtern die Titulaturen steigen, so möchte ich auch nicht gern zurück bleiben. Es wird sich wohl geben.

A.

Formular

zu einem Gevatterbriefe, à 8. gl. —

T. T.

Nachdem es dem großen Gott gefallen hat, meine liebe Hausfrau in Gnaden zu entbinden, und uns beiderseits Aeltern mit einem jungen Töchterlein zu erfreuen, und aber uns, als christlichen Aeltern, obliegen will, dieses Kindlein dem Herrn vorzutragen, und hierzu christliche Taufzeugen zu erbitten, worzu wir Ew. x. vorlängst in unser Herz eingeschlossen haben;

Als ergeht an meinen Hochzuehrenden Herrn, und zukünftig werthgeschätzten Herrn Gevatter, mein dienstfreundlichstes Suchen und Bitten, Dieselben wollen Sich gefallen lassen, morgen des Nachmittags um drey Uhr, wird seyn der siebente May, sich allhier einzufinden, dieses christliche Werk zu verrichten, und sodann in unsrer Behausung

ſung mit Speis und Trank, ſo viel Gott beſchert hat, großgünſtig vorlieb zu nehmen. Dafür werde ich ſeyn

T. T.

Meines Hochzuehrenden Herrns, und zukünftigen werthgeſchätzten Herrn Gevatters

dienſtwilligſter

x. x.

B.

Detto ein Formular, noch etwas feiner; koſtet einen Gulden Trankgeld für den Schulmeiſter.

HochEdler, Veſt, und Hochgelahrter,

Inſonders Großgünſtiger Hochzuehrender Herr Gevatter,

Vornehmer Freund,

Denenſelben kann aus erfreutem Gemüthe nicht verhalten, welchergeſtalt der allgewaltige Gott meine Eheliebſte ihrer bisher getragenen weiblichen Bürde heute Morgens um acht Uhr in Gnaden

den entbunden, und uns beiderseits mit einem wohlgestalten jungen Söhnlein verehret.

Wenn denn solches unser Kindlein gleich andern Menschen in Sünden empfangen und gebohren, und dahero uns Aeltern obliegen will, solches zur heiligen Taufe befördern zu lassen, dazu aber christliche Mittelspersonen, und Taufzeugen erfodert werden, und zu unserm hochzuehrenden Herrn Gevatter das Vertrauen haben, daß Dieselben nebenst andern dieses christliche Werk auf sich nehmen werden;

Als ergehet an Dieselben mein und meiner Eheliebsten dienst- und ehrenfreundliches Bitten, Sie wollen von Ihren vornehmen Geschäfften sich so viel abmüssigen, sonder Beschwerde morgen des Tages, gönnets Gott, gegen drey Uhr in der Kirche allhier zu erscheinen, obgedachtes unser Kindlein in der Taufe vortregen zu helfen, darauf mit Ihrer Frau Eheliebste in meiner Behausung einzusprechen, und mit den Tractamenten, so der liebe Gott an Speise und Tranck bescheeren wird, vorlieb und willen zu nehmen.

Solches, wie es Denenselben zu Ehren, mir und meiner Eheliebsten aber zu sonderbarem Gefallen, und unserm Kindlein zur zeitlichen und ewigen Wohlfarth gereicht; also sind wir es andere Wege

zu

zu verdienen, und zu verſchulden gefliſſen, unter göttlicher Obhut verbleibende

Hochedler, Veſt, und Hochgelahrter
Herr,
Meines Hochzuehrenden Herrn Gevatters,

dienſtwilliger
N. N.

C.

Formular
zu einem Hochzeitbriefe.

Hochedler, Veſt und Hochgelahrter,
Inſonders großgünſtig Hochgeehrter Herr,

Vornehmer Freund,

Denenſelben gebe hiermit zu vernehmen, welchergeſtalt uf vorher abgeſchicktes Gebet, und darauf erfolgte göttliche Fügung, auch mit Genehmhaltung und Einwilligung beiderſeits Aeltern, ich mich unlängſt mit Jungfer N. N. Herrn N. N. allhier eheleiblichen jüngſten Tochter in ein beſtändiges Ehegelöbniß eingelaſſen, und ſolches uf den funfzehnten inſtehenden Monats vermittelſt prieſterlicher Copulation zu vollziehn entſchloſſen.

Wenn denn dabey meinen Hochgeehrten Herrn nebſt deren Eheliebſte auch gerne ſehen und haben möchte; als ergeht an Dieſelben mein dienſt- und ehrenfreundlich Bitten, Sie wollen belieben, Sich ſo viel von ihren obhabenden vornehmen Verrichtungen dießmal zu entbrechen, bemeldten Tages in meiner Behauſung alhier einzufinden, der prieſterlichen Trauung beyzuwohnen, und Gott um eine gedeyliche Ehe anzurufen, und ſodann nach beſchehenem ſolchen Actu das der Zeit und Gelegenheit nach angeſtellte Hochzeitmahl zu genießen, und vollenden zu helfen.

Wie nun ſolches zuforderſt dem Stifter des heiligen Eheſtandes zu Ehren, mir und meiner Verlobten, und beiderſeits Anverwandten zu ſonderbarem Gefallen und Freundſchaft gereicht; alſo bin ich ſothane hohe Ehrenerweiſung in dergleichen, und andern Begebenheiten zu verdienen ohnvergeßlich, maßen unter Gottes Schutz und Obhand verharre,

Hochedler, Veſt und Hochgelahrter,

Meines großgünſtig Hochgeehrten Herrn,

allezeit dienſtwilliger

N. N.

Damit

* *

„Damit ich meine Briefe auch für diejenige
„Art der Gelehrten brauchbar mache, wel-
„che ganz anders denken und anders reden,
„als Vernünftige denken und reden: ſo will ich
„nachſtehenden Brief einrücken. Man gebe mir
„nur nicht Schuld, daß die Sache übertrieben ſey.
„Findet man nicht allemal aphthonianiſche Chrien,
„und iſt auch nicht allemal auf dem Rande beyge-
„ſetzt, wie der Gedanke im Griechiſchen oder La-
„teiniſchen heißt, den man vorbringt: ſo findet
„man doch das Weſentliche dieſer Pedanterey
„ſehr oft. Man mache mit einem jeden Briefe,
„den ein Pedant mit Fleiß, und, nach ſeiner Art,
„mit Ueberlegung ſchreibt, die Probe, und zer-
„gliedre ihn nach den Regeln der Schulkunſt: ſo
„wird man das Steife, und Schematiſche auch
„alsdann finden, wenn ſich ſchon der Verfaſſer
„die Gewalt angethan hat, weder Sentenzen
„ſeiner Alten, die er Weisheit nennt, noch todte
„Sprachen, die ſeine Gelehrſamkeit ausmachen,
„darunter zu miſchen. Ich bin von dieſer Wahr-
„heit ſo überzeugt, daß ich mir gewiß zu behaup-
„ten getraue, mein Brief würde bey dieſer Art
„Schriftſtellern großen Beyfall gefunden haben,
„wenn ich ihn nicht durch dieſen Vorbericht ver-
„dächtig gemacht hätte.

CHRIA APHTHONIANA.

Wird um eine Rectoratſtelle in einem kleinen Städtchen gebeten.

Hochedelgebohrne Frau,

Hochzuehrende Frau Bürgermeiſterinn,

Laus autoris & dictum.

Sokrates, die Zierde Griechenlandes, der Phönix ſeiner Zeit, der Weiſe, welcher unter den andern Weiſen hervor leuchtete, gleichſam als der Mond unter den kleinen Feuern, tanquam inter ignes luna minores, Sokrates, ſage ich, den Hochedelgebohrne Frau, Xantippe ſelbſt nicht von ſeiner philoſophiſchen Höhe herunter zanken konnte; dieſer hat ſehr wohl und gelehrt geſagt apud Xenophontem, memor. Lib. IV. c. I.

Αἱ ἀρεταὶ δοκοῦσαί εἶναι φύσεως, μᾶλλον παιδείας δεόνται,

zu deutſch alſo lautend:

Drum glaubet mir zu dieſer Friſt,
Daß die Natur, ſo ſchön ſie iſt,
Dennoch den Unterricht vermißt.

Paraphraſis.

Er wollte damit gleichſam andeuten, daß die vortrefflichſten Gemüther der Jugend die meiſte Zucht nöthig hätten, oder, wie es nach dem eigentlichen Verſtande unſers Grundtextes lauten möchte,

te, daß ſie mehr als andre der vernünftigen Anweiſung eines gelehrten Schulmannes bedürften, und zwar ſchlechterdings und unumgänglich bedürften, wie das Wörtlein δεονται ſolches klärer, als die Mittagsſonne, anzeigt.

Denn wie nothwendig iſt es nicht, Hochzuehrende Frau Bürgermeiſterinn, daß man der Natur zu Hülfe komme, welche nur den rohen Stoff zu großen Geiſtern ſchafft, und das übrige der ſorgfältigen Ausbildung der Schulleute überläßt. Cauſſa.

Unrecht, ja dreymal und viermal unrecht thun diejenigen, welche dieſe Vorſorge verabſäumen, und, da ſie der Himmel in ein Amt, quaſi in ſpeculam geſetzt hat, darauf zu ſehn, daß das Beſte einer Stadt, und des gemeinen Weſens überhaupt, befördert werde, dennoch die Sorge für die Schulen verabſäumen, und die Sache nicht für ſo wichtig halten, allen Stein zu bewegen, damit ſie fleißige und geſchickte Lehrer dahin ſetzen, und dieſen die Unterweiſung der Jugend anvertrauen möchten, die dieſe Unterweiſung deſto nöthiger hat, ie hoffnungsvoller ſie iſt, και μαλιστα παιδειας δεονται, zu reden aus dem Sokrates, und deſſen obangeführten Worten. Contraſtum.

Pferde von der beſten Art müſſen am meiſten durchgearbeitet werden. Sie machen es bey dem edlen Feuer ihren Herren oft am ſchwerſten; Parabola.

aber deſto nöthiger iſt es, ſie ſorgfältig zuzureiten. Ein träges unedles Pferd braucht dieſe Bemühung nicht; aber es iſt auch nur für den Pflug gebohren.

Exemplum. Wer war größer, als Dionyſius, der zweyte, da er noch Tyrann, und das Schrecken von Sicilien war? Das widrige Glück konnte ihm den Thron nehmen, aber niemals die Begierde, der Welt zu nutzen. So groß er geweſen war, ſo wenig ſchämte er ſich doch, die griechiſche Jugend zu lehren, und mit der Hand, womit er ganze Länder zerſtört hatte, mit eben der Hand ſuchte er die Kinder der Corinthier zur Weisheit zu führen.

Teſtimonium. Wie unglücklich diejenigen ſind, ſo die Zucht ihrer Kinder verabſäumen, das beweiſen die traurigen Folgen, welche zuerſt ihre eignen Familien empfinden, und welche nach dieſen das ganze gemeine Weſen treffen. Dieſe unglücklichen Aeltern möchten ſich wohl laſſen vom Homer zurufen:

Ἀιδ' ὀφελεν ἀγαμος τ' ἐμεναι, ἀτεκνος τ' ἀπολεσθαι.

Epilogus. Sie ſehn hieraus deutlich, Hochedelgebohrne Frau, wie nöthig es iſt, daß E. E. Wohlw. Rath dieſer Stadt das erledigte Schulrectorat ungeſäumt beſetze, und mit einem Manne beſetze, deſſen Standhaftigkeit, deſſen Fleiß, deſſen Treue, deſſen Anſehn, deſſen Gelehrſamkeit, deſſen weiſe Ein-

Einſicht in die groſſen Wahrheiten, die uns Sokrates und Homer hinterlaſſen haben, deſſen = = = iedoch, ich ſage nichts weiter, Sie werden mich verſtehn. Ich habe mich mit meinem Suchen an Sie gewandt, da ich weis, daß Ihr theurer Ehegemahl in dieſem Jahre unter Ihren auſpiciis an der Regierung iſt. Erlange ich das Vergnügen, daß Sie mit Ihren vielgeltenden, und erleuchteten Füßen in meine Meynung herabſteigen: ſo bin ich glücklich, und ich weis gewiß, daß ſodann der ganze Ehrenveſte Rath hinter drein ſteigt, et manibus pedibusque in Tuam deſcendit ſententiam.

Ich verharre in dieſer groſſen Hoffnung ad extremum uſque uitæ halitum,

Hochedelgebohrne Frau,

Hochzuehrende Frau Bürgermeiſterinn,

Ew. Hochedelgeb.

gehorſamſt, ergebenſter, und
ehrendienſtwilligſter

N. N.

„Es ist bey nahe keine Handlung und Beschäfftigung in der Welt, welche man „nicht in gewisse Regeln gebracht, mit „Grundsätzen befestiget, und mit Exempeln erläutert hat. Wir haben eine Kunst zu lieben, eine „Kunst zu trinken, eine Kunst zu regieren, eine „Kunst zu leben. Mit solchen Kleinigkeiten beschäfftigt sich unser spielender Witz, wichtigere „Sachen verabsäumen wir. Sind wohl alle diese „Künste dem Menschen so nöthig, als ihm die „Kunst zu bestechen ist? Ich schäme mich, daß „ich der erste seyn muß, der meinen Landsleuten „die Augen öffnet, meinen Landsleuten, die so oft „mit einem patriotischen Stolze die Glückseligkeit „ihrer aufgeklärten, und erleuchteten Zeiten rühmen. Ich will es thun, wenigstens will ich einen Versuch davon liefern. Es ist mir vielmals „ganz unbegreiflich gewesen, durch welches Schicksal ich zu dem Amte verstoßen worden bin, das „ich führe; nunmehr glaube ich, es einzusehn. Die „Kunst zu bestechen habe ich meine Landsleute „lehren sollen; dazu war mir mein Amt nöthig. „Ich will diesem deutlichen Berufe folgen. Man „wird meiner Lehre glauben können, da ich mit „Ueberzeugung lehre. Der zärtliche Ovid lehrte „die Kunst zu lieben; der feurige Horaz die Kunst „zu dichten; und ich, berechtiget durch mein Amt, „ich lehre die Kunst zu bestechen.„

Es

„Es wird nicht leicht jemand zu finden seyn,
„der in seinem Leben nicht wenigstens einmal, es
„sey nun als Kläger, oder als Beklagter, in die
„traurige Nothwendigkeit wäre gebracht worden,
„daß er einen Theil seines Glücks, oder wohl gar
„sein ganzes Glück der zufälligen Einsicht des
„Richters, und den von dessen Willkühr abhan-
„genden Gesetzen Preis geben müssen*. Und was
„ist hierbey wohl nöthiger, als die Kunst zu beste-
„chen? Will er sich auf seine gerechte Sache ver-
„lassen, das ist ein leerer Name, ein Wort ohne
„Bestimmung. Wer soll entscheiden, ob seine
„Sache gerecht ist; da man noch in den wenigsten
„Richterstuben einig ist, was Gerechtigkeit sey?
„Soll man diese Entscheidung aus den Gesetzen
„nehmen? Aber müssen die Gesetze nicht so wollen,
„wie der Richter will? Oder ist der Richter etwan
„wegen der Gesetze da? Vielleicht; aber selten. Ist
„es wohl sicher, sich auf die Erfahrung und
„billige Einsicht des Richters zu verlassen? Wer
„leistet uns die Gewähr, daß der Richter er-
„fahren, und billig, und einsehend sey? Es ist
„möglich, daß er es seyn kann; doch Sachen,
„die möglich sind, machen noch keine Wahr-
„scheinlichkeit aus; und was dann und wann ge-
„schieht, das kann keine allgemeine Regel werden.

* So oft ich in dieser Abhandlung eines Richters erwähne, so oft nehme ich dieses in dem allgemeinsten Verstande und begreife darunter alle diejenigen, denen Amts- oder Commissionswegen, oder auf andere Art die Entscheidung, oder auch nur die Untersuchung einer Sache aufgetragen ist.

„Richterstuben werden besetzt, wie andere Aemter;
„wollen wir von ihnen mehr verlangen, als von
„andern Aemtern? Oftmals, und nur gar zu oft
„nimmt der Richter zwey Dritttheile von der ge-
„rechten Sache für sich; in das übrige Dritttheil
„theilen sich seine Schreiber, die Advocaten, und
„die Partheyen. Was hilft mir bey dieser Plün-
„derung die augenscheinlichste Gerechtigkeit, die
„auf meiner Seite ist? Wie glücklich bin ich, wie
„viel gewinne ich nicht, wenn ich die hohe Kunst
„verstehe, einem eigennützigen und unwissenden
„Richter auf eine anständige Art, und mit gutem
„Nachdrucke begreiflich zu machen, daß meine Sache
„gerechter ist, als die Sache meines Gegenparts,
„oder, im Kanzleystyl zu reden, wenn ich weis,
„meinen Richter zu bestechen.

„Das ist alles Pedanterey, was der unnütze
„Fleiß müßiger Rechtsgelehrten von der Erklä-
„rung der Gesetze geschrieben hat. Für wen
„schreiben sie dieses? Für den Richter? Viele von
„ihnen lesen nicht einmal die Gesetze, wie sollen sie
„Geduld genug haben, die trocknen Erklärungen
„zu lesen? Für die Advocaten? Den wenigsten un-
„ter ihnen ist daran etwas gelegen, daß die Ge-
„setze deutlich sind. Für die Partheyen? Was
„hilft es den Partheyen, Erklärungen zu wissen,
„die dem Richter zu ekelhaft, und den Advocaten
„in ihrer Nahrung so nachtheilig sind? Die si-
„cherste, die beste, die vortheilhafteste Art, den

wahren

„wahren und eigentlichen Sinn der Gesetze seinem „Richter deutlich zu machen, ist die Kunst, ihn „zu bestechen.

„Ein Richter wird noch immer, wenigstens „um die Formulare seines Amts zu beobachten, un„partheyisch, und gewissenhaft thun. Ist er noch „nicht gar zu lange Richter, oder ist er sonst von „einer gemeinen und schlechten Erziehung: so wird „er von Zeit zu Zeit etwas fühlen, das ihm sagt, „es sey unbillig, partheyisch zu seyn. Dieses „Etwas nennt der Pöbel Gewissen, und es ist „vielmal für einen Theil der Partheyen von schlim„men Folgen. Durch die Kunst zu bestechen er„leichtern wir unserm Richter diese Unbequemlich„keit des Gewissens.

„Ich verlange aber schlechterdings, daß man „solches als eine Kunst ansehe, und sehr vorsich„tig dabey verfahre. Man muß die Geschicklich„keit besitzen, die Gemüther der Menschen, und, „in gegenwärtigem Falle, die Leidenschaften eines „Richters zu erforschen. Kein Umstand in seiner „Verwandschaft, in seinem Hause ist zu klein, den „man nicht sorgfältig bemerken und sich zu Nutze „machen müßte. Der Angriff muß von der Sei„te geschehn, wo der Richter uns die Blöße giebt, „sonst wird er sich vertheidigen, und der Gegner „wird sich unsere Unvorsichtigkeit zu Nutze „machen.

„Wie die Arten der Bestechung sehr verschie-
„den sind, so ist die erste Regel diese: Man muß
„sich durchaus nicht merken lassen, daß man be-
„stechen will.

„Einmal ist der Satz richtig und ausgemacht:
„ein jeder will für einen ehrlichen Mann gelten,
„der sich ausserdem sehr viel Mühe giebt, es nicht
„zu seyn. So niederträchtig unser Richter ist, so
„hungrig er ist, sich bestechen zu lassen: so sehr
„werden wir ihn beleidigen, wenn wir ihm mer-
„ken lassen, daß wir die Absicht haben, ihn zu be-
„stechen. Er muß sich schämen, nicht vor sich,
„sondern vor uns; er wird den Namen eines un-
„partheyischen Richters behaupten, er wird seiner
„Natur Gewalt anthun, gerecht zu seyn, um uns
„das nachtheilige Vorurtheil zu benehmen, daß er
„das sey, was er ist. Er muß befürchten, daß
„wir die Einsicht seines Fehlers misbrauchen, und
„entweder den Werth der Gefälligkeit nicht erken-
„nen, die er uns durch seine Nachsicht bezeigt,
„oder ihm gar seinen Fehler öffentlich vorrücken,
„wenn wir etwan eine andre Gelegenheit finden
„sollten, mit ihm unzufrieden zu seyn. Diese unge-
„wöhnliche Gerechtigkeit wird ihm sodann desto
„leichter ankommen, ie gewisser ein aufmerksamer
„Gegner sich unsre Dummheit zu Nutze macht,
„und den beleidigten Richter dadurch auf seine
„Seite bringt, daß er ihn, wegen seiner uns er-

zeigten

„zeigten strengen Gerechtigkeit, auf eine anständi-
„gere und bindigere Art schadlos hält.

„Ich habe bey einer andern Gelegenheit be-
„zeugt, wie sehr ich wünschte, daß meine Lands-
„leute sich gewöhnen möchten, so zu schreiben, wie
„sie denken. Gegenwärtigen Fall nehm ich aus.
„Wo die Frage entsteht: ob ich mein Vermögen
„verlieren, oder der Wahrheit Eintrag thun will;
„da ist die Wahl leicht. Bey einem Richter, wel-
„cher die Ehrliebe dergestalt in seiner Gewalt hat,
„daß er damit machen kann, was er will; bey
„diesem würde es sehr unvorsichtig seyn, durch die
„Wahrheit seine Ehrbegierde zu reizen. Da-
„durch, daß ich diesen Fall ausnehme, widerspre-
„che ich meinem Satze gar nicht. Eine andre
„Sprache ist diejenige, die ich in Gesellschaften,
„und im gemeinen Leben rede, da kann ich, da
„soll ich die Wahrheit sagen; eine ganz andre
„Sprache aber ist der stylus curiæ, da muß ich
„dem Herkommen gemäß reden, oder, welches ei-
„nerley ist, ich muß den Richter zu eben der Zeit,
„da ich ihm zeige, daß er ein Schelm ist, versi-
„chern, daß ich ihn für einen unpartheyischen, für
„den billigsten Mann halte.

„Damit ich dasjenige deutlicher mache, was
„ich hier gesagt habe: so will ich ein paar Briefe

ein-

„einrücken, wo man dem Richter sagt, daß man „ihn bestechen will. Ein jeder setze sich an die „Stelle des Richters, und prüfe sich, was er in „diesem Falle werde gethan haben.„

Mein Herr,

Ich will es Ihnen aufrichtig gestehn: Die Klagen, die mein ehmaliger Mündel wider mich erhoben hat, ist leider gegründet genug. Ich habe einen ziemlichen Theil seines Vermögens theils verwahrloset, theils an mich gebracht. Vielleicht wäre ich wenigstens vorsichtiger gewesen, wenn ich nicht die Absicht gehabt hätte, meine Tochter an ihn zu verheirathen. Dieses würde meine Sache, und meine Rechnungen, gerechtfertigt haben. Mein Fehler ist es nicht, daß sich diese Ehe zerschlagen hat. Inzwischen bin ich unglücklich, daß ich über eine Sache angegriffen werde, da ich mich nicht vertheidigen kann. Es würde mir dieser Zufall noch empfindlicher seyn, wenn ich mit einem Richter zu thun hätte, der zu gewissenhaft wäre, sich bestechen zu lassen. Ich freue mich unendlich, mein Herr, daß Sie es nicht sind. Sie haben den Ruhm in der ganzen Stadt vor Sich, daß Sie zuerst auf Ihren Vortheil, und hernach auf Ihrer Clienten Sache sehen. Sie werden mir nicht ungütig nehmen, daß ich hier eine Sache gegen Sie erwähne, die Sie, meines Wissens, niemals heimlich gehalten haben. In der That ist

es

es auch für Sie kein Fehler. Und wäre es ja ein Fehler, ſo würde die Schuld auf diejenigen fallen, welche Sie in dieſes Amt geſetzt, da Sie ihnen nicht haben unbekannt ſeyn können. Mit einem Worte, es iſt hier etwas zu verdienen. Mein Advocat, ein Mann, welcher wohl verdiente, Ihr Nachfolger zu ſeyn, iſt überzeugt, daß ich eine ungerechte Sache habe, und dennoch getraut er ſich, durch Deren gütige Vermittelung den Proceß wenigſtens zwölf Jahre aufzuhalten, wenn ich tauſend Thaler Gebühren dran wagen wollte. Dieſer Vorſchlag ſcheint mir, unter uns geſprochen, etwas eigennützig zu ſeyn. Ich habe es anders ausgerechnet. Von dieſen tauſend Thalern würden ungefähr dreyhundert Thaler an Sie, als Richter, kommen; Sie ſollen aber fünfhundert davon haben. Zweyhundert ſende ich Ihnen hiermit auf Abſchlag, die übrigen dreyhundert bekommen Sie ſofort, wenn ich den Proceß ohne Weitläuftigkeit gewonnen habe. Ich rede mit einem Manne von Erfahrung; es wird mir alſo nicht ſchwer, Ihnen die Billigkeit meines Suchens verſtändlich zu machen. Nehmen Sie es immer ohne Bedenken an. Sie, mein Herr, können an Ihrem ehrlichen Namen nichts weiter verlieren; ich aber kann einen Proceß dadurch gewinnen. Ich verlaſſe mich auf Ihre billige Einſicht, und bin,

Mein Herr,

Ihr Diener.

Hoch-

Hochgeehrter Herr Commissar,

Es ist weiter nichts, als eine Zumuthigung von meinen Unterthanen, welche sich durch den Eigennutz eines ungewissenhaften Advocaten haben aufwiegeln lassen. Die Sache ist in der That durch die Länge der Zeit, und die Bosheit meiner Gegner sehr verworren. Ich bin erschrocken, da ich gehört habe, daß die Commission an Sie ausgebracht worden ist, weil ich weis, daß Sie Sich vielleicht zu allen, nur zu keinem Commissar, schicken. Man hat mir von Ihrer Ungeschicklichkeit, und Unwissenheit so viel besondre Umstände erzählt, daß ich untröstbar seyn würde, wenn man mich nicht zugleich versichert hätte, daß man Sie mit einer Bouteille Wein, und einer Hand voll Dukaten zu allem vermögen könnte, was man verlangt. Ich bediene mich dieses Mittels desto lieber, da ich es nicht misbrauche, sondern Ihnen nur die Billigkeit meiner Sache deutlich zu machen suche, welche Sie ausserdem so wenig verstehn. Ich erwarte Sie auf den Sonntag bey mir; meine Pferde sollen Sie abholen. Wir wollen uns mit einander satt trinken, und die Sache dabey überlegen. Damit Sie sehen, wie erkenntlich ich seyn will: so mache ich hier einen Anfang mit einem Duzend Dukaten. Es soll nicht das letzte seyn, so Sie von mir bekommen, und für Ihre Küche will ich sorgen, so lange die Jagd währt.

Sie,

Sie, mein Herr, denke ich doch wohl noch satt zu machen. Ich erwarte Sie also gewiß, und hoffe sodann gegen die Gebühr einen beyfälligen Bericht von Ihnen zu erhandeln, bin im übrigen,

Mein Herr,

Ihr Diener.

Hochzuehrender Herr Kammerrath,

Ich habe gehört, daß Ihnen mein Kläger heute früh ein Väßchen Austern geschickt hat. Der dumme Teufel! Er weiß noch nicht recht zu leben, wenigstens verstehe ich die Praxin besser, als er. Austern ohne Wein sind ein ungesundes Essen. Ich habe die Ehre, Ihnen mit einem Feuillet Burgunder aufzuwarten, welchen der Ueberbringer dieses bey Ihnen abzuladen Befehl hat. Ich hoffe, Sie werden nunmehr nicht einen Augenblick mehr zweifeln, daß meine Sache die gerechteste sey; und ich glaube, daß es heute nur Ihr Scherz gewesen, da Sie bey der Ankunft der Austern gegen meinen Advocaten gedachten, daß Kläger wirklich viel vor sich habe. Sollten Sie wider Vermuthen bey der Sache noch einigen Zweifel finden: so steht beym Austrage derselben noch ein Korb

Champagner zu Diensten. Ich thue alles, was möglich ist, Ihnen die Augen zu öffnen. Fällt es Ihnen etwas schwer, den Abschied zu machen: so trinken Sie nur ein paar Boutellien von meinem Weine. Ich stehe Ihnen dafür, die rationes decidendi werden sich sodann von sich selbst geben. Unter Erwartung, daß der Burgunder seine gute Wirkung thun werde, verharre ich mit aller Hochachtung

Hochzuehrender Herr Kammerrath,

Dero

ergebenster Diener.

Gnädige Frau Amtmannin,

Der Teufel ist wieder einmal mit euerm Herrn gar los. Das bischen Dahlen wird doch den Hals nicht kosten sollen! Das Mensch sieht gut aus, es ist wahr, und ich traf sie auf der Panse allein an; und da habe ich nun so etwan mit ihr geschäkert. Gewiß, Frau Amtmannin, weiter habe ich nichts gethan, oder doch nicht viel mehr. Darüber hätte meine Frau nicht sollen ein solches Larmen machen. Ich kann ja nichts dafür, daß

sie

sie häßlicher aussieht. Eine runde derbe Magd ist mir freylich lieber. Wir Bauern, wir haben Fleisch und Blut eben so gut, wie vornehme Leute. Und wenn man über so ein bischen Ehebrechen den Kopf verlieren soll: so möchte ich wissen, wie unser gnädiger Herr Amtmann seinen Kopf so lange durchgebracht hat. Mit einem Worte, Frau Amtmannin, ich sehe die Karte wohl. Mein Gütchen sticht euern Herrn in die Augen. Wißt ihr was? ganz kriegt ers so nicht; ich will was übriges thun, es soll mir nicht drauf ankommen. Schelme muß man schmieren. Die Wiese hinter euerm Vorwerke hat der Herr Amtmann schon lange gern von mir haben wollen. Ich will sie ihm geben; sie ist unter Brüdern zweyhundert Thaler werth. Ich will thun, als wenn ich sie ihm verkaufte. Da bleibt alles hübsch in seiner Ordnung. Aber darnach muß er mir auch das arme Mensch aus dem Gefängnisse lassen davon springen. Ich will sie schon wegbringen, daß sie nimmermehr wieder ins Amt kommen soll. Ueberlegt es immer, gnädige Frau Amtmannin, ich dächte nun so, es wäre ein Vorschlag zur Güte. Auf diese Art kriegt ihr die Wiese, und die Unkosten; und wenn ich zum Schwure käme, sagte mein Advocat, so kriegtet ihr nichts. Lest euch aus, was ihr wollt. Ich nähme die Wiese, wenn ich an eurer Stelle wäre. Gestern habe ich geschlachtet, da schicke ich euch ein halbes Rind, das mag ein gutes Wort für mich einlegen. Kurz und

gut, Gnädige Frau Amtmannim, befehlt euerm Herrn, daß er mich ungeſchoren läßt. Er mag immer einmal durch die Finger ſehn; er hat es ja beym Schulzen auch gethan. Lebt wohl, Frau Amtmannim. An die Panſe will ich gedenken. Seht immer, wie ihr mir dasmal raus helft. Braucht eure Tochter etwan einen Stein Flachs? Wie geſagt, lebt wohl. Ich bin,

Gnädige Frau Amtmannin,

Euer Hanns.

„Ich will meine Leſer nicht fragen, was ſie in „dem Falle thun würden, wenn ſie an des Rich„ters Stelle wären, und dergleichen Briefe er„hielten, wie diejenigen ſind, die ich hier ange„führt habe. Ich wenigſtens würde mich ſehr „leicht entſchließen; und wenn ich einen noch ſo „ſtarken Trieb empfände, mich beſtechen zu laſſen:

ſo

„ſo würde ich mir bey einem dergleichen unvorſich-
„tigen Antrage doch Gewalt anthun, und Wieſe,
„und Wein, und Geld, mit einer gerechtigkeitlie-
„benden, und unpartheyiſchen Mine verachten, um
„meinen guten Namen zu retten, und bey einer
„beſſern Gelegenheit noch einmal ſo viel zu verdie-
„nen. Ein vernünftiger Client, er habe nun ei-
„ne gerechte oder ungerechte Sache, wird weit be-
„hutſamer gehn, und ſeinen Zweck auch weit eher
„erlangen. Die Leidenſchaften der Richter ſind
„wie die Leidenſchaften andrer Menſchen. Den
„Beyfall eines dummen Mäcenaten werde ich mir
„nicht leichter erwerben, als wenn ich von der
„Bewunderung rede, zu der ſein Verſtand alle
„Welt zwingt. Keine Verführungen ſind dem
„Frauenzimmer gefährlicher, als wenn man ihnen
„von dem Werthe ihrer Tugenden, von ihrer
„edlen Grauſamkeit, und von unſern unſträflichen,
„und ehrliebenden Abſichten vorprediget. Ein ei-
„gennütziger, und partheyiſcher Richter nimmt un-
„ſer Lob mit offnem Munde an, wenn wir ihm
„mit der Hochachtung ſchmeicheln, die ſeine vor-
„gegebne Billigkeit und Unpartheylichkeit verdie-
„nen. Er fühlt es zwar, daß wir nicht wahr
„reden; unſre Unwahrheit aber thut ihm ſo
„wohl, daß er ſich Mühe giebt, zu glauben, es
„ſey unſer Ernſt; daß er ſich nach und nach ſelbſt
„zu bereden ſucht, er ſey wirklich der billige, und
„unpartheyiſche Mann, von dem wir reden. Er
„ſinnt bey ſich auf eine Entſchuldigung, wie er das

„Verfahren rechtfertigen könne, wenn er unſer Ge-
„ſchenk annehmen wollte. Er ſieht, daß es weniger
„verdächtig ſeyn würde, wenn unſre Sache gerecht
„wäre; er giebt ſich alſo Mühe, unſre Sache ge-
„recht zu finden. Er wendet ſie ſo lange von ei-
„ner Seite zur andern, bis er eine gute Seite fin-
„det; an dieſe hält er ſich. Er entſchuldiget die
„verdächtige Seite, er bearbeitet ſich endlich, zu
„glauben, daß unſre ganze Sache gerecht ſey, und
„erfreut ſich über dieſe Entdeckung. Nunmehr
„macht er ſich ein Gewiſſen daraus, unſre gerech-
„te Sache unvertheidiget zu laſſen. Seine theure
„Amtspflicht iſt nun die vornehmſte Triebfeder,
„die ihn nöthigt, ſich unſrer anzunehmen; die Ge-
„ſchenke aber ſind ein ganz kleiner Nebenumſtand,
„den er aus lauter Begierde zur Gerechtigkeit
„ſchon anfängt zu vergeſſen. Wenigſtens ſieht
„er es nur als eine kleine Erkenntlichkeit an, die wir
„ſeiner Unpartheylichkeit ſchuldig ſind, und die er
„ohne Bedenken annehmen kann, weil unſre Sa-
„che allein die gerechte Sache iſt. Wie viel ha-
„ben wir gewonnen, wenn wir unſern Richter ſo
„weit bringen können, daß er ſich Mühe giebt, ſich
„ſelbſt zu betrügen; daß er vergißt, er ſey beſto-
„chen! Wie nachdrücklich wird er uns unterſtü-
„tzen, wenn er uns mit einer innerlichen Ueberzeu-
„gung unterſtützt! Würden wir dieſen große
„Endzweck wohl erlangt haben, wenn wir ihn
„nicht kunſtmäßig beſtochen hätten?

Dan

„Damit es meinen Lesern bey diesen so unent-
„behrlichen Wissenschaften nicht an Exempeln feh-
„le: so will ich deren ein paar hier einrücken. Es
„wird sie ein Jedweder nach seinen Umständen ein-
„zurichten, und zu verändern wissen.

Mein Herr,

Ich empfinde das Unglück, welches alle redliche Vormünder empfinden, wenn sie undankbare Mündel heran gezogen haben. Ich habe mir wegen meines jungen Vetters weder eine Unachtsamkeit, noch einige Untreue vorzuwerfen; ich habe sein Vermögen redlich, wenigstens so gut, als das meinige, besorgt. Desto mehr muß es mich kränken, da ich erfahre, daß dieser junge unbesonnene Mensch bey Ihren Gerichten Klage wider mich erhoben hat. Durch einen Zufall, den ich nicht habe vermeiden können, sind ein großer Theil meiner Privatrechnungen verlohren gegangen, durch welche ich meine Unschuld darthun, und den muthwilligen Zumuthigungen meines Mündels vorbeugen könnte. Es würde mich dieses unruhig machen, wenn ich mit einem andern Richter zu thun hätte, als mit Ihnen, mein Herr. Wie glücklich bin ich, da ich weiß, daß mein guter Name, meine zeitliche Ruhe, von der weisen Einsicht eines Man-

nes abhänget, welcher sich seit so vielen Jahren den Ruhm verdienet hat, daß er der gerechteste Mann sey! Sie wissen es, mein Herr, und Sie haben die traurigste Erfahrung selbst gehabt, wie empfindlich es einem rechtschaffnen Vormunde sey, dergleichen undankbare Vorwürfe von der ausschweifenden Jugend anzuhören. Erinnern Sie Sich einmal dieser Erfahrung, und haben Sie Mitleid mit mir. Eine nachdrückliche Zuredung von Ihnen wird diesen jungen Menschen, der von Natur nicht boshaft, sondern nur verführt ist, gar leicht wieder in Ordnung bringen. Sein Advocat wird sich seines Unternehmens schämen müssen, wenn er aus Ihren Vorstellungen sieht, daß Sie, mein Herr, sein Beginnen verabscheuen. Sie werden mich hierdurch mit einemmale aus einer Unruhe reißen, welche mich viele Jahre hindurch beängstigen, und mir viel Unkosten verursachen könnte. Viele hundert Thaler würden kaum zureichend seyn, mich eines Anspruchs zu entschütten, welcher mir durch den Verlust meiner Rechnungen sehr gefährlich wird. Es ist nichts billiger, als daß ich Ihnen eine kleine Versichrung meiner Erkenntlichkeit gebe. Da ich durch Ihre gütige und vielvermögende Vermittelung so viel hundert Thaler ersparen kann: so sind beyliegende zweyhundert Thaler nur ein geringer Anfang derjenigen Schuld, die ich abzutragen mir vorgenommen

men

men habe. Ich beſchwöre Sie bey Ihrer Amtspflicht, bey Ihrer Begierde, unrechtleidenden Perſonen beyzuſpringen, bey dem Ruhme, den Sie Sich bey aller Welt erworben haben, daß Sie ein Feind aller ungerechten Bedrängungen, und koſtbaren Rechtshändel ſind, bey der Hochachtung, die ich, und die ganze Stadt für Sie hege, beſchwöre ich Sie; betrüben Sie mich dadurch nicht, daß Sie dieſer meiner guten Abſicht eine unrechte Deutung geben. Sehen Sie dieſe Kleinigkeiten nicht als etwas an, das mir gehört; ſehn Sie es vielmehr als einen Theil desjenigen an, was Sie durch Ihre Bemühung den Klauen meines ungerechten Gegners entreißen. Dieſer unbillige Menſch würde mir es mit Gewalt abgepreßt haben. Muß ich mich alſo nicht freuen, wenn ich es in den Händen eines rechtſchaffnen Mannes wiſſen kann, welcher es nur anwendet, das Armuth zu unterſtützen, und unrechtleidenden Perſonen beyzuſpringen? Nehmen Sie es zu dieſem großen Endzwecke an; glauben Sie, daß niemand ſo begierig iſt, erkenntlich zu ſeyn, als ich es bin; retten Sie mich aus den Händen eines eigennützigen Gegners, und erſparen Sie einem jungen unbeſonnenen Menſchen die Schande der Undankbarkeit. Hemmen Sie dieſen Rechtshandel, oder zum mindeſten helfen Sie mir ohne Weitläuftigkeit zu dem Rechte,

das ich habe, und doch ſchwer beweiſen kann. Von einem ſo erfahrnen, gelehrten, und rechtſchaffnen Manne, als Sie ſind, mein Herr, iſt dieſes noch das wenigſte, was ich erwarten kann. Von mir erwarten Sie Hochachtung und Dankbarkeit, ſo lange ich lebe. Ich bin,

Mein Herr,

Der Ihrige.

Hochgeehrteſter Herr Commiſſar,

Meine unruhigen Bauern haben wenig gewonnen, daß ſie die Unterſuchung an Sie ausgebracht haben. Meine Sache hätte in keine glücklichern Hände, als in die Ihrigen, fallen können, da Sie ein Mann ſind, der Einſicht, Erfahrung, und Billigkeit hat. Verzeihen Sie mir ein Lob, das ich Ihnen nicht unter die Augen ſagen ſollte, da ich Ihre Beſcheidenheit kenne. Es iſt das erſtemal, daß ich die Ehre habe, an Sie zu ſchreiben, und es liegt mir daran, daß Sie wiſſen, wie genau ich Sie dem ungeachtet kenne. In der That ſage ich nichts weiter, als was mich Ihre Obern von Ihnen weit umſtändlicher, und noch weit rühmlicher verſichert haben. Darf ich es wohl geſtehen, daß ich hohen Orts ſelbſt Anlaß gegeben habe, Sie zum Commiſſar in dieſer Sache zu erbitten? Vielleicht iſt Ihnen die Arbeit

ſehr

sehr beschwerlich; aber entschuldigen Sie immer meine Freyheit. Rechtschaffne, und geschickte Männer, wie Sie sind, sucht man auch wider ihren Willen. Die Sache ist durch die Länge der Zeit, und die Bosheit der Gegner in der That sehr verworren; aber desto nöthiger ist mir der Beystand eines so unpartheyischen Richters. Ich verursache Ihnen Mühe, für die ich gewiß erkenntlich seyn werde. Sollten Sie etwan baaren Verlag, oder sonst Aufwand nöthig haben: so übersende ich hier ein Dutzend Dukaten. Dem ungeachtet erwarte ich Ihre Liquidation vollständig. Bey einer so ausserordentlichen Arbeit, als diejenige ist, müssen Sie durch Ihren Fleiß und Unpartheylichkeit den geringsten Schaden nicht leiden. Ich würde sehr gern sehen, wenn ich noch vor dem Termine aus der Sache mündlich mit Ihnen sprechen könnte. Meine Pferde sollen Sie abholen. Ich höre, Sie sind ein Liebhaber von der Jagd; halten Sie Sich ein paar Tage bey mir auf, wir wollen uns wohl vergnügen. Ich sende Ihnen einen kleinen Frischling. Sehn Sie einmal, ob es sich nicht der Mühe verlohnt, sie zu schiessen. Ich erwarte Sie gewiß. Einen freundlichen Wirth, und ein gutes Glas Wein sollen Sie finden. Ich bin mit der aufrichtigsten Zuneigung,

Mein Herr,

Ihr Diener.

Diese

„Dieſe beiden Briefe ſagen in der That eben „dasjenige, was die ſagen, welche ich oben einge„rückt habe. Sie drücken es nur auf eine feinere „Art aus; und ein Richter muß in der That ſehr „unempfindlich, oder ganz alträtriſch ſeyn, wenn „er ſich nicht auf dieſe Art gewinnen läßt.

„Es giebt noch eine feinere Art, den Richter „zu beſtechen. Dieſes geſchieht im Spielen. „Ein Client hat viel gewonnen, wenn er es dahin „bringen kann, daß er mit ſeinem Richter ein ho„hes Spiel ſpielt. Ein Richter, der ſich ſo weit „verläugnen kann, daß er Geſchenke nimmt, wird „gemeiniglich auch bey dem Spiele eigennützig „genug ſeyn. Alsdann erfodert es die Klug„heit, daß wir ſo viel verſpielen, als nur mög„lich ſeyn will. Wir wagen nichts, wenn er unſre „Abſichten auch merkt. Es iſt deſto beſſer für „uns. Er kann keinen anſtändigern Vorwand „haben, unſer Geld an ſich zu bringen, als durch den „Gewinnſt; er ſucht aber auch weiter nichts, als „einen anſtändigen Vorwand, und iſt wegen der „Abſichten unbekümmert, in denen wir es verſpie„len. Wir werden wohl thun, wenn wir ihm „das Geld, das er gewonnen hat, nicht gleich be„zahlen. Man ſchickt es den nächſten Morgen „darauf, und thut, als ob man ungewiß wäre, wie „viel man eigentlich verſpielt habe. Bey dieſer „Ungewißheit bekömmt man Gelegenheit, ihm „noch einmal ſo viel zu ſchicken, als er bekommen ſollte.

„ſollte. Ich würde ungefähr dieſen Brief dazu „ſchreiben.„

Mein Herr,

Sie werden ſich nun nicht mehr wundern, wenn ich Ihnen die Urſache ſage, warum ich geſtern Abends in einer beſtändigen Zerſtreuung geſpielt habe. Der Advocat meines Gegners iſt bey mir geweſen, und hat mich ſo lange aufgehalten, bis ich zu Ihnen gieng. Der ungewiſſenhafte Mann! Seine Bosheit hat neue Waffen erdacht, mich nieder zu werfen. Bey der gerechteſten Sache, die ich habe, kann ich doch der unglücklichſte Mann werden. Er macht gar kein Geheimniß daraus, daß er nicht eher ruhen will, bis er mich ganz mürbe gemacht. Seine Wut geht ſo weit, daß er ſelbſt Sie, mein Herr, nicht ſchonet, und in allen Geſellſchaften ungeſcheut vorgiebt, Sie wären der einzige, der ſich einkommen ließ, ihn an ſeinem Rechte zu hindern. Ein ſolcher Vorwurf muß einen gerechten und unpartheyiſchen Mann, wie Sie ſind, mehr vergnügen, als kränken. Sie alſo, mein Herr, ſind nach dem Bekenntniſſe Ihrer und meiner Feinde noch der einzige, der meine gute Sache unterſtützt. Wie glücklich bin ich, wenn Sie die

Gütig-

Gütigkeit haben, und sich derselben ferner annehmen! Es muß Ihnen natürlich seyn, dieses zu thun, da Sie ein so billiger Mann sind. Wenigstens würden es meine Feinde für eine Frucht ihrer Drohungen halten, wenn Sie anfiengen, derselben mit wenigerm Eifer Sich anzunehmen. Nein, das läßt sich von Ihnen gar nicht denken. Meine gerechte Sache, und mein gerechter Richter lassen mich dabey ganz ruhig seyn. Ich bin mit unveränderter Hochachtung,

Mein Herr ꝛc.

N. S. Hier übersende ich meine gestrige Spielschuld. Meine Zerstreuung ist so groß gewesen, daß ich vergessen habe, wie viel sie eigentlich betragen. War es mehr, so bitte mir es zu melden; ich werde es mit Danke zahlen.

„Wäre der Richter wider Vermuthen so groß-
„müthig, und wollte das Uebrige zurück schicken:
„so traue ich einem Jeden zu, daß er so viel Er-
„findung haben wird, wahrscheinlich zu behaup-
„ten, es sey wirklich so viel gewesen. Leute, die
„begierig sind Geld zu nehmen, machen es uns
„nicht sauer, wenn wir sie überführen wollen, daß
„sie schuldig sind, es anzunehmen.

„Ich

„Ich will hier eines Fehlers gedenken, den vie-
„le Clienten begehn, wenn sie dem Richter ihre
„Sache empfehlen. Sie haben in der That die Ab-
„sicht, erkenntlich zu seyn, wie man es nennt, oder,
„legal zu reden, die Richter zu bestechen. Sie ver-
„sichern ihn dessen so wohl mündlich, als schriftlich;
„sie geben ihm aber weder mündlich, noch schriftlich
„etwas. Dieß ist ein großer Fehler! Et formu-
„la cadunt, sagt der Jurist, welches der gemeine
„Mann von Wort zu Wort also ausdrückt: Wer
„nicht gut schmiert, fährt nicht gut! So behutsam
„man seyn muß, einem Richter zu sagen, was
„man denkt: so ungeschickt ist es doch, ihn nur
„mit Versprechungen aufzumuntern. Männer,
„die die Gerechtigkeit verauctioniren, müssen baa-
„res Geld sehen, oder sie sehn gar nichts. Wie
„wollen wir ihnen zumuthen, daß sie, was wir
„wünschen, thun, und sich nur auf unsre Groß-
„muth verlassen sollen? Trauen wir ihnen viel-
„leicht nicht, und glauben wir, daß unser Ge-
„schenk etwan vergebens angebracht seyn möchte?
„Es ist möglich; aber dergleichen Mistrauen müs-
„sen wir nicht an uns merken lassen, oder der
„Schade ist unersetzlich, den wir uns zuziehn.
„Wir müssen bey dem Richter etwas wagen, da
„wir etwas bitten; der Richter hat nicht Ursache,
„bey uns etwas zu wagen. Was soll der Richter
„für einen Vorwand haben, uns an unser Ver-
„sprechen zu erinnern, wenn er gethan hat, was
„wir wünschten, und wir das nicht erfüllen, was

„wir

„ wir ihm versprochen? Ich will ein Formular von „ einem dergleichen leeren Briefe hier einrücken, um „ meine Leser wohlmeynend davor zu warnen. „

Hochzuehrender Herr Rath und Amtmann,

Ich hoffe meine gerechte Sache wird bey dem letztern rechtlichen Verfahren so deutlich geworden seyn, daß ich mir nichts gewissers versprechen kann, als einen guten Ausgang des Processes. Inzwischen weiß ich, wie viel auf Sie ankömmt, um die Cabale meines Gegners zu zernichten, welcher so boshaft ist, zu wünschen, daß die Sache wenigstens sehr spät verlohren werde, wenn er sie ja einmal verlieren müsse. Ich verlasse mich auf Ihre gute Vermittelung, und auf den Ruhm, den Sie als ein gerechter Mann haben. Die ausserordentlichen Bemühungen, die ich Ihnen dadurch verursache, verdienen meine ganze Erkenntlichkeit. Ich wage es noch nicht, itzt einen Anfang damit zu machen, da ich wohl weiß, wie empfindlich ein Mann von Ihrem Charakter seyn muß, wenn ihm etwas angeboten wird, das ihn verdächtig machen könnte, weil andre die guten und billigen Absichten nicht wissen. Helfen Sie mir aus diesem beschwerlichen Handel. Da ich Ihnen auf diese Art so viel Mühe mache, und Ihnen eine Last auf-

aufbürde, die ich nicht von Ihrem Amte, ſondern nur von Ihrer Freundſchaft erlangen kann: ſo iſt es weiter nichts, als nur ein geringer Anfang meiner Erkenntlichkeit, wenn ich Ihnen die Verſicherung gebe, daß ich nach völliger Beendigung der Sache Ihnen wenigſtens mit funfzig Dukaten aufwarten, und über dieſes mich für einen beſtändigen Schuldner von Ihnen erkennen werde. Ich überlaſſe mich Ihnen mit dem größten Vertrauen, und bin unausgeſetzt,

Hochzuehrender Herr Rath und Amtmann,

Ihr

ergebenſter Diener.

„Ein dergleichen lediger Brief ohne Saft und „Kraft, und ohne den geringſten bündigen Beweis, „verdient eine Antwort, wie etwan die folgende iſt.

Mein Herr,

Ich werde mich freuen, wenn Ihre Sache ſo beſchaffen iſt, daß ſie zu Ihrem Vortheile ausſchlagen muß. Ich werde nichts thun, als was die Gerechtigkeit erfodert, um das Vertrauen zu verdienen, ſo Sie gegen mich äuſſern. Kläger hat aller-

dings viel vor sich, das werden Sie selbst nicht läugnen können. Indessen will ich keinen Fleiß sparen, Ihre Hoffnung, so gut es möglich seyn will, zu erfüllen, und mich bey Ihnen von einem empfindlichen Verdachte zu rechtfertigen, als wäre ich auf die Gerechtigkeit der Sache nur alsdann erst aufmerksam, wenn man mir eine Belohnung von ferne weist. Wodurch habe ich bey Ihnen ein so bittres Compliment verdient? Sie hätten es nicht thun sollen, mein Herr; und ich muß gestehn, daß mich Kläger in diesem Stücke besser kennt. Aber es sey drum; dem ungeachtet will ich Ihnen zeigen, daß diese kleine Beleidigung mich nicht hindert, mit aller Ergebenheit zu seyn,

Mein Herr,

Ihr Diener

" " " " "

„Wir ersparen dem Richter die Mühe, roth „zu werden, und uns viel beschwerliche Compli„mente und Krümmungen, wenn wir ihn beite„chen, ohne ein Wort im Briefe davon zu sagen. „Es ist auch dieses Mittel das bescheidenste, und „für den Richter das sicherste, da er kein Bedenken „haben kann, unsern Brief allen zu zeigen, die ihn „sehen wollen, weil sie doch nur den Brief, und „nicht dasjenige sehen, was im Briefe gelegen „hat.

„hat. Seine Antwort an uns iſt ihm deſto we-
„niger gefährlich, weil nur wir ſie verſtehen, und
„ſie für den dritten Mann ein Räzel bleibt. Wenn
„ich alſo meine gerechte Sache durch ein paar
„Dutzend Dukaten begreiflich machen wollte: ſo
„würde ich ſie ungefähr mit dieſem Briefe über-
„ſenden.„

Herr Commiſſar,

Mein Agent hat mir gemeldet, daß Sie Sich entſchloſſen haben, in meiner Sache des nächſten Bericht zu erſtatten. Ich empfehle Ihnen nochmals alles aufs beſte. Ich verlange weiter gar nichts, als was die Gerechtigkeit haben will. Es würde ganz vergebens ſeyn, mehr von Ihnen zu fodern; aber ich kann ruhig ſeyn, da ich Sie bey dieſer Gelegenheit habe als einen Mann kennen lernen, der billig und einſehend iſt. Alles, was ich bitte, iſt dieſes, daß Sie die ungegründeten Zumuthigungen meiner Unterthanen in Ihrem Berichte ſo deutlich aus einander ſetzen, und ſo gründlich widerlegen, daß alle, die ihn leſen, eben ſo davon überzeugt werden, als Sie es ſind; und daß dem Gegentheile nichts übrig bleibt, die Sache länger zu verzögern. Mein Agent hat Ordre, den Bericht ſo fort abzuldſen, und, wenn Sie es verlangen, Vorſchuß zu thun. Da Sie mir alle Gelegenheit benommen haben, mich dankbar gegen

Sie zu erzeigen: so kann ich doch wenigstens dieſes nicht geſchehen laſſen, daß Sie meinetwegen Sich in koſtbaren Vorſchuß ſetzen ſollen. Ich bin unverändert,

Mein Herr,

der Ihrige ꝛc.

„Wenn nun ein paar Dutzend Dukaten in „dieſen ſtummen Brief gelegt worden: ſo kann „ihn der Herr Commiſſar ganz ſicher alſo beant„worten:

Gnädiger Herr,

Sie beſitzen die Geſchicklichkeit, Ihre gerechte Sache ſo deutlich und überzeugend vorzutragen, daß man nicht einen Augenblick anſtehen kann, Ihrer Meynung beyzupflichten. Ich habe, ſo bald ich Ihren Brief erhielt, die Acten noch einmal ſorgfältig durchgeſehn, und finde in der That, daß die Zweifel, die ich mir machte, ſo erheblich nicht ſind, als ich vorher meynte. Der Bericht wird morgen abgehen. Sie können Sich darauf verlaſſen, daß er Ihnen nicht nachtheilig iſt. Ihr Agent hat ihn abgelöſt, und mich genöthiget, zwanzig Thaler Vorſchuß anzunehmen. Gewiß, Gnädiger Herr, Sie ſind gar zu ſorgfältig, und Ihr Agent faſt zu eigenſinnig, daß er über dieſen

Vor-

Vorſchuß nicht einmal Quittung von mir annehmen wollen. Ich werde Gelegenheit ſuchen, die Sache ſo einzurichten, daß Sie Ihre Aufmerkſamkeit und Achtung gegen mich nicht einen Augenblick gereut. Sie haben böſe verſtockte Unterthanen, ein hartnäckiges Volk! Noch bis auf dieſe Stunde habe ich nicht einen Dreyer Commiſſionsgebühren von ihnen bekommen können. Sie ſind eine blinde Heerde, die ſich von ihrem ungewiſſenhaften Advocaten irre führen läßt; fiat juſtitia, pereat ruſticus! Die Leute wollen es nicht beſſer haben. Ich habe meine ſchwere Pflicht auf mir; allen kann ich es unmöglich recht machen. Ich habe Ihrem Agenten im Vertrauen geſagt, wo er ſich wegen des Berichts melden ſoll. Ein guter Bericht braucht dennoch einen guten Vortrag. Ich weiß, gnädiger Herr, Ihnen darf man eine dergleichen Sache nur halb ſagen, ſo verſtehn Sie ſolche ganz. Ich bin mit der größten Ehrfurcht,

Gnädiger Herr,

Deren

unterthäniger Diener

* * * * *

„Das wären also einige Proben, wie man „einen gewinnsüchtigen Richter mit Gelde zahm „machen soll. Allemal aber geht das nicht „an. Es giebt unter ihnen Leute, welche von „ihrer Pflicht so enge Begriffe haben, daß man „ihnen, ungeachtet aller nur möglichen Behutsam„keit, dennoch kein baares Geld anbieten darf, „ohne sie zu beleidigen, und uns ihrer bittersten „Empfindlichkeit auszusetzen. Um deswillen ist „es sehr nöthig, daß man die Denkungsart eines „jeden Richters wohl prüfet, ehe man hier einen „Schritt wagt. Nimmt der Richter kein baares „Geld, so bleiben doch noch hundert Wege übrig, „seine theure Pflicht zu überraschen. Ich kenne „einen Mann, welcher sich gewiß sehr unbändig „anstellen würde, wenn man ihm ansinnen wollte, „funfzig Thaler zu nehmen; und eben diesen ge„wissenhaften Mann will ich mit einem halben Ey„mer Wein weiter bringen, als einen weniger „gewissenhaften Richter mit funfzig Thalern. „Nur das baare Geld hat ein so verhaßtes Anse„hen, und viele sind ihrer Muttersprache so wenig „mächtig, daß sie glauben, das Wort sich beste„chen lassen werde nur in dem Falle gebraucht, „wo ein Richter baares Geld annimmt. Man „mache sich diese Unwissenheit zu Nutze. Es ist „aber nöthig, daß solches mit eben der Vorsicht „geschehe, die ich in dem vorhergehenden mit vie„ler Sorgfalt angerathen habe. Ein geschickter „Client muß so erfindsam seyn, daß er für ein jedes

„Geschenk

„Geſchenk einen anſtändigen Vorwand hat. Da„mit meine Abhandlung auch in dieſem Falle prak„tiſch werde: ſo will ich einige Exempel mittheilen. „Ich habe oben einen Brief eingerückt, wo der „Beklagte die Auſtern ſeines Klägers mit einem „Feuillet Burgunderwein überboten hat. Ich „will dieſes Thema noch einmal annehmen.„

Hochzuehrender Herr Kammerrath,

Mein Freund in Straßburg hat etliche Pieces Burgunderwein an mich ſpedirt, und gebeten, ihm einen Kaufmann dazu zu verſchaffen. Ich ſchicke Ihnen hier zur Probe ein Feuillet, weil ich weiß, daß Sie ein Kenner ſind; Sie werden finden, daß er ſehr gut iſt. Haben Sie die Gütigkeit und trinken ihn auf meine Geſundheit. Können Sie jemanden erfahren, der eine Parthie davon kaufen will: ſo werden Sie meinen Freund und mich Ihnen ungemein verbinden. Ich habe von einem ſichern Freunde aus Hamburg ein paar Väßchen Auſtern bekommen; ſie ſind aber bey itziger warmen Wittrung ſo ſchlecht, daß ich mich ſchämen muß, Ihnen mit ſo elendem Zeuge aufzuwarten. Es iſt mir nicht allein, ſondern allen Kaufleuten ſo gegangen, die mit der letzern Poſt Auſtern erhalten haben. Ich erwarte künftige

Neujahrsmesse etliche Körbe Champagnier, etwas extra feines. Ich bin,

Hochzuehrender Herr Kammerrath,

Deren

ergebenster Diener.

* * * * *

N. S. Wie steht es denn mit dem Processe? Mein Advocat ist gar zu saumselig. Nehmen Sie Sich meiner an, so viel billig ist.

„Etliche Klaftern Holz vor die Thüre des Richters geführt, sie, ohne lange zu fragen, abgeladen, wieder fortgefahren, und sodann erst den Brief übergeben, thut bey einer geringen Sache seine gute Wirkung. Was will ein gewissenhafter Richter in der Angst anfangen, wenn das Holz einmal da liegt, und niemand mehr da ist, der es wieder wegfahren will? Inzwischen muß man doch diesem Geschenke, so geringe es ist, einen gewissen Anstrich geben, damit es einen Werth erhält, und nicht beleidiget. Vielleicht geht es auf diese Art an.„

Mein

Mein Herr,

Es iſt ein Misverſtändniß von meinem Verwalter geweſen, daß er Ihnen im vorigen Herbſte nicht mehr, als eine Klafter Holz, ausgezeichnet hat. Hier ſende ich deren noch viere. Ueber den Preis wollen wir uns auf die Oſtermeſſe vereinigen. Ich bin ohnedem noch Ihr groſſer Schuldner; aber ich werde auf Mittel denken, es nicht länger zu bleiben. Wird denn meine Sache bald zum Berichte reif ſeyn? Ich wünſche ſehr, daß ich endlich aus dem böſen Handel kommen möge. Mein einziger Troſt iſt noch dieſer, daß ich mit einem ehrlichen Manne zu thun habe, der ein unpartheyiſcher Richter, und mein Freund iſt . . .

à propos! ich laſſe ſechs Mitteleichen fällen. Ich habe ſie der Frau Liebſte zu Ihrem neuen Gartenhauſe verſprochen. Aber dafür behalte ich mir die Erlaubniß vor, auf Johanne einen friſchen Hering darinne zu eſſen, wenn es fertig ſeyn wird. Sie ſehn, daß ich nichts umſonſt thue. Den Braten bringe ich ſelbſt mit, und für Wein mag meine Frau ſorgen. Ich bin mit der alten deutſchen Redlichkeit,

Mein Herr,

Ihr guter Freund und Diener

. . . .

„Ich habe einen guten Freund, der seinen „Proceß mit nachstehendem Briefe gewonnen hat. „So wenig gehört vielmals dazu, glücklich zu „seyn, wenn man die schwache Seite des Richters „entdeckt hat, und seinem Geschenke, wenn es auch „das wichtigste nicht ist, ein gutes Ansehen zu ge„ben weiß.„

Hochedelgebohrner Herr,

Hochgeehrtester Herr Doctor,

Man hat mir gesagt, daß Ihnen in Ihrem schönen Münzcabinette noch drey Glockenthaler fehlen. Ich habe die Doubletten davon, und warte Ihnen damit auf. Sie werden mir nicht anmuthen, etwas dafür zu nehmen. Vielleicht haben Sie künftig einmal einige Stücken doppelt, und erlauben mir etwas davon. Weil Sie ein Kenner sind, so bitte ich mir Ihre Gedanken über beyliegende Gemmam aus. Sie soll vom Kaiser Galba seyn. Das Gesicht giebt es, wenn ich anders den Sueton recht verstanden habe. Wäre diese Gemma, was ich glaube, so verdiente sie wohl einen Platz in Ihrer Sammlung. Bey mir wird sie nicht gesucht, weil ich weder auf alte Münzen, noch alte Gemmas viel halte. Ich habe meinem Gerichtsverwalter befohlen, Ihnen diese Stücken selbst einzuhändigen, wenn er sich die Ehre geben wird,

wird, Ihnen meine Leuterungssache bestens zu empfehlen. Die Bauern misbrauchen die Nachsicht der Gesetze. Ich bin unverändert

Ew. Hochedelgeb.

dienstergebenster Diener.

* * * * *

„Ich könnte noch viel andre Exempel anführen, wie man seine Geschenke an den Richter „bringen müsse, ohne den Wohlstand zu beleidigen. „Aber dieses mag inzwischen genug seyn, weil ich „itzt nicht Willens habe, eine weitläuftige Abhandlung, sondern nur einen Versuch von der Kunst „zu bestechen zu schreiben.

„Ich wollte wünschen, daß ich gewisse Regeln „geben könnte, wie eigentlich das Verhältniß zwischen der Sache, um derentwillen man den Richter besticht, und zwischen dem Geschenke seyn „müsse. Es ist aber sehr schwer etwas zuverlässiges davon anzugeben, weil die Personen des „Richters, und des Clienten oft ein andres Verhältniß ausmachen, und weil noch öfter darauf „gesehen werden muß, wie verzweifelt unsre Sache schon ist, die wir retten wollen.

„Die Hauptregel ist wohl diese, daß man lieber zu viel, als zu wenig, thue. Bey einem Rich-

„ter,

„ter, der nicht gar zu niederträchtig ist, muß we-
„nigstens fünf pro Cent von dem Werthe der Sa-
„che gerechnet werden, die wir erlangen, oder ret-
„ten wollen. Bey einem hungrigen Richter kann
„man auch wohl weniger thun. Kleinigkeiten
„sind von Zeit zu Zeit nöthig, um uns bey dem
„Richter in gutem Andenken zu erhalten; aber
„man muß sie oft wiederholen, und sich nicht zu
„sehr darauf verlassen. Wie auf dem Lande alles
„wohlfeiler ist, als in großen Städten: so ist es
„auch mit der Gerechtigkeit. Man hat mir ei-
„nen Gerichtsverwalter genannt, welcher sich mit
„einer Kanne Butter blind machen läßt; bey uns
„ist kaum ein Faß zureichend.

„Weil ich einmal auf die Bestechung mit Vik-
„tualien komme: so will ich eine ungefähre Tax-
„ordnung machen, wie man sich dabey zu verhal-
„ten hat.

„Wir wollen voraussetzen: der Besitzer ei-
„nes mittelmäßigen Landgutes von zwölftausend
„Thalern wird in Anspruch genommen, daß er
„solches durch ein falsches Testament an sich ge-
„bracht habe. Damit man nun eine Mitteltaxe
„nehmen darf, so soll der Proceß in einer kleinen
„Stadt anhängig seyn. Ich setze auch voraus,
„daß des Beklagten Sache ziemlich ungerecht sey.
„Auf diese bestimmten Fälle würde ich die Taxord-
„nung etwan so einrichten:

„I.)

„1.) bey Insinuation der Klage, dem Amts-
„boten einen halben Gulden, und ein Glas Brandt-
„wein. Es ist bekannt, wie viel Einfluß vielmals
„der kleinste Diener der Gerechtigkeit in einer Sa-
„che hat.

„2.) bey der Litiscontestation, der Frau
„Amtmanninn einen Scheffel Waizen, einen Trut-
„hahn, und einen Schinken.

„3.) binnen der Zeit, als rechtlich verfahren
„wird, erhält man den Richter durch verschiedne
„kleine Gefälligkeiten in der Aufmerksamkeit.
„Man richtet sich nach der Jahrszeit; der mittlere
„Preis ist eines Gulden werth.

„Nota bene! Den Gerichtsactuar nicht zu
„vergessen!

„4.) bey Versendung der Acten zum Ver-
„spruche Rechtens würde ich höchstens ein paar
„Scheffel Haber, und mehr nicht geben. Es
„kömmt dabey auf den Unterrichter so gar viel
„nicht an, und dennoch muß man ihn in Odem
erhalten.
„

„5.) bis zum Gegenbeweise, wie Nu. 3.

„6.) Aber nun geht das Opfern an! Den
„Gegenbeweis lege man einem fettgemästeten Och-
„sen zwischen die Hörner. Man müßte mit einem
„Heiden zu thun haben, wenn ihm bey diesem An-
„blicke das Herz nicht brechen sollte.

„7.)

„7.) der gröſte Vortheil beſteht im Zeugenver
„hören. Auſſerdem daß ein Beklagter ſeine Zeu
„gen noch vor dem Termine gehörig zu zurichte
„wiſſen muß: ſo iſt nöthig, daß man denjenige
„der die Zeugen vernehmen ſoll, die Zunge wo
„löſe. Niemand, als wer eine gute Kenntni
„der praktiſchen Rechte hat, kann wiſſen, wie vi
„bey einer vortheilhaften Zeugenausſage auf ei
„vortheilhafte Frage ankomme. Pecuniam in tem
„pore negligere, maxima ſæpe parſimonia eſt
„oder, wie es im Deutſchen lautet, hier bekömmt d
„Amtmann ſo viel Getreide, daß er noch eine
„Öchſen mäſten kann; und Butter in Meng
„Derjenige, welcher zunächſt unter ihm arbeite
„erhält ein Bällchen feine Leinwand; der dritte
„der Reihe, dergleichen, etwas ſchlechter; und a
„le Schreiber, wie ſie folgen, bekommen ihren A
„theil von der Beute.

„8.) bey dem Verfahren, wie bey der dritt
„Numer; aber doppelte Doſin. Inzwiſchen wi
„zum Urthel beſchloſſen. Erlangt man nun dur
„dieſes Recept ein gutes Urthel: ſo wollte i
„wohl rathen, daß man wegen der künftigen Z
„ten die ganze Richterſtube auf das ererbte, u
„durch Urthel und Recht beſtätigte Landgut bitte
„und bey dem Leicheneſſen der Gerechtigkeit nich
„ſparen möchte, das Wohlwollen des Richters g
„gen uns zu befeſtigen.

„A

„Aus diesem kurzen Plane wird man sehen, „wie man bey dem Fortgange der Sache, oder in „andern Fällen, verfahren müsse.“ Es bezieht sich „dieser Plan nur auf die Taxordnung der Viktua„lien; es versteht sich aber von sich selbst, daß „man in solchen wichtigen Processen zu eben der „Zeit, wo man bey des Richters Frau in der Kü„che seine Nothdurft vorstellig macht, auch in des „Richters Stube durch baares Geld der Sache „den Ausschlag giebt.

„Es sind ausser dem baaren Gelde und den „Viktualien noch andre Arten, einen Richter zu be„stechen. Eine Vorbitte aus dem Munde einer „schönen Frau macht oft einen überzeugendern Ein„druck, als zwanzig alte Rechtsgelehrte. Ich un„terstehe mich in diesem Falle nicht, iemanden et„was zu rathen. Ein Jeder muß wissen, wie em„pfindlich er dabey ist, wie viel ihm daran liegt, sei„nen Proceß zu gewinnen; und wie der Richter „gesinnet sey. So viel bleibt ausgemacht, daß „das Recept probat ist. Ich kenne einen Gerichts„schösser auf dem Lande, der seinem Edelmanne die „Gerechtigkeit abgepachtet, und den seltnen Ruhm „bis diese Stunde behauptet hat, das er gegen alle „Bauern unpartheyisch ist, nur diejenigen ausge„nommen, welche schöne Weiber haben.

„Ich glaube, es ist bey dieser Sache noch ein „Mittel zu treffen. Ein Frauenzimmer kann oft

durch

„durch unschuldige Freyheiten den Eigensinn des „ernsthaftesten Richters brechen. Sollte man „nicht am besten thun, wenn man sich der Will„kühr seiner Frau überließ? Liebt sie uns, so „wird sie das Spiel höher nicht als auf eine er„laubte Coqvetterie treiben, und dem Richter höch„stens unschuldige Freyheiten verstatten; liebt sie „uns aber nicht, ... ja, meine Herren, da kann „ich ihnen selbst nicht rathen; liebt sie uns nicht, „so wird sie immer Gelegenheit finden, zu thun, „was sie will, ohne allemal darauf zu sehen, ob „sie uns einen Proceß damit gewinnt.

„Ohne iemanden bey dieser bedenklichen Sa„che etwas zu rathen, will ich hier ein paar Brie„fe liefern. Der Richter soll von vornehmem, „der Beklagte von geringem Stande seyn. Desto „wahrscheinlicher wird die Sache.„

Hochwohlgebohrner Herr,

Gnädiger Herr,

Ich unterstehe mich noch einmal, Ew. Excellenz die Sache meines Mannes unterthänig zu empfehlen. Die hohen Versichrungen, die Sie mir vor einigen Wochen mündlich gaben, sind durch die Bosheit unsers Gegners fruchtlos gemacht worden. Es muß mir dieses desto empfindlicher

seyn

ſeyn, da ich weiß, daß Ew. Excellenz von der ungerechten Zundthigung des Klägers überzeugt ſind. Man unterfängt ſich nunmehr, meinen Mann auch um deswillen doppelt zu verfolgen, da Ew. Excellenz die hohe Gnade gehabt haben, Ihres Schutzes ihn zu verſichern. Behaupten Sie, Gnädiger Herr, Ihr Anſehn, und zugleich die Gerechtigkeit unſrer Sache. Ich werfe mich Ihnen zu Füſſen; laſſen Sie Sich die unſchuldigen Zähren einer Unglücklichen rühren, welche ſchon in den erſten Wochen ihres Eheſtandes alle die Bitterkeit empfindet, von welcher oft eine Ehe von vielen Jahren ganz befreyet iſt. Das Unglück, ſo meinem Manne droht, zwingt mich, durch mein ungeſtümes Bitten die Gnade Ew. Excellenz zu misbrauchen. Nur dasmal retten Sie uns noch! Wie leicht muß es Ihnen fallen, da Sie ſo großmüthig und gerecht ſind. Ich bin dafür mit der tiefſten Ehrfurcht

Ew. Excellenz

demüthigſte Dienerinn.

„Das verſteht ſich ſchon von ſich ſelbſt, daß „die Verfaſſerinn dieſes Briefs jung und ſchön „ſeyn muß. Auſſerdem wäre es ein ſehr leerer und „trockner Brief. Aber eine ſchöne Unglückliche,

„die sich thränend zu unsern Füssen wirft, die in „den ersten Wochen ihres Ehestandes so viel Ver„folgung unschuldiger Weise ausstehen muß; diese, „deucht mich, verdient noch wohl, daß man ihr „also antworte.„

Madame,

Ihr Unglück rührt mich. Ich habe mir lassen die Acten vorlegen, ich finde aber verschiedne bedenkliche Umstände, die, wie es scheinen will, Ihrem Manne sehr nachtheilig sind. Ich werde mich erfreuen, wenn Sie mich überzeugen können, daß meine Besorgniß ungegründet sey. Eine mündliche Unterredung ist dazu wohl am geschicktesten. Ich bin den ganzen Tag beschäfftigt, früh um sechs Uhr aber werde ich noch ungestört seyn. Ich erwarte Sie in meinem Cabinette. Mein Kammerdiener hat Ordre, Sie durch die Gallerie zu mir zu führen. Fassen Sie einen Muth. Ich wenigstens will thun, was in meinem Vermögen ist. Leben Sie wohl!

„Es setze sich ein Jeder in die Umstände des „Beklagten. Die Sache ist auf dem Wege ge„wonnen zu werden. So viel ist gewiß: wird „der Vorschlag angenommen, so kann er versichert „seyn, daß er in einer Stunde mehr gewinnt, als

„er

„er in zehn Jahren durch die kostbarste Chicane
„nicht erlangt. Soll er seine Frau in das Cabi-
„nett schicken? Was soll ich ihm rathen? Gewiß,
„das weiß ich nicht; so viel weiß ich, daß ich lieber
„Richter, als Beklagter, seyn möchte.

„Wenn man das Wort bestechen im weit-
„läuftigern Verstande, und zwar dafür annimmt,
„daß es eine Kunst sey, durch welche der Kläger
„oder der Beklagte sich der herrschenden Leiden-
„schaften des Richters unmittelbar, oder durch
„andre Personen dergestalt zu bemächtigen weiß,
„daß er ihn auf seine Seite ziehen, und den Pro-
„ceß nach seinen Absichten herum leiten, und zu
„Ende bringen kann, wenn es, sage ich, in die-
„sem Verstande genommen wird: so kann man
„gar wohl behaupten, daß ein Richter auch durch
„die Furcht bestochen werden könne. Es giebt
„deren verschiedne, welche die Welt so wohl ken-
„nen, daß sie sich mehr vor ihren Obern, als vor
„ihrem Gewissen fürchten. Viele müssen stumm
„seyn, um bittre Vorwürfe zu vermeiden; noch
„andre sind in ihrer Wirthschaft gewissen Zufällen
„ausgesetzt, welche sie sehr zahm machen. Von
„einer jeden dieser Arten will ich eine Probe geben;
„ein billiger Client wird sie nicht misbrauchen,
„und kann er es ganz vermeiden, sie gar nicht ge-
„brauchen.„

Mein Herr,

Ich habe gestern Mittags bey Ihro Excellenz, dem Herrn von * * * gespeist. Die Gnade, welche dieselben seit vielen Jahren auf eine vorzügliche Art mir erzeigt, gab mir Gelegenheit, ihnen von der Verdrießlichkeit Eröffnung zu thun, die mir durch den bewußten Hutungsproceß zugezogen wird. Ich war so glücklich, Ihro Excellenz von der Billigkeit meiner Befugnisse durch ein kurzes pro memoria zu überzeugen. Sie wunderten sich, wie bey diesen klaren Umständen die Sache so lange Zeit bey der Commission unerörtert bleiben können. Als ein aufrichtiger Freund von Ihnen, mein Herr, nahm ich Gelegenheit, Ihr Verfahren zu entschuldigen; ich war auch endlich so glücklich, Ihro Excellenz die widrige Meynung zu benehmen, zu welcher sie, wie dieselben sich gegen mich ausdrückten, schon seit einigen Jahren, und bey verschiednen Gelegenheiten gegründete Ursachen bekommen hätten. Haben Sie die Gewogenheit, und beschleunigen den Hauptbericht. Sie sind zu billig, und zu einsehend, als daß Sie ihn zu meinem Nachtheile abfassen sollten. Ich weiß, darauf kann ich mich verlassen. Ich habe Ihro Excellenz Hoffnung gemacht, daß er längstens binnen drey Wochen von Ihnen eingesendet werden würde. Lassen Sie mich in meinem Versprechen nicht fallen; ich werde gewiß in drey Wochen Ihro Excellenz wieder

der aufwarten, und sodann das Vergnügen haben, Ihnen zu melden, wie der Bericht aufgenommen worden ist. Bin ich im Stande, Ihnen höhern Orts zu dienen: so versehn Sie Sich zu meiner Freundschaft aller möglichsten Bereitwilligkeit. Ich verharre u. s. w.

Hochgechrtester Herr Amtmann,

Ich habe gewisse Nachricht, daß meine Feinde sich Mühe geben, einen Befehl zur Revision meiner Casse an Sie auszuwürken. Nun bin ich zwar alle Stunden im Stande, Rede und Antwort zu geben; weil aber dieses Rechnungswesen so weitläuftig ist, weil mir noch verschiedne Belege fehlen, und weil ich aus einer, vielleicht gar zu gefälligen, Nachsicht gegen das Armuth der Contribuenten mich in eine ziemliche verwirrte Restrechnung eingelassen habe: so erwarte ich von Ihrer Freundschaft, daß Sie mir, so bald der Befehl einlangt, unter der Hand Nachricht geben, und mich nicht übereilen. Ich zweifle an dieser Gefälligkeit nicht einen Augenblick, da ich im Stande bin, auf andre Art erkenntlich zu seyn. Sie sind der billigste, der gewissenhafteste Beamte; das gesteht Ihnen jedermann zu. Aber würden Sie wohl ganz gleichgültig seyn, wenn ich unvermuthet zu Ihnen käme, und auf Befehl die Vorlegung der Depositengelder verlangte?

Urtheilen Sie hieraus, wie empfindlich auch dem ehrlichſten Rechnungsführer eine dergleichen Ueberfallung ſeyn müſſe. Sie verſtehn mich doch wohl, Herr Amtmann? Mit einem Worte: Halber Dienſt, und ganze Freunde! Eine Hand wäſcht die andre, und ich bin, u. ſ. w.

Hochgeehrter Herr Stadtrichter,

Ich will Ihnen die ganze Sache aufrichtig geſtehn. Die Bekanntſchaft, die ich ſeit vielen Jahren mit dem Manne gehabt, hat eine gewiſſe Art der Vertraulichkeit zwiſchen mir und ſeiner Frau veranlaßt, welche denenjenigen allerdings etwas zweydeutig ſeyn muß, die mehr neugierig, als billig ſind. Es war eine Unvorſichtigkeit von mir, aber weiter war es auch nichts, daß ich bey der Abweſenheit des Mannes länger in ihrem Hauſe blieb, als es vor den Augen der gemeinen Leute der Wohlſtand zu erlauben ſchien. Ich ſchwöre es Ihnen zu, es iſt nicht mehr, als drey, höchſtens viermal geſchehn, und jederzeit im Beyſeyn ihrer Verwandtinn, welche ihre Jahre und ihre Frömmigkeit glaubwürdig machen. Wäre der Mann bey ſeiner unerwarteten Rückkunft nicht trunken geweſen: ſo würde er ſich vernünftiger aufgeführt haben. Ich war genöthigt, ihm den Degen aus der Hand zu reißen; denn ſo weit, glaube ich, geht die Freundſchaft nicht, daß man ſich

ſoll

soll erstechen lassen. Dieses aber wird wohl nicht wider die peinliche Halsgerichtsordnung seyn, daß ich in seinem Hause meinen Besuch im Schlafpelze, und in Pantoffeln abgelegt habe. Meine Pflicht erfoderte, daß ich eine unschuldige Frau den Händen ihres rasenden Mannes entriß, und sie so lange in mein Haus nahm, bis ich sie mit anbrechendem Tage dem Schutze ihrer Aeltern überlassen konnte. Ihre alte fromme und rechtschaffne Verwandte kann alles, was ich sage, bezeugen. Sie liegt noch bis itzt auf ihren Knien, und fleht den Himmel an, daß er dem armen Manne seinen verlohrnen Verstand wieder schenken wolle.

Sehn Sie, Hochgeehrter Herr Stadtrichter, das ist der eigentliche und wahre Verlauf der Sache. Muß der Mann nicht unsinnig seyn, daß er über diese Kleinigkeiten solche Bewegung macht, die Obrigkeit wider mich aufzubringen sucht, und so v'eles Geld dran setzen will, ein gerichtlicher Hahnrey zu werden. Ich bin allemal im Stande, mich zu rechtfertigen; allein die Freundschaft gegen diesen unsinnigen, die Hochachtung für seine unschuldig gekränkte Frau, und das Verlangen, ruhig zu seyn, ist Ursache, daß ich wünsche ohne Weitläuftigkeit aus der Sache zu kommen. Ich weiß, mein Herr, wie viel Sie über ihn vermögen. Reden Sie ihm, als Freund und als Richter, zu, daß er ansteht, seine eingebildete Beleidi-

gung weiter zu ahnden. Erwerben Sie Sich das Verdienst, eine unglückliche Frau mit einem Manne auszusöhnen, welcher sich übereilt hat, und eine Freundschaft wieder herzustellen, die zwischen mir und ihm so lange Zeit, und bis auf den traurigen Augenblick unverbrüchlich gepflogen worden ist. Sie machen Sich durch diese gütige Vermittelung zwo Familien auf einmal verbindlich, und ich ins besondre werde Gelegenheit suchen, Ihnen in der That zu zeigen, daß ich mit der größten Erkenntlichkeit sey,

Hochgeehrter Herr Stadtrichter,

Ihr

ergebenster Diener.

* * * * *

N. S. Ich habe vorige Woche von den Gebrüdern N. N. einen Wechsel auf fünf hundert Thaler an Zahlungsstatt annehmen müssen, welchen Sie ausgestellt haben, und der auf künftige Messe gefällig ist. Es ist mir bekannt, daß Ihre Umstände Sie gegenwärtig schlechterdings hindern, Zahlung zu leisten. Ich verlange auf keinerley Art Ihnen beschwerlich zu fallen. Melden Sie mir Ihre Gedanken in ein paar Zeilen, oder noch besser, erzeigen Sie mir diesen Abend die Ehre, und speisen Sie mit mir in meinem Garten. Wir sind ganz allein. Mündlich von allem ein mehrers.

„Da, wie ich oben erinnert habe, die Kunst „zu bestechen eine Kunst ist, sich der herrschen-

„den

„den Leidenſchaften eines Richters zu ſeinem Vor-
„theile zu bemächtigen: ſo wird es oft eine ſehr
„vergebne Arbeit ſeyn, daß man ihn durch Mit-
„leiden und Erbarmung zu bewegen ſuche. Dieſe
„Empfindungen ſind allzumenſchlich für einen
„Mann, den gemeiniglich ſein Amt zu ernſthaft
„macht, als daß er bey den Thränen einer Witwe
„weinen ſollte. Er gewöhnt ſich hart, um deſto
„unpartheyiſcher, und von dieſer Seite unempfind-
„lich zu ſeyn; denn wenn er ja empfindlich ſeyn
„ſoll, ſo müſſen die Urſachen dazu gewiß einträg-
„lich ſeyn. Das aber ſind die Thränen des Ar-
„muths nicht. Man wird mir nicht zumuthen,
„dasjenige hier zu wiederholen, was ich ſo oft ge-
„ſagt habe. Ich weiß freylich, daß es Richter
„giebt, die zum großen Schaden ihrer häuslichen
„Nahrung ganz anders geſinnt ſind, ich weiß auch,
„daß dieſe eine ziemliche Anzahl ausmachen; aber
„das weiß ich auch, daß der größte Haufe von
„ihnen ganz anders, und gründlicher denkt. Und
„nur von dieſem größten Haufen rede ich. Die
„andern ſind Phanomena, die zur Ausnahme ge-
„hören. Wieder zur Hauptſache zu kommen! Man
„hüte ſich alſo wohl, dem Richter durch Thränen
„und Klagen, und Erzählung unſers Elends einen
„Ekel gegen unſre Sache beyzubringen. Er wird
„die Augen wegwenden, um unſern Jammer nicht
„zu ſehen. Hätten wir nicht ſo gar ängſtlich und
„kläglich gethan: ſo würde er ſich vielleicht noch
„einen guten Begriff von unſrer Sache gemacht

„haben; da wir ihn aber mit den dürftigen Klagen „betäuben, ſo iſt er nur unſer Richter, und hört „auf, unſer Freund zu ſeyn. Eine Sache, wel„che die Erfahrung beſtätiget, hätte eben nicht „nöthig, mit Beyſpielen erläutert zu werden; „zum Ueberfluſſe aber will ich es doch thun.

Mein Herr,

Es wird nun faſt ein Jahr ſeyn, daß ich wegen der tauſend Thaler klagen müſſen, die Herr N. meinem verſtorbnen Manne ſchuldig geblieben iſt. Die Billigkeit meiner Fordrung iſt klar, und mein Advocat hat mich verſichert, mein Beweis wäre ſo überzeugend, daß mir die Obrigkeit ohne Weitläuftigkeit zu meinem Rechte verhelfen werde. Ich habe, dieſes Jahr über, mir und meinen Kindern den nothdürftigſten Unterhalt entzogen, um ſo viel Geld aufzubringen, als nöthig geweſen iſt, Ihnen, mein Herr, an Gerichtsunkoſten zu entrichten. Nun iſt es mir weiter nicht möglich, einen Groſchen daran zu ſetzen. Ich lebe in der größten Dürftigkeit. Stellen Sie Sich, mein Herr, vier unerzogne Kinder vor, die mir am Halſe hängen, und um Nahrung flehen, welche ich ihnen nicht geben kann. Ich küſſe dieſe kleinen Unglücklichen, um ſie zu beruhigen, und ſage ihnen, daß wir unſer Glück von den Händen eines gerech

gerechten und großmüthigen Richters erwarten. Die armen Kinder verstehen mich nicht, sie weinen, weil sie mich weinen sehen, und küssen meine mütterlichen Zähren. Gewiß, mein Herr, Sie haben das Leben von fünf Unschuldigen in Ihren Händen. Schaffen Sie mir Recht! Ich beschwöre Sie bey der Zärtlichkeit, die Sie als Vater gegen Ihre Kinder haben. Erbarmen Sie Sich meiner! Verhelfen Sie mir zu dem, was mir gehört, und lassen Sie nicht zu, daß meine Feinde sich meines Armuths misbrauchen. Retten Sie mich, mein Herr, damit die Thränen meiner Kinder nicht etwan künftig einmal Ihren Kindern zu schwer werden. Ach, mein Herr, verzeihen Sie mir die Heftigkeit meiner Empfindungen! Ich bin ganz ohne Hülfe, wenn Sie mich verlassen. Verlassen Sie mich nicht, damit es Ihnen und den Ihrigen beständig wohl gehe! Ich erbitte dieses auf meinen Knien von Gott, und bin,

Mein Herr,

Deren

demüthige Dienerinn.

Madame,

Madame,

Wenn Ihr Advocat die Sache besser versteht, als ich: so wollte ich, daß er an meiner Stelle Richter seyn müßte. Haben Sie gerechte Sache, so wird es sich zuletzt schon ausweisen; man muß der Gerechtigkeit ihren Lauf lassen, wie es sich nach Vorschrift der Gesetze gehört. Das verstehe ich, und Sie verstehn es nicht, Madame. Mit Thränen und Klagen löst man weder einen Bericht, noch ein Urthel ab. Haben Sie kein Geld, so müssen Sie keinen Proceß führen. Hat Ihnen das Ihr Advocat nicht gesagt? Warum haben Sie so viel Kinder, wenn Sie solche nicht ernähren können? Meinen Kindern giebt niemand etwas, als was ich verdiene; und was mir gehört, das lasse ich mir nicht nehmen. Mit einem Worte: Sie sind noch fünf Thaler Gerichtsgebühren und baaren Verlag schuldig; und bezahlen Sie diese binnen acht Tagen nicht: so lasse ich Sie auspfänden, oder ich will kein ehrlicher Mann seyn. Ich schwöre nicht vergebens, das wissen Sie. Leben Sie wohl.

„Ich habe bisher größtentheils nur von der „unmittelbaren Bestechung geredet. Es ist nö„thig, daß ich noch ein Wort von der mittelba„ren sage, welche einen so großen und wichtigen „Theil von der Historie unsrer Processe ausmacht.

„Es gründet sich dieses auf den alten und „wahren Satz, daß eine große Anzahl unsrer

„Rich-

„Richter unmündig ist. Sie stehn sehr oft unter „der Vormundschaft ihrer Weiber, oder ihrer „Kinder, oder ihrer Subalternen. Das erste, „was ein vernünftiger Client thun kann, ist diese, „daß er sich nach dergleichen Umständen wohl er„kundiget. Gemeiniglich sind die Weiber der „Richter die erste Instanz für die Partheyen. „Man hüte sich ja, sie zu übergehen. Ich we„nigstens bin allemal der Meynung gewesen, daß „es besser sey, den Richter und die Gesetze, als „des Richters Frau, wider sich zu haben. Nach „dem ordentlichen Laufe der Natur hat der Richter „nur in der Richterstube, seine Frau aber im ganzen „Hause, zu befehlen. Der Richter lenkt die Gesetze „nach seinem Gutbefinden, die Frau den Mann „nach ihrem Winke. Ein Richter, er sey auch wie „er wolle, hat doch immer einen gewissen Zwang von „seiner Pflicht und seinem Gewissen: die Frau des „Richters ist durch keine Pflicht gebunden; und „wenn sie sich einmal vornimmt, Recht zu behalten, so „überschreyt sie die Gesetze und alle Rechtsgelehrten.

„Was ich hier sage, braucht keinen Beweis, „die Erfahrung lehrt es, und ich will einem jeden, „dem seine gerechte Sache lieb ist, wohlmeynend „rathen, sich nach dieser Erfahrung zu richten.

„Besondre Regeln braucht man dabey nicht. Es „gelten hier eben diejenigen, die ich oben wegen der „Richter festgesetzt habe. Man gebe sich Mühe, die „herrschenden Leidenschaften der Frau zu erfahren.

„So

„So viel herrschende Leidenschaften eine Frau hat, „und man sagt, deren wären eine ziemliche An„zahl: so viel Wege hat man, zu seinem Zwecke zu „gelangen. So viel ist gewiß, mit alten Mün„zen und Gemmis werde ich die Frau eines Rich„ters nicht verführen: aber das weiß ich sehr wohl, „daß eine Garnitur Meißnerporcellan, zu seiner „Zeit angebracht, Wunder thut. Ein guter „Freund von mir war durch die Unachtsamkeit sei„nes Advocaten so unglücklich, daß er seinen Pro„ceß verlohr. Keine Leuterung, keine Appella„tion half ihm mehr; er war ganz abgewiesen. „Endlich fand er ganz unvermuthet einen Weg, „sich durch einen reichen Stoff am rechten Orte zu „empfehlen; und da hieß es: **Nunmehro auf „den Acten so viel zu befinden** ꝛc.

„Wer die Kunst recht versteht, den Beyfall „der Frau seines Richters zu gewinnen, der hat „viele Vortheile, die man nicht hat, wenn man „sich nur an den Mann hält. Es macht bey der „Richterinn einen viel stärkern Eindruck, wenn ich „nachtheilig von andern Frauenzimmern, und be„sonders von der Frau meines Gegners rede. Ich „kann es sicher wagen, ihr damit zu schmeicheln, „daß sie ihr weibliches Ansehn über ihren Mann, „und sein Amt behaupte. Ist eine solche Frau „noch über dieses zärtlich; wie viel haben wir ge„wonnen! Das muß man nicht allemal verlangen, „daß sie schön aussieht. Sieht sie schön aus, desto

„besser,

„beſſer, unſer Vortheil iſt doppelt. Sieht ſie häſs-
„lich aus, wer kann ſich helfen; man drücke die
„Augen feſt zu, und verläugne ſeine Empfindungen.
„Wie viel leidet ein Menſch nicht, ſein Glück zu
„machen!

„Weil ich angefangen habe, alle meine Sätze
„durch Briefe zu erläutern: ſo will ich es auch
„hier thun. Man wird aus einem ieden dieſer
„Briefe ſehen, in welchem Falle er zu gebrauchen
„iſt; ich habe nicht nöthig, es darüber zu
„ſchreiben.„

Madame,

Sie haben völlig Recht, die Eitelkeit dieſer Frau iſt ganz unerträglich. Sollte man wohl glauben, daß dieſe Prinzeſſinn die Frau eines Mannes ſey, der mich um ſechshundert Thaler ungerechter Weiſe verklagt, und der ſo ängſtlich thun kann, als wenn er mit Weib und Kinde verhungern müßte, wenn ihm nicht ſchleuniges Recht wider mich verſchafft würde? Ich habe mich geſtern erkundiget, wie viel die Elle von den Spitzen koſte, mit denen ſie ſich am Sonntage in Ihrer Geſellſchaft ſo brüſtete. Wie viel meynen Sie wohl, Madame? Sie werden es kaum glauben. Ich bin ſo glücklich geweſen, noch acht Ellen von dieſer Sorte aufzutreiben. Erlauben Sie mir, daß ich

Ihnen

Ihnen damit aufwarten darf. Mich dünkt, Madame, sie schicken sich für Ihren Stand besser, als für diese Närrinn. Aergert es Sie, daß diese Frau sich anmaßt, eben so kostbare Spitzen zu tragen, als Sie tragen, Madame: so vermitteln Sie nur, daß ich meinen Proceß gewinne. Ist das wahr, was mein Kläger bey den Acten sagt: so wird ihn sodann die Noth zwingen, die prächtigen Spitzen seiner Frau zu verkaufen, um etwas zu haben, wovon er lebt. Ist das aber nicht wahr, was er dem Richter so kläglich vorseufzt: so verdient der Heuchler, und seine strotzende Frau Ihre Rache doppelt. Mit einem Worte, Madame, Sie haben itzt diese Familie in Ihren Händen. Sie kennen ihren Bettelstolz; züchtigen Sie ihren Hochmuth, und schaffen Sie dadurch Sich und mir Recht. Von Ihren Händen allein erwarte ich mein Recht, und bin,

Madame, u. s. w.

Hochzuehrende Frau Amtmanninn,

Wird Sie es nun bald gereuen, daß Sie gestern die Parthey von meinem Gegner so eifrig nahmen? Aber vielleicht wissen Sie das noch nicht, was schon die ganze Stadt weiß. Im Ernste, wissen Sie es noch nicht? Ich will es Ihnen sagen. Der Mann, welcher nicht einmal so

viel

viel Vermögen hat, mir die dreyhundert Thaler zu bezahlen, die ich von ihm aus dem Teſtamente fodere; der durch den Mangel ſo weit gebracht iſt, daß er ſich nicht ſchämt, mir die Richtigkeit der Foderung zu leugnen; der Mann, der geſtern das Glück hatte, von Ihnen bedauert zu werden; dieſer Mann hat heute einen Befehl gebracht, daß er den Rang über den Herrn Amtmann haben ſolle. Sehn Sie, Madame, ſo bald Sie nun wieder mit ſeiner Frau in Geſellſchaft kommen: ſo werden Sie Ihren Platz zu nehmen wiſſen, der Ihnen nach dem Befehle gehört. Die guten Zeiten ſind vorbey, wo die Frau Amtmannınn obenan ſaß, und alsdann erſt Madame. Gewiß, bedauren Sie mich immer ein wenig, ich verliere am meiſten dabey. Wird nun der Herr Amtmann wohl noch das Herz haben, mir wider einen Mann Recht zu verſchaffen, den die Vorſicht ſo hoch über ihn und ſeine Frau erhoben hat? Ich beklage Sie von ganzem Herzen. Mehr kann ich nicht thun. Bey allen dieſen Unglücksfällen, die Sie treffen, bin ich dennoch mit der größten Ehrfurcht,

Hochzuehrende Frau Amtmannınn,

Ihr

gehorſamſter Diener.

Gnädige Frau Amtshauptmanninn,

Eine Abbitte, und eine Ehrenerklärung ist das wenigste, was ich von Ihnen fodern kann. Können Sie mir im Ernste einen so schlechten Geschmack zutrauen, daß ich das Gesichte der Kommerzenräthinn für reizend halten sollte? Die Schmeichleyen, die ich ihr gestern sagte, giengen wenigstens ihr Gesichte nicht an. Könnte ich mir auch so viel Gewalt anthun, sie zu lieben: so müßte es gewiß nur darum geschehen, daß ich mich an ihrem Mann rächte, der mich in einen so verdrießlichen Rechtshandel verwickelt hat. Es ist wahr, die ehrliche Frau verläßt sich auf ihre alten Reizungen so sehr, als ihr guter Mann auf die Gerechtigkeit seiner Sache, die er wider mich auszuführen gedenkt; doch will ich hoffen, sie sollen beide verlieren. Dem ungeachtet muß ich gestehen, die Kommerzenräthinn ist eine billige Frau. Sie hat mir gestern ins Ohr gesagt, daß Sie, Gnädige Frau, noch ganz erträglich aussähen, und gesteht, daß Ihre Hände schön sind. Ich kam zugleich auf meinen Proceß zu reden, und that ein wenig stolz auf die Billigkeit meiner Sache. Es kann seyn, sagte sie mit ihrer hohen Mine, aber vielleicht wird sie der Herr Amtshauptmann so gar gerecht nicht finden, wenn ich nur einmal Gelegenheit habe, mündlich mit ihm davon zu sprechen. Verstehn Sie diese triumphirende

phirende Sprache, Gnädige Frau Amtshauptmanninn? Ich will wünſchen, daß ſie Ihr Gemahl nicht verſteht. Unterbrechen Sie dieſe Cabale. Gewiß eine ſolche Schönheit, von der vorigen Regierung, iſt gefährlich. Ich bitte mir die Erlaubniß aus, daß ich Ihnen dieſen Abend aufwarten, und diejenigen Hände küſſen darf, welche das Glück haben, ſelbſt von Ihren Feinden bewundert zu werden. Ich werde in der gebeugten Stellung eines demüthigen Clienten gekrochen kommen, wegen meines Rechtshandels Ihren Vorſpruch bey Ihrem Gemahl mir auszubitten. Werden Sie wohl, Gnädige Frau, das Herz haben, es mit den hinreiſſenden Blicken der Frau Kommerzenräthinn anzunehmen, die für den Herrn Amtshauptmann deſto gefährlicher ſeyn müſſen, da ſie ſchon ſeit dreyßig Jahren gewohnt ſind zu ſiegen? Ich habe die Ehre zu ſeyn,

Gnädige Frau Amtshauptmanninn,

Ihr

unterthäniger Diener

* * * * *

Madame,

Ich habe Willens, meinen Nachbar zu verklagen. Von der Billigkeit meiner Klage, und von der Bündigkeit meines Beweises bin ich überzeugt; ich wage es aber doch nicht, ehe und bevor ich weiß, ob es mit Ihrer Zufriedenheit geschieht. Wir wissen es alle, Madame, daß Ihr Mann das Amt hat, Sie aber den Verstand haben, der zu seinem Amte gehört. Er ist so billig, daß er sich Ihrer Leitung überläßt, und, wie es auch einem gehorsamen Ehemanne gebührt, nichts thut und ausspricht, als was Sie thun, und zu sprechen ihm anbefehlen. Stehen Sie meiner Sache bey. Versichern Sie Sich meiner Dankbarkeit, von der das beyliegende Päcktchen nichts, als nur eine kleine Probe ist. Geben Sie nur einen Wink, so weiß ich, daß die ganze Richterstube zittert, und Ihr Mann ein beyfälliges Urthel für mich abfaßt, noch ehe er meine Klage zu sehen bekömmt. Wie glücklich ist unsre Stadt, Madame, da Sie regierender Stadtrichter sind! Wir bekommen unser Glück von Ihnen durch den Mund Ihres Mannes. Der Himmel erhalte diesen noch lange Jahre, damit wir Sie nicht verlieren. Dieses ist, Madame, der aufrichtigste Wunsch Ihres gehorsamen Dieners.

„Dieſes wären alſo einige Formulare, die „man brauchen kann, wenn ein Richter die Ma„ſchine der Gerechtigkeit iſt, durch welche ſeine „Frau die Proceſſe der Partheyen nach ihrem „Gutbefinden lenkt.

„In den Fällen, wo ein Richter dieſes Di„rectorium ſeinen Kindern aufgetragen hat, ver„fährt man auf eben dieſe Weiſe. Iſt die Toch„ter an der Regierung; deſto beſſer! Ich bin in „einem Hauſe bekannt, wo die Tochter die Amts„ſtube, und der Vater die Küche beſorgt; wo der „Vater von den gangbaren Rechtshändeln, und „den bey dem Amte vorfallenden Sachen nicht „die mindeſte Kenntniß, und die Tochter eben ſo „wenig Erfahrung von der Küche hat; wo der Va„ter über der Mahlzeit entweder gar nichts ſpricht, „oder es doch nur zu entſchuldigen ſucht, daß das „Eſſen verſalzen iſt, die Tochter aber den Gäſten „erzählt, was ſie ſeit fünf Jahren in ihrem Amte „für caſus in terminis erlebt hat. Mit einem „Worte, die gütige Natur hat der Tochter den „Verſtand in ziemlich reichem Maaße gegeben, den „ſie, gewiß aus weiſen Urſachen, dem Vater ent„zogen. Alles dieſes deſto beſſer zu erläutern, „will ich ein paar Briefe einrücken, die ich vor ei„niger Zeit an den Vater, und an die Tochter „geſchrieben habe.

Hochedelgebohrner Herr,

Hochzuehrender Herr Amtmann,

Auf dero geehrteſtes vom ſechzehnten dieſes habe die Ehre Ihnen zu melden, daß wir heuer bey uns eben ſo ſchlechte Eichelmaſt haben, und was das ſchlimmſte iſt, ſo ſagt man, daß an vielen Orten die Bräune unter die Sauen gekommen ſey. Die Butter will noch nicht wohlfeil werden; ſieben Groſchen iſt der genauſte Preis. Flachs die Menge! Der Stein aufs höchſte zween Thaler. Mit dem Unſchlit laſſen Sie es immer noch anſtehen. Es iſt itzt in keinem Werthe. Ich kann es Ew. Hochedelgeb. wohl glauben, daß Sie vielen Verdruß mit den Mägden haben. Es iſt leider bey uns nicht viel beſſer; das machen die wohlfeilen Zeiten! Spindeln habe ich Ihnen aus dem Gebirge verſchrieben, und ich hoffe Sie itzt beſſer zu verwahren, als das letztemal. Eine gute Freundinn von mir möchte auf Weihnachten gern eine geſunde und gute Amme haben; wollten Ew. Hochedelgeb. nicht ſo gütig ſeyn, und uns eine vorſchlagen. Die Frau Obriſtlieutenantinn iſt mit der, die Sie ihr geſchickt haben, ganz ungemein wohl zufrieden. Sie machen Ihnen mich dadurch ſehr verbindlich, und können gewiß

glau-

glauben, daß ich mit der gröſsten Hochachtung ſey,

Hochedelgebohrner Herr,

Hochzuehrender Herr Amtmann,

u. ſ. w.

N. S. Innliegenden Brief bitte unverzüglich an die Mademoiſelle Tochter zu übergeben; er betrifft Fatalia!

Mademoiſelle,

Nur dieſes einzigemal haben Sie noch die Gütigkeit und nehmen meine Appellation an. Ich kann mir itzt nicht anders helfen, und Sie haben die geringſte Verantwortung nicht dabey, da die letzte rejection ſine clauſula geſchehn. Wie es mit dem Urthel in Sachen N. contra N. zugegangen ſey, kann ich gar nicht begreifen. Salvo honore ſententionantium iſt ſehr elend geſprochen. Es zeigt von Ihrer Unpartheylichkeit, und guten Erfahrung, daß Sie die Leuterung ohne Schwierigkeit zugelaſſen haben. Zween von der hieſigen Bande haben die Tortur glücklich ausgeſtanden, der dritte hat bekannt. Sollten Sie Sich

es wohl so närrisch träumen lassen, daß kein Notarius bey der peinlichen Frage adhibirt worden ist. Hier sende ich Ihnen die drey constitutiones ineditas, welche sie verlangt. Der zweyte Theil vom Bauernrechte ist schon lange aus der Presse; wissen Sie das noch nicht? Aus dem Oberhofgerichte werden Sie wieder eine Inhibition kriegen. Lassen Sie es immer einmal drauf ankommen. Ueber beykommende Sportuln bitte mir bey Gelegenheit Quittung aus. Wir haben noch keinen Ordinarium. Befehlen Sie, daß ich weiter aufs juristische Orakel pränumeriren soll? Die Sache wegen des Abzugsgeldes ist wohl gar ins Vergessen gekommen. Lassen Sie doch noch einmal in Ihrem Archive nachsuchen, ob sich von den benußten Lehnbriefen gar nichts findet. Ich habe die Ehre zu seyn,

Mademoiselle,

der Ihrige.

N. S. Haben Sie die Gütigkeit, und befehlen dem Papa, daß er den gebirgische Mann wegen der Butter befriedigt. Ich habe den Verdruß und den Anlauf von den Leuten, und weiß bald nicht mehr, wie ich sie bey der Geduld erhalten soll.

„In denjenigen Gerichtsstuben, wo die De„mokratie eingeführt ist, und wo ein Jeder, von „dem Thürsteher an bis zu dem Richter, sein „Votum hat; da ist für die Partheyen allerdings „eine sehr kostbare Gerechtigkeit. Es gehört Ge„duld und Geld dazu, wer hier zu seinem End„zwecke kommen will. Ein Jeder will an den „Partheyen saugen. Bey solchen Gelegenheiten „muß man es machen, wie Taubmann, dem der „Fürstliche Hof verbothen war, und zwar unter „der Bedrohung, daß man ihn mit Hunden hin„aus hetzen würde. Er wagte es doch, er ließ „für jeden Hund, der ihn anfiel, einen Hasen „laufen, und kam endlich durch diese List zum Für„sten, wo er die Sache erlangte, die er wünschte. „Es ist also hier nichts zu thun, als daß man sich „in die Zeit, und in den Ort schickt. Wenn der „gut fähret, der gut schmiert, wie der gemeine „Mann spricht: wie gut muß der fahren, der „so viele schmiert! Besondre Regeln, wie man „sich in diesem Falle zu verhalten habe, lassen sich „nicht geben. Die Hauptregeln sind schon im „vorhergehenden von mir angeführt worden, und „diese beobachtet man auch in dem gegenwärti„gen Falle.

„Dieses wären also die wichtigsten Vorschrif„ten von der Kunst zu bestechen. Ich mag „nicht weitläuftiger seyn, da ich weiter nichts

„habe thun wollen, als einen Versuch liefern. „Ueberhaupt ist das Werk so wichtig, und von „einem so weiten Umfange, daß ich nicht im Stan„de bin, es allein zu übersehn. Es würde mir „lieb, und dem gemeinen Wesen sehr vortheilhaft „seyn, wenn man in allen Gerichtsstuben diese we„nige Bogen wollte durchschiessen, und von Zeit zu „Zeit die besondern Arten nachtragen lassen, deren „sich vorsichtige Partheyen bedienen, ihre Richter „und Commissarien zu gewinnen. Die Fälle, „welche etwan künftig bey meinem Amte noch vor„kommen sollten, will ich sehr sorgfältig aufzeichnen. „Wir wollen mit vereinten Kräften uns bemühen, „den streitenden Partheyen einen sichrern Weg „zu weisen, als ihnen die ungewissen Gesetze zei„gen. Bringen wir auf diese Art eine vollständi„ge Sammlung zu Stande: so wird sie, wie mich „deucht, mehr, als andre praktische Bücher, den „Namen eines Hodogetæ forensis verdienen.

„An dieses Werk soll sodann noch ein Anhang „kommen, von der Kunst sich bestechen zu las„sen. Der Plan ist ungefähr dieser:

„Das erste Capitel handelt von der Nothwen„digkeit zu bestechen. Hier wird dasjenige kur„wiederholt, was ich auf den vorhergehenden „Blättern gesagt habe.

„Da

„Das zweyte Capitel handelt von der Billig-
„keit, sich bestechen zu lassen. Ich zeige dieselbe
„aus dem Rechte der Natur, und fange den Be-
„weis von dem suum cuique an.

„Das dritte Capitel erläutert dieses aus den
„geistlichen und weltlichen Rechten noch mehr.

„Im vierten Capitel führe ich die besondern
„Verfassungen jedes Landes, und

„im fünften die geheimen Statuta jedes Amts
„und jeder Expedition an. Dieses Capitel ist das
„stärkste; aber auch das nützlichste.

„Das sechste Capitel handelt eine Controvers
„über das Gewissen ab. Dieses Capitel ist eins der
„gelehrtesten, weil ich alle nur mögliche Antiqui-
„täten vom Gewissen zusammen getragen habe.

„Das siebente Capitel liefert Recepte wider
„das Gewissen.

„Nota! Dieses Capitel ist für alle Stände.

„Ich werde mir Mühe geben, im achten Ca-
„pitel zu zeigen, daß ein Richter schuldig sey, den
„Partheyen es leicht zu machen, wenn sie unge-
„wiß sind, wie sie es mit Anstand unternehmen
„sollen, ihn zu bestechen. Dieses ist ein Con-
„sectarium aus dem zweyten Capitel.

„Die

„Die letzten sechs Capitel handeln von den Cau-
„telen, welche die Richter zu beobachten haben,
„wenn sie sich auf eine vortheilhafte Art wollen be-
„stechen lassen. Eine der vornehmsten Cautelen
„ist diese: Der Richter muß sprödе thun. Ich
„habe diesen Ausdruck von der Coqvetterie ent-
„lehnt. Ein Mädchen von einem zweydeutigen
„Charakter wird ihren Beruf weit glücklicher trei-
„ben können, wenn sie sich das Ansehen eines tu-
„gendhaften und eingezognen Frauenzimmers er-
„halten kann. Dergleichen Ausschweifungen,
„wenn sie mit Vorsicht geschehn, sind allemal ein-
„träglicher, und das Publicum bleibt in einer Art
„der Ungewißheit, die dem guten Namen des
„Mädchens sehr vortheilhaft ist. Sie wird, ohne
„mein Erinnern, ihre Ernsthaftigkeit so zu mäßi-
„gen wissen, daß sie von dem Wilden und Rauhen
„unterschieden bleibt, wodurch die Jugend, und
„ihre Freunde zu sehr abgeschreckt werden könnten.

„Auf eben diese Art muß sich ein Richter ge-
„berden. Er muß es einem aufmerksamen Clien-
„ten errathen lassen, daß er gegen Geschenke nicht
„unempfindlich sey; und dennoch muß er den Cli-
„enten in einer gewissen Art der Ehrfurcht zu er-
„halten wissen, daß dieser glaubt, er sey der ein-
„zige, dem es geglückt habe, ihn zu bestechen.
„Man glaubt nicht, wie sehr dieses den Preis der
„Geschenke erhöht. Die Partheyen opfern noch
„einmal so viel, um durch den ansehnlichen Werth
„des Geschenks die Verwegenheit einigermaßen

zu

„zu entschuldigen, die sie unternehmen, einen so „unpartheyischen und gerechten Mann zu blenden. „Ein Richter, welcher sich seine Leidenschaften zu „sehr merken läßt, welcher die Gerechtigkeit dem „ersten dem besten, der darauf bietet, für ein gerin„ges Geld zuschlägt; ein solcher Richter ist selbst „Ursache, wenn der Werth seiner Waare fällt. „Ordentlicher Weise bekömmt man für ein Dutzend „Dukaten so gar viel Gerechtigkeit eben nicht: wie „kann es nun ein solcher Mann bey seinen Colle„gen, und bey den Nachkommen verantworten, „wenn ihm schon von einem einzigen Dukaten Hö„ren und Sehen vergeht?

„Mit dieser Regel ist noch eine andre sehr ge„nau verwandt, welche befiehlt, daß man von den „Armen nichts, von den Reichen desto mehr neh„men soll. Sie folgt aus eben dem Grundsatze, aus „welchem ich die vorhergehende hergeleitet habe, „und hat ausserdem noch einen doppelten Nutzen. „Dadurch, daß ich dem Armen die nichtswurdigen „Kleinigkeiten, so er mir anbietet, mit einer freund„lichen und mitleidigen Mine wieder zurück gebe, „erheichle ich mir den Ruhm eines frommen Rich„ters. Den elenden Gulden, den ich dem armen „und nothdürftigen Clienten zurück gebe, trägt „er mit Thränen und Freuden nach Hause, er wird „nicht ruhen, bis die ganze Nachbarschaft unsre „Großmuth erfähret, und gewinnt er auch nun„mehr seinen Proceß nicht, wie er ihn natürlicher „Weise nicht gewinnen kann, da er ein Armer ist:

so

„so wird er dennoch die Schuld seinem Richter „nicht beymessen, diesem frommen und unpartheyischen Manne, welcher aus großer Liebe zur Gerechtigkeit nicht einmal einen Gulden hat annehmen wollen!

„Ausser diesem Geruche der Heiligkeit, den ich „mir bey tausend andern Fällen wohl zu Nutze „machen kann, habe ich auch diesen Vortheil, daß „der Reiche, wenn er von dem Armen meine Großmuth erfährt, seine Geschenke desto wichtiger „einrichten muß, wenn er nicht Gefahr laufen will, „auch abgewiesen zu werden. Nach den Regeln „der Proportion fällt es dem armen Bauer weit „schwerer, eine alte dürre Henne zu schenken, als „es seinem Edelmanne fällt, den ich durch meine „gerühmte Unpartheylichkeit nöthige, mir den besten gemästeten Truthahn aufzuopfern. Da der „Arme so viel verliert, wenn er auch wenig schenkt: „so ist es ihm zu gute zu halten, wenn er seinem „kleinen Geschenke einen großen Werth beylegt, „und viel Gerechtigkeit dafür verlangt. Erlangt „er diese nicht, so glaubt er, berechtigt zu seyn, „es dem ganzen Dorfe zu klagen, wie himmelschreyend sein Richter verfährt, den er, nach seiner Sprache zu reden, nicht satt und gerecht machen können, ob er ihm schon das Brod in den „Rachen gesteckt, welches er seinen armen Kindern „vom Tische genommen. Ein Reicher hingegen, „wenn er auch durch seine Geschenke den Endzweck „nicht

„nicht erhält, wird dennoch entweder so billig
„oder so vorsichtig seyn, und die Mittel verschwei-
„gen, die er angewendet hat, sein Recht zu behaup-
„ten. Diesen Satz habe ich in der Abhandlung
„selbst sehr weitläuftig ausgeführt, da wider ihn
„in den meisten Kirchen der Richter so gröblich ver-
„stoßen wird.

„Ein Richter hat sich wohl vorzusehn, daß er
„von denjenigen kein Geschenke nimmt, welche mit
„seinen Obern und Vorgesetzten in einiger Verbind-
„lichkeit, oder Verwandschaft stehen. Thut er
„es dennoch, und ist er dabey nicht vorsichtig gnug,
„so ist er auf einmal, ohne Rettung, verlohren;
„hütet er sich aber, und zeigt er denjenigen, der
„ihn bestechen will, einen gerechten Abscheu vor ei-
„ner solchen Handlung: so gewinnt er dadurch dop-
„pelt so viel, als er dem äusserlichen Ansehen nach
„durch die Abweisung dergleichen Geschenke ver-
„liert. Diese Cautel hat mir Gelegenheit gegeben,
„dem Richter sehr weitläuftige Regeln wegen der
„Sorgfalt vorzuschreiben, mit welcher er sich gleich
„beym Anfange des Processes erkundigen müsse,
„ob eine der Partheyen auf diese oder jene Art
„mit einem von seinen Obern, oder mit denen, die
„er sonst zu fürchten hat, in einiger Verbindlich-
„keit stehe. Ich habe gewiesen, daß ein Richter
„schuldig sey, dieses zu thun, ehe er noch die Kla-
„ge liest. Denn in diesen Fällen wird die Ge-
„rechtigkeit der Sache nicht durch die Beweise der

„Par-

„Partheyen entschieden, sondern durch die Actien,
„die der eine oder der andre von ihnen bey unsern
„Obern hat. Damit ich nicht das geringste ver-
„absäume, wodurch dem gemeinen Wesen geholfen
„fen werden könne: so zeige ich in meiner Abhand-
„lung, wie man diese Verbindungen der Parthey-
„en durch die gewöhnlichen Stammbäume ausfindig
„machen kann. Ich zeige auch, wie man die
„Grade zählen muß, welches von der gewöhnlichen
„Art ganz abgeht, weil durch diese Art der Stamm-
„bäume nicht so wohl die Verwandtschaften, als
„die politischen Verbindungen der Partheyen mit
„den Obern ausfindig gemacht werden sollen. Es
„sind in diesem Capitel viele Aufgaben, welche den
„Verstand eines jungen Richters üben können, wenn
„er sich die Mühe geben will, die Stammbäume
„daraus zu verfertigen. Die Fälle, von denen
„ich daselbst rede, habe ich aus solchen Acten ge-
„nommen, welche vor den ansehnlichsten Richter-
„stuben, und Commissionen ergangen sind. Da-
„mit ich den Lesern einen hohen Begriff von der
„Wichtigkeit meines Vorschlags beybringe: so will
„ich ihnen nur eine von so vielen Aufgaben erzäh-
„len, die ich angeführt habe. Es ist folgend. Ca-
„jus klagt wider den Sempronius aus einem Te-
„stamente, wegen eines Vermächtnisses von fünf-
„hundert Thalern. Das Testament hat seine
„Richtigkeit. Sempronius räumt es selbst ein;
„es ist ihm durch wiederholte Urthel auferlegt wor-
„den, die fünfhundert Thaler zu bezahlen; alle

Appella-

„Appellationen, die er eingewendet hat, sind reji-
„cirt, und er ist so weit getrieben, daß bereits der
„Termin zur Hülfe anberaumt worden. Was
„soll Sempronius thun? Soll er bezahlen? Die
„Gesetze, die Urthel, die Billigkeit wollen es ha-
„ben. Kleinigkeiten! Er hat einen Advocaten,
„der Gesetze, und Urthel, und Billigkeit übersieht.
„Er bezahlt nicht, und findet einen Weg, daß zu
„nochmaliger Untersuchung dieser Sache eine be-
„sondre Commission niedergesetzt wird. Der
„neue Commissar, ein Mann von Erfahrung,
„wirft die Acten bey Seite, und untersucht, in
„was für einer Verbindung Sempronius mit dem-
„jenigen steht, der sein Obrer und Mäcenat ist.
„Er findet die Verbindung also: Sempronius hat
„einen Bruder, Titius; die Frau des Titius, Cal-
„purnia, hat eine Schwester, deren Mann, Ca-
„jus, seinen jüngsten Sohn, Lälius, zum Schrei-
„ben und Rechnen angehalten, und so weit gebracht,
„daß er in einer gewissen Herrschaft Kornschrei-
„ber geworden, und vor drey Wochen die Tibur-
„tia, ein Mädchen geheirathet hat, das Ihro Ex-
„cellenz, der Obre und Mäcenat des neuerwehl-
„ten Commissars, fünf Jahre lang, als ein schönes
„und artiges Mädchen gefunden hat, und noch al-
„so findet. Aus diesem allen fertigt der Commis-
„sar seinen Stammbaum, und weil er das nur vor
„kurzen verheirathete Mädchen als ein documen-
„tum noviter repertum billig ansieht: so wird
„das bisherige Verfahren aufgehoben, und Klä-

„ger, Cajus, genöthigt, sich mit dem Sempro„nius zu vergleichen, so gut er kann. Ich bitte „diejenigen von meinen jungen Lesern, welche „sich künftig als Priester der Gerechtigkeit „wollen einweihen lassen, daß sie die Mühe sich „nicht dauern lassen, die Verbindungen dieser „Aufgabe in einen Stammbaum zu bringen. „In Sachen von Wichtigkeit, wie diese ist, „kann man nicht zeitig gnug anfangen, sich „zu üben.

„Bey der Anweisung von der Kunst sich „bestechen zu lassen habe ich endlich auch diese „Regel wiederholt: Ein Richter darf es nicht „gar zu sehr auf die Großmuth seiner Par„theyen ankommen lassen, und nicht verstatten, „daß ihm die Geschenke nur von ferne gewie„sen werden. Accipe, dum dolet! Die Er„kenntlichkeit, die die Partheyen alsdann erst „leisten wollen, wenn der Proceß zu Ende ist, „gehören zu den leeren und unnützen Compli„menten. Sie bedeuten nichts mehr, als „das bekannte: Mein Herr, wir wollen se„hen! welches uns die Großen in ihren Vor„zimmern machen, wenn wir von ihnen etwas „bitten, das sie uns nicht gewähren wollen. „Ein Client, der in Angst ist, seinen Proceß „zu verlieren, thut in dieser Noth eben so „große, und eben so vergebne Gelübde, als „derjenige that, der währenden Sturms dem

großen

„großen Christoph die Wachskerze versprach.
„Ich zeige hier, wie alsdann ein Richter den
„zaudernden Partheyen es so nahe legen kön-
„ne, daß sie nicht einen Augenblick anstehen,
„ihn zu versöhnen. Es giebt mir dieser Um-
„stand Gelegenheit, die ganze Abhandlung von
„der Kunst sich bestechen zu lassen mit den
„bekannten Versen zu schließen:

Dum processus ventilatur, dum aegro-
tus aegrotatur,

Studeas accipere.

Nam processu ventilato, et aegroto
releuato,

Nemo curat soluere!

„Ich habe in den Schriften des Plato eine
„Stelle gefunden, die mich ſehr aufmerk-
„ſam gemacht hat. In der Abhandlung
„von der Einrichtung ſeiner neuen Republik iſt er
„ſehr weitläuftig, wenn er auf die Fehler des Ma-
„giſtrats zu reden kömmt. Bey dieſer Gelegen-
„heit führt er ein attiſches Sprüchwort an, wel-
„ches ungefähr ſo viel ſagt, **daß einige Raths-
„herren in Athen zum Nutzen, andre aber
„nur zur Zierde des Vaterlandes zu dieſer
„Ehrenſtelle erhoben worden***. Ich habe die-
„ſen Gedanken ganz neu gefunden; und ich wun-
„dre mich, daß ſeit ſo viel Jahrhunderten nie-
„mand darauf gefallen iſt, durch den Ausſpruch
„eines ſo weiſen Mannes den verjährten Eigen-
„ſinn zu beſiegen, der ſich noch in allen Städten
„durchgängig behauptet, und der verhindert, daß
„niemand in den Rath kommen kann, als wer die
„Geſchicklichkeit und den Willen hat, dem Vater-
„lande zu nützen. Wie viele wohlgebildete Kin-
„der der Stadt, denen es am Verſtande fehlt,
„würden Brod haben, wenn man wenigſtens ei-
„ne gewiſſe Anzahl aufnähme, welche nur zur
„Zierde des Vaterlandes ernährt würden. Man
„könn-

* Τους μεν φασι ἐγω ὠφελουντας, τους δε δια το σεμνυνεσθαι - - κοσμον παρεχοντας. Plato. Rep. l. 2. p. m. 413.

„könnte diesen Gedanken noch weiter ausführen,
„und zum Besten einer jeden Republik allgemeiner
„machen, wenn man einige zum Nutzen, einige
„zur Zierde, einige sowohl zum Nutzen als zur
„Zierde, und endlich noch andre in dergleichen Aemter aufnähme, welche weder zum Nutzen noch zur Zierde des Vaterlandes gereichten.
„So widersinnig dieses letztere klingt; so groß
„würde doch der Nutzen seyn, den man davon zu
„erwarten hätte. Dergleichen Männer sind in
„Aemtern so unentbehrlich, als der Schatten im
„Gemälde. Ein Mann, der zum Nutzen des
„Vaterlandes dienet, würde weniger in die Augen fallen, wenn nicht ein College neben ihm säße,
„der nicht zum Nutzen, sondern bloß zur Zierde
„des Vaterlandes geschaffen wäre. Und dieser
„würde sehr unbemerkt da sitzen, wenn es nicht
„noch andre gäbe, die weder zum Nutzen, noch zur
„Zierde des Vaterlandes gereichten. Dadurch,
„daß man bisher niemanden das Ansehen eines
„Vaters der Stadt hat zugestehen wollen, als
„nur demjenigen, der sowohl zum Nutzen als zur
„Zierde des Vaterlandes geschickt ist, durch dieses
„Vorurtheil ist es gekommen, daß man so viel
„Mühe hat, die erledigten Stellen zu besetzen.
„Oft sind sie zum unersetzlichen Schaden des gemeinen Wesens wegen Mangel geschickter Candidaten lange Zeit und wohl ganz und gar unbesetzt geblieben; oft hat man seine Zuflucht zu einer einzigen erleuchteten Familie nehmen, und

„durch Vater und Sohn und Enkel, und Schwie-
„gersohn die Gerechtigkeit müssen verwalten las-
„sen, welche gar leicht zu einer Familiengerechtig-
„keit hätte werden können, wenn wir nicht in den
„glücklichen Zeiten lebten, wo die Gesetze mehr
„gelten, als eigennützige Absichten.

„Ich wollte, daß ich Gelegenheit geben
„könnte, diesen Unbequemlichkeiten abzuhel-
„fen. Die Nahrung würde allgemeiner
„seyn; die Aemter würden viel leichter besetzt,
„und viel lustiger verwaltet werden. Ein jeder
„würde in den Stand kommen, dem Vaterlande
„zu dienen, wo nicht mit dem Verstande, doch
„mit einem wohlgewachsnen Körper, und wo
„auch mit diesem nicht, doch wenigstens mit sei-
„nem Daseyn.

„Ich sollte hoffen, daß meine patriotischen
„Vorstellungen einigen Eindruck machen würden;
„aber ich weiß auch leider, wie schwer es hält, ein-
„gewurzelte Vorurtheile auszurotten. Vielleicht
„giebt man sich nach und nach; vielleicht erleben
„unsre Kinder dasjenige, was uns itzt unmög-
„lich scheint.

„Es versteht sich von sich selbst, daß ich für
„die Nachwelt schreibe. Dieses hat mich bewo-
„gen, ein Formular zu entwerfen, wie etwa
„in künftigen, vielleicht sehr späten Zeiten, ein
„junger Mensch es anfangen soll, wenn er eine
„innen

„innerlichen Beruf empfindet, zur Zierde des Va-
„terlandes ein Rathsherr zu werden. Diejeni-
„gen, welche an einer so problematischen Sache,
„und an den Sitten der Nachwelt keinen Antheil
„nehmen, können dieses Formular sicher über-
„schlagen, ohne etwas dabey zu verlieren. Die
„folgenden zween Briefe sind schon etwas wichti-
„ger, und mehr praktisch.

Madame,

Ich habe das Glück, Ihr Pathe zu seyn. Dieses giebt mir ein Recht, auf alle diejenigen Aemter Anspruch zu machen, welche durch die Hand Ihres Mannes vergeben werden. Die nur unlängst eröffnete Rathsstelle erinnert mich an dieses Vorrecht. Sie wissen, Madame, wie vorsichtig und zärtlich meine Aeltern mich iederzeit erzogen haben. Ihre Sorge, mich durch eine pöbelmäßige Strenge und einen unzeitigen Fleiß zu früh niederzudrücken, und zu dem Amte, das ich itzt suche, ungeschickt zu machen, diese liebreiche Vorsorge meiner Aeltern hat mich in den Stand gesetzt, daß ich itzt bey einem gesunden, wohlgebauten, und gut genährten Körper das Vermögen, welches ich geerbt, ruhig genieſsen, und die kleinen Spöttereyen der Pedanten über den Mangel der Gelehrsamkeit und des Verstandes gelassen übersehen kann. Ich weiß, Madame, und Sie wissen es noch

besser, als ich, daß der Mangel dieser beiden Kleinigkeiten mich nicht unfähig macht, dem Amte, das ich suche, würdig vorzustehen. Zween unter uns können allemal Verstand und Gelehrsamkeit sicher entbehren, wenn nur der dritte zugleich in unserm Namen verständig, gelehrt, und fleißig ist. Man hat mich versichert, daß dieses Verhältniß fast in allen Aemtern gemein sey. Ich hoffe, man wird in unsrer Stadt von den Sitten unsrer Vorfahren, und den allgemeinen Gewohnheiten nicht abgehn. Glauben Sie, Madame, es ist für die Stadt allemal verträglicher, wenn ihre Väter weniger gelehrt, und besser gebaut sind. Das Ansehen eines starken Körpers bringt beym Volke eine Hochachtung zu wege, die derjenige, welcher zwar verständig und gelehrt, aber so wohl nicht gewachsen ist, nur selten erlangt. Durch Ansehen und Hochachtung aber wird das Volk regiert, und die Gerechtigkeit gehandhabt. Es giebt gewisse Fälle, wo der Rath paradiren muß, und wo man durch eine Garnitur wohlgewachsner Rathsherren mehr Beyfall und Vortheil erlangt, als durch den pedantischen Troß derjenigen, die incognito, und zugleich für uns, verständig und fleißig seyn müssen. Dieses sind die Fälle, Madame, wo ich hoffe, meinem Vaterlande dienen zu können, und wo ich vor Eifer breme, es zu thun. Ich will meinen Stuhl wohl füllen,

und

und meinem Amte Zierde machen. Verlassen Sie Sich darauf. Machen Sie mich, und zugleich mein Vaterland glücklich. Verschaffen Sie mir ein Amt, für das ich gebohren und erzogen bin. Es kostet Sie nur ein Wort, so erlange ich meinen Wunsch. Dieses eine Wort werden Sie mir doch nicht versagen, Madame? Sie thun es nicht, ich weiß es gewiß, und meine einzige Sorge ist diese, wie ich Ihnen sodann für Ihre Bemühung meine Ergebenheit lebhaft gnug bezeigen will. Ich bin mit der tiefsten Hochachtung ꝛc.

* *

„Weil ich einmal auf dem Wege bin, meine „Belesenheit in den Schriften der alten „Griechen blicken zu lassen: so will ich „nachstehende zween Briefe des Alciphrons ein„rücken. (*)

„Um sie unsern Zeiten ähnlicher zu machen, so „habe ich sie nach Art der neuern Franzosen, und „besonders des Herrn Prevot, so frey übersetzt, „daß sie dem Originale fast gar nicht mehr ähnlich „sind. Die Gewaltthätigkeit, die man auf diese „Art an den Schriften andrer ausübt, würde oh„ne das entscheidende Beyspiel der witzigen Fran„zosen etwas unverantwortliches seyn. Ich be„halte mir vor, den Nutzen davon bey einer andern „Gelegenheit zu zeigen; itzt muß ich nur so viel er„innern, daß ich mich bey dieser Freyheit unge„mein wohl, und bequem befunden habe.

„Da ich diese Erklärung vorgesetzt habe, so „will ich hoffen, daß ich gegen die voreilige Weis„heit eines eigensinnigen Kunstrichters gesichert seyn „werde. Ich werde mir die Mühe nicht geben, es „zu beantworten, wenn man mir vorwirft, daß es „unter den Griechen Männer gegeben hätte, wel„che mit der ganzen Welt zu frieden gewesen wä-

(*) Alciphr. libr. 1. Ep. 11. 12. p. m. 23.

„ren, wenn sie Knaster und Bier gehabt hät-
„ten. Ich würde es sehr leicht von Wort zu
„Wort haben übersetzen können; es würde aber
„unsern Zeiten unverständlich geworden seyn (*).
„Wenn mir nicht Mathanasius zuvor gekommen
„ist, so bin ich vielleicht der erste, der entdeckt
„hat, daß schon bey den Griechen die kleinen pos-
„sirlichen Figuren gebräuchlich gewesen, die man
„auf den Camin setzt, und Bagoden nennt (**).
„Ein Beweis, daß dieser Geschmack so gothisch
„nicht ist, als man wohl glauben sollte. Ariste-
„nät braucht eben dieses Wort in einem Briefe
„an den Libanius, wenn er von einem stummen
„Rathsherrn in Constantinopel redet, der sich bey
„seiner Bequemlichkeit alles gefallen ließ, was
„man in Vorschlag brachte, und den das ge-
„meine Volk um deswillen nur den Jaherrn
„nennte (***). Die Anmerkung wird überflüssig
„seyn, daß es bereits bey den Griechen Wei-
„ber gegeben habe, die ihren Männern das Le-
„ben sauer gemacht. Unser Text sagt es
mit

(*) Ὁτε καρδαμον ἐχει και ξυθον, προσγελων ἁπασι, την παρ' ἑαυτω ἀφθονιαν τω τροπω δηλων. Alciphr. l. all.

(**) Ὡσπερ τα προσωπα τα κωφα, ἁ ἐπι ταις καμινοις ἱσαμενα ὁρωμεν, προσφιλως ἐπινευοντες. Alciphr. l. all.

(***) Ναιανδρα και ἐπινευτικον. Aristenaet. l. 2. ep. 7. p. m. 74.

„mit klaren Worten; aber es sagen es noch mehr „Texte. Ob ich das Wort: fauler Schlingel: „recht übersetzt habe, will ich von Kennern entschei„den lassen (*). Bey dem zweyten Briefe werden „die Kunstrichter sehr stutzen, wenn sie hören, daß „es in Athen zwölfe geschlagen hat. Der Hahn „kräht schon, würden sie gesagt haben; aber sie „würden nicht verstanden worden seyn.

„Wie leicht ist es doch, gelehrt zu schreiben! „Ich war Willens, nur ein Wort zu meiner Ver„theidigung zu sagen, und habe eine ganze Seite „voll kritischer Weisheit hingeschrieben. Der „Himmel weiß, wie viel Gewalt ich mir anthun „muß, nicht so gelehrt zu seyn, um meinen Lesern „nicht unerträglich zu werden. Was ich gesagt „habe, ist gnug meine Uebersetzung zu retten.„

Herr Bürgemeister,

Endlich habe ich einen Mann gefunden, der recht nach Ihres Herzens Wunsche ist. Sie können die erledigte Rathsherrnstelle nicht besser besetzen, als mit ihm. Er kömmt den ganzen Sommer nicht von seinem Weinberge, und den Winter hindurch nicht vom Camine. Ein Mann, der, wenn er Knaster und Bier hat, mit der ganzen Welt zufrieden

(*) Γαστηρ ἀργος. conf. Liban. Ep. 493. p. m. 248.

frieden iſt! Aus dieſem Manne können Sie machen, was Sie wollen. Er hilft Ihnen daſitzen, wenn Sie es verlangen, und Sie können ihn ſo heftig begegnen, als Sie wollen, Sie beleidigen ihn gewiß nicht. Ich bin Bürge für ihn, daß er Ihnen niemals widerſprechen ſoll. Zu mehrer Sicherheit giebt er Ihnen einen Revers darüber. Muthen Sie ihm nur nicht zu, daß er viel reden darf; widerſprechen wird er wenigſtens nicht. Auf ſein Votum können Sie ſichern Staat machen. Er iſt wie die Bagoden von Thon, die man auf den Camin ſetzt, und die länger als eine Viertelſtunde mit dem Kopfe nicken, wenn man nur ein wenig mit dem Finger daran rührt. Ich empfehle ihn beſtens, und bitte mir bald Antwort aus. Er verdient Ihr Wohlwollen. Leſen Sie nur ſeinen Brief, den er an mich geſchrieben hat. Können Sie Sich einen beſſern Collegen wünſchen? Vor ſeiner Frau fürchten Sie Sich nicht. Sie hat einen närriſchen Kopf, aber nur für den Mann; auſſerdem iſt ſie zahm, und ſehr gefällig. Ich kenne ſie. Es iſt ihr nur um den Rang zu thun. Hat ſie den erlangt, ſo wird ſie gewiß keine Unruhe in der Stadt anrichten, oder ſich einiger Herrſchaft anmaßen. Das können Sie der Frau Bürgemeiſterinn ſagen, damit ſie nicht ohne Noth argwöhniſch, und eiferſüchtig wird. Folgen Sie mir, mein Herr. Machen Sie dieſe Maſchine zum Rathsherrn. Es wird Sie nicht gereuen. u. ſ. w.

Vielgeliebteſter Herr Schwager,

Rathsherr möchte ich nun freylich gern werden. Ich habe mir immer ſo ein Aemtchen gewünſcht, bey dem man den Körper ſchonen kann. Sie wiſſen es, Herr Schwager, ich bin ein wenig langſam und bedächtig, gut, wie ein Kind; alle heftige Bewegungen leidet mein ſtarker Körper nicht. Aber das wäre recht, wie ich mirs wünſchte. Meynen Sie nicht, daß ich es werden könnte? Reden Sie einmal mit dem Herrn Bürgemeiſter. Er ſoll einen recht frommen, und lieben Collegen an mir haben; mit Willen wenigſtens will ich ihn niemals erzürnen, den ehrlichen Mann! Reden Sie einmal mit ihm. Aber ſollte er es wohl nicht gern ſehen? Je nun, wiſſen Sie was, Herr Schwager, wenn es auch nicht iſt, ſo mag es das mal bleiben. Ich möchte ihn nicht böſe machen. Reden Sie nur mit ihm. Meine Frau, ſie hat auch ihr Köpfchen vor ſich, wie eine andre Frau, meine Frau ſpricht immer zu mir: Mann! wird denn nimmermehr nichts aus dir? willſt du denn ein ewger fauler Schlingel bleiben? Laß es gut ſeyn, mein Engelchen, ſpreche ich zu ihr, es wird ſich ſchon geben! Sehn Sie, Herr Schwager, das wäre nun ſo eine Urſache, warum ich mich gern in den Rath wünſchte. Der liebe Hausfriede! . . Sie verſtehn mich ſchon. Das

Weib-

Weibchen iſt gut; nur die fliegende Hitze! die, die, die . . . wie geſagt, Sie verſtehn mich ſchon. Stellen Sie es dem Herrn Bürgemeiſter vor. An gutem Willen, und an Geſchicklichkeit ſoll mir es wohl nicht fehlen. Ich habe eine ſehr vernünftige Frau; bin ich nur einmal Rathsherr, ſo kann ſie mir mit Rath und That beyſtehen. Nun es bleibt dabey! Hören Sie einmal, was der Bürgemeiſter dazu ſagt. Uebereilen Sie Sich nicht; kömmt Zeit, kömmt Rath. Ich muß abbrechen; ich habe ſchon lange geſchrieben, und meine Frau läßt mir ſagen, ich ſoll zu Bette gehn. Gute Nacht! Lieber Himmel; es ſchlägt ſchon zwölf Uhr . . die Nacht habe ich mir gewiß mit dem vielen Schreiben verderbt. Thun Sie Ihr Beſtes, Herr Schwager. Ich gähne mich noch todt. Gute Nacht!

„Seit der Zeit, daß ich mir vorgenommen
„habe, satyrische Briefe zu schreiben,
„bin ich von diesem Gedanken so voll ge-
„wesen, daß fast eine jede merkwürdige Stelle, die
„ich in einem Buche lese, mich auf den Einfall
„bringt, einen Brief darüber auszuarbeiten. Eben
„so gieng mir es mit der Stelle in der Odyssee,
„wo ich durch die grausame Freundschaft des Po-
„lyphems auf eine empfindliche Art gerührt ward.
„Ich wünschte mir, diesen Gedanken in einem
„Briefe anzubringen; ich wandte meinen Poly-
„phem auf alle Seiten herum, um eine Aehnlich-
„keit mit einem Manne zu finden, dessen Cha-
„rakter etwas lächerliches und tadelnswürdiges
„an sich hätte. Endlich schuf ich mir eine gewisse
„Art eines ungerechten Richters. Ich bewaff-
„nete ihn mit einiger Gewalt, Schaden zu thun;
„ich baute ihm eine Höhle, aus welcher er das um-
„liegende Land schrecken sollte; ich schaltete hin
„und wieder kleine Episoden ein, und endlich
„ward der Brief fertig, der nachsteht.

„Es ist für einen Verfasser nicht vortheil-
„haft, wenn der Leser gar zu genau weiß, was
„die Gelegenheit zu einer Schrift gegeben, und
„wie sich ein Gedanke aus dem andern entwickelt
„hat. Sagt man ihm dasjenige zu zeitig, was er
„selbst entdecken sollte, so fällt das Unerwartete,

„und

„und eben dadurch der gröſte Theil der Annehm-
„lichkeit, weg.

„Ich verliere bey dieſer Erklärung allerdings,
„das ſehe ich gar wohl voraus; aber ich habe die-
„ſen Schaden lieber verſchmerzen, als in einen
„Verdacht fallen wollen, der mir noch weit em-
„pfindlicher ſeyn würde. Nunmehr ſind meine
„Leſer überzeugt, wenigſtens hoffe ich es, daß
„mein ungerechter Richter nur des Polyphems we-
„gen erdacht worden. Hätten ſie das nicht ge-
„wußt, wie viel vergebne Mühe würden ſie ſich ge-
„macht haben, das Original zu errathen. Hätten
„ſie auch kein Original dazu gefunden, wie es
„denn nicht möglich iſt, da dergleichen ungerechte
„Richter, wenigſtens in unſern Landen nicht,
„ſind, ſo würden ſie doch mich nicht aus dem
„Verdachte gelaſſen haben, daß meine Satyre eine
„perſönliche Satyre ſey. Nun kann ich ihr Ur-
„theil gelaſſen erwarten. Derjenige Leſer muß ſehr
„verſtockt ſeyn, der dem ungeachtet glauben will, daß
„ein ſolcher Polyphem unter uns wohne.

Gnädiger Herr,

Iſt es möglich, daß Sie dieſen Mann erſt itzt haben kennen lernen? und Sie wohnen ſchon ſechs Jahre in der Gegend, welche unter ſeiner Ungerechtigkeit ſeufzt? Aber vielleicht kennen Sie ihn noch itzt nicht einmal recht genau. Ich will ihn malen, nach dem Leben will ich ihn zeichnen. Machen Sie Sich dieſe Entdeckung zu Nutze, und hüten Sie Sich vor ihm.

Er giebt sich Mühe zu vergessen, wer er gewesen ist, ungeachtet seine Aeltern sich dieses Sohns mehr zu schämen haben, als er sich seines Vaters zu schämen hat, welcher in Armut lebt, und ehrlich ist. Er hat für gut angesehn, eine mittelmäßige Stadt zu seinem Aufenthalte zu wählen, um seine Verdienste desto merklicher zu machen. Das ist die Höhle, in welcher er die Beute verzehrt, die er in der umliegenden Gegend von etlichen Meilen zusammen raubt. Er hat so einträgliche Begriffe von der Amtspflicht, daß er gerecht ist, nur seinen Vortheil zu machen, und eben dieses Vortheils wegen zu andrer Zeit die größten Ungerechtigkeiten begeht. Der Hochmuth ist seine stärkste Leidenschaft, eine Leidenschaft, die immer diejenigen am meisten martert, welche die wenigsten Verdienste haben. Er erinnert sich noch, und sagt es allen denen, die es nöthig zu wissen haben, daß er vor zwanzig Jahren neben dem Minister auf dem Canapee gesessen hat. Er wiederholt diesen Umstand so oft als er merkt, daß man an seiner unumschränkten Gewalt zu schaden zweifelt. Ungeachtet dieses Hochmuths ist er noch immer niederträchtig genug, Geschenke zu fodern, wenn man ihm solche nicht so geschwind, als er wünscht, entgegen bringt. Er bestimmt selbst den Werth derselben, wenn er findet, daß sie für seine Partheylichkeit ein zu geringer Lohn sind. Es ist gefährlich, von dem Preise abzugehen, den er setzt. So vorsichtig ein andrer Richter ist, um zu verbergen, daß er sich habe bestechen lassen: so

mühsam

mühſam iſt dieſer, es allen zu ſagen, von denen er itzt oder künftig Geſchenke vermuthen kann. Von alle dem, was ſein Amt erfodert, verſteht er weiter nichts, als die Kunſt, das nicht zu thun, was er thun ſoll. In ſeiner Jugend war es in verſchiednen Häuſern noch Mode, daß vornehme Leute mit der Religion leichtſinnig ſcherzten, daß ſie in ihrem Amte ſich aus Bequemlichkeit auf den Fleiß ihrer Untergebnen verließen, von ſchönen Wiſſenſchaften verächtlich ſprachen, und in den artigſten Geſellſchaften auf eine unflätige Art witzig waren. Er iſt bey nahe der einzige, der dieſe pöbelmäßige Mode noch beybehalten hat. Mit der Religion ſcherzt er leichtſinnig, weil er ſich Mühe giebt, den traurigen Gedanken von der ernſthaften Folge einer Religion zu ſeiner innerlichen Beruhigung zu überwältigen. Seine Untergebnen haben die ganze Laſt des Amts bey einem geringen Unterhalte auf ſich, weil er zu ungeſchickt iſt, es ſelbſt zu verwalten. Ich kenne niemanden, dem es natürlicher läßt, von den ſchönen Wiſſenſchaften verächtlich zu ſprechen, als ihm, weil niemand natürlicher dumm iſt, als er. Die unflätige Sprache iſt ſeine Mutterſprache. Er iſt ſtark darinnen, noch ſtärker, als ſein Geſinde. Von dieſem Witze iſt er ein wahrer Kenner, den weiß er zu ſchätzen. Die Thränen eines nothleidenden Unterthanen rühren ihn bey weiten ſo nicht, als eine unerwartete Zote; mit dieſer kann man ihn gewinnen. Er hat einen Advocaten in ſeiner Pflege, welcher bey einem jeden

neuen Processe auf neue Unflätereyen sinnt, und so glücklich ist, durch diesen Witz einen beyfälligen Richter zu behalten. So grausam er gegen die Unterthanen seines Fürsten ist, so ein harter Vater ist er auch. Er hat sich zum drittenmale verheirathet, und, welches bey ihm fast unglaublich ist, er hat zum drittenmale eine vernünftige Frau bekommen. Wie glücklich wäre diese Elende, wenn er zum drittenmale zum Wittwer würde! Sie hat es einmal gewagt, die Thränen einer gedruckten Gemeine sich bewegen zu lassen, und für sie zu bitten; dieses Mitleiden findet er so widernatürlich, daß er es sie noch itzt empfinden läßt. Seine Kinder sind so tugendhaft und vernünftig, daß sie wohl verdienten, seine Kinder nicht zu seyn. Wären sie ihm ähnlicher, so würde er sie mehr lieben.

Glauben Sie wohl, Gnädiger Herr, daß man, dieses häßlichen Charakters ungeachtet, dennoch fast eine Stunde lang mit Vergnügen in seiner Gesellschaft seyn kann? Wirklich kann man es so lange seyn; aber man muß sich seiner Schwäche zu bedienen wissen. Ich habe es versucht. Ich ließ mich bey ihm melden, als ein Mann, der die Ehre zu haben wünschte, ihn kennen zu lernen, und ihm seine unterthänige Aufwartung zu machen. Er nahm mich an, nachdem mich ein alter Bedienter, welcher Kutscher, und Gärtner, und Koch und Schreiber zugleich war, an der Treppe empfieng, und im Pompe durch drey große Säle, eine Küche und zwo Vorrathskammern in

das

das Cabinett zur Audienz führte, wo ich dieſes Geſchöpfe, das theure Schrecken ſeiner Bauern, und die Geiſſel der Gerechtigkeit in prächtigem Schlafpelze am Pulte ſitzend fand. So dick er iſt, denn ſeine ſchweren Berufsarbeiten haben ihm immer noch Zeit gelaſſen, fett zu werden: ſo geſchwinde ſprang er auf, bedauerte, daß er in ſeinem Nachtkleide überraſcht ward, warf zween große Stöße Acten über den Haufen, die er ſeit vielen Jahren zur Parade neben ſich ſtehen, und ſeit vielen Jahren über den Haufen geworfen hat, gieng mir mit einer großen geſchäfftigen Mine entgegen, und empfieng mich mit Huld und Gnade. Sie können wohl glauben, daß bey einem ſolchen Auftritte kein Compliment natürlicher iſt, als dieſes, daß man die Freyheit entſchuldigt, die man ſich genommen hat, einen Mann von ſolchen Geſchäfften zu ſtören. Er nahm es mit der lächelnden Mine an, mit der eine alte Jungfer widerſpricht, wenn man ihr die Schmeicheley macht, daß ſie ſchön ſey. Sein linker Arm hieng nachläßig über das Schreibepult, und die Finger waren geſchäfftig in verſchiednen Schreiben und Suppliken zu wühlen. Er ſeufzte über ſein Amt, über den Anlauf der Leute, über die vielen herrſchaftlichen Arbeiten ex officio. Ich war in allen ſeiner Meynung, und ſeufzte ergebenſt mit. Dieſes machte, daß er ſein Herz zu mir herab neigte, und mir nach verſchiednen wichtigen Unterredungen endlich von

großen Veränderungen im Staate ganz im Vertrauen einen Wink gab. Ein Brief von Ihro Excellenz . . . mehr durfte er nicht sagen. Ein Hofmann, wie er, sagt alles nur halb, und denkt gar nichts dabey! In der That wies er mir von ferne einen Brief, und ließ mich sehr vorsichtig weiter nichts lesen, als: **Hochedelgebohrner, Hochgelahrter.** Mit einemmale verschloß er ihn ins Pult, brach ab, und sahe mir steif in die Augen. Ich antwortete ihm mit einem beredten Achselzucken, schlug die Augen in die Höhe, und lächelte. Wir verstunden beyde einander; er, daß ich seine Einsicht in das Zukünftige des Staats bewunderte, und ich, daß er ein Narr war. Nach einer landesverrätherischen Pause von zwo Minuten, nahm er mich bey der Hand, und sagte: Seria in crastinum! und sagte mir vielleicht damit sein ganzes Latein. Womit kann ich Ihnen dienen? mit Ungarischem Weine? mit Champagner? mit Burgunder? Mit Burgunder doch wohl am liebsten. Burgunder, Johann, vom besten, geschwind! rief er seinem Bedienten zu, der von ferne an der Thüre stand, und sich die Haare auskämmte. Er kam. Burgunder? Nein, Gnädiger Herr, ein rother Landwein. Ich trank ihn als ein wahrer Patriot, und schlurfte ihn so prüfend durch meine Zähne, als der Schmarotzer kaum thut, welcher gegen Sie, Gnädiger Herr, niemals mehr Ehrfurcht bezeigt, als wenn Sie Burgunder und Austern haben. Bey dem ersten Glase nöthigte er mir eine Schmeicheley

ab,

ab, die mir nicht schwer ward, weil ich mich darauf gefaßt gemacht hatte; bey dem zweyten erzählte er mir den ganzen Umfang von seinem Amte, und seufzte noch einmal darüber, daß er ein schweres Amt hätte. Ein sehr vergebner Seufzer! Denn, wenn es ihm schwer wird, so geschieht es gewiß nur alsdann, wenn er Jemanden glücklich machen soll. Und in diese Umstände setzt er sich sehr selten, oder er muß wenigstens die Hälfte von dem Glücke zu genießen haben. Bey dem dritten Glase rühmte er die Gnade, die das Ministerium für ihn habe. Das Canapee ward nicht vergessen. Bey dem vierten Glase versicherte er mich seiner Freundschaft. Verlohnte diese Versichrung wohl die Mühe, vier Gläser sauern Landwein zu trinken? Ich verbat mehrern Wein, und schützte den Gehorsam vor, den ich meinem Arzte schuldig wäre, einen Gehorsam, von dem mein Arzt nichts weiß. Er beschäfftigte sich noch fast eine halbe Stunde mit seiner Größe, und beschloß den letzten Aufzug mit ein paar artigen Unflätereyen. Ich stund von meinem Stuhle auf, und entflohe seinem Witze und seinem Weine!

Hätten Sie mir wohl so viel Geduld zugetraut, Gnädiger Herr? In der That habe ich sie gehabt, und habe sie eine Stunde lang mit Vergnügen gehabt; dennoch will ich Ihnen nicht rathen, mir es nachzuthun. Da ich nicht in der geringsten Verbindung mit ihm, und mit seinem Amte

stehe, so war er mir erträglich. Ihnen hingegen wird er es nicht seyn, und Sie wird er eine gewisse Hoheit empfinden lassen, die seine Dummheit ehrwürdig machen soll. Am wenigsten wagen Sie es itzt, da Sie in den unglücklichen Proceß gerathen sind. Bisher hat er Sie geschont, oder schonen müssen, nun sieht er Sie als ein Opfer an, das von seiner Hand sterben soll, das für ihn geschlachtet wird. Ich bin gar nicht mit dem Einfalle zufrieden, den Sie gehabt haben, ihn mit dem Cymer Wein zu besänftigen. Dadurch machen Sie ihn nicht menschlich, nicht billig; wenn es hoch kömmt, erlangen Sie von seiner Ungerechtigkeit nur eine kurze Frist. Polyphem war im Begriffe, den Ulysses mit seinen noch übrigen Gefährten zu fressen. Ulysses gab ihm von seinem göttlichen Weine. Der ungerechte Cyclop trank davon, er lobte den göttlichen Wein; dreymal trank er davon, und sagte zum Ulysses: Dein Wein ist vortrefflich, mein Freund, dich will ich zuletzt fressen! Hätten Sie wohl geglaubt, Gnädiger Herr, daß sich mein Brief so pedantisch schließen sollte? Ich bin mit beständiger Hochachtung u. s. w.

* *

„Da ich noch auf hohen Schulen war, und
„die Welt nicht kannte, ließ ich mir das
„Vorurtheil beybringen, es gehöre mit
„unter die unbemerkten und verzehrenden Krank-
„heiten eines Staats, wenn Privatpersonen, als
„Besitzer von Dörfern und Landgütern, zu viel
„Freyheit hätten, das Recht über ihre Bauern
„unter dem Namen der Erbgerichte zu verwalten.
„Dieser Wahrheit ein fürchterliches Ansehen zu
„geben, stellte man die Möglichkeit vor, daß ein
„Gerichtsherr ungerecht seyn könnte; daß der Un-
„terthan durch diese Ungerechtigkeit, welche noch
„immer den Schein einer Legalität hätte, nach
„und nach entkräftet, und ausser den Stand ge-
„setzt würde, dasjenige zu leisten, was er seinem
„Fürsten schuldig wäre; daß ihm oft nicht Zeit
„gelassen, oder daß es ihm doch sehr schwer ge-
„macht würde, wenn er wider dergleichen Unter-
„drückungen den Schutz der obern Richter anfle-
„hen wollte. Man wollte angemerkt haben, daß
„dergleichen öftere Zunöthigungen, und Un-
„terdrückungen den Unterthanen trotzig und ver-
„stockt machten; daß ihm alles verdächtig
„sey, was man von ihm fodere, daß er sich
„endlich auch in denjenigen Sachen widersetzlich
„bezeige, die er und seine Vorfahren zu thun
„schuldig gewesen. Der Schade von dergglei-
„chen Gewaltthätigkeiten falle mit der Zeit dem

„Besitzer des Ritterguts selbst unglücklicher Wei-
„se zur Last. Er empfinde das Armut seiner
„ausgesaugten Unterthanen zu erst, wenn diese un-
„vermögend gemacht wären, ihm Zinnsen und
„Dienste ferner zu leisten. Es sey ganz falsch,
„wenn man glaube, daß ein bemittelter Unterthan
„nicht zu bändigen, und ein Bauer alsdann erst
„zahm würde, wenn er ganz verarmt sey. So
„bald er gar nichts mehr zu verlieren habe, so bald
„mache ihn die Verzweiflung muthig. Aus Rach-
„sucht bemühe er sich nunmehr seinen Gerichts-
„herrn durch ungerechte Processe auch zu entkräf-
„ten, und so viel möglich, mit arm zu machen. Es
„sey schwer, einen aufgebrachten und rebellischen
„Bauer von seinem Gute und aus dem Dorfe
„zu verjagen, noch schwerer aber eine ganze Gemei-
„ne. Gemeiniglich treffe das Unglück den Ge-
„richtsherrn zu erst, daß er durch die Last der Pro-
„cesse ermüdet, sein Gut verstossen müsse. Die-
„ses wären die gewöhnlichsten Folgen von einer
„übelverstandnen Herrschaft, und von dem un-
„glücklichen Misbrauche der ihnen erlaubten Erb-
„gerichte; Folgen, die dem Gerichtsherrn und den
„Unterthanen schrecklich, nur dem Gerichtsver-
„walter und den Advocaten vortheilhaft seyn
„könnten!

„Das waren ungefähr die academischen Gril-
„len meiner Lehrer. So schimpft ein Armer auf
„den Reichthum, eine alte Betschwester auf die
„Wol-

„Wollust der Jugend, und ein Professor, der kei„ne Bauern hat, auf die Gewaltthätigkeit der Ge„richtsstube. Vielleicht wäre er der erste, der sie „drückte, wenn ihm der Himmel ein Dorf voll Un„terthanen in die Hände gäbe.

„Mir sind die Augen aufgegangen, da mich „mein Beruf in die Umstände setzte, die Natur der „Bauern genauer zu anatomiren, und einzusehn, „wie vortrefflich die Ausbeute sey, welche die Ge„rechtigkeit giebt. Es wäre zu wünschen, daß „unsre Erbgerichte despotischer gelassen, und weni„ger eingeschränkt worden wären. Es hebt den „Werth der Rittergüter. In den Anschlägen „finde ich kein Capitel billiger, als das, von Ge„richtsnutzungen. Vielleicht wäre es besser, „und ausdrücklicher, wenn man es rechtliche „Contribution, oder Gerichtsbeute nennte; „aber es ist schon genug, daß man weiß, was man „darunter versteht. So viel ist freylich wahr, „wenn der Unterthan in Armut gebracht wird, so „leidet der Gerichtsherr zugleich; aber der leidet „doch nicht, der seine Gerichte verwaltet. Im „Handel und Wandel muß allemal einer verlieren, „wenn der andre gewinnen soll. Werden die „Unterthanen arm, wird es der Gerichtsherr mit; „gut genug, daß das Geld im Lande bleibt. Der „Gerichtsverwalter, die Advocaten, die obern „Richter, alle die in der Fabrik der Gerechtigkeit „arbeiten, bis auf den untersten Copisten, ge-

„winnen dabey. Es muß gleichwohl eine groſſe „Beruhigung für den Gerichtsherrn seyn, wenn „er sieht, daß seine widerspännstigen Unterthanen „durch Hunger gedemüthiget sind, gesetzt auch, „daß er dieses Vergnügen nicht eher erlebt, als „wenn er selbst halb verhungert ist. Das Ver„langen sich zu rächen geht über alles.

„Man hat es in unserm Lande für gut ange„sehn, die Gewalt der Erbgerichte sehr vorsichtig „einzuschränken. Ich, als ein Unterthan, darf „dawider nichts sagen. In der That würde ich „auch nichts neues sagen, da meine Landsleute „schon vor langen Zeiten die vortheilhafte Einsicht „erlangt haben, wie sie diese Einschränkung sich er„träglich machen können. Die gröſte Kunst be„steht darinne, daß sie die Verwaltung ihrer Ge„richte einem Manne anvertrauen, der an ihren „Absichten gemeinschaftlich arbeitet. Sie haben „die Wahl, und in dieser Wahl müssen sie behut„sam seyn. Noch ein Vortheil ist dieser, daß sie „von den Sporteln der Gerichtsstuben ihren An„theil behalten. Es hat einen doppelten Nutzen, „welcher so deutlich in die Augen fällt, daß ich ihn „nicht erst erklären darf.

„Alles, was ich noch thun kann, ist dieses, daß „ich durch nachstehende vier Briefe meinen Satz „erläutere. Der erste und zweyte Brief zeigt,

„wie

„wie ein Gerichtsverwalter seyn muß; der dritte „Brief ist der Gegensatz von diesem, und zeigt, „wie er nicht seyn soll. Dieses desto lebhafter zu „machen, habe ich den vierten Brief hinzu gesetzt. „Ich wünsche, daß meine Leser die guten Absich„ten erkennen mögen, die ich dabey gehabt habe. „Folgen sie meinem Rathe, und bedienen sie sich „der Vortheile, die ich ihnen zeige, mit Ernste: so „gebe ich ihnen mein Wort, es soll in zehn Jah„ren kein Bauer mehr im ganzen Lande seyn. „Und, o! wie ruhig kann ein Edelmann auf sei„nem Gute leben, wenn er es so weit gebracht „hat!„

Gnädiger Herr,

Ich sage es Ihnen aufrichtig, zu Ihrem Gerichtsverwalter schickt sich niemand besser, als ich. Sie haben so gesunde Begriffe von der Gewalt über Hals und Hand, und Beutel Ihrer Unterthanen, daß ich mich freue, unter Ihrer Anführung diesen elenden Geschöpfen den Nachdruck unserer Gerechtigkeit fühlen zu lassen. Wenn ich die Sache recht ansehe, so finde ich, daß die Bauern nicht für sich, sondern für ihren Edelmann geschaffen sind. Ich weiß, daß man es bey uns nicht öffentlich sagen darf, und daß auf dem Catheder

noch

noch hin und wieder der Satz behauptet wird, daß die Bauern, und der Gerichtsherr, beyde Unterthanen eines Fürsten sind. Ich weiß diese theoretische Wahrheiten gar wohl. Wir können es geschehen lassen, daß sich die Gelehrten auf hohen Schulen, um ein paar milzsüchtige Schriftsteller, damit beschäfftigen. Genug, daß wir unter uns die Erfahrung haben, welche allen diesen Pedanterey en widerspricht. Was wir noch thun können, um vor den Augen des gemeinen Volks den äusserlichen Wohlstand zu behaupten, das ist dieses, daß wir die Bauern niemals anders, als mit der strengsten Legalität, plündern. Darf ich es wohl wagen, Gnädiger Herr, Ihnen zu sagen, daß ich eben darinne meine Stärke habe? So bald ich Ihnen diejenigen Lehrer nenne, die mich auf hohen Schulen zur Gerechtigkeit eingeweiht haben; so bald werden Sie weniger an meinem Vorgeben zweifeln. Wollen Sie noch mehr Beweis haben? Davor habe ich mich sehr gehütet, was man gründliche Rechtsgelehrsamkeit nennet. Cautelen sind mein Hauptstudium gewesen, und ich war im Stande, Gesetze zu verdrehen, ehe ich noch wußte, was Novellen hießen. Die erste Probe meiner Geschicklichkeit waren einige Hurenprocesse, die ich glücklich ausgeführt habe. Ich war noch kein Jahr ein Advocat, als mir schon zweymal die Praxis untersagt wurde. Meine Unerschrockenheit, mit welcher ich die Obern, und die Richter, zum besten meiner Clienten, beleidigte, brachte mich vier

Wochen

Wochen ins Gefängniß. Sie können wohl glauben, Gnädiger Herr, daß mich diese Vorfälle sehr berühmt gemacht haben, und es ist bey nahe keine ungerechte Sache, die ich nicht vertheidigen muß, und gewiß rühmlich vertheidige. Fragen Sie einmal in meiner Gegend nach, mit welchem Eifer ich meine Gerichtsbestallungen mutze. Es giebt gewisse Handgriffe, durch welche man das Vermögen der Unterthanen an sich ziehen, und dennoch der gerechteste Mann seyn kann. Es sind Geheimnisse, die ich nicht sagen kann, die ich aber zu Ihrem guten Vergnügen ins Werk setzen werde, wenn Sie mir die Stelle überlassen sollten, um die ich bitte. Fragen Sie den Herrn von ∗ ∗ ∗ dessen Gerichte ich verwalte. Er wird Ihnen sagen, wie weit ich es in einem Jahre gebracht habe. Seine Bauern sind alle zu Grunde gerichtet; itzt arbeite ich noch an dem Schulzen, und ich hoffe, ihn nach der Erndte auch an den Bettelstab zu bringen. Es ist wahr, der Herr von ∗ ∗ ∗ hat zugleich sein ganzes Vermögen verstritten, und er ist durch die Processe in Ansehung seines Standes weit ärmer geworden, als seine Bauern; aber was thut das? Er hat Recht behalten, seine trotzigen Bauern sind gedemüthiget, und ich habe dabey ein ziemliches Vermögen verdient. Verhungert der Herr von ∗ ∗ ∗ so ist es mein Fehler nicht; es ist ein Fehler der theuren Gerechtigkeit, für die er zum Märtyrer geworden ist. Ich habe weiter nichts gethan, als was er verlangt, und was mein Amt erfodert hat.

Sie

Sie sollen es erfahren, Gnädiger Herr, daß es nicht ruhmredige Versprechungen sind, die ich thue, Ich erwarte Ihren Entschluß, und bin u.s.w.

Gnädiger Herr,

Es ist freylich eine schlimme Sache, daß die Landesobrigkeit dem Gerichtsherrn die Bauern nicht ganz Preis gegeben, sondern den kleinen Dorfmonarchien gewisse Grenzen gesetzt, und verordnet hat, daß die Gerechtigkeit durch besondre Personen unpartheyisch verwaltet werden soll. Es läuft allerdings wider den Stand der natürlichen Freyheit, und wider die weisen Absichten der Natur, welche das Wild und die Bauern zum Nutzen und zum Vergnügen des Junkers geschaffen hat. Aber was ist zu thun? Einer höhern Gewalt muß man nachgeben. Genug, daß noch Mittel übrig sind, dieser höhern Gewalt auszuweichen. Sie haben, Gnädiger Herr, beständig dieses zu Ihrer Regel gehabt, daß derjenige, dem Sie, nach den Landsgesetzen, die Verwaltung der Justiz anvertrauen müssen, so unwissend, als möglich, sey, um ihre willkürlichen Aussprüche desto besser zu behaupten. Da ich nicht glaube, daß Sie itzt erst von dieser guten Regel abgehen werden: so mache ich mir Hoffnung, die erledigte Stelle als Gerichtsverwalter bey Ihnen zu erlangen. Ich bin so dumm und unwissend, als Sie es wünschen

schen können. Da ich die Rechtsgelehrsamkeit niemals anders, als handwerksmäßig gelernt habe: so kann es mir nicht schwer fallen, so zu denken, wie Sie befehlen. Sie, Gnädiger Herr, sollen mein erstes Gesetze seyn. In der That sind mir die übrigen Gesetze desto gleichgültiger, je weniger ich mit ihnen bekannt bin. Nur das einzige bitte ich, daß Sie mich auf Ihre Kosten wider höhere Obrigkeiten vertreten, wenn mein Verfahren als ungültig angefochten werden sollte. Sie erlangen durch mich noch einen Vortheil, den Sie nicht überall finden. Man hat ein Sprüchwort, ich weiß aber nicht in welcher Sprache, daß diejenigen Advocaten die gröbsten sind, die am wenigsten verstehn. Glauben Sie, Gnädiger Herr, ich bin für zween Advocaten unwissend, und für dreye grob. Es wage es niemand, Sie und Ihre Gerechtsame anzugreifen; ich will ihm so unbescheiden begegnen, daß er wenig Ehre davon haben soll. Muß ich Strafe geben, so verlasse ich mich auf Ihr baares Geld. Sollte es gar bis zum Gefängnisse kommen, so werden Sie mich auf eine billige Art schadlos halten; aber Abbitte und Ehrenerklärung will ich ex officio thun, ohne etwas dafür zu verlangen. Scheinen Ihnen diese Bewegungsgründe nicht wichtig genug, mir Ihre Gerichte anzuvertrauen? Ich will Ihnen noch einen Vorschlag thun. Ich will die Beute mit Ihnen theilen. Die Gerichtssporteln sollen zur Hälfte Ihre seyn, wenn Sie mir nur erlauben, noch einmal so viel von Ihren

Bauern zu erpressen. Ueberhaupt finde ich diese Art in Compagnie zu sporteln sehr billig. Den Gerichtsverwalter muntert es auf, hungriger zu seyn, als er sonst seyn würde, den Gerichtsherrn aber nöthiget es, nachsehender zu seyn, weil er ausserdem allemal die Hälfte verlieren würde, wenn er gerechter wäre. Noch ein Vortheil fällt mir ein, den Sie, Gnädiger Herr, durch mich erlangen. Cavaliere von Ihrer Art und Erziehung sind niemals witziger, als bey Tische, und in Gesellschaft des benachbarten Landadels. Wie nöthig ist es alsdann für Ihren Witz, daß Jemand mit an der Tafel sitzt, den Sie ohne Verantwortung mishandeln können. Ich verstehe Spas, Gnädiger Herr. Für jede gnädige Grobheit, die Sie mir sagen, werde ich mich mit einer Boutellie Wein bezahlt machen, das soll meine ganze Rache seyn. Da ich auf Ihren Befehl mein Gewissen, und meinen ehrlichen Namen daran wage, warum sollte ich mich nicht für eine Boutellie Wein, Ihnen zu gefallen, zum Narren machen lassen.

Wollen Sie mir die Gnade erzeigen, und meiner Bitte statt geben, so werden Sie sehen, wie unermüdet ich mich beeifern werde, meine theure Pflicht zu erfüllen, und zu seyn ꝛc.

Gnädiger Herr,

Es hat mich Herr . . . gebeten, ihn bey Ew. Gnaden zu empfehlen, da er gehört hat, daß Sie die erledigte Schösserstelle auf Ihren Gütern wieder zu besetzen im Begriffe sind. Sie sehen es selbst ein, Gnädiger Herr, daß dieses Amt einen gelehrten, einen ehrlichen, und einen arbeitsamen Mann haben will. Es ist schwer, alle drey Tugenden beysammen anzutreffen; und wer sie beysammen besitzt, der wird gemeiniglich so sehr geschätzt, und so sorgfältig gesucht, daß er sich kaum entschliessen dürfte, ein Amt, wie das Ihrige, anzunehmen, welches ihn vom Hofe, und von aller Gelegenheit, sein Glück weiter zu treiben, entfernt. Ew. Gnaden kennen mich zu gut, als daß Sie glauben sollten, ich stellte Ihnen die Sache um deswillen so schwer vor, damit ich die Verdienste meines Candidaten desto geltender machen könnte. Er besitzt wirklich alle die Eigenschaften, die ich oben gefodert habe, er weiß es aber selbst so wenig, daß er immer zweifelt, ob er auch geschickt genug sey, dem Amte so vorzustehn, wie er ihm vorzustehen wünscht. Diese Furchtsamkeit, vielleicht aber auch ein vernünftiges Verlangen, glücklich und ruhig zu bleiben, entfernen ihn vom Hofe. Er wünscht, als ein ehrlicher Mann, und unbekannt, auf Ihrer Herrschaft zu sterben. Wollen Sie eine genauere Nachricht

von seinen Verdiensten haben? Er hat seine Jurisprudenz als ein Gelehrter erlernt. Er weiß den Grund der Gesetze, und versteht bey den dazu erfoderlichen Sprachen die Geschichte der Rechtsgelehrsamkeit in ihrem ganzen Umfange. Dieses unterscheidet ihn von einem praktischen Schmierer und Rabulisten. Er hat sich Mühe gegeben, die Anwendung der Gesetze, und die besondre Verfassung des Landes sich bekannt zu machen. Durch eine fleißige Uebung hat er diese Geschicklichkeit erlangt, und vielen vor dem Richter beygestanden, die ihn um seine Hülfe gebeten. Dieses unterscheidet ihn von den theoretischen Pedanten. Er ist so ehrlich, daß er keine Sache annimmt, ohne von ihrer Billigkeit überzeugt zu seyn; daß er einem nothleidenden Armen lieber dient, als einem Reichen, der Gewalt thut; daß er es sehr selten zu einem weitläuftigen Processe kommen läßt, und daß er es so gleich im Anfange zu einem billigen Vergleiche zu bringen sucht, wenn ihn nicht die Härte des Gegners, oder der Eigennutz des Richters daran hindert; mit einem Worte, er ist so ehrlich, Gnädiger Herr, daß er in fünf Jahren gewiß verhungern muß, wenn er fortfährt, als Advocat seinen Unterhalt zu suchen. Ich erinnere mich verschiedner Gelegenheiten, wo der Richter so wohl, als sein Gegner, sich einen sehr schlechten Begriff von seiner Geschicklichkeit gemacht, und gar gezweifelt haben, ob er wirklich ad praxin admittirt

rt sey, weil er weder in der Richterstube, och in seinen Schreiben heftig geworden, sondern in Recht mit der grösten Gelassenheit, und ei- em gesitteten Anstande vertheidigt, ohne den Gegner zu schimpfen, oder dem Richter bittere Vorwürfe zu machen. Es wird nun zehn Jahre eyn, daß er die Gerichtsbestallung zu = = = bernahm. Es war an diesem Orte seit funfzig Jahren zur Gewohnheit geworden, daß die Herr- chaft und die Unterthanen einander durch ewige nd kostbare Processe entkräfteten. In der That efanden sich die Unterthanen in den kümmerlich- ten, und verzweifeltsten Umständen; und seit die- en funfzig Jahren waren zwo Herrschaften genö- higt worden, das Rittergut zu verkaufen, um ich aus diesen Processen, und von ihrem völligen Untergange zu retten. Als mein Candidat zur Gerichtsverwaltung kam, so beneideten ihn we- gen dieses Glücks viele, welche glaubten, er wer- de dieses Amt so nutzen, wie es seine Vorfahren genutzt hatten. Allein auch dazu war er zu ehr- lich. Seine erste Sorgfalt gieng dahin, wie er sich beym Gerichtsherrn ein gewisses Ansehn er- werben möchte, welches sich diejenigen gar leicht erwerben, die geschickt und redlich sind. Auf der andern Seite gab er sich Mühe, das Zutrauen der Unterthanen zu gewinnen, und ihnen zu zeigen, daß er ein unpartheyischer Richter sey. Er erlangte beides. Wie leicht muß es einem

Manne, den die Gerichtsherrschaft für redlich, den die Unterthanen für unpartheyisch halten, wie leicht, sage ich, muß es einem rechtschaffnen Manne fallen, alle die Verbitterungen und Processe zu heben, welche die Herrschaft und die Unterthanen zugleich unglücklich machen. Kaum waren zwey Jahre verflossen, als er alle Streitigkeiten vom Grunde aus verglichen hatte. Seine Vorsicht hat bis itzt neuen Irrungen vorzubeugen gewußt. Durch seine vernünftige Vorstellungen hat er seinem Edelmanne begreiflich gemacht, daß die Bauern Menschen, und in unserm Lande keine Sklaven sind. Er hat den wunderbaren Satz behauptet, daß ein verarmter Unterthan viel unruhiger und gefährlicher sey, als ein bemittelter. Die Bauern hingegen hat er durch sein Ansehn, und, wo es nöthig gewesen, mit Nachdruck zu ihrer Schuldigkeit angehalten. Nunmehr sehen sie es ein, wie glücklich sie bey dieser Ruhe und Eintracht sind. Sie arbeiten an der Erhaltung derselben mit ihm gemeinschaftlich, und werden reich. In vorigen Zeiten war dieses Dorf das Geheege verschiedner hungriger Advocaten, welche den Stolz der Gerichtsherrschaft und den Trotz der Unterthanen misbrauchten. Seit acht Jahren sind sie verscheucht; sie vermeiden so gar diesen Ort, in welchem sie nunmehr verhaßt sind, und eilen misvergnügt von ferne vorbey, wie ein Wolf vor einer Heerde, welche unter der Wachsamkeit ihres Hirten, und der Treue seiner Hunde ruhig ist.

Ver-

Verzeihen Sie mir, Gnädiger Herr, daß aus meinem Empfehlungsſchreiben eine Predigt von der Gerechtigkeit wird. Ich habe mich vergeſſen; es gereut mich aber nicht, denn ich weiß, daß Sie eben das Vergnügen empfinden, den Charakter eines ehrlichen Advocaten zu leſen, das ich empfinde, da ich ihn ſchildere. Ich freue mich, daß ich die Gelegenheit in den Händen habe, Ihnen das Original zu verſchaffen. Sie werden es als eine Probe meiner Achtung für Ihre Perſon, und meiner Aufmerkſamkeit für Ihr Beſtes anſehen, und zugleich Ihnen mich verpflichten, wenn Sie dieſem ehrlichen Manne, den ich Ihnen empfehle, durch die gebetne Beförderung Muth machen, ferner ehrlich zu ſeyn. Ich verharre mit unterthäniger Hochachtung, u. ſ. w.

Antwort.

Hochzuehrender Herr Doctor,

Wir kennen einander zu gut, als daß ich Ihnen meine Gedanken nicht aufrichtig ſagen ſollte. Iſt das alles Ihr wahrer Ernſt, was Sie mir ſchreiben? oder haben Sie Ihren Brief nur um deswillen ſo erbaulich eingerichtet, daß ihn die ſtudirende Jugend ins Latein überſetzen, und die ſchönen Blümchen und Sentenzen mit rother Dinte unterſtreichen ſoll, um ſie deſto bequemer

mer auswendig zu lernen? Für einen Mann, der die Welt kennt, wie Sie, schreiben Sie wirklich zu pedantisch. Ihr Candidat mag ein ehrlicher Mann seyn, ich glaube es, vielleicht würde er auch in Deutschland ein großer und angesehner Mann gewesen seyn, wenn er zu Hermanns Zeiten gelebt hätte; aber was soll man itzt aus ihm machen? Wie satyrisch sind Sie, wenn Sie sagen, daß ein gelehrter, ein ehrlicher, und ein arbeitsamer Mann so sehr geschätzt, und so sorgfältig gesucht werde! Gestehn Sie es nur, Sie sind ein wenig boshaft, und Ihre Lebhaftigkeit verleitet Sie zuweilen so weit, daß Sie Sich vergessen, und Sachen sagen, die Ihnen bey Ihren Collegen nicht viel Ehre machen würden, wenn Sie sollten gedruckt werden. So ein frommer und billiger Schösser würde mir meine Unterthanen in kurzer Zeit zu muthig werden lassen. Der Bauer fühlt sich, er schwillt, so bald er mehr als einen Kittel hat. Rustica gens, optima flens, et pessima ridens! Sehn Sie, Herr Doctor, daß ein alter Kammerjunker auch noch Latein versteht, so gut wie ein Professor? Mit einem Worte, ich habe für Ihren Candidaten alle die Hochachtung, die man für eine altvätrische Tugend hat; aber brauchen kann ich ihn zu nichts. Kann ich ihm ausserdem dienen, so soll es mit Vergnügen geschehen. Zween Tage vorher, ehe ich Ihren Brief erhielt, hatte ich mich schon mit einem neuen Schösser versehen. Er ist noch sehr jung, er versteht gar nichts; aber er wagt es, mir tausend Thaler

vorzuschiessen,* von denen er nimmermehr einen Häller wieder sehen soll. Inzwischen will ich doch als ein ehrlicher Mann mit ihm handeln, und ihm zu lassen, daß er sich, so gut er kann, von meinen Unterthanen bezahlt mache. Ich habe fette Hämmel darunter, die mag er mißen, bis er satt und bezahlt ist. So viel gewinnt er allemal dabey, daß ich ihm nicht auf die Finger sehen werde. Die Gerichtsstube will ich mit einem geschickten Actuar besetzen. Wenn der Verstand hat, so braucht der Schösser keinen. Sehn Sie, mein Herr, das ist mein Plan. Sie müssen ihn billigen, wenn Sie unpartheyisch seyn wollen. Ich wollte wünschen, daß ich Ihrem ehrlichen Candidaten sonst helfen könnte. Was meynen Sie, wenn ihn das Land auf gemeinschaftliche Kosten ernährte, und den Fremden als eine Rarität fürs Geld sehen ließe? Aber das müßte er sich gefallen lassen, daß er nach seinem Tode ausgestopft, und zum Wahrzeichen auf die Universitätsbibliothek gesetzt würde, daß sich andre an ihm spiegeln könnten. Halten Sie mir diesen Scherz zu gute, Sie wissen es wohl, ich spaße gern; und wenn ich an einen guten Freund schreibe, wie Sie sind, so nehme ich mir kein Blatt vors Maul. Leben Sie wohl. Schicken Sie doch auf die Messe Ihren Candidaten zu mir. Ich möchte doch zum wenigsten gern sehen, wie er aussähe. Es ist mir dergleichen Geschöpfe noch niemals vorgekommen. Bis dahin leben Sie wohl. Ich bin Ihr alter guter Freund u. s. w.

„Von dem Briefe, der itzt folgt, weiß ich „nichts zu erinnern. Er erkläret sich ohne eine Vorrede. Hätte ich ihn vor „zehn Jahren geschrieben, so würde ich vielleicht „wegen einiger Stellen in den Verdacht gefallen „seyn, als machte ich auf mich selbst eine Satyre. „Nunmehr bin ich über diese Besorgniß weg. Das „wird wohl nicht nöthig seyn zu erinnern, daß die „Satyre in diesem Briefe nicht allgemein ist, und „nur diejenigen trifft, welche dergleichen Vorwürfe verdienen. Eine Erinnerung, die ich müde „bin zu wiederholen, und die ich vielleicht für einen unachtsamen, und argwöhnischen Leser nicht „oft genug wiederholen kann! „

Gnädiger Herr,

Ich bin in der That ganz andrer Meynung, als Sie sind. Sie glauben viel gewonnen zu haben, daß Sie, bey dem Processe mit Ihren Unterthanen, die Commission an einen jungen Mann auszubringen Gelegenheit gefunden, der zum erstenmale in dergleichen Geschäfften gebraucht wird. Sie irren Sich gewiß, Gnädiger Herr, wenn Sie Sich Hoffnung machen, ihn, als einen ungeübten, und noch unerfahrnen Mann, nach Ihrem Willen zu lenken. Mich hat es die Erfahrung gelehrt,

gelehrt, daß gemeiniglich niemand gefährlicher sey, als ein junger Commissar. Seine Begriffe von der Pflicht sind noch zu wenig ausgearbeitet. Da er noch niemals dergleichen Auftrag gehabt, so glaubt er, er arbeite itzt vor den Augen des Hofs, und des ganzen Landes. Ein amtsmäßiger Hochmuth, und das Verlangen, sein künftiges Glück zu empfehlen, macht ihn strenge. Er versteht nur das Finstre und Schwere der Pflicht, und vergißt die Billigkeit darüber. Er ist hart gegen den Unterthan, um ein treuer Diener seines Fürsten zu scheinen. Die Gesetze sind ihm noch zu neu, als daß er sie genau kennen sollte. Er weiß es noch nicht, daß dergleichen Gesetze eben so wohl zum Besten des Landes, als dazu gegeben sind, die Rechte des Fürsten zu schützen. Ueberzeugen Sie ihn, daß er gefehlt, daß er die Gesetze nicht recht verstanden hat: so wird ihm sein junger Stolz nicht verstatten, es einzusehn. Auf Ihre Unkosten wird er seine Meynung behaupten. Ein Commissar muß sehr unrecht haben, wenn er davon überführt werden soll. Sie werden ihn beleidigen, wenn Sie ihn durch Geschenke auf Ihre Seite bringen wollen. Vielleicht nimmt er sie künftig an; itzt darf er es noch nicht thun, ohne seinem künftigen Glücke, und dem Ansehn zu schaden, in das er sich durch seine Gerechtigkeit setzen will. Er weiß es, daß Sie Selbst Gelegenheit gegeben haben, daß er zum Richter in Ihrer Streitigkeit gewählt worden ist. Eben das ist die Ursache,

Gnä-

Gnädiger Herr, warum ich so viel böse Folgen für Sie befürchte. Ist Ihre Sache ungerecht, so wird er sich freuen, es Sie nachdrücklich empfinden zu lassen, daß er einer ungerechten Sache feind sey. Haben Sie Recht, so ist es für Sie noch weit gefährlicher. Er wird alle Kräfte daran setzen, Ihnen Ihr Recht streitig zu machen, um bey Ihrem Gegner, und andern, den Vorwurf zu vermeiden, daß er partheyisch, und um deswillen auf Ihrer Seite sey, weil Sie selbst ihn zum Richter vorgeschlagen haben. Keine Partheylichkeit ist gefährlicher, als diejenige, welche die Richter begehen, um unpartheyisch zu scheinen. Was ich hier sage, das schreibe ich aus einer Ueberzeugung, die mich die Erfahrung gelehrt hat.

Ein alter Richter, ein Mann, dem schon oft die Untersuchung der Streitigkeiten aufgetragen worden, ist bey seiner Erfahrung vorsichtig, gelassen, gegen beide Theile gefällig, und nachsehend. Sein Ehrgeiz ist beruhigt. Hat er geirrt, so giebt er nach, weil er so oft Gelegenheit gehabt hat, zu sehen, wie leicht es einem Richter möglich sey, sich zu irren. Er wird zur Ungebühr nicht strenge seyn, weil er weiß, daß das Glück seines Fürsten allein auf dem Wohlstande der Unterthanen beruht. Niemals wird er behutsamer seyn, als wenn er einen Vorschlag thun, oder ein Gutachten geben soll, von welchem oft das Wohl einer ganzen Gemeine abhängt. Er weiß es, daß noch die Urenkel

keit die unglücklichen Folgen eines übereilten, und zu hitzigen Urtheils empfinden. Die Seufzer der Nachwelt bewegen ihn schon itzt; er ist aufmerksam, und unpartheyisch, damit nicht sein Andenken noch in späten Jahren verflucht werde.

Wird es Sie nunmehr bald gereuen, Gnädiger Herr, daß Sie auf den Einfall gekommen sind, sich die Unwissenheit eines jungen Richters zu Nutze zu machen? Ueberlegen Sie, was ich Ihnen so aufrichtig geschrieben habe, und ändern Sie es noch, wenn es möglich ist.

Niemand ist strenger, als ein junger Rathsherr, der als Richter die galanten Sünden bestrafen soll, die er gestern selbst begieng, da er noch nicht Rathsherr war; Niemand ist grimmiger, als ein junger Officier, der in Friedenszeit zum erstenmale vor den Augen seiner gnädigen Mama, und Fräulein Schwester commandirt; Niemand ist partheyischer, als ein junger Commissar, der zum erstenmale Gelegenheit sucht, zu zeigen, daß er gerecht sey! Drey Geschöpfe, Gnädiger Herr, vor denen ich alle meine Feinde warne! Ich werde mich freuen, wenn ich erfahre, daß Sie meine Freymüthigkeit nicht beleidigt hat. Ich hoffe dieses von Ihrer Freundschaft, und bin ꝛc.

Ich

„Ich habe die billige Absicht, den Nutzen „von meinen Briefen allgemein zu machen. „Bisher habe ich grösstentheils nur für die„jenigen gesorgt, welche in der kleinen bürgerli„chen Welt ihr Glück suchen. Hier will ich noch „zween Briefe für diejenigen einrücken, welche „sich an den Hof wagen wollen. Sie sind so „deutlich, daß ich nicht nöthig zu sagen habe, „wovon sie handeln. Meine Leser werden es bey „dem ersten Anblicke finden.„

Mein Herr,

Geben Sie noch nicht alle Hoffnung auf. Nun bin ich endlich auf dem Wege, mein Glück zu machen, und ein Mann von Wichtigkeit zu werden. Seit acht Tagen habe ich Ihrem Rathe gefolgt, und was Sie mir gerathen haben, ist die Stimme der Natur gewesen, denn ich finde mich ungemein leicht darein.

Am Montage habe ich mit dem Cammerdiener Brüderschaft getrunken. Die ganze Antichamber ist schon auf meiner Seite, und der kleine Läufer, welcher die Gnade hat, Ihro Excellenz Narr zu seyn, fängt an, eifersüchtig auf meine witzigen Einfälle zu werden, und glaubt, Ihro Excellenz würden sich halb todt lachen, wenn sie mei-

ne

ne Schwänke hören sollten. Arbeit genug für einen Tag, aber auch Ruhm genug!

Dienstags legte ich den Grundstein zu meinem Glücke. Kennen Sie das Mädchen, welches anfängt, dem Gnädigen Herrn gleichgültig zu werden, da sie es seit fünf Jahren nicht gewesen ist? Ich brauchte mehr nicht, als zwo Stunden, sie auf meine Schmeicheleyen aufmerksam zu machen; Sie hat über das Herz ihres Herrn immer noch Gewalt genug, um mein Glück zu unterstützen, und Ihro Excellenz sind so erkenntlich, daß sie wünschen, das Glück dieses Mädchens auf eine dauerhafte Art zu befestigen.

An der Mittewoche habe ich ein Amt angetreten, welches zwar in der Welt kein Aufsehn macht, aber auf meiner Stube wichtig genug ist. Diesen und den folgenden Tag brachte ich zu, verschiedne Clienten zu versichern, daß ich mir ein ungemeines Vergnügen daraus machen würde, ihnen bey aller Gelegenheit zu dienen. Ich weiß nicht mehr, wer sie waren.

Am Freytage hat mich mein Schneider ausgebildet, und ich hätte wahrhaftig in mir das nicht gesucht, was ich nunmehr wirklich in mir finde.

Gestern habe ich einige von meinen alten Gläubigern abgewiesen, und funfzehnhundert Thaler aufs neue geborgt. Ich borgte sie mit einer sehr

guten

guten Art, und ich glaube der Kaufmann soll mich verstehn. So klug ist er wenigstens, daß er sie von mir nicht wieder fodern wird. Funfzehnhundert Thaler ist eine Kleinigkeit; aber bedenken Sie, mein Herr, daß ich länger nicht, als seit sechs Tagen bey Hofe bin.

Heute früh bin ich in der Kirche gewesen. Meine Weste that ihre gute Wirkung. Der Prediger gefiel mir nicht so, wie vor acht Tagen, da ich noch kein Hofmann war. Wenn ich nicht irre, so predigt der Mann zu pedantisch. Für den Pöbel mag er ganz erbaulich seyn. Seine christlichen Tugenden treten so bürgerlich einher. Bewundern Sie immer diesen Einfall; er hat mir heute viel Ehre in der Kapelle gemacht. Morgen ist der zweyte Feyertag, um deswillen werde ich zur Ader lassen.

Leben Sie wohl. Es ist meinem neuen Stande gemäß, daß ich meine alten Freunde nach und nach vergesse. Gewiß vergesse ich Sie zuletzt; ich will aber doch thun, was mir möglich ist. Versuchen Sie es über acht Tage. Begegnen Sie mir. Ich werde Sie ansehen, ein paar große Augen machen. Ich soll Sie kennen, mein Herr, werde ich sprechen. Sie werden mir Ihren Namen sagen; ich werde, als vom Traume erwachend, zurück springen, Sie umarmen, und ohne ihre Antwort zu erwarten, mich aus Ihren Armen los reissen, weil mich höchstdringende Geschäfte nöthi-

nöthigen, nach Hofe zu eilen; mein Bedienter wird Ihnen meine Wohnung ſagen. Grüſſen Sie meine Freunde; aber, ich bitte Sie, ja incognito. Ich halte ſie hoch; aber die Zeiten ändern ſich. Der Hof giebt auf alle meine Bewegungen acht. Wie geſagt, grüſſen Sie die ehrlichen Leute, wenn ichs recht überlege, habe ich eben nicht Urſache, mich ihrer zu ſchämen. Leben Sie wohl. Ich habe die Ehre zu ſeyn,

Mein Herr,

Deren

dienſtwilliger Freund.

* * * * *

N. S. Vornehme Leute pflegen des Wohlſtands wegen gemeiniglich an einem oder mehrern Theilen der Religion zu zweifeln. Geben Sie mir einen guten Rath, an welchem zweifle ich? Ich dächte, weil ich erſt anfange, mich in der Welt zu zeigen, ich zweifelte noch zur Zeit nur an der Hölle. Kömmt Zeit, kömmt Rath. Was meynen Sie?

Gnädiger Herr,

Da Ew. Gnd. die Mine einer Excellenz machen, und um deswillen nöthig finden, bey der übrigen Equipage auch einen Sekretär mit zu halten: so wünschte ich mir wohl, diese Stelle zu erlangen. Ich weiß, daß ich dabey weiter nichts zu thun habe, als der gnädigen Frau ihre Wäschzeddel abzuschreiben, den Verwalter einen Esel zu heißen, und den Schuldleuten auf ihre Mahnbriefe in den gnädigsten und freundlichsten Ausdrückungen zu sagen, daß sie nicht bezahlt werden sollen. Ich glaube daher, Geschicklichkeit genug zu haben, diesem Amte vorzustehn, und ich will, mit Hülfe einer reichen Weste, in dem Vorzimmer so wichtig thun, daß man glauben soll, Ew. Gnaden arbeiteten in Ihrem Cabinette am allgemeinen Frieden. Da ich weiß, Gnädiger Herr, daß Sie zuweilen ein wenig hitzig sind: so will ich versprechen, es mit aller Geduld auszuhalten, wenn Sie mir erlauben wollen, daß ich zu meiner Schadloshaltung, so oft Sie in Ihrem Zimmer gegen mich hitzig sind, im Vorzimmer gegen diejenigen grob seyn darf, die weniger sind, als ich, oder die bey Ew. Gnaden etwas zu suchen haben. Sie werden kein Bedenken finden, mir dieses zu erlauben, da es in den meisten Vorzimmern der kleinen Potentaten, wie Ew. Gnaden sind, Mode ist. Um den Gehalt werden wir uns vergleichen.

chen. Ich ſehe hauptſächlich auf die Ehre, und verlange daher zum Anfange mehr nicht, als zweyhundert Thaler, bey freyer Beköſtigung und Wohnung. Dieſes aber bitte ich mir zugleich unterthänig aus, daß alle diejenigen Gelder, welche Ew. Gnaden aufborgen, durch meine Hände gehn. Ich werde Ihnen dadurch Ihre Mühe ſehr erleichtern. Denn da Sie die hohe Abſicht haben, längſtens in zehn Jahren einen Ihrem Stande gemäßen Bankerutt zu machen: ſo getraue ich mir, es in fünf Jahren ſo weit zu bringen, daß ich einige tauſend Thaler erworben habe; daß Ihre Gläubiger betrogen, und Ew. Gnaden ein Bettler ſind. Ich bin mit unterthäniger Hochachtung ꝛc.

„Ich will meinen Lesern hier einige Brie-
„fe mittheilen, die mir von einer unbe-
„kannten Hand zugesendet worden sind.
„Die Erfindung, seinen Lesern auf dergleichen
„Art ein Geheimniß im Vertrauen zu sagen,
„ist so neu nicht, daß ich ohne Sorge seyn
„sollte, ob man es nicht auch für eine solche
„Erfindung halten werde. Ich muß mir al-
„les gefallen lassen. Weil aber in diesen
„Briefen so viel Wahrscheinlichkeit enthalten
„ist; weil die traurige Geschichte, die man dar-
„innen findet, sich so oft, ob wohl mit ver-
„schiednen Umständen zuträgt; und weil ich
„selbst bey dem Schlusse eine ziemlich ernst-
„hafte Lehre und Vermahnung bekomme: so
„wird man die Gefälligkeit haben, und glau-
„ben, daß diese Briefe nicht erdichtet sind.
„Ich könnte einem jeden die Originale vor-
„legen; es soll aber niemand ein Recht haben,
„sie von mir zu fodern, als solche Frauen-
„zimmer, welche sie zu ihrer Besserung brau-
„chen.

An den

Verfasser der satyrischen Briefe.

Mein Herr,

Wenn es wahr ist, was man mich versichert, daß sie künftige Messe den dritten Theil Ihrer satyrischen Schriften heraus geben, und darinne eine Sammlung verschiedner Briefe der Welt mittheilen wollen: so nehme ich mir die Freyheit, für diejenigen um eine Stelle zu bitten, die ich Ihnen hier zu übersenden die Ehre habe. Es ist dieses die einzige Gelegenheit, mein Gewissen zu beruhigen, da ich durch mein übereiltes Exempel viele meiner Mitschwestern auf die Eitelkeit gebracht habe, eben so kostbar, und lächerlich zu thun, als ich gethan habe, und da ich zugleich hoffe, daß viele, die es noch nicht gethan haben, sich desto eher künftig vor diesen Fehlern hüten werden.

Damit Sie alles desto besser verstehn, so muß ich Ihnen melden, daß mein Vater ein fürstlicher Beamter gewesen ist, welcher die Kunst verstanden, reich zu thun, da er es nicht war; und welcher sich das gewöhnliche Vergnügen machte, in Gesellschaft der benachbarten Adlichen, das Geld, das er von den Bauern erpreßt hatte,

zu verthun, um sich bey seinen Gästen ein gewisses Ansehn zu erwerben, welches nicht länger dauerte, als der Rausch, den sich seine hochadlichen Gäste bey ihm trunken. Da es einem jungen von Adel so wenig kostet, einem Bürgermädchen, das noch so ziemlich gebildet ist, Schmeicheleyen vorzusagen: so können Sie wohl glauben, wie sehr dieses meiner natürlichen Eitelkeit gefiel, und ich ward so thöricht, ein iedes Compliment für einen zärtlichen Seufzer zu halten. In Gedanken war ich schon gnädige Frau, und um meiner neuen Würde keine Schande zu machen, gewöhnte ich mich, alle diejenigen verächtlich anzusehn, welche, nach meiner Meynung, der Himmel in seinem Zorne ohne Ahnen erschaffen hatte.

Dieses ist die wahre Qvelle aller meiner Thorheiten. Wie sehr bin ich für meinen Stolz gedemüthiget worden! Alle Gelegenheiten, welche mir gegeben wurden, mich zu verheirathen, stieß ich auf eine übermüthige Art von mir, da es nur bürgerliche Hände waren, die man mir anboth. Hier sind die Briefe, und meine Antwort darauf, nach ihrer chronologischen Ordnung. Wie unvernünftig habe ich gehandelt!

Schreiben des Herrn Hofraths R . . . an die Mademoiſelle F . . .

„Der Tod meiner Frau, welche vor einem Jahre geſtorben iſt, hat mich in die Nothwendigkeit geſetzt, für eine ziemlich weitläuftige „Wirthſchaft, und für die Erziehung zweyer Kinder zu ſorgen, wovon das älteſte acht Jahre iſt. „Mein Amt, das ich habe, iſt mit ſo vieler Unruhe „verknüpft, daß ich mich nicht im Stande ſehe, „meinen häuslichen Angelegenheiten länger, wie „bisher, allein vorzuſtehn, ob ich ſchon aus Liebe „zu meinen Kindern wohl wünſchte, den ganzen „Tag auf ihre Zucht und Unterweiſung wenden „zu können, da ich, wenn ich mir als Vater nicht „etwa zu viel ſchmeichle, ſo viel gutes in ihren „jungen Gemütern zu finden glaube, welches die „Hoffnung ſorgfältiger Aeltern mit der Zeit reichlich belohnen wird. Es iſt um deswillen eine „meiner wichtigſten Sorgen, wie ich dieſen guten „Kindern den Verluſt erſetzen möge, den ſie durch „den Tod einer vernünftigen und liebreichen Mutter ſo früh erlitten haben. Die Gelegenheit, die „ich gehabt, Ihren Herrn Vater ſeit langen Jahren zu kennen, iſt Urſache, daß ich mir von Ihnen, Mademoiſelle, nichts anders, als den Cha-

„rakter eines vollkommen tugendhaften und arti-
„gen Frauenzimmers habe vorſtellen können; und
„ich habe in der letztern Oſtermeſſe in Ihrer Ge-
„ſellſchaft gefunden, daß Ihre Vollkommenhei-
„ten meine Vorſtellungen weit übertreffen. Er-
„lauben Sie alſo, Mademoiſelle, daß ich aus
„Verlangen, mich ſelbſt glücklich zu machen, und
„das Glück meiner Kinder zu befeſtigen, Ihnen
„ſage, daß ich Sie aufrichtig, und mit Hochach-
„tung liebe, und nichts auf der Welt ſo ſehr wün-
„ſche, als einige Hoffnung Ihrer Gegenliebe zu er-
„langen. Sie allein, Mademoiſelle, ſind vermö-
„gend, mir das Andenken eines Verluſtes vergeſ-
„ſend zu machen, welcher mir in der That bis
„itzo noch empfindlich iſt.

„Da meine Wahl ſo vorſichtig iſt, ſo kön-
„nen ſie glauben, daß meine Liebe vernünftig und
„dauerhaft bleiben wird. Mein Amt, und mei-
„ne übrigen Umſtände ſind einträglich genug, Ih-
„nen alles dasjenige zu verſchaffen, was Ihr
„Stand erfodert. Es wird im übrigen auf Sie
„ankommen, unter welchen Bedingungen Sie
„mir Ihre Hand überlaſſen wollen; denn ich ver-
„lange, daß Sie auch nach meinem Tode noch
„glücklich ſeyn ſollen. Haben Sie die Gütigkeit,
„und melden Sie mir, ob ich hoffen darf; denn
„ſo werde ich nicht einen Augenblick anſtehn, Ih-
„rem Herrn Vater von meiner Abſicht Nachricht
„zu geben. Unter Erwartung einer gewünſch-

„ten

„ten Antwort bin ich mit der gröſten Hochach-
„tung,

Mademoiselle,

Dero

den 22 May 1736.

ergebenster Diener

R.

Wie meynen Sie, mein Herr, daß ich diesen Brief aufnahm? Jtzt, da ich Zeit habe, ihn gefaßner zu überdenken, finde ich in der That alles drinnen, was man von einem vernünftigen Liebhaber fodern kann. Damals aber dachte ich ganz anders. Er kam mir frostig und altvätrisch vor, und ich glaubte nichts, als die letzten Flammen eines verliebten Wittwers wahrzunehmen, welcher aus Liebe zu seinen armen Wayfen zu guter letzt noch einmal zärtlich thut, um für sie eine gute Wärterinn zu erfreyen. Unendlich reizender und schätzbarer waren mir die Schmeicheleyen eines jungen von Adel aus der Nachbarschaft, der mich seit fünf Jahren versicherte, daß ich schön, und seine Göttinn sey. Sagte der Herr Hofrath wohl so etwas, und hat er wohl mit einem Worte an meine Schönheit

gedacht, auf die ich doch meinen ganzen Werth setzte? Dieser von Adel war Lieutenant, und ich bildete mir ein, daß er mir bey einigen unschuldigen Freyheiten, die ich ihm dann und wann erlaubte, nicht undeutlich zu verstehen gäbe, er wolle mich heirathen, so bald er eine Compagnie haben würde. Ein Soldat, ein Hauptmann, ein zärtlicher Hauptmann ohne Kinder, war der nicht einem bejahrten Hofrathe, und ernsthaften Wittwer mit zwey Kindern vorzuziehn? Ich sollte es wohl glauben, wenigstens glaubte ich es damals. In der That hatte ich unter den süssen Träumen eines adlichen Glücks schon mein vier und zwanzigstes Jahr herangebracht; aber ich war auch keine Stunde mehr sicher, daß mein zärtlicher Herr Lieutenant nicht Capitain würde. Sollte ich mich selbst an diesem Glücke hindern? Ich that also, was eine Närrinn, wie ich, thun konnte, und schrieb an den Hofrath folgenden Brief.

Mein Herr,

„Es ist in der That eine große Schmeicheley für
„meinen Vater, daß Sie ihm den Besitz einer
„frommen und christlich erzognen Tochter zuge-
„stehn. Es würde Ihrer gesetzten und ernsthaf-
„ten Liebe nachtheilig seyn, wenn Sie weniger auf
„die Tugend, als auf die äusserlichen Vorzüge
„eines Frauenzimmers sähen; und ich habe die
„Ehre, Sie zu versichern, daß ich noch niemand

den

„den geſehn habe, der ſo erbaulich, und exempla-
„riſch liebt, als Sie, mein Herr. Ihre Perſon,
„und Ihr Amt verdienen meine ganze Hochach-
„tung; ich glaube aber, daß ich noch zu jung und
„flatterhaft bin, um mich nach dem ehrwürdigen
„Muſter Ihrer ſeligen, und noch im Grabe herz-
„lich geliebten Frau zu bilden. Ich bin gewiß
„überzeugt, daß uns bey einer genauern Verbin-
„dung niemals Materie zu Geſprächen fehlen wür-
„de, da Sie ſo unerſchöpflich ſind, wenn Sie auf
„die Verdienſte Ihrer ſeligen Frau zu reden kom-
„men, von denen der gröſte Theil Ihres Briefs
„angefüllt iſt. Ihre hoffnungsvollen Wayſen
„verdienen allerdings Ihre ganze Zärtlichkeit. Es
„wäre unbillig, wenn ich dieſelben um einen Theil
„bringen wollte. In der That finde ich bey mei-
„nen itzigen Umſtänden noch keinen Beruf Kin-
„derfrau zu werden, zu welchem wichtigen Amte
„Sie mich, vor ſo vielen andern, auserſehen
„haben. Die Offenherzigkeit iſt noch eine Tu-
„gend von mir, die Sie in der letzten Oſter-
„meſſe nicht wahrgenommen haben. Sie kön-
„nen glauben, daß es mein ganzer Ernſt ſey,
„wenn ich mir die Ehre gebe, Ihnen zu ſagen,
„daß ich ſey,

Mein Herr,

* * * *

am 15ten Brachmonats
1736.

Ihre Dienerinn
F * * *

Sie

Sie können Sich vorstellen, daß der Herr Hofrath die Lust verlohr, noch einmal um so ein närrisches Ding, als ich war, anzuhalten. Er verheirathete sich anderwärts, und ich war mit meinem und seinem Entschlusse wohl zufrieden. Es vergieng mehr als ein Jahr, ohne daß sich Jemand um meine Liebe ernstlich bewarb. Denn die kleinen zärtlichen Kläffer rechne ich nicht, welche um mich herum sprangen, und seufzten. Ich sahe ihre Seufzer als eine Art Sporteln an, welche mir eben so wohl gehörten, als meinem Vater die Sporteln, die ihm seine gedemüthigten Bauern brachten. Ich würde unzufrieden gewesen seyn, wenn mich nicht diese kleinen süssen Gewürme angebetet hätten. Ich wußte sie aber mit der Majestät einer Göttinn so zahm, und so sehr in ihrer Tiefe zu erhalten, daß sich keiner unterstand, zu vertraut zu reden; und es kostete mich nur ein Machtwort, nur einen gebietrischen Blick, so waren sie in ihr erstes Nichts verwandelt. Ich brauchte sie, die Zärtlichkeit meines Lieutenants in der Bewegung und lebhaft zu erhalten, von dem es mir schien, daß er zuweilen desto kaltsinniger ward, je vertrauter ich gegen ihn that. Es hatte seine gute Wirkung, und folgender Brief brachte ihn auf einmal ganz wieder zu mir.

Mademoiselle,

„Die langwierige Krankheit Ihres Herrn Va-
„ters hat mir ein Glück verschafft, das ich
„nicht zu schätzen weiß. Bey den öftern Besu-
„chen, die ich, als sein Medicus, ablegte, hatte
„die Sorge für seine Gesundheit, wenn ich es auf-
„richtig gestehn darf, nicht so viel Antheil, als das
„Verlangen, Sie, Mademoiselle, zu sehn. Sie
„haben mir es oft angemerkt, daß ich zerstreut war.
„Sie dachten, es geschähe aus Sorge für die
„bedenklichen Umstände Ihres Herrn Vaters:
„Sie dachten falsch. Vielmals bin ich mehr mit
„mir beschäfftigt gewesen, als mit dem Pulse des
„Kranken, den ich in Ihrer Gegenwart zu hal-
„ben Stunden mit einer horchenden Mine hielt,
„um das stille Vergnügen zu haben, Sie unbe-
„wegt anzusehn, wenn Sie, ohne ein Auge von
„mir zu verwenden, mit einer kindlichen Zärtlich-
„keit den schrecklichen Ausspruch ängstlich erwarte-
„ten, den ich über das Leben, oder die Gesund-
„heit Ihres Herrn Vaters thun würde. Ent-
„schuldigen Sie, Mademoiselle, eine Verwegen-
„heit, die sich in der That mit nichts, als Ihrer
„Schönheit, und meiner aufrichtigen Hochach-
„tung gegen Sie entschuldigen läßt. Da ich so
„offenherzig bin, alles dasjenige zu gestehn, was
„mir als ein Fehler ausgelegt werden könnte, wenn
„Sie weniger billig und gütig wären, als Sie
sind:

„sind: so wage ichs, ein Bekenntniß abzulegen,
„welches für mich das wichtigste ist, daß ich je-
„mals thun kann. Ich bin ein solcher Verehrer
„Ihrer Schönheit und Tugenden, daß ich nichts
„weiter als Ihre Erlaubniß erwarte, Sie von der
„Hand Ihres Herrn Vaters zu meiner beständi-
„gen Freundinn mir zu erbitten. Soll meine Lie-
„be glücklich seyn? Ich erwarte Ihren Ausspruch.
„Sehn Sie nicht so wohl auf mein Vermögen
„und meine Einnahme, die zureichend sind, Ih-
„nen und mir alle Bequemlichkeit zu verschaffen.
„Sehn Sie auf meine redliche und heftige Nei-
„gung, und machen Sie denjenigen nicht unglück-
„lich, welcher nichts so sehr wünscht, als die Er-
„laubniß zu haben, Ihnen zeitlebens zu sagen,
„daß er mit der zärtlichsten Hochachtung sey,

Mademoiselle,

am 3ten Februar
1738.

der Ihrige

D. Z. . . .

Was meynen Sie, mein Herr? Das war doch ein andrer Brief, als der von dem trocknen Hofrathe. Glauben Sie, daß mir ein Liebha-ber gleichgültig seyn konnte, dessen Person ganz erträg-

erträglich, dessen Amt und Einkünfte gar ansehnlich waren; der eine so zärtliche Liebeserklärung, wie Sie in seinem Briefe finden, nach allen Regeln der Rhetorik herauswurgte; und der, nach seinem eignen Geständnisse, von meiner Schönheit geblendet, das Maul offen behielt, wenn er mich bey meines Vaters Krankenbette sahe? In der That würde ich kein Bedenken gehabt haben, meinen zärtlichen Arzt aus seiner Entzückung zu reissen; aber, der Herr Lieutenant, Ihre Gnaden, der zukünftige Herr Capitain, und vielleicht künftig gar einmal Ihre Excellenz, der Herr General! Sollte ich dieses Glück so muthwillig verscherzen? dieses Glück, das mir so möglich und nah zu seyn schiene! Es ist wahr, bey nahe ward mir die Zeit lang. Itzo hätte ich in meinem sechs und zwanzigsten Jahre Frau Doctorinn werden können, und wer leistete mir die Gewähr, daß ich in meinem dreyssigsten Frau Hauptmanninn seyn würde? Aber hatte ich nicht eben um deswillen einen Hofrath vergebens seufzen lassen? Sollte ich mich nun einem Doctor in die Arme werfen? Ich faßte einen Entschluß der fein war, und glücklich ausschlug. Ich schrieb an meinen Lieutenant, und meldete ihm den Antrag meines Liebhabers. Ich ließ ihm unter der Hand errathen, daß ich nicht ungeneigt sey, einen Antrag anzunehmen, der für meine Umstände so vortheilhaft zu seyn schiene. Da ich auf den Punkt unsrer alten Liebe und Bekanntschaft kam: so

schrieb

schrieb ich so unschlüßig, und verwirrt, daß er wohl merken konnte, was ich fühlte, und meynte; ich gestund ihm aber, daß ich allerdings thöricht gewesen wäre, mir mit einem Glücke zu schmeicheln, das für mich zu groß sey. Es sey mein Unglück, und immer mein Fehler gewesen, die Aufrichtigkeit andrer nach meinem redlichen Herzen zu beurtheilen. Er sollte mir darüber keinen Vorwurf machen, ich fände selbst, wie unüberlegt ich gehandelt hätte. Wäre es sein Ernst gewesen, unsre Freundschaft zu einer nähern Verbindung zu bringen: so würde er schon lange Gelegenheit gehabt haben, es zu thun. Ich wollte dem ungeachtet niemals aufhören, seine Freundinn zu seyn; er möchte dafür mein Freund bleiben, und mir itzo als mein aufrichtiger Freund rathen, was ich dem Doctor für eine Entschliessung melden sollte. Ich erhielt den folgenden Tag von dem Lieutenant diesen Brief.

Mein englisches, mein allerschönstes Lottchen!

„Der Donner soll dem verfluchten Quacksalber
„die Knochen entzwey schmeissen, wenn er
„sich noch einmal unterstcht über Ihre Schwelle
„zu schreiten, oder eine Zeile an Sie zu schreiben!
„Ein allerliebstes Kind, wie Sie, mein Lottchen,
„ist für keinen solchen griechischen Mutzunken ge-
macht.

„gemacht. Rund vorbey, Herr Doctor, der „Bissen ist für ihn zu fett! Bedenken Sie, Lott„chen, was Sie thun? Hat Ihnen die Natur „darum so schöne Hände gegeben, daß sie Pillen „damit drehen sollen? Wollen Sie ihren göttli„chen Mund von einem elenden Kerl küssen lassen, „der den ganzen Tag das Uringlas vor der Nase „hat? Pfuy, Lottchen, Sie riechen schon nach „todten Körpern; gewiß, Sie riechen schon dar„nach! Was wird künftig werden, wenn Sie „selbst mit helfen müssen Hunde würgen, oder ar„me Sünder anatomiren? Wie ist es möglich ge„wesen, daß Sie nur einen Augenblick haben „zweifeln können, Ihren krummbeinigten Liebhaber „mit einer langen Nase heimzuschicken? Schicken „Sie ihn den Augenblick fort, folgen Sie mir! „Sie verdienen ein besseres Glück, verstehn Sie „mich, Schönstes Lottchen, ein bessres Glück! „Morgen Nachmittage werde ich bey Ihnen seyn. „O wie viel habe ich Ihnen da zu sagen, recht „viel zu sagen! Leben Sie wohl. Ich küsse Sie „tausendmal in Gedanken; Stirne, Augen, Ba„cken, Mund, Brust, Hand, alles küsse ich Ih„nen, und Ihrem Wurmkrämer breche ich noch „seinen griechischen Hals. Leben Sie wohl.„

Dieser Brief setzte mich ganz ausser mir. Bey der närrischen Eigenliebe, die ich für mich, meine Schönheit, und Verdienste hatte, hielt ich ihn für eine völlige Liebeserklärung, für einen

Ehcontrakt, und ich weiß selbst nicht wofür. Steht wohl von allen diesem ein Wort darinnen? Nicht ein Wort. Wie blind sind wir Mädchen, wenn wir uns einmal von den albernen Schmeicheleyen der verführerischen Mannspersonen fangen, und uns von einer Liebe einnehmen lassen, von der uns unser Stand, und die Vernunft abhalten sollte! Mein Lieutenant kam, wie er versprochen hatte. Er sagte mir tausend läppische Sachen vor, die mir damals sehr wichtig vorkamen. Ich mußte mich in seiner Gegenwart hinsetzen, und an meinen Liebhaber folgenden Brief schreiben.

Hochzuehrender Herr Doctor,

„Wenn Sie Sich auf den Puls nicht besser verstehn, als auf die Herzen der Mädchen: „so sind Sie ein ziemlicher Pfuscher. Die Sorge für die Gesundheit meines Vaters hat mir „Ihre Gegenwart etliche Monate über erträglich „gemacht. Nun ist er wieder gesund, Sie sind „für Ihre Mühe bezahlt; haben Sie weiter einen Anspruch an ihn, oder soll er seine Gesundheit mit seiner Tochter erkaufen? Nein, Hochedelgebohrner Herr Doctor, dieser Kauf wäre zu theuer. Der Himmel erhalte meinen Vater beständig gesund! Blos darum wünsche ich es, damit er Ihnen nicht vom neuen eine Wohlthat zu

„dan-

„danken habe, für die Sie Sich so wohl bezahlt „zu machen suchen. Ich werde ihm Ihre große „Aufmerksamkeit auf einen kranken Vater und „seine gesunde Tochter zu rühmen wissen, damit „er erfährt, warum er etliche Wochen länger „das Bette hat hüten müssen. So gelehrt Sie „seyn mögen, so wenig bin ich im Stande, sie zu „leiden. Ein Liebhaber, der nach Mosch, und „Ambra riecht, ist mir lächerlich. Aber Seufzer, „die nach Rhabarber, und Essenzen riechen, sind „mir gar unerträglich. Sind Sie böse, im Ernst „böse? Geschwind nehmen Sie Cremor Tartari, „oder sonst so was niederschlagendes ein; Sie „werden am besten wissen, was wider den Zorn „hilft. Ich weiß, was wider die aufwallende Lie„be gut ist. Nichts besser, als ein Brief, wie die„ser. Recipe, mein Herr; frisch hinunter ge„schluckt, und ein Glas Wasser darauf! Wohl „bekomme es dem Herrn! Ich bin

* * *

am 3ten Februar
1738.

Ihre Dienerinn,

F. . .

Hätten Sie wohl geglaubt, mein Herr, daß ein Frauenzimmer, welches sich schmeichelt, Erzie-

hung zu haben, im Stande gewesen wäre, einen so unhöflichen und rasenden Brief zu schreiben? Aber was thut nicht eine Närrinn, wie ich war? Ich schrieb ihn in Gegenwart meines Hochwohlgebohrnen Lieutenants. Er hatte seinen Arm um meinen Nacken geschlagen, da ich ihn schrieb, und er küßte mich für jeden allerliebsten artigen Gedanken, wie er meine groben Einfälle nennte. Ich war damals so wohl zufrieden mit mir und meinem Ritter, daß ich nicht weiß, wozu mich seine Zärtlichkeit gebracht hätte, wenn er noch ein wenig mehr verwegen, und ich nicht besorgt gewesen wäre, durch eine zuvertraute Gefälligkeit die Hochachtung zu verlieren, in der ich ihn gegen mich erhalten mußte, wenn meine Absichten auf ihn ernsthaft bleiben sollten. Er liebte mich einige Monate feuriger, als iemals, und als ihn eine heftige Krankheit überfiel, merkte ich erst, wie stark meine Liebe zu ihm war, die ich ihm nunmehr weder selbst sagen, noch andern entdecken durfte. In dieser ängstlichen Ungewißheit blieb ich länger, als ein Jahr, und ich war bey dieser Unruhe so unbesorgt auf mich selbst, daß ich nicht wußte, was um mich herum vorgieng, ob ich damals Anbeter hatte, oder nicht. Ich weiß es in der That nicht. So viel weiß ich, daß mir um diese Zeit Niemand mit einem schriftlichen Antrage beschwerlich fiel. Er würde schlimm angekommen seyn. Endlich ward mein Lieutenant wieder gesund. Seine Krankheit hatte ihn sehr mürrisch, und verdrüßlich gemacht. Wenigstens

stens gab ich es seiner Krankheit Schuld, das er bey unsrer ersten Zusammenkunft ziemlich gleichgültig gegen mich that. Er erholte sich nach und nach, gegen mich aber blieb er immer gleichgültig. Wie unruhig ward ich Thörinn! Ganz unvermuthet erhielt ich die Nachricht, er sey nach Dresden gereist, um die Sachen wegen seiner Compagnie in Ordnung zu bringen. Nach Dresden zu reisen, ohne mir ein Wort davon zu sagen, ohne Abschied zu nehmen, ohne mir zu sagen, daß er sich dem glücklichen Augenblicke nunmehr nahe, wo er meine Liebe und Beständigkeit krönen könne? Konnte ein Gedanke für mich grausamer seyn, als der, welcher natürlicher Weise aus diesen Vorstellungen fliessen mußte? Und doch war ich immer noch so leichtgläubig, daß ich mir einbildete, nur aus Liebe zu mir, nur um mich nicht zu kränken, sey er ohne Abschied, und in der Stille fortgereist; um mir eine ganz unerwartete Freude zu machen, habe er mich nicht wollen wissen lassen, wie nahe er seinem Glücke sey. Mit ausgesperrten Armen sahe ich im Geiste meinen treuen Liebhaber zu mir zurück fliegen, und sein neues Glück als Hauptmann mit mir theilen. Aber warum schrieb er mir nicht? Schreiben hätte er zum wenigsten gekonnt. Das hieß ich die Zärtlichkeit aufs höchste treiben. Nun ward ich argwöhnisch, und unruhig.

Mitten in diesen kritischen Umständen verblendete der Himmel einen Professor, daß er um mich warb. Mein Vater sagte, er wäre ein gelehrter Mann. Es kann seyn. Aber ein gelehrter Professor, und ein Capitain, den man liebt, sind zwo ganz unterschiedne Creaturen. Er hatte ein gutes Auskommen, und ich wußte, ungeachtet aller Mühe, die ich mir gab, an ihm weiter nichts auszusetzen, als daß er zwey und vierzig Jahre alt war. Ein Mädchen von acht und zwanzig Jahren hätte sich daran nicht stoßen sollen! So? Wer hat Ihnen denn gesagt, mein Herr, daß ich damals acht und zwanzig Jahre alt war? Um diese Zeit sind die Frauenzimmer in ihren stehenden Jahren, und ich war seit fünf Jahren beständig drey und zwanzig Jahre alt gewesen. Ihr Einwurf taugte also nichts. Lassen Sie mich meinen Roman weiter erzählen. Die alten Römer mögen sich vermuthlich an die Väter gewendet haben, wenn sie sich in die Töchter verliebt hatten; wenigstens machte es mein Herr Professor so. Er arbeitete an meinen Herrn Vater folgende gelehrte Schrift aus.

Hochedelgebohrner Herr,

Hochzuehrender Herr Commissionrath,

Vornehmer Gönner.

„Ew. Hochedelgeb. mit gegenwärtigen Zeilen ge-
„horsamst aufzuwarten, verbindet mich die
„unterthänige Hochachtung, die ich gegen Dero
„vornehmes Haus noch bis itzt unverändert hege.
„Es wird nunmehr ungefähr funfzehn Jahre seyn,
„daß ich das Glück hatte, von Ihnen als Infor-
„mator Ihrer lieben Jugend so viele Wohlthaten
„zu genießen, die mir beständig unvergeßlich seyn
„werden. Wie geschwind sind diese Jahre ver-
„strichen, und wie vielen Veränderungen sind wir
„mit denselben unterworfen! Ich kann ohne inni-
„ge Regung noch itzt nicht an den schmerzlichen
„Verlust gedenken, den Sie vor zehn Jahren durch
„den unvermutheten Hintritt Ihrer im Leben so
„zärtlich geliebten, und nunmehr in Gott sanft
„ruhenden Frau Eheliebste erlitten haben. Ge-
„wiß, wenn Gottesfurcht und Tugend den Men-
„schen unsterblich machten: so würde diese wohl-
„selige Frau vor andern verdient haben, niemals
„zu sterben. Aber ihre unveränderte Liebe zu
„Ew. Hochedelgeb. ihre vernünftige Bemühung,
„die ihr anvertrauten Liebespfänder dem Schöp-
„fer zur Ehre, sich zur Freude, und der Welt
„zum Besten zu erziehn; ihre Sorgfalt, die

„Pflichten einer Christinn zu erfüllen; ihre Liebe „gegen den armen und nothleidenden Nächsten, „diese und noch unzählich andre Tugenden, ma„chen sie unsterblich, wenn auch das Irdische von „ihr längst verwest ist. Ew. Hochedelgeb. verzei„hen, daß ich diese schmerzhafte Wunde wieder „aufreisse, welche eine Zeit von zehn Jahren nicht „völlig zuheilen können. Meine Thränen sollen „den Schmerz lindern, Thränen der Dankbarkeit „und Freundschaft, redliche Thränen. Sie sind „Zeugen der Hochachtung. Wie glücklich sind „Sie noch, Hochzuehrender Herr Commissions„rath, da Sie der mütterlichen Sorgfalt dieser „rechtschaffnen Frau die Erziehung einer tugend„haften Tochter zu danken haben, die Ihnen „durch die Aehnlichkeit ihrer Gesichtszüge zwar „beständig das Andenken ihres Verlusts verneu„ern muß; deren gottesfürchtiger und frommer „Wandel aber, nebst andern löblichen Eigenschaf„ten, Ihnen auf der andern Seite diesen Verlust „wieder zum größten Theile ersetzt. Erinnern „Sie Sich, Hochedelgebohrner Herr, wie ver„gnügt Sie bey dem glücklichen Besitze Ihrer se„ligen Frau Eheliebste waren, und stellen Sie „Sich dabey einmal vor, wie glücklich Sie denjeni„gen machen, welchen Sie würdigen, mit einer „so liebenswürdigen Tochter zu vereinigen. Ein „Glück, auf welches niemand Anspruch machen „darf, als der es zu schätzen weiß, und den die „Begierde, dessen würdig zu werden, mit der größ-

ten

„ten Hochachtung und Dankbarkeit gegen Ew.
„Hochedelgeb. verbindet. Fehlen mir, Hochedel-
„geb. Herr, andre Vorzüge, ſo ſind es doch Hoch-
„achtung und Dankbarkeit nicht, die ich mir ſtrei-
„tig machen laſſe. Verdiene ich izt die Ehre noch
„nicht, ihr Schwiegerſohn zu ſeyn: ſo wird mein
„Beſtreben unermüdet ſeyn, mich ſo aufzuführen,
„daß Sie dieſe Wahl künftig nicht gereuen kann.
„Ein Wink von Ihnen wird mich ſo dreiſte ma-
„chen, Ihrer Hochzuehrenden Jungfer Tochter
„dieſe meine tugendhafte Neigung, und chriſtliche
„Abſicht zu eröffnen. Kommen Sie durch Ih-
„ren Vorſpruch meiner Blödigkeit zu Hülfe, und
„empfehlen Sie mich einer Perſon, die ich über al-
„les in der Welt ſchätze. Sie haben bey meiner
„Beförderung den erſten Grund zu meinem Glü-
„cke gelegt, machen Sie es vollkommen. Sie
„verbinden mich auf dieſe Art Ihnen doppelt. Ich
„werde dafür mit unwandelbarer Devotion ſeyn,

Hochedelgebohrner Herr,
Hochzuehrender Herr Commiſſionrath,
Meines Hochzuehrenden Herrn und
vornehmen Gönners

am 5ten May
1740.

gehorſamſt ergebenſter Diener,
N.

Dieser Brief brach meinem Vater das Herz. Der Herr Professor hatte ihn auf der schwachen Seite angegriffen; denn er war wider die Gewohnheit der meisten Männer so schwach, daß er niemals ohne zärtliche Empfindlichkeit an den Tod seiner Frau denken konnte. Die Person des Herrn Professors, seine Gelehrsamkeit, seine guten Einkünfte waren ihm bekannt. Vielleicht kam auch dieses dazu, daß er sich die Last, eine erwachsne Tochter zu hüten, vom Halse schaffen wollte. Er redete mir sehr ernstlich zu, ich sollte den Vorschlag annehmen. Sein hohes Alter, seine übrigen Umstände mußten ihm dazu dienen, mich zu bereden. Ich wußte auf alles eine Antwort, und wenn ich nicht weiter konnte: so gab ich ihm zu verstehn, daß ich mich entschlossen hätte, gar nicht zu heirathen. Ein närrischer Entschluß, meynte mein Vater; er war aber auch nicht so ernstlich gemeynt. Vierzehn Tage brachte er zu, mich zu bekehren; immer war seine redliche Mühe vergebens. Endlich bat ich mir vier Wochen Bedenkzeit aus. Ich erhielt sie, und wendete diese Zeit dazu an, ohne Vorwissen meines Vaters dem Herrn Professor folgende Antwort zu überschicken.

Mein Herr,

„Auf Befehl meines Vaters habe ich die Ehre,
„Ihnen für die wohlgemeynte Condolenz, wo-

„gen

„gen des Ablebens seiner vor zehn Jahren ver„storbnen Frau ergebenst zu danken. Mein Vater „ist mit mir einig, daß Sie ihr die beste Leichen„predigt gehalten haben; und ich ins besondre bin „überzeugt, daß Sie mehr geschickt sind, verstorb„nen Frauenzimmern Lobreden zu halten, als den „itztlebenden Schmeicheleyen vorzusagen. Hät„ten Sie um meinen Vater selbst anhalten wollen, „so würde dieses freylich der beste Entschluß ge„wesen seyn, sich an ihn selbst zu wenden. Da „Sie aber mir die Ehre zugedacht hatten, so hät„te ich wohl den Antrag von Ihnen unmittelbar „erwartet. Mit Ihrer Erlaubniß, ich glaube, „Sie, mein Herr, sind ein Beweis, daß man „fromm, ehrbar und gelehrt seyn kann, und doch „nicht zu leben weiß. Ich danke Ihnen für Ih„re christliche Absicht unendlich. Ich finde Be„denken, meinen alten Vater zu verlassen, dessen „Jahre Wartung und Vorsorge brauchen. Kann „ich in meinem Leben das Glück nicht haben, die „Versicherung Ihrer Liebe anzunehmen: so wün„sche ich mir doch nichts mehr, als die Ehre, daß „Sie mir nach meinem Tode die Abdankung hal„ten. Sie sind der erbaulichste Leichenredner, „den ich kenne, und ich bin dafür mit unwandel„barer Devotion,

Mein Herr,

* * * *

Am 20sten des Trach=
1740.

Ihre Dienerinn,
F * * *
N. S.

„R. S. Sie werden nicht nöthig haben, mir oder „meinem Vater zu antworten. Er denkt „itzt an nichts, als an den Tod seiner seligen „Frau.„

Und was meynen Sie wohl, mein Herr, in welcher Absicht ich diesen Brief schrieb? Ich wollte meinem alten Liebhaber ein freywilliges Opfer bringen. Aus diesem Entschlusse, den ich wider den Rath und Willen meines Vaters faßte, sollte er urtheilen, wie beständig meine Liebe, und wie billig es von ihm sey, diese nunmehr zu belohnen, da er in den Stand gekommen, es nach seinem und meinem Wunsche zu thun. Mit der nächsten Post schrieb ich ihm diesen Brief.

Mein Herr,

„Können Sie wohl von mir itzt was anders „erwarten, als die bittersten Vorwürfe? „Gewiß, Sie haben sie verdient, hundertmal ver„dient, und dieses itzt mehr, als iemals. Erst „sind Sie grausam und werden krank, um mich „ein ganzes Jahr zu ängstigen. Endlich werden „Sie wieder gesund, aber nicht zu meiner Beru„higung; nein, um mich auf eine neue Art zu „qvälen. Sie verreisen, ohne mich es wissen zu „lassen, ohne mir zu erlauben, daß ich Ihnen bey „dem Abschiede die zärtlichste Versichrung meiner „Freund-

„Freundschaft, meiner beständigen Liebe, gäbe. „Wie viele wichtige Sachen hatte ich ihnen zu „sagen, tausend wichtige Sachen, auf die meine „ganze Ruhe ankömmt! Ist für mich etwas wich„tigers, als wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie „liebe? Und kann ich ruhig seyn, wenn ich nur den „mindesten Verdacht habe, an Ihrer Liebe zu zwei„feln. Sie fliehn, Grausamer? Fliehn Sie einen „traurigen Abschied zu vermeiden? Wie wenig „kennen Sie die Liebe, die Sie mich doch selbst ge„lehrt haben! Es würde mich Thränen gekostet ha„ben; aber ich hätte sie in Ihren Armen geweinet. „Ich würde sie beschworen haben, Ihre Rückkunft „zu beschleunigen. Wie viel zärtliches hätten Sie „mir dabey sagen können, das ich sonst gewohnt „bin, von Ihnen zu hören! Glauben Sie wohl, „daß ich Ihnen würde eine Reise widerrathen „haben, welche Sie thun, um Ihr Glück auf „diejenige dauerhafte Art zu befestigen, die Sie „so oft, und so oft meinetwegen, gewünscht ha„ben? Kommen Sie, eilen Sie zurück, ich er„warte Sie mit der zärtlichsten Ungeduld. Das „hätte ich doch nicht geglaubt, daß ich Sie so „heftig liebte! Kommen Sie, damit ich Ihnen „vom neuen sagen kann, daß ich Sie ewig lie„ben werde.

„Wissen Sie denn auch, mein irrender Rit„ter, in welcher Gefahr Sie Ihre trostlose Prin„zessinn verlassen haben? Drachen und Riesen

schwär-

„schwärmen um mein Schloß herum, mich zu ent-
„führen. Tapfrer Roland! Eilen Sie, diese
„Ungeheuer zu verjagen. Glauben Sie nur nicht,
„daß ich scherze! Lesen Sie den eingeschloßnen
„Brief. Er ist von einem schwarzen Ritter aus
„dem Königreiche Latium, welcher auf Abentheuer
„ausgieng, und den ich mit meinem Schwerdte
„kecklich erwürgt habe. Ja, mein Herr, kom-
„ten Sie von Ihrer zärtlichen und ewig treuen
„Charlotte einen andern Entschluß erwarten, als
„den, welchen Sie aus dem andern Briefe sehn
„werden? Für diesesmal bin ich der gedachten
„Gefahr glücklich entkommen. Werde ich im-
„mer Muth und Kräfte genug dazu haben, wenn
„Sie mich länger verlassen? Eilen Sie! Bey
„Ihrer Liebe beschwöre ich Sie, eilen Sie, und
„sagen Sie mir, daß meine Sorge vergebens ge-
„wesen ist. Was ich Ihnen dafür sagen werde?
„Daß Sie mein bester Freund sind! Daß ich Sie
„unendlich liebe! Daß ich ganz die Ihrige bin!
„Soll ich Ihnen noch mehr sagen? Gut, ich will
„Sie küssen, tausendmal will ich Sie küssen.
„Wie unruhig ist man, wenn man liebt! Leben
„Sie wohl. „

Wie gefällt Ihnen dieser Brief, mein Herr? Könnte ein Mädchen, ohne den Wohlstand ganz zu beleidigen, deutlicher, als ich, sagen, was sie wünschte, und was sie hoffte? Nun erwartete ich meinen Liebhaber auf den Flügeln der Liebe. Ich wußte,

wußte, daß er die Compagnie bekommen hatte. Ich war dem gewünschten Augenblicke nahe, dem ich zehn Jahre entgegen gesehn hatte. Jede Minute, die ich vergebens auf ihn wartete, schien mir ganze Tage zu seyn. Er kam nicht. Es verstrichen vier Wochen, ohne daß ich von meinem Ungetreuen eine Zeile Antwort bekam. Endlich erhielt ich einen Brief von ihm. Urtheilen Sie von meinem Schrecken, als ich folgendes las.

Mademoiselle,

„Ich erinnere mich der angenehmen Augenblicke „sehr wohl, da ich das Vergnügen hatte, in „Ihrer Gesellschaft zu seyn. Glauben Sie Ma„demoiselle, daß wir Officiere denen Mädchen „unendlichen Dank schuldig sind, welche bey un„sern müßigen Stunden, deren wir sehr viele ha„ben, sich gefallen lassen, unsre Schmeicheleyen an„zuhören, und sie zu beantworten. Außer die„sem Zeitvertreibe würde es für uns auf dem Lan„de und in kleinen Städten nicht auszustehen seyn, „wo man so wenig Gesellschaft findet, die unserm „Stande gemäß ist. Ich glaube, Sie, als eine „alte gute Freundinn und Bekannte von mir, „werden mir es gönnen, wenn ich Ihnen melde, „daß ich eine Compagnie unter dem Regimente „des Herrn Obristen von * * * bekommen ha„be, und gestern so glücklich gewesen bin, mich „mit seiner Fräulein Tochter zu vermählen. Sie

ist

„ist, wie Sie wissen, aus einem guten Hause,
„vom alten Adel, nur siebzehn Jahre alt, bild-
„schön, und nicht ohne Mittel. Ich empfehle
„meine Frau zu Ihrer Freundschaft, wenn ich
„wieder in Ihre Gegend kommen sollte, welches
„so bald noch nicht geschehen dürfte. Ich habe
„ihr so viel Gutes von Ihnen gesagt, daß sie
„sehr verlangt, Sie kennen zu lernen. Versi-
„chern Sie Ihren Herrn Vater meiner Hochach-
„tung. Was macht der alte rechtschaffne
„Mann? Es ist mir wohl bey ihm gegangen.
„Der Lieutenant von * * * ist an meine Stelle
„gekommen. Er hat mich geheten, ihm Bekannt-
„schaften zu machen. Werden Sie wohl die Ge-
„fälligkeit für mich haben, Mademoiselle, und
„ihm diejenige Freundschaft gönnen, mit der Sie
„mich so lange Zeit glücklich gemacht haben? Er
„brennt vor Verlangen, mit Ihnen bekannt zu
„werden; so viel Gutes habe ich ihm von Ihnen
„erzählt. Er wird Ihnen gefallen, es ist ein sehr
„artiger, und lebhafter Mensch. Ich muß ab-
„brechen, weil ich den Augenblick auf meines
„Schwiegervaters Gut reise. Ich kann also
„weiter nichts sagen, als daß ich mit aller Erge-
„benheit bin.

Mademoiselle,

Dresden
am 8ten August
1740

der Ihrige.

N. S.

„N. S. Die an mich übersendeten Briefe folgen „hier mit ergebenstem Danke zurück. Meine „Frau hat sich über den Ausdruck bald todt ge„lacht, wo Sie den armen Professor einen Rie„sen aus dem Königreiche Latium nennen. Le„ben Sie wohl.„

Das war also, mein Herr, der letzte Auftritt von der kläglichen Comödie, in der ich eine so närrische Rolle gespielt hatte! Ich bin nicht im Stande, Ihnen die Empfindungen zu beschreiben, die ich beym Durchlesen dieses Briefs fühlte. Zorn, Wut, Schaam, Rache, alles empörte sich in mir. Ich fiel auf die verzweifeltsten Anschläge, mir Recht zu verschaffen, oder mich selbst auf ewig vollends unglücklich zu machen. Ich fluchte dem Himmel, meinem ungetreuen Verräther; ich fluchte mir selbst. Dieses alles geschah in einer Raserey von zwo Stunden. Endlich brachen die Thränen aus, und ich kam einigermaßen wieder zu mir. Ich Verlassene! Ich unglückselig Verlassene! dachte ich bey mir selbst. Ist das die Belohnung einer zehnjährigen Treue? Ist das die Erfüllung der Eidschwüre, und der theuersten Versichrung? Und der meyneidige Bösewicht triumphiret noch in den Armen meiner Feindinn, seiner Frau, über meine leichtgläubige Einfalt? Straft der Himmel dieses Verbrechen nicht, so muß er ungerecht seyn. So ungefähr schwärmte ich.

Ich zankte mit dem Himmel, und hätte doch mir allein den Vorwurf machen sollen, daß ich so närrisch gewesen, den Schmeicheleyen eines Menschen zu glauben, dessen Stand über den meinigen war, der bey seinen Jahren mit seiner Lebensart durch die Gewohnheit gerechtfertiget, und von der Welt gebilliget wird, wenn er ein hochmüthiges Bürgermädchen, eine Närrinn, wie ich, betrog, sie zum Zeitvertreib um ihren guten Namen brachte, oder zum Spase, auf beständig unglücklich machte. Wie vielmal hatte ich ehedem über die Thorheit derer gelacht, welche sich auf eine solche Art verführen lassen! Hätte ich nicht besser auf meiner Hut seyn sollen? War ich etwan vornehmer, schöner, reicher, als andre, die sich in dergleichen Unglück gestürzt hatten? Keins von allen. Der Hochmuth machte, daß ich für möglich hielte, beständig geliebt, und immer angebetet zu werden. Es ist schändlich, wenn Männer, die es für ihr erstes Gesetz halten, ihre Ehre zu vertheidigen, auf eine so unehrliche Art ein unschuldiges Mädchen unglücklich machen, und oft eine ganze Familie in Schande bringen. Ein Mädchen aber, das sich von ihnen bestricken läßt, verdient weniger Mitleid, da sie hätte an dem Exempel andrer lernen können, daß man ihr nur darum schmeichelte, um einiges Vergnügen zu haben, und sie auf eine lustige Art elend zu machen.

Nun fielen mir alle diejenigen vernünftigen Liebhaber ein, deren redliche Absichten ich auf eine so hochmüthige und spröde Art von mir gewiesen hatte. Wie grausam war ich an ihnen gerächet! Konnte ich mir wohl itzt dergleichen Gelegenheiten wieder versprechen, da meine Jahre zunahmen, da der jugendliche Reiz meiner Schönheit anfieng zu verschwinden, da mein Vater auf der Grube gieng, und sein Tod mir die dürftigsten Umstände drohte? Konnte ich mich nunmehr wohl entschließen, geringern Personen meine Hand zu geben, als die waren, denen ich sie verweigert hatte? Ich faßte nun im ganzen Ernste den grausamen Entschluß, nimmermehr zu heirathen. Ich ward ziemlich beruhigt, da ich das Herz gehabt hatte, so ein verzweifeltes Gelübde zu thun, und es vergieng eine ziemliche Zeit, ehe ich merkte, daß ich mich selbst hintergangen hätte. Dieser unerwartete Streich von meinem Ungetreuen hatte mich so hart getroffen, daß ich in eine langwierige Krankheit fiel. Ich brauchte fast zwey Jahre, ehe ich mich völlig wieder erholte, und es geschahe endlich nicht anders, als mit dem gänzlichen Verluste meiner noch übrigen Schönheit. O! hätte ich sie zehn Jahre eher verlohren, vielleicht wäre ich vernünftiger gewesen, vielleicht wäre ich itzt nicht so unglücklich!

Ich weiß nicht, wie es kam, daß sich nach einiger Zeit ein junger Rechtsgelehrter zu mir verirrte, und sich einbildete, daß er mich noch lieben könnte.

te. Vielleicht hatte die Hoffnung, meinem Vater mit der Zeit in seinem Amte zu folgen, oder sonst eine stärkere Kundschaft in seiner Praxis durch mich zu erlangen, mehr Antheil an seiner Zärtlichkeit, als meine Person. Er schrieb an mich:

Mademoiselle,

„Denenselben vermelde in höchster Eil, daß ich „nach reifer der Sachen Ueberlegung und ein„geholtem Rath von meinen Freunden ernstlich ge„meynet bin, mich zu verändern, und nach nun„mehro erfolgtem Absterben meiner seligen Frau „Mutter meine Wirthschaft selbst anzufangen. „Die Kürze der Zeit, und meine dringenden Ver„richtungen hindern mich, Ihnen umständlichere „Anzeige zu thun, wie viel ansehnliche Gelegenhei„ten mir in hiesiger Gegend, mich zu verheirathen, „angebothen worden. Wann aber ich das Ver„gnügen gehabt, bey dem unlängst vor Ihres „Herrn Vaters Amtsgerichten abgewarteten Ter„mine in Sachen George Frühauffen, contra „Casper Baldigen, in puncto den Gemeinebrom„mer betrl. Dieselben kennen zu lernen, und ich ei„ne besondre Zuneigung gegen Sie bey mir ver„merkt; Als habe mir die Freyheit nehmen wollen, „Dieselben meiner billigen, und in göttlichen und „weltlichen Rechten gegründeten Absichten zu „benachrichtigen, mit angehengtem Suchen, Sie

„wollen

„wollen meine Bitte nicht rejiciren, und mir „erlauben, daß ich das Glück habe, mit aller le„galen Ergebenheit zeitlebens Dero gehorſamſter „Diener zu ſeyn. Da Sie, Mademoiſelle, bey „meiner Liebe allerdings die erſte Inſtanz ſind, ſo „habe Bedenken getragen, bey Dero Hochzuehren„dem Herrn Vater eher in Schriften dieſerhalb ein„zukommen, bis ich weiß, ob Sie meinem ergeben„ſten petito hochgeneigt deferiren, als warum ich „nochmalen inſtanter, inſtantius, inſtantiſſime „bitte. Dieſen Augenblick kommt ein Oberhof„gerichtsbothe, mit einer Inhibition; ich werde „daher genöthigt, abzubrechen, und habe nicht „Zeit, etwas weiters hier zu ſagen, als daß ich „mit der gröſten Hochachtung unabläßlichen ſey,

Mademoiſelle,

Dero

* * *

am 9 Januar. 1743.

Raptim.

Ipſe concepi!

ganz ergebenſter Diener,

K. L. M.

Adv. immatr. et Not. Publ.
Cæſ. a Sen. Lipſ. Creat.
et coram Regim.
Elect. Confirm.
m. p.

Hätte ich diesen ungeschickten und pedantischen Brief etliche Jahre eher bekommen: so würde ich ihn gewiß, ohne mich lang zu besinnen, unter den Tisch geschmissen haben. Itzt war ich gedemüthiget genug, daß ich ihn zweymal durchlas, und unschlüssig blieb, was ich thun wollte. Die Gelübde, mich niemals zu verheirathen, fieng nach und nach an, mich zu gereuen. Mein Vater lag mir alle Tage in den Ohren, und er hätte, glaube ich, lieber gesehn, ich wäre selbst auf die Heirath ausgegangen. Ich wies ihm den Brief. Er gestund, der Herr Advocatus immatriculatus sey ein Narr, er meynte aber auch, daß ich nicht die erste, und nicht die letzte Frau seyn würde, die einen Narren heirathe. Es kostete mich viel Ueberwindung, und doch war ich im Begriffe, auf Befehl meines Vaters diesem geschäfftigen Liebhaber Hoffnung zu geben, als ich, vielleicht zu meinem Glücke, noch bey Zeiten erfuhr, daß eine Magd, mit der er auf Universitäten zu vertraut gelebt haben mochte, ihn auf die Ehe verklagen wollte. Ich war bey allen meinem Unglücke noch immer boshaft genug, mich darüber zu freuen, und ich ergriff diesen Vorwand mit beiden Händen, mich von ihm loszureißen, und mit meiner gewöhnlichen Bitterkeit ihm also zu antworten.

Mein Herr,

„Was Dieselben in höchster Eil mir wegen der „legalen, und in allen Rechten gegründeten Gesin-

„Gesinnung gegen meine Wenigkeit unterm 9ten „Januar a. c. in Schriften vorzutragen, gelieben „wollen, solches habe daraus allenthalben mit meh„rern ersehn. Nun würde mir zwar eine beson„re Ehre seyn, Ihrem petito geziemend zu defe„riren; Wenn aber ich in glaubwürdige Erfah„rung gebracht, daß allem Ansehen nach zu Dero „wertheſten Person und Liebe ein Concurs des „schierstkünftigsten ausbrechen möchte, und mein „Vater in Sorgen steht, daß ich wegen meiner „ſingern, und nicht dinglichen Rechte und An„sprüche an Sie gar leicht leer ausgehn, oder doch „in die letzte Classe locirt werden dürfte; Als ha„be Kraft dieſes, allen meinen An- und Zuſprü„chen, wie sie Namen haben möchten, hiermit zu „Vermeidung unnöthigen, und auf geldſplittern„de Weitläuftigkeit abzielenden Processes aufs „feyerlichste renunciren ſollen, wollen und mögen, „mit der Versicherung, daß ich nicht gesonnen bin, „einer Magd diejenigen Rechte streitig zu machen, „welche sie noch von den Universitätsjahren her zu „behaupten vermag. Die ich für die Person De„nenſelben zu billigen Freundschaftsleiſtungen stets „geflissen bin: Als

Meines Hochgeehrtesten Herrn

* * *

am 30ten Januar
1743.

Dienstbereitwillige
F * * *

Das war also wieder ein Liebhaber weniger. Ich glaube, es mochte nach und nach bekannt worden seyn, wie gefährlich es sey, mir eine Liebeserklärung zu thun; denn es meldete sich in zwey Jahren kein Mensch, ob ich schon anfieng meiner Natur mit Farben, und anderm Putze zu Hülfe zu kommen. So leichtsinnig ich in jungen Jahren war, so wenig hatte ich mich doch iemals überwinden können, eine freye und verbuhlte Aufführung anzunehmen. Nunmehr aber hielt ich es für nöthig, zu coquettiren, da ich wahrnahm, daß ich anfieng, auf der Gasse und in Gesellschaften unbemerkt zu bleiben. Ich zwang mich, lebhaft zu seyn, ich ward gegen Vornehme und Niedrige gefällig, mit einem Worte, ich ward zahm, und doch konnte ich niemanden rühren, der mir vorseufzte. Ich glaube, ich würde es ihm nicht sauer gemacht haben. So hochmüthig aber war ich doch noch, daß ich mich nicht gar zu weit unter meinen Stand verheirathen wollte. Sie können es daraus sehn, mein Herr. Es kam einem Landkramer ein, mich zu lieben. Würden Sie mir wohl dazu gerathen haben? Lesen Sie seinen Brief.

R . . den 7. May 1745.

Ehren und viel Tugendsames Frauenzimmer! Salut.

„Hiernebenst sende ich Denenselben im Namen und Geleite Gottes per Fuhrmann Hannß „Görgen und Gespann von Reichenbach ein Päck-

„tel

„tel mit allerley Würz und andern Waaren, ge-
„merkt als in margine, zur Fracht 14. Pfund wie-
„gend, und iſt alles content bezahlt. Sie werden
„günſtig erlauben, daß ich Ihnen damit ehrenfreund-
„lich aufwarten thue. Anlangend meine Hochach-
„tung und Liebe gegen Sie, deren ich Sie auf letz-
„tem Jahrmarkt avertirt, ſo bin ich noch immer
„derſelben Meynung, und thue ich mir gar höchlich
„gratuliren, wenn Sie mich Deren Gegenliebe wür-
„digen, und mir aviſo geben wollen, ob ich es wa-
„gen darf, bey dem Herrn Papa mich Ihrentwegen
„zu melden. Es ſoll dieſes ſo gleich geſchehn. Den
„Ranzen, und emballage, worinnen beyfolgende
„Waaren eingeſchlagen ſind, wird der Fuhrmann
„bey ſeiner Rückreiſe wieder abfordern. Bitte
„ſolche coſty mit ein paar Zeilen zu übergeben.
„Gott verhelfe Ihnen ſalvo. Denen empfohlen,
„verbleibe, und bin

4
Fi

Ehrn und viel Tugendſames
Frauenzimmer
Deren

Dienſtwilligſter Freund
N.

Dieſer Brief zukomme
Der ehrn und viel tugendſamen Jungfer
N. N.
großgünſtig
in
N.

Nebſt einem Päckel
4
Fi
bezeichnet.
zu eignen Händen zu
übergeben.
franco par tout.

Sehn Sie, mein Herr, das war doch noch ein reeller Liebhaber, und der erste, der seinen förmlichen Liebesantrag mit einem Geschenke begleitete. Aber das war mir erschrecklich, daß ich in einem Marktflecken vor dem Laden stehn, und Schwefelfaden verkaufen sollte, da ich zu stolz gewesen war, einen Hofrath zu heirathen. Sie wissen wohl, was sich in kleinen Städten die Tochter eines fürstlichen Dieners für ein Ansehn zu geben weiß: sollte ich nun meinen Rang und Stand so sehr verläugnen, und in R = = = eine elende Würzkrämerinn werden? Mein Vater fühlte es selbst, wie ungleich diese Heirath sey, und befahl mir, eine abschlägige Antwort zu ertheilen. Ich that es auf folgende Art:

Ehrenvester, Fürnehmer,
Insonders großgünstig Hochgeehrter Herr.

Salut.

„Dessen geehrtestes vom 7. passato ist mir, nebst „dem Ränzlein, wohl worden, welches ich „danknehmend zurück schicke, und meinem groß„günstigen Herrn dafür verbunden bin. Beliebe „es der Herr à conto zu stellen. Mag annebenst „demselben nicht verhalten, daß ich mich über „meines Hochgeehrten Herrns Ansinnen gar höch„lichen erfreuen thue. Weil aber mein Vater Be„denken trägt, mich von sich zu lassen, so kann

ich

„ich demselben in dessen freundlichen Bitten so „fort nicht fugen. Meine Freunde glauben über „dieß, daß ich mit meinem Reifenrocke in Ihrem „Würzladen nicht Raum haben werde. Sie hof„fen, es werde Ihnen nicht an Gelegenheit feh„len, eine Frau zu bekommen, wenn es auch „gleich keine Tochter eines Commissionraths sey. „Unter Gottes Schutz verbleibende,

Ehrenvester, Fürnehmer,

Insonders großgünstig Hochgeehrter Herr,

Dessen

gute Freundinn und Dienerinn.

Dieses war die letzte Kraft meines jungfräulichen Stolzes, und nunmehr kam die Reihe an mich, gedemüthiget zu werden. Hier fängt sich der zweyte Theil meines Romans an. Wie traurig ist diese Veränderung für mich! Mein Vater starb. Was ich befürchtet hatte, geschahe, und noch weit mehr. Er verließ kein Vermögen, es meldeten sich so gar verschiedne Gläubiger, und man fand in seinen Rechnungen viele Unrichtigkeiten, welche machten, daß auch die Caution zurück behalten ward. Ueberlegen sie es einmal, mein Herr! Ein Mädchen von drey und dreyßig Jahren ohne Aeltern, ohne Vermögen, dasjenige

zu

zu bestreiten, was zum nothdürftigsten Unterhalte erfodert wird; ein Mädchen, welches sich durch Ihren Hochmuth alle zu Feinden gemacht hatte, welches so bequem, und vornehm erzogen, und itzt von allen verlassen, und nicht geachtet war; mit einem Worte, eine alte Jungfer ohne Geld, ohne Schönheit, ohne Freunde, und, deutsch zu reden, ohne Verstand, ist so ein Mädchen nicht eine erbarmenswürdige Creatur? Was sollte ich anfangen? Zwey Jahre hatte ich mich unter meinen Verwandten aufhalten, und für die kleinen Gefälligkeiten, die sie mir, als ein Allmosen, erwiesen, viel Demüthigung erfahren müssen. Sie wurden mich überdrüßig, und sie sagten mir es deutlich, daß sie wünschten, ich möchte mich entschließen, sie zu verlassen. Wo sollte ich hin? War ich nicht bey diesen kümmerlichen Umständen zu entschuldigen, daß ich einen Schritt wagte, der eine Folge meiner großen Verzweiflung war, der mich bey allen, die meine Noth nicht wußten, verächtlich, und lächerlich machte, und dessen ich mich gewiß noch itzt schämen würde, wenn mich nicht mein Unglück so abgehärtet hätte, daß ich weiter nicht im Stande bin, mich über eine Niederträchtigkeit zu schämen.

Mein Vater hatte ein armes Kind zu sich zur Aufwartung, als Jungen, genommen, und ihn endlich zum Schreiber herangezogen. Er mochte bey dem Absterben meines Vaters ungefähr dreyßig Jahre alt seyn. Seine Person war sehr unansehnlich,

lich, ſeine Sitten verriethen ſeine ſchlechte Ankunft, und die Livrey, die er lange Zeit getragen hatte. Dieſer Menſch, welcher wenigſtens funfzehn Jahre meines Vaters demüthiger Johann geweſen war, ſollte itzt das unerwartete Glück haben, die ſtolze Tochter ſeines ehmaligen Herrn zur Frau zu bekommen, damit ſie nicht vor Hunger ſterben möchte. Glauben Sie mir, mein Herr, daß mich dieſer bittre Entſchluß viel Selbſtverläugnung gekoſtet hat. Dieſer Menſch hatte ſich bey dem Leben meines Vaters ſo wohl vorzuſehn gewußt, daß er einige hundert Thaler ſammeln, und ſich die Gnade eines vornehmen Mannes erwerben können, der ihm, als mein Vater geſtorben war, den Geleitseinnehmerdienſt in einem kleinen Orte an der Grenze verſchafft; einen Dienſt, der etwan zweyhundert Thaler eintragen mochte. Ich hörte, daß er noch unverheirathet ſey, und ich ſchrieb nachſtehenden Brief an ihn, welcher mich viel Thränen koſtete, ehe ich ihn zu Ende brachte. Wie krümmte ſich mein Hochmuth!

Mein Herr,

Es iſt eine von meinen angenehmſten Beſchäfftigungen, wenn ich itzt an diejenige Treue, und Ergebenheit zurück denke, welche Sie, mein Herr, gegen meinen ſeligen Vater funfzehn Jahre lang auf die unverbrüchlichſte Art bezeigt. Dieſer rechtſchaffne

Vater,

„Vater, welcher so vorsichtig, als dienstfertig „war, hat sich niemals in seiner Wahl betrogen. „Der erste Blick, den er auf Sie that, entdeckte „ihm alles das Gute, und die lobenswürdigen „Eigenschaften, welche den Werth Ihrer Seele „ausmachten. Er eilte, Sie aus dem Mangel „zu reissen, welcher Sie in dem Hause Ihrer ar„men Aeltern niederdrückte; er nahm Sie zu sich, „und liebte Sie bis an sein Ende, als sein eignes „Kind. Da er mich beständig mit Ihrem from„men christlichen Wandel, mit Ihrer Treue, mit „Ihrem Fleiße, und mit der Hoffnung unter„hielt, die Sie zu Ihrem künftigen Glücke von „Sich blicken liessen: so würde ich vielleicht viel„mal Gelegenheit gehabt haben, über die Liebe „meines Vaters gegen Sie eifersüchtig zu werden, „wenn ichs nicht für einen Theil meiner Schul„digkeit angesehen hätte, Ihren Verdiensten „Recht widerfahren zu lassen. Der unvermu„thete Tod meines Vaters hinderte ihn, dasjeni„ge zu Stande zu bringen, was er sich zu Ihrem „Besten vorgenommen hatte. Alles, was er „thun konnte, war dieses, daß er wenig Stun„den vor seinem Ende mir sagte, wie nah ihm „dieses gienge, wie sehr er Sie liebte, und wie „aufrichtig er wünschte, daß ich mich entschließen „möchte, Ihnen, mein Herr, diejenige Freund„schaft zu erzeigen, die er Ihnen für Ihre redli„che Dienste schuldig zu seyn glaubte. Er sagte „dieses, und noch vielmehr, als er starb. Der

redliche

„redliche Vater! Seit diesem betrübten Absterben „sind mir seine letzten Worte niemals aus den Ge„danken gekommen, ob ich schon keine Gelegen„heit gehabt habe, Ihnen, mein Herr, etwas „davon zu eröffnen. Die glückliche Verändrung „Ihrer Umstände sehe ich als eine Wirkung des „letzten Seegens meines Vaters, und als eine „Belohnung Ihrer Verdienste an, die Ihnen den „Weg zu demjenigen weitern Glücke bahnt, des„sen Sie so würdig sind. Ich bezeuge Ihnen „meine aufrichtige Freude darüber, welche Ihnen „vielleicht nicht ganz gleichgültig seyn kann, da „Sie, wie ich hoffe, noch itzt nicht aufgehört ha„ben, ein Freund von meines Vaters Hause zu „seyn, und da ich bereit bin, dem Wunsche mei„nes sterbenden Vaters, und, wenn ich so sagen „darf, seinem letzten Willen aufs sorgfältigste „nachzuleben, und es Ihnen zu überlassen, wie „genau diejenige Freundschaft unter uns seyn soll, „welche mir mein Vater noch auf dem Tod„bette so nachdrücklich empfohlen hat. Ich glau„be, diejenige Achtung und Gefälligkeit verstan„den zu haben, welche Sie mir, mein Herr, in „meines Vaters Hause die letztern Jahre über „bey verschiednen Gelegenheiten gezeigt. Ich „lebte damals unter der Gewalt eines Vaters, „und es stund bey mir nicht, Ihnen zu eröffnen, „wie geneigt ich sey, diese Achtung zu vergelten. „Sie Selbst, mein Herr, waren nach der Art aller „tugendhaften Gemüther in diesem Falle zu blöde,

„und

„und glaubten, ob wohl ganz ohne Ursache, mei-
„nen Vater zu beleidigen, der Sie als sein Kind
„liebte, und damals schon Ihr Vater war. Sein
„Tod hat auf beiden Seiten den Zwang aufgeho-
„ben. Sie haben keine Ursachen mehr, blöde zu
„seyn, und ich stehe unter keiner Gewalt mehr,
„welche mich abhalten könnte, Ihnen zu sagen,
„wie hoch ich Sie schätze. Es wird auf Ihrem
„Ausspruche beruhen, wie weit ich in meiner Hoch-
„achtung gegen Sie gehn darf. Ich wenigstens
„wünsche mir nichts mehr, als die beständige
„Freundschaft eines Mannes, welcher wegen sei-
„ner Tugend und Verdienste der einzige ist, der
„einzige unter allen, den ich lieben kann, und des-
„sen Gegenliebe mir dennoch unschätzbar seyn wür-
„de, wenn mich auch der Befehl meines Vaters
„nicht verbände, Sie darum zu ersuchen. Ich
„werde aus Ihrer baldigen Antwort sehn, ob ich
„in meinem Zutrauen auf Ihre redliche Freund-
„schaft zu voreilig, und meinem seligen Vater
„gar zu gehorsam gewesen bin. Ich habe die Eh-
„re mit aller Hochachtung zu seyn,

Mein Herr,

Ihre Dienerinn,

am 6. August, 1747.

F.

Das

Das war also meines Vaters Johann, der dickköpfige dumme Junge, wie ich ihn sonst beständig nennte, der war es, den ich itzt unter der Versichrung meiner Hochachtung bitten, und bey der Asche meines Vaters beschwören mußte, er möchte doch das Werk der Barmherzigkeit, und der christlichen Liebe an mir armen verlassenen Wayse ausüben, und mich, so bald als möglich, zu seiner gehorsamstergebensten Frau machen, und eine Hand annehmen, von der er in vorigen Jahren so viel Nasenstüber, und Ohrfeigen bekommen hatte. So elend meine Umstände waren, so viel Stolz hatte ich doch noch übrig zu glauben, daß mein angebeteter Johann dumm genug seyn würde, mit beiden Händen zu zugreifen, und das Glück, so ich ihm an den Hals warf, fest zu halten. Aber wie ändert sich doch alles mit der Zeit! Der dumme Johann war klüger, als ich wünschte. Lesen Sie seinen Brief, und urtheilen Sie von meiner Beschämung. Hier ist er von Wort zu Wort.

Mademoiselle,

„Es hätte mir keine Erinnerung empfindlicher „seyn können, als diejenige ist, auf welche Sie „mich in Ihrem Briefe zurück führen. Der Tod „Ihres seligen Herrn Vaters, eines Mannes, den „ich noch im Grabe als meinen Gönner und Ver„sorger verehre, dieser Tod hat mich so viele Thrä-

„nen gekostet, und meine Wehmuth wird verdop-
„pelt, da Sie, Mademoiselle, mir sein Wohlwoh-
„len gegen mich auf eine so lebhafte Art abschil-
„dern. Wie elend würde ich itzt seyn, wenn er
„mich nicht aus dem Staube gerissen, mir so vie-
„le Jahre meinen Unterhalt gegeben, und mich zu
„demjenigen Amte geschickt gemacht hätte, das
„ich itzt verwalte! Ich wäre der undankbarste, und
„nichtswürdigste Mensch von der Welt, wenn ich
„diese Wohlthat iemals vergessen wollte. Meine
„Hochachtung gegen Sie, die bis in den Tod dau-
„ern wird, ist das einzige, was ich als eine Art ei-
„ner geringen Wiedervergeltung anbieten kann.
„Meine Armuth, und mein geringer Stand hin-
„dern mich, mehr zu thun. Die Freundschaft, de-
„ren Sie mich versichern, ist das wichtigste auf der
„Welt, das ich mir wünschen kann. Hätte ich
„mir wohl iemals einbilden können, daß Ihr sel-
„ger Herr Vater so viel unverdiente Liebe gegen
„mich hegen würde, daß er noch auf dem Todbette
„Ihrer Freundschaft mich empfehlen sollte? Und
„Sie, Mademoiselle, sind so geneigt, mich dieser
„Freundschaft zu würdigen? Eine Ehre, deren ich
„mich am wenigsten versehen hätte. Sie haben,
„so lange ich in Ihres Herrn Vaters Hause gewe-
„sen bin, mir nicht die geringste Gelegenheit gege-
„ben, auf einen so stolzen Gedanken zu fallen, und
„ich bin immer ganz trostlos gewesen, wenn ich
„aus Ihrem Bezeigen gegen mich zu sehn glaub-
„te, daß Sie mich des Wohlwollens, das Ihr

„Herr

„Herr Vater gegen mich äusserte, ganz für un-
„würdig hielten. Ich glaubte in diesen letzten
„zwey Jahren nach seinem Tode von Ihnen ganz
„vergessen zu seyn. Wie edel und großmüthig ist
„Ihr Herz, welches so viel Antheil an meinem
„kleinen Glücke nimmt, und mir erst itzt den letz-
„ten Willen des seligen Herrn Vaters auf eine so
„verbindliche Art eröffnet!

Sie bieten mir Ihre Freundschaft an. Ich
„würde deren unwürdig seyn, wenn ich solche für
„etwas anders, als eine Versichrung Ihres schätz-
„baren Wohlwollens annehmen wollte. Ich ha-
„be Sie iederzeit als die Tochter meines Gön-
„ners verehrt, und es würde mir leid seyn, wenn
„Ihr Vorwurf gegründet wäre, und ich die letz-
„tern Jahre über wirklich Gelegenheit gegeben
„hätte, Ihnen meine Hochachtung verdächtig zu
„machen. Gönnen Sie mir, Mademoiselle, fer-
„ner Ihren Schutz und Wohlwollen. Es wird
„dieses der größte Ruhm für mich seyn, da Sie
„bey Ihren Jahren, und bey Ihrem reifen Ver-
„stande die Welt so wohl haben kennen lernen.
„Ich wage es, noch eine kleine Bitte zu thun. Es
„findet sich eine Gelegenheit, mich mit der Toch-
„ter eines benachbarten Verwalters zu verbinden.
„Es ist dieses tugendhafte Mädchen das einzige
„unter allen, das ich lieben kann. Ich bin aber
„ihren Aeltern und in der hiesigen Gegend so un-
„bekannt, daß sie noch angestanden haben, einen
„fremden Menschen glücklich zu machen. Ich

„habe mir die Freyheit genommen, mich auf Ihr „Zeugniß, Mademoiselle, zu berufen. Der „Vater wird auf künftige Messe Gelegenheit su„chen, Ihnen aufzuwarten. Sagen Sie ihm, „daß Sie mich Ihres Wohlwollens würdig hal„ten. Das ist der gröſste Lobspruch für mich, „und mehr brauche ich nicht, glücklich zu werden. „Wie leicht muß es Ihnen ankommen, mein „Glück zu befestigen, da Sie Selbst so edel den„ken, und so geneigt sind, dem Befehle eines ster„benden Vaters nachzukommen! Ich werde da„für mit aller Demuth und Ehrfurcht, die ich Ih„nen und der Asche Ihres Herrn Vaters schuldig „bin, unverändert seyn,

Mademoiselle,

Ihr

gehorsamster Knecht.

* * * *

Wie meynen Sie, mein Herr, war das nicht ein niedlicher Korb? Sollten Sie dieses wohl für die Schreibart eines dummköpfigen Johanns halten? Wäre er nur in seiner Antwort grob und unbedachtsam gewesen: so hätte ich doch zum wenigsten das Vergnügen gehabt, ihn einen Esel zu heiſsen. Aber was sollte ich itzt thun, da er auf allen vieren gekrochen kam, und mir mit Demuth, Ehrfurcht und Hochachtung sagte, daß ich eine

Närrinn

Närrinn wäre? Ich nahm mir vor, meinen Verdruß zu verbergen, und seinem Schwiegervater, wenn er das Zeugniß abholen würde, die größten Lobeserhebungen von ihm vorzusagen. Aber es kam niemand, der mein Gutachten wissen wollte, und ich muß glauben, daß auch dieses nur eine boshafte Erfindung war, mich abzufertigen. Ich unglückliches Mädchen! Was sollte ich nun thun? Meine Freunde wurden immer treuherziger. Je länger ich ihr Brod aß, ie deutlicher sagten sie mir, daß sie wünschten, ich möchte nun bald vor eine andre Thüre gehen. Aber vor welche? Das wußten sie nicht, und ich noch weniger.

Ich hatte Gelegenheit gehabt, die Schwester meines ersten Liebhabers, des Herrn Hofraths R . . . kennen zu lernen. Die Bekanntschaft half mir weiter nichts, als daß ich erfuhr, seine zwote Frau sey ihm vor einem halben Jahre auch wieder gestorben. Es gehörte eine Unverschämtheit dazu, diese Nachricht sich zu Nutze zu machen; aber für ein Frauenzimmer, das demüthig genug gewesen, dem Schreiber ihres Vaters ihr Herz anzubieten, und welches nicht vor Scham gestorben war, da sie eine abschlägige Antwort von ihm erhalten hatte; für ein solches Frauenzimmer war die Entschließung nicht zu schwer, einen verschmähten Liebhaber um Gegenliebe anzuflehn. Ich schrieb an den Hofrath:

Mein Herr,

„Ihre Frau Schwester, welche mir die Ehre „Ihrer Freundschaft gönnt, hätte mir keine „betrübtere Nachricht sagen können, als die von „dem Tode ihrer seligen Frau. Es ist nun zu „spät, Ihnen mein aufrichtiges Beyleid zu versi„chern. Es würde eine Grausamkeit von mir „seyn, Ihre Betrübniß über einen Verlust zu er„neuern, der einem Manne, welcher so edel „denkt, und so vernünftig liebt, als Sie, mein „Herr, nicht anders, als höchst empfindlich fal„len muß. Sie haben völlig den Charakter eines „ehrlichen Mannes. Die Welt und ich haben „hiervon unzählige Proben; mir aber wird beson„ders diejenige unvergeßlich seyn, da Sie Selbst „vor einigen Jahren schriftliche Gelegenheit gege„ben haben, mich davon zu überzeugen. Wie „glücklich wäre ich, wenn es damals bey mir ge„standen hätte, mir solche zu Nutze zu machen! „Ich liebe meinen verstorbnen Vater noch itzt im „Grabe zu sehr, als daß ich mich überwinden „kann, Ihnen die Ursachen zu sagen, die mich „daran hinderten. Ich will es eine Uebereilung, „eine persönliche Verbitterung, oder sonst eine „Härte nennen, die ihn bewog, mich zu zwingen, „Ihnen wider die Empfindung meines Herzens zu „antworten. Mein Unglück würde doppelt seyn, „wenn Sie bisher in den Gedanken gestanden, als

wäre

„wäre ich ohne den strengen Befehl meines Vaters
„vermögend gewesen, einen so thörichten Entschluß
„zu fassen. Lassen Sie mir Gerechtigkeit wider-
„fahren, glauben Sie, daß ich von Ihren Ver-
„diensten, und von meinem Glücke besser geur-
„theilt habe. Itzt bin ich frey. Ich habe keinen
„Vater mehr, der mich hindern kann, glücklich
„zu werden. Zweifeln Sie noch an der Hoch-
„achtung, die ich gegen Sie gehabt, an den Thrä-
„nen, die es mich gekostet, durch den Zwang un-
„dankbar zu seyn, an dem Verlangen, Ihre
„Freundschaft und Achtung zu verdienen; zwei-
„feln Sie noch an einem von diesen allen: so will
„ich, wider die Gesetze meines Geschlechts, einen
„Schritt thun, der Sie überzeugen soll, wie un-
„billig Sie zweifeln. Ich will Ihnen sagen, daß
„ich Sie liebe, daß ich Sie itzt noch eben so sehr
„liebe, als damals; daß ich mir kein Glück mit
„einer so zärtlichen Unruhe wünsche, als dieses,
„die Ihrige zu seyn. Redete ich mit einem Man-
„ne, der weniger vernünftig und einsehend wäre,
„als Sie, mein Herr, sind: so würde ich mich
„schämen, meine Neigung und Liebe so offenher-
„zig zu bekennen, und beide Ihnen anzubieten.
„Sie sind zu gerecht, als daß Sie dieses zu mei-
„nem Nachtheile auslegen sollten. Gönnen Sie
„mir die Ehre, mir schriftlich zu sagen, ob meine
„Hoffnung und mein Zutrauen zu Ihnen unge-
„gründet gewesen ist. Mein Herz sagt mir, daß
„es nicht seyn werde; und mein Herz hat mich

„noch niemals betrogen. Ich bin mit aller er-
„sinnlichen Hochachtung,

Mein Herr,

* * * *

am 18. des Heumonats 1748. Ihre Dienerinn.

Aber dasmal log mein Herz doch, und noch mehr, als ich gelogen hatte. Der Herr Hofrath war zu meinem Unglücke vernünftig. Ich bekam mit dem nächsten Posttage folgende Antwort.

Mademoiselle,

„Sie verbinden mich Ihnen durch das aufrichti-
„ge Beyleid über den Tod meiner seligen
„Frau. Ich habe viel verlohren, und ich glaube,
„daß ich diesen Verlust niemals wieder ersetzen kann.
„Es ist sonst mein Fehler gewesen, andern mit Er-
„zählungen von den Vorzügen und Verdiensten
„meiner verstorbnen Frau beschwerlich zu fallen;
„ich habe mich aber seit zwölf Jahren von dieser
„Schwachheit so sehr erholt, daß ich Ihnen, Ma-
„demoiselle, weiter nicht ein Wort davon sagen
„will. Die Versichrung von Ihrer Freundschaft
„und Ihrem Wohlwollen würde mir zu einer an-
„dern Zeit noch unschätzbarer gewesen seyn, als
„Sie mir itzt ist, da ich über den Tod meiner recht-
„schaffnen Frau in meinem Gemüthe noch nicht

„so

„so ruhig bin, daß ich im Stande wäre, ein Ver-
„gnügen ganz zu schmecken. Der Unwille Ihres
„seligen Herrn Vaters ist mir in der That eine un-
„erwartete Nachricht; er hat diesen, so lange er
„gelebt, wenigstens sehr sorgfältig zu verbergen ge-
„wußt, und ich habe Proben seiner Freundschaft,
„die mir niemals Gelegenheit gegeben haben, dar-
„an zu zweifeln. Dem sey, wie ihm wolle, so
„thun Sie doch alles, was man von einer vernünf-
„tigen und wohlgezognen Tochter verlangen kann.
„Bey seinem Leben sind Sie, wider die Empfin-
„dungen Ihres Herzens, gehorsam gewesen, und
„auch nach seinem Tode reden Sie von der unbil-
„ligen Härte eines Vaters mit einer Mäßigung,
„die Ihnen zur Ehre gereichen muß. Ich habe
„von den Pflichten der Kinder gegen die Aeltern
„so strenge Begriffe, daß ich glaube, Kinder sind
„schuldig, auch nach deren Tode, ihre Befehle,
„so wundersam sie auch scheinen mögen, aufs ge-
„naueste zu befolgen. Hat Ihr Herr Vater ge-
„glaubt, es werde Ihr Glück nicht seyn, wenn
„Sie die Meinige würden: so muß er, als
„ein vernünftiger Mann, so wichtige Ursachen ge-
„habt haben, daß ich mich auch itzt nicht ent-
„schließen kann, Sie zu einem Ungehorsame zu
„verleiten. Die Verheirathung meiner beiden
„Töchter, die vor zwölf Jahren noch unerzogne
„Kinder waren, würden mich in den Stand se-
„tzen, Ihnen, Mademoiselle, meine Hand anzu-
„bieten, ohne den Vorwurf zu besorgen, daß ich

„es in der Absicht thäte, eine Kinderfrau für sie „zu suchen. Ich fühle aber meine Jahre, die „mich oft so mürrisch machen, daß ich niemanden „anmuthen kann, mit mir so viel Geduld zu ha„ben, als meine Kinder gegen mich bezeigen, die „bey mir im Hause sind, und mich aufrichtig lie„ben. Hier erwarte ich meinen Tod gelassen, „und was ich noch wünsche, ist dieses, daß es „Ihnen wohl gehen möge. Ich bin mit beson„drer Hochachtung,

Mademoiselle,

Ihr ergebenster Diener.

Sehn Sie, mein Herr, das war also wieder nichts. Ich glaube der Hofrath mußte meinen unbesonnenen Brief, den ich vor zwölf Jahren an ihn geschrieben, noch aufgehoben haben. Wenigstens hatte er ihn Punkt für Punkt beantwortet, und ich gestehe es, daß ich noch mehr Vorwürfe verdiente. Was half es mir also, daß ich meinen Vater unschuldiger Weise mit ins Spiel mischte? Wieder eine Thorheit mehr!

Nunmehr war ich ganz von meinen Freunden verlassen. Sie hatten mich von sich gestoßen. Ich kann es wohl so nennen, denn sie waren endlich, da ich gutwillig nicht weichen wollte, hart gegen mich gewesen. Ich zog in ein kleines Städtchen, wo ich von dem Ueberreste meines geringen

Ver-

Vermögens so kümmerlich leben mußte, als man es nur denken kann. Zu meinem Unglücke traf ich den Doctor in diesem Städtchen an, welcher mich ehedem auch geliebt hatte. Er befand sich in so reichlichen Umständen, daß ich wünschte, es möchte ihm wieder einfallen, daß ich ehedem schön ausgesehen hätte. Er flohe meine Gesellschaft auf alle Art, gleichwohl war er, wie ich erfuhr, immer noch so bescheiden, daß er nichts Böses von mir redete. Ich hielt dieses für ein gutes Anzeigen, und bildete mir ein, er glaube vielleicht, ich sey noch eben so wild, als sonst. Hätte er es nur versucht! Er that es nicht. Es war mir auch nicht möglich ihn zu sprechen, denn er vermied alle Gesellschaften, wo er glaubte, daß er mich finden würde. Endlich kam ich auf den Einfall mich krank zu stellen. Ich ließ ihn unter diesem Vorwande bitten, mich zu besuchen; allein er entschuldigte sich, ich weiß nicht mehr, womit, und schickte mir seinen Collegen. Aus Verdruß ward ich nun im Ernste krank, und weil ich ihn gar nicht zu mir bringen konnte, so schrieb ich an ihn:

Mein Herr,

„Es ist etwas hartes, daß Sie eine Kranke verlassen, die ihr Vertrauen auf Sie ganz allein „gesetzt hat. Wäre ich Ihnen auch ganz unbekannt, so würde Sie doch Ihr Amt verbinden, „gefälliger gegen mich zu seyn. Ich habe einmal die

„die Erhaltung meines Vaters Ihrer Geschicklich-
„keit und Sorgfalt zu danken gehabt. Bin ich
„Ihnen seitdem so gleichgültig geworden, daß Sie
„Sich die Mühe nicht geben wollen, von mir, we-
„gen meiner eignen Person, eine gleiche Verbind-
„lichkeit zu verdienen? Sie waren in vorigen Zei-
„ten aufmerksam auf mich, und wenn Sie mir nicht
„zu viel geschmeichelt haben: so hatte ich das Glück,
„Ihnen zu gefallen. Ich verwahre Ihre schrift-
„liche Versicherung davon noch sehr sorgfältig; und,
„so oft ich sie durchlese, empfinde ich einen gewissen
„Stolz in mir, welcher sich durch das billige Ur-
„theil der Welt rechtfertiget, die von Ihrem Ver-
„stande und Ihrer Einsicht überzeugt ist. Eine
„Person, die Sie für Ihre Freundinn, und ich für
„vernünftig hielt, die aber uns beide betrogen hat,
„war Ursache, daß ich mich verleiten ließ, Ihr
„freundschaftliches Suchen zu misbrauchen, und
„Ihnen eine Antwort zu schreiben, deren ich mich
„noch mehr schämen würde, wenn ich nicht wüßte,
„daß sie in den Händen eines vernünftigen Man-
„nes wäre. Ich verlange meinen Fehler nicht zu
„entschuldigen, den ich sonst der Bosheit unsrer
„gefährlichen Freundinn ganz zur Last legen könn-
„te. Ich will es gestehn, ich habe mich übereilt,
„und ich kann es Ihnen gar nicht verdenken, wenn
„Sie seit der Zeit geglaubt haben, ich sey Ihrer
„Freundschaft und Liebe unwürdig. Verlangen
„Sie noch mehr Reue über ein Vergehen, das ich
„alle Stunden bereue, wenn ich daran gedenke?

„Kom-

„Kommen Sie zu mir, Sie sollen die Versichrung „davon aus meinem eignen Munde hören. Ich „will Ihnen sagen, wie hoch ich Sie halte; ja, „wenn es meine Krankheit erlaubt, so will ich Ih„nen aufs verbindlichste sagen, daß ich Sie liebe. „Ich biete Ihnen meine Hand an, zum Zeichen „meiner aufrichtigen Versöhnung. Besuchen Sie „mich. Wollen Sie mich nicht als Ihre Freun„dinn besuchen, so besuchen Sie mich als eine „Kranke, der Sie Ihren Zuspruch nicht abschla„gen können, ohne doppelt ungerecht zu seyn. „Ich erwarte Sie diesen Nachmittag. Ich bin „sehr krank. Leben Sie wohl.„

Die Hoffnung, meinen zärtlichen und geliebten Arzt zu sprechen, machte, daß ich meine Krankheit weniger fühlte, als sonst, und daß ich mit einer verliebten Ungeduld auf die Stunde wartete, in der ich mich mit ihm auszusöhnen hoffte. Wie sehr betrog ich mich! Er kam nicht, und schickte mir an seiner statt diese grobe und beleidigende Antwort:

Hochzuehrende Jungfer Lieutenantinn,

„Daß Sie eine Närrinn sind, das habe ich lan„ge gewußt; aber das hätte ich mir niemals „träumen lassen, daß Sie auch eine so dreiste und „unverschämte Närrinn wären, als ich es nun „erfahren muß. Wie können Sie es wagen, „mich an Ihre Grobheit zu erinnern, die ich zu ver-

gessen,

„gessen, mir, aus Hochachtung gegen Ihren seli-
„Herrn Vater, alle Mühe bisher gegeben habe.
„Damit ja kein Laster übrig bleibt, dessen Sie
„Sich nicht schuldig machen: so erdenken Sie auch
„eine rechte derbe, und ungeschickte Lügen. Wer
„war denn die gefährliche Freundinn, die Sie und
„mich betrog? Ihr herzallerliebster Lieutenant
„war es. Ihres Vaters Johann müßte blind,
„oder mehr verschwiegen gewesen seyn, wenn ich
„nicht hätte erfahren sollen, daß Sie den unbe-
„scheidnen Brief in seinen Armen an mich geschrie-
„ben. Nein, Mademoiselle, was für den Lieu-
„tenant zu schlecht ist, das ist auch für mich nicht
„gut genug. Ihr herrliches Recept wider die Liebe
„hat seine unvergleichliche Wirkung gethan. Es
„ist seit der Zeit, als ich es so frisch hinunter ge-
„schluckt, mir nicht einen Augenblick eingefallen,
„Sie hoch zu achten, geschweige zu lieben. Was
„bin ich doch mit allen meinen Arzeneyen für ein
„Pfuscher gegen Sie! Ich verwahre Ihren Brief
„noch sehr sorgfältig, als ein sichres Gegengift
„wider alle Liebe, dafern mir es ja wider Ver-
„muthen einmal einfallen sollte, mich zu erinnern,
„daß sie vor eilf Jahren, eine schreckliche lange
„Zeit, schön und reizend gewesen sind. Sie können
„leben oder sterben, wie es Ihnen gefällt. Aber
„bleiben Sie immer leben. Ich gebe Ihnen mein
„Wort, daß ich Sie niemals sprechen werde. Ich
„rieche immer noch nach Rhabarber und Essenzen.
„Erinnern Sie Sich wohl, wie sehr Ihnen sonst

„davor ekelte? Der Himmel erwecke Ihnen doch „bald wieder einen Officier, der sich überwinden „kann, den traurigen Rest Ihrer Schönheit zu „bewundern. Ein guter dauerhafter Lieutenant „wird das beste Recept wider Ihre Krankheit seyn. „Kömmt dieser nicht, so rathe ich Ihnen, nehmen „Sie den ersten den besten Musketier. Es hilft „gewiß, oder ich muß mein Handwerk gar nicht „verstehn. Nicht wahr das ist die beste Kur? Le„ben Sie wohl, und helfen Sie Sich so gut, als „Sie können. Alles was ich thun kann, ist die„ses, daß ich sage, ich sey,

Mademoiselle,

vom Hause,
am 8. Januar
1749.

Ihr Diener.

Gewiß, mein Herr, das war zu arg! Es stund ihm frey, mich nicht zu lieben; aber dazu hatte er kein Recht, mich auf eine so plumpe Art zu beleidigen, und mir Vorwürfe zu machen, die man der geringsten Weibsperson zu sagen sich schämen muß. Allein, was wollte ich anfangen? Es war noch eine sehr große Barmherzigkeit von ihm, daß er meine Schande nicht in der Stadt ausbreitete, sondern mir seine Grobheiten nur ins Ohr sagte. Dieser unerwartete Zufall war mir so schrecklich, daß meine Krankheit anfieng, gefährlich zu werden, und ich war genöthiget, einige Monate

nate das Bette zu hüten. Weil man aber wenig Exempel hat, daß Leute vor Schaam und Liebe gestorben sind, so erhielt ich mich auch, und ward nach und nach wieder gesund. Ich fieng an einsam zu leben, ich vermied alle Gesellschaft, und es ward mir leichte, dieses zu thun, weil Niemand kam, der mir solches auszureden Lust hatte.

Mitten in dieser Klosterzucht, da mich mein Unglück zwang, der Welt und der Liebe großmüthig zu entsagen, erfuhr ich, daß der Professor in Halle, der bey meinem Vater um mich geworben hatte, noch unverheirathet sey. Es geht den alten Spröden, wie den Goldmachern. Je länger sie betrogen werden, ie größer wird ihre Hoffnung, daß sie doch endlich zu ihrem Zweck gelangen werden. Ich stellte mir es, als etwas sehr mögliches, vor, daß der Professor aus Verzweiflung, mich nicht bekommen zu haben, gar nicht geheirathet hätte, daß er vielleicht noch itzt über meine Härte untröstbar sey, und daß er gewiß vor Freuden taumeln werde, wenn er erfahren sollte, daß ich mich mitleidig entschlossen hätte, ihn aus seinem traurigen Junggesellenstande zu reißen. Aber was sollte ich meiner ehemaligen Thorheit für einen Anstrich geben, um mir einen Theil der Schaam zu ersparen, die von meinem itzigen Unternehmen auf mich zurück fallen mußte? Die Erfindung war nicht mehr neu, die Härte meines Vaters ins Spiel zu mischen. Ich hatte gefunden, daß es gefährlich sey, die Schuld auf eine boshafte

Freun-

Freundinn zu ſchieben. Ich entſchloß mich zu einem Mittel, welches gewiß noch unverſchämter, als die erſten beiden Einfälle, war. Leſen Sie nur dieſen Brief.

Mein Herr,

„Haben Sie etwan Urſachen gehabt, auf meinen Vater unwillig zu ſeyn: ſo laſſen Sie „dieſen Unwillen wenigſtens mich nicht empfinden. „Er iſt vor einiger Zeit geſtorben, und er ſtarb „bey nahe untröſtbar, da er kein Mittel hatte, „Ihnen einen Irrthum zu benehmen, der ſeiner „Freundſchaft ſo empfindlich war. Ich will mir „Mühe geben, dieſen rechtſchaffnen Vater wenigſtens im Grabe noch bey Ihnen zu rechtfertigen. „Es wird Ihnen nahe gehen, wenn Sie erfahren, „wie unrecht Sie gethan haben, einen Mann zu „haſſen, der Sie als ſeinen vertrauteſten Freund „liebte.

„Erinnern Sie Sich wohl, mein Herr, eines Briefs, da Sie mir die Ehre anthaten, bey „meinem Vater um mich anzuſuchen? So ſauer „meinem Vater der Entſchluß ward, mich von „ſich zu laſſen: ſo wenig war er doch Willens, mich „an einem Glücke zu hindern, das er für das gröſte „hielt, welches ich mir in dieſer Art wünſchen könnte. Er ſtellte mir Ihr Anſuchen vor. Er gab „mir zu erkennen, wie vortheilhaft es für mich ſey, „von einem ſo frommen, chriſtlichen, und rechtſchaff-

„nen Manne, von seinem Freunde, geliebt zu wer-
„den. Er las mir mit Thränen die Stellen aus
„Ihrem Briefe vor, wo Sie seiner seligen Frau
„auf eine so edle Art gedenken. Er bat mich, Ih-
„nen meine Hand zu geben. Er befahl mir es
„endlich ernsthaft, und mit ziemlicher Heftigkeit,
„da ich wegen meiner natürlichen Blödigkeit, und
„wegen der Unentschlüssigkeit, die uns Mädchen
„eigen ist, ihm so geschwind nicht antworten woll-
„te, als er es verlangte. Endlich sagte ich ihm,
„daß ich nun keinen Zweifel mehr fände, welcher
„mich hinderte, Sie, mein Herr, meiner Hochach-
„tung und Gegenliebe zu versichern. Er umarm-
„te mich thränend, der redliche Vater! Ich muß-
„te mich so fort zu ihm setzen, und Ihnen, mein
„Herr, diese Versichrung schriftlich thun. Ich
„that sie, und ich muß Sie, mein Herr, noch itzt
„um Verzeihung bitten, wenn diese Erklärung
„nicht in der feinen und geputzten Art abgefaßt
„war, die mir, als einem stillen, und in der Welt
„ganz unbekannten Mädchen, allerdings fremde
„seyn mußte. Ich ließ mein Herz reden. Mein
„Herz empfand Hochachtung und Liebe gegen Sie.
„Ich sagte dieses in meinem Briefe. Vielleicht
„sagte ich es gar zu treuherzig und deutlich. Viel-
„leicht habe ich mir dadurch Ihre Verachtung zu-
„gezogen. Ich bin unglücklich, wenn dieses ist;
„aber nur mein redliches, mein offnes Herz macht
„mich unglücklich. Mein Vater schloß diesen
„Brief in den seinigen ein. Ich erinnere mich deß-

sen

„sen noch wohl. Er war voll von Versichrungen „der Freundschaft. Er schwur Ihnen eine ewige „Zärtlichkeit. Wie sorgsam und liebreich empfahl „er mich Ihrem Wohlwollen! So freundschaftli„che, so liebreiche Briefe, mein Herr, hätten ja „wohl eine Antwort verdient. Und doch erhielten „wir keine, obschon mein Vater noch einmal dar„um bat, der es öfter nicht thun komte, weil er „fühlte, daß er beschämt war, und ein großer Theil „des Schimpfs auf mich fallen mußte. Wie „konnten Sie, mein Herr, einen so redlichen „Freund sterben lassen, ohne ihm zu sagen, wo„mit er Sie beleidiget hatte? Er starb endlich, und „hatte das Glück nicht, als ihr Freund zu sterben. „Wie unruhig hat ihn dieses noch in seinen letzten „Tagen gemacht!

„Ich kann mich unmöglich überwinden, län„ger zu schweigen. Gewiß, mein Herr, ich wäre „eines so rechtschaffnen Vaters ganz unwürdig, „wenn ich mir nicht Mühe geben wollte, ihn noch „im Sarge bey einem Freunde zu rechtfertigen, den „er für seinen besten, für seinen einzigen Freund „hielt. Nur dieses bitte ich von Ihnen, mein „Herr, sagen Sie mir, sagen Sie mir es aufrich„tig, womit hat Sie mein Vater beleidiget? Was „waren die Ursachen einer so unerwarteten Kalt„sinnigkeit? Womit verdiente ich eine solche Ver„achtung, die mich vor den Augen der ganzen „Stadt lächerlich machte? Ich will meinen Vater „nicht entschuldigen, wenn er nicht zu entschuldi-

„gen ist; aber vielleicht war es nur ein Misver-
„ständniß. Vielleicht war es ein Streich von mis-
„günstigen Freunden, die Ihre Leichtgläubigkeit
„misbrauchten. Vielleicht haben Sie Unrecht,
„mein Herr! Treiben Sie Ihre Empfindlichkeit
„und Rache nicht zu weit. Würdigen Sie mich
„einer Antwort. Ich habe noch eben die Hoch-
„achtung gegen Sie, wie vormals, und, darf ich
„es wohl sagen, noch eben die Liebe, welche Sie
„so schlecht belohnten. Ja, mein Herr, Ihnen
„zu zeigen, wie rechtschaffen Sie mein Vater ge-
„liebt, wie hoch ich Ihre Freundschaft schätze, wie
„unschuldig meine Zärtlichkeit von Ihnen beleidi-
„get worden; Ihnen dieses alles zu zeigen, biete
„ich Ihnen itzt vom neuen selbst die Hand an, die
„Sie durch meinen Vater verlangten. Wollen
„Sie mich noch einmal beschämen? Die Freund-
„schaft meines Vaters, meine eigne Liebe zu Ih-
„nen, beide verdienen eine Antwort. Ich er-
„warte sie mit der ersten Post, und bin,

Mein Herr,

am 10. des Christmonats 1749. Ihre Dienerinn.

Wie gefalle ich Ihnen, mein Herr? Steigt nicht meine Unverschämtheit mit iedem Briefe. Nun nahm ich mir vor, den Brief gar zu läugnen, den ich ehedem, wider meines Vaters Wissen, an

den

den Professor geschrieben hatte. Er war fromm, und fast ein wenig gar zu fromm. Dieser Schwäche wollte ich mich bedienen. Konnte es nicht möglich seyn, daß mein Brief untergeschoben, und meine Hand von bösen Leuten nachgemalet war? Ich wollte den Professor zweifelhaft machen. Hätte ich ihn einmal so weit gehabt, daß er angefangen zu glauben, es habe sich die Bosheit neidischer Leute mit ins Spiel gemischt: so hoffte ich gewonnen zu haben, und ihn so weit zu bringen, daß er an mich schreiben, oder gar zu mir kommen sollte. Alsdann hätte es mich ein paar kleine Thränen gekostet, die zu ihrer Zeit beredter sind, als alle goldne Sprüche der griechischen und römischen Weisen. Das war mein Plan. Im Geiste war ich schon Frau Professorinn. Ich ward es nicht. Mit dem nächsten Posttage kam ein Brief; aber was für einer? Lesen Sie einmal. Wie widrig ist mein Schicksal!

Mademoiselle,

„Mein Mann, welcher unbaß ist, hat mir aufgetragen, Ihnen den richtigen Empfang „Ihres Briefs vom zehnten dieses zu melden. Er „läßt Ihnen durch mich aufs heiligste zuschwören, „daß er noch itzt niemals ohne die größte Hochachtung an Ihren seligen Herrn Vater gedenken „könne. Aber das ist ihm alles unbegreiflich, was „Sie von einem Misverständnisse, von verlohren

„gegangnen Briefen, von der Unruhe des Herrn „Vaters auf seinem Todbette, und ich weiß nicht, „von was für gefährlichen Cabalen mehr, schrei„ben. Er hat das Vergnügen gehabt, Ihren „Herrn Vater noch ein Jahr vor seinem Ende auf „der Messe zu sprechen, und ihn in seiner Freund„schaft unverändert zu finden. Dieser Umstand „muß Ihnen, Mademoiselle, vermuthlich bey „der Anlage Ihres Briefs unbekannt gewesen seyn. „Mein Mann verlangt nicht, dieses weiter zu un„tersuchen, und er hat mir befohlen, davon abzu„brechen, weil er glaubt, eine nähere Entdeckung „werde Ihnen eben nicht vortheilhaft seyn. So „viel läßt er sie versichern, daß er noch immer be„reit sey, Ihnen nach Ihrem Tode die Abdan„kung zu halten. Ich weiß nicht, was er damit „meynen muß; aber vielleicht ist es Ihnen ver„ständlich. Er vermuthet, daß es nicht nöthig „sey, Ihnen den Schluß Ihres Briefs zu beant„worten, da ich, als seine Frau, noch so gesund „ und munter bin, daß ich die Ehre habe, in sei„nem Namen an Sie zu schreiben. Mir, für „meine Person, ist es ungemein vortheilhaft, daß „ich einen Mann habe, der von so einem artigen „und erfahrnen Frauenzimmer aufgesucht wird. „Ich liebe ihn nun doppelt, ob ich gleich eifersüch„tig genug bin, um zu wünschen, daß dergleichen „verliebte Anfälle nicht zu oft auf ihn gethan wer„den mögen. Ich möchte ihn verlieren, oder „doch nicht allemal die Erlaubniß von ihm bekom-

men

„men, auf die Liebesbriefe zu antworten, die so „herzbrechend sind, wie der Ihrige. Für dieses „mal bin ich mit aller Hochachtung,

Mademoiselle,

Ihre Dienerinn.

„N. S. Mein Mann bittet sich ein paar Zeilen „über den richtigen Empfang dieses Briefs „aus, weil er in großen Sorgen steht, die „Post möchte noch eben so unrichtig gehn, „wie im Brachmonate des tausend sieben „hundert und vierzigsten Jahres.„

Also war der Professor verheirathet! Konnte er mich wohl tiefer demüthigen, als daß er mir durch seine Frau antworten ließ? Keine Vorwürfe sind uns Frauenzimmern bittrer, als die uns von Frauenzimmern gemacht werden. Ich empfand diese Wahrheit itzt doppelt, und doch mußte ich alles verschmerzen, so sehr ich auch in der vorigen Hoffnung betrogen, und vom neuen beschämt war.

Alle diese unglücklichen Versuche schreckten mich doch nicht ab, mein Glück mit gewaffneter Faust zu verfolgen. Was ich von meinem Vater geerbt hatte, das bestund in einigen kostbaren Pro-

cessen, und einer ziemlichen Summe aussenstehender Sporteln, die ich mit der gröſsten Strenge einzutreiben suchte, um zu zeigen, daß ich meines Vaters Tochter sey. Es konnte dieses ohne Widerspruch nicht geschehn, und fast in allen Sachen diente der Advocat wider mich, der mich seiner Liebe ehedem in dem zärtlichsten Canzleystil so eilfertig versichert hatte. Gemeiniglich ist es bey andern Advocaten der Eigennutz, welcher sie erhitzt, für die Sache zu kämpfen, zu welcher sie gedungen sind; bey diesem aber kam noch ein Bewegungsgrund dazu, die Rache. Er verfuhr unbarmherzig mit mir. Ich sann auf ein Mittel, ihn zahm zu machen, und, damit er recht zahm werden sollte: so setzte ich mir vor, seine Frau zu werden. Ich fiel ihn mit den Waffen des Eigennutzes, und der Liebe an, und hielt meinen Sieg für gewiß. Ich schrieb ihm:

Mein Herr,

„Ich übersende Ihnen mit diesem Boten die Un„kosten, deren Bezahlung mir in dem letzten „Urthel zuerkannt worden ist. Sie können glau„ben, mein Herr, daß der Verlust einer so an„sehnlichen Rechtssache mir nicht so empfindlich ist, „als der Eifer, mit welchem Sie Klägern wider „mich gedient haben. So gewiß ich auch von der „Billigkeit meiner Sache überzeugt war: so we-

nig

„nig konnte ich mir doch vom Anfange an ein gu-
„tes Ende verſprechen, da ich an Ihnen einen
„Mann wider mich hatte, deſſen Geſchicklichkeit,
„Erfahrenheit in Rechten, und unermüdete Be-
„gierde, ſeinen Clienten redlich zu dienen, mir
„und aller Welt bekannt war. Ich habe Sie um
„deßwillen iederzeit hoch geſchätzt; und dieſe Hoch-
„achtung hat ſich auch itzt vermehrt, ungeachtet
„ich mit meinem Schaden erfahren habe, wie
„glücklich derjenige iſt, deſſen Sache Sie vertei-
„digen. Wäre ich mehr eigennützig, als billig,
„ſo würde ich Ihnen einen Eifer nicht vergeben
„können, den Sie wider mich, eine bekannte und
„aufrichtige Freundinn von Ihnen, wider mich,
„die Tochter eines Mannes, der auch Ihr alter
„und rechtſchaffner Freund war, ſo hitzig äuſſern.
„Erinnern Sie Sich derjenigen Zeit gar nicht
„mehr, da ich das Glück hatte, von Ihnen ge-
„liebt zu werden? Ein Glück, das mir ſchon da-
„mals unendlich koſtbar war, ſo wenig es auch
„Ihre Umſtände litten, Sich mit mir auf diejeni-
„ge Art zu verbinden, welche unſre Freundſchaft
„hätte dauerhaft machen und Ihre Liebe belohnen
„können! Mir wenigſtens ſind dieſe vergnügte
„Zeiten noch immer unvergeſſen, und ob Sie mir
„ſchon die Gelegenheit benommen haben, Sie auf
„eine genauere, und vertraute Art zu lieben: ſo
„iſt doch meine Hochachtung gegen Sie noch im-
„mer ſo ſtark, daß ich glaube, auch unter ihren
„Amtseifer gegen mich, den Freund noch zu er-

„kennen, dessen Wohlwollen mir so schätzbar ge-
„wesen ist. Ich nehme um deßwillen meine Zu-
„flucht zu Ihnen; Sie können mir eine Hülfe
„nicht abschlagen, zu der Sie Ihr Amt verbindet.
„Sie werden aus den Beylagen diejenigen ge-
„gründeten und ansehnlichen Ansprüche sehn, wel-
„che ich in der Verlassenschaft meines Vaters be-
„kommen habe. Erzeigen Sie mir die Gefällig-
„keit, und führen Sie meine Sache aus. Die
„Caution von dreytausend fünfhundert Thalern,
„die mein Vater stellen müssen, ist mir noch nicht
„zurück gezahlt. Es hat mir nur an einem so er-
„fahrnen und geschickten Manne gefehlt, als Sie
„sind, so würde ich sie schon längst wieder bekom-
„men haben. Geben Sie Sich die Mühe, meh-
„rere Umstände bey mir mündlich zu erfahren: so
„werden Sie sehn, wie leicht es Ihnen sey, mir
„Recht zu verschaffen. Ich trage alle Kosten
„willig, und werde Ihnen funfzig Thaler zu Be-
„streitung des baaren Verlags zustellen, so bald
„ich die Ehre habe, Sie bey mir zu sehn. Durch
„Ihre Bemühung hoffe ich, ein Vermögen zu be-
„kommen, welches gar ansehnlich ist. Ich werde
„dieses Glück Ihnen allein zu danken haben, und
„ich glaube verbunden zu seyn, es mit Ihnen zu
„theilen, wenn Sie Sich entschliessen könnten,
„mich zu versichern, daß Ihre Liebe und Freund-
„schaft gegen mich unverändert sey. Ein Mann,
„dem ich mein ganzes Glück in seine Hände über-
„gebe, hat ein billiges Recht, auch auf mein

Herz

„Herz Anspruch zu machen. Ich erwarte Ihre
„Antwort, und bin mit aller Hochachtung,

Mein Herr,

am 13 May 1750. Ihre Dienerinn,
F . . .

Diese erwartete Antwort kam sehr geschwind. Sie lautete also:

Mademoiselle,

„Wegen der übersendeten Unkosten folgt inn-
„liegende Qvittung. Ihr Communica-
„tum sende angeschlossen zurück. Ich habe nicht
„Willens, mich mit Ihren Sachen zu vermengen.
„Ich mag Ihr Geld nicht, und noch weniger Ihr
„Herz. Besinnen Sie Sich noch auf den Con-
„curs? Leben Sie wohl. Ich muß ins Amt.
„Es ist bey nahe zwölf Uhr. Ich bin

Ihr Diener

K. L. M.

„N. S. Verschonen Sie mich mit Ihren Briefen,
„oder schreiben Sie nicht so weitläuftig.
„Die Zeit ist edel; ich habe mehr zu thun.
„Sie werden dem Boten lohnen. à Dieu.

Nun

Nun war von meinen alten Liebhabern niemand mehr übrig, als der ehrendienstwillige Würzkrämer in R . . Sollte ich noch einen Angriff wagen, da ich so oft schimpflicher Weise abgewiesen war? Aber war ich nicht schon bey aller Schande abgehärtet? Was konnte ich weiter verlieren, wenn ich mich auch von meiner Höhe bis in den Kramladen meines ehemaligen Freyers herabließ? So weit hatte ich mich schon gefaßt, daß ich den Reifenrock vor der Thüre ausziehen wollte, damit ich Platz darinnen hätte. Was für Ueberwindung kostet es einem Frauenzimmer, ehe sie sich, dieses zu thun, entschließt! Aber wie sollte ich es anfangen? Sollte ich von meines Liebhabers Verstande, von seinen großen Verdiensten, von meiner Liebe zu ihm, sollte ich von Pflicht und Gewissen reden? Was meynen Sie, mein Herr? Das sind wohl ordentlicher Weise die Sachen nicht, die einen Kaufmann weichherzig machen. Vom Gelde konnte ich nicht viel sagen: das wäre sonst wohl der bündigste Schluß gewesen. Ich wagte eine ganz neue Art zärtlich zu seyn. Ich setzte ihm den Degen an die Brust, und bat ihn ganz demüthig um sein Herz. Hier haben Sie meinen Fehdebrief.

Mein Herr,

„Gewiß, Sie misbrauchen meine Geduld. Da „ich mir seit fünf Jahren Mühe gegeben, „Sie zu ihrer Schuldigkeit zurück zu bringen, da

alle

„alle diese Mühe, alle meine freundschaftlichen Brie-
„fe vergebens gewesen: so sehe ich mich genöthi-
„get, ein Wort im Ernste mit Ihnen zu reden.
„Erinnern Sie Sich wohl Ihres Briefs vom 7
„May 1745, in welchem Sie mich baten, ich
„möchte mich entschließen, die Ihrige zu werden?
„So schwer es meinem Vater, und meinen Freun-
„den ankam, ihre Einwilligung zu geben: so ge-
„neigt war doch ich dazu. Ich meldete Ihnen
„die Zweifel meiner Verwandten, zugleich gab
„ich Ihnen deutlich genug zu verstehen, wie an-
„genehm mir ein Antrag sey, der von einem Man-
„ne herkam, an dessen Redlichkeit und billigen
„Absichten zu zweifeln, ich nicht Ursache hatte.
„Ich überwand endlich die Zweifel meines Vaters
„und meiner übrigen Freunde. Sie gaben ihre
„Einwilligung dazu, die ich Ihnen ohne Verzug
„meldete, und Ihr Anerbieten aufs feyerlichste
„annahm. Hätten Sie diejenigen Pflichten, die
„ein ehrlicher Mann für unverbrüchlich hält, nicht
„genöthiget, mir zu antworten: so hätten es we-
„nigstens die Pflichten des Wohlstands thun sol-
„len. Beide waren bey Ihnen nicht stark genug,
„eine Antwort zu erpressen. Ich schrieb in eini-
„gen Wochen darauf noch einmal an Sie. Ich
„wiederholte dieses zum drittenmal da sich eine
„Gelegenheit für mich fand, die ich, so vortheil-
„haft sie auch war, doch ausschlug, um Ihren
„Wunsch zu erfüllen, und mich mit Ihnen zu ver-
„binden. Noch erhielt ich keine Zeile Antwort.

Ich

„Ich überwand mich noch einmal, den letzten Ent-
„schluß von Ihnen zu erfahren, aber auch dasmal
„umsonst. Ich kann Ihnen durch eine Bescheini-
„gung aus dem Postamte beweisen, daß alle diese
„Briefe richtig abgegangen sind. Wie bin ich im
„Stande, Ihnen das Misvergnügen deutlich ge-
„nug zu beschreiben, das ich empfand, da ich er-
„fahren mußte, daß Sie der billige und aufrichti-
„ge Mann nicht wären, für den ich Sie gehalten
„hatte! Ich wagte noch den letzten Versuch, und
„schickte am verwichnen Markte eine Freundinn
„an Sie, welche mündlich dasjenige wiederholen
„sollte, was ich Ihnen so oft schriftlich, und ver-
„gebens, versichert hatte. Aber auch diese Freun-
„dinn ließen Sie nicht vor Sich, und sie kam
„unverrichteter Sache zurück. Wahrhaftig, mein
„Herr, das hieß meine Geduld aufs höchste trei-
„ben. Ich verlange von Ihnen, mein Herr, eine
„anständige Genugthuung. Melden Sie mir, wes-
„sen ich mich zu Ihnen zu versehn habe. Ist Ihr
„gegebnes Wort, meine Freundschaft, meine
„Liebe zu Ihnen, ist Ehre und Gewissen nicht vermö-
„gend, Ihnen Ihre Pflicht und Schuldigkeit begreif-
„lich zu machen: so muß es der Richter thun. Es
„geschieht sehr ungern, mein Herr, daß ich diesen
„Entschluß fasse; aber meine Ehre verlangt ihn.
„Ich habe Ihre Verbindung in meinen Händen.
„Die weltliche Obrigkeit soll mir Recht schaffen,
„da Ihr Herz zu meyneidig ist, es zu thun. Ver-
„langen Sie eine Frau, mein Herr, die Sie

„redlich, die Sie zärtlich liebt, die blos durch Ih-
„re aufrichtige Gegenliebe glücklich zu werden ver-
„langt, die ihr ganzes Wohl von Ihren Händen
„erwartet, die Geld und Vermögen genug hat,
„Ihre Aufmerksamkeit zu verdienen, verlangen
„Sie dieselbe: so sollen Sie wissen, daß ich eine
„Freundinn bin, die alle Beleidigungen vergißt,
„die auf den ersten Wink Ihnen folgen und Sie
„ewig lieben will. Sind Sie noch hart, und
„unempfindlich, so sollen Sie erfahren, daß ich
„mein Recht suchen werde. Ich habe es schon
„einem Advocaten aufgetragen, welcher durch den
„weltlichen Arm Sie zwingen soll, redlich zu seyn.
„Er soll nicht ruhen, bis er Sie billig, oder ganz
„unglücklich gemacht hat. Wollen Sie nicht mit
„mir glücklich seyn, so sollen Sie es auch nicht
„ohne mich bleiben. Meine Rache soll keine
„Grenzen haben. Die ganze Welt soll erfahren,
„wie strafbar es sey, ein Mädchen zu betrügen,
„dessen Stand, dessen Erziehung, dessen redliches
„Herz mehr Achtung verdient, als Sie, Undank-
„barer, gegen mich bezeigt haben. Ich lasse Ih-
„nen die Wahl, mein Herr, wollen Sie mit mir
„glücklich leben, oder wollen Sie ohne mich an
„den Bettelstab gebracht seyn? Bis an den Bet-
„telstab! Eher ruhe ich nicht. Wie vergnügt
„wäre ich, wenn es mir erlaubt wäre, einen
„Mann zu lieben, welcher die Kunst verstanden
„hat, mein Herz zu gewinnen, meine ganze Hoch-
„achtung zu erlangen; einen Mann, den zu lie-

„ben, ich mein Glück, und meine Hoffnung auf„geopfert habe. Fürchten Sie Sich vor der Ver„zweiflung eines beleidigten Frauenzimmers. „Noch itzt redet meine Liebe für Sie; bald aber „wird sie müde seyn, es zu thun. Wenn ich be„trogen werden soll, so ruhe ich nicht, bis sie ganz „unglücklich sind. Hier haben Sie Liebe und Ra„che. Wählen Sie Sich! Ich gebe Ihnen vier „Wochen Zeit, länger nicht. Bedenken Sie „Ihr eignes Wohl. Ich bin,

Mein Herr,

* * * *

am 27. des Christmonats 1750.

Ihre Dienerinn,

F * * *

Hätte ich wohl vor fünf Jahren glauben können, daß ich in so traurige Umstände kommen würde, einen Mann mir mit Feuer und Schwerdt zu ertrotzen, und die Obrigkeit um Hülfe anzuflehn, daß sie einen Würzkrämer in R * * zwingen möchte, mich zur Frau zu nehmen? Es war mein Ernst zwar nicht, die Sache so weit zu treiben, und ich würde vielleicht wenig ausgerichtet haben; aber es war schon schlimm genug, daß ich mich so grimmig anstellen mußte, einen Mann zu schrecken, den ich sonst so verächtlich von mir gewiesen hatte. Ich hoffte, er würde aus Furcht vor einem Processe mit Sacke und Packe angezogen kom-

kommen, mich zu erlösen. Allein er kam nicht, und ich erhielt an seiner Stelle folgenden demüthigenden Brief:

„Was? ich sollte wider meinen Willen eine „Frau nehmen? Schwärmt Sie, Mamsell, „oder hat Sie den Teufel im Leibe? Manntolle „muß Sie zum wenigsten seyn, sonst hätte Sie „einen so rasenden Brief nicht geschrieben. Das „will ich doch sehn, wer mich zwingen soll, ein „Mensch zu heirathen, das mich vor fünf Jahren „auf eine so spröde Art von sich gewiesen hat! „Ich weiß den Henker von Ihren Briefen, und „von Ihrer Freundinn, die Sie an mich geschickt „hat. Das sind alles Lügen, kurz, derbe Lügen, „versteht Sie mich? Mit Ihrem Advocaten! dar„über lache ich. Wir haben in unserm Städtchen „auch Advocaten, so schlimm als der Ihrige kaum „seyn kann. Sie mag nur kommen, wenn Sie „Lust hat. Ihn will ich zur Treppe herunter „schmeissen, und Sie durchs Fenster, wenn Sie „mitkömmt; versteht Sie mich? Die Obrigkeit „muß mir Recht schaffen, so gut wie Ihr. Mit „dem weltlichen Arme kömmt Sie mir gleich recht. „Verklage Sie mich. Gut! wir wollen sehn, „wer das meiste Geld daran zu setzen hat, ich oder „Sie? So einen verlaufnen Nickel will ich wohl „noch aushalten. Ich denke, Sie soll das Geld „zu Brode brauchen, daß der Advocat nicht viel „davon schmecken wird. Und wenn Sie mich bis

„untern Galgen brächte, so mag ich Sie nicht. „Ich würde mich doch selbst hengen müssen, wenn „ich Sie als Frau am Halse hätte. Das wäre doch „was schreckliches, wenn ein ehrlicher Mann in sei„nem eignen Hause vor einer Frau nicht sicher seyn „könnte, und das erste das beste Mensche heirathen „müßte, das sich in Kopf setzte, mit Ehren unter „die Haube zu kommen! Ins Spinnhaus ge„hört so eine Drolle, wie Sie ist. Geh Sie zum „Teufel, und lasse Sie ehrliche Leute unge„schoren! Ich denke, Sie soll mich verstehn. „Lebe Sie wohl, wenn Sie kann. Ich bin Ihr „Narr nicht.

R.
am 5. Januar
1751.

* * * *

Haben Sie wohl in Ihrem Leben gehört, daß ein Liebesbrief mit einem so groben Proteste zurück geschickt worden ist? Ich sah nun wohl, mit wem ich mir hatte zu schaffen gemacht, und daß dieser der Mann nicht wäre, welcher sich durch Advocaten und Richter schrecken, oder durch Drohungen betäuben ließ, zärtlich zu werden. Die Lust vergieng mir, mein gutes Geld aufs Spiel zu setzen, und mich einem Manne aufzudringen, der Herz genug zu haben schien, seine liebste Hälfte zum Fenster herunter zu werfen. Ich ließ mei-

nen

nen Vorsatz fahren, und nun bin ich ohne Rath und Trost. Was soll ich armes Mädchen anfangen!

Wissen Sie was, Herr Autor, erbarmen Sie Sich meiner! Nehmen Sie mich zu Ihrer Frau! Sie sind noch unverheirathet; Sie sind fast in meinen Jahren, oder doch nicht viel älter; Sie haben ein Amt, das mich und Sie ernähren kann. Eine alte Jungfer ist ja wohl einen alten Junggesellen werth. Ich dächte, Sie nähmen mich immer. Was meynen Sie? Machen Sie mir den Vorwurf nicht, daß ich in meinen jungen Jahren spröde gewesen bin, daß ich bey zunehmenden Jahren mich allen meinen Bekannten angeboten habe, und daß mich die Verzweiflung zu Mitteln getrieben hat, die eben nicht die gewissenhaftesten zu seyn scheinen. Es wäre unbillig, wenn meine Offenherzigkeit mir bey Ihnen schaden sollte. Sie kennen mich nun von aussen und von innen. Wer weiß, ob Sie künftig mit Ihrer Frau nicht noch mehr betrogen werden, als mit mir? Wir wollen einander unsre Fehler nicht vorwerfen. Vielleicht haben Sie auch Fehler. Viele Mädchen werden um deßwillen zu alten Jungfern, weil sie, wie ich, in ihrer Jugend zu spröde gewesen sind, und an allen Liebhabern etwas zu tadeln gefunden. Aber wo kommen denn die alten Junggesellen her? In jungen Jahren lieben sie zu flatterhaft. Sie glauben, alle Mädchen wären nur für sie geschaffen, und es brauche keine Mühe wei-

ter, als daß sie die Hand zum Fenster heraus streckten: so würden gleich zehn Mädchen kommen, und sich daran halten. Ist diese Eitelkeit nicht eben so lächerlich, als die unsrige? Mit zunehmenden Jahren merken sie, daß man sich nicht um sie zankt, und daß die große Vorstellung von der Wichtigkeit ihrer Person gröſtentheils eine eitle Einbildung gewesen ist. Nun fangen die Herren aus Verzweiflung an, Böses vom Frauenzimmer, von Jungfern und von Weibern zu reden; und sind sie gar Schriftsteller, wie Sie, hochzuehrender Herr Autor: so schreiben sie Böses, und spotten über unser Geschlechte. Das nennen sie Satyren, die nur aus Liebe zur Wahrheit, und ihren armen Nebenchristen zu bessern, gedruckt werden. Aber, unter uns gesprochen, geschieht es nicht aus Begierde, sich wegen der Verachtung zu rächen, die das Frauenzimmer gegen ihre groſsen Verdienste hat blicken lassen? Ich denke, Sie sollen mich verstehn, sagte mein Würzkrämer. Endlich rücken bey den Mannspersonen die traurigen Jahre der Verzweiflung und des Eigennutzes heran. Wie alt waren Sie, mein Herr? Ich glaube, ich hatte es oben ausgerechnet, daß Sie fast so alt sind, als ich. Wie gesagt, die Jahre des Eigennutzes. Man sieht sich nach einer reichen Frau um. Sie mag aussehn, wie sie wolle, sie mag alt oder jung, in gutem oder bösem Rufe seyn, wenn sie nur Geld hat. Bisweilen sind die Herren so glücklich, den Schatz mit dem Drachen

zu.

zu heben, der darauf liegt; und nun kömmt gewiß die Reihe an sie, gedemüthigt zu werden. Alle Spöttereyen über das weibliche Geschlecht werden sodann denen Herren reichlich vergolten, die in ihrer Jugend zu muthwillig, zu unbeständig geliebt, und nur eigennützig gewählt haben. Eine Frau, die sich und ihren Reichthum fühlt, die überzeugt ist, daß sie bey der Wahl ihrem Gelde alles zu danken hat; eine solche Frau wäre thöricht, wenn sie ihren Mann mehr lieben wollte, als ihr Geld. In der That geschieht es auch sehr selten. Es kommen zuweilen noch andre Umstände dazu, die euch, stolze Herren, zahm machen. Es giebt Galanterien, die im Ehestande nicht leicht unvergolten bleiben, wenn die Frau nur einigermaßen erträglich aussieht, oder wenigstens einen guten Kerl ehrlich bezahlen kann. Ich bin keine Freundinn von persönlichen Satyren, diese Tugend habe ich Ihrer Vorrede zu danken; und wenn Ihnen diese Predigt zu bitter vorkömmt, so bin ich nur aus allgemeiner Menschenliebe bitter, wie Sie, mein Herr. Ich sage auch nicht, daß es schlechterdings so kommen müsse. Am wenigsten ist das meine Meynung, daß ich Ihnen, Hochgeehrtester Herr Autor, die Nativität stellen wollte. Davor bewahre mich der Himmel! Das ist gar nicht meine Absicht. Ich sage nur so . . . verstehn Sie mich, . . . wie soll ich mich recht ausdrücken? so ungefähr, daß es doch wohl bey Ihnen auch einmal möglich seyn könnte. Und wenn es nun

so möglich seyn könnte, so sehe ich nicht, warum Sie nicht eben so lieb mich, als eine andre, heirathen wollten, mit der Sie eben so gut betrogen werden könnten. Wir schicken uns gar vortrefflich zusammen. Ich möchte gar zu gern einen Mann haben; und Sie, mein Herr, verstellen Sie Sich nur nicht, man sieht es Ihnen an den Augen an, Sie möchten auch gern eine Frau. Vielleicht wollen Sie nur ein recht reiches Mädchen. Es kann seyn. Aber wissen Sie denn, ob ein recht reiches Mädchen auch Sie haben will? Gesetzt aber, Sie bekämen eine, nach Ihrem geizigen Wunsche, (denn ein wenig geizig sind Sie, das können Sie nicht läugnen,) sind Sie deßwegen glücklich? Wohl schwerlich, oder es müßte alles nicht wahr seyn, was ich oben gesagt habe. Ich bin ja auch nicht ganz ohne Mittel. Machen Sie nur meine Caution frey. Vielleicht haben Sie eher Gelegenheit, es dahin zu bringen, als ein andrer. Und wenn ich gar nichts mitbrächte, so bringe ich Ihnen doch neun Expensbücher von meinem seligen Vater mit, worinnen noch ein großer Schatz von unbezahlten Sporteln steckt. Sporteln sind wohl das nicht, wovor Ihr zartes Gewissen erschrickt, oder ich müßte Sie, und Ihre Collegen, gar nicht kennen. Sie können ja meine Sporteln mit den Ihrigen eintreiben lassen, und wenn auch alle Bauern zu Grunde gehen sollten. Es thut ein jeder, was seines Amts ist. Der Umstand wegen meines Vermögens wäre also aufs reine

gebracht.

gebracht. Wegen meiner Liebe lassen Sie Sich noch weniger leid seyn. Wenn man in Ihren Jahren heirathet, so ist dieses gemeiniglich der letzte Punkt, wonach man fragt. Aber ich glaube auch, daß ich das Herz habe, Sie zu lieben. Wie weit wird man nicht durch Noth und Kummer gebracht! Ein Frauenzimmer, das sich schon so viel in der Welt hat müssen gefallen lassen, als ich, wird nicht viel Ueberwindung mehr brauchen, einem Manne nachzugeben, der eigensinnig, oder, wie man es gemeiniglich nennt, accurat und hypochondrisch ist. Ein Fehler, den man Ihnen auch schuld giebt, wertheſter Herr Autor! Gestehn Sie es nur aufrichtig, Sie sind auch eifersüchtig. Die Herren sind es am meisten, die es an andern Männern am wenigsten leiden können. O, mein allerliebster Herr Autor! wie vergnügt wird unsre Ehe seyn! Ich bin wirklich durch die Jahre, durch Noth und Krankheit von meiner ehmaligen Schönheit so weit herunter gekommen, daß Sie meinetwegen nicht einen Augenblick in Sorgen seyn dürfen; und da ich, wie Sie wissen, eben kein Geld habe: so fehlen mir die Mittel, das durch Wohlthun zu ersetzen, und mir zu verschaffen, was ich durch meinen todten Reiz nicht erlangen kann. Mit einem Worte, unsre Ehe ist, als wenn sie im Himmel geschlossen wäre. Ich erwarte Ihre Erklärung mit Schmerzen. Ich werde alle meine bisherige Noth vergessen; für die glücklichste Person in der Welt werde ich mich halten, wenn ich

die Ihrige seyn kann. In dieser Hoffnung bin ich mit der zärtlichsten Hochachtung, die sich denken läßt,

Hochzuehrender Herr Autor,

am 26. Heumonat 1751. Ihre

aufrichtigste und ergebenste Dienerinn,

F * * *

Antwort des Autors an die Mademoiselle F * * *

Mademoiselle,

Die Ehre ist ganz unerwartet, welche Sie mir zugedacht haben. Es kann in der That nichts schmeichelhafter für mich seyn, als daß ein so versuchtes Frauenzimmer, welches alle Schulen durchgelizbt hat, und mit ihrem zärtlichen Herzen zwanzig Jahre haussiren gegangen ist, sich endlich auf mich besinnt, und ihren verliebten Brandbrief bey mir einwirft. Bey allen meinen Fehlern, die Sie mit so vieler Einsicht an mir wahrgenommen haben, bin ich doch nicht undankbar. Kann ich

Ihre

Ihre Liebe nicht so fort auf die Art erwiedern, wie Sie es verlangen: so will ich doch auf eine andre Art gewiß erkenntlich seyn. Und vielleicht entschliesse ich mich dennoch, der Ihrige zu werden. Wenn ich ja einmal mit einer Frau betrogen werden muß, wie Sie gar gründlich angemerkt haben: so ist es in der That am besten, daß es durch Ihre gütige Besorgung geschieht. Ein Unglück, das man voraus weiß, ist nur halb so empfindlich, als ein unerwartetes Unglück. Noch zur Zeit bin ich freylich nicht aufs äusserste gebracht; aber vielleicht bin ich dem traurigen Augenblicke nahe, wo ich mich aus Verzweiflung entschliesse, Ihre Hand anzunehmen. Lassen Sie mir Zeit, Mademoiselle, mich recht zu besinnen. Ich will es mit dem Publico überlegen. Die Sache ist für mich von Folgen, und wichtig genug.

Sollten Umstände kommen, welche mir anriethen, Ihre Liebe zu verbitten: so habe ich mich doch auf ein andres Mittel besonnen, Sie aus Ihrer Jungfernoth zu reissen, und Ihnen ein Glück zu schaffen, das Ihnen fehlt. Was meynen Sie, Mademoiselle? Ich will sie **ausspielen**! Ja, ja, im ganzen Ernste, ausspielen will ich Sie, und zwar auf die vortheilhafteste Art von der Welt. Haben Sie nur Geduld, meinen Plan anzuhören.

Ein jeder bürgerlichen Standes, der seit zehn Jahren in hiesigen Landen **muthwillig** bankrut gemacht hat, und ein jeder, der binnen den nächsten zehn Jahren auf diese legale Art andre um ihr

Vermögen bringen will, soll gezwungen seyn, um Sie zu würfeln. Der Einsatz ist der zehnte Theil von demjenigen, was er von seinem Gläubiger gewonnen hat, oder zu gewinnen gedenkt. Die Einlage geschieht binnen dato, und dem letzten des Wintermonats künftigen Jahrs. Mit dem ersten des Christmonats werden die Bücher geschlossen, und den letzten desselben, als am Tage Sylvester, wird auf öffentlichem Markte, im Beyseyn eines alten Notarien, und sieben alter Zeugen, allerseits Junggesellen, gewürfelt. Ich habe einen freyen Wurf. Mich deucht es ist billig. Wer die meisten Augen wirft, hat die Ehre, Ihr Bräutigam zu seyn. Hat er schon eine Frau, so behalten Sie die erste Hypothek auf sein Herz; und er ist schuldig, Ihnen die gesammte Einlage, als die Sie zur Mitgabe bekommen, mit sechs pro Cent so lange zu verinteressiren, bis entweder seine Frau stirbt, oder er Gelegenheit gefunden hat, Sie vom neuen auszuspielen. In diesem Falle bleibt Ihnen die erste Einlage; die neue, die nur halb so stark seyn soll, als die erste, wird zum Capital geschlagen, und derjenige, der Sie ausspielt, bekömmt drey Quart Provision, behält aber keinen freyen Wurf. So geht es immer fort, bis Sie an einen Mann kommen, der keine Frau hat, und dieser ist schuldig, Sie zu heirathen.

Erlauben Sie, Mademoiselle, daß ich Ihnen die Billigkeit meines Plans ein wenig deutlicher zeige.

Vielleicht ſind Sie unzufrieden, daß ich die Intereſſenten nur auf den bürgerlichen Stand einſchränke? Dieſes kann gar wohl möglich ſeyn, wenn Sie Ihre alte Neigung zum Adel noch nicht verlohren haben ſollten. Aber laſſen Sie Sich es immer gefallen. Es iſt billig. Wollte ich die von Adel mit dazu ziehn, ſo würde der Zulauf zu groß ſeyn. Viele von guten Häuſern würden ſich an ihrer Ehre Schaden thun; denn es iſt ein gröſſerer Vorwurf, ein Bürgermädchen zu heirathen, als einen muthwilligen Bankrut zu machen. Ich kenne ein Fräulein, das mit Ihnen einerley Charakter, und einerley Schickſal hat. Für dieſe hebe ich die von Adel auf, und wenn es mit Ihrem Projecte gut abläuft, wie ich hoffe: ſo will ich dieſes Fräulein künftge Oſtermeſſe über ein Jahr auf eben dieſe Art in Auerbachshofe, unter der Garantie des Herrn von = = = ausſpielen. Das bin ich allenfalls zufrieden. Sollten Sie nämlich einem verheiratheten Manne zufallen, und es will Sie einer von Adel, gegen einen billigen Rabatt, an ſich kaufen: ſo ſoll es ihm frey ſtehn; nur ſoll er nicht gezwungen ſeyn. Beruhigen Sie Sich! Es wird gewiß nicht an Liebhabern fehlen, die es für verträglicher halten, durch bürgerliches Geld ſich vor der Unbeſcheidenheit ihrer Gläubiger, und vor dem Hunger zu ſchützen, als unter dem ſtolzen Glanze der ſechzehn Ahnen kümmerlich zu darben. Das wäre alſo eins!

Fürs zweyte: Daß ich nur von denen rede, die muthwillig bankrut machen, das ist billig. Es giebt Fälle, die den redlichsten Mann unglücklich machen können. Sollte dieser noch unglücklicher werden, und gezwungen seyn, Sie, Mademoiselle, zu heirathen? Das wäre grausam! gewiß gar zu grausam! Ein ehrlicher Mann, der bankrut macht, gewinnt nichts dabey. Wovon soll er also die Einlage thun? Ueberhaupt verlieren Sie wenig dadurch. Die Exempel sind auch so gar häufig nicht.

Warum ich, drittens, zehn Jahre gesetzt habe, das hat diese Ursache. Wer einmal einen vernünftigen Bankrut mit Vortheil gemacht hat, dem wird diese Nahrung gewiß so gut gefallen, daß er ihn wenigstens alle zehn Jahre wiederholt. Kann er es binnen zehn Jahren nicht so weit bringen: so ist er entweder zu ungeschickt, oder er hat weder Geld noch Credit mehr, oder er ist so abergläubisch gewesen, wieder ehrlich zu werden. Bey allen diesen Leuten ist nichts zu verdienen. Es ist,

Viertens, ein vortrefflicher Einfall von mir, daß ich diejenigen mit dazu ziehe, die sich Mühe geben, in den nächsten zehn Jahren muthwillig bankrut zu werden. Ueberlegen Sie es einmal selbst. Alle Jahre steigt die Anzahl dieser Glücklichen. Wenn Sie, Mademoiselle, die Progressionsrechnung verstünden: so wollte ich Ihnen darthun, daß binnen zehn Jahren fast zwey Drittheile unsrer vorsichtigen Mitbürger das

Ver-

Vergnügen haben würden, das übrige Drittheil um das Seinige zu bringen. Sehn Sie einmal unsre Kaufleute, aber die Kaufleute nicht allein, sehn Sie auch andre Stände an! Wie bearbeiten sich die meisten von ihnen, ihren ehrlichen Namen mit sechzig bis siebenzig pro Cent Gewinnst zu verlieren! Geben Sie auf unsre handelnde Jugend, auf die Söhne derjenigen alten Kaufleute Achtung, welche altvätrisch genug waren, ehrlich zu sterben. Bey den itzigen schweren nahrlosen Zeiten, bey den hohen Abgaben, über die man sich beklagt, bey dem kläglichen Verfalle der Handlung, wissen diese jungen Herren die vornehme Kunst, mit der besten Art von der Welt, in einem Jahre unnöthiger Weise mehr zu verschwenden, als ihre wirthschaftlichen Väter bey den glückseligsten Zeiten in fünf Jahren zur bequemen Unterhaltung für sich, und die Ihrigen, brauchten. Sollten diese Herren, diese Hoffnung des Vaterlandes, nicht im Stande seyn, in zehn Jahren alles dasjenige zu verthun, was ihre Väter in funfzig Jahren gesammlet haben? Rechnen Sie einmal selber nach, wie glücklich Sie seyn werden, wenn alle diese Herren, größtentheils recht artige Herren, um Sie würfeln, und Ihnen den zehnten Theil ihrer Beute geben müssen. Aber dieser Entwurf ist von mir nicht Ihrentwegen allein, Mademoiselle, nein er ist selbst dieser bankruten Nachwelt zum Besten gemacht worden. Gemeiniglich fehlt es diesen Leuten an Unglücksfällen, welche sie angeben sollen.

Ich

Ich glaube, derjenige, der Sie erwürfelt, braucht weiter keinen Unglücksfall, als diesen, daß er die Ehre hat, Ihr Mann zu seyn. Er hat ein Recht, seinen Gläubigern mit der ehrlichsten Mine von der Welt zwanzig pro Cent weniger, als sonst, zu bieten. Ein doppelter Vortheil für ihn! Zwanzig pro Cent mehr zu gewinnen, und doch noch ehrlich auszusehn! Daß ich,

fünftens, nur von denen rede, die auf eine legale Art andre um das Ihrige bringen, das geschieht, um die muthwilligen Bankrutirer von denjenigen zu unterscheiden, welche die Reisenden auf der Straße plündern, oder die Uhren aus der Tasche ziehen. Es war nöthig diesen Unterschied zu bestimmen, der ausserdem sehr schwer in die Augen fällt. Räuber und Diebe gehören an den Galgen; jene aber, wenn sie es recht zu machen wissen, in allen Gesellschaften oben an. Sie sehn wohl, Mademoiselle, wie viel Ehre Sie in Ihrem künftigen Ehestande zu erwarten haben.

Sechstens: Vielleicht scheint es überflüßig, zu sagen, daß die vergangnen und künftigen Bankrutirer gezwungen werden sollen, um Sie zu würfeln, da ich mir Mühe gegeben habe, zu erweisen, wie vortheilhaft es für dieselben seyn könne. Sie müssen wissen, Mademoiselle, daß diejenigen das Aeusserliche der Ehrlichkeit am sorgfältigsten zu erhalten suchen, welche sich die meiste

Mühe

Mühe geben, nicht mehr ehrlich zu seyn. Ich will es lieber wagen, den ehrlichsten Mann einen Schelm zu heißen, er wird es nicht so hoch empfinden, als ein muthwilliger Bankrutirer. Um deßwillen wird es nöthig seyn, Zwang zu brauchen. Die Richterstuben müssen angewiesen werden, ein zuverlässiges Verzeichniß derjenigen einzusenden, die seit zehn Jahren muthwilligen Bankrut gemacht haben, wobey ich voraus setze, daß der Richter weder Vetter noch Schwager von dem Bankrutirer ist, und während des Concurses kein Geschenke von ihm bekommen hat. Die künftigen Bankrutirer aber kann man dadurch zwingen, daß, wofern sie sich itzt nicht zur Einlage bequemen, sie aller heilsamen Beneficien der Bankrutirer auf ewig verlustig und gewärtig seyn sollen, nach der Gerechtigkeit der Gesetze gestraft zu werden. Sie haben gar nicht Ursache, diesen Zwang für eine Grausamkeit zu halten, da sie es so billig befinden, durch vielerley Mittel ihre Gläubiger zu zwingen, daß sie ihre Einwilligung dazu geben müssen, sich von ihnen bevortheilen zu lassen. Ich glaube endlich,

siebentens, nicht, daß Sie, Mademoiselle, dabey eine Schwierigkeit finden werden, wenn ich Sie auf diese Art der ganzen bankruten Welt Preis gebe, und Sie dem Glücke der Würfel überlassen will. Wenn ich Sie anders aus Ihren Briefen recht habe kennen lernen: so muß es

Ihnen

Ihnen gleichgültig seyn, was Sie für einen Mann kriegen, wenn es nur ein Mann ist. Aber ich thue noch mehr: ich verschaffe Ihnen zugleich so viel Vermögen, daß Sie ein gegründetes Recht bekommen, Ihrem künftigen Manne es nachdrücklich fühlen zu lassen, was das sagen wolle, eine reiche Frau zu heirathen.

Machen Sie einmal einen Ueberschlag von Ihrem künftigen Reichthume. Wir wollen setzen: In die erste Classe kommen die, so seit zehn Jahren muthwillig bankrut gemacht haben. Auf iedes Jahr rechne ich vier solche Bankrute. Jeden Bankrut zu 25000 Reichsthalern. Sie sehn, wie billig ich bin, da es bekannt genug ist, daß vier Bankrute nicht zureichen, und daß 25000 Thaler für einen Bankrutirer gar nichts heißen. Die kleinen Schurken, welche sich die Mühe nehmen, ihren ehrlichen Namen nur für ein paar tausend Thaler hin zu geben, verdienen nicht einmal in Ansatz gebracht zu werden. Wir wollen sie unter die übrigen mit einrechnen, welche das Handwerk besser verstehn, und die, wenn sie ihren guten Namen dran wagen, es doch nicht unter 25000 Thalern thun. Solchergestalt betragen die vier Bankrute auf ein Jahr 100000 Thaler — — . Ich will den billigsten Accord nehmen, der seyn kann, und sehr selten geschlossen wird. Ich will setzen, daß der muthwillige Bankrutirer mit den Gläubigern theilt, und sie nur um die Hälfte betrügt.

betriegt. Wenn er so großmüthig ist, und funfzig pro Cent giebt, so thut er mehr, als man verlangen kann. Es beträgt also die Beute von einem Jahre 50000 Thaler — —. Hiervon den zehnten Theil zur Einlage genommen, thut auf ein Jahr 5000 Thaler — — und auf alle zehn Jahre zusammen funfzigtausend Thaler. Was meynen Sie Mademoiselle? Müssen Ihnen nicht die Augen vor Freuden übergehn, wenn Sie sehn, wie mühsam ich bin, Sie reich und glücklich zu machen? Aber das heißt alles noch nichts gegen den Vortheil, den Sie aus der zwoten Classe ziehn werden. Wir wollen das zum Fusse behalten, daß jeder Bankrut 25000 Thaler stark ist, und bey jedem auf 50 pro Cent accordirt wird. Wir wollen aber nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit, die ich oben bey dem vierten Punkte angeführt habe, voraus setzen, daß sich künftig alle Jahre die Bankrute verdoppeln. Der muß die Welt gar nicht kennen, wem dieses unwahrscheinlich vorkommen soll. Nach den Regeln dieser Verdopplung kommen im Jahre 1753 acht Bankrute, im nächsten Jahre sechzehn, in dem darauf folgenden zwey und dreyßig Bankrute; und sofort. Damit Sie die Richtigkeit meines Plans desto besser einsehn mögen: so sende ich Ihnen zugleich die Tabelle, die ich dem Publico zur Nachachtung bekannt machen will. Wie viel meynen Sie wohl, daß Ihr Antheil betrage? Weniger nicht

als 10230000 Rthl. — — Hierzu die 50000 Thaler aus der ersten Classe, thut in

Summa / 10280000 Thaler.

Ich bin vor Freuden ganz ausser mir! Das hätte ich selber nicht gedacht! Es überfällt mich ein zärtlicher Schauer, wenn ich bedenke, daß Sie ein so reiches Frauenzimmer sind, und daß es so ungewiß ist, ob ich hernach das Glück haben kann, der Ihrige zu werden. Sollte Sie das Schicksal an einen verheiratheten Bankrutirer bringen, so belohnen Sie meinen Eifer. Es wird alsdann bey Ihnen stehn, ob Sie mich zu dem beneidenswürdigsten Sterblichen unter der Sonne machen wollen. Ich vergesse alle Ihre Abentheuer, vom Hofrathe an bis auf den Würzkrämer; so gar vom Lieutenante weiß ich nicht ein Wort mehr. Daran gedenke ich vollends gar nicht, daß Sie ein Frauenzimmer sind, welches, allem Ansehen nach, dem künftigen Ehemanne bey der geringsten Beleidigung beide Augen auskratzen wird. Es gehe mir, wie es der Himmel beschlossen hat. Wer wollte sich dadurch abhalten lassen, ein Mädchen mit zehn Millionen und 280000 Thlr. — — zu heirathen? So verliebt bin ich in meinem Leben noch nicht gewesen, als ich in diesem Augenblicke bin. Ja, Mademoiselle, alt, krumm, lahm, bucklicht, blind, verbuhlt, herrschsüchtig, und aber-

abergläubisch, alles mögen Sie seyn; seyn Sie nur die Meinige. Ich beschwöre Sie bey Ihren 10280000 Thalern! Lieben Sie mich! Würdigen Sie mich alsdann Ihrer Hand. Glauben Sie, daß ich mit der grösten Unruhe, die sich bey einer zärtlichen und einträglichen Liebe denken läßt, den glücklichen Augenblick erwarte, da ich die Erlaubniß haben soll, mich den Ihrigen zu nennen. Bis dahin bin ich mit der tiefsten Ehrfurcht,

Mademoiselle,

Dero.

Leipzig,
den 4. August
1751.

ganz gehorsamst ergebenster Diener,

der Autor.

Plan

der extra-favorablen Auswürflung einer alten Spröden.

A.

Erste Classe.

Jahre.	vier Bankrute, jeden à 25000 Rthlr.	Accord à 50 pro Cent.	Gewinnst à 50 pro Cent.	Einlage zum zehnten Theile
1743	100000 Rthlr.	50000 Rthlr.	50000 Rthr.	5000 Rthlr.
1744	100000 =	50000 =	50000 =	5000 =
1745	100000 =	50000 =	50000 =	5000 =
1746	100000 =	50000 =	50000 =	5000 =
1747	100000 =	50000 =	50000 =	5000 =
1748	100000 =	50000 =	50000 =	5000 =
1749	100000 =	50000 =	50000 =	5000 =
1750	100000 =	50000 =	50000 =	5000 =
1751	100000 =	50000 =	50000 =	5000 =
1752	100000 =	50000 =	50000 =	5000 =
				50000 Rthlr.

B.

Zwote Classe.

Jahre.	Anzahl der Bankrute.	Betrag à 25000 Rhlr. von iedem Bankrute.	Accord à 50 pro Cent.	Gewinst à 50 pro Cent.	Einlage zum zehnten Theile
1753	8	200000	100000	100000	10000
1754	16	400000	200000	200000	20000
1755	32	800000	400000	400000	40000
1756	64	1600000	800000	800000	80000
1757	128	3200000	1600000	1600000	160000
1758	256	6400000	3200000	3200000	320000
1759	512	12800000	6400000	6400000	640000
1760	1024	25600000	12800000	12800000	1280000
1761	2048	51200000	25600000	25600000	2560000
1762	4096	102400000	51200000	51200000	5120000
				Rthlr.	10230000
			Hierzu von der ersten Classe	= =	50000
			Summa Summarum	=	10280000

Nota! Von dieser Einlage wird ans Waysenhaus Eins pro mille gezahlt.

* *

„Die groſſe Hälfte des menſchlichen Geſchlechts liebt gemeiniglich in jungen „Jahren von ganzem Herzen und närriſch, in reifen Jahren eigennützig, und im Alter „lächerlich. Es gehört keine groſſe Philoſophie dazu, dieſe Wahrheit einzuſehn. Man darf nur „ein wenig auf die Handlungen der Menſchen, „und, wenn man recht gründlich davon überzeugt „ſeyn will, vornehmlich auf ſich ſelbſt Achtung geben Eine kleine Unterſuchung ſeiner eignen „Neigungen wird machen, daß man von den Fehlern andrer gelinder urtheilt. Ich will hier meinen Leſern einige Briefe vorlegen, in denen der „Charakter eines zärtlichen Greiſes der wilden „und unruhigen Liebe eines jungen Menſchen entgegen geſetzt iſt. An beiden ſieht man den „Grund eines ehrlichen Herzens, und einer edlen „Denkungsart. Bey allen dem Lächerlichen, das „ſie durch ihre Leidenſchaften verrathen, verdienen ſie einige Nachſicht. Ich wünſche, daß meine alten Leſer eben ſo anſtändig fehlen mögen, „wenn ſie ja die Liebe einmal überraſchen ſollte. „Meine jungen Leſer können ſich die Hochachtung „der Welt gewiß verſprechen, wenn ſie das Herz „haben, von ihren flüchtigen Ausſchweifungen, ſo „geſchwind, wie mein Original, zu ihrer Schuldigkeit zurück zu kehren. Lächerliche Exempel „erbauen nicht allemal ſo ſehr, als tugendhafte.

„Dieses hat mich veranlaßt, eine Mischung des „Lächerlichen und Tugendhaften zu machen. Vielleicht ist meine gute Absicht nicht ganz vergebens. „Ich werde mich erfreuen, wenn ich erfahre, daß „ein Alter aufgehört hat, lächerlich zu seyn; und „daß ein Jüngling sich gehütet hat, es zu werden. „Die Person der Tochter des verliebten Greises „war zu diesem Auftritte nöthig. Ich brauchte „sie, die wilde Hitze eines jungen Menschen zu „dämpfen, und ihn in der Hochachtung zu erhalten, die er seinem alten Vater, so lächerlich auch „dieser liebte, dennoch schuldig blieb. Dieses „konnte niemand thun, als ein Frauenzimmer, „deren Jahre und Tugend ihn zur Ehrfurcht „zwangen. Ich habe mir Mühe gegeben, den „Charakter der Fräulein, welche vom Großvater, und Enkel zugleich geliebt worden, so „edel und vorzüglich zu bilden, als es nur hat „möglich seyn wollen. Ihre Schönheit und Tugend entschuldigen das Lächerliche eines alten „Liebhabers, und das Thörichte eines zärtlichen „Jünglings. Was ich hier gesagt habe, kann „als ein kurzer Vorbericht meines kleinen Romans angesehn werden. Ich will meine Leser „nicht länger aufhalten.

Gnädiges Fräulein,

Ich habe ein Amt, welches mir einen ansehnlichen Rang in der Welt verschafft. Zwey tausend

tausend Thaler Renten und funfzehnhundert Thaler Besoldung machen, daß ich bey einer vernünftigen Wirthschaft sehr gemächlich leben kann. Meine Kinder sind alle versorgt, und haben ihr Brod. Ich bin noch munter genug, daß ich das Herz habe, Ihnen meine Hand anzubieten. Ihre eingezogne Lebensart, und Ihr tugendhafter Charakter vermehren diese Hochachtung, die ich gegen Sie hege, und ich vergesse dabey, daß Sie nur sechzehn Jahr alt sind. Vielleicht würde ich behutsamer seyn, Ihnen meine Neigung zu eröffnen, wenn ich Sie nicht für zu vernünftig hielte, als daß Sie durch den kleinen Unterschied der Jahre, der zwischen uns beiden ist, sich sollten abschrecken lassen, Ihr Glück zu befestigen, und mich zugleich zu dem glücklichsten Ehemanne zu machen. Seit dem Altranstädtischen Frieden habe ich die Lebhaftigkeit nicht empfunden, die ich itzt empfinde, da ich Ihnen sage, daß ich Sie liebe. Entschließen Sie Sich bald, und wo möglich, zu meinem Vortheile. Ich werde künftige Woche ins Carlsbad reisen, eine kleine Krankheit zu heben, die sich ohnedem bald verlieren muß, da sie mir schon zwanzig Jahr beschwerlich gewesen ist, und die in der That weiter nichts ist, als eine Folge meines flüchtigen, und feurigen Geblütes, ungeachtet mein ungeschickter Medicus es für eine fliegende Gicht halten will. Lassen Sie mich nicht ohne die Hoffnung wegreisen, daß ich bey meiner Rückkunft die Erlaubniß haben werde, Ihnen mit der zärt-

lichsten Hochachtung zeitlebens zu sagen, daß ich sey,

Gnädiges Fräulein,

am 1. May 1750.

Ihr

gehorsamster Diener.

N. S. Gegen meine Tochter, die Hofräthinn, gedenken Sie nichts von meinem Vorschlage. Ich weiß, daß Sie eine vertraute Freundinn von ihr sind; aber sie möchte Ihre Vertraulichkeit misbrauchen.

N. S. Mein Enkel, den Sie kennen werden, und der ein gutes Kind ist, wird Ihnen diesen Brief zustellen. Ich habe ihn beredt, es beträfe Ihre Vormundschaftsrechnungen. Lassen Sie Sich nichts gegen ihn merken. Ungeachtet er nur achtzehn Jahre alt ist, so ist er doch schlau genug, mehr zu errathen, als ich ihm noch zur Zeit will wissen lassen.

N. S. Die Juwelen von meiner seligen Frau habe ich noch alle, und sie dürfen nur neu gefaßt werden. Die rechtschaffne Frau! In ihrem ganzen Leben hat sie mich nicht ein einzigsmal betrübt; und wenn ich auch der eifersüchtigste Mann von der Welt gewesen wäre:

wäre: so hätte ich doch bey ihr nicht die geringste Gelegenheit gehabt, es zu seyn.

Noch eins! Was halten Sie vom alliotischen Pulver? Ich finde es ganz gut.

Gnädige Tante,

Mein Großvater hat mir diesen Morgen einen Brief gegeben, den ich der Fräulein L - - in ihre eignen Hände zustellen soll. Er sagte mir, daß er sehr wichtige Vormundschaftsrechnungen betreffe; dieses sagte er mir mit so viel Zärtlichkeit, und einer so muntern Mine, daß ich stutzig ward, und mich vielleicht verfärbte. Ich vermuthe es daher, weil er mich fragte, was mir fehle. Er nennte mich sein bestes Kind, und redte von der vortrefflichen Fräulein, und ihrer wichtigen Vormundschaftssache mit so vielem Feuer, daß ich immer mehr argwöhnisch ward. Sagen Sie mir, Gnädige Tante, machen die Vormundschaftssachen so lebhaft? Und macht dieses die Fräulein in seinen Augen so göttlich, und vortrefflich, daß sie ihn hat lassen ihre Rechnungen calculiren? Ich weiß nicht, was ich denken soll? Erinnern Sie Sich der jugendlichen Sorgfältigkeit, die unser Großvater seit einigen Wochen in seinem Anzuge gezeigt; einer gewissen Pracht in seiner Equipage, die uns gleich in die Augen fiel, weil sie ungewöhnlich war. Er ist geselliger, als er iemals gewesen ist, und itzt fällt mir ein, daß er vorgestern die

Fräulein aus der Oper führte, in die er seit der Großmutter Tode nicht gekommen ist. Was soll ich von diesem allen denken? Sie haben, Gnädige Tante, mehr als einmal über die Aufmerksamkeit mit mir geschertzt, die ich gegen die Fräulein bey aller Gelegenheit gezeigt. Ich habe niemals die Gewalt über mich gehabt, Ihnen zu gestehn, daß ich die Fräulein liebe, daß ich sie über alles in der Welt liebe. Ich bin gezwungen, es nunmehr zu gestehn. Ja, Gnädige Tante, über alles in der Welt liebe ich die Fräulein. Aber was rathen Sie mir? Wie soll ich mich verhalten, daß ich an mir selbst nicht zum Verräther werde, daß ich die Hochachtung nicht beleidige, die ich meinem Großvater schuldig bin, und daß ich das unglückliche Vertrauen nicht misbrauche, das er bey dieser Gelegenheit in mich gesetzt hat? Ich werde der Fräulein den Brief nicht eher übergeben, bis ich Antwort von Ihnen habe.

Vetter,

Ihr habt ein schweres Amt übernommen. Ich glaube, daß Ihr nicht ganz ohne Grund argwöhnisch seyd. Vielleicht könnte ich Euch noch mehr sagen, aber ich mag Euch das Herz nicht schwer machen. Alles, was Ihr thun könnt, ist dieses, daß Ihr den Befehl euers Großvaters ausrichtet. Habt Ihr nicht Herz genug, den Brief der Fräulein selbst zu übergeben, so schickt ihn die-

sen

sen Abend zu ihr. Ich werde ganz allein bey ihr seyn, und Euch morgen mehr Nachricht geben können. Also habt Ihr es doch endlich gestehn müssen, daß Ihr die Fräulein liebt? Eure Wahl muß gewiß vernünftig seyn, weil Ihr mit dem Großvater einerley Geschmack habt. Ich wünsche euch Glück dazu. Wahrhaftig, eine so liebenswürdige Großmutter ist werth, daß man ihr die Hände küßt. Armer Vetter! Ihr dauert mich, aber nur ein wenig. Warum seyd ihr so mistrauisch gegen mich gewesen, und habt mir niemals gestehn wollen, daß Ihr die Fräulein liebt. Vielleicht hätte ich Euch diese Unruhe ersparen können; denn für eine Tante schickt es sich doch wohl am besten, wenn sie ein wenig kuppelt. Eure Aeltern haben Euch in solchen Umständen verlassen, daß Ihr es wohl hättet wagen können, lauter zu seufzen; und Euren Jahren hält man eine zärtliche Thorheit zu gute. Wie glücklich hättet Ihr werden können! Aber nun ist alles aus. Ihr bekommt Eure Prinzessinn zur Großmutter, und ich meine beste Schwester und Freundinn zur Mama, und das alles durch Eure Schuld. Ich dächte, Vetter, Ihr verzweifeltet ein Bißchen. Ihr seyd ja ein Poet, ihr könnt singen, Ihr seyd ein unglücklicher Liebhaber, und in euerm Garten ist ein Echo. Was wollt ihr mehr? Betäubt einmal die Felsen mit einer herzbrechenden Arie, in der Melodie: **da der Großvater die Großemutter nahm!** Ich möchte Euch von ferne zusehn, wie es Euch läßt, wenn Ihr aus

Liebe

Liebe verzweifelt. Wie gefällt Euch mein Trost? Aber ein Wort im Ernste. Uebersendet der Fräulein den Brief; seyd vorsichtig, verlaßt Euch auf mich, und wenn auch alles wider Euern Wunsch laufen sollte: so vergeßt doch niemals, daß Euer Großvater ein rechtschaffner Mann ist, der mich und Euch zärtlich liebt. Lebt wohl.

Gnädige Tante,

Es ist ein erschrecklicher Trost, den Sie mir geben, und der Scherz ist bey nahe zu bitter, mit dem Sie mir mein Unglück vorwerfen. Ich will der Fräulein schreiben. Ich will ihr den Brief zuschicken. Wahrhaftig, ich kan ihn nicht selbst überbringen. Aber was soll ich ihr schreiben? Daß ich mit der zärtlichsten Unruhe . . . daß mein Großvater . . . daß ich schon lange zeither . . . Gnädige Tante, ich weiß nicht, was ich schreiben soll. So unruhig bin ich noch niemals gewesen. Ich will gar nichts schreiben, oder doch sehr gleichgültig. Es wäre wohl am besten, ich übergäbe den Brief selbst. Aber nein, das wage ich nicht. Mein Compliment würde noch zerstreuter seyn, als mein Brief. Gnädige Tante, ich verlasse mich auf Sie. Sie können viel thun. Sie sind bey dem Fräulein, wenn sie den Brief bekömmt. Reden Sie für mich. Wie schwer ist es, einen Großvater zu ehren, der mein Nebenbuhler ist! Bey seinen Jahren,

ren, Gnädige Tante, bedenken Sie einmal! und ein so vernünftiger Mann! Aber ich vergesse, daß er mein Großvater ist, daß er mich zärtlich liebt. Ich muß abbrechen, um seine Liebe nicht zu beleidigen. Ich warte mit der größten Unruhe auf den morgenden Tag, und bin ꝛc.

Gnädiges Fräulein,

Die Vormundschaftsrechnungen, die mein Großvater, der das beneidenswürdige Glück erlangt hat, mit der größten Hochachtung, die man Ihren Verdiensten schuldig ist, und mit den zärtlichsten Empfindungen, die eine Wirkung Ihrer Schönheit sind, und von denen ich so lange zeither, ob ich es gleich niemals wagen dürfen, anders, als in stiller Ehrfurcht zu bewundern, und schon dieses für eine Verwegenheit gehalten, wenn meine Augen einen Theil derjenigen Unruhe verrathen, die ich empfinde, und welche mich, Gnädiges Fräulein, hindert, Ihnen innliegende Vormundschaftsrechnungen nebst dem Briefe von meinem Großvater selbst zu überbringen. Ich kann also weiter nichts thun, als Sie, Gnädiges Fräulein, mit der größten Hochachtung versichern, daß ich zeitlebens seyn werde ꝛc.

Vetter,

Vetter,

Habt Ihr denn Euern Brief an das Fräulein wieder durchgeleſen, ehe Ihr Ihn zugeſiegelt? Gewiß, Vetter, ſo verwirrt ſchreibt man nur im hitzigen Fieber. Bald fange ich an, Euch im Ernſte zu bedauern. War das der gleichgültige Brief, den Ihr an das Fräulein ſchreiben wolltet? Ich glaube, eine förmliche Liebeserklärung hätte nicht wunderbarer ſeyn können; wenigſtens iſt dieſes gewiß, daß wohl noch niemals eine Vormundſchaftsrechnung mit einer ſo zärtlichen Verwirrung übergeben worden iſt. Der Großvater hat ſich ſchlecht vorgeſehn, daß er Euch zum Poſtillion angenommen; und Ihr hättet entweder dieſes Geſchäffte gar verbitten, oder gegen den Großvater billiger ſeyn ſollen. Zu Eurer Beſtrafung möchte ich Euch bey nahe nicht ſagen, was Euer Brief für eine Wirkung gethan hat. Das Fräulein erbrach ihn in meiner Gegenwart. Es war ſchon ſpät, da er ankam; denn eine Vormundſchaftsrechnung zu überſenden, und ſeine Meynung ſo deutlich vorzutragen, wie Ihr gethan habt, dazu gehört freylich Ueberlegung und Zeit, und es war immer noch viel, daß Ihr Abends um neun Uhr fertig werden könnten. So bald ſie Eure Unterſchrift ſahe, ſtutzte ſie. Ein Brief von Ihrem Vetter, Madame, ſagte ſie, und ward roth. Merkt wohl auf dieſen Umſtand, Vetter, Ihr könnt ihn ſo wohl zu Eurer Beruhigung, als zu

Eurer

Eurer Demüthigung auslegen, wie Ihr wollt. Sie las Euern Brief einmal, sie las ihn zweymal durch, sie schüttelte mit dem Kopfe. Vormundschaftsrechnungen? sagte sie, von dem Herrn Großvater? durch Ihren Vetter? Einen Brief, wie diesen? Davon verstehe ich nicht ein Wort, Madame, und gab mir den Brief in die Hände. Sie schien bestürzt, aber doch schien sie nicht unwillig zu seyn. Sie lächelte, als sie mir den Brief gab. Ein Frauenzimmer, das bey einem Briefe von einem jungen Herrn lächelt, ist so gar erbittert nicht! Merkt Euch dieß, Vetter. Mit Euerm Briefe war ich geschwind fertig. Ich gab auf ihre Augen acht, und wartete, was sie für Minen bey dem Briefe von unserm Vater machen würde. Sie erblaßte. Der Brief zitterte in ihrer Hand, sie stund auf, trat ans Fenster, und steckte den Brief ein, ohne ein Wort zu sagen. Ich ließ ihr ein wenig Zeit, sich zu erholen. Wie stehts, Fräulein, sagte ich endlich, sind die Nachrichten von den Vormundschaftssachen so verdrießlich? Wie kommen sie mir vor? Alles was sie mir antwortete, war dieses, daß sie zu mir kam, mir die Hand drückte, und Thränen in den Augen hatte. Morgen sollen Sie alles erfahren, Madame; ich bin ganz ausser mir; ich brauche Ihre Freundschaft itzt mehr, als iemals. Ich schreibe Ihnen morgen; heute kann ich nicht ein Wort sagen. Bleiben Sie meine Freundinn, verlassen sie mich nicht. Sie war so bewegt, daß es mir

selbst

selbst nahe gieng. Ich eilte von ihr, um sie in der Freyheit zu lassen. Nun erwarte ich einen Brief von ihr. Lebt wohl, Vetter, und seyd heute vorsichtiger, als gestern.

N. S. Diesen Augenblick erhalte ich den Brief von dem Fräulein. Der gute Alte! Bey allen seinen Fehlern bleibt er doch ein rechtschaffner Vater. Vetter, seyd klug! Die Sache wird ernsthaft.

Gnädige Frau Hofräthinn,

Ich muß Ihnen ein Anliegen eröffnen, welches ich gegen Sie am sorgfältigsten verschweigen soll; wenigstens hat man mir ausdrücklich verboten, Ihnen etwas davon zu sagen. Es ist mir unmöglich, diesem Verbote nachzuleben. Die Sache ist für mich zu wichtig, sie allein zu überlegen; und ich befürchte, meine Freundschaft und mein Zutrauen gegen Sie zu beleidigen, wenn ich Ihnen aus einer Sache ein Geheimniß machen wollte, auf die meine Ruhe, und mein ganzes Glück anzukommen scheint. Lesen Sie den eingeschloßnen Brief von Ihrem Herrn Vater. Werden Sie Sich nunmehr wohl noch wundern, daß ich gestern abends so unruhig, und ganz ausser mir war? Was soll ich auf diesen unerwarteten Antrag antworten? Meine Glücksumstände sind allerdings nur mittelmäßig. Man zeigt mir eine Gelegenheit

heit, solche auf eine ansehnliche Art zu verbessern. Der Rang, zu welchem man mich erheben will, ist vielleicht nicht eine von den geringsten Bewegungsursachen; wenigstens ist er in dem Briefe die erste, auf die man mich weist. Soll ich alles dieses abschlagen, und mir doch nicht den Vorwurf eines unvernünftigen Eigensinns zuziehn, vor welchem man mich stillschweigend zu warnen scheint? Wird man in der Ehe dadurch glücklich, daß die Person, die man wählt, den Charakter eines rechtschaffnen Mannes vor den Augen der ganzen Welt behauptet: so kann man sich gewiß nicht glücklicher verheirathen, als mit Ihrem Herrn Vater. Was soll ich thun? Sollte mich nicht meine Jugend noch entschuldigen, an ein so ernsthaftes Bündniß zu denken, als die Ehe ist? Werde ich aber diese Entschuldigung brauchen können, ohne in den Verdacht zu kommen, daß mir die hohen Jahre Ihres Herrn Vaters den Antrag zuwider gemacht haben? Ein Verdacht, der mir um deßwillen doppelt empfindlich seyn muß, weil er den Muthwillen junger Leute zu Spöttereyen reizen, bey Ihrem Herrn Vater aber die Achtung ganz vertilgen wird, die er gegen mich, ohne daß ich es verdiene, zu haben scheint. Kann ich hierbey wohl gleichgültig bleiben, da mir so viel daran gelegen ist, das Wohlwollen eines Mannes zu erhalten, der den Ruhm eines billigen, eines vernünftigen, eines einsehenden Mannes sich seit so langen Jahren eigen gemacht hat? Nehme ich aber den Antrag an, wie sehr stelle

ich mich den bittern Beurtheilungen der Welt bloß! Wird man mir wohl das Recht widerfahren laſſen, daß ich ihm meine Hand gegeben, weil er ein billiger, ein einſehender, ein vernünftiger Mann iſt, oder wird man nicht vielmehr glauben, daß der Eigennutz mich bewogen, einen Schritt zu thun, von dem mich nach dem Urtheile der richtenden Welt meine Jugend, und ſein Alter hätten zurück halten ſollen? Wie unglücklich wäre ich, Gnädige Frau, wenn ich mir itzt bey dieſer Unentſchlüſſigkeit nicht Ihren freundſchaftlichen Rath verſprechen könnte? Als Schweſter liebe ich Sie itzt, Gnädige Frau. Nehme ich das Anerbieten Ihres Herrn Vaters an, was ſoll ich unſrer Liebe alsdann für einen Namen geben, ohne daß er bey meinen jungen Jahren lächerlich wird? Gewiß, daran darf ich nicht denken; ich ſchäme mich vor mir ſelber. Ich glaube itzt den Brief von Ihrem Vetter beſſer zu verſtehn, als ich ihn geſtern Abends verſtand, da ich Ihnen ſolchen zu leſen gab. Vielleicht iſt ihm ſchon etwas von der Sache bekannt, und eine dergleichen Handlung von einem Großvater kann einem Enkel allerdings nicht gleichgültig ſeyn, wenn er auch auf weiter nichts ſieht, als auf den Verluſt eines Theils der gehofften Erbſchaft. Ich habe verſchiedne Urſachen, Sie zu bitten, daß Sie gegen ihn weder von dem Antrage des Herrn Vaters, noch von meinem Briefe etwas gedenken. Wir wollen ihm eine Unruhe erſparen, welche vielleicht vergebens ſeyn wird. Beſchleunigen Sie Ihre Antwort, Gnädige

Frau.

frau. Ich werde nicht eine Minute ruhig seyn, is ich solche habe. Rathen Sie mir, aufrichtig athen Sie mir, und, wo möglich, so, wie ich ünsche. Ihr Rath soll den Ausspruch thun. Setzen Sie Sich an meine Stelle. Was würden ohl Sie thun? Ich bin ꝛc. ꝛc.

Was ich thun würde, mein gutes Fräulein? Das weiß ich in der That selbst nicht. Sie ind ein allerliebstes Mädchen. Ich glaube nicht, daß usser Ihnen noch ein Frauenzimmer in der Welt eyn kann, welches dem wunderbaren Einfalle mei- es redlichen Vaters einen so freundschaftlichen An- trich geben würde. Aber gestehen Sie es nur, estehen Sie es wenigstens aus Freundschaft zu ir, daß man auch mitten unter den Schwachhei- en meines alten Vaters den vernünftigen, den echtschaffnen Mann erblickt. Es würde seiner Einsicht wenig zur Ehre gereichen, wenn er gegen Ihre Person, und gegen Ihren tugendhaften Cha- akter weniger Hochachtung bezeigt hätte. Er ist on Ihren Verdiensten so überzeugt, daß er sich nd seine Jahre vergißt, um Ihnen seine Hand an- nbieten. Der rechtschaffne Alte! Was ihn vor den Augen der Welt lächerlich machen könnte, das macht ihn vor meinen Augen immer ehrwürdiger. Wäre mein Vater dreissig Jahre jünger, so würde ich aus Liebe zu ihm, und aus Freundschaft gegen Sie, mir alle Mühe geben, Sie zu bereden, daß

Sie ihn in seinen Wünschen glücklich machten? Da dieses nicht ist, so kann ich in der That nichts dazu sagen, ohne Ihren zärtlichen Geschmack zu beleidigen, und auf der andern Seite meinen Vater an einer Hoffnung zu hindern, auf der sein ganzes Glück zu beruhen scheint. Sie haben Recht, Fräulein, völlig Recht, daß zu einer vergnügten Ehe noch etwas mehr gehört, als die Wahl einer vernünftigen Person. Allerdings muß eine nähere Gleichheit in Jahren dabey seyn. Die Urtheile der Welt lassen Sie Sich an nichts hindern. Die Welt urtheilt allemal anders, als wir handeln; und Sie mögen Sich entschliessen, wozu Sie wollen, so werden Sie allemal getadelt werden. Folgen Sie Ihrer Neigung, so werden Sie die glücklichste Wahl treffen. Fragen Sie Ihren Onkel, den Obersten. Er ist mit meinem Vater so vertraut, und im übrigen so vernünftig, daß er in dieser Sache am besten rathen kann. Meinem Vetter will ich nichts sagen; aber das bitten Sie ihm ja ab, daß Sie glauben, der Eigennutz werde ihn bey dieser Sache unruhig machen. Er hat seine Fehler, Fräulein, sehr große Fehler; aber eigennützig ist er nicht. Wenn ich ihn recht kenne, so glaube ich, er würde Ihnen von unserm und seinem Vermögen noch weit mehr wünschen, als Sie durch einen Ehecontrakt von seinem Großvater erlangen können. Verlassen Sie Sich darauf, ich will ihm nichts von allem sagen. Wie gefällig sind Sie, liebes Fräulein, daß Sie dem guten Menschen so

viel

viel Unruhe ersparen wollen! Das verdient eine besondre Erkenntlichkeit. Aber ich will ihm nichts sagen, auf mein Wort. Der arme Vetter, wie unruhig würde er sonst seyn! Darf ich es wissen, was Ihnen Ihr Onkel antwortet: so melden Sie mir es, so bald es seyn kann. Ich liebe Sie mit der vollkommensten Zärtlichkeit einer aufrichtigen Schwester; und ich glaube, daß ich Sie nicht zärtlicher lieben könnte, wenn Sie auch meine Mama wären. Denn vermuthlich war dieses das fürchterliche Wort, welches Sie in Ihrem Briefe meynten, und doch das Herz nicht hatten, es auszusprechen. Leben Sie wohl. Mein Vater hat sich entschlossen, seine Reise zu beschleunigen. Er will schon morgen ins Carlsbad gehen, um desto eher gesund und jung wieder zurück zu kommen. Können Sie es denn gar nicht übers Herz bringen, den guten Alten ein wenig zu lieben? Ueberlegen Sie es.

Gnädiger Onkel.

Es hat mir der Herr Cammerrath von ... einen Heirathsantrag gethan, durch den ich meine zeitlichen Glücksumstände ansehnlich verbessern, und zu einem Range in der Welt gelangen könnte, um den mich vielleicht viele beneiden würden. Die Verdienste des Herrn von ... und sein redliches Herz machen sich mir durch diesen Vorschlag noch weit kenntlicher, als sie mir bisher gewesen sind.

Wollte ich bey meiner Verheirathung auf weiter nichts sehen, als auf diese Umstände: so würde ich nicht einen Augenblick nöthig haben, mich zu besinnen. Allein meine Jugend ist eine der wichtigsten Ursachen, welche mich unschlüssig macht, die Hand eines Mannes anzunehmen, die ich vielleicht mit besserm Anstande in kindlichem Gehorsam, als bey einer genauern Verbindung aus Zärtlichkeit küssen würde. Ich werde die Urtheile der Welt wider mich erregen, und niemals im Stande seyn, die Vorwürfe zu beantworten, die man mir mit guter Wahrscheinlichkeit, und doch allemal unschuldig machen wird. Versagen Sie mir, Gnädiger Herr, bey diesen zweifelhaften Umständen Ihren väterlichen Rath nicht. Sie sind bey Ihrem Alter und Ihren Erfahrungen besser, als ich, im Stande, die Wichtigkeit einer Entschlüssung einzusehn, von der mein ganzes Glück abhängt. Ich bin ruhig, da ich mich Ihrer Liebe und Vorsorge versichert halten kann. Ihre Einsicht wird mir das ersetzen, was mir bey meiner Jugend fehlt. Vergessen Sie nicht, daß ein Mädchen von sechzehn Jahren dem ehrwürdigen Alter des Herrn Cammerraths viel leichter Ehrfurcht, als Liebe versprechen kann; so weiß ich gewiß, daß Ihr Ausspruch nach meinem Wunsche ausfallen wird. Ich übersende Ihnen seinen Brief, und bin mit der vollkommensten Hochachtung, u. s. w.

Liebes Fräulein,

Ich werde wohl nicht nöthig haben, dich um eine deutlichere Erklärung deiner Meynung zu bitten. Ich glaube, dich zu verstehn. Wenn ich auf weiter nichts sehn wollte, als dich angesehn, und reich in der Welt zu wünschen: so würde ich dir ernstlich anrathen, die Hand des Herrn Cammerraths anzunehmen. Aber ich will dich auch glücklich in der Welt wissen; und das möchtest du schwerlich bey ihm werden, da du bey deinen Jahren eher seine Enkelinn, als seine Frau, seyn könntest. Was muß der ehrliche Greis gedacht haben, da er dir einen solchen Brief geschrieben hat! Ich sehe sein ganzes Herz darinnen. Er ist ein rechtschaffner Mann; er ist in einen Fehler gefallen, der auch bey rechtschaffnen Leuten eine Uebereilung bleibt. Aber so seyd ihr Mädchen. Ihr verführt Jünglinge und Greise; und der Teufel ist euch nicht klug genug, so alt er ist. Im übrigen verlasse dich auf mich. Du sollst ihn wider deinen Willen nicht zum Manne kriegen. Ich habe diesen Nachmittag eine nothwendige Reise auf meine Güter zu thun. In acht Tagen komme ich zurück, und hernach will ich selbst an den alten Cammerrath schreiben, und ihm meine Meynung ganz treuherzig sagen. Er ist billig, ich vermag etwas über ihn, und ich hoffe die Sache so einzurichten, daß er sich selbst begreifen wird, ohne auf dich einen Widerwillen zu werfen. Lebe wohl.

Gnädige Tante,

Sie halten es also wirklich für möglich, daß ich wegen meines Schicksals vier Tage in Ungewißheit, und doch ruhig bleiben könne? Zweymal habe ich vergebens um die Erlaubniß angesucht, Ihnen aufzuwarten, und da ich mir endlich diese Erlaubniß selbst gegeben: so schienen Sie, Gnädige Tante, über meine Dreistigkeit auf eine ganz ungewöhnliche Art so misvergnügt, daß mich Ihre ernsthaften Vorwürfe noch unruhiger machten, als ich vorher war. Ich verlange ja nichts mehr zu wissen, als dieses, ob ich glücklich, oder unglücklich seyn soll. Ich glaube, diese Frage ist natürlicher Weise für mich so wichtig, daß ich solche thun kann, ohne der Hochachtung zu nahe zu treten, die ich Ihnen schuldig bin, und ohne die Pflichten zu beleidigen, die mein Großvater von mir fodern kann. Wie sehr verbittern Sie mir eine Pflicht, die ich von meiner ersten Kindheit an mit Vergnügen beobachtet habe, und die mir itzt zum erstenmale unerträglich wird, da man sie zu hoch treibt! Ich glaube, Gnädige Tante, mein Großvater und ich sind in diesem Falle als zwo fremde Personen anzusehn, wovon eine jede das Recht haben muß, ihre Absichten zu verfolgen, so gut es möglich ist. Und ich glaube, mit Ihrer gnädigen Erlaubniß, daß ich noch mehr Recht dazu habe, als er. Meine Absichten auf das Fräulein sind gewiß älter, als die seinigen, und hat er derselben seine Liebe eher und

dem-

deutlicher entdeckt, als ich: ſo hat er etwas gethan, wovon ihn ſeine Jahre hätten abhalten ſollen, und woran mich meine Blödigkeit, und eine unzeitige Beſcheidenheit gehindert hat. Es mag blos auf den Ausſpruch der Fräulein ankommen, ich bin es ja zufrieden; nur das iſt zu hart, daß man mich hindern will, der Fräulein meine Liebe eben ſo deutlich zu entdecken, als es mein alter Großvater gethan hat. Was will ſie für einen Ausſpruch thun können, wenn ſie davon nichts weiß. Mein Großvater hält ſeine Abſichten vor mir am geheimſten; vielleicht mögen ſie alle wiſſen, nur ich noch nicht. Dieſes Mistrauen will ich mir zu Nutzen machen. Ich kann alſo dem Großvater ſagen, daß ich das Fräulein liebe, weil es mir ganz unbekannt iſt, daß er ſie liebt; und dem Fräulein kann ich meine Hand anbieten, da ich nicht weiß, daß es mein Vater gethan hat. Halten Sie etwan, Gnädige Tante, dieſen Einfall für zu verwegen? Vielleicht. Aber es iſt nun zu ſpät, mir ſolchen auszureden. Ich habe ſchon an den Großvater, an das Fräulein, und an den Oberſten von . . . deßwegen geſchrieben. Hier haben Sie eine Abſchrift von den Briefen. Entſchuldigen Sie, Gnädige Tante, eine Uebereilung, wenn es eine iſt, die nunmehr nicht geändert werden kann. Vielleicht wäre ich vorſichtiger, und gelaßner geweſen, wenn man ſich gegen mich etwas weniger geheimnißvoll bezeigt hätte. Die Umſtände, in die man mich geſtürzt hat, verdienen Mitleiden. Entziehn Sie mir ſolches nicht, Gnä-

dige Tante. Ich würde ganz ohne Trost seyn, wenn Sie mich nur einen Augenblick an Ihrem unveränderten Wohlwollen zweifeln ließen. Das können Sie nicht thun; Sie sind zu gütig dazu, ich weiß es, und werde dafür niemals aufhören, zu seyn u. s. w.

Gnädiges Fräulein,

Ich wage es, Ihnen eine Sache zu entdecken, die Ihnen nicht mehr so unbekannt seyn könnte, wenn Sie die Gütigkeit gehabt hätten, seit einigen Monaten auf meine zärtliche Achtung gegen Sie etwas aufmerksamer zu seyn. Ich liebe Sie, unendlich liebe ich Sie. Lassen Sie Ihren Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren, und glauben Sie, Gnädiges Fräulein, daß ich die Heftigkeit meiner Neigung gegen Sie noch mehr Ihrem tugendhaften Charakter als Ihrer Schönheit zu danken habe; so groß auch die Vorzüge sind, die Sie durch die letztere vor vielen Ihres Standes und Ihres Geschlechts erlangt haben. Dieses ernsthafte Bekenntniß würde manchem Fräulein übertrieben klingen; bey Ihnen aber darf ich diesen Vorwurf nicht befürchten. Sie sind von dem Werthe der Tugend, die Ihnen selbst so eigen ist, überzeugt; wie viel habe ich bey Ihnen gewonnen, wenn ich Sie überzeugen kann, daß auch ich diesen Werth kenne! Ich kann es alsdann sichrer wagen, Ihnen mein Herz und meine Hand anzubieten. Durch den Tod mei-

ner

ner Aeltern bin ich in den Stand geſetzt, frey zu wählen; und ich habe Niemanden, als meinen Groſsvater, welcher ein Recht hat, mir Regeln vorzuſchreiben. Dieſer ehrwürdige Greis liebt mich aufrichtig; und da ihm ſein hohes Alter nicht zuläſst, an etwas anders, als an ſeinen Tod, und an das Glück ſeiner Kinder zu denken: ſo wird er ſich unendlich erfreuen, wenn er erfährt, daſs ich auf dem Wege bin, ewig glücklich zu werden. Ich weiß, wie hoch er Sie ſchätzt. Und wie ruhig wird dieſer gute Alte ſeinem nahen Tode entgegen ſehn, wenn er hoffen kann, daß ihm eine ſo liebenswürdige Tochter die Augen zudrücken ſoll! Gönnen Sie mir, Gnädiges Fräulein, ein Glück, welches ich durch Hochachtung, und beſtändige Zärtlichkeit künftig zu verdienen ſuchen will, wenn ich auch itzt deſſen noch nicht würdig ſeyn ſollte. Laſſen Sie mich hoffen. Mehr verlange ich itzt nicht. Wie ſchwer wird es mir ſeyn, dieſes Verſprechen zu halten! Erinnern Sie mich daran, ſo oft ich es vergeſſe. Sie werden mich ſehr oft erinnern müſſen. Aber laſſen Sie mich nicht zu lange hoffen, ohne mich ganz glücklich zu machen. Ich erwarte dieſes Glück von Ihren Händen, die ich tauſendmal küſſe, und bin, u. ſ. w.

Gnädiger Herr Oberſter,

Die Freundſchaft, die Ew. Gnaden gegen meinen Groſsvater hegen, macht mir Hoffnung, daſs

daß ich nicht vergebens bitten werde, wenn ich mich Ihrem gnädigen Wohlwollen empfehle. Ich weiß, wie sehr Sie Sich allemal freuen, wenn Sie sehn, daß es unsrer Familie wohl geht. Schmeichle ich mir wohl zu viel, wenn ich Ihnen entdecke, daß itzt mein ganzes Glück in Ihren Händen steht? Ich liebe die Fräulein von L = = . Ich wünsche mir das Glück, mich auf ewig mit ihr zu verbinden. Ein Wunsch, der für mich fast zu verwegen seyn würde, wenn ihn nicht ihre Tugend und Schönheit rechtfertigten. Meine Glücksumstände sind Ew. Gnaden bekannt. Meine Jugend hindert mich nicht, an eine Heirath zu gedenken, da ich bey meinem Vermögen weiter nicht Ursache habe, ein Glück in der Welt zu suchen. Ich würde es nicht besser finden, und dennoch durch diesen Verzug in Gefahr kommen, das gröβte Glück zu verlieren, das ich mir iemals wünschen kann. Alle, die das Fräulein kennen, sind von ihren Verdiensten überzeugt. Dieses macht mich unruhig. Mein Groβvater, dessen hohes Alter, und schwächliche Gesundheit mich alle Tage in die traurige Furcht setzt, ihn zu verlieren, wird weit ruhiger sterben, wenn er mit seinen abgelebten Händen vor seinem Ende diejenige noch als Tochter seegnen kann, deren rühmliche Eigenschaften und Vorzüge Ihnen, wie ich glaube, bekannt genug sind. Wie zufrieden muß der letzte seiner Tage seyn, wenn er sieht, daß mich der Himmel durch diese Verbindung weit glücklicher gemacht hat, als er mir iemals bey aller seiner Zärtlichkeit

wünschen

wünschen können! Ich habe dem Fräulein meine Neigung entdeckt; sie wird ohne Ihren Ausspruch sich zu nichts entschliessen. Unterstützen Sie mein Bitten, Gnädiger Herr. Ich werde mit unermüdeter Sorgfalt alle Gelegenheit suchen, Ihnen zu zeigen, daß ich mit unterthäniger Hochachtung sey ꝛc.

Gnädiger Großpapa,

Sie hatten allerdings Ursache, mir bey Ihrer Abreise meine Zerstreuung und Unruhe vorzuhalten. Ausser der Besorgniß für Ihre Gesundheit, welche mir bey einer so beschwerlichen Reise, und bey Ihren hohen Jahren in Gefahr zu kommen schien, hatte ich allerdings noch ein Anliegen, welches meinen innerlichen Kummer verrieth. Es geschah damals nicht aus Mangel eines kindlichen Vertrauens, daß ich diesen Kummer vor Ihnen verbarg. Ich bin von Ihrer väterlichen Liebe überzeugt genug, und die Art, mit welcher Sie Ihre Kinder lieben, ist mehr die Zärtlichkeit eines vertrauten Freundes, als die Ernsthaftigkeit eines bejahrten Vaters. Mein Anliegen war zu wichtig, als daß ich hätte gelassen seyn können; und bey Ihrer Abreise war ich noch ungewisser, als itzt, ob ich in meinen Absichten glücklich seyn würde. Erinnern Sie Sich, Gnädiger Großpapa, wie oft Sie gewünscht, mich noch vor Ihrem Ende verheirathet zu sehen. Sie haben mir mehr als einma

vorgestellt, wie nöthig es sey, meine Güter selbst zu verwalten, und meine Jahre auf dem Lande in Ruhe zuzubringen, ohne mich um das zweydeutige Glück des Hofs zu bemühen, oder im Kriege mein Heil zu versuchen. Sie haben den Einwurf niemals gelten lassen, daß ich noch zu jung sey, ruhig zu leben. Sie waren so gütig mich zu versichern, daß Sie bey Ihrem Alter Sich kein gröſsres Vergnügen vorstellen könnten, als die Familie desjenigen noch zu sehen, der der einzige Erbe Ihres Namens sey. Ich halte es für einen Theil meiner Pflicht, alles zu thun, was Ihnen ein Vergnügen machen kann. Diese Vorstellung hat bey mir alle die Zweifel überwunden, welche mir sonst so wichtig schienen. Ihr Alter, Gnädiger Groſspapa, die tägliche Abnahme Ihrer Kräfte, die schreckliche Besorgniß, Sie unvermuthet zu verlieren, da Sie der Himmel uns nunmehr zwey und siebenzig Jahre erhalten hat; alles dieses ist Ursache, daß ich mir vorgenommen habe, Ihren Wunsch und mein Glück zu beschleunigen. Ich würde trostlos seyn, wenn ich mir vorwerfen könnte, eins von beiden gehindert zu haben. Nein, Gnädiger Groſspapa, da ich das Zeugniß eines gehorsamen Sohnes von Ihnen so oft erhalten habe, so mag ich auch itzt nicht Gelegenheit geben, diesen Titel zu verlieren, auf den ich stolzer bin, als auf mein ganzes Vermögen, und auf meinen Adel. Ich will mich verheirathen. Ich habe mir eine Person ausgesehn, die Ihrer väterlichen Liebe würdig ist. Ihr Stand,

und

und ihre Schönheit sind das vornehmste nicht, was mich zu diesem Entschlusse bewogen hat. Ihre Tugend ist es, ihr unvergleichlicher Charakter. O wäre ich itzt bey Ihnen, Gnädiger Großpapa, um Ihnen die Hände zu küssen; um Ihnen alles zu sagen, was ich fühle, da ich dieses schreibe; um ein Zeuge von den väterlichen Thränen zu seyn, die Sie, ich weiß es gewiß, die Sie über das Glück Ihres Enkels vor Freuden fallen lassen; Ihres Enkels, der Ihre ganze Liebe hat, und an dem Sie den Seegen Ihres Gebets noch bey Ihrem Leben erfüllt sehn! Ich schreibe in einer wahren Entzückung, aus Liebe zu Ihnen, meinem besten Vater, dem liebreichsten Greise in der Welt, und aus Liebe zu meinem Fräulein, meinem englischen Fräulein! Kann man sich wohl anders ausdrücken, wenn man von der Fräulein von L . . . redet? Ihre Person ist Ihnen nicht unbekannt; aber sollten Sie ihre Gemüthsart, ihre vortreffliche Gemüthsart so kennen, wie ich sie seit etlichen Monaten kennen zu lernen Gelegenheit gehabt: Sie würden mit gefaltnen Händen mir vom Himmel ein Glück erbeten helfen, dessen ich in der That kaum würdig bin; und das, wenn mir es der Himmel giebt, mir nur Ihrentwegen, nur als eine Belohnung Ihres redlichen Herzens, und zur Erhörung Ihres Seegens, Gnädiger Großpapa, gegeben wird. Sie sehn mein ganzes Herz; aber wem wollte ich es auch lieber entdecken, als Ihnen? Ich habe an die Fräulein geschrieben, auch an ihren Onkel.

Noch

Noch zur Zeit habe ich von beiden keine Antwort. Ich finde Urſachen zu hoffen, daß die Fräulein nicht abgeneigt iſt. Ein Umgang von etlichen Monaten hat mich ſie kennen lehren, und ich weiß, daß mein Brief nicht gleichgültig aufgenommen iſt. Sie wird es aber doch auf den Ausſpruch ihres Onkels ankommen laſſen. Nur eins befürchte ich noch. Ihr Onkel glaubt, ſie ſey zum Heirathen noch viel zu jung. Ich glaube es nicht, Gnädiger Großpapa, und ich hoffe, Sie werden meiner Meynung ſeyn. Da ich nur zwanzig Jahre alt bin, ſo iſt ein Fräulein von ſechzehn Jahren für mich wohl nicht zu jung. Wäre ich älter, ſo würde ich mich allerdings ſchämen, ihrem Onkel zu widerſprechen. Ich bitte Sie, Gnädiger Großpapa, an den Herrn Oberſten zu ſchreiben; Ihr Vorſpruch giebt der Sache auf einmal den Ausſchlag. Eilen Sie, das Glück Ihres Sohnes zu beſchleunigen; ein Glück, von dem mein Leben, und meine ganze Wohlfahrt abhängt. Der Himmel laſſe dafür Ihre Jahre geſegnet, und Ihr Alter ſeyn, wie Ihre Jugend. Dieß iſt der Wunſch Ihres Enkels, welcher Ihnen mit kindlicher Hochachtung die Hände küßt.

Vetter,

Nun kommt Ihr mir abſcheulich vor. Es iſt mein Ernſt, glaubt es mir, mein ganzer Ernſt. Wenn die Liebe einen jungen Menſchen zum Narren macht: ſo lache ich über ihn, oder bedaure ihn auch,

auch, nachdem er es verdienet. Aber wer aus Liebe boshaft, und zum Heuchler wird, der verdient meinen Abſcheu. Sonder Zweifel ſeyd Ihr mit Eurer Weisheit ſehr zufrieden, daß Ihr auf die glückliche Erfindung gefallen ſeyd, die Fräulein, die ohnedem unruhig genug iſt, noch mehr zu beunruhigen, und Euern alten redlichen Vater zu einer Zeit zum Zorne wider Euch zu reizen, wo ſeine Cur eine vollkommene Gemüthsruhe verlangt, wenn ſie nicht zu ſeinem Tode ausſchlagen ſoll, und wo der arme Vater doppelt unglücklich ſeyn muß, da er keinen vertrauten Freund um ſich hat, der ihn tröſten kann, und da auch ſein ungerathner Sohn von ihm entfernt iſt, deſſen Reue, denn ganz verſtockt ſeyd Ihr wohl noch nicht, deſſen Reue über ein ſo thörichtes Beginnen ihn wieder beruhigen könnte. Wie wenig verſteht Ihr Euer eignes Glück! Ich vermied die Gelegenheit, Euch zu ſprechen, zu der Zeit, da ich wirklich für Euch arbeitete, da es aber noch zu früh war, Euch etwas davon zu entdecken. So klug Ihr Euch zu ſeyn einbildet, ſo wenig ſeyd Ihr es, Vetter, ſo bald Eure Leidenſchaften in Bewegung kommen. Die Fräulein, und ich, hatten den Onkel unvermerkt auf unſre Seite gebracht. Gleich nach ſeiner Rückkunft wollte er an unſern Vater ſchreiben, und ihm von ſeiner Liebe abrathen. Sein Rath iſt vernünftig, und freundſchaftlich; unſer alter Vater, ihr wißt es wohl, iſt ein rechtſchaffner Mann, und von Einſicht. Er würde ſeine Uebereilung erkannt haben; er würde den

Obersten, und die Fräulein gebeten haben, sie zu vergessen, und Niemanden etwas davon zu entdecken; ich und Ihr hätten davon nichts gewußt; nach einiger Zeit hätte es Euch frey gestanden, um die Fräulein anzusuchen; Euer Vater würde selbst dazu geholfen haben, und die Fräulein hätte, ohne den Wohlstand zu beleidigen, Euch eine Hand anbieten können, die frey war. Kurz, alles wäre nach Wunsche gegangen. Ich sage Euch dieses, Euern Stolz zu demüthigen. Alle meine freundschaftlichen Absichten habt Ihr durch Eure unbedachte Hitze verderbt. Die Fräulein muß Euch meiden, da Ihr Euch so öffentlich zum Nebenbuhler Eures Großvaters aufwerft. Vom Onkel könnt Ihr wohl nicht verlangen, daß er Euch mehr lieben soll, als seinen alten Freund, unsern Vater; und dieser zärtlich liebende Vater muß Euch hassen, da er noch nicht Zeit gehabt hat, sich von seiner Schwachheit zu erholen, und da er Euch als die einzige Hindrung seiner Absichten ansieht, durch welche er glücklich zu werden glaubte. Kann Euch der Haß eines Vaters, welcher Euch mehr, als sich selbst, liebte, gleichgültig seyn? Habt Ihr noch einige Empfindung der kindlichen Liebe, fällt es Euch noch zuweilen ein, wie zärtlich dieser beleidigte Vater gegen Euch war, seyd Ihr noch ein Mensch: so müßt Ihr erschrecken, wenn Ihr bedenkt, daß Ihr mit eigner Hand, die der unglückliche Vater Euch beym Abschiede so liebreich drückte, ihm das Herz durchbohrt. Denn das ist die gewisse Folge, die

Euer

Euer übereilter Brief haben wird. Er iſt mehr, als übereilt, er iſt boshaft, und tückiſch. Ihr bemächtiget Euch im Anfange des Briefs ſeines Herzens, da Ihr ihn an ſeine Liebe, an Eure Jugend, an ſein Verlangen, Euch verheirathet zu ſehn, an Euern ehemaligen Gehorſam erinnert. Ihr malet ihm die Perſon, die Ihr Euch ausgeſehn habt, ſo vortrefflich und tugendhaft, als er ſie Euch wünſchen kann, und alsdann erſt, da Ihr ſeine ganze Zärtlichkeit in Bewegung gebracht habt, da der gute Greis gewiß ſchon vor Freuden über das bevorſtehende Glück ſeines liebſten Kindes geweint hat, alsdann erſt nennt Ihr ſein Fräulein von L***. Kann ein beleidigter Feind grauſamer ſeyn, als ſein Sohn gegen ihn iſt? Was war Eure Abſicht, ihn auf einer ieden Zeile an ſein Alter zu erinnern? Zitterte Euch die Hand nicht, da Ihr die Jahre des Fräuleins mit Euren Jahren verglicht, und glaubtet, daß Euer Verlangen ungereimt ſeyn würde, wenn Ihr älter wärt? Seyd Ihr allein ſo ſcharfſichtig, daß Ihr euch einbildet, andre würden dieſe Vergleichung nicht verſtehn? Und waret Ihr wohl unverſchämt gnug, zu wünſchen, daß andre und Euer Vater dieſe Bitterkeit verſtehn möchten? Vetter! Seyd Ihr bey dem Vorwurfe der Ehre und der Menſchenliebe taub: ſo ſeyd Ihr es gewiß auch, wenn ich Euch an die Pflichten der Religion erinnern wollte. Es fehlt nur ein einziger Schritt noch zu Euerm völligen Verderben. Ich erſchrecke, ſo oft ich den Schluß Eures Briefs leſe. War

Euch die Schrift nicht heilig gnug? Eure Bosheit vollkommen zu machen, mußte ſelbſt das Gebet zu einem bittern Vorwurfe dienen. Ach thörichter Vetter! Euer Alter ſey nicht wie Eure Jugend! Wie ſehr wünſche ich Euch das! Wie ſehr wünſche ich, daß Ihr niemals Urſache haben möget, mit Schrecken an den Misbrauch dieſes Wunſches zu denken! Faſt ſchäme ich mich Eurer. Verlangt nicht, mit mir zu ſprechen, bis wir Briefe von unſerm Vater bekommen haben, und bis ich ſehe, ob ihn Eure Thorheit das Herz bricht. Das hätte ich von Euch nicht geglaubt. Der redliche Vater! Ich bin itzt zu ernſthaft, Euch zu ſagen, was ich von Euerm Briefe an das Fräulein halte. Er iſt ein Miſchmaſch von Pedanterie und Tändeley. Das Fräulein müßte wenig Geſchmack und Einſicht haben, wenn er ihr erträglich ſeyn ſollte. Ich ſchäme mich, das Fräulein zu ſprechen. Wie ſehr liebte ich Euch, Vetter, ehe ich Euch kannte, ehe ich noch wußte, zu welchem Grade der Bosheit Ihr fähig wäret! Ich mag Euch nicht ſehn, durchaus nicht, bis ich Briefe vom Vater habe. Vielleicht lebt er itzt nicht mehr, da ich dieſes ſchreibe. Ich weine! Seyd Ihr wohl verſtockt gnug, gleichgültig zu bleiben, da Eure Thorheit mich zu Thränen zwingt. Nehmt dieſen Brief auf, wie Ihr wollt. Ich fühle es, daß ich Euch doch noch liebe. Liebte ich Euch weniger, ſo würde ich gelaßner ſchreiben. Ich war die

Euch

zärtlich liebende Schweſter.

Gnädige

Gnädige Tante,

Sollen denn auch Ihre Bedienten Zeugen von meiner Schande ſeyn? Viermal bin ich geſtern bey Ihnen geweſen. Sie haben verboten, Niemanden vor Sich zu laſſen. Ich leſe es in den Augen aller, die im Hauſe ſind, daß ſie von meiner Uebereilung wiſſen. Gnädige Tante, bringen Sie mich nicht zur Verzweiflung. Ich habe einen Fehler begangen; ich ſchäme mich deſſen; ich ſehe es ein, wie unrecht ich an meinem Vater gehandelt habe; ich glaubte es nicht. Ich hielt es für ein unſchuldiges Mittel, mein Glück zu befördern. Ich liebe meinen Vater unendlich, noch dieſen Augenblick liebe ich ihn ſo ſehr, als iemals. Es war keine Bosheit, nein Gnädige Tante; Unvorſichtigkeit, eine Thorheit war es, die von der Liebe und Jugend herkam. Verdient denn dieſe Thorheit, daß Sie mir Ihre Liebe entziehn wollen? daß Sie mich in einer Unruhe laſſen, die alle Angſt eines Miſſethäters übertrifft? Haben Sie denn noch keinen Brief von meinem Vater, von meinem beleidigten Vater? Ja! Beleidigt habe ich ihn, aber aus Thorheit, nicht aus tückiſcher Bosheit? Erlauben Sie mir, zu Ihnen zu kommen. Ich bin auſſer mir!

Vetter,

Wie ſehr freue ich mich über Eure Unruhe! Noch ſeyd Ihr nicht ganz verlohren. Ihr

würdet weniger fühlen, wenn Ihr verſtockt wäret. Gebe doch der Himmel, daß Eure Reue nicht zu ſpät ſey! Der Augenblick wird es entſcheiden, da ich Briefe von unſerm Vater bekomme. Bis ich dieſe habe, kann ich Euch unmöglich ſprechen. Gebt Euch keine vergebne Mühe. Weder Euch, noch ſonſt einen Menſchen laſſe ich vor mich. Meine Bedienten wiſſen die Urſache nicht. Traut mir die Ueberlegung zu, daß ich ihnen eine Sache nicht ſagen werde, die ich vor meiner vertrauteſten Freundinn geheim halten muß. Auf den Abend erwarte ich Briefe mit der Poſt. Ihr ſollt den Augenblick Nachricht davon haben. Gott laſſe ſie vergnügt lauten! Wie ſehr werde ich mich erfreuen, wenn meine Sorge vergebens geweſen iſt, und wenn ich keine Urſache behalte, mich zu ſchämen, daß ich Euch ſo aufrichtig geliebt habe.

Gnädige Tante,

In dieſem Augenblicke kömmt die Poſt. Laſſen Sie nach Briefen fragen, und reiſſen Sie mich aus einer Beängſtigung, die mir unerträglich wird. Ich zittre, wenn ich daran gedenke, daß unſer guter Vater krank oder wohl gar . . . Nein, das glaube ich nicht; das wird der Himmel nicht thun. Es war ja nur eine jugendliche Thorheit. Sollte die ſo hart beſtraft werden, als die gröſte Bosheit? Wie ſehr muß ich für meine Thorheit leiden, und wie groß muß die Angſt eines

nes Menschen seyn, der aus Vorsatz boßhaft gewesen ist! Der Augenblick, in dem ich die Briefe von Ihnen bekomme, muß mein künftiges Schicksal entscheiden. Lebt er, ist er noch gesund; wie froh will ich dem Himmel danken! Ich will mich aller Strenge geduldig unterwerfen, die mein Vater über mich beschlossen hat. Nimmermehr will ich ihn wieder beleidigen, den rechtschaffnen Vater! Sollte er gar todt seyn; o, Gnädige Tante, diesen Gedanken kann ich nicht ertragen! An dem Tode des zärtlichsten Vaters Ursache seyn, Ihre Liebe verlieren, und dem Fräulein verächtlich werden, das entschuldiget die größte Verzweiflung. Mein Entschluß wird schrecklich seyn; aber es ist mir auch alsdann unerträglich, länger zu leben. Ich erwarte die Briefe mit Zittern.

Vetter,

Der Vater lebt noch. Er ist gesund. Hier ist sein Brief. Er ist geschrieben, daß Ihr ihn lesen sollt. Es wird Zeit dazu gehören, seine Liebe wieder zu gewinnen, die Ihr ganz verloren habt. Ich glaube, er würde noch heftiger seyn, wenn er vermuthen könnte, daß Ihr und ich etwas von seinen Absichten auf die Fräulein wüßten. Noch zur Zeit hält er Euch für unartig und dumm. Wüßte er so viel, als ich, so würde er Ursache haben, Euch für boshaft zu halten. Macht Euch den Fehler zu Nutze, den Ihr begangen habt.

Seyd künftig klüger. Bemüht Euch, das Herz Eines Vaters wieder zu gewinnen. Es koſtet Euch ein großes Opfer; aber ich kann Euch nicht helfen. Das Fräulein iſt unbaß, ich werde ſie morgen beſuchen. Lebt wohl, und glaubt, daß ich Euch liebe.

Frau Tochter,

Meine Reiſe iſt, Gott Lob! glücklich geweſen. Ich bin am fünften dieſes hier angekommen, und habe ſo gleich meine Badekur angetreten, wobey ich mich wohl befinde. Im rechten Fuſſe habe ich ſeit einigen Tagen ziemliches Reiſſen. Es könnte wohl gar das Podagra werden. Je nun, nun! Vielleicht lebe ich hernach noch zwanzig Jahre länger, und bin deſto muntrer, wenn es vorbey iſt. Aber aufs Hauptwerk zu kommen. Was für ein Narr iſt unſerm Jungen, meinem Enkel, in den Kopf geſtiegen! Lies einmal ſeinen Brief, Frau Tochter, den ich geſtern von ihm bekommen habe. Des Himmels Einfall hätte ich mir eher verſehn, als ſo einen albernen Streich von dem Buben. Kaum habe ich den Rücken gewandt, ſo wird das Närrchen verliebt, und weißt du wohl, in wen? In die Fräulein von L ... Ich ſehe wohl, ich muß dem Jungen wieder einen Informator halten, daß er in die Schule geht, ſonſt wird er zu muthwillig. Bedenke nur einmal, Frau Tochter, der Limmel iſt kaum neunzehn Jahre alt, und will ſchon eine Frau haben, und was das lächerlichſte iſt, bloß

aus

aus Hochachtung für mich will er eine Frau haben, damit ich das geſchwinde Vergnügen haben ſoll, in meinem zwey und ſiebenzigſten Jahre zu erfahren, wie meine Urenkel ausſehn. Ich glaube, Frau Tochter, der Bube iſt betrunken geweſen, da er an mich geſchrieben hat. Wenn habe ich ihm denn gute Worte gegeben, daß er ſich verheirathen ſoll? Meine ſelige Frau hat wohl ein paar mal davon geſprochen, ich habe wohl auch ein Wort davon laufen laſſen, es kann ſeyn; aber die Fräulein von L . . . iſt keine Sache für ihn, ſchlechterdings keine Sache. Das Mädchen iſt gut genug, es iſt wahr, ſie iſt gut erzogen, ein frommes chriſtliches Mädchen, und ſieht ganz reinlich aus; aber ſie iſt für ihn viel zu jung. Was ſoll ſie mit ſo einem Laffen anfangen, der ſelber noch eine Kinderfrau braucht? Und wenn die Fräulein ja heirathen will, ſo wird ihr der Oberſte ſchon einen feinen vernünftigen Mann ausſuchen, der in ſeinen beſten Jahren iſt, und die gute junge Fräulein vollends heran ziehen kann. Ihr Vermögen iſt auch, unter uns geſprochen, nicht das ſtärkſte, und Fritze muß eine Frau mit Gelde haben, da er nichts gelernt, und kein Amt hat, folglich nichts verdienen kann; denn für einen Müſſiggänger iſt er noch lange nicht reich genug. Aber ſo machen es heut zu Tage unſre junge Herrchen. Wenn ſie ein paar Dörfer voll Bauern, und ſieben Haare im Kinne haben: ſo denken ſie, ſie ſind reich und alt genug, Papa zu werden. Hernach ſetzt ſich der Taugenichts auf

sein Gut, und wird der vornehmste Bauer im Dorfe. Zu meiner Zeit, o! da wars ganz anders! Ich war ein mäßiger Bursche von dreyzehn Jahren, als mich mein Vater seliger, der Oberstwachtmeister, mit nach Wien nahm. Da half ich Wien entsetzen, und schlug den Türken. Das gieng warm zu, Frau Tochter. Die Strapazzen, und was ich in folgenden Jahren ausgestanden habe, hätte Fritze nimmermehr ausgestanden. Ich war schon vier und zwanzig Jahre alt, als mir mein Vater eine Frau gab. Ich will Fritzen schon auch eine geben, wenn es wird Zeit seyn; aber die Fräulein von L . . . nicht. Sage es dem Limmel! Ich weiß nicht, Frau Tochter, seit welcher Zeit hat denn der Bengel lernen die Nativität stellen? Woher weiß er denn, daß ich bey meinen hohen Jahren nicht lange mehr leben kann? Zwey und siebenzig Jahre, und die noch nicht einmal völlig, sind bey meinem gesunden und starken Körper ja kein so erschrecklich hohes Alter; und meiner seligen Großmutter Bruder hat in seinem drey und siebenzigsten Jahre noch taufen lassen. Die Zeit mag Fritzen schrecklich lang werden, daß der Großvater so ein zähes Leben hat. Mit einem Worte, Fritz ist ein Narr, sag es ihm; und damit er klug werde, so habe ich mich entschlossen, daß er drey Jahre auf Reisen gehen soll. Er kann seine Sachen darnach einrichten. So bald ich zurück komme, soll er fort. Er soll über Wien, wo ich meine erste Campagne gethan habe, nach Italien, und sodann

dann weiter; und damit der Junge unterwegens keinen Schaden nimmt, ſo will ich ihm meinen alten Kammerdiener mitgeben. Kömmt er nach drey Jahren wieder heim, und ich habe ihn in ein feines austrägliches Amt gebracht: ſo mag er ſich eine Frau nehmen, ich bins zufrieden, aber die Fräulein von L*** nicht. Er kann eine hübſche reiche Wittwe freyen. Es wird ihm auch gut thun, wenn er einen Thaler Geld mit kriegt. Die Zeiten ſind ſchwer! Nun, wie geſagt, Frau Tochter, er kann ſich reiſefertig halten. So bald ich komme, muß er fort. Laß ihn den Brief leſen. Es wird ſo gut ſeyn, als wenn ich ihm ſelber geantwortet hätte. Lebe wohl, und antworte mir bald.

N. S. Ich habe ein paar Tage vor meiner Abreiſe der Fräulein von L*** gewiſſe Rechnungen zugeſchickt. Ob ſie ſolche wohl muß bekommen haben? Erinnere ſie daran. Vielleicht antwortet ſie ein paar Zeilchen. Sie darf den Brief nur unfrankirt gleich auf die Poſt geben. Ich möchte nur wiſſen, wie Fritze auf die Fräulein gefallen wäre. Der Laffe!

Gnädige Frau Hofräthinn,

Ich befinde mich etwas leidlicher, und bitte mir nunmehr die Ehre Ihres Zuſpruchs aus. Mein Onkel hat an den Herrn Kammerrath geſchrieben; hier

hier iſt eine Abſchrift von ſeinem Briefe. Ich bin ſehr wohl zufrieden, daß die Sache allem Anſehn nach beſſer ausſchlägt, als ich anfangs hoffen konnen. Dieſe Unruhe wäre alſo gröſtentheils überſtanden, aber ich befinde mich in einer neuen. Ich verlange ſehr mit Ihnen zu ſprechen. Wie glücklich iſt man, wenn man eine ſo vertraute Freundinn hat, als Sie ſind, Gnädige Frau! Ich misbrauche Ihre Liebe; aber ich weiß mir nicht zu helfen. Kommen Sie bald. Ich bin, u. ſ. w.

Hochwohlgebohrner Herr Cammerrath,

Hochgeehrter Herr Bruder,

Wenn ſich der Herr Bruder noch wohl befindet, ſo wird es mir ſehr lieb zu vernehmen ſeyn. Ich befinde mich, dem Himmel ſey Dank, für meine Jahre ganz wohl. Im übrigen hat die Fräulein von L . . , meine liebe Baſe, mich avertirt, daß mein Hochzuehrender Herr Bruder eine chriſtliche Abſicht auf das Mädchen habe. Deſſen freue ich mich nun gar ſehr, und danke dem Herrn Bruder herzlich für das freundſchaftliche Zutrauen zu meiner Familie, und namentlich zu dem guten Kinde. Sie iſt fromm und wohl erzogen, und eine gute Wirthinn, die ihren Mann einmal in Ehren halten wird. Allermeiſt aber kann ich dem Herrn Bruder nicht verhalten, daß das Mädchen faſt zu jung iſt, in den heiligen Eheſtand zu treten. Sie wird kaum

noch

noch ſechzehn Jahre ſeyn, und das, deucht mich, iſt faſt zu jung, eine Wöchnerinn zu werden. Man macht die guten Dinger vor der Zeit alt, und ſie kommen in das Eheſtandskreuz, ehe ſie recht anfangen zu leben. Wie ich denn dem Hochgeehrten Herrn Bruder nicht bergen mag, daß die Fräulein ſehr ſchwer daran geht. Sie iſt von ſo gutem jugement, daß ſie des Herrn Bruders Verdienſte vollkommen einſieht. Sie gratulirt ſich gar höchlich, wie es denn auch billig iſt, der Ehre, die ihr angetragen wird, und ſie hat mich verſichert, daß ſie ſich nichts mehr wünſche, als mit der Zeit einen Mann zu haben, der ſo rechtſchaffen und edel geſinnet ſey, als der Herr Bruder. Nichts minder ſieht ſie wohl ein, wie groß das Glück in Anſehung der zeitlichen Umſtände ſey, das ihr angetragen wird. Unbeſchadet dieſem allen iſt ſie von dem Gedanken nicht abzubringen, daß ſie noch zu jung ſey. Wenn aber ich es ſehr ungern ſehe, daß ſie ſich in den Kopf geſetzt hat, vor ihrem zwanzigſten Jahre nicht zu heirathen: ſo wäre dieſes ungefähr mein unvorgreiflicher Rath, man ließe das Mädchen vollends heran wachſen. Iſt ſie zwanzig Jahre, und der Herr Bruder bleibt auf ſeiner Meynung, eh bien, vielleicht giebt ſichs hernach eher. Der Herr Bruder iſt bey ſeinen Jahren noch munter, und vigoureux, und wird dieſer gebetenen dilation gar wohl deferiren können. Es laufen hier keine fatalia, wie in foro. Selbſt beliebigem Gutachten überlaſſe dieſes alles, was ich hier wohlmeynend

meynend schreibe. Posito aber, der Herr Bruder fände Bedenken, seinem Suchen zu inhæriren, und glaubte, daß bey mehr zunehmenden Jahren es bequemer, und seinem Alter anständiger wäre, unverheirathet zu bleiben, und den Rest seiner Tage in Ruhe zuzubringen, und das Wohl seiner lieben Kinder, die den Herrn Bruder mit vieler Aufrichtigkeit verehren, fernerweit als ein zärtlicher Vater zu besorgen, die auch denselben pflegen und warten, als es für einen guten ehrlichen Vater gehört, und rechtschaffnen Kindern allenthalben eignet und gebühret; posito also, sage ich, es vergienge dem Herrn Bruder die Lust, sich wieder zu vermählen: so wird es mir lieb seyn, wenn Er für mich und die Meinigen die gute Meynung behält, und der Fräulein huld und gewogen bleibt, wie es denn dieselbe verdient, und es weiter zu verdienen suchen wird. Der ich den Herrn Bruder göttlicher Obhut empfehle, und nach abgelegtem guten Wunsche zu einer ersprießlichen Badekur, und glücklichen Wiederkunft mit alter deutscher Treue unabläßlichen beharre,

Hochwohlgebohrner Herr Cammerrath,

Meines Hochgeehrten Herrn Bruders

dienstwilliger Freund und Diener
N.

Fra

Frau Tochter,

Sende dem Herrn Obersten von ... innliegenden Brief unverzüglich zu. Es liegt mir daran. In acht Tagen hoffe ich, so Gott will, zurück zu kommen. Ich bin seit etlichen Tagen nicht gar zu wohl gewesen. Das Reissen in Gliedern wird immer heftiger. Die hiesigen Aerzte sind alle der Meynung, es sey eine fliegende Gicht. Ich hätte es doch nicht gedacht. Die beständige Mattigkeit ist das, was mir am meisten beschwerlich fällt. Der Appetit ist schlecht, und der Schlaf unruhig. Mit einem Worte, ich fühle meine Jahre. Das Alter ist selbst eine Krankheit, sagten unsre Väter. Wie Gott will! Ich bin alle Stunden bereit. Der Himmel bringe mich nur wieder gesund zu Euch, damit ich meine Kinder vor meinem Ende noch seegnen kann. Sage es Fritzen, er soll nicht auf Reisen gehen, ich habe mich anders entschlossen. Wenn es geht, wie ich wünsche, so habe ich einen Weg vor mir, ihn glücklich zu machen. Mündlich ein mehrers. Grüsse Fritzen. Der Junge wäre gut genug, wenn er nur klüger wäre. Vielleicht giebt es sich mit den Jahren. Wie nachsehend sind doch die Aeltern gegen die Fehler ihrer Kinder! Wenn die Fräulein noch nicht an mich geschrieben hat, so kann es Anstand haben, bis ich zurück komme. Ich

werde sie wohl bey Ihrem Onkel sprechen. Ich bin,

Liebe Frau Tochter,

Dein redlicher Vater.

N. S. Fritze soll sich zwey reiche Kleider machen lassen, und neue Livrey für die Bedienten. Wenn ich komme, daß alles fertig ist. Lebe wohl.

Hochgebohrner Herr Oberster,

Hochgeehrtester Herr Bruder,

Die Schwierigkeiten, welche das Fräulein von L . . . gefunden hat, mich ihrer Gegenliebe zu würdigen, vermindern die Hochachtung im geringsten nicht, die ich gegen sie hege. Sie sind ihrem Alter und ihrer Einsicht so anständig, daß ich sie doppelt verehren muß. Hätte sie meinen Wunsch erfüllt, so wäre ich gewiß der glücklichste Mann geworden; ihr Glück aber würde immer noch unvollkommen gewesen seyn, da mich meine Jahre zu ernsthaft machen, ihre Liebe zu vergelten. So ungerecht bin ich nicht, daß ich mein Glück dem ihrigen vorziehen sollte. Der Herr Bruder sind ein neuer Beweis, wie unschätzbar ein vernünftiger Freund sey. Ich sehe meine Uebereilung

eilung ein, die ich begangen habe. Sie erinnern mich auf eine ſehr beſcheidne Art meines Alters, und der Pflicht, die ein Greis bey ſeinem herannahenden Ende zu beobachten hat. Ich will Ihr Vertrauen zu verdienen ſuchen, und mich einer Leidenſchaft entſchlagen, die mir bey meinen Jahren nicht mehr anſtändig iſt. Ich verwandle die Liebe, die ich gegen das tugendhafte Fräulein hegte, in eine väterliche Zärtlichkeit. Dieſen einzigen Fehler halten Sie mir zu gute, daß ich zu eiferſüchtig bin, den Beſitz dieſes liebenswürdigen Kindes iemanden anders als meinem Enkel zu gönnen. Ich weiß, daß er ſie anbetet. Er verdiente nicht mein Sohn zu ſeyn, wenn er anders dächte. Es iſt mir unbekannt, ob das Fräulein gütig genug iſt, ſeine jugendlichen Fehler zu überſehn, und ob ſie ſich entſchlieſſen kann, einen Menſchen zu lieben, der weiter keine Verdienſte hat, ihrer würdig zu ſeyn, als dieſe, daß er den Werth ihrer Tugenden und ihrer vorzüglichen Eigenſchaften empfindet. Nehmen Sie Gelegenheit, Hochgeehrteſter Herr Bruder, die Neigungen des Fräuleins zu unterſuchen. Das Vermögen, welches mein Enkel von ſeiner Mutter ererbt hat, iſt gar anſehnlich. Ich werde ihn, wenn ich lebe, in noch bequemere Umſtände zu ſetzen ſuchen. Ich will ihm einen anſtändigen Rang kaufen. Sterbe ich einmal, ſo fällt der gröſte Theil meines Vermögens wieder auf ihn. Aber ich will haben, daß er mir noch bey meinen Lebzeiten für meine Vorſorge danken ſoll.

Für das danken uns die Kinder selten, was wir ihnen durch unsern Tod lassen müssen, weil wir es nicht ändern können. Diejenigen Wohlthaten geniessen wir selbst mit, die wir ihnen bey unserm Leben erweisen. Kann sich mein Enkel eine grössere Wohlthat wünschen, als die, um welche ich für ihn bitte? Er hält es selbst für die grösste, ich weiß es. Machen Sie ihn, und zugleich mich glücklich, Wertheſter Herr Bruder. Wir wollen das Vergnügen unsrer Kinder befestigen, weil wir beide noch leben. Vielleicht hat uns der Himmel unsre hohen Jahre nur um deswillen so lange gefristet, daß wir an diesem Glücke gemeinschaftlich arbeiten sollen. Ich denke ganz ruhig an meinen Tod, wenn ich mir vorstelle, daß ich in den Armen dieser zärtlich geliebten Enkelinn sterben soll. Lassen Sie diese mir so angenehme Vorstellung nicht vergebens seyn. Eilen Sie, meine Bitte zu erfüllen. Sie wissen nicht, wie lange Sie bey Ihren Jahren noch im Stande sind, es zu thun. Ich wenigstens fühle mein Alter alle Tage mehr. Meine Mattigkeit, und andre Beschwerungen erinnern mich stündlich an den letzten wichtigen Schritt, den wir zu thun haben. Ich werde meine Rückreise beschleunigen, und mit Ungeduld den Augenblick erwarten, da ich von Ihnen erfahre, ob sich das Fräulein entschliessen kann, meinen Enkel glücklich zu machen, und einem redlichen Vater, der sie so zärtlich liebt, seine Bitte, vielleicht seine letzte Bitte, zu gewähren. Der Him-

Himmel laſſe unſre Kinder geſeegnet ſeyn. Das Gebet eines Vaters bleibt nie unerhört. Es wird ihnen wohl gehen, und ſie verdienen es auch. Wir wollen uns lieben, Herr Bruder, bis wir ſterben. Unſre Kinder ſollen von uns lernen, was Freundſchaft ſey, damit ſie uns auch im Grabe noch ſeegnen. Dieſes ſchreibe ich mit der wahren Hochachtung eines alten Freundes, und bin,

Hochwohlgebohrner Herr Oberſter,

Meines Hochgeehrteſten Herrn Bruders

ergebenſter Diener.

* * *

N. S. Es wird mir lieb ſeyn, wenn Sie, und die Fräulein vergeſſen, daß ich die Uebereilung begangen habe, ſie auf eine andre Art zu lieben, als es itzt geſchieht. Ich würde Sie bitten, gegen keinen Menſchen etwas davon zu gedenken, wenn ich nicht wüßte, daß Sie auch ohne meine Bitte ſo gefällig wären, meine Schwachheit zu bedecken. Grüſſen Sie die Fräulein in meinem Namen tauſendmal. Wie ſehr verlangt mich bey Ihnen zu ſeyn! Die guten Kinder! Es gehe ihnen ewig wohl!

„Bey Vernünftigen ist es eine der vornehmsten Regeln in der Freundschaft, daß man Niemanden zu seinem vertrauten „Freunde wähle, dessen Charakter, dessen Fehler „und Tugenden man nicht vorher sorgfältig geprüft hat. Man behält zwar stets die Freyheit, „sich von seinem Umgange zurück zu ziehen, wenn „man findet, daß er die Hoffnung nicht erfüllt, „die man sich von seiner Aufrichtigkeit gemacht „hat; allein der Vorwurf ist dennoch bitter, und „unsrer eignen Ruhe nachtheilig, wenn wir erfahren müssen, daß wir zu leichtgläubig, oder „doch nicht vorsichtig genug gewesen sind.

„Ich habe mich vielmal gewundert, wie es „kommen müsse, daß man bey dem Heirathen, „bey dieser wichtigsten, und fast unzertrennlichen „Art der Freundschaft, so wenig Sorgfalt bezeigt, „vernünftig zu wählen. Es wäre diese Vorsicht „besonders um deswillen sehr nöthig, da gemeiniglich von beiden Theilen alle Sorgfalt angewendet wird, einander zu hintergehn, und seine „Fehler zu verbergen. Unsre Vorfahren haben „in gewissen Handlungen drey Hauptmängel festgesetzt, welche den Kauf ungültig machen, wenn „sie verschwiegen worden sind. Sollte der Ehstand nicht wichtig genug seyn, daß man ihrer „auch wenigstens drey festsetzte, durch welche die

Ver-

„Verbindlichkeit von beiden Theilen aufhörte, so „bald sie verschwiegen würden?

„Ich gebe hiermit allen verheiratheten Perso„nen, beiderley Geschlechts, die Freyheit, und „ersuche sie darum, daß eine jede drey Fehler auf„setzen möge, von welchen sie glaubt, daß sie so „wichtig seyn könnten, die Ehe zu trennen. Es „wird diese Nachricht zu einem Schlüssel so vieler „unglücklichen Ehen dienen, und ich werde Gele„genheit bekommen, aus allen Fehlern zusammen „drey der wichtigsten auszusuchen, und es an sei„nem Orte in Vorschlag bringen, daß sie durch „ein Landesgesetz für zureichend erklärt werden „möchten, als Hauptmängel alle Verbindung des „Ehestandes aufzuheben. Mein Verleger hat „Ordre, die Aufsätze anzunehmen; ich werde sie „sodann mit Verschweigung der Namen und Orte „zusammen drucken lassen, und einen Vorschlag „thun, der dem gemeinen Wesen nicht anders als „vortheilhaft seyn kann, wenn er das Glück ha„ben sollte, die Achtung der Obern zu verdienen.

„So viel muß ich noch erinnern, daß unver„heirathete Personen kein Recht haben sollen, der„gleichen Fehler in Vorschlag zu bringen. Sie „haben gemeiniglich zu viel Vorurtheile, und ich „würde müssen gewärtig seyn, viele wichtige Klei„nigkeiten anzuhören.

„Da ich die Hoffnung nicht habe, daß mein „patriotischer Einfall so bald zu Stande kommen, „und als ein allgemeines Gesetz eingeführt werden

„möchte: ſo würde ich gern ſehen, wenn meine „Mitbürger ſich wollten gefallen laſſen, ihre Lie„besbriefe, ſtatt der bisherigen Seufzer und Flam„men, und verſtellten Schmeicheleyen, ſo einzu„richten, daß ſie ein wahres und redliches Be„kenntniß ihrer Fehler wären. Wie viel unglück„liche Ehen würden wir weniger haben, wenn „dieſes geſchähe!

„Ich gebe hier eine Probe von einem ſo auf„richtigen Bekenntniſſe. Die übrigen Briefe, die „angedruckt ſind, erläutern dasjenige noch weiter, „was ich von dieſer Materie oben geſagt habe. „Wenn ich die Aufſätze einmal der Welt bekannt „mache, welche wegen der drey Hauptmängel im „Eheſtande bey mir einlaufen werden: ſo will ich „zugleich einen reichen Vorrath von Formularen „für alle Stände und Arten der Liebhaber beider„ley Geſchlechts liefern, wie ſie einander von ihren „Fehlern beyzeiten Nachricht geben ſollen. Das „Werk wird, wenn ich anders die Welt kenne, „ziemlich weitläuftig ausfallen. Es ſoll auf Vor„ſchuß gedruckt werden, und ich will zu mehrer „Erbauung die Namen derjenigen vordrucken „laſſen, welche darauf pränumeriren.

„Hier ſind die verſprochnen Briefe.

Mademoiſelle,

Ich liebe Sie mit der gröſten Hochachtung. Bey den Vorzügen, die Sie ſo ſchätzbar ma-

chen,

chen, und bey meiner Gemüthsart, iſt nichts natürlicher, als daß ich Sie ewig zu lieben wünſche. Geben Sie mir Ihre Hand: ſo glaube ich der glücklichſte Mann auf der Welt zu ſeyn. Vielleicht wundern Sie Sich über meinen unregelmäßigen Antrag. Meine Offenherzigkeit iſt Schuld daran, und die Sache, die ich bitte, iſt mir gar zu wichtig, als daß ich in dem Romanſtyle darum bitten ſollte. Ich laſſe Ihnen acht Tage Zeit, Ihre Erklärung zu thun; länger halten Sie mich nicht auf, ich erſuche Sie mit aller der Zärtlichkeit, die ich gegen Sie empfinde. Mein Alter, meine Perſon, meine Glücksumſtände ſind Ihnen bekannt; aber vermuthlich meine Fehler nicht. Ich will ſo offenherzig ſeyn, und Ihnen dieſe ſagen.

Ich bin eigenſinnig, ſehr eigenſinnig, Mademoiſelle. Sie können die Ordnung in meinem Hausweſen einrichten, wie Sie wollen, und wie es meine Umſtände leiden; allein über dieſe Ordnung muß unverändert gehalten werden.

Ich muß eine jede Stunde voraus wiſſen, wenn ich eſſen, ſchlafen, arbeiten, und mich vergnügen ſoll. Die Verändrung einer einzigen Stunde bringt mich auf die ganze Woche in Unordnung. Ich werde Ihnen nichts an Putz und Bequemlichkeit mangeln laſſen, was Ihr Stand erfodert, und meine Einkünfte erlauben. Aber es wohnen in meiner Gaſſe Männer, welche noch einmal ſo vornehm, und noch einmal ſo reich ſind, als ich. Werden Sie das Herz haben, die Wei-

ber derselben prächtiger ausgepuzt zu sehen, und ihren grösern Aufwand zu bemerken, ohne eine gleiche Pracht, und eben so viel Aufwand zu verlangen? Gewiß, Mademoiselle, ich würde es Ihnen abschlagen, und alsdann würden mich weder Bitten noch Thränen erweichen. Nur aus Liebe zu Ihnen würde ich nein sagen. Es ist keine Thorheit kostbarer, als die Thorheit, es denen gleich zu thun, welche vornehmer, und reicher sind, als wir. Wenn man sein ganzes Vermögen daran gewendet hat, um Vernünftigen zehn Jahre lächerlich zu werden: so ist man die übrige Zeit des Lebens Vernünftigen und Unvernünftigen verächtlich, wenn sie sehen, daß uns die Armuth hindert, länger thöricht zu seyn. Wenn Sie meine Frau sind, so verlange ich, daß Sie Sich eben so viel Mühe geben, mir durch einen reinlichen Anzug zu gefallen, als Sie Sich in den ersten Tagen unsers Ehestandes geben werden. Eine Frau, welche sich mehr für die Welt, als für ihren Mann putzt, verräth eine Sorglosigkeit, welche ihrem Manne empfindlich, und der Welt verdächtig seyn muß. Eifersüchtig bin ich nicht; aber ich werde es gern sehen, wenn Sie Ihre Aufführung so vorsichtig einrichten, als wenn Sie den eifersüchtigsten Mann von der Welt hätten. Meine Bedienten sind gewohnt, von mir als freye Menschen, und nicht als Sklaven gehalten zu werden. Es scheint mir unrecht, ihnen ihre Armuth empfinden zu lassen, da sie gemeiniglich keinen Feh-

ler

ler weiter haben, als diesen, daß sie nicht so reich sind, wie wir. Ich glaube nicht, daß es Ihnen schwer fallen wird, Sich eben so glimpflich gegen sie zu bezeigen, da dieses das bequemste Mittel ist, die Hochachtung und Treue der Bedienten zu gewinnen. Noch unzufriedner bin ich über diejenigen Herrschaften, welche sich zu ihren Bedienten allzuvertraulich herablassen. Man giebt ihnen eine Freyheit, deren sie sich mit der Zeit gewiß misbrauchen. Ich werde Ihnen sehr verbunden seyn, wenn Sie zu keiner Zeit vergessen, daß Ihr Aufwartmädchen niemals Ihre vertraute Freundinn ist. Bemächtigen Sie Sich der Herrschaft in der Küche. Ich verlange nicht, daß Sie selbst kochen sollen; aber das verlange ich, daß das Gesinde Sie für eine vernünftige Wirthinn, und nicht für ein erwachsnes Kind hält, welches nur da sitzt, um sich füttern zu lassen. Ich habe einen sehr armen Vater, welcher ein redlicher Greis, aber kränklich, und ein wenig einfältig ist. Getrauen Sie Sich wohl, ihn so zu lieben, wie Ihren eignen Vater? Ich werde es von Ihnen verlangen. Das Vermögen, welches mir der Himmel bey meiner Handlung gegeben hat, das hat er mir vermuthlich darum gegeben, um diesem redlichen Manne sein Alter erträglich zu machen. Es würde mir nahe gehen, wenn Sie anders dächten; und ich würde es nicht zulassen, gewiß nicht, Mademoiselle. Auf diesen alten redlichen Vater bin ich stolz, und meine Freunde können mir niemals

empfindlicher schmeicheln, als wenn sie diesem gutherzigen Alten in seiner schlechten Kleidung eben die Achtung bezeigen, die man einem angesehnen Greise vom Stande schuldig ist. Wie sehr werde ich Sie lieben, Mademoiselle, wenn Sie Sich gewöhnen können, diesen guten Alten zu lieben! Noch eins. Ich kann mir nicht hitzig widersprechen lassen. Ich habe nicht allemal Recht, es ist wahr; aber ich sehe es gern, wenn man mir Zeit läßt, dieses selbst einzusehn. Ich sehe es sehr bald ein, und alsdann schäme ich mich doppelt, so wohl über meine Uebereilung, als über die Nachsicht meiner Freunde, die ich gemißbraucht habe.

Sehen Sie wohl aus allen diesen Umständen, Mademoiselle, daß ich die ungewöhnliche Absicht habe, Herr im Hause zu seyn? Es ist eine sehr altväterische Mode, aber ich will sie doch beybehalten wissen. So viel kan ich Ihnen inzwischen versichern, daß so gewiß ich Herr im Hause zu seyn verlange, so gewiß will ich auch, daß meine Frau Frau im Hause seyn soll. Diese Versicherung muß Sie beruhigen.

Was meynen Sie, Mademoiselle? Getrauen Sie Sich, einen Mann zu heirathen, der alle diese Fehler hat? Glauben Sie, dem ungeachtet glücklich mit ihm zu leben? Ich bitte mir binnen acht Tagen Ihre Antwort aus. Entschliessen Sie Sich dazu, so bin ich der glücklichste Mensch. Können Sie Sich nicht entschliessen, so werden

Sie

Sie mir bey meinem aufrichtigen Geständnisse wenigstens nicht Schuld geben, daß ich Sie habe betrügen wollen. Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

R . . .

Hochzuehrende Tante,

Herr R . . . hat mir einen Antrag gethan, welcher eine genauere Ueberlegung wohl zu verdienen scheint. Noch bin ich unschlüßig, ob mir schon die offenherzige Art, mit welcher Herr R . . . sich erklärt, besonders gefällt, und viel Gutes verspricht. Ich übersende Ihnen seinen Brief, und bitte mir Ihren guten Rath, so bald als es möglich ist, aus. Die mütterliche Liebe, welche Sie bey andern Gelegenheiten gegen mich geäussert haben, läßt mich hoffen, daß Sie mir von ganzem Herzen rathen werden. Ich würde itzt meine verstorbne Mutter mehr als iemals vermissen, wenn mir nicht Ihre Wohlgewogenheit ein Recht gegeben hätte, meine Zuflucht zu Ihnen zu nehmen. Ich habe meinen Onkel, und einige meiner Freundinnen des Wohlstands wegen zugleich mit zu Rathe gezogen: aber auf Ihren Ausspruch, Hochzuehrende Frau, werde ich es allein ankommen lassen, da mein Onkel, wenn ich es wagen darf zu sagen, ein wenig gar zu sorgsam ist, und meine Freundinnen gar zu leicht-

leichtsinnig sind. Ich bin mit der Zärtlichkeit einer gehorsamen Tochter,

Hochzuehrende Frau,

Dero

x.

Hochzuehrender Onkel,

Es ist mir, wie Sie aus inliegender Abschrift sehen werden, von dem Herrn N. . . ein Vorschlag zu einer Heirath gethan worden. Da auf dieser Wahl mein ganzes zeitliches Glück beruht: so sehe ich mich genöthiget, den guten Rath eines Mannes zu suchen, welcher die Welt so wohl kennt, als Sie, und von dessen gütiger Vorsorge ich so überzeugt bin, als von der Ihrigen. Sie haben als Onkel die Gewalt mir zu befehlen; und desto williger werde ich Ihnen bey dieser Gelegenheit folgen, da ich Ihnen mit nichts als mit der Bitte beschwerlich falle, mir Ihren guten Rath zu ertheilen. Ich bitte, die Antwort zu beschleunigen, und verharre x.

Liebe Base,

Du bist ein glückliches Mädchen, daß Du die Achtung und die Zuneigung eines Mannes hast

haſt erlangen können, welcher ſo einſehend und vernünftig iſt, als Dein Bräutigam. Wie glücklich würden unſre Ehen ſeyn, wenn es eingeführet wäre, daß junge Leute einander ihre Fehler entdeckten, anſtatt daß ſie ſich alle Mühe geben, einander durch Schmeicheleyen ſolche zu verbergen, und ſich auf beiden Seiten zu betrügen! Der Schritt, den Du itzt thuſt, iſt der wichtigſte Schritt, den ein Frauenzimmer in ihrem ganzen Leben thun kann. Und doch iſt man gemeiniglich bey keinem ſo leichtſinnig, als bey dieſem. Die Uebereilung von einer Minute iſt der Grund zu einem Mißvergnügen, das oft viele Jahre dauert, und ſich nicht eher endiget, als mit dem Tode. Alle unſre Einſicht, welche wir Frauenzimmer zu haben glauben, iſt gemeiniglich nicht hinlänglich, die Verſtellung einer Mannsperſon zu überſehn, welche ſich um unſre Gegenliebe bemüht. In andern Fällen ſind wir ſcharfſichtig genug, nur in dieſem nicht, wo ſich Vorurtheile, Eigennutz, und andre Leidenſchaften einmiſchen, die uns deſto leichter blenden, je klüger wir uns zu ſeyn dünken. O wie viel haſt Du gewonnen, Liebe Tochter, daß Du alle Fehler Deines künftigen Mannes ſchon itzt beſſer kennſt, als ſie manche Frau an dem ihrigen nicht kennt, mit dem ſie wohl ſchon viele Jahre in einer misvergnügten Ehe gelebt hat! Alle die Fehler, die Herr N * * * von ſich ſelbſt ſagt, ſind Tugenden, weil er ſie geſteht; und ſein Eigenſinn, wenn es anders ein Eigenſinn iſt, verſpricht einer vernünfti-

nünftigen Frau ein wahres Glücke, und ein dauerhaftes Vergnügen. Kannst Du Dir wohl mehr wünschen, als einen Mann, der um deßwillen Herr im Hause seyn will, damit er Dir bey Freunden und Bedienten das Ansehn der Frau vom Hause behaupten kann? Wie unvernünftig handeln unsre Weiber, welche die Größe ihres Ansehns auf die Verachtung ihrer Männer bauen wollen! Der Vorwurf fällt allemal auf sie zurück, daß sie bey dem Verstande, mit dem sie sich brüsten, keine klügre Wahl getroffen, und einen Mann genommen haben, dessen sie sich schämen müssen. Die Entschuldigung, daß sie der Eigennutz dazu gebracht hat, gilt hier nichts, oder es müßte möglich seyn, daß man einen thörichten Fehler mit einer noch größern Thorheit entschuldigen könnte. Laß Dich das nicht abschrecken, daß er Dir so deutsch heraus sagt, wie weit er dir den Aufwand und Staat zulassen will. Wäre er weniger billig, und hätte er nicht Willens, als ein ehrlicher Mann zu sterben: so würde er diese Vorsicht nicht brauchen. Er hat Recht. Es ist keine Thorheit abgeschmackter, als wenn man sich durch einen übermäßigen Aufwand denjenigen gleich setzen will, welche ihr Stand über uns erhebt. Vornehmern werden wir lächerlich; denen, die uns gleich sind, verächtlich; nicht einmal den Pöbel blenden wir. Verlohnt es sich wohl der Mühe, sein Vermögen zu verschwenden, um den Namen einer Närrinn zu erkaufen? Es ist dieses

ſes ein Fehler, den Weiber von demjenigen Stande, in welchen Du treten ſollſt, ſich immer vorwerfen laſſen müſſen, und immer mit Grunde. Nimm ihn, Liebe Tochter, gieb ihm Dein Wort, ſo bald Du kannſt. Das iſt mein Rath. Bloß um deßwillen verdient er Deine ganze Hochachtung und Zärtlichkeit, daß er Muth genug hat, vor den Augen der ganzen Stadt mit ſeinem alten guten Vater ſo groß zu thun, deſſen geringen Herkommens ſich vielleicht ein andrer ſchämen würde, der nicht ſo vernünftig wäre, als Dein Liebhaber. Wie gewiß kannſt Du ſeyn, daß er Dich auch im Alter noch zärtlich lieben wird, da er mitten unter den Schmeicheleyen, die er Dir als Liebhaber ſagt, mit einem ſo edlen Trotze Deine Hochachtung für ſeinen Vater von Dir verlangt. Was für Liebe und Ehrfurcht kann ſich Dein Bräutigam künftig von ſeinen Söhnen verſprechen, da er ſelbſt ein ſo tugendhafter Sohn iſt! Mit einem Worte, Du biſt glücklich. Gieb ihm Deine Hand. Dein Verſtand, und Deine gute Aufführung verdienen dieſes Glück. Lebe wohl mit ihm! Mädchen, ich kann mich der Thränen nicht enthalten. Lebe ewig wohl! Ich liebe Dich als Mutter.

Hochzuehrende Tante,

Von einer ſo liebenswürdigen Freundinn konnte ich mir nichts anders, als einen ſo aufrichtigen Rath, und die zärtlichſten Wünſche verſprechen.

Ich

Ich habe dem Herrn R . . . geantwortet. Er wird, wie ich hoffe, mit meiner Erklärung, die er vom neuen ziemlich treuherzig gefodert hat, zufrieden seyn. Werde ich bey meiner Ehe glücklich, so werde ich es durch Sie, Hochzuehrende Frau. Ich sende Ihnen meine Antwort, und zugleich einige Briefe von meinem Onkel, und einigen Freundinnen mit, die ich mir zurück ausbitte. Sie lieben mich alle, ich weiß es; aber wie sehr unterscheidet sich diese theils eigennützige, theils flatterhafte Liebe von der mütterlichen Zärtlichkeit, die Sie, Wertheste Tante, gegen mich bezeigen. Ich küsse Ihnen dafür die Hände; der Himmel lasse mir sie noch viele Jahre küssen! Wie glücklich werde ich seyn, wenn ich der Vorsorge einer so gütigen Mutter beständig versichert seyn kann! Auf künftigen Sonnabend werde ich Sie besuchen. Vielleicht begleitet mich Herr R . . . zu Ihnen. Er muß Sie kennen lernen. So viel er sich auf seinen alten Vater zu gute thut, so stolz bin ich auf meine liebe Tante. Ich bin mit der kindlichsten Hochachtung,

Hochzuehrende Frau,

Dero

R.

Liebe Base,

Der Antrag ist vortheilhaft, nimm ihn immer an. Ich habe mich nach seinen Umständen erkun-

rkundigt. Er steht gut. Wenigstens funfzig-
ausend Thaler hat er im Vermögen, und ist ein
uter Wirth. Wenn er nur noch Pferde und
Wagen abschaffte. Er könnte alle Jahre dreyhun-
ert Thaler ersparen, thut an Capital à 5 pro Cent
chstausend Thaler. Denke einmal an, Base,
as das sagen will, und zwar bey einer Handlung,
ie die seinige, wo er das Capital wenigstens auf
anzig pro Cent nutzen kann. Sieh, wie weit
u es bringst. Mannichmal kann eine Frau viel
gen, wenn sie es recht anfängt. Auf seine Bedien-
n wendet er auch zu viel; die Leute leben wie die
einen Herren. Viel Arbeit, und mäßig Futter
acht gute Leute, sagte mein seliger Vater immer.
un er mag das halten, wie er will, es geht mich
chts an, und was mich nicht brennt, lösche ich
cht. Wie gesagt, nimm den Mann! Aber das
ge ich dir, fange es klug an; es wird Dein Schade
ht seyn. Eine gute Ehestiftung ist das Haupt-
rk. Schmiede das Eisen, weil es warm ist.
st thut er alles, was Du verlangst. Wenn er
ich einmal hat, hernach mußt Du nach seiner
eife tanzen. Du wirst mich wohl verstehn. Ich
ll Dir meinen Advocaten schicken, der weiß, wo
Zäume hängen. Du bringst ihm siebentausend
aler mit. Laß Du Dir dreyßigtausend Thaler
egen vermachen. Stirbt er ohne Kinder . .
s meynst Du wohl, ob das geschehn wird?
n albernes Mädchen, darüber mußt Du nicht
h werden; wie gesagt, stirbt er ohne Kinder, so

muß das ganze Vermögen an Dich fallen, schlechterdings an Dich, dafür sorge ja, denn Du bist seine Frau. Was gehn Dich seine armen Freunde an? Der alte Vater wird doch auch nicht ewig leben, und Du kannst hernach noch allemal thun, was Du willst. Es ist besser, seine Freunde sehn Dir in die Hände, als Du ihnen. Die Zeiten werden immer schlimmer, sieh Dich ja wohl vor. Steuern und Gaben steigen. Der Einnahme wird immer weniger; und was soll hernach eine arme Wittwe anfangen, wenn ihr der Mann gestorben ist? Die Freunde sind alsdann immer die schlimmsten. Wie gesagt, heirathe ihn in Gottes Namen; es ist eine gute Parthie. Mein Advocat soll dir noch mehr sagen. Ich muß auf die Börse gehn. Lebe wohl.

N. S. Die dreyßigtausend Thaler laß Dir in fünfsilbrigen Zweydrittheilen verschreiben. Je später Dein Mann stirbt, desto mehr thun sie hernach; denn das Agio steigt, Gott Lob! alle Tage.

Schwesterchen,

Bist Du toll? Du wirst doch den eigensinnigen Mann nicht heirathen wollen! Das wird einmal ein zärtlicher Ehmann seyn, der schon als Liebhaber so deutsch von der Leber weg spricht, ehe er noch weiß, ob Du ihn haben willst. Das stim-

de

de mir an, daß ich mir auf eine ſo gebietriſche Art ſollte Lebensregeln vorpredigen laſſen. Es wundert mich, daß Dein zärtlicher Tyrann nicht gleich das Maaß mit geſchickt hat, wie weit Dein Reifrock ſeyn ſoll, wenn Du das Glück haſt, ſeine unterthänig gehorſamſte Frau zu werden. Alles von der Welt laſſe ich mir gefallen. Aber das mag ſich mein künftiger Mann ja nicht unterſtehn, daß er mir vorſchreiben will, was ich für Kleider tragen ſoll. Dafür iſt er mein Mann, und nicht mein Schneider. Hat er das Herz nicht, eine Frau zu ernähren, welche ſo viel braucht, als ich: ſo mag er mich nicht nehmen; oder, wenn er mich doch nimmt, ſo ſoll er ſehn, wie ich ihm den Kopf will zurechte ſetzen. Was hilft uns denn unſer Eingebrachtes? Geben wir das um deßwillen hin, daß wir die hohe Ehre haben, Frau zu werden? Sachte, vielkühner Ritter! Heut zu Tage ſpielt man die Romane anders! Ein Mädchen, das dem Manne tauſend Thaler zubringt, hat das Recht, ihm alle Jahre tauſend zu verthun. Dafür hat er auch eine Frau, die ihm Ehre macht. Soll ich mich um deßwillen nicht ſo prächtig halten, als meine Nachbarinn, damit mein Mann ehrlich bleibt? Wo kömmt denn dieſe neue Weisheit her? Laß es ſeyn, Schweſterchen, daß der Mann zum Teufel geht, und bankrut macht: was ſchadet das der Frau? Und wenn alle Gläubiger betrogen werden, ſo gewinnt doch die Frau, oder ſie muß es ſehr dumm anfangen. Aber Dein Mann

verliert ja seinen ehrlichen Namen dabey? Aber warum denn? Bey uns wohl nicht, Schwesterchen. Es ist niemand ehrlicher, als ein muthwillig bankruter Kaufmann, und niemand glücklicher, als seine Frau, die ihn dazu gebracht hat. Wie altvätrisch bist Du! Mit einem Worte, Dein Liebhaber mag seyn, wie er will, für mich wäre er nicht. So lange ich noch nach meinem Kopfe leben kann: so lange mag ich noch nicht ins Zuchthaus. Thue, was Du willst, mit meinem Willen sollst Du den alten Jesus Syrach nicht heirathen. Deßwegen wollen wir nicht sitzen bleiben; ich gebe Dir mein Wort. Für unser Geld können wir uns einen Mann kaufen, wie wir ihn haben wollen, einen feinen geduldigen, und gehorsamen Mann: das lasse ich eher gelten. Lebe wohl und übereile Dich nicht. Ich bin Deine aufrichtige Freundinn ꝛc.

Jungfer Muhme,

Ihr Herzensbändiger scheint ein allerliebster Pedant zu seyn. Was muß er mit seiner Ordnung sagen wollen, die er so einförmig gehalten wissen will, daß ihm nicht eine Viertelstunde verrückt wird? Der hätte sollen einen guten Schulrektor in einem kleinen Städtchen abgeben, wo die Knaben von früh um sechs Uhr an bis auf den Abend um zehn Uhr nach dem Takte der Ruthe sich anziehen, lernen, essen, trinken, und schlafen müssen, und das heute wie gestern, und morgen

wie

wie heute. Unmöglich ist es Ihr Ernst, daß Sie diesen schematischen Mann heirathen wollen. Verzeihn Sie mir diesen Ausdruck; mein Bruder nennte ihn so, und lachte erschrecklich dazu. Es muß wohl ein artiges Wort seyn; denn mein Bruder ist witzig, wie der Henker! Wie gesagt, Ihr Ernst kann es unmöglich seyn, oder Sie sollten mich sehr dauern. Bedenken Sie einmal, was soll das für eine Zucht werden? Einen Tag, wie den andern, beständig ordentlich, das ist ja gar unerträglich! Soll ich Ihnen einmal wahrsagen? Wollen Sie wissen, wie es gehen wird? Hier haben Sie Ihren Lebenslauf:

Früh um sechs Uhr steht die junge Frau auf, nachdem sie dreymal gegähnt, und zweymal die Augen gewischt hat. Sie zieht sich an, und zwar gleich reinlich und sorgfältig, damit sie das seltne Glück hat, ihrem theuern Gemahle zu gefallen. Es wundert mich, Liebe Jungfer Muhme, daß Ihnen Ihr Liebhaber nicht auch vorgeschrieben hat, wie lang der Morgensegen seyn soll. Wie leicht könnten Sie länger beten, als er es ausgerechnet hat, daß Sie beten sollten. Weiter:

Um sieben Uhr wird Thee, oder Caffee getrunken, drey, höchstens vier Tassen, mehr nicht, junge Frau, bey Leibe nicht mehr, daß ja die Wirthschaft nicht in Unordnung geräth. Mit dem Schlage achte muß auch das Frühstück verzehrt, und alles wieder abgeräumt, und an seinen Ort gesetzt seyn.

Um acht Uhr geht der Mann auf die Schreibestube. Er küßt Sie zum Abschiede, und geht! Sehn Sie nun, Jungfer Muhme, darauf können Sie also sichre Rechnung machen, daß wenn er Sie den ersten Tag früh um acht Uhr geküßt hat, so küßt er Sie das ganze Jahr lang früh um acht Uhr. Beträgt in einem Jahre, richtig gerechnet, dreyhundert und fünf und sechzig Küsse zum Frühstücke, und wenn wir ein Schaltjahr haben, noch einen Kuß mehr.

Von acht bis zwölf Uhr haben Sie Zeit, Ihre Wirthschaft zu besorgen, und, wie Ihr zukünftiger Eheherr sehr tiefsinnig sich ausdrückt, sich der Herrschaft in der Küche zu bemächtigen.

Um zwölf Uhr kömmt er heim. Sorgen Sie ja, daß Sie fein nach Rauche riechen, und Rus an Arme haben, damit er die gute Wirthinn sieht. Aber vor allen Dingen sorgen Sie, daß das Essen mit dem zwölften Schlage auf dem Tische steht.

Bis um zwey Uhr wird gegessen, und wie ich hoffen will, nichts gethan, als Caffee getrunken.

Um zwey Uhr geht er wieder an seine Arbeit, und Sie gehn ins Bette. Denn so ein Barbar wird er doch nicht seyn, daß er Ihnen dieses verwehren wollte. Schlafen kostet ja kein Geld, und wenn Sie schlafen, so widersprechen Sie auch nicht; zween Hauptpunkte, die Ihr Sittenprediger sehr einzuschärfen sucht! Bis um sieben Uhr also thun Sie, was Ihnen gefällt, und dieses wer-

den

den wohl die einzigen Stunden seyn, wo Sie im Stande der natürlichen Freyheit leben, wie mein Bruder zu sagen pflegt.

Um sieben Uhr erscheint der Herr vom Hause wieder, und versichert die Frau vom Hause seiner Gunst und geneigten Willens zuvorn.

Um acht Uhr kömmt das Abendessen unverzüglich.

Um neun Uhr, denn so lange, und länger nicht, darf man bey Tische sitzen, wird die Tafel aufgehoben, vielleicht gebetet; und sodann erhebt sich der Herr mit seiner huldreichen jungen Frau zum Camine, eine Pfeife Tabak zu rauchen, und sie zu examiniren, wie sie heute ihre Stunden eingetheilt hat.

Es schlägt zehn Uhr. Geschwind die Pfeife ausgeklopft, ausgezogen, zu Bette gegangen, und hernach — — — was weiß ichs! Vermuthlich alles nach Stunden und Minuten, damit wir ja nicht in Unordnung kommen.

Früh um sechs Uhr wieder aufgestanden, und sodann ut supra, spricht mein Bruder.

Nun, Liebe Jungfer Muhme, wie gefällt Ihnen der Lebenslauf? So ordentlich geht die Sonne nicht auf und unter. Muß so ein Ehstand nicht schön seyn? Aber das rathe ich Ihnen, wenn Sie einmal in die Wochen kommen sollten, daß Sie Sich ja an die Stunde binden, die er Ihnen setzt; sonst bringen Sie ihn um alle seine Ordnung.

Im Ernste, Ihr Liebhaber ist unerträglich. Wenn Sie es gut mit Sich Selbst meynen, so flechten Sie ihm ein niedliches Körbchen, und schicken Sie ihn heim. Das verdient der Eigensinn. Ich verharre

Ihre Dienerinn

N. N.

Liebe Schwester,

Das muß ich gestehn! So offenherzig habe ich noch keinen Liebhaber gesehn! Eine ganz neue Mode; sein Glück zu machen, wenn man seine Fehler beichtet! Das wolle der Himmel nicht, daß das Ding unter uns Mädchen Mode werde! Was meynst du wohl, Schwester, daß ich zu meinem Amadis sagen sollte? Soll ich etwan sprechen: „Ich habe die Ehre, Ihnen zu sagen, daß „ich ein Mädchen bin, welches einen Mann haben „möchte, und wenn er auch noch dümmer wäre, „als Sie, tapfrer Amadis. Ich gebe Ihnen meine „Hand, um mich dem jungfräulichen Zwange zu „entreissen, und als Frau thun zu können, was „ich will. Ich habe den Fehler, daß ich keine „Mannsperson hasse, ob ich gleich nur einen auf „einmal heirathe. Ich kann nicht leiden, daß „Sie mir widersprechen, denn Sie sind der Mann, „und ich bin ein schwaches Werkzeug. Ich werde Ihnen nicht mehr verthun, als ich brauche; aber

„aber ich brauche sehr viel, um andern Weibern „nichts nachzugeben. Ich werde alle Tage in „Gesellschaft gehn, damit mir Ihre beständige „Gegenwart nicht zur Last wird. Sorgen Sie „für Geld zum Spielen, damit Sie Ehre von mir „haben. Wenn ich erst spät in der Nacht nach „Hause komme, so schlafen Sie nur ruhig. Ich „bin mündig, und kann mir selbst rathen. Für „die Wirthschaft werden Sie sorgen, denn Sie „sind Herr vom Hause. Ich habe Sie geheira„thet, um eine Frau zu seyn, und Sie, mein „Herr, haben die Ehre, daß Sie mein Mann „sind, um mich zu ernähren; wie Sie das möglich „machen, das ist meine Sorge nicht. Dieses sind „meine Fehler, Zärtlicher Amadis; besinnen Sie „sich, ob Sie dem ungeachtet Sich getrauen, mit „mir glücklich zu leben.„ Wie gefällt Dir das, Schwester? Sollte ich so treuherzig seyn? Ich weiß wohl, wie ich bin, was braucht es mein Liebhaber zu wissen. Er wird es Zeit genug erfahren, wenn er mich am Halse hat. Du denkst vielleicht, Schwester, was für ein glückliches Mädchen Du bist, daß Du so einen treuherzigen Beichtsohn zum Freyer hast. Glaub es nur nicht. Das sind die schlimmsten, die sich so aufrichtig stellen. Wage es einmal, wenn er Dein Mann ist, und wirf ihm seine Fehler vor! Habe ich Dir es nicht gesagt, wird er sprechen, daß ich diesen Fehler habe, warum hast Du mich genommen? Aber das ist das schlimmste noch nicht. Hat dein Mann das Herz, so viel

Fehler von sich selbst zu sagen: wie wird er Dir die Ohren reiben, wenn er Deine Fehler kennen lernt! Das wäre mir unerträglich. Wenn ich schon Frau bin, und Kinder ziehe, soll ich da noch erst mich selbst ziehen und hofmeistern lassen? Nein, Herr Mann, das lasse er bleiben, oder es läuft nicht gut ab!

Mit einem Worte, Schwester, überlege, was Du thust, und mache Dich nicht ohne Noth unglücklich. Lebe wohl.

Liebe Jungfer Gevatterinn,

Ich weiß nicht, was ich Ihnen rathen soll. So viel ist gewiß, ich möchte lieber des Herrn R= = = Vater oder Bedienter seyn, als seine Frau. Er verlangt von Ihnen gar zu viel, gewiß gar zu viel. Mein seliger Mann, tröste ihn Gott! hätte mir so kommen sollen, wie Ihnen Ihr Liebhaber begegnet; mit Füssen hätte ich ihn getreten, den Hund! Es kann unmöglich ein gutes Ende nehmen, da er schon so früh anfängt, die Klauen sehen zu lassen. Das wolle der Himmel nicht, was soll daraus werden! Wir armen Weiber! Wir haben die ganze Wirthschaft, und die Kinder auf dem Halse, wenn unsre Männer aus dem Hause gehen, und vornehmen, was sie wollen. Sollen wir nicht zu Hause unsern Willen haben, da wir ohnedem halbe Sklavinnen sind? Ueberlegen Sie es wohl, Jungfer Gevatterinn, bey Ihren Jahren und bey Ihrem

Gelde

Gelde können Sie allemal wählen, wie Sie wollen. Der junge Herr P ... wird außer sich seyn, wenn er es erfährt. Sie können es nicht verantworten, daß Sie dem armen P. ... beständig so spröde begegnet haben. Verstand hat er freylich nicht, aber desto besser für seine künftige Frau. Hat er doch Geld, und wenn der Vater stirbt, so will er Baron werden, und den Pfefferkram aufgeben. Denken Sie einmal! Frau Baronessinn! Gnädige Frau Baronessinn! Wie das klingt! Und wenn Sie den Herrn R ... heirathen, so heißt es Frau R ... schlechtweg, und wenn es hoch kömmt, so kömmt eine Frau Commerzräthinn heraus. Wie gesagt, übereilen Sie Sich nicht. Es wäre ewig Schade um Sie. Ich bin ꝛc.

N. S. Wissen Sie denn auch, daß Ihr Herr R ... schon vierzig Jahre alt ist?

Mademoiselle,

Ich habe neulich vergessen, Ihnen noch einen Fehler von mir zu sagen. Es ist dieser, daß ich sehr ungeduldig liebe, wenn ich liebe; und daß ich sehr unruhig bin, wenn ich in vierzehn Tagen die Erklärung noch nicht erhalten kann, die ich mir binnen acht Tagen ausgebeten. Haben Sie die Güte, melden Sie mir Ihre Entschließung. Auf der Welt wünsche ich mir nichts so sehr, als Ihre Gegenliebe. Ich werde vielleicht untröstbar seyn,

wenn

wenn Sie mir eine abschlägliche Antwort geben; aber ich schätze Sie zu hoch, als daß ich Ihnen den geringsten Zwang anthun sollte. Erklären Sie Sich frey. Bin ich unglücklich genug, Sie nicht zur Frau zu bekommen: so lassen Sie mir wenigstens die Hoffnung, daß Sie mich für Ihren Freund annehmen wollen. Ich werde das ewig seyn, und mich aufrichtig freuen, wenn es Ihnen allezeit so wohl geht, als es Ihre Tugend verdient. Ich bin

der Ihrige,

R . . .

Mein Herr,

Vielleicht würde ich Ihnen geschwinder geantwortet haben, wenn ich nicht so viel Hochachtung für Sie hätte. Ich habe Zeit gebraucht, um zu überlegen, ob ich das Zutrauen verdiene, welches Sie gegen mich äussern. Der Rath meiner nächsten Anverwandten schien mir in einer so wichtigen Sache nöthig zu seyn. Eine unvorsichtige Entschließung würde vielleicht der erste Fehler gewesen seyn, den Sie an mir billig zu tadeln gefunden hätten. Diejenigen von meinen Freunden, auf deren Einsicht ich mich verlassen kann, versichern mir so so viel gutes von Ihnen, mein Herr, daß ich mich nicht länger bedenken darf, Ihnen meine Hand anzubieten. Ich thue es mit der Empfindung einer Person, welche wünscht, durch Ihre Liebe glücklich, und Ihrer Zuneigung immer würdiger zu werden. Ich bin ꝛc.

Ich

„Ich hoffe, ich will mich mit der Erfahrung
„schützen, wenn ich behaupte, daß viele aus
„Neigung lieben, aber aus Eigennutz heira-
„then. Wenigstens haben diejenigen kein Recht,
„mir zu widersprechen, welche sich mit einem Frau-
„enzimmer verbinden, die, nach dem ordentlichen
„Laufe der Natur, ihre Großmutter seyn könnte.
„Diese Liebhaber der Alterthümer gewinnen in der
„That sehr viel, wenn man ihnen Schuld giebt,
„daß ihre Verbindungen aus Eigennutz geschehen.
„Wäre dieses nicht, so würde man sie gar für när-
„risch halten; und ich glaube nach der Art, wie die
„heutige Welt denkt, ist es immer rühmlicher, ei-
„gennützig, als närrisch zu seyn. Ich bin also nicht
„wider diese Art der Ehen. Dieses nur scheint mir
„unleidlich zu seyn, daß man dergleichen Frauen-
„zimmern, welche ohnedem ihr Alter abergläubisch
„macht, so viel von Liebe, und zärtlichen Empfin-
„dungen vorschwatzt. Es ist unbillig, ihre Leicht-
„gläubigkeit zu misbrauchen. Ich will ein For-
„mulat geben, wie man in dergleichen Fällen seuf-
„zen müsse. Ein jeder, der es braucht, wird es
„nach seinen Umständen zu verändern wissen. In
„der Hauptsache werden wir immer einig seyn, wenn
„wir anders aufrichtig seyn wollen.„

Madame,

Da ich nur fünf und zwanzig Jahre alt bin, und Sie gestern in Ihr sieben und funfzigstes getreten sind: so wird mich die ganze Welt für einen Narren halten, wenn man erfährt, daß ich mich habe überwinden können, Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe, und Sie um Ihre Gegenliebe bitte. Wäre ich einer von den jungen leichtsinnigen Menschen, welche auf weiter nichts sehn, als auf die Jahre, und auf ein frisches blühendes Gesicht: so würde ich mir selbst diesen Vorwurf der Thorheit machen. Aber nein, Madame, meine Liebe ist gründlicher, und ernsthafter. Außer dem daß Sie, ungeachtet Ihrer Jahre, noch immer das muntre und frische Wesen beybehalten, das Sie in vorigen Zeiten schön und reitzend gemacht haben mag: so besitzen Sie gewisse Vorzüge, Madame, die Ihren Werth unendlich erhöhn. Jedes Jahr, das Sie zu alt sind, können Sie mit tausend Thalern abkaufen; und Sie kommen mir bey dieser Rechnung kaum als ein Mädchen von sechzehn Jahren vor. Ich schwöre Ihnen also bey Ihrem Gelde, und bey allem, was mir ehrwürdig ist, daß ich Sie und Ihre Vorzüge aufs heftigste liebe. Entschliessen Sie Sich die Meinige zu seyn. Ich glaube, Sie werden bey Ihren Umständen mehr nicht von mir verlangen, als Ehrfurcht und Geduld. Diese versprech ich Ihnen. Da Sie so vernünftig sind,

Mada-

Madame, ſo traue ich Ihnen zu, daß Sie meine Geduld nicht misbrauchen, und zum längſten in ſechs Jahren Anſtalt machen werden, mich in die Umſtände zu ſetzen, daß ich den ſchmerzlichen Verluſt einer ſo ehrwürdigen Frau als ein betrübter Wittwer zween Monate lang beweinen, und ſodann, durch Hülfe Ihres Geldes, mir ein junges Mädchen wählen kann, in deren Armen ich dasjenige empfinde, was ich itzt nicht fühle, und welche mich vergeſſen läßt, daß ich mir die Gewalt angethan habe, zu ſeyn,

Madame,

der Ihrige.

* *

„Ich habe mich schon oben erklärt, in wie
„weit ich es entschuldige, wenn junge
„Mannspersonen alte Weiber heirathen.
„Lächerlich sind sie mir immer, das kann ich
„nicht läugnen. Sind sie aber nur mit ihrem
„guten Vortheile lächerlich, und machen sie nur
„Anstalt, daß ihre bejahrten Schönen sich zu rech-
„ter Zeit abführen: so werden sie etwas haben,
„womit sie sich über die Spöttereyen der Welt trö-
„sten können. Sie kommen mir wie diejenigen
„vor, die vor dem alten Bilde einer Heiligen knien,
„das schon ihr Großvater angebetet hat. Werden
„sie erhört, so ist es schon gnug, nur darf diese
„Andacht nicht zu lange dauern. Oft fehlen wir
„in unsrer Hoffnung, und alsdann ist das Unglück
„nicht zu übersehn. Ich habe einen Freund, wel-
„chen seine Schulden nöthigten, auf diese verzwei-
„felte Art zärtlich zu thun. Er hat sein Unglück
„zwanzig Jahre mit ziemlicher Gelassenheit ertra-
„gen. Schon dreymal hat er alles eingekauft,
„was zur Trauer eines Wittwers gehört, und drey-
„mal hat sich seine fünf und siebenzigjährige Phyl-
„lis entschlossen, wieder gesund zu werden, und
„vom neuen aufzuleben. Er hat mich gebeten, nach-
„stehenden Brief bekannt zu machen, damit er sich
„bey denen entschuldige, welche ihm die ungleiche
„Heirath mit einer fünf und funfzigjährigen Wittwe
„ehedem als eine Thorheit haben auslegen wollen.

Er

„Er wünscht, daß sich andre an seinem „Exempel spiegeln, und sich auf die Sorgfalt der „Aerzte nicht zu sehr verlassen mögen, welche nicht „allemal im Stande sind, einen Körper zu tödten, bey dem die Liebe alle heilsame Arzneyen „entkräftet. Hier ist der Brief, welcher der „Grund zu seinem Unglücke war. Kann man „wohl so unempfindlich seyn, und solchen Reizungen widerstehn?

Mein Herr,

Ich weiß in der That nicht mit Gewißheit zu sagen, wie alt ich eigentlich bin. Nach meinem Taufscheine bin ich etliche und funfzig Jahre. Ich kann mir aber nicht anders einbilden, als daß sich der Küster verschrieben haben muß; denn nach meinen Kräften, nach der Begierde, die Welt zu genießen, und nach dem Verlangen, Ihnen, mein Herr, zu gefallen, nach allen diesen Umständen zu urtheilen, bin ich unmöglich älter, als dreyßig, höchstens sechs und dreyßig Jahre. Ich bin auf dem letzten Balle ungemein mit Ihnen zufrieden gewesen. Sie haben bey Ihren zwanzig Jahren etwas so gesetztes, und männliches, welches alle meine Aufmerksamkeit verdient. Die andern jungen Herren flatterten um die Mädchen herum, die weder zum Lieben noch zum Tändeln alt genug, und viel zu jung sind, vernünftig mit sich reden zu lassen. Ich werde es ewig nicht vergessen, mit wel-

cher Achtung Sie mir den ganzen Abend hindurch begegneten. Ich war die erste, die Sie zum Tanze auffoderten, und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich Sie versichre, daß ich bey aller Ihrer Bescheidenheit die lose Sprache Ihrer Augen verstanden, und Ihr ganzes Herz gesehen habe, als Sie mir die Hand zum erstenmale küßten. Fast sind Sie noch ein wenig zu furchtsam. Ich will Ihrer Schüchternheit auf dem halben Wege entgegen kommen. Ich will Ihnen sagen, daß ich Sie liebe. Urtheilen Sie, wie jung mein Herz seyn muß, da es mit dem Ihrigen einerley fühlt. Wie glücklich werde ich seyn, wenn ich, bey einer genauern Verbindung mit Ihnen, mich wegen derjenigen Jahre schadlos halten kann, in denen ich an der Seite eines abgelebten mürrischen Mannes ganz trostlos seufzen müssen. Meine Aeltern zwangen mich, ihn zu heirathen, weil er Vermögen hatte; ich konnte ihn aber aller, Bemühungen ungeachtet, dahin nicht bringen, daß er seines Lebens überdrüßig geworden wäre. Dreyßig Jahre, können Sie es wohl glauben, dreyßig Jahre lebte er noch, und nur mir zum Trotze ist er nicht eher, als vor fünf Jahren, gestorben. Ich bin ganz frey, und besitze, ausser einem zärtlichen Herzen, Geld genug, Sie glücklich zu machen. Wollen Sie meine Hand annehmen? Hier ist sie. Es kömmt auf Sie an, wie viel Sie verlangen, Sich einen Rang zu kaufen, und eine anständige Equipage anzuschaffen. Mit wem ich mein Herz theile, mit

dem

dem theile ich auch mein Vermögen. Mit der Zeit ſoll beides ganz Ihre ſeyn. Wären Sie weniger blöde, ſo würde ich mehr behutſam ſeyn, Ihnen meine Empfindungen zu entdecken. Ihre Liebe iſt mir unſchätzbar; wie groß wird das Vergnügen noch alsdann ſeyn, wenn künftig einmal, der Himmel gebe, ſo ſpät, als möglich, die Zeiten kommen, die uns bey einem herannahenden Alter nöthigen, unſre Liebe in eine ernſthafte Freundſchaft zu verwandeln! Ich brenne vor Verlangen, Ihre Entſchlieſſung aus Ihrem Munde zu hören. Ich werde auf den Abend zu Hauſe ſeyn. Wie jugendlich ſchlägt mein Herz, da ich dieſes ſchreibe! Ich zittre, aber nur vor Vergnügen zittre ich. Wie entzückend wird der Augenblick ſeyn . . . Nein, mein Herr, mehr kann ich nicht ſagen. Bey nahe vergeſſe ich, daß ich ein Frauenzimmer bin. Mit einem Worte, ich liebe Sie. Preſſen Sie mir kein offenherziger Bekenntniß ab. Ich liebe Sie, und bin ganz

die Ihrige.

„Die Menschen sind so sinnreich, daß sie viel-
„mal ihren größten Thorheiten einen
„frommen Anstrich zu geben wissen. Bis
„auf die übereilten Ehen erstreckt sich diese Art
„der Andacht. Viele heirathen, ohne zu überle-
„gen, ob sie im Stande sind, den unentbehrlichen
„Aufwand zu bestreiten, welchen eine Wirthschaft
„erfodert. Sie sehen die Noth voraus, in die sie
„sich und die ihrigen stürzen; sie können aber der
„Liebe nicht widerstehn. Und weil sie in andern
„Handlungen vernünftig genug sind, nichts unbe-
„sonnenes zu unternehmen: so suchen sie sich zu be-
„reden, daß diejenige Thorheit, zu welcher sie sich
„itzt anschicken, eine Art von guten Werken sey,
„wo sie ihr christliches Vertrauen auf die göttliche
„Vorsorge an den Tag legen, und den Himmel,
„so zu sagen, bey seinem Versprechen fest halten
„wollen, damit er Anstalt mache, sie zu ernähren.
„Sie beten, und beten vielleicht andächtig. Aber
„auch eine Thorheit, die man mit Gebet anfängt,
„bleibt dennoch eine Thorheit, und zieht oft die
„unglücklichsten Folgen nach sich, welche in dem
„gegenwärtigen Falle desto empfindlicher sind, je
„weniger wir uns vorwerfen wollen, daß die
„Schuld unser sey. Wir wollen den Himmel
„zur Verantwortung ziehn. Wie leicht wird uns
„das Herz, wenn wir iemanden finden, dem wir
„unsre Uebereilung Schuld geben können! Ein

leicht-

„leichtſinniger Thor flucht auf das Schickſal; ein „frommer Thor ſeufzt über den Himmel. Beide „ſind Thoren!

„Da dieſe unvorſichtigen Verbindungen nicht „ungewöhnlich ſind: ſo werden ſich vielleicht Leſer „finden, welche ſich nachſtehende zween Briefe zu „Nutze machen können. „

Mademoiſelle,

Ich habe einige Jahre her das Vergnügen gehabt, durch einen öftern Umgang den Werth Ihrer Tugenden, und die Vortrefflichkeit Ihrer Gemüthsart kennen zu lernen. Da ich und Sie über die erſten Jahre weg ſind, in denen man die Empfindungen der Liebe gar leicht einer flüchtigen Uebereilung Schuld giebt: ſo kann ichs wagen, Ihnen meine Zärtlichkeit zu entdecken, und Sie zu verſichern, daß ich es für mein gröſtes Glück in der Welt halte, der Ihrige zu ſeyn; und daß ich dieſes mit einer ſo reifen Ueberlegung ſchreibe, daß ich überzeugt bin, dieſes Glück wird mir nach vielen ſpäten Jahren noch eben ſo ſchätzbar ſeyn, als es mir itzt iſt. Was für ein Himmel muß ein Ehſtand ſeyn, wo ſich die Liebe auf Tugend gründet, und wo man ſich von beiden Theilen Mühe giebt, die Hochachtung gegen einander immer neu zu erhalten, und täglich zu vermehren! Dieſe ſeltne Glückſeligkeit kann ich mir von niemanden in der Welt verſprechen, als von Ihnen, Mademoi-

ſelle; und ich meines Orts müßte aller Empfindungen der Menſchheit unwürdig ſeyn, wenn ich das Geringſte verſäumen wollte, Ihre Glückſeligkeit eben ſo vollkommen zu machen, als ich die meinige zu ſehn wünſche. Kann ich hoffen, in meinen Wünſchen glücklich zu ſeyn? Das macht mir keine Sorge, daß mein Amt ſehr wenig einträglich iſt; daß Sie ſelbſt kein Vermögen beſitzen; und daß ich keine ſo nahe Hoffnung vor mir ſehe, wie dieſem Mangel der zeitlichen Glücksumſtände abzuhelfen ſeyn möchte. Es kann nicht fehlen, eine ſo tugendhafte Liebe, wie die unſrige iſt, läßt der Himmel nicht unbelohnt. Er wird uns Wege zu unſrer Verbeſſrung zeigen, die wir als einen Seegen unſrer vernünftigen Abſichten anſehn können. Geſetzt aber auch, unſre Umſtände verbeſſerten ſich nicht; geſetzt, wir lebten kümmerlich: o wie viel haben wir vor tauſend Familien voraus, da uns unſre aufrichtige und zärtliche Liebe nicht Zeit läßt, an unſern Mangel zu denken. Ich wenigſtens, Mademoiſelle, ich traue mir, bey Waſſer und Brod der vergnügteſte Ehmann zu bleiben, wenn ich das Glück habe, der Ihrige zu ſeyn.

Antwort.

Nein, wahrhaftig nein, mein Herr, das iſt meine Religion nicht. So hoch ich Sie ſchätze, und ſo lieb ich Sie als einen meiner beſten Freunde habe: ſo wenig kann ich mich entſchlieſſen, als

als Frau im Namen Gottes mit Ihnen zu hungern. Glauben Sie mir, es geſchieht nicht aus Leichtſinn, daß ich ſo ſchreibe. Sie kennen mich. So lebhaft ich bin, ſo ernſthaft bin ich auch, wenn ich an eine Verbindung denke, deren Folgen ſo wichtig ſind. Ich bin überzeugt, daß Sie der rechtſchaffenſte Mann von der Welt ſind, daß Sie mich aufrichtig lieben, daß Sie alles daran wagen würden, mich glücklich zu machen; daß unſer Ehſtand ein wahres Muſter einer vernünftigen Ehe ſeyn würde. Das alles weiß ich. Aber, mein Herr, aus Hochachtung gegen Sie, aus wahrer Freundſchaft, verſtehn Sie mich wohl, aus bloßer Liebe zu Ihnen, mag ich Sie nicht zum Manne haben. Glauben Sie denn, daß unſer Ehſtand nur vier und zwanzig Stunden dauern ſoll? Und glauben Sie denn, wenn man vier und zwanzig Stunden Waſſer und Brod gegeſſen hat, daß man ſich nicht ein wenig Fleiſch und Zukoſt wünſcht. Bey einem leeren Magen kann ſichs unmöglich lange zärtlich lieben. Stellen Sie Sich einmal vor, daß wir in chriſtlichem Vertrauen auf die Vorſorge des Himmels Mann und Weib ſind; daß Sie an dieſem Ende der Stube ſitzen, und ich an dem andern; daß Sie nichts zu eſſen haben, und daß mich hungert; daß ich aus Liebe zu Ihnen recht ſatt thue, und daß Sie aus zärtlicher Gegenliebe den Kopf traurig ſtützen, und unruhig nachdenken, wo Sie etwas zu eſſen für Ihre verhungerte Hälfte, für Ihr anders Ich hernehmen ſollen: was für ein Himmel

der Ehe wird dieſes ſeyn? Je mehr wir einander lieben, ie bekümmerter müſſen wir ſeyn, wenn wir ſehen, daß es uns an den unentbehrlichſten Nothwendigkeiten fehlt. Wiſſen Sie wohl, was ich thun würde, wenn Sie alsdann mein Mann wären? Ich würde mir die äuſſerſte Gewalt anthun, mich alle Mittage um zwölf Uhr mit Ihnen zu zanken, mich bis aufs Schlagen mit Ihnen zu zanken, und Sie ſo lange zu reizen, bis Sie im Zorne zu mir ſprächen: Da, verhungre Beſtie! Wie ruhig wäre meine Liebe gegen Sie, wenn Sie alsdann meine Noth nicht fühlten, wenn Sie vor Aergerniß vergäßen, daß Ihre liebe Frau nichts zu eſſen hätte, wenn ich den Kummer, unſern Mangel zu empfinden, ganz allein litte! Was wollen wir uns unſer Leben ſo ſchwer machen! Der Himmel will uns alle ernähren, es iſt wahr; aber das verſprach der Himmel zu der Zeit, da wir noch nicht ſo viel brauchten, wie itzt, und da die Eitelkeit der Menſchen viel tauſend unnöthige Dinge noch nicht erſonnen hatte, die in der Welt, worinn wir nun ſind, ganz unentbehrliche Dinge geworden ſind. Noch eins fällt mir ein. Können wir durch unſre übereilte Zuverſicht nicht andre auch unglücklich machen? Als ein unverheirathetes Frauenzimmer ſollte ich zwar zu blöde ſeyn, dieſes zu ſagen; aber aus Furcht zu hungern ſage ich alles, was mir einfällt. Mit einem Worte, ich glaube gewiß, daß es eine Art der Grauſamkeit ſey, wenn junge Leute ſich verheirathen, ohne zu wiſſen, wie ſie ihren

Nach-

Nachkommen den nothdürftigen Unterhalt und die nöthige Erziehung geben ſollen. Damit wir einander recht zärtlich und exemplariſch lieben können, ſollen deßwegen unſre armen Kinder verhungern, oder dem Vaterlande zur Laſt ſeyn? Wiſſen Sie was? Sie für Sich haben zu leben, ich für mich auch; aber beide zuſammen haben wir kein Brod. Wir wollen leben, wie bisher. Ich liebe Sie als einen vernünftigen und rechtſchaffnen Freund; und Sie lieben mich als Ihre Freundinn. Dabey ſoll es bleiben, und wir wollen niemals eher zuſammen kommen, bis wir zu Hauſe uns ſatt gegeſſen haben. Unſer Umgang wird immer vergnügt, immer tugendhaft bleiben, und wir werden den dauerhaften Vortheil haben, daß wir bey unſrer Freundſchaft nicht unruhig ſind. Sind Sie mit meiner Antwort zufrieden? Wie ſchwer wird es mir, eine Sache auszuſchlagen, die ich bey andern Umſtänden für mein gröſßtes Glück halten würde! Leben Sie wohl.

* *

„Da die Natur allen Thieren den Trieb zu „lieben eingepflanzt hat: so fühlen ihn auch „die Pedanten, und oft fühlen diese ihn „mehr, als vernünftige Geschöpfe, weil man aus „der Zergliedrungskunst will wahrgenommen ha„ben, daß diejenigen Creaturen am brünstigsten „sind, die am wenigsten denken. Ich will meinen „Lesern eine Art von dergleichen Schulseufzern mit„theilen. Es wäre zu wünschen, daß sie alle so „beantwortet würden, wie ich diesen beantwortet „habe. Auf diese Art würde sich das schmutzige „Geschlecht der Pedanten weniger vermehren.„

Hochzuehrende, und Werthgeschätzte Jungfrau!

Wenn ich Ihnen sage, daß die Sonne zum Erwärmen, der Vogel zum Fliegen, und der Mensch zum Lieben erschaffen ist: so sage ich Ihnen eine Wahrheit, von der der wilde Scythe so sehr, als der vernünftig denkende Grieche, überzeugt war. Amor omnibus idem! Die weise Natur hat dem Menschen einen Trieb eingepflanzt, welchen er Liebe nennt, und der auf die Vermehrung seines Geschlechts abzielt. Ohne diesen Trieb würden die großen Absichten der mütterlichen Natur nicht bestehn, und die Welt würde in ihr erstes Chaos zurück fallen, wenn die Menschen nicht liebten.

Ich,

Ich, Hochzuehrende, und Werthgeschätzte Jungrau, ich, der ich minima particula, ein kleiner Theil, dieses Ganzen bin, ich fühle diese Triebe der Natur mehr als jemals, da ich das Glück gehabt, Sie kennen zu lernen. Ich halte es für meine Pflicht, dieser Stimme zu folgen. Sie würden rebellisch seyn, wenn Sie diesen Trieben der Natur sich widersetzen, und nichts fühlen wollten, da Sie doch zu eben diesen großen Absichten so fühlbar gebohren sind.

Lassen Sie uns denn, Werthgeschätzte Jungfrau, diese Triebe vereinigen, und, so viel an uns ist, hindern, daß die Welt nicht zur Wüste werde.

Sie heißen Dorothea, denn Sie sind eine wahre Gottesgabe; und da ich Theodor heiße: so wird es überflüssig seyn, zu beweisen, daß wir beide für einander geschaffen zu seyn scheinen.

Jener malte eine Sonnenblume, mit der Ueberschrift:

Sequitur suum!
Wie dieser ist die Sonne:
So bist du meine Wonne!

anzudeuten, daß ein Verliebter niemals seinen geliebten Gegenstand aus den Augen lasse, sondern sich, gleich einer Sonnenblume, nach demselben beständig wende und kehre. Glauben Sie, Hochzuehrende Jungfrau, daß ich niemals meine eheliche Pflicht aus den Augen lassen, sondern mit unverwandten Augen nach Ihnen, wie ein Schiffer nach dem Polarsterne, sehn, und mir Mühe geben werde,

de, Ihnen durch meinen Wandel ad oculum zu demonstriren, daß ich bis zu dem letzten Hauche des Lebens, ja, wo möglich, noch länger, voll Hochachtung, Liebe, und Ergebenheit sey,

Hochzuehrende und Werthgeschätzte Jungfrau,

Meiner Hochzuehrenden und Werthgeschätzten Jungfrau,

gehorsamster, und ehrendienstwilliger,
N.

Antwort.

Mein Herr,

Es ist ein großer Fehler von meinen Aeltern, daß sie mich haben Dorothea nennen lassen. Weil ich aber auch Johanne, und Sie Casper heißen: so mache ich mir ein Gewissen daraus, die Natur in ihrer Ordnung zu stören, und mit Ihnen ein Bündniß einzugehn, welches mir nicht den großen Absichten der mütterlichen Natur gemäß zu seyn scheint. Ich weiß nicht, was ich thun würde, wenn Sie ein vernünftig denkender Grieche wären, und ich eine wilde Scythinn; so viel aber weiß ich, daß ich es lieber zufrieden bin, wenn die Welt in ihr erstes Chaos zurück fällt, als wenn ich mich, gleich einer Sonnenblume, nach Ihnen wenden und kehren soll. Jene malte einen kleinen Korb, mit der Ueberschrift:

Mein Herr,

Ihre Dienerinn.

Unter

* *

Unter tausend glücklichen Vorzügen, die der Bauer vor vielen Vornehmen genießt, ist auch dieser, daß er meistentheils vernünftig, vorsichtig, und uneigennützig liebt. Es ist wahr, er fängt gemeiniglich da in der Liebe an, wo wir aufhören; aber dieses ist ein neuer Vorzug für ihn, und wenn er weniger seufzt, so ist er auch weniger lächerlich. Er überlegt, ob er eine Frau ernähren kann. Er sucht sich eine Frau, die ihm in seiner Narung helfen soll. Er sorgt, daß seine Kinder gesund und arbeitsam erzogen werden. Ein wenig Eifersucht erhält die Liebe neu und lebhaft; und auch dieses Vergnügen fehlt dem Bauer nicht. Zur Abwechslung will ich ein paar Briefe einrücken, welche zeigen, wie unschuldig man in den Hütten liebt.„

Grethe,

Du bist ein flinkes Mensch. Ich habe es in der Heuerndte gesehen, wie Dir die Arbeit frisch von der Faust gieng. So eine Frau möchte ich haben! Wilst Du mich, so schlag ein. Ich habe ein bezahltes Häuschen, funfzig Gülden baar Geld, und der gnädige Herr ist mir auf ein ganzes Jahr Arbeiterlohn schuldig. Er wird mich schon bezahlen, wenn er Geld kriegt. Wir wollen uns redlich und ehrlich nähren, und für unsre Kinder wird

sich

ſich auch Brod finden, wenn ſie arbeiten lernen. Was meynſt Du, Grethe? Nimm mich, ich bin Dir gut. Thue mir nicht ſo ſchön mit Nachbars Chriſtel. Stecke den Brief nur hinter den Backofen, ich will ihn ſchon finden. Ich bin Dir recht gut.

Hanns,

Je nun nun! Kann ich Dich doch wohl nehmen, wenn ich Dir gut genug bin. Wir wollen beten und arbeiten, es wird ſchon gehn. Für die Kinder iſt mir nicht leid; armer Leute Kinder brauchen nicht viel. Ich kriege von meiner Mutter noch zwanzig Gülden raus, und ein Ehrenkleid. Sonſt habe ich nichts. Ein neues rothes Mieder habe ich noch mit weißen Knöpfen, und einen gehenkelten Thaler. Wir wollen einander in Gottes Namen nehmen. Brod wollen wir wohl verdienen. Ich ſcheue die Arbeit nicht. Mit Deinem Chriſtel! Ich habe ſeit dem Pfingſtbiere nicht mit ihm geredt. Du ſchierſt mich nur. Sage ich Dir doch auch nichts von der großen Hofmagd. Du kannſt mit meiner Mutter reden. Ich muß auf die Frohne. Rede nur mit der Mutter.

„Es giebt gewisse Vorurtheile, welche durch
„die Zeit und Gewohnheit dergestalt ge-
„rechtfertiget worden sind, daß es eine
„Nothwendigkeit ist, sich ihnen zu unterwerfen,
„und daß man von derselben nicht abgehn kann,
„ohne sich den Urtheilen der Welt, und vielen dar-
„aus erwachsenden Verdrießlichkeiten bloß zu stel-
„len. Diese privilegirten Vorurtheile äußern sich
„nirgends stärker, als bey den Ehen, wenn eine
„von den beiden Personen sich unter ihren Stand
„verheirathet. Diese Ungleichheit des Standes
„ist sehr schwer zu bestimmen, da gemeiniglich ein
„jeder glaubt, er sey besser, als sein Nachbar.
„Ein reicher Bauer, der die Tochter eines armen
„Taglöhners freyt, wird das ganze Dorf und alle
„Bauerpatricier wider sich aufbringen. Die Bür-
„ger machen unter sich eine unendliche Abtheilung
„der Grade ihres Standes, und sind ganz trost-
„los, wenn einer von ihnen diese willkührliche
„Rangordnung übertritt. Bey niemanden fällt
„es mehr in die Augen, als bey dem Adel. Und
„dieser hat, meines Erachtens, auch noch das
„meiste Recht, wider solche ungleiche Heira-
„then zu eifern, da mit dem Adel verschiedne we-
„sentliche Vorzüge verbunden sind, welche durch
„dergleichen Verbindungen entweder ganz weg-
„fallen, oder doch Verwirrungen machen müssen,
„wenn man sich derselben, diesem ungeachtet, fer-

ner

„ner anziehen will. Die Exempel sind so gar „häufig nicht, daß ein reicher Bürger sich mit ei„nem armen Fräulein verbindet. Es ist nicht zu „läugnen, daß dergleichen Ehen oft auf beiden „Theilen vergnügt und glücklich ausschlagen; und „dennoch glaube ich, daß beyde Theile viel dabey „wagen. Sind die zärtlichen Monate des Eh„standes vorbey, so kann es leicht geschehn, daß „den Mann eine Wahl gereut, durch welche seine „Reichthümer nicht vermehrt worden sind. Sei„ne Frau aber muß sehr vernünftig und billig seyn, „wenn ihr nicht von Zeit zu Zeit der Rang ihrer „Vorfahren, und der demüthigende Gedanke ein„fallen soll, daß die Vorwürfe ihrer Verwand„ten gegründet sind. Ich will Gelegenheit neh„men, dieses in nachfolgenden zween Briefen wei„ter auszuführen.„

Gnädiges Fräulein,

Die Gelegenheit, die ich seit zwey Jahren gehabt, Sie kennen zu lernen, und durch einen täglichen Umgang Ihre Vorzüge und Tugenden einzusehn, macht mich so dreist, Ihnen eine Erklärung zu thun, die Sie Sich vielleicht itzt am wenigsten vermuthen. Sie betrifft die Hochachtung, die ich gegen Sie hege, und das Verlangen, das ich habe, durch die Erlaubniß, Sie zu lieben, und ewig der Ihrige zu seyn, glücklich zu werden. Ich weiß die Einwürfe, Gnädiges Fräulein, die

Sie

Sie machen können, und die ich gewiß befürchten müßte, wenn ich von Ihrer billigen Denkungsart nicht besser überzeugt wäre.

Die Verbindung einer Fräulein mit einem aus bürgerlichem Stande wird nur denenjenigen übereilt vorkommen, welche von meiner zärtlichen Achtung für Ihre Person, und von Ihrer Einsicht, die Sie über die kleinen Vorurtheile der Welt erhebt, unrechte Begriffe haben. Meine Vorfahren haben immer den Ruhm gehabt, ehrliche Leute zu seyn. Sie waren in der Stadt, wo sie wohnten, von einigem Ansehn. Sie sind zwar alle nur Bürger gewesen, aber tugendhafte Männer, und ich darf mich keines einzigen schämen. Das Glück, welches meinem Vater in der Handlung zufiel, brachte ihm die Bekanntschaft, und das Vertrauen der größten Familien zu Wege. Ich bin der einzige Erbe seines hinterlaßnen Vermögens, welches mir überflüssig Gelegenheit verschafft, auf eine bequeme, und sehr anständige Art zu leben. Was mir noch an meinem zeitlichen Glücke mangelt, ist der Besitz einer so vernünftigen, und tugendhaften Person, als Sie sind, Gnädiges Fräulein. Da Sie weder Aeltern noch nahe Verwandte haben: so beruht mein Glück bloß auf Ihrer Wahl, und auf Ihrem Ausspruche. Darf ich hoffen? Wird es Ihnen schwer fallen, denjenigen glücklich zu machen, der es ohne Sie nicht seyn kann? Verlangen Sie Gnädiges Fräulein, daß ich mir die adlichen Vorzüge, welche die Natur

meinen Vorältern versagt hat, durch Geld erlangen soll? Aber werde ich Sie deßwegen aufrichtiger lieben, als es itzt geschieht? Werde ich, da Sie so billig sind, in Ihren Augen mehr Verdienste erlangen? Ich glaube keins von beiden. Verlangen Sie es schlechterdings: so will ichs thun; aber, ich gestehe es, ich thue es ungern. Nicht darum, daß ich es denenjenigen übel auslegte, welche es für nöthig hielten, sich in den Adel einzukaufen; keineswegs. Es giebt Fälle, wo der Adel eine Belohnung auch für bürgerliche Tugenden ist; und sie ist nöthig, auch andre aufzumuntern, sich um ihr Vaterland verdient zu machen. Ich, Gnädiges Fräulein, ich habe um mein Vaterland keine Verdienste weiter, als ein redliches Herz, und die Reichthümer meiner Aeltern. Auf das erste bin ich stolz; aber eine so allgemeine Pflicht, als diese ist, redlich zu seyn, giebt uns noch kein Recht, eine so wichtige Belohnung, als die Erhebung in den Adelstand ist, dafür zu fodern. Auf meinen Reichthum hingegen habe ich gar nicht Ursache stolz zu seyn. Es ist ein Glück, das der nichtswürdigste Mensch erlangt haben würde, wenn er meines Vaters einziger Sohn gewesen wäre. Kann ich es also wohl wagen, mich unter den Adel zu drängen, ohne den Vorwurf zu verdienen, der denen, die zu dieser vorzüglichen Würde gelangen, gemeiniglich, und nur zuweilen ohne Grund, gemacht wird. Die von Adel, welche vernünftig sind, würden mit meiner Eitelkeit Mitleiden haben; die

aber

aber, welche nicht vernünftig ſind, würden mich für einen lächerlichen Thoren halten, und mich verachten. Die von bürgerlichem Stande würden das ſagen, was man in dergleichen Fällen immer ſagt; und immer ſagt man mehr böſes von andern, als gutes. Sie würden mich als einen Mann anſehen, der ſich ihrer ſchämte. Ein Bürger der Vermögen und Anſehn hat, iſt zu ſtolz, als daß ihm die Geſellſchaft eines neuen Edelmanns ohne Verdienſte erträglich ſeyn ſollte. Was für ein unglückſeliges Mittelding zwiſchen den Adlichen und Bürgerlichen würde ich alsdann ſeyn! Jene würden mich verachten, und dieſe vermeiden. Rathen Sie mir wohl, Gnädiges Fräulein, daß ich mir einen ſolchen Vorwurf ſo theuer erkaufen ſoll? Und dennoch will ich es thun, wenn Sie mir es rathen. Die Urtheile der ganzen Welt werde ich nicht achten, wenn ich dadurch das Glück erlange, daß Sie mich Ihrer Liebe würdigen. Ich erwarte Ihren Ausſpruch mit Ungeduld. Auf dieſem beruht meine ganze Zufriedenheit. Laſſen Sie mich nicht zu lange in der traurigen Ungewißheit, ob ich es wagen darf, zu ſagen, ich ſey

Gnädiges Fräulein,

der Ihrige.

Mein Herr,

Ich muß mich ſchämen, daß ich noch bis itzt in einer Sache unſchlüſſig bin, die mir von einem

so vernünftigen Manne und auf eine so anständige Art angetragen wird. Ich kenne den Werth Ihres Herzens. Meine Hochachtung gegen Sie ist stärker, als eine gemeine Hochachtung. Ich glaube, sie kömmt der Liebe sehr nahe. Ich will diese Empfindung für eine Liebe halten, die ich der Tugend schuldig bin. Mit Ihrer Hand bieten Sie mir so viel Vortheile des Glücks an, welche stärker sind, als ich iemals hoffen kömnen; und welche allein stark genug seyn würden, ein jedes Frauenzimmer, das nicht reicher ist, als ich, zu einem geschwinden Entschlusse zu bringen. Mit einem Worte, ich kann nicht vernünftiger, und zugleich vortheilhafter lieben, als wenn ich Sie liebe, mein Herr. Und dennoch bin ich so schwach, mich durch die kleinen Vorurtheile der Welt unschlüssig machen zu lassen, über welche, wie Sie mir schmeicheln, ich erhoben seyn sollte. Meine Begriffe von dem wahren Werthe des Adels sind den Ihrigen ganz ähnlich. Der Adel giebt denen, die ihn verdienen, einen ansehnlichen Vorzug, und er vermehrt die Schande dererjenigen, welche seiner, und ihrer Ahnen unwürdig sind. Ein Bürger, der durch seine Verdienste um das Vaterland sich selbst diesen Vorzug erworben, hat das Recht, von mir mehr Hochachtung zu fodern, als ein adlicher Taugenichts, den ein blinder Zufall aus einem alten Hause hat lassen gebohren werden. Auch darinn bin ich mit Ihnen einig, daß ein ieder bürgerlichen Standes nicht behutsam genug seyn

kann

kam, die Rechte des Adels auf sich zu bringen, die Ihn, wenn er es nicht schon vorher ist, weder vernünftiger, noch tugendhafter machen. Ich wenigstens würde für Sie, mein Herr, nicht einen Augenblick mehr Hochachtung haben können, als ich itzt habe, wenn Sie gleich in diesem neuen Glanze zu mir kämen, in der Hand das kostbare Pergament, und auf einer jeden Seite zwey Ahnen hätten. Da ich vom Adel so billig urtheile: so können Sie wohl glauben, daß mir nichts abgeschmackter vorkömmt, als der lächerliche Hochmuth der kleinen adlichen Seelen, welche alle andre, und die vernünftigsten Männer verachten, weil sie bürgerlichen Standes sind. Diese Creaturen haben wohl Ursache, auf die Vorzüge der Geburt zu trotzen; denn wenn diese nicht wären, so würden Sie oft gar nichts haben, womit Sie sich von dem niedrigsten, und unedelsten Pöbel unterscheiden könnten. So wahr dieses alles ist, und so gewiß ich von dem überzeugt bin, was ich hier sage: so gewiß ist es doch auch, daß wir in einer Welt leben, die durch Vorurtheile regiert wird, und die zu alt ist, als daß Sie sich durch uns eines bessern sollte belehren lassen. Diese mit Vorurtheilen eingenommene Welt ist so unbillig, daß Sie die Heirath einer Fräulein mit einem aus bürgerlichem Stande schwerlich entschuldigen wird, wenn auch dieser noch so angesehn, und der vernünftigste Mann wäre. Ist dieser Mann reich und das Fräulein arm: so wird ein Theil des Vor-

wurfs mit auf ſie fallen, und man wird ſich Mühe geben, ihre Abſichten verdächtig, und wenigſtens eigennützig zu machen. Was hat ſie alsdann für Mittel in Händen, ihre Unſchuld zu vertheidigen? Und wie empfindlich muß ein ſolcher Vorwurf ſeyn, den man nicht ablehnen kann! Werden ihre eigenen Verwandten billig genug ſeyn, ihren Entſchluß zu rechtfertigen, oder wird es Ihnen nicht immer einfallen, daß ſie etwas gethan, das ein Fräulein von altem guten Hauſe nicht hätte thun ſollen? Es ſind Vorurtheile, mein Herr, ſehr lächerliche Vorurtheile, ſie haben Recht; aber ſie ſind doch allgemein, und um deßwillen allemal gefährlich.

Müſſen Sie es nicht geſtehn, mein Herr, daß dieſer Fehler nicht dem Adel allein eigen iſt? Er iſt unter denen vom bürgerlichen Stande noch viel ſtärker. Ich will nur ein Exempel anführen. Ein Doctor iſt ein Bürger, ein Handwerksmann auch. Was für Bewegungen erregt das in der bürgerlichen Welt, wenn ein Doctor die Tochter ſeines Schuſters heirathet! Alle Caffeegeſellſchaften, alle Wochenſtuben ſchreyen Ach und Weh über dieſe widernatürliche Verbindung. Haben Sie immer die gefällige Nachſicht gegen die Thorheiten meines Standes, welche ſich durch die Thorheiten des Ihrigen ſo lange rechtfertigen, bis beide vernünftiger denken, und billiger urtheilen lernen. Es iſt einem Fräulein wohl erlaubt, einen Mann bürgerlichen Standes hoch zu achten, und ſeine aufrichtige Freundinn zu ſeyn, wenn man ihr gleich nicht erlauben will,

will, ſich genauer mit ihm zu verbinden. Iſt eine ſolche Freundſchaft ohne Tadel nicht einer Liebe vorzuziehn, welche ſo bitter getadelt wird? Hat dieſer Mann Vermögen, iſt er wegen ſeines ehrlichen Charakters in der Stadt angeſehn: wie glücklich kann er ein Bürgermädchen machen, das arm, aber tugendhaft iſt! Die ganze Welt wird ſeinen Entſchluß preiſen; Adliche und Bürgerliche müſſen ihn wegen ſeiner Großmuth hochachten; die Familie, welche er in ſo vortheilhafte Umſtände geſetzt hat, wird ihn ſeegnen und ehren. Hat ein Fräulein das Glück, ſeine Freundinn zu ſeyn: ſo wird ſie es nunmehr doppelt ſeyn müſſen, da ihr ſeine vernünftige Wahl ſo viel Ehre macht.

Sehen Sie, mein Herr, daß ſind ungefähr meine Zweifel, die ich itzt habe, und die ich Ihnen nicht ſo offenherzig ſagen würde, wenn ich Sie weniger liebte. Laſſen Sie mir noch eine kurze Bedenkzeit; ich will mich hernach näher erklären. Das können Sie inzwiſchen gewiß glauben, daß ich mit der größten Hochachtung unverändert ſey

die Ihrige.

N. S. Führen Sie mich heute in die Comödie. Es wird über unſern Text ein ſehr erbauliches Stück geſpielt, das die Madame Gottſchedinn zur Verfaſſerinn hat. Ich erwarte Sie gewiß. Sie ſollen auf den Abend mit mir ſpeiſen, und mir ſagen, wie es Ihnen gefallen hat. Hier iſt der Comödienzeddel. Bis auf Wiederſehn.

„Es iſt nicht zu läugnen, daß oftmals ein „Frauenzimmer bürgerlichen Standes „durch ihre Tugenden und ihre gute Auf„führung das Glück verdient, ſich mit einem vom „Adel zu verbinden. Trägt ihre Schönheit et„was dazu bey, ſo iſt es für ſie ein Vorzug mehr; „und ſie verdient doppelte Achtung, wenn ihr Ver„mögen ſo anſehnlich iſt, daß ſie ihren Mann auch „auf dieſer Seite glücklich machen kann. Die „Erfahrung lehrt uns, daß dergleichen Ehen „vielmal der Grund einer dauerhaften Zufrieden„heit ſind. Wenn beide Theile mit Vernunft „wählen, und mit Zärtlichkeit ſich lieben: ſo ha„ben ſie ein Recht, alle die Spöttereyen großmü„thig zu verachten, welche von dem Pöbel darü„ber ausgeſtoßen werden.

„Was ich hier angeführt habe, iſt die Schutz„ſchrift von dem, wovon nachſtehende Briefe han„deln. Sie gehn diejenigen nichts an, welche „vernünftig ſind; und ſie können nur die beleidi„gen, welche ein Recht haben, ſich für die Origi„nale dazu aufzuwerfen. Sie werden ſich wohl „ſelbſt melden; noch zur Zeit kenne ich ſie nicht, „und ich werde mich ſehr erfreuen, wenn meine „Leſer ſich überzeugen können, daß es dergleichen „Originale nirgends gebe. Ich will den Vorwurf „gern leiden, daß meine Charaktere unwahrſcheinlich „ſind. Was ich als Autor dabey verliere, das ge-

„winne ich auf der andern Seite als ein aufrichtiger „Patriot wieder.

Mademoiſelle,

Ich habe Ihnen einen Vorſchlag zu thun, der Ihnen Ehre macht. Mein Vater heirathete ein blutarmes Fräulein aus einem uralten Hauſe. Mein Großvater vermählte ſich mit der Baroneſſinn von = = = deren Vorfahren zu Kaiſer Friedrichs des Rothbarts Zeiten zum heiligen Grabe als Ritter reiſten. Von meinem Urgroßvater iſt es bekannt, daß er ſich nicht entſchlieſſen konnte, eine reiche Gräfinn zu heirathen, bloß darum, weil ihr Vater ein Kaufmann geweſen war. Er nahm ein armes Fräulein, welche von ſo gutem Adel war, daß ſie ſelbſt den Beyfall des Herzogs erhielt. Mit einem Worte, alle meine Vorfahren ſind ſo vorſichtig geweſen, daß ſie nicht unter ihren Stand geheirathet, und niemals ihren Adel mit bürgerlichem Blute befleckt und vermengt haben. Und dennoch habe ich ſo viel Ueberwindung, Ihnen, Mademoiſelle, zu ſagen, daß ich Sie liebe, und dieſes in der ernſtlichen Abſicht, Sie zu meiner Gemahlinn zu nehmen. Ich gebe mich der Verachtung des ganzen Adels bloß, ich weiß es wohl; aber ich kann es nicht ändern. Ein Bürgermädchen zu heirathen: das will viel ſagen! Sonſt war ich der erſte, der gegen dergleichen widernatürliche Ehen eiferte. Aber Noth bricht Eiſen! Meine

Umſtände zwängen mich zu dieſem verzweifelten Entſchluſſe. Was ich von meinem Vater geerbt habe, das iſt ein altes adliches Blut, und neue Schulden. Die drey Güter, von denen ich mich ſchreibe, gehören meinen Gläubigern. Ich ſtehe in Gefahr, künftige Meſſe eine traurige Figur zu machen, wenn ich mich nicht durch Ihre Liebe rette. Sie haben Geld, und ich den Stand; wir wollen unſre Vorzüge mit einander theilen, ſo fehlt es uns beiden nicht an dem, was wir brauchen. Ich will die Schande Ihrer geringen Herkunft mit meinen alten Pergamenten zudecken. Erlauben Sie mir dafür, daß ich mit Ihren Wechſeln mich gegen die Grobheit meiner Gläubiger ſchütze. Ich mache Sie zu einer gnädigen Frau; iſt es wohl unbillig, daß Sie mich dagegen bey meinen Rittergütern erhalten? Wäre eine Möglichkeit, daß ich Ihr Geld, ohne Sie, bekommen könnte: ſo können Sie mir heilig glauben, daß ich Ihr Geld allein, und Ihre Perſon nicht verlangen wollte. Aber ich weiß es ſchon, das thun Sie nicht; und ehe ich Ihr Geld miſſe, ſo will ich mir lieber gefallen laſſen, Ihre Perſon zugleich mit zu nehmen. Glauben Sie nur nicht, daß Sie mir zu viel aufopfern. Ich wage meinen guten Namen, den Ruhm aller meiner Ahnen wage ich daran, der Ihrige zu werden; können Sie mir wohl dieſes mit Ihrem Gelde zu theuer bezahlen? Noch etwas muß ich Ihnen ſagen. Da ſie bürgerlich erzogen worden ſind: ſo haben Sie vielleicht die ge-

meinen

meinen Vorurtheile, daß mich unſre Ehe verbinden würde, Sie mit Hochachtung und aufrichtig zu lieben, und daß Sie ein Recht erhielten, in öffentlichen Geſellſchaften, und in Gegenwart des ganzen Landadels mir, als Ihrem Manne, auf eine vertraute Art zu ſchmeichein; keins von beiden. Bin ich Herr von Ihrem Vermögen, ſo habe ich, was ich geſucht. Von Ihrem Herzen verlange ich nicht Herr zu ſeyn, ob ich gleich will, daß Sie von mir, als Ihrem Manne, Befehl annehmen. Das bitte ich Sie, vergeſſen Sie Sich in Geſellſchaften nicht. Hochachtung und Ehrfurcht gehört mir. Eine vertraute Zärtlichkeit würde den Vorwurf rechtfertigen, den mir der Adel machen kann. Am beſten wird es ſeyn, wenn Sie, ſo viel möglich, die Geſellſchaften vermeiden, die über Ihren Stand ſind. Es wird Ihnen an Umgange nicht fehlen, da ich Willens bin, von Ihrem Gelde eine ziemliche Anzahl Bediente zu ernähren. Meines Pfarrers Frau iſt ein ganz feines Weib, zu der können Sie Sich halten. Ein Umgang mit Ihres gleichen wird Ihnen am beſten anſtehn. Bey meinen Unterthanen heißen Sie immer gnädige Frau. Wenn ich vom Hofe abkommen kann, will ich Sie dann und wann beſuchen. Es würde öfter geſchehen, wenn Sie ſchöner ausſähen; aber, mit Ihrer Erlaubniß, Sie ſehen ſehr häßlich aus. Es ſey drum! Sind Sie doch reich, und für eine Bürgers Tochter ſehn Sie immer erträglich genug, zumal da Sie Ihr Schnei-

der

der ſo wohl zu kleiden weiß. Sehn Sie, Mademoiſelle, ich ſage es Ihnen, wie mirs ums Herz iſt. Mein Kammerdiener hat Befehl, nicht eher von Ihnen wegzugehn, bis er mir Antwort bringt. Ungeachtet Ihrer ſchlechten Erziehung traue ich Ihnen doch ſo viel Einſicht zu, daß Sie das Glück erkennen werden, welches ich Ihnen entgegen trage. Machen Sie Sich nicht vor der Welt lächerlich, und ſchlagen Sie eine Ehre nicht aus, die nicht alle Tage kömmt. Unſre armen Kinder dauern mich; denn ohne Kinder wird es doch nicht ganz abgehn, das ſehe ich ſchon. Ihre Mutter wird Ihnen ein ewiger Vorwurf ſeyn, und ich bin freylich Schuld daran. Wer kann ſich helfen? Sie müſſen über die Unbeſcheidenheit meiner Gläubiger ſchreyen, welche mich ſo weit treiben. Was iſt zu thun? Sie mögen ſich durch die Welt bringen, ſo gut es angehn will; können Sie doch ſtudiren, dazu ſind Sie noch immer gut genug. Gott Lob! ich und alle meine Vorfahren haben niemals ſtudirt. Pedanterey iſt unſer Familienfehler nicht, hol mich der Teufel! nicht, das ſage ich Ihnen, Mademoiſelle! Leſen und ſchreiben kann ich ſo ziemlich; aber einen Haſen will ich Ihnen hetzen, Trotz dem beſten Jäger, und wenn ich die Aufwartung habe, ſo mache ich auch der Antichamber Ehre; das können Sie mir glauben. Ich wüßte in meinem Leben nicht, wenn ich ſo viel geſchrieben hätte, als itzt an Sie; aber was thun die Liebe und der Gläubiger nicht. Das will ich nimmermehr vergeſſen,

geſſen, was mich dieſer Brief für Ueberwindung gekoſtet hat. Kurz, antworten Sie bald, und ſo, wie ich wünſche. Es ſoll Sie nicht gereuen. Ich bin

Ihr Diener

* * * *

Hochwohlgebohrner Herr,

Gnädiger Herr,

Dem Himmel ſey tauſendmal Dank, der Sie auf den glücklichen Einfall gebracht hat, mich zu einer gnädigen Frau zu machen. Das iſt alles, was ich mir in meinem Leben wünſchen kann. Als ich noch jung und unverſtändig war, da würde ich zufrieden geweſen ſeyn, wenn ein feiner ehrbarer Bürger gekommen wäre; da ich aber älter und verſtändiger ward: ſo that ich bey mir ſelbſt ein Gelübde, daß ich niemanden, als einen Edelmann heirathen wollte. Sie glauben nicht, Gnädiger Herr, was für ein närriſcher Hochmuth unter der Bürgercanaille iſt! Eine Doctorsfrau, deren Mann vielmal das liebe Brod nicht hat, wird ſich nimmermehr überwinden können, der Frau des reichſten Kaufmanns den Rang zu geben. Mir iſt es am Sonntage ſo gegangen, daß die Tochter eines Profeſſors, welche ihrer ſeligen Mutter Brautkleid anhatte, ſich über mich drängte, ungeachtet

der

der Stab von meinem Stoffe acht Thaler kostete. Das will ich ihr gewiß empfinden lassen, habe ich nur einmal die Gnade, Ihre Gemahlinn zu seyn. Mit Freuden überlasse ich Ihnen meine Hand und mein ganzes Vermögen. Nun sehe ich erst, wie viel Dank ich meinem weisen Vater schuldig bin, welcher aus liebreicher Vorsorge bey seinen Schätzen verhungerte, um seiner einzigen Tochter ein so ansehnliches Vermögen zu hinterlassen, welches mich würdig macht, Ihre Gemahlinn zu werden. Wenn es wahr ist, was man meinem Vater Schuld gegeben, daß er den grösten Theil seiner Reichthümer von dem Landadel zusammen gewuchert hat: so halte ich es für eine Art des billigen Wiederersatzes, Ihnen, Gnädiger Herr, solche Preis zu geben. Ich lasse mir alle die Bedingungen gefallen, unter denen Sie mir Ihre Hand anbieten. Ich will alle die vornehmen Gesellschaften meiden, in denen Sie Sich meiner zu schämen haben. Die Vorwürfe, die mir von adlichen Damen gemacht werden, will ich in Demuth ertragen, wenn ich nur dafür die Freyheit behalte, andern Weibern, die geringer sind, als ich, und Ihren Unterthanen, es empfinden zu lassen, daß ich gnädige Frau bin. Das einzige bitte ich Sie noch, erlauben Sie mir, daß ich in der Messe, unter der Bedeckung von vier bis fünf Bedienten mich durch den Landadel drängen darf. Ich hoffe Ihnen, und Ihren Ahnen mit meinem Reifrocke Ehre zu machen; und begegnet mir eine von meinen

ten alten bürgerlichen Bekannten: so will ich von meiner gnädigen Höhe mit einer eben so stolzen Mine auf diese elende Creatur herab sehn, als wenn meine Vorfahren das heilige Grab auch hätten erobern helfen. Mit einem Worte, Sie sollen Ihre Freude an mir haben, und Ihre Wahl soll Sie gewiß nicht gereuen. Ich erwarte einen Aufsatz von Ihren Schulden, damit ich die Gläubiger auf die Zahlung vertrösten kann. Ich habe Vermögen genug, sie zu befriedigen; und Sie können nehmen, so viel Sie zu Ihrem Staate brauchen. Ich sehe es zwar im voraus, daß mein ganzes Vermögen mit der Zeit wird verlohren gehn, und daß mich Ihre Schulden, und Ihr Aufwand in kümmerliche Umstände bringen werden; aber es sey drum. Es ist immer rühmlicher, wenn man als Gnädige Frau hungert, als wenn man mit bürgerlichen Händen Allmosen austheilen kann. Ich erwarte die Ehre Ihres Zuspruchs, um Ihnen mündlich zu sagen, daß ich mit der größten Hochachtung sey,

Gnädiger Herr,

Ihre

demüthige Dienerinn.

N. S. Könnte die Hochzeit nicht noch vor den Fasten werden? Es ist hernach gar zu lange bis auf Ostern!

Ant-

Antwort von einem andern Inhalte.

Gnädiger Herr,

Urtheilen Sie selbst, wie groß mein Verlangen seyn muß, adlich zu werden, da mich nicht einmal Ihr Brief hat beleidigen können, so grob und pöbelmäßig er auch abgefaßt ist. Ich verzeihe Ihnen diese Kleinigkeiten, um bey meinen großen Absichten desto glücklicher zu seyn. Da ich schon so lange vergebens auf einen dergleichen ernsthaften Antrag gewartet habe: so greife ich itzt mit beiden Händen zu, ohne auf Ihre Person zu sehn, die zu einem Manne, und wozu ich Sie brauchen will, gut genug, im übrigen aber ganz unerträglich ist. Nehme ich die hohe und unverschämte Mine aus, die Sie haben: so finde ich gar nichts, was Sie von den Livreybedienten unterscheiden könnte. Selbst in den prächtigsten Kleidern behalten Sie den Anstand eines Kutschers, und Sie haben nöthig, allen Leuten, wie Sie es in dem Briefe an mich gethan, sehr umständlich zu sagen, wie sorgfältig Ihre Aeltern sich gehütet, ihr adliches Blut mit keinem Bürgerblute zu beflecken; sonst würde, wenn man dieses nicht weiß, Ihre selige Frau Mutter in einen Verdacht kommen, der ihr weniger Ehre machte, als ihrem Vorreiter. Ihre Aufführung, Gnädiger Herr, mag vielleicht zu manchen Zeiten der Antichamber Ehre machen, wie Sie mich versichern; ausserdem

aber

aber gewiß keinen Geſellſchaften. Es iſt überflüſſig, die Leute mühſam zu überführen, daß Sie nicht ſtudirt haben. Nicht allein dieſes ſieht man Ihnen ſehr wohl an, ſondern auch das, daß Sie niemals etwas geleſen, niemals, wenigſtens nicht mit Ihrem Willen, in vernünftiger Geſellſchaft geweſen, mit einem Worte, daß Sie nicht für die geſittete Welt, ſondern für einen Strick Hunde gebohren ſind. Was Sie noch von dem Pöbel unterſcheidet, und Ihre vornehme Abſichten behaupten kann, iſt dieſes, daß Sie im Begriffe ſtehn, bankrut zu werden. Sehn Sie, Gnädiger Herr, ich ſage es Ihnen auch, wie mirs ums Herz iſt; und wenn ich das Glück habe, die Ihrige zu ſeyn, ſollen Sie noch mehr erfahren. Ungeachtet dieſes nachtheiligen Charakters, den Sie haben, und den ich mir von Ihnen machen muß, bin ich dennoch nicht eine Minute unſchlüßig, Ihnen meine Hand zu geben. Genug Sie ſind von Adel, und ſo ein Mann fehlt mir. Ein Bürger, welcher wohl erzogen, vernünftig, im Umgange artig, in ſeinen Handlungen redlich, in ſeiner Nahrung glücklich und ſorgfältig, in ſeiner Liebe uneigennüßig, und zärtlich, in der ganzen Stadt angeſehn iſt; ein ſolcher Bürger würde mich vielleicht zur glücklichſten Frau machen können; allein bey allen dieſen Vorzügen iſt er doch nur ein Bürger, und dieſe Geſchöpfe kann ich durchaus nicht leiden. Von meiner erſten Kindheit an, konnte man mir nicht empfindlicher ſchmeicheln, als wenn man mich im

Scherze, kleines Fräulein, hieß. Bey zunehmenden Jahren fiel dieser Scherz freylich weg; aber ich ersetzte den Verlust dadurch, daß ich mir selbst Mühe gab, mich zu überreden, es sey nichts, als ein übereiltes Versehn von der Natur, daß sie mich in meiner bürgerlichen Aeltern Hause hatte lassen gebohren werden, und ich sey vom Himmel zu nichts geringerm, als zu einer gnädigen Frau, bestimmt. Durch Lesung einiger Romane kam ich vielmals auf den wahrscheinlichen Zweifel, ob ich nicht die Tochter eines Lords, eines Marquis, oder sonst eines vornehmen Cavaliers, und nur wegen einiger politischen Absichten unter dem verdeckten Namen des Bürgers, der mein Vater heißt, in seinem Hause unerkannt erzogen sey. Dem sey, wie ihm wolle; ich mag es itzt nicht untersuchen. Es möchte mir sonst einfallen, daß ich mich weit unter meinen Stand verheirathete, wenn ich die Ihrige würde. Die Zeit wird mir zu lang, auf eine glückliche Entwicklung des Geheimnisses von meiner Geburt zu warten. Sie sollen mich haben, und wenn mein Vater ein Reichsgraf wäre. Aber mit Ihrer Erlaubniß, die Bedingungen, die Sie mir vorschreiben, werde ich mir nicht alle gefallen lassen. Daß Sie mich zur Pfarrfrau, und zu Ihren Bauern verbannen wollen, daraus wird nichts. Bürgerliche Gesellschaft habe ich in meinem Leben nicht leiden können, nun werde ich nicht erst anfangen, mich daran zu gewöhnen. Es konn-

te

te mir keine gröſsre Beleidigung widerfahren, als wenn man mich in Zuſammenkünfte, oder auf Bälle bat, wo nichts als bürgerliches Geſchmeiße, und für mich keine von Adel waren. Sollte ich mich künftig ſo wegwerfen, da ich wirklich eine gnädige Frau bin? Glauben Sie mir, daß ich zu leben weiß, und daß mir der Umgang mit denen von Adel nichts neues iſt. Ich habe Grafen zu Anbetern gehabt, mit Baronen bin ich ſo vertraut geweſen, als ich kaum mit Ihnen werden kann, und eine ganze Menge junger Edelleute habe ich laſſen vergebens ſeufzen, gegen die ein ſolcher Dorfjunker, wie Sie ſind, gar nichts heißt. Verlaſſen Sie Sich auf mich, man ſoll mir in der vornehmſten Geſellſchaft meine Erziehung nicht anſehn; aber dergleichen Geſellſchaft will ich beſuchen, ſchlechterdings will ich ſie beſuchen, und wenn Sie, Gnädiger Herr, mit allen den altadlichen Damen in leinwandnen Andrienen, raſend darüber würden. Urtheilen Sie hieraus, ob ich geneigt bin, mir viel von Hochachtung und Ehrfurcht, von Befehlen und Gehorſam vorſchwatzen zu laſſen. Das unterſtehn Sie Sich nur nicht, oder ich will Ihnen Ihren hochadlichen Kopf zu rechte ſetzen. Darüber aber gebe ich Ihnen mein Wort, und das will ich heilig halten, daß ich Ihnen weder zu Hauſe noch in Geſellſchaften auf eine vertraute Art ſchmeicheln werde. Es würde mir ſehr empfindlich ſeyn, wenn Sie es thun wollten. Das unterſtehn Sie Sich nur nicht. Gegen alle Cavaliere

werde ich zärtlicher thun, als gegen Sie. Von allen, nur von meinem Manne nicht, will ich mir Schmeicheleyen laſſen vorſagen; mit der halben adlichen Welt will ich coquettiren, mit einem Worte, ich will mich ſo aufführen, daß man glauben ſoll, ich ſey aus dem älteſten Hauſe. Nur machen Sie mir keine Schande, und laſſen Sie Sich es etwan einfallen, eiferſüchtig zu werden. Pfuy, das wäre ſehr bürgerlich! Eben um deßwillen heirathe ich Sie, daß ich die Freyheit haben will, Sie öffentlich zum Hahnrey zu machen. Heirathete ich einen guten ehrlichen Bürger: ſo würde ich es nur können in der Stille thun, und dieſer pöbelmäßige Zwang iſt mir zuwider. Da ich einen ſo vornehmen, und Ihrem Range anſtändigen Entſchluß gefaßt habe: ſo können Sie gewiß glauben, daß ich mich nicht kränken werde, wenn Sie die Drohungen wahr machen, und mich nur ſehr ſelten beſuchen. Deſto beſſer! Habe ich Ihren Namen, und Ihr Wappen, ſo können Sie hingehn, wohin Sie wollen; Sie ſind mir ganz überley. Laſſen Sie Sich unſre armen Kinder nur nicht dauern. Sie ſollen an den wenigſten Urſache ſeyn, auf mein Wort! Dafür laſſen Sie mich ſorgen, das iſt meine Sache; und ich werde Ihnen eine ſo anſtändige Erziehung zu geben wiſſen, daß ſie Ihnen ganz unähnlich ſeyn ſollen. Was mein Vermögen anbetrifft: ſo iſt es ganz zu Ihren Dienſten. Ich will alle Ihre Schuldleute bezahlen, Ihre Güter will ich frey machen; aber Ihre

Güter

Güter ſollen dafür meine ſeyn; ich will allein an die Stelle aller Ihrer Gläubiger treten. Führen Sie Sich vernünftig und beſcheiden gegen mich auf, wie es ſich für einen Ehmann gehört: ſo ſollen Sie die Erlaubniß behalten, zu thun, als wären die Güter noch Ihre. Sie ſollen der oberſte Voigt ſeyn, und den Unterthanen befehlen, was ich für genehm halten werde. Kommen Sie aber auf den unglücklichen Einfall, meine gütige Nachſicht zu misbrauchen: ſo ſchwöre ich Ihnen bey Ihrem Ahnenſtolze, ich will grauſamer mit Ihnen verfahren, als alle Ihre Gläubiger verfahren ſind. Der Ehcontrakt ſoll ſo eingerichtet werden, daß ich allemal das Recht behalte, Sie aus meinen Gütern zu werfen, und eher will ich nicht ruhn, bis ich Sie zum Arreſt gebracht habe. Mit einem Worte, es ſteht bey Ihnen, ob Sie glücklich oder unglücklich ſeyn wollen. Wählen Sie, was Sie am beſten finden. Unſre Vermählung kann vor ſich gehn, wenn es Ihnen gefällt. Je eher, ie lieber! Bis dahin, und länger nicht, bin ich mit der größten Zärtlichkeit, und mit demüthiger Hochachtung,

Gnädiger Herr,

Ihre

unterthänige Dienerinn.

N. S. Ich erwarte durch Ihren Kammerdiener Antwort. Der Menſch hat etwas, das mir gefällt.

Dritte Antwort von den vorigen beiden ganz unterschieden.

Mein Herr,

Ihr Kammerdiener hat mir einen Brief von Ihnen überbracht, welcher vermuthlich nicht an mich, sondern an eine andre Person gerichtet ist. Ich glaube nicht, daß ich mit meiner Aufführung Ihnen Gelegenheit gegeben habe, so nachtheilig von mir zu urtheilen, und mir so unanständige Vorwürfe zu machen, welche die gemeinsten Weibspersonen beleidigen müssen. Ich halte es für kein Unglück, die Tochter eines ehrlichen Bürgers zu seyn. Ich wäre meines rechtschaffnen Vaters unwürdig, wenn ich mich meiner Geburt schämen wollte. Unter den vielen Verdiensten, die Ihnen fehlen, ist allem Ansehn nach die Bescheidenheit eins der vornehmsten. So schlecht die Begriffe sind, die Sie Sich von meiner bürgerlichen Erziehung machen: so wohl bin ich doch im Stande, diesen Fehler an Ihnen wahrzunehmen. Ich bin niemals so stolz gewesen, auf eine Verbindung zu hoffen, die über meinen Stand ist; aber dazu bin ich doch noch zu stolz, daß mir Ihr Antrag erträglich seyn sollte. Das Vermögen, das ich besitze, und welches in Ihren Augen meinen ganzen Werth ausmacht, würde ich sehr übel anwenden, wenn ich mir dadurch das bittre Glück erkaufen wollte, die Frau eines Edelmanns zu werden,

werden, deſſen Liebe ſo eigennützig, und deſſen Denkungsart ſo unedel iſt. Ueberlegen Sie es wohl, mein Herr, ob Sie nicht Urſache haben, mit meinem Entſchluſſe wohl zufrieden zu ſeyn. Ihren vornehmen Anverwandten erſpare ich den Verdruß, ſich meiner zu ſchämen, da es denſelben weit rühmlicher ſeyn muß, wenn ihr Vetter mit unbeflecktem Adel im Gefängniſſe verhungert, als wenn er ſich am Tiſche ſeiner bürgerlichen Frau ſatt eſſen kann. Sie ſelbſt vermeiden die großen Gewiſſensbiſſe, die Nachwelt mit halbadlichen Kindern zu verwahrloſen. Ich bin im Begriffe, einem Ihrer ſtärkſten Gläubiger meine Hand zu geben. Es wird dieſes in gewiſſer Maße zu meiner Beruhigung dienen, wenn ich Sie mit der demüthigen und gebeugten Mine eines böſen Schuldners vor einem Manne ſtehen ſehe, deſſen Frau Ihnen ehedem verächtlich genug geweſen iſt, ihr die empfindlichſten Grobheiten vorzuſagen. So bald Sie im Stande ſeyn werden, einzuſehn, daß Sie dieſe Vorwürfe verdient haben: ſo bald werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, Sie aufrichtig zu verſichern, daß ich mit aller Hochachtung ſey,

Mein Herr,

Ihre Dienerinn.

* *

„Heut zu Tage ist dieses wohl unstreitig eine „der gröſsten Nahrungen, daſs man Geld „borgt, und es nicht wieder bezahlt. „Sie ist dergestalt allgemein worden, daſs, da sie „sonst nur ein Vorrecht der Kaufleute war, „sich nunmehr auch der gemeinste Mann darauf „legt. Selbst die Gelehrten, und ehrwürdige „Männer, haben sich dieses Vortheils bemächti„get. Es hat mich dieses veranlaſst, einige For„mulare, zu verfertigen, wie man Geld borgt, wie „man mahnet, und wie man durch eine bescheidne „Antwort seine Gläubiger hintergehn kann, oh„ne nöthig zu haben, sie zu bezahlen. Weil ich „aber doch gern sähe, daſs meine Landesleute so „ehrlich wären, als es ohne ihren merklichen Scha„den geschehen kann: so habe ich in nachstehenden „Briefen meinem Schuldner den Charakter eines „Mannes gegeben, welcher zwar im Aufborgen „leichtsinnig, und bey seiner Wirthschaft unvor„sichtig, im Grunde aber ein ehrlicher Mann „ist.„

Mein Herr,

Es haben mich verschiedne gute Freunde gebeten, daſs ich ihnen die Ehre erzeigen, und einige tausend Thaler von ihnen borgen möchte. Ich habe es allen abgeschlagen, weil ich Niemanden ver-

verbunden ſeyn will, als Ihnen, mein Herr. Mein Sekretair hat Ordre, tauſend Thaler von Ihnen in Empfang zu nehmen, die ich dieſen Abend brauche. Es iſt eine Kleinigkeit, die ich aber als eine beſondre Probe Ihrer Freundſchaft gegen mich anſehe, und ſie ſo hoch ſchätzen werde, als wenn Sie mir in der wichtigſten Sache gedient hätten. Sie können Sich wegen des Wiedererſatzes auf mein Wort verlaſſen. Wollen Sie noch ſichrer ſeyn, ſo ſollen Sie meinen Wechſel haben. Ich diene Ihnen bey andern Gelegenheiten mit Vergnügen, u. ſ. w.

Antwort.

Ew. Gnaden haben Ihr Zutrauen ſo oft gegen mich geäuſſert, daß ich billig Bedenken tragen muß, es zu misbrauchen. Ich bin nicht im Stande, Ihnen mit den verlangten tauſend Thalern zu dienen, ohne meine übrigen Freunde eiferſüchtig auf mich zu machen. Davon bin ich überzeugt, daß ich mich auf Ihr hohes Wort ſo ſehr, als auf Ihren Wechſel, verlaſſen kann. Sie werden mich davon noch mehr überführen, wenn Sie die Gnade haben, und Ihrem Sekretair befehlen wollen, daß er diejenigen zweytauſend Thaler an mich bezahle, welche in der letzten Meſſe verfallen ſind. Es wird mich dieſes im Stande erhalten, Ihnen bey einer andern Gelegenheit wieder zu dienen. Ich bin mit der gröſten Ehrfurcht u. ſ. w.

Herr Bruder,

Denke, wie mirs geht. Ich verlange von dem verfluchten Juden, dem Kaufmanne N. tauſend Thaler. Ich habe ſie mit der artigſten Art von der Welt verlangt, und der Schurke hat mir es nicht allein abgeſchlagen, ſondern mich auch noch um zweytauſend Thaler gemahnet, die ich ihm ſchuldig bin, und die ich ſchon lange vergeſſen hatte. Er iſt dieſen Morgen bey mir geweſen, und droht mit dem Arreſte. Sey ſo gut, und ſtrecke mir die zweytauſend Thaler vor, bis auf künftigen Wollmarkt. Ich will Dich redlich bezahlen. Ich erwarte dieſe Freundſchaft von Dir gewiß, da Du auch weißt, wie einem zu Muthe iſt, den die Wechſel verfolgen. Unterſchreib wenigſtens meinen Wechſel mit; vielleicht giebt mir der Hund noch ein halb Jahr Nachſicht. Unterſchreiben wirſt Du doch? Das wird ein Cavalier dem andern nicht leicht abſchlagen. Lebe wohl, und antworte geſchwind.

Antwort.

Herr Bruder,

Kurz von der Sache zu kommen; ich habe kein Geld, und ſo lange ich nicht beſoffen bin, unterſchreibe ich mich für Niemanden. Das iſt eben unſer Unglück, daß wir Cavaliere für einander mit Freuden unterſchreiben, und mit Angſt bezahlen müſſen.

müſſen. Unter hunderten werden funfzig durch dieſe unüberlegte Treuherzigkeit bankrut. Wer ſein Vermögen ſelbſt verſchwendet, genießt doch noch etwas dafür; wer ſich aber mit verbürgt, der muß in eines andern Namen verhungern. Nimm mir dieſe Predigt nicht übel. Du kennſt mich; und wenn ja eins ſeyn ſoll, ſo iſt es beſſer, Du wirſt itzt ein wenig auf mich verdrießlich, da ich Dir es abſchlage, als wenn Du künftig mein Todfeind werden ſollteſt; und das würdeſt Du gewiß, wenn ich mein Geld von Dir wieder haben wollte. Du dauerſt mich von ganzem Herzen, Herr Bruder, bey meiner Seele, von ganzem Herzen; aber wie ſoll ich Dir helfen? Geld habe ich nicht, das weißt Du, dazu bin ich zu vornehm, und über ein halbes Jahr, wenn wir bezahlen ſollten, hätte ich gewiß eben ſo wenig Geld. Was wollten wir hernach beide anfangen, da Du itzt allein nicht weißt, was Du machen ſollſt? Es iſt ſchlimm genug, daß wir den chriſtlichen Wuchrern ſo viel gute Worte gegeben müſſen, wenn wir Geld borgen; laß ihn Dir nun wieder gute Worte geben, bis Du ihn bezahlſt. Rechnen das die Schurken für nichts, daß wir ſie unſrer Freundſchaft verſichern, ihnen alle unſre Dienſte anbieten, uns vor ihnen bücken und demüthigen, wenn wir ihnen die Gnade erzeigen, und ihnen für zweytauſend Thaler ein Blättchen Pappier geben. Hätten ſie nicht mehr Geld, als wir, und brauchten wir nicht das nothdürftig, was ſie überflüſſig haben: ſo wollten

ten wir der Bürgercanaille wohl anders begegnen. Laß ihn eine Weile laufen, er wird es ſchon überdrüſſig werden. Fürchteſt Du dich vor dem Wechſelarreſte? Du wirſt kein Kind ſeyn! Wer ſo viel ſchuldig iſt, wie Du, der, dächte ich, ſollte das Handwerk beſſer verſtehn. Verſtehſt Du es nicht, ſo rede mit meinem Advocaten, der wird Dich es lehren, und wenn Du es verlangſt, ſo ſoll er die Sache ſo herum drehen, daß Dir Dein Gläubiger noch Abbitte und Ehrenerklärung thun muß. Ein guter Advocat iſt allemal beſſer, als baar Geld! Iſt es unrecht? Gut, da laß ihn dafür ſorgen, und fährt er zum Teufel, ſo fährt einer mehr hin! Das ſchadet Dir nichts. Dafür iſt er ein Advocat, daß er wiſſen muß was Rechtens iſt. Lebe wohl, es wird ſchon gehn!

Hochgeehrter Herr Doctor,

Der Herr Oberſtlieutenant von . . . hat mir Sie als einen ſehr geſchickten Advocaten angerühmt. Ich brauche Ihre Hülfe. Der Kaufmann N. hat einen Wechſel von mir auf zweytauſend Thaler, die ich nicht bezahlen kann, und doch bezahlen ſoll, wenn ich nicht Arreſt haben will. Was ſoll ich thun? Hindert Sie Ihre Krankheit, ſelbſt zu mir zu kommen: ſo ſchreiben Sie mir wenigſtens ein paar Zeilen, und geben mir einen guten Rath. Ich will erkenntlich ſeyn. Leben Sie wohl.

Gnä-

Gnädiger Herr,

Aus der Sache wollen wir bald kommen. Können Sie ſchwören? In einer Viertelſtunde kann man zehn Wechſel abſchwören. Ich weiß, daß ich mit einem Cavalier rede, der die gemeinen Vorurtheile nicht hat, die man dem Pöbel läßt; ſonſt würde ich nicht ſo gerade zu mit Ihnen reden. Ich verlange gar nicht, daß Sie einen falſchen Eid thun ſollen. Sie ſollen nur bey dem Eide etwas anders denken, als der Kläger denkt, und als Sie gefragt werden. Sie ſchwören alsdann keinen falſchen Eid, ſondern nur den Eid nicht, den man von Ihnen verlangt hat. Wie man das eigentlich mache, das will ich Ihnen mündlich ſagen, wenn ich die Gnade habe, Ihnen aufzuwarten, denn ich denke übermorgen wieder aus zu gehen, ſo Gott will, und mein Medicus. Sollten Dieſelben wider alles Vermuthen, nehmen Sie mir es ja nicht ungnädig, daß ich dergleichen von einem ſo artigen Hofmanne denke, ſollten Sie wider alles Vermuthen, ein Bedenken dabey finden, und, in der Sprache des gemeinen Mannes zu reden, zu gewiſſenhaft dazu ſeyn, ſo wollen wir es an einem andern Ende angreifen. Wie alt ſind Ew. Gnaden geweſen, als Sie den Wechſel über die 2000 Thlr. ausſtellten? Und wenn nur noch zwo Minuten an fünf und zwanzig Jahren fehlen: ſo ſoll Herr N. nicht ſo viel . . . kriegen. Das wird Ihnen doch keine Gewiſſensbiſſe machen,

wenn

wenn Sie Sich des Rechts bedienen, das Ihnen die Geſetze geben? Haben Sie Ihren Namen ganz unter dem Wechſel ausgeſchrieben? Ich wollte, es fehlte was, und wenn es auch nur ein D. für ein T. wäre, es ſollte Ihren Gläubiger warm genug machen. Können Sie Sich wohl noch erinnern, ob Sie die 2000 Thlr. baar, und in den Sorten, worinnen Sie verſchrieben worden, ausgezahlt bekommen; oder haben Sie gute Sorten gegen ſchlechte verſchrieben? Hat Ihnen der Kaufmann etwan Waaren daran gegeben, oder unter dem Titel von Proviſion, Agio und dergleichen viel abgezogen? Beſinnen Sie Sich ja recht. Ihre Chriſtenpflicht, und die Geſetze verbinden Sie, auf dieſen Fall dem Wuchrer nicht nachzuſehn, ſondern ihn andern zum Exempel zu züchtigen. Ich habe verſchiednemal dieſen caſum in terminis vor dem Conſiſtorio mit gutem Erfolge ausgeführt. Könnte nicht etwan Ihr Sekretair den Wechſel vorher zu ſehen bekommen? Das wäre ein Meiſterſtreich! Er müßte ihn den Augenblick in Stücken zerreiſſen, und zum Fenſter hinaus werfen. Was will der Kaufmann hernach mit dem Sekretair anfangen? Verklagen? Dafür laſſen Sie mich ſorgen. Es ſoll ihm dreytauſend Thaler koſten, ehe er die 2000 Thlr. wieder kriegt. Man wirft dem Richter eine Hand voll Ducaten an den Kopf, ſo iſt er blind und taub. Kurz, dafür laſſen Sie mich ſorgen; und was Ihr Sekretair thut, das iſt nicht Ihre Sünde. Gefallen Ihnen alle

dieſe Vorſchläge nicht: ſo will ich Ihnen noch einen andern thun. Recognoſciren Sie den Wechſel nicht. Wenn ihn die Gerichte produciren, ſo ſtellen Sie Sich ſo trunken, daß Sie weder reden noch ſehen können. Sie gewinnen doch wieder einige Stunden Luft; kömmt Zeit, kömmt Rath. Wenn alle Stränge reißen, ſo weiß ich noch ein Mittel; aber das iſt freylich ein verzweifeltes Mittel. Ich habe es bey andern Gelegenheiten mit gutem Vortheil gebraucht. Mit einem Worte, Gnädiger Herr, ich will Sie närriſch machen, ſo bald es Ihnen gefällt. Befehlen Sie nur. So närriſch, daß Sie ſelbſt nicht wiſſen ſollen, wie Sie daran ſind. Noch eins. Was meynen Sie, wenn ich Ihnen von Ihrem Gläubiger einen Wechſel auf dreytauſend Thaler ſchaffe, die er von Ihnen geborgt hat? Den Augenblick ſollen Sie den haben. Mein Schreiber kann alle Hände nachmalen; und wie man die Siegel nachdruckt, das verſtehe ich. Ich mag das Ding anſehn, von welcher Seite ich will, ſo gefällt mir dieſer Vorſchlag am beſten. Haben Sie doch nicht nöthig, ihn auf die 3000 Thlr. zu verklagen; es iſt genug, wenn Sie ihm zu eben der Zeit mit dem Arreſte drohen, da er ſich gegen Sie umnütze macht. Und treibt er die Sache gar zu weit; gut, ſo muß er ſie bezahlen; geben Sie ihm ſeine 2000 Thlr. davon, und wenn Ihnen das dritte tauſend auf dem Gewiſſen liegt, ſo geben Sie es nur mir, ich will mit meinem Gewiſſen ſchon zu rechte kommen.

Wenn

Wenn ich Zeit hätte: so wollte ich Ihnen noch mehr Wege vorschlagen, wodurch Sie Sich retten könnten. Lesen Sie Sich inzwischen hier aus, was Sie wollen. Ich bin allemal zu Ihren Diensten. Ich erwarte Ihren Entschluß, und bin mit aller Hochachtung ꝛc.

N. S. Ich wollte wohl sehen, daß ich morgen zu Ihnen kommen könnte; aber ich habe von vielen Jahren her allemal Dienstags meinen Fastag, und arbeite vor der Sonnen Untergang nicht. Ich halte dieses Gelübde so heilig, daß ich es nicht breche, und wenn ich hundert Dukaten zu verdienen wüßte. Es ist auf die Mittewoche noch Zeit genug. Ueberlegen Sie es inzwischen. Das Abschwören des Wechsels wäre gewiß das beste Mittel. Wie Sie wollen, Gnädiger Herr!

Hochgeehrter Herr Doctor,

Ich will es Ihnen aufrichtig gestehn. Von allen Ihren Vorschlägen, die Sie mir gethan haben, gefällt mir nicht ein einziger. Sie sind sehr praktisch, es ist wahr; und ich glaube gewiß, daß es hundert Personen von meinem Stande giebt, welche niederträchtig genug sind, dergleichen Mittel zu ihrer Rettung zu ergreifen. Ich mache Ihnen deswegen keinen Vorwurf. Die unbestimmte Art, mit der ich Sie um Ihren Beystand

ſtand anſprach, und mit der Sie vielleicht von vielen angeſprochen worden ſind, die, wie Sie Sich ausdrücken, ſo pöbelmäßig gewiſſenhaft nicht ſind, als ich es bin; dieſe freye Art, ſage ich, hat Ihnen vermuthlich ein Recht gegeben, von mir eben ſo nachtheilig als von andern meines gleichen zu denken, und mir Vorſchläge zu thun, über die ich mich in ihrem Namen ſchämen muß.

Die unruhigen Umſtände, in denen ich mich dieſe Meſſe wegen verſchiedner drückenden Schulden befinde, haben mir Gelegenheit gegeben, über mich ſelbſt ernſthafter nachzudencken. Ich finde es, daß ich von meinen erſten Jahren an leichtſinnig genug geweſen bin, Gelder aufzuborgen, ohne zu wiſſen, ob ich iemals im Stande ſeyn würde, ſie wieder zu bezahlen, und ohne mich durch dieſen Gedanken lange zu quälen. Die vernünftige Vorſicht meines Vaters, die ich in meinen akademiſchen Jahren Geiz nannte, gab mir das, was zu einer ſtandesmäßigen Aufführung und zu meinem Studiren gehörte, überflüßig, dasjenige aber nur nothdürftig, was ich zu meinen Nebenvergnügen brauchte. Ich gerieth in eine Geſellſchaft junger Leute, welche, ihrem Range nach, weniger waren, als ich, und gleichwohl mehr Aufwand machen konnten. Ein übelverſtandner Ehrgeiz nöthigte mich, es ihnen gleich zu thun. Dieſes konnte ich nicht thun, ohne Schulden zu machen, und ich fiel einigen Wuchrern in die Hände, welche meine Thorheit zu ihrem Vortheile misbrauchten. Dieſes ſtürzte mich von einer Schuld in die andre. Ich

hatte mir vorgenommen, ſie redlich zu bezahlen. Ich that es auch wirklich bey dem Tode meines Vaters, deſſen Verlaſſenſchaft aber ſo anſehnlich nicht war, daß ich es ohne meine Unbequemlichkeit hätte thun können. Die Gelegenheit, die ich fand, bey Hofe mein Glück zu machen, nöthigte mich zu einem Aufwande, der über meine Kräfte gieng. Ich borgte vom neuen, und bey ieder Stufe, die ich höher ſtieg, verwickelte ich mich in neue Schulden. Diejenigen, die mir itzt Geld vorſtreckten, waren gröſtentheils eben ſo ungewiſſenhaft, als diejenigen Wucherer, welche mich auf Schulen geplündert hatten. Mit einem Worte, eine jede Schuld nöthigte mich, eine noch ſchlimmere Schuld zu machen, um mich von jener zu befreyen; und ich wagte alles daran, um den Ruhm nicht zu verlieren, daß ich ein ehrlicher Mann ſey. Nunmehr bin ich aber ſo weit getrieben, daß ich nicht mehr weiß, wie ich mich retten ſoll.

Sehn Sie, mein Herr, das iſt die wahre Geſchichte meines Unglücks, und die Genealogie aller meiner itzigen Schulden. Ich habe ſie Ihnen mit Fleiß ſo umſtändlich geſchrieben, damit Sie nicht allein Gelegenheit haben ſollen, von mir beſſer zu denken, ſondern auch von andern Cavaliern eine billigere Meynung zu faſſen, die, wie ich, ihre Schulden nicht bezahlen können, und die oft bey dem redlichſten Herzen, das Sie haben, bankrut werden müſſen. Sie werden nach und nach eingeflochten, bis Sie ganz verlohren gehn. Die Ungerechtigkeit ihrer Gläubiger, unrichtige Begriffe von der Ehr-

begier-

begierde, eine Unachtſamkeit in ihrer Wirthſchaft, und die träumende Hoffnung auf ein unerwartetes Glück, das Sie retten ſoll; dieſes ſind die gemeinſten, und wichtigſten Urſachen an dem Umſturze der größten Häuſer. Von denen rede ich nicht, welche muthwillige Betrüger ſind, und deren ſind ſehr viele; nur von denen rede ich, die, wie ich, unvorſichtig genug, aber doch ehrlich ſind.

Nun ſtellen Sie ſich einmal vor, wie ſehr ich durch Ihren Brief muß gedemüthigt worden ſeyn, da ich ſehe, daß Sie mich für einen Betrüger, und nicht für einen verunglückten Mann anſehen, welcher ein Mittel ſucht ſich zu retten, ohne ſein Gewiſſen und ſeine Ehre zu verlieren. Und beides müßte ich verlieren, wenn ich nur einen einzigen von Ihren Vorſchlägen annähme.

Es gehört wirklich eben ſo wenig Verſtand dazu, einen verſtellten Eid zu leiſten, als wenig Verſtand nöthig iſt, iemanden dergleichen anzurathen. Da ich noch in der erſten Claſſe ſaß, ſahe ich dieſe Weisheit ſchon ein, und mein Præceptor, ſo einfältig er auch war, überführte mich doch, daß dergleichen Kunſtgriffe auch den niedrigſten Pöbel ſchändeten. Ihnen, als einem Rechtsgelehrten, darf ich das nicht weiter erklären, und da Sie ein Chriſt ſind, der Gott zu Ehren alle Wochen einmal faſtet: ſo werden Sie beſſer, als ich, überzeugt ſeyn, wie abſcheulich dergleichen betrügriſche Eide ſind.

Ich weiß die Geſetze wohl, die uns von der Verbindlichkeit des Wiedererſatzes losſprechen, wenn man in einem gewiſſen Alter geborgt hat; aber das

weiß ich auch, daß uns in gewissen Fällen die Ehre dazu verbindet, wenn es gleich die Gesetze nicht thun. Die Vorsicht der Gesetzgeber war nöthig, die Bosheit derjenigen zu steuern, die sich unsers jugendlichen Unverstandes bedienen, um etwas zu gewinnen; wider diejenigen aber dürfen wir uns dieses Mittels nicht bedienen, die uns als ehrliche Leute geholfen haben, wir setzen uns sonst in eine Classe mit den Wahnwitzigen und Verschwendern, für welche die Gesetze auf eben die Art gesorgt haben. Bin ich in meinem fünf und zwanzigsten Jahre nicht eben so verbunden ehrlich zu seyn, als im sechs und zwanzigsten? Der Taufschein wird mich wider mein ehrliebendes Gewissen nicht schützen, wenn es mich auch wider den Richter schützt. Mit einem Worte, dergleichen Rechte der Unmündigen sind meistentheils nur eine Zuflucht der unbesonnenen Jugend, welche ohne Verstand borgt, oder der Betrüger; beides mag ich mir nicht vorwerfen lassen.

Was soll ich von Ihren übrigen Mitteln sagen, die Sie mir vorschlagen? Befreyt mich eine unvollkommne Unterschrift von der Verbindlichkeit, die ich haben würde, wenn ich auch gar nichts unterschrieben hätte? Seinem Gläubiger den Wechsel mit Gewalt aus den Händen zu reissen, ist eine Art eines Raubes, die das Rad verdient, und nicht den Beyfall der vernünftigen Welt, wenn auch diese vernünftige Welt nicht einmal ehrlich wäre.

Ueber den Vorschlag, mich närrisch zu machen, will ich mich nicht erklären. Sie hätten verdient,

daß

daß ich Ihnen die Antwort durch meinen Bedienten geben ließ.

Der Einfall, einen falſchen Wechſel auf den Namen meines Gläubigers zu ſchreiben, iſt nur Ihrer werth, und mir zu abſcheulich, als daß ich noch ein einziges Wort davon ſagen ſollte.

Ich bin niemals ſo feſt Willens geweſen, meinen Gläubiger, der mir redlich gedient hat, auch redlich wieder zu bezahlen, als itzt, da ich aus Ihrem Briefe ſehe, wie niederträchtig man ſeyn muß, wenn man es nicht thun will.

Was ich wünſche, iſt dieſes, daß niemand von meinen Freunden in ſo verzweifelte Umſtände gerathen möge, ſich Ihrer Hülfe zu bedienen. Leben Sie wohl.

Herr Sekretair,

Ich bin unglücklich, ohne Hülfe unglücklich! Alle meine Schulden ſind mit einem male aufgewacht. Sie verfolgen mich, und ich muß noch dieſen Abend vor ihnen fliehen. Wollte Gott, ich könnte mich vor mir ſelbſt verbergen! Ich ſchäme mich meiner, und das Verlangen, alle meine Gläubiger zu bezahlen, und ehrlich zu bleiben, entſchuldigt mich weder bey mir ſelbſt, noch vor den Augen der Welt. Sie werden bey dem Herrn Oberſtlieutenant erfahren, wo ich mich aufhalte. Beſchleunigen Sie Ihre Rückreiſe, Sie mögen die Sache zu Stande gebracht haben, oder nicht. Ich lege Ihnen alle die Mahnbriefe bey, die geſtern und heute an mich gekommen ſind. Sie finden bey einem jeden meine

Antwort. Wie ſehr bin ich gedemüthigt, daß ich habe müſſen die Sprache der böſen Schuldner annehmen! Beruhigen Sie meine Gläubiger, ſo gut Sie können. Sie ſollen alle bezahlt werden, alle ehrlich bezahlt werden; aber gerechter Gott! wenn? womit? Das weiß ich nicht! Ich Unglücklicher! Kommen Sie zurück! Geſchwind kommen Sie zurück! Ich muß fort.

Gnädiger Herr,

Man kann ich Ihnen nicht länger nachſehn. Die 2000 Thlr. muß ich morgen auf den Abend haben, oder ich bediene mich der Mittel, die Sie wiſſen. Ich thue es ungern; aber ich werde ſelbſt gedrängt. Sie haben mich von einem Tage zum andern aufgehalten. Länger kann ich nicht nachſehn, ohne meinen Credit ſelbſt zu verlieren. Das werden Sie mir nicht zumuthen. Machen Sie Sich keinen Schimpf; und wenn Sie es doch thun, ſo geben Sie mir die Schuld nicht. Ich erwarte mein Geld ohne Verzug, und verharre mit unterthänigſter Hochachtung

Ew. Gnaden u. ſ. w.

R . . .

Antwort.

Mein Liebſter Herr R . . .

Es iſt billig, Sie ſollen bezahlt werden. Längſtens auf den Freytag früh. Bis dahin haben Sie noch

och Geduld. Ich ſoll morgen Geld haben, das mir
in guter Freund ſchuldig iſt. Sie haben mir als
in ehrlicher Mann gedient, und ich habe den Wil-
n, als ein ehrlicher Mann zu bezahlen. Ich bin
it meinem Pachter unglücklich geweſen, es wäre
nſt ſchon vor der Meſſe geſchehn. Waren es nicht
ouis blanc, die Sie mir vorſtreckten? Ich glau-
, ja; gut, Sie ſollen ſie haben, oder doch wenig-
ens das agio. Was thun Sie gegen Maxdor?
ſchicken Sie nur auf den Freytag früh zu mir,
nd den Wechſel mit. Ich werde Ihre gefällige
achſicht niemals vergeſſen, und Ihnen dienen, wo
kann. Leben Sie wohl.

N. S. Können Sie einen holländiſchen Brief auf 500 Thlr. brauchen?

Gnädiger Herr,

Dieſelben erhalten durch meinen Labendiener den Auszug für die ausgenommenen Stoffe, und dre Waaren. Es wird Ihnen nicht ſchwer fal-, die kleine Poſt an 600 Thlr. zu bezahlen. eine Freunde haben mir gerathen, es gerichtlich ſuchen, weil ich ſo oft vergebens darum bitten üſſen. Es würde mir leicht ſeyn, es auszufüh-, da Sie die Rechnung ſchon unterſchrieben ha-; ich will es aber nicht gern thun, um Ihnen das ergnügen zu laſſen, daß Sie Ihre gegebne Ca-lierparole ohne richterlichen Zwang erfüllen. Ich mit unveränderter Ehrfurcht

Ew. Gnaden u. ſ. w.

Mein Herr,

Ihre Freunde kennen mich und Sie nicht, ſie würden Ihnen ſonſt billiger rathen. Ich will es Ihnen nicht vorrücken, daß Sie mir den Preis der Stoffe zu hoch angeſetzt haben; es iſt einmal geſchehn, und ich habe mich dazu bekannt. Sie ſollen der erſte nicht ſeyn, dem ich etwas ſchuldig bleibe. Ich erwarte Sie auf den Freytag Nachmittage. Sie werden wohl Doppien nehmen? Haben Sie dieſe Meſſe etwas neues von Stoffen? Bringen Sie mir welche mit, ſo ſchön Sie ſolche haben. Ich bezahle baar. Es ſoll zu einer Meſſe für meine Frau. Nur nicht gar zu bunt. Verſtehen Sie mich? à Dieu.

Gnädiger Herr,

Mein Advocat wird Ihnen geſagt haben, daß der über die Juwelen ausgeſtellte Wechſelbrief an 2500 Thlr. an der Peterpaulmeſſe gefällig geweſen iſt. Sie haben mich bis auf heute vertröſtet, und ich nehme mir die Freyheit, mich unterthänig zu erkundigen, um welche Stunde ich Ihnen aufwarten darf. Sie wiſſen noch, Gnädiger Herr, wie genau Sie gehandelt haben, und können gewiß glauben, daß ich nicht fünf Thaler daran verdiene. Deſtoweniger wird mir es zuzumuthen ſeyn, länger nachzuſehn, da die ganze Summe mein baarer Verlag iſt. Brauchen Sie ſonſt dieſe Meſſe etwas, ſo werden Sie gnädig befehlen, und ich werde Ihnen damit dienen, ſo bald ich meine 2500 Thlr. von Ihnen bekommen habe. Sollte mein Advocat ſich

diesen Morgen bey Ihnen melden: ſo ſagen Sie ihm nur, daß die Sache bis gegen Abend Anſtand hätte. Weiſen Sie ihm allenfalls dieſen Brief, damit er nicht nach der Ordre verfährt, die ich ihm geſtern Abends gegeben habe. Er war heute früh nicht zu Hauſe, als ich zu ihm ſchickte. Sie ſehen, Gnädiger Herr, mit wie viel Vorſorge ich mir angelegen ſeyn laſſe, Ihnen zu zeigen, daß ich mit unterthänigem Reſpecte ſey

Ew. Gnaden, ꝛc.

Antwort.

Hochgeehrteſter Herr,

Hat Ihnen denn mein Sekretair das Geld noch nicht ausgezahlt? Das iſt ganz unverantwortlich! Ich habe es ihm ſchon am Montage befohlen. Er mußte am Dienſtage früh wegen einer dringenden Angelegenheit verreiſen, und hat in der Eil aus Unvorſichtigkeit meine Caſſe und alles in ſeinem Beſchluſſe behalten. Längſtens künftigen Sonnabend kömmt er gewiß wieder. Haben Sie ſo lange Geduld. Ich will ihm ſeine Unvorſichtigkeit verweiſen, daß er es empfinden ſoll.

Man iſt doch gar zu unglücklich, wenn man ſich auf andre Leute verlaſſen muß. Es verdrießt mich doppelt, daß er ſo einen ehrlichen Mann, wie Sie ſind, ſo lange warten läßt. Sie ſollen Ihr Geld haben. Es iſt ſchon abgezählt, ich weiß es. Einen tollern Streich hätte mir mein Sekretair nicht machen können! Sie ſollen Ihr Geld richtig haben.

Ihr Advocat iſt noch nicht bey mir geweſen. Aber wozu brauchen denn zween ſo gute und alte Freunde, als wir ſind, einen Advocaten? Das hätten Sie nicht thun ſollen, gewiß nicht, mein Herr. Ein Wort, ein Wort; ein Mann, ein Mann! Ich bezahle meine rechtſchaffnen Freunde ehrlich, und wenn weder Advocaten noch Richter in der Welt wären. Dieſe Meſſe werde ich nichts brauchen. Ich habe mich vom Gelde entblößt, und Sie wiſſen wohl, ich kaufe ohne Noth nicht gern, wenn ich nicht gleich, oder doch bald bezahlen kann.

Den Augenblick fällt mir etwas ein. Die Prinzeſſinn von * * * will eine Haarnadel kaufen; ſie muß aber ſchön ſeyn. Dabey wäre ein Thaler zu verdienen. Soll ich Sie vorſchlagen? Kommen Sie über morgen früh in die Antichambre, da werden Sie mich finden. Oder, wiſſen Sie was: lieber auf den Markt; da wird die Prinzeſſinn um eilf Uhr ſelbſt ſeyn. Sehn Sie, wie freundſchaftlich ich für Sie ſorge. Aber bringen Sie Ihren Advocaten nicht mit; Ihre Durchlauchten möchten ſich vor ſeiner Peruke entſetzen. Gewiß, das Compliment von Ihrem Advocaten kann ich Ihnen noch nicht recht vergeben. Was geſchehn iſt, iſt geſchehn. Wir wollen gute Freunde bleiben. Leben Sie wohl, bis auf Wiederſehn. u. ſ. w.

Hochwohlgebohrner Herr,
Gnädiger Herr,

Das Abſterben meines ſeligen Mannes hat mich in kümmerliche Umſtände geſetzt. Die Gnade, die Ew.

Hochwohlgeb. gegen ihn ehedem bezeigt, werde nunmehr für mich, und meine armen unerzognen der unterthänig ausbitten. Die erſte Probe von ro gnädigen Vorſorge wird dieſe ſeyn, wenn Sie Veranſtaltung treffen, daß der itzige Meſſe verfall- Wechſel an 550 Thlr. ausgezahlt werde. Er iſt nem älteſten Sohne auf ſein Antheil im Erbe zuge- n, und weil er im Begriffe ſteht, auf die Univerſi- u gehen: ſo muß er dieſe Poſt zu ſeinem nothdürf- Unterhalte aufnehmen. Es beruht ſein ganzes ck darauf, da er ſonſt nichts zu leben hat, und von auf keine Art unterſtützt werden kann. Ew. Hoch- lgeb. Gnad. ſind als ein großmüthiger Beſchützer er Waiſen bekannt, und ich zweifle an gnädiger attung meiner Bitte im geringſten nicht, da es en ſo leicht fallen muß, mit dieſer Kleinigkeit ein es Kind glücklich zu machen, welches die Gnade bt hat, ſein ganzes Vermögen Ihren Händen zeit- u überlaſſen. Gott, der Gott der Wittwen und iſen, wird ein reicher Vergelter ſeyn, und Ihr ho- Haus ſeegnen. Ich bin mit der tiefſten Devotion

Ew. Hochwohlgeb. Gnaden

demüthigſte Dienerinn.
N.

Antwort.

Liebe Frau Magiſterinn,

ie verlangen das Ihrige auf eine ſo beſcheidne, und verpflichtende Art zurück, daß ich mich ſchämen , ſo lange Ihr Schuldner geweſen zu ſeyn. Es nt mir freylich die Aufkündigung des Wechſels itzt enig unvermuthet; aber ich will Rath ſchaffen. n es nicht gleich in der Meſſe ſeyn: ſo ſoll es doch ehen, ſo bald ich nach Hauſe komme. Ich thue

nichts

nichts, als was meine Schuldigkeit iſt; und wenn Ihr lieber Sohn fromm und fleißig iſt, ſo will ich weiter für ihn ſorgen. Ich will noch heute verſuchen, ob es möglich iſt, ein Procuraturſtipendium für ihn auszuwirken. Er kann ſich, wenn er herkömmt, bey dem Herrn Profeſſor N. melden, der mir verſprochen hat, ihm einen Freytiſch zu geben. Die Collegia ſoll er auch bey ihm umſonſt hören. Der ehrliche Mann thut mir alles zu Gefallen, was ich verlange. Mit einem Worte, ich will für ihn ſorgen, und wenn er nach Leipzig geht, kann er erſt auf mein Gut zu mir kommen, und das Geld gegen den Wechſel heben. Ich bin dieſe kleine Bemühung der Freundſchaft ſchuldig, die mir Ihr ſeliger Mann erwieſen hat. Seyn Sie von meiner Aufrichtigkeit überzeugt, und leben Sie allemal wohl.

Nota! Der Herr Sekretair wird ſorgen, daß dieſe ehr„liche Frau vor allen andern bezahlt wird. Da„vor behüte mich Gott, daß ich auch die Thränen „der Wittwen und Waiſen auf mich laden ſollte. „Dieſe Schuldpoſt nagt mich am Herzen. Ich „habe noch vor meiner Abreiſe mit dem Profeſſor „geredet, er hat mir es verſprochen. Sorgen Sie „ja für die arme Frau. Ihr Mann war ein recht„ſchaffner Mann. Sie muß ihr Geld nach der „Meſſe haben, es komme her, wo es wolle.„

Hochwohlgebohrner Herr, Hochgeehrteſter Herr Bruder,

Ich habe dieſe Meſſe verſchiedne Bäre los zu binden, um deßwillen ich den Herrn Bruder erſuche, das kleine Wechſelchen an 400 Thlr. meinem Agenten zu bezahlen. Da ich es Ihnen drey Jahre ohne Intereſſen creditirt habe: ſo verſehe ich mich gewiſſer Zahlung. Es ſteht ohnedem in meiner Gewalt nicht, län-

ge

zur nachzuſehn, da ich den Wechſel an Herr N. und Compagnie gegen eine Schuldfoderung cedirt habe. Der Herr Bruder wiſſen, wie dieſe Juden ſind, und daß ſie mit ihren Schuldnern ſo ſäuberlich nicht verfahren, als wir von Adel mit einander umzugehn pflegen. Es ſollte mir ſehr leid ſeyn, wenn der Herr Bruder es zur Weitläuftigkeit kommen ließen. Ich wenigſtens wäre ganz außer Schuld, denn der Wechſel iſt nicht mehr in meiner Hand. Eben itzt erfahre ich von meinem Gerichtsverwalter, daß Ihr Herr Schwiegervater dieſen Abend ſehr unbaß nach Hauſe gekommen ſey. Wie Gott will! Der Alte verläßt Pfennige; Sie werden Sich wohl tröſten laſſen. Die Haſenjagd iſt heuer ſehr ſchlecht. Das macht das liebe Hagelwetter. Der Teufel hat doch immer ſein Spiel. Geſtern Abends iſt mir mein beſter Fuchs im Stalle umgefallen; ich glaube nicht, daß mir mein beſter Freund ſo nahe gehen kann. Es war ein Fuchs, Trotz einem Fuchſe! Der Donner hole mich, mein beſtes Pferd war es! Und hiermit Gott befohlen. Auf die Bezahlung des Wechſels verlaſſe ich mich alſo gewiß, und bin u. ſ. w.

Antwort.

Hochwohlgebohrner Herr,
Hochgeehrteſter Herr Bruder,

Es iſt mir nicht lieb, daß Sie meinen Wechſel von Sich gegeben haben. Ich werde ihn bezahlen, darauf können Sie Sich verlaſſen, aber dieſe Meſſe iſt es unmöglich, das ſage ich Ihnen, es komme auch zu was es wolle. Daß Sie ihn drey Jahre ohne Intereſſen gehabt haben, iſt mir bekannt; aber der Herr Bruder wiſſen auch, daß wir Spielſchulden nicht zu verintereſſiren pflegen. Sollte mich Herr N. aufs äuſſerſte treiben, ſo werde ich gerichtlich ſagen müſſen,

was dieser Wechsel eigentlich ist; und es sollte mir nahe gehen, wenn ich, wider meine Gewohnheit, dergleichen Ausflucht brauchen müßte, da ich wirklich Willens bin, den Wechsel zu bezahlen, und wenn er noch ungültiger wäre. Ich hätte mich zu Ihrer Freundschaft wohl versehen, daß Sie mich den Zunöthigungen des Herrn N. und Compagnie nicht auf diese Art Preis geben würden. Ich habe ihnen sagen lassen, daß sie von mir auf diesen Wechsel nicht einen Dreyer bekommen würden, und sie möchten ihren Regreß nehmen, an wen sie wollten, oder sonst thun, was ihnen gefiele. Der Herr Bruder werden also andre Anstallt machen, Ihre Schulden zu bezahlen. In künftiger Messe trage ich diese Post ab; aber an niemanden, als an Sie, und auch nicht eher. Das habe ich bey mir beschlossen, und Sie kennen mich. Von der Krankheit meines Schwiegervaters weiß ich nichts. Die Nachricht wird wohl keinen Grund haben. Der rechtschaffne Mann sollte mich dauern, so hart er auch gegen mich und meine Frau iederzeit gewesen ist. Ich bin unverändert

Ew. Hochwohlgeb. u. s. w.

Gnädiger Herr,

Wundern Sie Sich etwan, was ich will? Mein Geld will ich haben. Ja ja, im ganzen Ernste, mein Geld, das ich Ihnen so lange geliehen habe, und wenn ich das nicht kriege, so will ich Sie haben, oder es müßte keine Gerechtigkeit im Lande seyn. Tausend Thaler ist kein Pappenstiel, und ich habe Ihren Wechsel darüber, wissen Sie das wohl, Gnädiger Herr? Das ist keine Kunst, daß vornehme Leute in den Tag hinein borgen, und uns arme Leute hernach betrügen wollen. Sie haben mich nun seit zwo Messen bey der Nase herum geführt. Ich bin der Complimente sätt.

Geld

Geld, mein Herr, und kein Compliment, das will ich haben, oder Sie ſitzen in vier und zwanzig Stunden zwiſchen vier Mauern. Und ſollte ich Sie zu Tode füttern, ſo laſſe ich Sie nicht aus dem Arreſte, bis Sie zu Heller und Pfennigen bezahlt haben. Wie geſagt, das iſt keine Kunſt! Erſt kommt ihr Herren, und ſtrotzt von Gold und Silber, Gott weiß, ob ein Dreyer darauf bezahlt iſt; und da ſind wir armen Kaufleute eure gute Freunde, eure Herzens gute Freunde, da herzt ihr und küßt uns, bis ihr das Geld habt. Und wenn ihr es denn habt, ſo hole der Teufel den verfluchten Juden, der es wieder haben will, wenn der Wechſel verfallen iſt. Halten Sie mirs zu Gnaden, daß ich ſo deutſch weg rede; aber es iſt ſchlimm genug, daß es wahr iſt. Wir armen Kaufleute müſſen es uns laſſen blutſauer werden, und wenn wir mit Angſt und Noth ein paar Thaler Geld zuſammen geraſpelt haben, ſo kömmt ſo ein vornehmer Müſſiggänger, und betrügt uns drum. Ich meyne eben Sie nicht, Gnädiger Herr; aber meine tauſend Thaler muß ich auf den Donnerſtag haben, oder es wird nicht gut. Kurz! Geld oder Arreſt! Was Sie wollen. Ich bin

Ew. Gnd.

unterthäniger Diener
Hanns Puff und Comp.

Antwort.

Mein lieber ehrlicher Hanns Puff,

Sie bleiben doch der alte Deutſche, der Sie allemal geweſen ſind. Sie ſollen Ihr Geld haben, laſſen Sie Sich nur nicht leid ſeyn. Wir wollen deswegen allemal gute Freunde ſeyn. Kommen Sie auf den Freytag früh zu mir, da ſollen Sie es finden. Es gefällt mir nur, daß Sie mit Ihren Freunden ſo wenig Umſtände machen. Wir verſtehn einander ſchon.

Mein

Mein Sekretair soll Ihnen alles bezahlen. Er soll auf den Donnerstag Abend erst wieder kommen. Bis auf den Freytag warten Sie doch, mein guter Alter? Nicht wahr? Sie sind doch nicht böse?

Hochwohlgebohrner Herr,
Gnädiger Herr,

Sie sind gestern Abends kaum zur Stadt hinaus gewesen, als ich mit der Post hier ankam. Ich habe die Briefe, und Ihre Ordre gefunden. Die Ursachen meiner geschwinden Rückkunft sind diese. Am Dienstage Abends kam Ihr Herr Schwiegervater ganz krank von der Fischerey zurück. Ich fuhr zu ihm, so bald ich die Nachricht erhielt. Er war in Gefahr, und diese mehrte sich dergestallt, daß der Medicus schon an der Mittwoche früh an seinem Aufkommen zweifelte. Ich bin von seinem Bette nicht weggekommen, weil er zusehends schwächer ward. Er bezeigte ein grosses Verlangen, Sie und die Frau Gemahlinn zu sprechen. Es ward aber unmöglich, weil er gegen Mitternacht in meinen Armen verschied. Ich habe sogleich von den Gütern Besitz nehmen, und alles versiegeln lassen. Ich konnte nicht eher, als gestern spät hier ankommen so sehr ich auch eilte, Ihnen Nachricht davon zu geben, und Ihnen mein unterthäniges Beyleid mündlich zu bezeigen. Von dem Herrn Oberstlieutenant habe ich auch nicht eher als diesen Mittag Ihren Aufenthalt erfahren können. Diesen Vormittag habe ich angewendet, Ihre Gläubiger zu beruhigen. Die ansehnliche Verlassenschaft des sel. Herrn Schwiegervaters hat sie so gefällig gemacht, daß sie Ew. Gnaden nicht allein nach sehen, sondern mit ihrem ganzen Vermögen unterthänig aufwarten wollen, wenn Sie es verlangen. Hanns Puff und Compagnie haben mich beschworen, Sie ihrer unterthänigsten Devotion zu versichern. Ich bin u. s. w.

Sammlung satiriſcher Schriften.

Vierter und letzter Theil.

NEC. LVSISSE. PVDET. SED. NON. INCIDERE. LVDVM.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Mit allergnädigſten Privilegien.

Leipzig,
Im Verlage Johann Gottfried Dycks. 1755.

Vorbericht.

Ich wage es endlich, den vierten und zugleich den letzten Theil meiner satirischen Schriften herauszugeben. Eine für mich wichtige Veränderung in meinem Amte, nnd die dadurch verdoppelte Arbeit, sind zum Theil Ursache gewesen, daß ich mich seit drey Jahren eines Versprechens nicht habe entledigen können, an welches mich, wo nicht das Publicum, doch wenigstens mein Verleger fleißig genug erinnert hat. Aber in der That ist mein Amt nur zum Theil Ursache an diesem Aufschube gewesen; ich habe noch weit wichtigere Verhinderungen gehabt. Für die meisten Autoren ist der Beyfall der Leser die stärkste Reizung, daß sie muthig, und viel schreiben. Darf ich es wohl gestehen, daß eben dieser Beyfall die wichtigste Ursache ist, warum ich seit drey Jahren mich nicht habe entschließen können, den vierten Theil meiner Schriften zu liefern? Die ersten drey Theile haben das Glück gehabt, in Deutschland ihre Freunde, und auch bey Ausländern Leser zu finden. Man ist endlich, auf

meine ungeheuchelten Vorstellungen, so billig gewesen, an mehrern Orten zu glauben, daß wirklich ein unendlicher Unterschied zwischen einer Satire und einem Pasqville sey; daß man die Fehler der Menschen lächerlich machen könne, ohne einen Menschen selbst lächerlich zu machen; daß man als Satirenschreiber spotten, und doch mit redlichem Herzen ein Menschenfreund seyn könne. Ja, die Gütigkeit meiner Leser ist noch weiter gegangen: Man hat die Fehler in verschiedenen Ausarbeitungen übersehen, welche vor den Augen der Kritik nicht verborgen bleiben konnten. Männer von Einsicht haben mir diese Fehler verziehn, und nur diejenigen Stellen angezeigt, welche ihren Beyfall erlangten: Wie viel Ursache hatte ich, darüber vergnügt zu seyn! Andre Männer, die zwar auch Einsicht genug besaßen, aber nur meine Freunde nicht seyn wollten, haben ganz davon geschwiegen: Konnte ich mir wohl etwas mehr wünschen! Und democh sind alle diese vortheilhaften Umstände die wahre Ursache, daß ich itzo, so ein alter Autor ich auch bin, mich democh ganz schüchtern unter das Publicum wage. Wie viel Achtung bin ich der Nachsicht meiner Leser schuldig! Wie viel Ursache habe ich, alles zu vermeiden, was ihnen anstößig seyn kann, um diese verzeihende Nachsicht nicht zu verlieren! Wie sorgfältig muß ich alle meine Charaktere zeichnen, um keine Originale zu malen, und um mich wider einen Vorwurf sicher zu stellen, der mir, bey meinen menschenfreundlichen Gesinnungen, gewiß der empfindlichste seyn würde!

Bisher

Vorbericht.

Bisher hat die Kritik mir meine Fehler übersehen; vielleicht in der Hoffnung, ich würde mich bessern: Und habe ich mich nicht gebessert, wer wird mich wider diese strenge Richterinn vertheidigen, welche die Nachwelt auf ihrer Seite hat? Geschäffte und Jahre machen einen Satirenschreiber ernsthafter, und eben dadurch bitterer, als es vielleicht der größte Theil seiner Leser wünschet: Ist nicht schon das Ursache genug, einen Beyfall zu verlieren, der mir so unendlich schätzbar ist? Ich lebe hier ganz verwaist von meinen kritischen Freunden, ohne deren Rath und Gutachten ich sonst nicht eine Zeile wagte. Sie sind zerstreut, sie sind weit von mir weg zerstreut; diese Freunde, deren ehrliches Herz, und deren reifer Witz mir unvergeßlich seyn werden. Nur einer noch von meinen redlichen Aristarchen ist in Leipzig; und auch dieser Eine ist schon zu weit von mir entfernt. Und wie soll ich mir die freundschaftlichen Lehren derer zu Nutze machen, die itzt in Kopenhagen, in Hamburg, in Zerbst, in Braunschweig, in Quedlinburg, seit einigen Jahren von mir, und vielleicht auf ewig von mir getrennt sind? die in Zürch und Bern entfernt leben? ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ Und was sage ich von unserm Vater Hagedorn, der mich so oft geleitet hat, und dessen Andenken auch diese Thräne noch heilig sey! ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ Wäre nicht dieser Mangel meiner Freunde und meiner Führer Ursache genug, ein Vorhaben zu unterlassen, welches mir schon damals schwer

genug ward, da ich es unter ihrem Beyſtande wagte, und welches ich itzo wagen ſoll, da ich von ihrem Beyſtande ganz entblößt bin?

Und doch muß ich es wagen! Aber ich wage es unter einer Gelübde, die ich hier vor den Augen meines Vaterlandes, und, wenn ich ſo prächtig reden darf, vor den Augen der ganzen witzigen Welt thue. Dieſes iſt der vierte, aber gewiß auch der letzte Theil meiner ſatiriſchen Schriften. Ich thue hier einen heiligen Schwur, einen Schwur, der mir heiliger iſt, als er ſonſt den meiſten Schriftſtellern zu ſeyn pflegt: daß ich dergleichen ſatiriſche Schriften, weder unter meinem, noch unter einem verſtellten Namen, weder in monatlichen, noch in fliegenden Blättern weiter bekannt machen werde.

Dieſen Vorſatz rechtfertigen, wenn anders meine Leſer verlangen ſollten, daß ich ihn rechtfertige; dieſen Vorſatz, ſage ich, rechtfertigen ſchon die Urſachen genug, die ich oben angeführt habe. Ein ernſthafteres Alter; Geſchäffte, die täglich gehäuft werden; der Verluſt der beſten Freunde; eine argwöhniſche Vorſicht, die meinem itzigen Stande vielleicht noch unentbehrlicher iſt, als ſie mir vor drey Jahren war; Leſer, die noch immer gewohnt ſind zu lachen, ſo lange ſie über andere lachen, und welche unverſöhnlich wüten, ſo bald ſie glauben, ihr eignes Geſicht im Spiegel zu ſehen; der geſchwätzige Vorwitz der Ausleger, welche immer boshaft

genug

genug ſind, Schlüſſel zu machen, wo keine Schluſſel nöthig ſind; die tückiſche Bosheit dererjenigen, welche ſich getroffen finden, und ſchweigen, und welche doch hämiſch im Namen dererjenigen ſeufzen, die gewiß nicht gemeynt, und gewiß nicht getroffen ſind; die beleidigende Unbilligkeit des witzigen Pöbels, welcher immer an dem Orte, wo der Verfaſſer ſchreibt, die Originale zuerſt ſucht, eine Unbilligkeit, die mir bey meinem gegenwärtigen Amte doppelt empfindlich ſeyn muß: Alles dieſes ſind Urſachen, welche mir meinen Vorſatz ernſtlich machen.

Ueberhaupt iſt wohl Deutſchland das Land nicht, in welchem eine billige und beſſernde Satire es wagen darf, ihr Haupt mit der Freymüthigkeit empor zu heben, mit welcher ſie gewohnt iſt, die Laſter, oder die Thorheiten der Menſchen zu ſtrafen. Es giebt Städte in Deutſchland, in denen man nur beſchäfftigt iſt, Reichthümer zu ſammeln, und in denen man kein Laſter weiter kennt, als die Armuth. Wer wird es wagen dürfen, ihren feiſten Bürgern zu ſagen, daß ſie laſterhaft ſind, weil ſie nur mit Ungerechtigkeit wuchern; daß ſie Thoren ſind, weil ſie auf ihren erwucherten Reichthum ſtolz ſeyn können? Es giebt mächtige Städte in Deutſchland, wo man unter dem prächtigſten Aufwande ſeine Armuth, unter den lärmenden Vergnügungen ſeine innerliche Unruhe zu verbergen ſucht, wo man ſeinen Freund küßt, und umarmt, um ihn niederzuwerfen, wo man

über alle Sachen mit einem entscheidenden Tone urtheilet, um seine Unwissenheit nicht zu verrathen, wo man ein pöbelhaftes Pasqvill mit lautem Beyfalle annimmt, und ausbreitet, weil man den Einzigen Unglücklichen kennt, den es trifft, und wo man im Gegentheile eine lehrende Satire für ein gefährliches Pasqvill hält, weil sie auf hundert Personen passen kann, und weil diese hundert Personen vielleicht noch fühlen, daß sie Thoren sind, aber zugleich auch denjenigen verabscheuen, der sie an ihre Thorheit erinnert. Und was soll ich von denen Städten sagen, welche ein Sitz der schönen Wissenschaften sind, und wo es ein öffentlicher Beruf ist, Weisheit und Sitten zu predigen? Vielleicht ist hier die Satire an der Hand ihrer Schwester, der Moral, beliebt und sicher? Nichts weniger! Nur gar zu oft haben die Gelehrten viel Ursache, sich vor der Satire zu fürchten. Gemeiniglich sind sie die ersten, die sie verdammen; es müßte denn eine Satire aus dem Horaz seyn, welcher sie unmöglich gemeynt haben kann.

Vielleicht ist ein Patriot mit dem sehr unzufrieden, was ich hier von den meisten Städten meines Vaterlandes sage. Er wird glauben, daß man eben dieses von den Städten aller Länder sagen könnte. Es kann seyn: Aber desto schlimmer für die Satire; desto allgemeiner ist die Wahrheit des Satzes, den ich oben behauptet habe. Und was will mir dieser Patriot antworten, wenn ich ihm Paris nenne, wo ein

Boile-

Boileau und Moliere waren, deren Satire ihr König liebte und schützte? Es ist nur ein London, wo auch nicht einmal der gröſte Misbrauch die Billigkeit der Satire verdächtig macht, wo kein Laster zu vornehm ist, daß es sich nicht vor ihrer Geißel scheuen müsse. Nur ein London ist, wo ein lehrender Zuschauer täglich unter einer Menge von zwanzig tausend Lesern unerkannt herum gehen, und unbemerkt den Beyfall einsammeln kann, den seine Satire verdient. In Deutschland mag ich es nicht wagen, einem Dorfschulmeister diejenigen Wahrheiten zu sagen, die in London ein Lord-Erzbischof anhören, und schweigen, oder sich bessern muß.

Je mehr ich allen diesen Ursachen nachdenke; je ernstlicher wird mein Vorsatz, niemals dergleichen Schriften wieder zu wagen. Aber dagegen verspreche ich mir auch von der Billigkeit meiner Leser dieses, daß sie mich künftig mit etwas weniger Zuversicht, als wohl bisher bey einigen Gelegenheiten geschehen, für einen Mitarbeiter an witzigen Monatschriften, oder für den verborgenen Verfasser fliegender Blätter ausgeben.

Ich muß befürchten, daß dieses Gelübde vielen von meinen Lesern verdächtig seyn werde. Man weis aus der Erfahrung, daß beynahe kein Geschöpf so meineidig ist, als ein Poet, welcher die Verse verschwört: Sollte ein Satirenschreiber mehr Gewissen haben? Ich will

mich in dieſe Vergleichung nicht einlaſſen. Damit man aber gar keinen Vorwand behalte, an meinem Vorſatze zu zweifeln: ſo will ich eine wohlbedächtige Einſchränkung beyſetzen, unter welcher ich mein Gelübde gethan habe. Ich werde gewiß niemals weiter dergleichen ſatiriſche Schriften, weder unter meinem, noch fremden Namen bekannt machen: Aber ich werde vielleicht noch verſchiedne Abhandlungen von dieſer Art ſchreiben. Ich werde ſie der Kritik einiger von meinen Freunden, und meinem verſchwiegnen Pulte anvertrauen, und nicht eher, als nach meinem Tode, ſoll das unpartheyiſche Publicum zum Richter darüber geſetzt werden.

Ich finde bey dieſem Entſchluſſe hundert Vortheile, und viele Annehmlichkeiten, die ein Satirenſchreiber unmöglich haben kann, welcher von der Aufnahme ſeiner Werke Zeuge iſt. Da ich mir, vom Anfange an, das Geſetz gegeben, keinen Menſchen durch meine Satiren zu beleidigen, ſondern ſie ſo allgemein zu machen, daß es einem billigen Leſer unmöglich fallen ſollte, einen zu finden, der das Original zum Gemälde ſeyn könnte: ſo hatte ich mir ein Geſetz gegeben, welches mir unendliche Schwierigkeiten verurſachte. So bald ich mit einer Abſchilderung fertig war, war dieſes meine erſte Sorge, daß ich ſie gegen diejenigen Geſichter hielt, die ich kannte, um zu verſuchen, ob vielleicht zu viel Aehnlichkeit von ihnen in meinem Gemälde wäre. Das Gemälde ſelbſt zu

entwer-

entwerfen, koſtete mich immer weniger Mühe, als mich es koſtete, ſolches durch neue Züge, durch mehr Licht, oder mehr Schatten unkenntlich zu machen. Und wenn ich alles gethan hatte; und wenn ich nunmehr glaubte, daß es mit keinem Menſchen eine Aehnlichkeit habe, daß es nur das allgemeine Bild eines Thoren ſey: So rief doch wohl einer meiner Leſer mit bittrer Freude aus: Das iſt mein Nachbar! Künftig werde ich eine ſo ängſtliche Vorſicht, weiter nicht nöthig haben. Nun kann ich mir die Originale wählen, wo ich will, ohne einen von ihnen zu beleidigen. Denn erſt nach meinem Tode ſollen dieſe Schildereyen bekannt werden. Und da ich Hoffnung habe, noch etliche und zwanzig Jahre zu leben, ſo zweifle ich, ob ſich alsdann noch jemand die Mühe geben wird, den Thoren zu entdecken, den ich vor zwanzig Jahren gemalt habe; denn in zwanzig Jahren iſt ein Thor gewiß vergeſſen, und wenn er auch ein Durchlauchtigſter Thor geweſen wäre. Nunmehr kann ich mich viel freyer unter meinen Mitbürgern umſehen, und Züge zu einem Gemälde ſammeln, welches ich vielleicht außerdem, zu ſchildern noch nicht wagen dürfte, wie ich es nunmehr wagen darf, da dieſe Schildereyen erſt nach meinem Tode ausgeſtellt werden ſollen. Finde ich künftig einen Menſchen, deſſen Thorheiten verdienen, für die Nachwelt gezeichnet zu werden: ſo ſehe ich dieſen Menſchen, als meinen Poſthumum, an. Die nach mir leben, ſollen nicht

einen Zug von ſeinem Geſichte verlieren; aber bis dahin will ich ihn allein kennen, und nur allein über ihn lachen.

Man hat mir wider dieſen Plan den Einwurf gemacht, daß vielleicht in zwanzig Jahren, hundert kleine Umſtände in den Sitten und Gebräuchen meiner heutigen Landsleute geändert, oder gar verloren gegangen ſeyn könnten, die doch oftmals ſchlechterdings zu wiſſen nöthig ſind, wenn man das Feine und das Reizende der Satire ſo empfinden ſoll, wie ein jeder Verfaſſer wünſcht, daß es ſeine Leſer empfinden mögen. Dieſer Einwurf iſt gegründet genug: Aber eben dadurch werde ich deſto aufmerkſamer gemacht werden, in meinen Satiren auch das zu vermeiden, was das Perſönliche der Sitten und Gebräuche genannt werden kann; ſo wie ich das Perſönliche der Charaktere bisher vermieden habe. Ich erlange dadurch den großen Vortheil, daß meine Satire auch von dieſer Seite allgemein wird. Und kann ich auch diejenigen Umſtände nicht ganz vermeiden, welche ſo flüchtig und veränderlich ſind; wer wird mir es verdenken, wenn ich mein eigner Scholiaſt werde? In dieſem Falle, werden ſelbſt meine Anmerkungen Satiren auf meine Mitbürger, denn ich genöthiget bin, der Vergeſſenheit durch Noten eine Tracht, ein Spiel, ein Ceremoniell, eine Mode, und andere ſolche Kleinigkeiten zu entreiſſen, worauf ſie doch itzt ſo ſtolz ſind, und worinnen vielmals heuer ihr ganzer Werth ſteht.

Ein

Ein andrer Einwurf ſollte vielleicht für mich noch wichtiger ſeyn: Nach meinem Tode werde ich den Beyfall der Leſer nicht hören! Es iſt wahr; aber auch ihren Tadel nicht! Meine Schriften ſind durch die gütige Aufnahme der Kenner, und andrer ſo glücklich geweſen, daß ich mich, wenn ich mich ſo ſtolz ausdrücken darf, an dem Lobe meiner Leſer gewiſſer maßen ſchon geſättigt habe. Dieſer Beyfall verdient von mir die erkenntlichſte Achtung für den Geſchmack, und das Vergnügen meiner künftigen Leſer. Ich beſitze gewiß Eigenliebe genug, dieſes Lob auch nach meinem Tode verdienen zu wollen, je vortheilhafter alsdann für mein Andenken ein ſo unpartheyiſches Lob iſt, und je weniger ich hernach im Stande bin, meine Fehler zu entſchuldigen, oder wider ſcheinbare Vorwürfe mich zu verantworten.

Ich habe bey meinen Satiren ein zu freudiges Gewiſſen, und zu der fortdauernden Billigkeit meiner Leſer ein zu großes Vertrauen, als daß ich hiebey einen Vorwurf befürchten ſollte, der mir bey einer Stelle des Seneca eingefallen iſt. Labienus, ein Mann, der ſeinen republikaniſchen Haß, und die bitterſten Leidenſchaften unter dem prächtigen Namen eines Patrioten verbergen wollte, welcher ſeine Schmähungen wider die Großen in Rom ſatiriſchen Witz, und perſönliche Beleidigungen hiſtoriſche Wahrheiten nannte, welcher den Rath zu einem vorher unerhörten Befehle zwang, den in folgenden

genden Zeiten, die Unwiſſenheit, der Aberglaube, und die dumme Bosheit ſo unglücklich gemisbraucht haben; * Dieſer Labienus las einmal eine von ihm gefertigte Geſchichte öffentlich vor, überſchlug aber einen groſsen Theil davon, und ſagte: Das, was ich hier überſchlage, ſoll man erſt nach meinem Tode leſen! Seneca kann ſich nicht enthalten, hiebey auszurufen: „Wie verwegen muß der Innhalt dieſer Stelle geweſen ſeyn, daß auch ſo gar Labienus ſich geſcheut hat, ſie bekannt zu machen!

* Seine Schriften wurden auf Befehl des Raths verbrannt. Seneca iſt in ſeiner Praefatione L. V. Controverſiarum ſehr bitter, da er auf dieſe Stelle kömmt. Er hält es für das erſte Exempel, wo verdächtige Schriften auf Befehl des Raths verbrannt worden wären, und vermuthlich mag er ſich auf die Verbrennung der Schriften des Numa Pompilius nicht beſonnen haben, die Livius im neun und zwanzigſten Capitel des vierzigſten Buchs anführt. Seneca freut ſich, daß dieſe Grauſamkeit erſt zu der Zeit erfunden worden, da es ſchon weniger groſse Geiſter gegeben habe. Ich will ſeine eignen Worte hier anführen; ſie ſind ſehr prophetiſch: In hunc (Labienum) primum excogitata eſt noua poena: effectum eſt enim per inimicos, vt omnes ejus libri incenderentur. Res noua et inſueta, ſupplicia de ſtudiis ſumi. Bono hercle publico iſta in poenas ingenioſa crudelitas poſt Ciceronem inuenta eſt. Quid enim futurum fuit, ſi ingenium Ciceronis triumuiris libuiſſet proſcribere. etc. etc. Facem ſtudiis ſubdere et in monumenta diſciplinarum animaduertere, quanta, et quam non contenta certa materia ſaeuitia eſt! Dii melius, quod eo ſeculo iſta ingeniorum ſupplicia coeperunt, quo et ingenia deſierunt etc.

„machen!„ * Meine Leſer werden ſich des ungeheuchelten Bekenntniſſes noch erinnern, welches ich in einer weitläuftigen Abhandlung vom Misbrauche der Satire ablegte, da ich den erſten Schritt that, mit ihnen bekannt zu werden. ** Ich zeigte damals, daß die vornehmſte Pflicht eines Satirenſchreibers ſey, von der Religion und den Obern niemals anders, als mit der anſtändigſten Ehrfurcht zu reden, daß er alles ſorgfältig vermeiden müſſe, was ſeine Mitbürger, oder den Wohlſtand nur auf einige Art beleidigen könne, mit einem Worte, daß er ein rechtſchaffner Mann ſeyn müſſe. Ich habe mir Mühe gegeben, bey allen meinen Satiren nach dieſen Grundſätzen zu handeln, und meine Leſer ſind, ſo viel ich weis, allemal ſo gerecht geweſen, zu geſtehen, daß ich dieſe heiligen Pflichten erfüllt habe. Ich werde ſie weiter erfüllen. Ich werde mich unermüdet bearbeiten, der Satire dasjenige ehrwürdige Anſehen zu erwerben, welches ihr als einer Verehrerinn der Religion, als einer Freundinn der Tugend, als einer unverſöhnlichen Feindinn der ungeſitteten Thoren gebührt, und welches

* Memini aliquando, cum recitaret hiſtoriam, magnam partem conuoluiſſe et diziſſe: *Haec, quae tranſeo, poſt mortem meam legentur.* Quanta in illis libertas fuit, quam etiam Labienus extimuit? *M. Annaeus Seneca Lib. V. Controverſiarum* in Praefatione.

** S. den Vorbericht zum erſten Theile dieſer ſatiriſchen Schriften.

welches ihr freylich so lange Zeit streitig gemacht worden ist, so lange ein jeder boshafter Pasqvillant behauptete, er schreibe Satiren. Durch diese Bemühung hoffe ich den gütigen Beyfall meiner Leser, auch für diesen vierten Theil; ja, ich hoffe so gar auch den Beyfall ihrer Kinder für diejenigen Theile meiner Satiren zu erlangen, die ich erst nach meinem Tode, ihrer billigen Beurtheilung zu überlassen mich entschlossen habe.

Dresden,
am 20 April.
1755.

Gottlieb Wilhelm Rabener.

Verzeichniß
der
im diesem vierten und letzten Theile
enthaltenen Stücke.

Vorbericht.

Antons Panßa von Mancha Abhandlung von Sprüchwörtern

Zueignungsschrift an des großen Sancho Panßa großen Esel S. 3-20

Abhandlung über das Sprüchwort: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand; nebst einem Vorberichte S. 23-48.

Kleider machen Leute 49-58

Ehrlich währt am längsten; nebst einem Vorberichte 59-98

Alte Liebe rostet nicht 99-119

Eine Hand wäscht die andere 120-133

Jung gewohnt, alt gethan 134-194

Gut macht Muth 195-206

Ehen werden im Himmel geschlossen 207-253

Gedanken sind zollfrey 254-388

Beweis,

Beweis, daß die Begierde Böses zu reden weder vom Stolze, noch von der Bosheit des Herzens, sondern von einer wahren Menschenliebe herrühre; an die königliche Akademie zu Pau in Bearn S. 389-432

Das dazu gehörige, von dem Verleger verfertigte Realregister 433-456

Das Märchen vom ersten April; aus dem Holländischen in das Hochdeutsche übersetzt

Art Beuzelaars van Saerdamm Zuschrift an seine liebe Amme 459. 460

Erstes Buch; enthält das Märchen vom ersten April 461-494

Zweytes Buch; enthält sieben mal sieben Wahrsagungen vom ersten April S. 495-550

Drittes Buch; enthält den Schlüssel zu den sieben mal sieben Wahrsagungen, nebst der versprochenen Fortsetzung 551-564

Abbitte und Ehrenerklärung 565-608

Antons Panßa von Mancha

Abhandlung

von

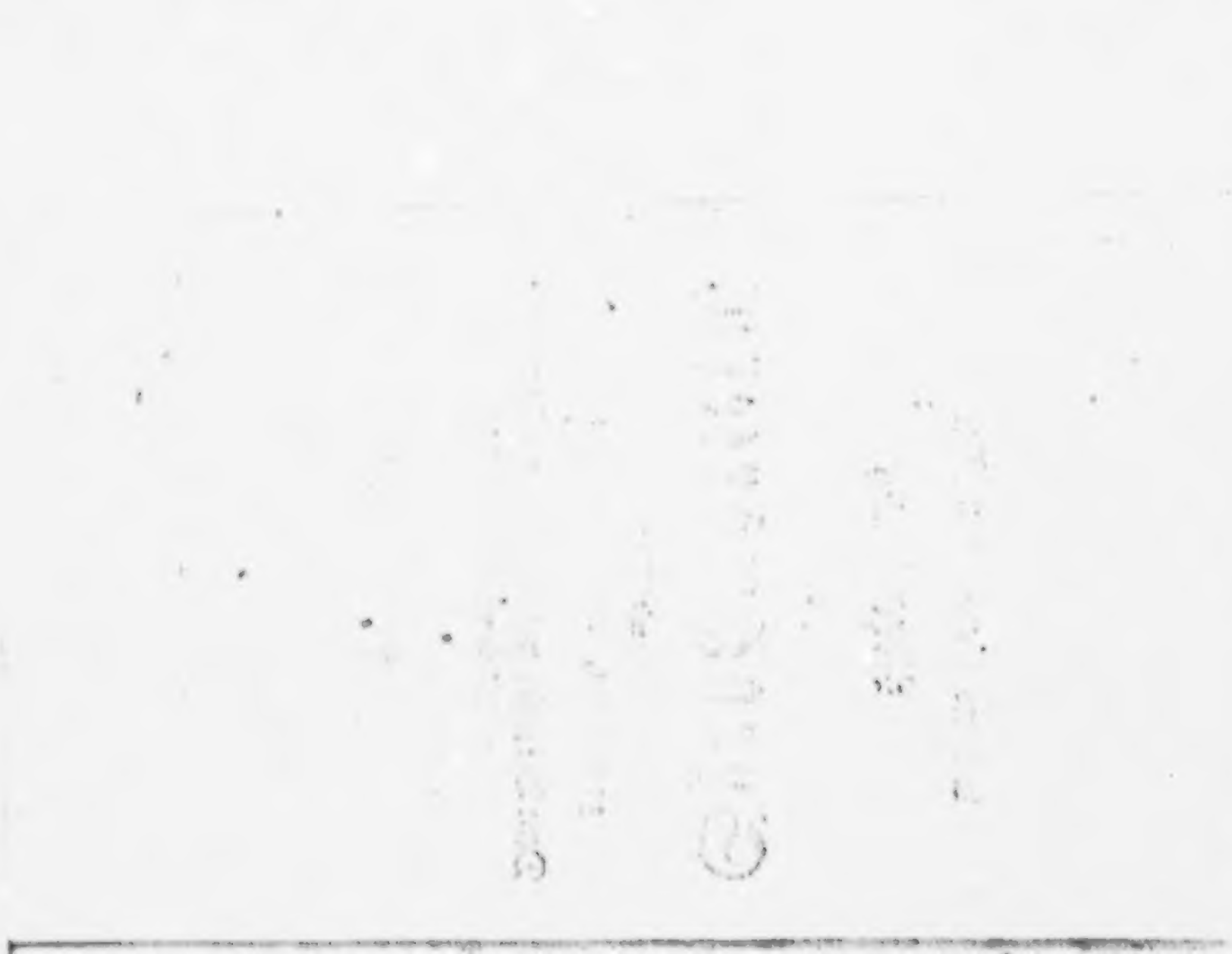
Sprüchwörtern,

wie ſolche

zu verſtehen, und zu gebrauchen ſind;

Dem Verfaſſer zum Beſten, und dem Leſer

zur Erbauung ans Licht geſtellt.



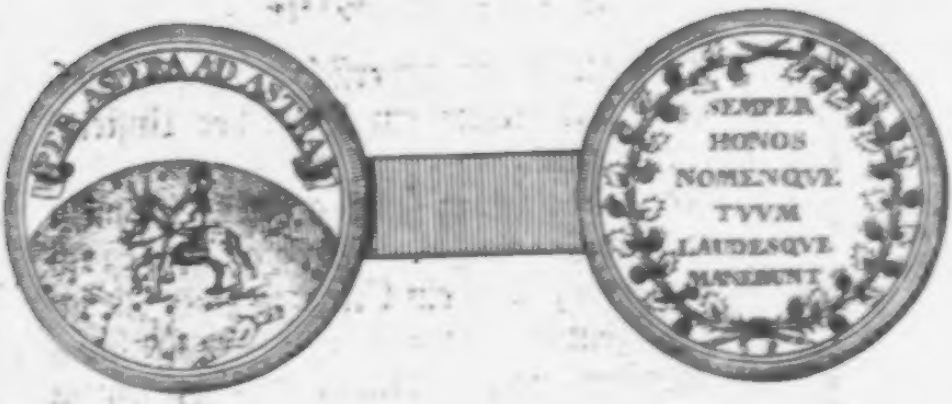
Antons Panßa von Mancha

Zueignungsschrift

an des

großen Sancho Panßa

großen Esel.



Zueignungsschrift.

Verewigter Esel,

Da eine eignen Verdienste, und das verehrungswürdige Andenken meines Urältervaters, Sancho Panſa, erfodern es von mir als einen wichtigen Theil meiner Schuldigkeit, daß ich dieſen Abhandlungen von Sprüchwörtern Deinen Namen vorſetze. Ich nahe mich alſo Dir mit der ehrfurchtsvollen Verbeugung, mit welcher ſich ein verlaſſener Autor ſeinem Mäcenaten naht, und lege dieſe Schrift zu Deinem Hufe nieder. Das Anſehen, in welchem Dein Name bey allen geſitteten Völkern iſt, wird dieſen Abhandlungen der ſicherſte Schutz ſeyn, und durch Deinen Namen, unſterblicher Eſel,

wird, wie ich, als Autor, zuversichtlich hoffe, auch auf gegenwärtige Schrift ein Theil der Unsterblichkeit zurück fallen.

Dieses würde genug seyn, gegen **Dich** mein Vorhaben zu rechtfertigen. Ich glaube, daß ich alles gesagt habe, was ein Client in einer Zueignungsschrift seinem Gönner von Empfehlung, von Verdiensten, von Demuth, und von seinem Mangel zu sagen hat. Aber **Du** wirst mir hochgeneigt erlauben, **mein Esel**, daß ich diese Zueignungsschrift gegen diejenigen vertheidige, welche so viel Einsicht, wie **Du**, nicht haben, und doch Kunstrichter seyn wollen. Glücklicher, ja dreymal glücklicher Esel, der **Du** in den Tagen des weisen Sancho grau worden bist, wo man Verdienste auch an Eseln verehrte! Wie sehr haben sich die Zeiten zu unsrer Schande verändert! Man verehrt . . . aber nicht Verdienste, man verehrt Rang und Pracht; und ein Esel mit einer reichen Decke, wenn er schon die geringsten Verdienste nicht hat, ist uns oftmals verehrungswürdiger, als sieben Weise. Ich finde also nöthig, einige Einwürfe zu beantworten, welche mir wider meine Zueignungsschrift gemacht werden können. Dieses wird mich ganz natürlich auf **Deine** eignen Verdienste führen. Ich will zeigen, wie groß **Du** gewesen bist; und wenn ich dieses zeigen will, so darf ich die Welt nur an **Deine** Thaten erinnern. Wie leicht ist es, Verdienste zu loben, wenn man sie schon findet, und nicht erst erdichten darf! Ein Vorzug, den **Du** vor vielen Menschen hast, welche **Dich** nur als Esel kennen.

Was

Was ich hier im voraus angeführt habe, ist die gründlichste Vertheidigung wider einen Einwurf, welchen viele machen werden, so bald sie diese Zueignungsschrift erblicken. **Einen Esel zum Mäcenat!** werden sie ausrufen. Und warum nicht, meine Herren? Bin ich etwan der erste, der dieses thut? Oder vermißt ihr nur an meinem Mäcenat die menschliche Pracht der Eurigen? Seyd nicht so ungerecht, zu glauben, daß mein Esel dieser Zueignungsschrift unwürdig sey, weil ihr ihn für dumm haltet: Ihr werdet selbst euern Zueignungsschriften ein trauriges Urtheil sprechen. Wie viele von euern Mäcenaten werdet ihr absetzen müssen, wenn die Dummheit hindert, der Mäcenat eines Autors zu seyn!

Aber wird der Esel die Zueignungsschrift lesen? und noch mehr, wird er das Buch verstehn, das du ihm zueignest? Aber, meine Herren, ist denn das nöthig? Er würde es vielleicht nicht thun, wenn er auch lebte, zumal da er ein spanischer Esel ist, und ich freylich nur ein deutscher Autor bin. Allein ist es denn so schlechterdings nöthig, daß ein Mäcenat die Schriften liest, die ihm gewidmet werden? Wie viel Mäcenaten lesen eure Schriften, und noch mehr, wie viel sind im Stande, sie zu verstehn? Ihr macht euch kein Bedenken, denen Gönnern, welche vielmals kaum ihre Muttersprache gelernt haben, eure Werke, die ihr in ausländischen oder wohl gar in todten Sprachen abgefaßt habt, zu überreichen, von denen sie doch vielleicht nicht einmal

die Buchſtaben kennen. Genug; ſie ſehen ihr Bildniß, oder ihr Wapen, ſie ſehen den prächtigen Band des Buchs, ſie ſehen ein gekrümmtes Geſchöpf murmelnd zu ihren Füßen kriechen, und hieraus ſchließen ſie, daß dieſes Geſchöpf ein Autor iſt, daß unter ihrem Bildniſſe, oder Wapen, eine Zueignungsſchrift ſtehen wird, und daß ſie ein Mäcenat ſind. Sehen ſie alſo nicht alles, was der Autor will, daß ſie ſehen ſollen, und iſt es erſt nöthig, daß ſie die Zueignungsſchrift leſen, und die Abhandlung verſtehn müſſen?

Ich erwarte noch einen Einwurf, der bey vielen meiner Tadler der wichtigſte iſt, und den ſie zu ſagen, nur das Herz nicht haben. **Wirſt du von deinem Eſel für die Zueignungsſchrift nur einen Gulden, oder die geringſte Belohnung erwarten können?** Nein, ihr habt recht, nicht einen Gulden, nicht die geringſte Beförderung. Aber deſto uneigennützıger iſt mein Vorhaben; deſto weniger iſt das Lob verdächtig, das ich meinem Eſel gebe. Ihr martert euch, und eure Leſer, um Tugenden und Verdienſte zuſammen zu ſtoppeln, welche ihr euern Mäcenaten anpaßt: Allein bey Vernünftigen macht ihr dadurch euch und euern Held lächerlich, und die Zueignungsſchriften überhaupt verächtlich. Ihr wißt es, und thut es doch, um mit hungrigen Händen eine kleine Belohnung zu erhaſchen, welche gemeiniglich gar außen bleibt, oder welche doch euer Mäcenat ſo ſpärlich zumißt, weil er, wie Auguſt, noch mehr dergleichen unnütze Schwätzer zu ernähren

nähren hat, die ihm den gelernten Gruß, aus Begierde zum Futter, zurufen. Eben ſo wenig kann ich auf eine Beförderung mir Rechnung machen: Aber wie viele von euch erlangen dergleichen durch ihre Zueignungsſchriften? Vielleicht nicht einmal die Hoffnung dazu. Eine vornehme Neigung des Haupts iſt wohl alles, was ihr durch eure Demüthigung von euerm Mäcenat erpreſſen könnet. Wiederholt ihr mündlich eure Bitte, ſo werdet ihr machen, daß er mit einem trotzigen: Vôtre Serviteur! ſich von euch wendet, und die geweihte Schrift dem Kammerdiener hinwirft, der ſie beſſer zu brauchen weis. Aber ich will auch einräumen, daß euer Mäcenat einer von den Großmüthigen iſt, welche alle Menſchen glücklich zu machen wünſchen; wird er deßwegen auch im Stande ſeyn, es zu thun, oder wenigſtens es ſo zu thun, wie ihr es hofft? Und iſt er auch ſo gefällig, daß er ſich bey ſeinem Range neue Verdienſte und Hochachtung durch ſeine Freundlichkeit zu erwerben ſucht; ſo wird er euch zwar in den gnädigſten Ausdrücken das Vergnügen verſichern, das er hat, euch zu dienen; allein ſeine Geſchäffte, und der Anlauf ſo vieler eurer Collegen, wird machen, daß er euch vergißt, da ihr keine Verdienſte weiter habt, als den Mangel. Gewinne ich alſo durch meine Zueignungsſchrift wohl weniger, als ihr gemeiniglich durch die eurigen erlangt?

Dieſes ſind, **berühmter Eſel**, einige von den Einwürfen, die man mir machen wird; aber

das ist auch die Vertheidigung, die ich dergleichen ungegründeten Einwürfen entgegen setzen werde.

So wichtig auch meine Gründe sind; so werden sie noch mehr Nachdruck erhalten, wenn ich die Welt an einige Deiner besondern Verdienste erinnere, die Dich, großer Esel, über viele erheben, welche der Witz und der Hunger ihrer Clienten zu verewigen sucht.

Deine genaue Verbindung mit meiner Familie giebt mir ein Recht, den Ruhm Deiner seltenen Verdienste zu widerholen, welche seit mehr als einem Jahrhunderte die billige Bewunderung der halben Welt gewesen sind. Liebster Freund und treuer Gefährte meines Vaters Sancho! Ich neige mich vor Deinem ehrwürdigen Schatten, mit eben dem frommen Schauer, mit welchem der gläubige Muselmann sich vor dem geheiligten Kameele niederwirft, das vor tausend Kameelen zu dem stolzen Glücke erwählt worden ist, den Alkoran auf seinem Rücken zu tragen.

Wie glücklich bin ich vor vielen Lobrednern, da ich die Ueberzeugung der Welt, und die Wahrheit auf meiner Seite habe! Die Hälfte unsrer Zueignungsschriften sind Satiren auf die Mäcenaten unsrer Zeit. Die Verfasser quälen sich, die Welt zu betäuben und zu überreden, daß ihr niederträchtiger Wucherer ein großmüthiger Versorger der Verlassenen, ihr erlauchter Ignorant ein Kenner und Beschützer der Musen, daß er gerecht sey, da doch das halbe Land unter seinen Räubereyen entkräftet seufzet. Aber Du, glücklicher

Grau-

Grauschimmel, Du bist von allen diesen Vorwürfen frey, und eben dadurch befreyest Du auch mich von den Vorwürfen der Schmeicheley. So bald ich des groſsen Sancho Panſsa groſsen Esel nenne, so bald versteht mich die ganze Welt, und weis es, daſs ich den ehrwürdigen Esel meyne, welcher so viele Tugenden der Menschen, und keines von ihren Lastern gehabt.

Es ist bekannt, und selbst der berühmte Cid Hamet Benengely läugnet es nicht, ob er gleich ein beschnittner Mohr, und Du ein christlicher Esel warst, daſs die weisen Sprüche des erleuchteten Sancho mit so viel Kraft auf Deine Ohren herabgewirkt, daſs Du der tiefsinnigste Esel deiner Zeit gewesen. Ein groſser Beweis Deiner Fähigkeit war es, da Du in einer Zeit von etlichen Monaten, und unter tausend unglücklichen Beschäfftigungen, dennoch mehr gelernt, als hundert Söhne der Groſsen in Spanien kaum lernen, welche drey Jahr und länger in Ossuna zu den Füſsen ihrer Lehrer sitzen. Mehr als ein Baccalaureus in Salamanca war eifersüchtig auf Dich: Aber Deine Bescheidenheit gewann das Herz der Neider. Das Wissen, welches so viele junge Gelehrte unerträglich macht, war für Dich ein neuer Trieb zur Demuth. Unwissende Pedanten richten sich trotzig auf: aber Du, der Du sie am Verstande und Witze unendlich übertrifst, hiengst Deine Ohren immer demüthig; denn die Vollkommenheiten Deines Lehrers erinnerten Dich beständig an Deine Unvollkommenheiten: Eine Tugend,

gend, die unter unſern Schülern nicht allgemein iſt! Ich kenne Deutſche, welche an Deiner Weisheit und Gelehrſamkeit zweifeln werden, da man nicht ein Blatt, geſchweige einen Folianten, von Deinen Schriften aufzuweiſen hat. Deſto ſchlimmer für uns! Der Schade iſt unſrer Nachwelt unerſetzlich. Mit wie viel Vergnügen und Erbauung würden wir Deine Schriften leſen, und ihre Schriften aus den Händen werfen! Es war ein Fehler Deiner Zeit, wo man noch wenig ſchrieb, und deſto mehr dachte. Bey unſern Zeiten iſt dieſes der Fehler, daß viele ohne Ueberlegung ſchreiben, was Du, weiſer Eſel, nur zu denken, Dich würdeſt geſchämt haben. Hätte Dir die Natur die Vorzüge gegönnt, ein Autor werden zu können, wie hoch würde Dein Ruhm geſtiegen ſeyn! Und dennoch biſt Du ſchon unſterblich, da Myriaden von Schriftſtellern ſeit Deiner Zeit in die ewige Nacht der Vergeſſenheit geſtürzt worden ſind.

Die Mäßigkeit iſt eine Tugend, welche unſern meiſten Sittenpredigern nicht allemal eigen iſt. Wenigſtens habe ich in meiner Jugend zu Leyden einen Mann gekannt, der ein Meiſter der Weisheit hieß, der ſein Brodt durch das Lehren der Moral verdiente, und der alles, was er verdiente, durch die niederträchtigſten Ausſchweifungen verthat. Unendlich tief hätte er, ungeachtet ſeines Lorbers, unter Dir, geſittetem Eſel, ſtehen ſollen. Die ganze Geſchichte des Heldes von Mancha zeigt uns nicht eine einzige Spur, daß Du iemals

in

in einen Fehler gefallen wäreſt, welcher ſo ſehr menſchlich iſt. Vermuthlich trug die Uebereilung des alten Roßinante, und ſeine demüthigende Strafe viel zu Deiner Mäßigung bey. Die Welt weis die traurige Geſchichte von den Stutten aus Gallicien *. Roßinante war ein lehrender Beweis, daß Alter nicht vor Thorheit hilft. Er ſah die Stutten, und vergaß ſich. Benengely macht zu ſeiner, und vielleicht auch zu vieler Menſchen Entſchuldigung, die lehrreiche Anmerkung, daß kein Hengſt ſo alt ſey, der nicht noch einmal im May wiehere. Allein die Eſeltreiber von Jangois dachten nicht ſo billig. Die Strafe folgte der Wolluſt auf dem Fuße nach. Roßinante empfand es, und als eine neue Züchtigung ſeiner alten Jugendſünden, mußte er die Demüthigung ausſtehen, daß der tapfre Quixot ſich auf Dich, tugendhaften Eſel, ſetzte, und der ſtolze Roßinante an deinen Schwanz angebunden ward.

Ein Freund in der Noth iſt dasjenige Kleinod, welches auch die für das koſtbarſte halten, die niemals großmüthig genug ſind, andern in der Noth beyzuſpringen. Wie ſehr beſchämeſt Du, freundſchaftlicher Eſel, alle dieſe unempfindlichen Seelen! So gar Roßinanten, der deines Mitleidens damals kaum würdig war, bedauerteſt Du. Deine Schritte waren noch langſamer, als die Schritte eines gelaſſenen Eſels von Natur ſind; Du wollteſt dem Unglücklichen Zeit laſſen, nachzukommen. Ein Menſch würde ſich dieſe Demüthigung ſeines Nächſten zu Nutze gemacht,

* Don Quixots Geſchichte B. 3. C. 15.

macht, und mit einer ſtolzen Grauſamkeit noch mehr zu ſeiner Kränkung beygetragen haben: Aber ſo ungerecht dachteſt Du nicht; denn Du wareſt des weiſen Sancho liebreicher Eſel. Wie troſtlos hiengeſt Du die Ohren, als Dein Herr, Sancho, durch Zulaſſung des Himmels und Don Quixots geprellt ward*? Er ſah flehentlich auf Dich herab, und wenn er am höchſten flog, ſo war Deine freundſchaftliche Traurigkeit für ihn die kräftigſte Stärkung.

Die Gelaſſenheit iſt überhaupt eine Familientugend der Eſel: Bey Dir aber hatte ſie einen weit rühmlichern Urſprung; denn Du wareſt mit Ueberlegung gelaſſen. In dem unglücklichen Treffen mit den befreyten Galerenſclaven** hielteſt Du ſtandhaft die Steine der Undankbaren aus. Quixot, Sancho, und Roßinante lagen um Dich herum. Nur dich konnten die unzähligen Würfe der Verräther nicht ſtürzen, noch zur Ungeduld bewegen. Quixot ſeufzete nach ſeiner Dulcinee, Sancho nach ſeinem Mantel, Roßinante hieb voll Ungeduld in die Erde; aber von Dir ſagt der Geſchichtſchreiber, daß Du gelaſſen unter Deinen Freunden geſtanden, und mitleidig die Ohren geſchüttelt habeſt.

Bey dieſer Deiner Mäßigkeit, Deiner geſelligen Freundſchaft, Deiner Gelaſſenheit; konnteſt Du wohl bey allen dieſen Tugenden des geringſten Neides fähig ſeyn? Nichts weniger! Dein Bezeigen gegen die Eſel der Domherren von Toledo iſt

* B. 3. C. 17. ** B. 3. C. 22.

ist hievon der stärkste Beweis *. Diese Esel, welche so fett und stark waren, wie die Esel der Domherren natürlicher weise seyn müssen; welche ihr Futter bey der Faulheit ihrer hochwürdigen Herren müßig verzehrten, da Du bey den mühsamsten Abentheuern immer Hunger leiden mußtest; diese Esel, welche zur Ehre der Kirche prächtig aufgeputzt waren, da Deine ganze Decke in einem schlechten Reutküssen bestand; welche muthwillig um Dich herum scherzten, wie Esel von Stande zu scherzen pflegen; welche Dich, als einen dürftigen Lanenesel, mit Verachtung ansahen; mit einem Worte, diese Esel der Domherren waren mit aller ihrer Glückseligkeit doch nicht im Stande, nur einen Augenblick Tadel oder Neid bey Dir zu erregen. Wie viel Menschen beschämest Du, genügsamer Esel, welche das Glück der Großen und Reichen beneiden, und, da sie zu ohnmächtig sind, es ihnen zu nehmen, sich doch wenigstens Mühe geben, die Welt durch Spöttereyen, oder durch Beschuldigungen zu bereden, daß selbige dieses Glückes ganz unwürdig wären.

Bey keinem von allen Abentheuern hat Sancho Panßa so unverwerfliche Proben seines grossen Geistes abgeleget, als bey Regierung der Insel Barataria **; aber eben dieser Zeitpunkt ist derjenige, welcher auch zugleich Deine tugendhaften Vorzüge am meisten in ein Licht gesetzet hat, das eine Reihe von späten Jahrhunderten nicht verdun-

* B. 4. C. 43. ** B. 7. C. 45.

verdunkeln kann. Du warst der **Bruder und vertrauteste Freund** des glücklichen Sancho. Er wagte es nicht, ohne **Dich** zu regieren; man mußte **Dich**, mit kostbarem Zeuge geschmückt, hinter ihm herführen, als er seinen prächtigen Einzug hielt *. **Cid Hamet** weis von **Dir** und dem Sancho bey dieser Gelegenheit nichts schmeichelhafters zu sagen, als daß Sancho, welcher ein prächtig aufgezäumtes Maulthier ritt, sich oftmals umgesehen, **Dich**, sein getreues Thier, zu betrachten, und sich vom Herzen über den glücklichen Zustand zu freuen, in welchem er **Dich** erblickte. Auch alsdenn warst **Du** noch sein liebster, sein vertrauter Esel, da ihn die ganze Insel als ihren Statthalter anbetete. Wäre **Dir** damals wohl etwas leichter gewesen, als das Vertrauen Deines Herrn zu **Deinem** und der **Deinigen** Vortheile, und zum Schaden **Deiner** Feinde zu misbrauchen? Beides hast **Du** nicht gethan. In der ganzen Geschichte finde ich diesen **Umstand** am merkwürdigsten, daß während der Statthalterschaft des Sancho **Deiner** nicht mit einem Worte gedacht wird. Der Leser sieht **Dich** bey dem prächtigen Einzuge zum letzten male, und bekömmt **Dich** eher nicht wieder zu Gesichte, als in dem traurigen Augenblicke, da der weise Sancho von der Last der ungewohnten Herrschaft ermüdet, den großmüthigen Schluß faßte, auf **Dir, getreuem Esel**, der mühseligen Pracht eines Regenten zu entfliehen. In seinem Glücke gelassen zu seyn; sich der Gewalt seiner mächtigen Freun-

* B. 7. C. 47.

Freunde nicht zu misbrauchen; an seinen Feinden sich nicht zu rächen, wenn man Gelegenheit hat, es zu thun; für seine Vortheile am wenigsten zu sorgen; eine so schnelle Veränderung des Glücks gelassen zu ertragen, ja so gar von dem wollüstigen Ueberflusse des Hofs mit geschwindern Schritten sich zu entfernen, als man sich demselben genaht; das sind Tugenden, welche Diogenes unter den Menschen seiner Zeit vergebens suchte, und welche Cid Hamet bey dem Esel des erleuchteten Panßa gefunden hat.

Vielleicht hattest Du diesen jählingen Umsturz der Hoheit Deines Sancho voraus gesehen? Benengely gesteht Dir die Gabe, künftige Dinge vorher zu wissen, ausdrücklich zu *. Ich glaube, er hatte nicht nöthig, Dir Wunder anzudichten. Deine Erfahrung, Deine Einsicht, und der tägliche Umgang mit dem Sancho machten Dich vorsichtig, ohne Wahrsagerkunst, und tugendhaft, ohne außerordentliche Wunder. Wie viele gleiten bey diesem wichtigen Schritte, welche vorsichtig und erfahren genug zu seyn glauben! Aber ihr Herz ist so tugendhaft nicht, als das Deine war: Und eben darum kann sie weder Vorsicht noch Erfahrung schützen. Ohne dieses tugendhafte Herz müssen sie bey ihrem hohen Glücke schwindlicht werden und niederstürzen, wenn sie gleich, wie Du, die Gabe gehabt hätten, zukünftige Dinge vorher zu sehen.

* B. 5. C. 8.

Da Adler wieder Adler zeugen; ist es wohl Wunder, daß ein Theil Deiner guten Eigenschaften auch bis auf Deine spaten Nachkommen fortgepflanzt worden ist? Ich verstehe darunter die Mäßigkeit, die Gelassenheit, den Fleiß, und die natürliche Abneigung von allem Hochmuthe. Lauter Tugenden, die man noch bis auf diese Stunde allen denen Eseln in Mancha vorzüglich zugesteht, welche die Ehre haben, in gerader Linie von Dir abzustammen. Ungeachtet sie Dich zu ihrem Anherrn haben; so ist doch nicht ein einziger unter ihnen, welcher zur Ungebühr darauf stolz wäre, oder durch Deine Verdienste den Mangel eigner Verdienste zu verbergen suchte, oder andere Esel in dem Flecken verachtete, welche eben so lange Ohren, eben so breite Rücken, und eben so arbeitsame Knochen haben, aber freylich nicht von so gutem Hause, und nicht von so edler Geburt sind, als sie. Im übrigen wissen die Einwohner zu Mancha diesen Vorzug an ihnen billig zu schätzen. Sie verehren den Namen des Sancho, und zugleich verehren sie das Andenken seines Grauschimmels noch bis auf diese Stunde so unverbrüchlich, daß sie sein Geschlechtsregister mit eben der Sorgfalt fortführen, mit welcher die Roßtäuscher von Gallicien die Stammbäume ihrer edelsten Pferde glaubwürdig erhalten.

Dieses wird genug seyn können, die Gründe zu rechtfertigen, welche mich bewogen haben, Dir, theuerster Esel, gegenwärtige Abhandlungen von Sprüchwörtern zuzueignen. Ich habe

habe die Urſache angegeben, woher ich Dir ſo viel Verbindlichkeit ſchuldig bin; da Du in den Tagen des Don Qvixots einen ſo wichtigen Theil unſrer Familie ausgemacht, da Du als des Sancho Freund und treueſter Gefährte Glück und Unglück mit ihm ausgeſtanden haſt. Die wenigen Proben, die ich aus der Geſchichte von Deinen großen Eigenſchaften und bewährten Tugenden angeführet habe, ſind, wo ich mich nicht ganz irre, unwiderſprechliche Beweiſe, daß Du wohl verdienſt, mein Mäcenat zu ſeyn. O du Spiegel und Blume der vortrefflichſten Eſel! Wie rühmlich iſt für mich, dieſe meine Wahl! Deine tiefe Weisheit, welche Du den lehrreichen Sprüchwörtern des Sancho zu danken haſt; Deine tugendhafte Mäßigung und exemplariſche Sittſamkeit, welche Dir ſo eigen, und bey uns Menſchen nicht allemal eine Folge der tiefen Weisheit iſt; Deine unverbrüchliche Redlichkeit gegen Deinen Herrn, und Deine Freunde überhaupt; Deine ſtoiſche Gelaſſenheit bey allen Unglücksfällen, welche Dich und Deinen Herrn trafen; die ſeltne Tugend der Zufriedenheit, und die ſchwere Kunſt, das glänzende Glück andrer, die es weniger verdienen, und weniger anzuwenden wiſſen, mit gelaßnen Augen, ohne misgünſtige Empfindungen, anzuſehen; die politiſche Vorſicht, ſich mit dem ungewiſſen Glücke ſeines mächtigen Freundes nicht allzugenau zu verbinden, und die praktiſche Klugheit, ohne Eigennutz und ohne Haß des Volks der Vertraute eines gewaltigen Statthalters ſeyn zu können; Alles dieſes ſind

Vorzüge, welche **Du, tugendbelobter Esel,** vor allen Eseln und vor vielen Mäcenaten hast!

Mit einem Worte: Der Fleiß ist des Glücks Vater; das Glück dreht sich geschwinder herum, als ein Mühlrad; wer immer hart schläft, liegt auch auf Steinen weich; ehrlich währt am längsten; hoch macht schwindlicht; wer aufs Gold sieht, dem vergeht das Gesichte; was hilft das Laufen, wenn man nicht auf dem Wege ist; süße getrunken, wird oft sauer bezahlt; auch aus einem kleinen Loche sieht man den Himmel; wer sich an einen guten Baum lehnt, hat guten Schatten; wer das Spiel nicht versteht, soll die Karten nicht mengen; wer sich selbst zum Schafe macht, den fressen zuletzt die Wölfe; wer die Augen bey sich hat, stolpert nicht; der Teufel steht oft hinter dem Kreuze; guter Weg um, ist keine Krümme; eine goldne Decke macht den Esel nicht zum Pferde; wer auf dem Eise tanzt, der strauchelt; wer zu nahe an das Feuer tritt, versängt sich den Rock; mancher trägt einen Sack, und heißt seinen Nachbar einen Esel = = = = = = **Aber Gott versteht mich!** sagte Vater Panßa.

Ich küsse **Ew. Eseley** den Huf.

J . .

In Westphalen.

Anton Panßa von Mancha.

Abhand-

Abhandlung

von

Sprüchwörtern.

Antons Panßa von Mancha Abhandlung von Sprüchwörtern.

Vorbericht *.

Es iſt vor einigen Wochen eine Schrift an unſern Verleger geſendet worden, welche den Titel führt: **Antons Panßa von Mancha Abhandlung von Sprüchwörtern, wie ſolche zu verſtehn und zu gebrauchen ſind; dem Verfaſſer zum Beſten, und dem Leſer zur Erbauung, ans Licht geſtellt.**

In einem weitläuftigen Schreiben erklärt der Verfaſſer ſeine Abſichten und die Einrichtung des Werks ſelbſt. Es iſt dieſes Schreiben völlig in der Sprache abgefaßt, welche den Stolz eines verarmten Spaniers, und die Demuth eines verlaſſenen Autors verräth. Der letzte Umſtand geht unſern Verleger an, und wir überlaſſen es ihm, wie er ſich mit ihm vereinigen will. Die Erzählungen, die er von ſeinen Vorältern und von ſeinen eignen Umſtänden einſtreut, verdienen angemerkt zu

* Das nachſtehende Sprüchwort: Wem Gott ein Amt giebt ꝛc. iſt mit dieſem Vorberichte im Jännermonate des tauſend ſiebenhundert und funfzigſten Jahres in die vermiſchten Schriften zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes als ein Verſuch eingerückt, und im Jahre tauſend ſiebenhundert und acht und vierzig gefertigt worden.

werden. Es ſind nützliche Anecdoten zur Lebensbeſchreibung des unſterblichen Don Qvixots, die wir noch zur Zeit in keiner von allen Auflagen gefunden haben. Der Verfaſſer erzählt uns, daß der berühmte Stallmeiſter Sancho Panßa von Mancha ſein Urältervater geweſen ſey. Da er nach dem Tode ſeines Ritters der witzigſte und weiſeſte Kopf in ganz Mancha geweſen: ſo habe er ſich durch eben dieſen Witz und ſeine weiſen Sprüchwörter viel Feinde gemacht. Er habe geglaubt, den Barbier, und den Geiſtlichen des Orts überſehn zu können, und deßwegen habe er ſich lieber in der Geſellſchaft ſeines Eſels und ſeiner übrigen Familie eingeſchloſſen, als daß er mit jenen die alte Freundſchaft hätte fortſetzen ſollen. Dieſes ſey der Grund zu ſeinem Unglücke geweſen. Der Geiſtliche habe unter die Leute gebracht, daß Herr Sancho kein alter Chriſt ſey, und kein Schweinfleiſch eſſe. Die Inquiſition ſey aufmerkſam gemacht worden, und habe ihn zum Feuer verdammt, weil ſie gefunden, daß er vernünftiger gedacht und weiſer geſprochen, als die alten Chriſten ihres Landes damals zu denken und zu reden gewohnt geweſen. Der rechtſchaffene Sancho ſey alſo wirklich verbrannt, und der erſte Märtyrer der Sprüchwörter geworden. Dieſes Unglück habe ſeine ganze Familie zerſtreut. Des Herrn Verfaſſers Aeltervater, welcher ſich durch ſeine hohen Gemüthsgaben, ſchon bis zur Würde des unterſten Schulzens im Flecken Mancha empor geſchwungen gehabt, habe ſich entſchloſſen, lieber ſeinem

nem Vaterlande, als ſeinem angebornen Verſtande zu entſagen. Er ſey mit ſeinem reichen Vorrathe von Sprüchwörtern nach Liſſabon geflüchtet. Aber auch bis dahin habe ihn der heilige Haß des Geiſtlichen von Mancha verfolgt; und nur durch ein Wunder ſey er den Händen der Inquiſition entronnen und in die Niederlande gekommen, wo er ſein Leben witzig und kümmerlich zugebracht, und eine zahlreiche Familie hinterlaſſen. Hier giebt der Herr Verfaſſer noch viele Nachrichten von ſeiner Familie an, die aber vielleicht nur ihm wichtig ſind. Wir können mit ſeiner Erlaubniß nicht unerinnert laſſen, daß er bey dieſer Gelegenheit den Stolz ſeines Vaterlandes ein wenig zu ſehr verräth. Er will behaupten, daß die Niederländer ihren meiſten Witz ſeiner Familie zu danken hätten. Ja er treibt dieſe lächerliche Einbildung ſo hoch, daß er glaubt, verſchiedene ihrer gröſten Kunſtrichter hätten die Geſchicklichkeit, andere mit ihren lateiniſchen Wahrheiten zu betäuben, bloß der Erfindung ſeines Urälteraters zu danken; als dieſer, wiewohl mit unglücklichem Erfolge, die Kunſt gelehrt, zu ſchreyen, wie ein Eſel *.

Die Umſtände, welche der Herr Verfaſſer endlich von ſeinem eignen Leben beygefügt, können uns auch gleichgültig ſeyn. Nur dieſes verdient angemerkt zu werden, daß er ſich zu J... einem Städtchen in Weſtphalen, aufhält, und bey einer mäßigen Einnahme ſo lange ruhig leben und Bücher ſchreiben will, bis er ſeine Verbeſſerung findet.

* S. Don Quixote 6 Buch 25 Cap.

Die drey letzten Seiten ſeines Schreibens beſtehn in den gewöhnlichen Autorcomplimenten, wo man durch eine edle Gleichgültigkeit und Verachtung aller gewinnſüchtigen Vortheile, die Groſsmuth des Verlegers zu reizen ſucht. Das ganze Werk möchte ungefähr ein halbes Alphabet ausmachen. Die Sprüchwörter, die der Herr Verfaſſer ausgeführt hat, ſind dieſe: **Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verſtand. Jung gewohnt, alt gethan. Gut macht Muth. Ehrlich währt am längſten. Kleider machen Leute. Gedanken ſind zollfrey. Die Ehen werden im Himmel geſchloſſen. Alte Liebe roſtet nicht. Ein Quentchen Mutterwitz iſt beſſer, als ein Centner Schulwitz. Friſch gewagt, iſt halb gewonnen;** und andre mehr.

Der Verleger zweifelt, daß dieſes Buch Beyfall finden werde, da man es außerhalb Weſtphalen ſchwerlich verſtehen, am wenigſten aber das Feine davon einſehen könne. Er will daher nur eine Probe davon liefern, und die beiden Artikel: **Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verſtand;** und **Kleider machen Leute,** als einen Verſuch abdrucken laſſen. Von der Aufnahme dieſes Auszugs wird das Schickſal des ganzen Werks abhängen. Sollte dieſer, wider Vermuthen Beyfall finden: ſo iſt er entſchloſſen, dieſe Abhandlung einer Sammlung andrer ſolcher Schriften vordrucken zu laſſen.

Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand.

Wenn irgends ein Sprüchwort ist, dessen Wahrheit durch die tägliche Erfahrung bestätigt wird: so ist es dieses, wenn man sagt: **Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand.** Da ich Gelegenheit gehabt habe, die Verfassung meines Vaterlandes sehr genau kennen zu lernen: so getraue ich mir sehr wohl zu behaupten, daß wenigstens zwey Drittheile meiner Mitbürger ihren Verstand nicht eher erlangt haben, als bis sie das Amt bekommen; und kaum ein Drittheil ist, ich weis nicht durch was für einen Zufall, vor der Erlangung des Amts mit Verstande begabt gewesen. Ich sage mit gutem Vorbedachte: Kaum ein Drittheil. Denn ich muß noch für diejenigen ein wenig Platz lassen, welche die Ausnahme von dem Sprüchworte machen, und das Amt zwar seit langer Zeit, noch bis diese Stunde aber nicht den geringsten Verstand haben.

Ich finde von unserm Sprüchworte verschiedene Lesarten. Ein sehr altes Manuscript, welches, wie ich aus verschiedenen Umständen vermuthe, zu Heinrich des Voglers Zeiten geschrieben worden, liest ausdrücklich: **Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er Verstand;** und dieser Lesart habe ich mich bedienet. Die meisten der neuern

Schrift-

Schriftſteller ſagen hingegen nur: **Wem er ein Amt giebt** ꝛc. Beide Lesarten haben ihren guten Grund, und beide ſind in ihrer Art merkwürdig. In den damaligen rohen und unaufgeklärten Zeiten war es noch hier und da Mode, daß Gott die Aemter gab, und daher läßt ſich die Art zu reden, wem Gott ein Amt giebt, noch wohl entſchuldigen. Itzt braucht man dieſe Weitläuftigkeit nicht mehr; und man hat Mittel gefunden, die Aemter zu erlangen, ohne daß man nöthig hat, Gott mit der Austheilung derſelben beſchwerlich zu fallen. Dieſes mag auch Gelegenheit gegeben haben, das alte Sprüchwort einiger maßen zu ändern. Inzwiſchen muß ich doch zum Ruhme unſerer Zeiten erinnern, daß man wieder anfängt, die alte Lesart hervor zu ſuchen, und aus einer andächtigen Höflichkeit ſo zu thun, als habe man das Amt von Gott, ob man ſich gleich in Acht nimmt, derer über rechtsverwährte Zeit wohlerlangten Gerechtſamen ſich zu begeben, und das Amt von Gott zu erwarten, da man es näher haben kann. Ich freue mich, ſo oft ich iemanden alſo reden höre, von dem ich ſonſt ſehr wohl weis, daß ihn die göttliche Fügung am wenigſten beunruhiget. Es iſt dieſes ein Zeugniß, daß die Religion bey uns noch nicht ganz abgekommen iſt. Man darf mir nicht einwenden, daß dieſe Art von Gott zu reden nur ein Ehrenwort ſey. Ich glaube es ſelbſt; aber das thut nichts. Es iſt dieſes immer noch eben ſo rühmlich, als es einem gebornen Römer iſt, der ſich vor dem Segen des heiligen

Va-

Vaters niederwirft, und in seinem Herzen über ihn lacht.

Dieses hat mich bewogen, das Sprüchwort nach seiner alten Lesart beyzubehalten, und ich habe mich deutlich genug darüber erkläret, ohne zu besorgen, daß mich diejenigen, welche stärker denken, als der fromme Pöbel, für einen Quäker halten werden.

Ich nehme es also für bekannt an, daß Gott das Amt giebt. Es hebt dieser Satz dasjenige gar nicht auf, was man aus der Erfahrung darwider einwenden möchte. Recht wahrscheinlich ist es freylich nicht; aber ein guter Ausleger weis alles zusammen zu reimen.

Ich halte mich in einem sehr kleinen Städtchen auf, und doch ist es noch immer groß genug, meinen Satz zu behaupten. Außer dem Nachtwächter weis ich niemanden, welcher auf eine erlaubte Weise zu seinem Amte gekommen wäre. Er würde, als ein alter wohlverdienter und abgedankter Soldat haben verhungern müssen: (denn dieses ist immer die gewisse Belohnung derer, welche sich für das Vaterland verstümmeln lassen:) wenn er nicht zu diesem wichtigen Posten zu eben der Zeit erhoben worden wäre, als die Bürgerschaft so weit gebracht war, daß sie ihn als einen Hausarmen ernähren sollte. Man machte ihn ohne sein Ansuchen zum Nachtwächter, und sein Beruf muß wohl rechtmäßig seyn, weil er den Amtmann nicht bestochen hat, und von keinem

Raths-

Rathsherrn ein Vetter iſt. Dieſes iſt der einzige Mann in der Stadt, der ſein Amt auf eine billige Art erlangt hat, und im Vorbeygehen muß ich auch erinnern, daß er zugleich der einzige in unſerm Orte iſt, welcher den Verſtand eher hatte, als das Amt.

Mit den Uebrigen iſt es ganz anders beſchaffen. Der Stadtſchreiber hatte, als Advocat, das Unglück, daß er wegen ſeiner Geſchicklichkeit, die verſchiedene Obere aus Unverſtand Betrügerey nannten, in die Inquiſition kommen ſollte. Seine Sache war ſo beſchaffen, daß er nach dem Eigenſinne altväteriſcher Rechte gewiß den Staupbeſen würde bekommen haben; aber ein Edler Wohlweiſer Rath ſahe die unvermeidliche Folge davon ein. Der gröſßte Theil von ihnen ſtund in einer ſo genauen Verbindung mit ihm, daß ſie gewiß an ſeinem Staupbeſen hätten Antheil nehmen, und des regierenden Herrn Bürgermeiſters Hochedlen am Galgen erſticken müſſen, wenn man dieſen wackern Mann nicht den Händen der blinden Gerechtigkeit entriſſen hätte. Man überlegte mit der Frau Amtmanninn die Sache genau, und eine Kleinigkeit von etlichen Ellen brabanter Spitzen legte ſeine Unſchuld dergeſtalt an den Tag, daß er ſich mit Ehren von ſeinem Handel befreyt ſah. Der Frau Bürgermeiſterinn war der Hals ihres theuren Gemahls ſo lieb, daß ſie vor Freuden nicht eher ruhte, bis dieſem angefochtnen Manne die Gerechtigkeit der Stadt, und das Wohl der

ganzen Bürgerschaft anvertraut, und er ungesäumt zum Stadtschreiber erwählt wurde. Ein jeder seiner Vorgesetzten glaubte, er sey diesen Dienst sich selbst schuldig, weil ein jeder wünschte, daß man sich bey dergleichen besorglichen Fällen auf gleiche Weise seiner annehmen möchte.

Wie der Amtmann zu seinem Dienste gelangt ist, das weis die ganze Stadt. Er hatte durch seine patriotischen Bemühungen es so weit gebracht, daß ganze Dörfer wüste, und eine ansehnliche Menge nichtswürdiger Bauern mit Weib und Kind Bettler geworden waren. Die Beute, die er dabey gemacht, setzte ihn in den Stand, unverschämter zu seyn, als sein Vorfahr, welcher einfältig genug war, sich einzubilden, daß man es mit dem Landsherrn nicht redlich meynen könne, wenn man es nicht zugleich mit den Unterthanen redlich meyne. Er stürzte diesen gewissenhaften Tropf, und bemächtigte sich seines Amts auf eine Art, welche zu gewöhnlich ist, als daß man sie tadeln sollte.

Es sind nicht mehr als zween Priester in unsrer Stadt. Der oberste davon wäre vielleicht noch itzt Candidat, wenn er nicht die Geschicklichkeit besessen hätte, alle diejenigen zu verkleinern, und ihre Lebensart verdächtig zu machen, welche mit ihm um ein geistliches Amt ansuchten. Er meynte es aber mit seiner christlichen Gemeine so gut, daß er sich den Capellan zu seinem Collegen selbst ausersah, und ihm dazu beförderlich war, weil die natürliche Dummheit dieses lieben Mannes

nes ihm vortheilhaft zu seyn schien, und weil er das Herz hatte, des Herrn Pastors Jungfer Muhme zu heirathen, welcher sehr viel daran lag, einen dummen Ehmann zu haben.

So gar bis auf den Küster erstreckt sich in meinem Städtchen diese Art des Berufs. Denn weil er in der ganzen Gegend den besten Brandtwein brennt: so hat es der Kirchenvorsteher für billig gehalten, ihm das Küsteramt, und die Unterweisung der Jugend anzuvertrauen.

Diese wenigen Exempel beweisen schon genug, wie wunderbar oftmals die Wege sind, zu einem Amte zu gelangen. Diese Ausschweifung würde überflüßig seyn, wofern ich nicht versichern könnte, daß der Stadtschreiber, der Amtmann und die Geistlichen in Gesellschaften niemals von ihrem Amte reden, ohne Gott mit darein zu mengen, der es ihnen gegeben haben soll.

Diejenigen, welche sich dieses Sprüchworts: Wem Gott das Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand: auf eine so bequeme Art zu bedienen wissen, sind als ein überzeugender Beweis wider diejenigen Lästerer anzuführen, welche uns vorwerfen, daß in unsern Zeiten das Zutrauen auf die göttliche Vorsorge nur gar zu matt geworden, und fast gänzlich abgekommen sey. Ich freue mich, daß ich hier eine Gelegenheit finde, das Christenthum meiner Landsleute zu vertheidigen, und ich erwarte dafür alle Erkenntlichkeit. Denn ich

nehme

nehme eine Sache über mich, bey der auch der beſte Advocat verzweifeln würde.

Ich finde beſonders dreyerley Gattungen Leute, welche dieſes ſagen. Es ſind entweder diejenigen, durch welche, nach ihrer Sprache zu reden, Gott die Aemter austheilt, oder es ſind die ſelbſt, welche die Aemter bekommen, oder es ſind endlich die, welche als Zuſchauer über die wunderbare Führung und Beſetzung der Aemter erſtaunen. Die leztern fühlen dabey in ihrem Herzen den freudigen Troſt, daß Gott, welcher nach ihrer Meynung ſo vielen Narren Aemter giebt, auch ſie nicht unverſorgt laſſen, und wenn ſie verſorgt ſind, auch ſie alsdann mit dem nöthigen Verſtande ausrüſten wird, den ſie nicht haben, und den ſie ohne ein Wunderwerk auch nicht zu erlangen hoffen.

Dieſe Betrachtungen zeugen von ihrer Demuth, und ſie beſchämen dadurch eine unzählige Menge Leute, welche doppelt unglücklich ſind, da ſie keinen Verſtand haben, und ihn doch nicht vermiſſen.

Noch weit ſtärker aber iſt das Vertrauen zur göttlichen Vorſorge bey denenjenigen, welche die Pflicht auf ſich haben, die Aemter zu beſetzen. Bey verſchiednen von ihnen würde ihr Betragen unſinnig ſeyn; man würde ſie für Betrüger, für heimliche Verräther ihres eigenen Vaterlandes, für die gefährlichſten Böſewichter halten, wenn man ſieht, wie unbedachtſam ſie bey der Beſetzung

der Aemter verfahren. Aber man darf nur denken, daß ſie überzeugt ſind: Wem Gott das Amt giebt, dem giebt er auch den Verſtand: ſo iſt dieſer Widerſpruch gehoben. Sie können dieſes mit einer deſto gewiſſern Zuverſicht hoffen, da ſie an ihren eigenen Perſonen ein ſo erſtaunendes Wunder erfahren, und nach dem glaubwürdigen Zeugniſſe aller ihrer demüthigen Clienten gegenwärtig die verſtändigſten Männer, die weiſeſten Väter der Stadt ſind, ungeachtet ſie vor der Erlangung ihres Amts die unverſtändigſten Narren waren. Dieſe wichtige Erfahrung wirket in ihnen eine wahre Freudigkeit, ſo oft ſie ein Amt beſetzen müſſen.

Ich weis nicht, ob irgend ein Amt wichtiger iſt, als das Amt eines Seelſorgers. Die üble Beſetzung eines ſolchen Amtes kann eine ganze Gemeine unglücklich machen, und das Verderben von mehr als einer Nachkommenſchaft nach ſich ziehen. Wenigſtens würde ich ſehr unruhig ſeyn, wenn ich für die Beſetzung eines ſolchen Amtes ſorgen ſollte. Aber wie glücklich ſind nicht diejenigen, welche ſich darauf verlaſſen, daß der Verſtand ſich ſchon mit dem Amte finden werde!

Ich habe vor wenigen Tagen das Schickſal gehabt, einer Prieſterwahl auf dem Lande beyzuwohnen. Der Kirchenpatron hatte in kurzer Zeit das Unglück erfahren, daß ihm ſein Pfarrer, und bald darauf, welches noch weit wichtiger war, ſein Schäfer geſtorben war. Einen guten Schäfer

zu finden, welcher das Vieh sorgfältig wartete, die Kunst verstünde, die Krankheiten zu heilen, und welcher bey seinem Amte ehrlich wäre; diesen ausfindig zu machen, war freylich eine schwere Sache, die alle mögliche Behutsamkeit erfoderte. Denn, wenn eine Schäferey durch Verwahrlosung ausstirbt: so ist dieses manchem Gerichtsherrn weit empfindlicher, als wenn durch ein unexemplarisches Leben, oder durch Unachtsamkeit des Pfarrherrns die Hälfte der Bauern zum Teufel fährt. Und, ökonomisch davon zu urtheilen, hat der Gerichtsherr Recht.

Ich kam eben zu der Zeit an, als mein Landedelmann einen geschickten Schäfer ausfindig gemacht, und in seine Dienste genommen hatte. Er erzählte mir dieses mit Freuden, und that dabey viel gute Wünsche für seine Schäferey. Morgen, fuhr er fort, morgen müssen sie noch bey mir bleiben, mein neuer Pfarrer thut die Anzugspredigt, und wir wollen tausend Spaß mit ihm haben. Da ich ein Bürger bin, der die Art zu leben noch nicht recht weis, und da mir die Einfalt meines Urältervaters immer noch anhängt: so kann ich nicht läugnen, ich erschrak ungemein über die edle Gleichgültigkeit meines Wirths. Ich erwartete den folgenden Tag mit Ungeduld; ich kam in die Kirche, und erstaunte, als ich einen groſsen schwarzgekleideten Körper auf die Kanzel steigen sah. Sein Gang, seine Mine, seine Bewegung mit den Händen, seine Sprache selbst war so pöbel-

mäßig, daß ich den Kirchenpatron im Verdacht hielt, er habe aus einem leichtſinnigen Scherze ſeinen Reitknecht verkleidet, und der Gemeine vorgeſtellt. Ich ſagte ihm meinen Zweifel. Allein er lachte mit ſolcher Heftigkeit über mich, daß ihm der Bauch ſchütterte. Mein Reitknecht? ſagte er endlich. Zerreiß mich der Teufel, wenn es nicht mein Informator iſt! Er iſt Magiſter und nicht ungeſchickt. Er will noch heuer ein Geſangbuch für mein Dorf zuſammen drucken laſſen, und es meiner Gemahlinn zueignen. Es iſt ein guter Narr; ich wollte Holz auf ihm hacken. Ein vortrefflicher Charakter, dachte ich bey mir ſelbſt, und ſchwieg ganz beſchämt ſtill. Ich hörte ihm zu, weil ich ſonſt nichts zu hören hatte, und hielt bey ſeinem albernen Gewäſche eine Stunde lang geduldig aus. Ich getraue mir indeſſen ohne Eigenruhm zu behaupten, daß dasjenige, was mein lieber Urältervater, Sancho Panßa, mit ſeinem Eſel geredet hat, weit vernünftiger geweſen iſt, als dieſes neuen Seelſorgers heilige Rede an ſeine Gemeine war. Wir eilten aus der Kirche aufs Schloß. So gleich ſtellte ſich unſer Seelenhirt auch ein, und das erſte Compliment, das ihm der gnädige Herr zum Glückwunſche bey dem Eintritte in die Stube machte, war, daß er ſagte: Komm er, komm er, Herr Magiſter, trink er das Glas Brandtwein, es iſt ihm ſauer geworden; aber er hat auch, der Teufel hole mich! gepredigt wie ein Superintendent. Nur das verfluchte Schmälen gewöhne er ſich ab, das leide

ich mein Seele nicht; und wenn er einmal auf mich schmält: so soll mich der Donner erschlagen, wenn ich ihn nicht über die Kanzel herunter werfen lasse, daß er die Beine in die Höhe kehrt. Da! trink er! Und darauf trank der theure Kirchenvater lächelnd auf einen Zug ein großes Glas aus. Wir setzten uns zu Tische; ich war demungeachtet ganz kleinmüthig, und sahe die armen Bauern als eine verrathene Heerde an. Ich aß wenig. Weis er denn, Herr Magister, sagte der Edelmann, wofür ihn Herr Panßa angesehen hat? Für meinen Reitknecht! Das wundert mich nicht, rief der schon halb trunkne Pfarrer aus. Die Diener des Herrn sind den rohen Weltkindern immer ein Anstoß, und Herr Panßa hat noch ketzerisch Blut in seinen Adern. Wäre er, wie seine Aeltern, verbrannt worden: so hätte unsere Religion auch einen Verächter weniger. Ich entfärbte mich über diesen Unsinn, und war eben im Begrisse, ihm nach seiner Narrheit zu antworten, als unser Wirth merkte, daß sich dieser Auftritt mit Verdruß endigen würde. Er unterbrach mich mit einem Deckelglase, und brachte es seinem Pfarrer auf die Gesundheit aller hübschen Mädchen zu, welcher redlich Bescheid that; und auf diese Weise ward bis gegen den Abend fortgefahren. Ihro Wohlehrwürden hatten das Vergnügen, zu sehen, daß Ihro Gnaden nebst dem Gerichtsverwalter trunken unter den Tisch sanken, ohne daß er selbst auf eine merkliche Art unvernünftiger geworden wäre, als er schon vor

Tiſche war. Ich ſchlich mich fort; weil ich merkte, daß er einen Religionsſtreit mit mir anfangen wollte. Am folgenden Morgen fragte mich der Gerichtsherr, was ich nun eigentlich von ſeinem Pfarrer hielte? Ich halte ihn, ſagte ich, für einen Mann ohne Verſtand, ohne ... Ach, ſagte er, was Verſtand! Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verſtand! Er iſt mein Informator geweſen, ich habe ihm die Pfarre ſchon lange verſprochen, und um deßwillen hat er meine Kinder für ein Spottgeld unterrichtet. Was ich verſpreche, das halte ich als ein Cavalier. Der Kerl wird ſchon werden. Saufen kann er, wie ein Teufel! Hier verſtummte ich auf einmal. Ich ſahe, daß der Herr das Wohl und die Unterweiſung ſeiner Kinder nicht für ſo wichtig gehalten, als die Erſparung einiger Thaler Geld; ich ſchloß, daß er es mit ſeinen Bauern nicht ſo boshaft, als ich anfangs geglaubt, meynen müßte, weil er ihnen einen Mann zum Lehrer gab, dem er ſeine eigenen Kinder anvertraut hatte; daß er noch immer glaubte, Gott habe dieſes Amt ſeinem Pfarrer gegeben; und daß er gewiß hoffte, er werde den Verſtand, der ihm fehlte, ſchon zu rechter Zeit aus der Hand des Herrn empfangen.

Ich habe mich bey der Erzählung dieſes Abentheuers länger aufgehalten, als ich Willens geweſen, und als es vielleicht einigen meiner Leſer lieb ſeyn wird, welche von der Ehrwürdigkeit des geiſtlichen Standes eben ſo orthodoxe Begriffe haben, als der neue Pfarrer. Aber es ſchien mir

um

um deſto nöthiger, hievon etwas umſtändlicher zu reden, je leichter es nunmehr zu begreifen ſeyn wird, wie es komme, daß man bey der Beſetzung andrer Aemter, welche nicht die Seele, ſondern nur den Leib, oder den Beutel der Unterthanen betreffen, ſo ſorglos ſeyn, und nach allen eher, als nach dem Verſtande und der Geſchicklichkeit des Candidaten, fragen kann. Alle Stände ſind voll von Beweiſen meines Satzes. Ich habe nicht den Vorſatz, mein itztlebendes Vaterland zu ſchreiben, ſonſt würde ich mit leichter Mühe noch hundert Exempel anführen können.

Es iſt noch übrig, daß ich von der zweyten Gattung der Menſchen ein paar Worte ſage, denen unſer Sprüchwort bey allen möglichen Fällen zum kräftigen Troſte gereichet. Es ſind dieſes diejenigen, welche Aemter ſuchen. Sie ſind ſo vorſichtig, daß ſie keine mühſame Unterſuchung anſtellen, ob ſie auch den nöthigen Verſtand haben, der zu den Aemtern erfodert wird. Eine ſolche Unterſuchung verriethe ein Mistrauen, welches ihrer männlichen und geſetzten Religion zuwider, dem geliebten Vaterlande aber ſehr ſchädlich wäre. Denn dem Vaterlande liegt ſehr viel daran, daß dieſe Herren Aemter kriegen; und wenn ſie ſich nicht eher darum bewerben ſollten, als bis ſie von ihrem Verſtande und ihrer Fähigkeit innerlich überzeugt wären, ſo würde, ungeachtet unſers ſehr bevölkerten Landes, eine große Menge Aemter unbeſetzt bleiben müſſen. Und was wäre dem Vaterlande wohl nachtheiliger, als dieſes? Sie

ängſtigen ſich daher gar nicht mit dergleichen kindiſchen und unpatriotiſchen Fragen: Wo werden wir den Verſtand hernehmen? Der dem Vieh ſein Futter giebt, der wird auch für ihren Verſtand ſorgen; und ſie genießen bey dieſer nahrhaften Gemüthsruhe eben diejenige wahre Glückſeligkeit, die ein Maſtſchwein hat, welches um Weihnachten feiſt iſt, ohne daß es den Sommer über für ſeine Maſtung geſorgt hat. Wenn ich drey Candidaten beyſammen ſtehen ſehe, ſo kann ich, ohne die Liebe des Nächſten zu beleidigen, gewiß glauben, daß zween davon keinen Verſtand haben, und bey dem dritten iſt es noch vielmals ungewiß. Unſre Aeltern ſind gemeiniglich gegen die Vorſorge des Himmels ſo erkenntlich, daß ſie bey der Erziehung ihrer Kinder nicht den geringſten Vorwitz bezeigen, wenn es auf die Frage ankömmt, ob ihre Kinder auch Gelegenheit haben, ihren Verſtand ſo zu bilden, daß er dereinſt zur Uebernehmung eines Amtes, und zu deſſen würdiger Bekleidung fähig iſt. Es wäre dieſes unverantwortlich. Ihre Väter dachten eben ſo, und dennoch haben Kinder dieſer Väter Aemter bekommen, ohne daß jemand die unbeſcheidne Frage aufzuwerfen das Herz gehabt, ob ſie auch Verſtand genug beſäßen. Solche Kleinigkeiten geben ſich von ſich ſelbſt. Sie haben nunmehr Verſtand genug, und ſie haben zu viel Verſtand, als daß ſie in dieſem Falle wegen ihrer eignen Kinder bekümmert ſeyn ſollten. Ja ſie machen ſich ein Gewiſſen daraus, und ſie ſind deswegen zu loben.

ben. Es iſt unverantwortlich, die Natur in ihrem Laufe zu ſtören, oder in ihrem Werke zu meiſtern. Sie haben wohlgeſtalte Kinder gezeugt, und die wenigſten male war es ihre Abſicht, ſie zu zeugen. Die Natur hat ſie ohne ihre Vorſorge ſo wohlgeſtalt hervor gebracht. Und da der Körper das Vornehmſte an den Menſchen, wenigſtens heut zu Tage, iſt, ſo überlaſſen ſie auch der gütigen Natur lediglich die Bildung des Verſtandes, als eines ſehr zufälligen, und nicht unentbehrlichen Theils des Menſchen. Ich kenne den Sohn eines vornehmen Officiers. Er iſt noch in ſeiner zarten Kindheit von achtzehen Jahren; deſswegen hat der gnädige Papa noch nicht ſo grauſam ſeyn, und ihn der Aufſicht der Franzöſinn entreißen wollen, welche ihn noch alle Morgen anziehen und waſchen muß. Er iſt ein vortrefflicher Kenner von der Näthereyen, und verſteht die Schattirung der bunten Nath beſſer, als irgend ein Sohn eines Officiers. Der Koch iſt ein Sudler gegen ihn. Er weis alle Gerichte zu beurtheilen, er kocht ſelbſt die ſchmackhafteſten Speiſen, und unter der ganzen Armee iſt niemand, der die Paſteten ſo leckerhaft backen kann, als dieſer junge Herr. Wäre er der Sohn eines Unterofficiers, oder elenden Gemeinen: ſo würde man ihn, nach der Gewohnheit des bürgerlichen Pöbels, zu einer Kenntniß des Chriſtenthums, der nöthigſten Wiſſenſchaften, und der Welt angeführet, und durch beſtändige Arbeit zu ſeinen künftigen Dienſten abgehärtet haben. Aber ſo niederträchtig erzieht man

den Sohn eines groſſen Officiers nicht. Aus Liebe zum Vaterlande ſchont man dieſen theuern Körper; zu ſeiner Gemüthsergetzung läßt man ihn kochen, nähen und ſticken. Er iſt ein junger feuriger Herr, welchen man nicht zu früh anſtrengen muß, wenn es ihm nicht gehen ſoll, wie den jungen hitzigen Ochſen, welche ſich leicht verrücken, wenn man ſie zu jung einſpannt. Seine gnädige Mama hat mit einem mütterlichen Vergnügen zugeſehn, mit was für einer edlen Unverſchämtheit er nur ohnlängſt dem Kammermädchen in den Buſen griff, und ſie iſt vor Lachen bald außer ſich gekommen, als ihr die alte Franzöſinn, bey der dieſer zarte hoffnungsvolle Knabe beſtändig aus billiger Vorſorge im Bette liegen mußte, vor etlichen Wochen klagte, daß er ſie des Nachts nicht mehr ruhig ſchlafen ließ. Der loſe Schelm! ſagte die zärtliche Mutter, und nunmehr glaubte ſie, daß es Zeit wäre, ihn in die Welt zu laſſen. Sie überlegte die Sache mit ihrem Gemahle. Man kaufte ihm eine Compagnie, und bey der erſten Gelegenheit wird dieſer allerliebſte Sohn eine Anzahl bärtiger und tapfrer Männer, die unter ihm ſtehen, wider den Feind anführen. Er hatte kaum eine Stunde lang den Ringkragen umgehabt, als er recht eigentlich ſpürte, wie ihm der Verſtand, der zu einem ſolchen Commando gehört, aus dem Magen in alle Glieder des Leibes drang. Er kann fluchen wie der älteſte Muſketier, er ſäuft wie ein Corporal, hat ſich ſchon zweymal mit dem Lieutenant geſchlagen, ſeinem Oberſten ſich einige mal widerſetzt, und alles gethan, was man von ihm hat

hoffen

hoffen können. Nur keine Maitreſſe hat er noch; doch wird er nächſtens für eine ſorgen, damit er ſeinem Herrn Vater in allem gleich werde. Iſt nicht dieſes alles ein Beweis, daß der Verſtand mit dem Amte kömmt? Und hätte wohl iemand geglaubt, daß, bey einer ſolchen Erziehung, derjenige mit ſo vieler anſcheinenden Hoffnung für ſein Vaterland fechten ſollte, welcher, menſchlichem Anſehen nach, nur geboren war, für ſein Vaterland zu kochen?

Wie glücklich muß das Land ſeyn, in welchem ein Ueberfluß von ſolchen Perſonen vorhanden iſt, bey denen man ungewiß bleibt, ob ſie ſich beſſer vor die Spitze ihrer Truppen, oder hinter den Nähtahm ſchicken!

Indeſſen muß ich geſtehn, daß nicht der Militärſtand allein ſich dieſes Vorzugs rühmen kann; ſondern daß wir durch die weiſe Sorgloſigkeit unſerer Aeltern und Vorgeſetzten, und durch die natürliche ſich ſelbſt gelaſſene Dummheit des größten Theils unſrer hoffnungsvollen Jugend, denenjenigen glücklichen Zeiten ſehr nahe gekommen ſind, wo man einen Candidaten, welcher die nöthige Geſchicklichkeit und den Verſtand eher hat, als das Amt, bald als ein Wunderthier für Geld in den Meſſen ſehen laſſen wird. Ich bin verſchiednen werthen Freunden, welche in meiner Gegend wohnen, für das Vergnügen, das ich in ihrem erbaulichen Umgange täglich genieße, ſo vielen Dank ſchuldig, daß ich mir ein Gewiſſen daraus mache, dieſe Abhandlung zu ſchließen, ohne ſie im Vorbeygehn ein wenig zu verewigen, und der Nachwelt

welt ihre Verdienſte um das Vaterland nach meinem Vermögen kenntbar zu machen.

Cajus iſt werth, daß ich ihn zuerſt nenne. Seinen wahren Namen muß ich verſchweigen, um ſeine Beſcheidenheit nicht zu beleidigen. Vielleicht aber findet man ihn nächſtens im Anhange der Zeitungen nebſt einer genauen Beſchreibung ſeiner Perſon und Kleidung. Denn wenn er in ſeinem Vorhaben glücklich iſt, wie ſeine Anſtalten nicht anders vermuthen laſſen: ſo wird man das Vergnügen haben, ihn entweder unter dem Galgen, oder doch aus einem Steckbriefe kennen zu lernen. Es ſind ihm landsherrſchaftliche Caſſen anvertraut. Ob er nun gleich weder ſchreiben noch rechnen kann: ſo kennt er doch das Geld ſehr gut, und iſt in ſeinem Amte ſo unermüdet, daß er nirgends keine Reſte, auſſer in ſeiner Caſſe, leiden kann. Unter andern Wohlthaten des Himmels, welche dieſer wackre Mann verdient, iſt dieſe nicht die geringſte, daß er einen Sohn erzogen hat, welcher recht zum Galgen geboren zu ſeyn ſcheint. Als ein unſchuldsvoller Knabe von zwölf Jahren empfand er ſeinen innerlichen Beruf, und bediente ſich mit vieler Geſchicklichkeit einer Gelegenheit, ſeiner Mutter einen Theil ihres Geſchmeides zu entwenden. Zweymal hat er bey zunehmenden Jahren ſeinem werthgeſchätzten Herrn Vater die Caſſe erbrochen. Im ganzen Städtchen iſt keiner, der mit einer ſo witzigen Art die Schnupftücher aus der Taſche ziehen kann, als er thut. Dieſe Beſchäfftigungen haben ihm von Jugend auf nicht ſo viel Zeit gelaſ-

gelaſſen, etwas zu lernen, und ich kann es ihm ohne Ruhm nachſagen, daß er itzo, da er zwanzig Jahr alt iſt, ſeinen Namen nicht zu ſchreiben weis, noch das geringſte von Rechnungsſachen verſteht. Dieſes hat ſeinen Papa ganz natürlicher Weiſe auf die Gedanken gebracht, daß es ſehr wohl gethan ſeyn würde, ſich den lieben Sohn adjungiren zu laſſen. Und ich ſehe nicht die geringſte Schwierigkeit, welche dieſe väterliche Abſicht hindern ſollte. Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verſtand; und da der Herr Vater ſo lange Zeit ſein Amt hat verwalten können, ohne ehrlich zu ſeyn: ſo hoffe ich gewiß, der Herr Adjunctus wird es mit der Zeit noch höher bringen.

Der Pachter von einem benachbarten Landgute hat einen Sohn, welcher ſo dumm iſt, als man es nur verlangen kann. Sein Vater hat viel Einſicht, und iſt daher im Stande geweſen, ſich mit einer Menge gelehrter Männer bekannt zu machen, welche, ſo viel er hat wahrnehmen können, in ihrer Jugend wenigſtens ſo dumm geweſen ſind, als ſein Sohn, und noch itzo dem Verſtande eines Pachters nicht gleich kommen. Da ſich ſein Sohn zu gar nichts ſchickt: ſo hat er dem gnädigen Herrn ſein Anliegen erzählt; und beide ſind einmüthig darauf gefallen, der Junge ſolle ein Doctor werden. Und er fängt auch nunmehr an, ein Doctor zu werden. Der Vater ſchmeichelt ſich, daß ihm Gott gewiß mit der Zeit eine Profeſſur, und ſodann wenigſtens ſo viel Verſtand geben werde, als, ſeiner Meynung nach, zu einem Canonicat erfo-

erfodert wird. In der That ſehe ich nicht, was ihn in ſeinem frommen Vertrauen ſtören ſollte.

Der Organiſt in einem Marktflecken, der ungefähr eine halbe Meile von mir liegt, hat einen Sohn, der wohl gewachſen iſt, reiche Weſten trägt, über alle Sachen ein entſcheidendes Urtheil fällt, und nichts gelernt hat. Der Vater, der den Sohn väterlich bewundert, wünſcht ſehr, ihn als Hofmeiſter bey einem Jungen von Adel zu ſehen. Er glaubt, daß er alle Fähigkeiten beſitze, die dazu erfodert werden, und ich glaube, daß er im kurzen eine einträgliche Hofmeiſterſtelle bekommen wird. Es iſt wahr, daß er von allem dem nichts verſteht, was ein junger Cavalier lernen ſoll. Er iſt auch niemals, ſo wenig, als itzo, im Stande geweſen, ſich ſelbſt zu regieren. Er iſt, wie ihm einige mürriſche Leute nachſagen, in ſeinen Ausſchweifungen niederträchtig, in ſeiner Wirthſchaft unordentlich, in ſeinen Urtheilen pöbelhaft. Was ſchadet das? Wie viel junge Herren würden allein auf Reiſen gehen müſſen, wenn dieſe Eigenſchaften hinderten, ein Hofmeiſter zu ſeyn! Genug, er ſpielt gut l'Hombre; er kann die Kunſt, mit vieler Unterthänigkeit einen gnädigen Rock zu küſſen; er iſt unverſchämt; und hat er gleich keinen Verſtand: ſo wird ſich das ſchon geben.

Weil vielleicht einige nicht begreifen möchten, warum ich mich bey einer ſo ausgemachten Sache, als das Sprüchwort iſt: **Wem Gott das Amt giebt, dem giebt er auch den Verſtand**, ſo lange aufgehalten habe: ſo will ich hier den Schlüſ-

ſel dazu geben. Es betrifft meine eigne Leibes- und Seelenruhe, und es liegt mir viel daran, daß alle Leute von der Wahrheit dieſes Sprüchworts überzeugt ſind. Man hat mir unter der Hand angetragen, Balletmeiſter an einem gewiſſen Hofe zu werden. Es ſind viele Vortheile bey dieſer Station, und mancher große Gelehrte verdient in ſeinem Leben ſo viel nicht bey aller ſauern Mühe mit ſeinem Kopfe, als ich ſodann unter Tanzen und Springen in einem Jahre mit meinen Füßen verdienen könnte. Ich bin um deßwillen nicht ganz abgeneigt, die Stelle anzunehmen. Es iſt wahr, es ſcheint nicht, als wenn mich die Natur zu einem Tanzmeiſter erkoren hätte. Mein linker Fuß iſt ungeheuer dick; auf dem rechten hinke ich ein wenig; die rechte Schulter iſt etwas höher, als die linke; auf dem einen Auge habe ich einen Stern, auf dem andern ſchiele ich; die Arme ſind durch die engliſche Krankheit ſehr verwachſen, und weil ich einen Anſatz zur Waſſerſucht habe, ſo zweifle ich faſt, daß ich ſolche hohe Capriolen werde machen können, als mein ſeliger Urältervater machte, da er geprellt ward. Inzwiſchen verzweifle ich nicht ganz. Wenn es ausgemacht iſt, daß Gott demjenigen Verſtand giebt, dem er ein Amt giebt: ſo iſt es eben ſo leicht zu hoffen, daß er einem Krüpel geſunde Gliedmaßen geben wird, den er zum Tanzmeiſter machen will. Es gehört, dünkt mich, noch weniger dazu, als wenn aus einem gebornen Narren ein verſtändiger Mann werden ſoll. Und wenn ich auch wider Vermuthen ein Krüpel bliebe:

ſo würde doch das gemeine Weſen von einem gebrechlichen Tanzmeiſter bey weitem nicht ſo viel Schaden zu beſorgen haben, als es von einem Manne befürchten muß, der zu einem öffentlichen Amte ungeſchickt, und bey deſſen Verwaltung ohne Verſtand iſt. Mit einem Worte, ich halte den Antrag für einen rechtmäßigen Beruf. Ich werde ihn alſo wohl annehmen; und der geneigte Leſer wird künftige Meſſe das Vergnügen haben, eine ſyſtematiſche Abhandlung von den Regeln der Tanzkunſt von mir zu erhalten. Verſtehe ich gleich nicht das geringſte davon: ſo habe ich doch das Recht, mir eine gütige Aufnahme meines Werks mit eben der Zuverſicht zu verſprechen, mit welcher ſich ſo viele Schriftſteller ſchmeicheln, die ſich zum Bücherſchreiben ſo wenig ſchicken, als ich mich zum Tanzen. Was mich noch abhält, meine endliche Erklärung von mir zu geben, iſt die Furcht vor dem Hofe. Es geſchieht zuweilen, daß die vornehmſten Damen einen wunderlichen Appetit haben, und mein ſcarroniſcher Körper ſtellt mich vor ihren verführeriſchen Liebkoſungen nicht in völlige Sicherheit. Ich weis mehr Exempel, daß ein plumper Stallknecht die Stelle eines liebenswürdigen Gemahls vertreten müſſen. Ich wäre des Todes, wenn ich mich in ſo gefährliche Umſtände verwickelt ſehen ſollte. Denn keuſch bin ich, wie meine Väter, und dieſe unzeitige Keuſchheit hat mich mehr, als einmal, um mein Glück gebracht. Ich will es überlegen. Ein Ballettmeiſter zu ſeyn, wäre gleichwohl eine hüb[illegible]che Sache!

Kleider machen Leute.

In diesen drey Worten liegt eine unerschöpfliche Weisheit verborgen. Sie sind der Schlüssel zu den erstaunlichsten Begebenheiten des menschlichen Lebens, welche so vielen, und den Philosophen am meisten, unbegreiflich vorkommen. Sie sind das wahre, das einzige Mittel, alle diejenigen Glückseligkeiten zu erlangen, um welche sich ein großer Theil der Menschen vergebens bemühet. Thoren sind es, welche sich und andern weiß machen, daß nur die wahren Verdienste, die Liebe zum Vaterlande, die Redlichkeit, daß nur die Tugend glückselig und uns zu wahrhaftig großen und berühmten Leuten macht. Wie unverantwortlich und grausam sind unsre Moralisten zeither mit uns umgegangen! Was brauchen wir alle diese ängstlichen Bemühungen? Kleider, glückselige Erfindung! nur Kleider machen das, was Tugend und Verdienste, Redlichkeit und Liebe zum Vaterlande vergebens unternehmen. Nunmehr ist mir nichts so lächerlich, als ein ehrlicher Mann in einem schlechten Aufzuge; und das ist mir ganz unerträglich, wenn ein solcher Mann darum, weil er ehrlich ist, angesehen und bewundert zu seyn verlangt. Wie lange muß er sich durch Hunger und Verachtung hindurch winden, ehe er es nur so weit bringt, daß er von Leuten, welche ihre Kleider vorzüglich machen, einiger maßen gelitten wird. Eine ängstliche

liche Bemühung, ſeinen Pflichten Gnüge zu thun, bringt ihn in dreyßig Jahren zu der Hochachtung nicht, zu welcher er durch ein prächtiges Kleid in vier und zwanzig Stunden gelangen kann. Man ſtelle ſich einen ſolchen Mann vor, welcher mit ſeinen altväteriſchen Tugenden und einförmiger Kleidung ſich in eine Geſellſchaft von vornehmen Kleidern zum erſten male wagt. Er muß ſehr glücklich ſeyn, wenn ihm der Thürſteher nicht den erſten Schritt ins Haus verwehrt. Drängt er ſich auch bis in das Vorzimmer, ſo hat er ſich noch durch eine Menge von Bedienten durchzuarbeiten, wovon ihn die meiſten lächerlich finden, viele gleichgültig anſehen, und die billigſten gar nicht merken. Er verlangt Ihro Excellenz aufzuwarten. Man antwortet ihm nicht. Er verlangt Ihro Excellenz unterthänig aufzuwarten. Ein Laqvey weiſt ihn an den andern, und keiner meldet ihn an. Er ſteht beſchämt am Camine, und ſteht allen im Wege. Er ſieht endlich den Kammerdiener. Er bittet gehorſamſt, ihm die hohe Gnade zu verſchaffen, daß er Ihro Excellenz ſeine ganz unterthänigſte Aufwartung machen dürfe. Komme der Herr morgen wieder, es iſt heute Geſellſchaft im Zimmer! ⁘ Aber wäre es nicht möglich ⁘ Kurz, nein! Ihro Excellenz hätten viel zu thun, wenn ſie jede Bettelviſite annehmen wollten; der Herr kann morgen wieder kommen. Da ſteht der tugendhafte, der ehrliche, der gelehrte Mann, der Mann von groſſen Verdienſten, welcher ſich redlich, und mühſam nährt, ſeinen Fürſten treu

dient,

dient, hundert Leute durch ſeinen guten Rath glücklich gemacht hat, mit ängſtlicher Sorgfalt die Rechte gedrückter Witwen und Wayſen ſchützt, niemanden um das Seinige bringt, da ſteht der rechtſchaffenſte Patriot. Sein ſchlechter Anzug drückt alle Verdienſte nieder. Er ſchleicht ſich beſchämt zur Thüre, um ſich der Verachtung der Antichambre zu entziehen. Man ſtößt ihn mit Gewalt von derſelben weg, man reißt beide Flügel mit einer ehrfurchtsvollen Beſchäfftigung auf, alle Bediente kommen in Bewegung, alle richten ſich in eine demüthige Stellung, der Kammerdiener fliegt ins Zimmer ſeines Herrn; es wird Lärmen darinnen, man wirft die Karten hin. Ihro Excellenz eilen entgegen, und wem? einem vergoldeten Narrn, welcher die Treppe herauf gefaſelt kömmt, und den Schweiß ſeines betrognen Gläubigers auf der Weiſe trägt. Sein Kopf, ſo leer er iſt, wird bewundert, weil er gut friſirt iſt; ſein Geſchmack beſteht in der Kunſt, ſich artig zu bücken. Hätte er Verſtand, ſo würde er alle ſechzehn Ahnen beſchämen, und nur aus kindlicher Hochachtung gegen ſeine Vorfahren hat er ſich in Acht genommen, verſtändiger zu werden, als ſie geweſen ſind. Sein Herz iſt boshaft, ſo viel es ihm ſeine vornehme Dummheit zuläßt. Er hat das geringſte nicht gelernt, womit er dem Vaterlande, oder ihm ſelbſt dienen könnte, und womit er jemanden dient, das ſind leere Gnadenverſicherungen. Er borgt, er betrügt, er küßt, er pfeift, er lacht, ſpielt gern und unglücklich, und Ihro

Excellenz freuen ſich mit offenen Armen über die Ehre ſeines Zuſpruchs. Nun iſt unſer redlicher Mann ganz vergeſſen, und es iſt ein Glück für ihn, daß er noch ohne Schaden aus dem ehrfurchtsvollen Gedränge entronnen, und die Treppe hinunter kommen können. Es geſchieht ihm recht. Der Thor! Warum hat er nicht beſſere Kleider, und geringere Verdienſte?

Man thut der Welt unrecht, wenn man ſagt, daß ſie bey den Verdienſten rechtſchaffener Männer unempfindlich, und blind ſey. Sie iſt es nicht; aber man muß ihr die Augen durch eine äußerliche Pracht öffnen, und ſie durch ein vornehmes Geräuſch aufwecken. Kann die Welt etwas dafür, daß ſich ein großer Geiſt in ein ſchlechtes Kleid verſteckt? Die Welt iſt eine Schaubühne, und auf der Schaubühne halten wir nur diejenigen für Prinzen, welche fürſtlich gekleidet ſind. Nicht alle haben die Geduld, den letzten Auftritt, und die Entwickelung des Spiels abzuwarten.

Man ſtelle einmal die Billigkeit der Welt auf die Probe, und vertauſche die Kleider.

Ihro Gnaden werden ſich gefallen laſſen, das ſchwarze Kleid dieſes ehrlichen Mannes anzuziehen, und ſeine etwas bejahrte Perücke aufzuſetzen. Wie dumm ſehn Ihro Gnaden aus! Die dreiſte und unverſchämte Miene iſt mit einem male verſchwunden. Aller Witz, deſſen ein prächtiges Kleid fähig war, iſt verloren. Man führe ihn in

die

die Loge; in eben diejenige Loge, in welcher er so vielmal der artige Herr, der allerliebste artige Herr, der schalkhafte Baron gewesen. Er kömmt. Er macht seine Verbeugung noch immer so gut, und ungezwungen als sonst. Man lacht darüber. Er will die Hand küssen; man stößt ihn fort. Die Damen murmeln unter einander, und ärgern sich über die Unverschämtheit dieses gemeinen Menschen. Man hält ihn für einen Informator, welcher bey seiner gnädigen Herrschaft nicht gut thun, und etwas mehr seyn wollen, als ein gemeiner Bedienter. Er fängt an zu reden. Wie abgeschmackt, wie pedantisch redet er! Er wird ungeduldig, und flucht ein sacre bleu! Man lacht über den Narrn, und läßt ihn durch die Heyducken als einen wahnwitzigen Kerl hinausstoßen.

Nunmehr erscheint der redliche und verdienstvolle Mann in der Loge, welcher die prächtigen Kleider des entlarvten Barons angezogen hat. Er erscheint das erste mal darinnen, und thut ein wenig blöde. Man findet seine Blödigkeit angenehm, und hält ihn für einen Fremden, dessen Sittsamkeit bewundert wird. Die Damen danken ihm auf eine gnädige Art, und die Fächer rauschen ihm mit Beyfall entgegen. Man bietet ihm einen Stuhl an, und er setzt sich mit Anstand nieder. Eine jede fragt ihre Nachbarinn, wer dieser Herr seyn müsse; es kennt ihn keine. Sie lassen sich in ein Gespräch mit ihm ein; er redet bescheiden. Man beurtheilt die Oper; er beurtheilt sie

mit, und ſein Urtheil findet Beyfall. Die Sänger werden gelobt, er lobt ſie mit Geſchmacke; man redet vom Hofe, er kennt die Welt; man redet von Staatsſachen, man findet ſeine Gedanken ſehr fein; man redet Böſes von den übrigen Logen, er ſchweigt, und auch ſein Stillſchweigen wird gebilligt, weil man ihn für einen Fremden hält, welcher noch ganz unbekannt, oder zu beſcheiden iſt, in einer fremden Geſellſchaft auf eine boshafte Art witzig zu ſeyn. Die Oper iſt zu Ende. Er hat die Gnade, ſeine Nachbarinn an die Kutſche zu führen. Er thut es mit einer ungezwungenen Wohlanſtändigkeit. Er darf die Hand küſſen, und Ihro Excellenz wünſchen, indem ſie fortfahren, daß der gnädige Herr wohl ruhen möge. Glückſelige Veränderung! Der gnädige Herr! der, welcher nur vor wenig Stunden noch beſchämt am Camin ſtand, und allen Bedienten lächerlich war, iſt itzo die Bewunderung der ganzen Geſellſchaft! Man erkennt ſeine Verdienſte, denn man ſieht ſeine prächtigen Kleider.

Da wir bloß den Kleidern den entſcheidenden Werth unſrer Verdienſte zu danken haben: ſo ſcheue ich mich nicht zu geſtehen, daß ich wenig Perſonen mit ſo viel Ehrfurcht anſehe, als meinen Schneider. Ich beſuche ſeine Werkſtatt oft, und niemals ohne einen heiligen Schauer, wenn ich ſehe, wie Verdienſte, Tugenden und Vernunft unter ſeinen ſchaffenden Händen hervorwachſen, und theure Männer durch den Stich ſeiner Nadel

aus

aus Nichts hervor ſpringen, ſo, wie das erſte Roß an dem Ufer muthig hervor ſprang, als Neptun mit ſeinem gewaltigen Dreyzack in den Sand ſtach.

Vor etlichen Wochen gieng ich zu ihm, und fand ihn in einem Chaos von Sammet und reichen Stoffen, aus welchen er erlauchte Männer und Gnaden ſchuf. Er ſchnitt eben einen Domherrn zu, und war ſehr unzufrieden, daß der Sammet nicht zureichen wollte, den hochwürdigen Bauch auszubilden. Ueber dem Stuhle hiengen zwo Excellenzen ohne Aermel. Einer ſeiner Geſellen arbeitete an einem geſtrengen Junker, welcher ſich von ſeinem Pachter zwey Quartale hatte vorſchieſſen laſſen, um ſeine hochadlichen Verdienſte in der bevorſtehenden Meſſe kenntlich zu machen. Auf der Bank lagen noch eine ganze Menge junge Stutzer, liebenswürdige junge Herrchen, und ſeufzende Liebhaber, welche mit Ungeduld auf ihre Bildung, und die Entwickelung ihres Weſens zu warten ſchienen. Unter der Bank ſtack ein großes Packt ſchlechter Tücher und Zeuge für Gelehrte, Kaufleute, Künſtler, und andre niedere Geſchöpfe. Zwey Jungen, welche noch nicht geſchickt genug waren, ſaßen an der Thüre, und übten ſich an dem Kleide eines Poeten. Ich ſtund bey dem Meiſter, hielt den Hut unterm Arme, und blieb länger, als eine Stunde, in eben der ehrfurchtsvollen Stellung, welche ich annehme, wenn ich in Geſellſchaft vornehmer und groſſer Männer bin. Mein Schneider iſt in dergleichen

chen Fällen ſchon von mir ein ſolches ehrerbietiges Stillſchweigen gewohnt, daß er mich nicht weiter um die Urſachen befragt. Er weis die Hochachtung, welche ich für die wunderthätigen Kleider habe. Sie iſt billig. Nur die Kleider ſind es, welche wir an den meiſten Großen verehren. Und weil uns der Körper, ſo in dieſen verdienſtvollen Kleidern ſteckt, gleichgültig, und von keiner Wichtigkeit ſcheint; ſo verbindet uns unſre Pflicht, auch alsdann eine demüthige Miene anzunehmen, wenn wir dieſe Kleider ohne ihre zufälligen Körper ſehen.

So erhaben meine Gedanken ſind, wenn ich den erſtaunenden Wirkungen meines Schneiders in ſeiner Werkſtatt zuſehe: ſo kleinmüthig werde ich im Namen des größten Theils meiner vornehmen Landsleute, ſo oft ich bey einer Trödelbude vorbeygehe. Dieſe iſt in Anſehung der Kleider eben das, was uns Menſchen die Begräbniſſe ſind. Hier hört aller Unterſcheid auf. Oftmals ſehe ich in der Trödelbude den abgetragnen Rock eines witzigen Kopfs ſehr vertraut neben dem Kleide eines reichen Wuchrers liegen, und es iſt wohl eher geſchehen, daß die Weſte eines Dorfſchulmeiſters über dem Sammetkleide ſeines Prälaten gehangen hat. Noch betrübter iſt es, wenn dieſe prächtigen Kleider die Hochachtung der Menſchenmaſchine, die in ſelbigen geſteckt, überleben. Man hat mir einen reichgeſtickten Rock gezeigt, welcher die Bewunderung der ganzen Stadt und der beſingungswürdige Gegenſtand vieler hungrigen Mu-

ſen

ſen geweſen; endlich aber doch vor der Unbeſcheidenheit ſeiner Gläubiger in dieſe Trödelbude flüchten müſſen.

Ehe ich dieſen Artikel ſchließe, muß ich noch etwas erinnern. Ich bin ſo billig geweſen, und habe gewieſen, daß Kleider Leute und Verdienſte machen; zur Vergeltung dieſer Bemühungen verlange ich wieder etwas, das eben ſo billig iſt.

Diejenigen, denen zum Troſte ich dieſes Sprüchwort ausgeführt und bekannter gemacht habe, und die keine Verdienſte weiter beſitzen, als welche ſie dem Anſehen ihrer Kleider zu danken haben, werden ſo gerecht ſeyn, und die Ehrenbezeugungen, welche dieſen Kleidern gemacht worden, niemals auf ihre Rechnung annehmen. Sie gehen ſie nichts an, und es iſt wirklich ein unverantwortlicher Raub, wenn ſie ſich der Hochachtung bemächtigen, die man ihren Kleidern ſchuldig iſt. Sollte ich wider Vermuthen erfahren, daß man dieſe meine Vermahnung nicht in Acht nähme, und wie es bey den meiſten geſchehn, fortführe, die Verdienſte der Kleider ſich anzumaßen: ſo werde ich und meine Freunde ſie öffentlich demüthigen. Wir werden die Sprache der Complimente ändern, und wenn wir einem ſolchen Manne begegnen, niemals anders zu ihm ſagen, als: **Mein Herr, ich habe die Gnade, ihre Weſte meiner unterthänigſten Devotion zu verſichern. Ich empfehle mich ihrem geſtickten Kleide zu gnädiger Protection. Das Vaterland bewundert die Verdienſte ihres rei-**

reichen Aufſchlags. Der Himmel erhalte ihren Sammetrock der Kirche und unſrer Stadt zum Beſten noch viele Jahre! u. ſ. w.

N. S. In dieſem Augenblicke erfahre ich etwas, von dem ich nicht weis, ob ich es wünſchen, oder nicht wünſchen ſoll. Denenjenigen zur Warnung, welche mit den Verdienſten ihrer Kleider ſo, wie ich oben gedacht, zur Ungebühr groß thun, will ich dieſes Geheimniß im Vertrauen entdecken, und es bleibt noch zur Zeit unter uns. Man hat einen Vorſchlag gethan, daß der Handlung zum Beſten in die neue Kleiderordnung ein Artikel eingerückt werden möge: „Daß niemand ein reiches „oder ſeidnes Kleid anziehen ſoll, bis er es be„zahlt habe, und ein jeder ſoll zu dem Ende alle„zeit die Quittung von dem Schneider und Kauf„manne bey ſich tragen.„ Was ſoll das für ein Lärm werden! und wie viel angeſehne Kleider werden vor unſern Augen verſchwinden! Der Vorſchlag iſt ſo vernünftig und billig, und der Handlung ſo zuträglich, als einer ſeyn kann; aber er iſt, wie mich dünkt, ein wenig zu grauſam. Sehr viele, gewiß ſehr viele, welche weder Geld noch Verdienſte beſitzen, und ihr Anſehen bloß auf Unkoſten der Kaufleute und ihrer Gläubiger bisher erhalten haben, verlieren dadurch, daß man ihnen die geborgte Pracht der Kleider nimmt, zugleich mit einem male alles, was ſie vorzüglich, groß, liebenswürdig, und anſehnlich gemacht hat. Was ſoll aus dieſen guten Leuten werden? Wie todt wird es künftig in ====== und bey vornehmen Verſammlungen ſeyn!

Antons Panßa von Mancha

Fortſetzung

ſeiner

Abhandlung von Sprüchwörtern.

Vorbericht *.

Herr Anton Panßa von Mancha iſt über die Nachricht ſehr aufgebracht worden, welche ihm der Verleger von der gleichgültigen Aufnahme und dem ſchlechten Vertriebe ſeiner Abhandlung von Sprüchwörtern gegeben hat. Er bedient ſich des allgemeinen Rechts der Autoren, und ſpricht allen ſeinen Leſern ohne Barmherzigkeit den guten Geſchmack, und auf allen Fall auch den Verſtand ab. Er glaubt Recht dazu zu haben, weil er überzeugt iſt, daß der Fehler nicht an ihm liege. Und dennoch iſt er ſo großmüthig, daß er ſeinen Leſern Zeit zur Beſſerung laſſen, und es noch einmal verſuchen will, ob er ſie ganz verloren geben, oder vielleicht noch hoffen ſoll. Er hat den Verleger gebeten, die Abhandlung von dem Sprüchworte: **Ehrlich währt am längſten**, einzurücken. Er verſpricht ſich hievon einen beſſern Erfolg, weil dieſes praktiſcher ausgeführt ſey, als die erſten beiden Sprüchwörter. Fände wider alles

* Ward in der Monatſchrift, in welche man dieſes Sprüchwort im Jahre 1750. zum Verſuche eingerückt, demſelben vorgedruckt.

alles Vermuthen auch dieſer Verſuch keinen Beyfall, ſo will er entweder ſeine Hand von dem verſtockten Publico ganz abziehen, und nicht eine Zeile mehr in ſeinem ganzen Leben ſchreiben; oder er will zwey Sprüchwörter ausführen, davon das eine wider den Staat, und das andere wider die Religion gerichtet ſeyn ſoll, um ſeinen Verächtern, und unwitzigen Leſern zu zeigen, daß er, auch ohne ihren Beyfall, Geſchicklichkeit genug habe, ſich durch diejenigen Wege berühmt und unſterblich zu machen, welche nach dem itzigen allgemeinen Geſchmacke, und die ſicherſten ſind, bey einem kleinen Verſtande und noch geringerm Witze vor andern bemerkt zu werden.

Ehrlich währt am längſten*.

Ich ſpeiſte in der letzten Oſtermeſſe auf Schellhafers Saale, und kam an einen Tiſch zu ſitzen, wo ich mir die Geſellſchaft nicht merkwürdiger hätte wählen können. Sie beſtund aus einem Kaufmanne, welcher zween ſehr vortheilhafte Bankerutte gemacht hatte, und itzo in weit beſſern Umſtänden ſteht, als ſeine betrognen Gläubiger. Der zweyte war ein Regimentsquartiermeiſter, der vor einiger Zeit die ſämtlichen Regimentsgelder verſpielt hatte, und ohne den vollgültigen Vorſpruch ſeiner jungen und ſchöngebildeten Schweſter gewiß würde haben hängen müſſen. Der dritte war der Spieler, der ihm dieſe Gelder abgewonnen hatte, und nunmehr in der Meſſe aus bewegenden Urſachen ſeine Bekanntſchaft von neuen ſuchte. Der vierte war ein Mann ohne Charakter, welcher aus einem benachbarten Lande hatte flüchtig werden müſſen, weil er die ihm anvertrauten Mündel um das ihrige gebracht, und in die elendeſte Armuth geſtürzt hatte. Der fünfte war ein Beamter, welcher mit dem Miniſterio ſehr unzufrieden war, daß es ihn abgeſetzt, und ſeine Caution eingezogen hatte, und zwar um einiger

* Dieſes Sprüchwort iſt ebenfalls im Jahr 1748. gefertigt, und im Jahr 1750. der obenbenannten Monatsſchrift eingeſchaltet worden. Dieſe Anmerkung wird vielleicht manche vorwitzige Ausleger um ihren Schlüſſel bringen.

einiger Kleinigkeiten willen, da er mehr nicht verſehen, als daß er die Depoſitengelder zu ſeiner eignen Nothdurft verwendet. Der ſechſte endlich war ein Doktor Juris, und ehedem berühmter Rechtsconſulent, welcher einige Jahre im Zuchthauſe zugebracht hatte, und dem nunmehr die Praxis auf Lebenszeit unterſagt war. Ich habe die Urſache davon niemals errathen können; ſie muß aber ſehr wichtig geweſen ſeyn: denn wegen alltäglicher, und gemeiner Betrügereyen ſind die Advocaten nicht gewohnt, ins Zuchthaus zu kommen. Ich habe angemerkt, daß dieſer Doktor ſich beſtändig zu obiger Geſellſchaft hielt, und es ſchien, daß ſie ihn auf den Fall ernährten, dafern einer oder der andere von ihnen eine Defenſion pro avertenda tortura brauchte, wovor ſie nicht eine Stunde ſicher waren. In dieſer vortrefflichen Geſellſchaft brachte ich einige Stunden, nicht ohne Erbauung, zu. Aus ihren Geſprächen konnte man gleich abnehmen, daß es Männer waren, welche die große Welt kannten, und alles, was ſie redeten, ſprachen ſie mit einer ſo dreiſten Freymüthigkeit, daß ein Fremder nimmermehr darauf gefallen ſeyn würde, daß dieſes Leute wären, welche nur ſo lange noch frey herum giengen, als es der Himmel und der weltliche Arm wollte.

Mitten unter den Geſprächen von verſchiednen Materien ihres Handwerks, ergriff der bankerute Kaufmann ein Glas, und brachte die Geſundheit aus: **Ehrlich währt am längſten!**

Ich

Ich erſchrack, weil ich glaubte, es ſey eine Satire auf die ganze Geſellſchaft. Noch gröſſer aber war mein Erſtaunen, als ich ſahe, daß die ganze Geſellſchaft die Meſſer fallen ließ, nach den Gläſern griff, und mit einmüthiger Stimme rufte: **Ehrlich währt am längſten!** Sie hatten unter dem Trinken bemerkt, daß ich bey dieſer Geſundheit ſtutzte, und mein Glas etwas langſamer austrunk, als ſie. Sie ſpotteten darüber, und fragten mich nach der Urſache meiner Unentſchlüßigkeit, die ich dabey gezeigt hatte. Ich war nicht Willens, ihnen die Wahrheit zu ſagen, weil ich weis, daß niemand gefährlicher iſt, als ein Schelm, der ehrlich ſeyn will. Ich wandte daher vor, daß ich bey mir ſelbſt nachgedacht hätte, wo dieſes Sprüchwort herkäme, und wie weit es gegründet wäre. Wiſſen ſie das nicht? rief der bankerute Kaufmann, das will ich ihnen ſagen. Alle Sachen, die man nicht ſehr braucht, währen am längſten; denn ſie werden am wenigſten abgenutzt. Dieſer Lademwitz brachte unſern ganzen Tiſch in Bewegung, und die ehrliche Geſellſchaft konnte ſich kaum vor Lachen faſſen. Sie haben, hol mich der Teufel, Recht, ſchwur der Regimentsquartiermeiſter, und lachte vom friſchen ſo ſtark, daß man kaum die Muſicanten hören konnte. Der Spieler, welcher noch etwas feiner war, ſchien damit nicht zufrieden zu ſeyn, ſondern verlangte eine genauere Beſtimmung des Worts **Ehrlich**, nicht darum, wie er ſagte, als ob er nicht wüßte, was ehrlich wäre, ſondern weil er ſich in keinen Streit

ein-

einlaſſen wollte, bevor ein jeder in der Geſellſchaft ſeine eigentliche Meynung davon geſagt hätte, damit nicht die ganze Sache zuletzt auf einen Wortſtreit hinaus laufen möchte. Verba valent, ſicut numi, antwortete der geflüchtete Vormund. Ich weis nicht, was hier zu Lande Mode iſt. Bey uns währt ehrlich am längſten, weil es eine Geſundheit iſt, und Geſundheiten trinkt man, weil man dabey Gelegenheit hat, einmal zu trinken, nicht aber, daß man pedantiſche Unterſuchungen darüber anſtellen wolle. So gar pedantiſch nicht, als ſie meynen, verſetzte der Doctor. Das Wort **Ehrlich** wird in zweyerley Verſtande gebraucht: terminative, und applicative. Was **Ehrlich** terminative heißt, das weis auch der Pöbel, und weil er mehr davon nicht weis, ſo iſt er eben der Pöbel. Applicative ehrlich ſind diejenigen, welche eine Sache cum grano ſalis anſehen. Und da alles, was in der Welt iſt, dem Menſchen zum Beſten erſchaffen iſt: ſo iſt auch die Ehrlichkeit dem Menſchen zum Beſten gegeben. Sie iſt ein Mittel zu unſerm Zwecke zu gelangen. So bald wir finden, daß ſie unſerm Zwecke zuwider iſt: ſo wäre es eine Thorheit, ſich ungeſchickter Mittel zu bedienen; und dieſe Thorheit begeht niemand, als der Pöbel, der nicht verſtehet, quid juris? Und das von Rechtswegen, rief der abgeſetzte Beamte, und ſuchte durch eine ernſthafte Amtsmiene ſeinem geſprochenen Urtheile das Gewicht zu geben. Ich war der einzige, der ſeine Meynung noch nicht geſagt hatte. Man verlangte ſie von mir, und

ich antwortete, daß dieſe Geſundheit nicht mehr ſagen wollte, als die, wenn man trinkt: Es gehe dem Könige und dem Lande wohl! Ich wäre in Geſellſchaften geweſen, wo dieſe Geſundheit von Leuten getrunken worden wäre, welche den König und das Land betrogen hätten. Das läßt ſich hören, meynten ſie, und der Amtmann gähnte. Eine dicke Tyrolerinn, welche meiner kritiſchen Geſellſchaft in die Hände fiel, unterbrach unſere Wortforſchung, und wir giengen aus einander.

So bald ich in mein Quartier kam, ſuchte ich meinen verhungerten Patrioten auf, dem ich die zweyte Auflage von der gegenwärtigen Schrift dediciren werde, und der mit mir in einem Hauſe lebt. Ich kletterte nicht ohne Lebensgefahr fünf Treppen hinauf, wo er in einer Kammer unter dem Dache wohnt. Ich traf ihn eben bey der Abendmahlzeit an, da er einen Hering, voll Verdruß über die verderbte Welt, doch mit ziemlichem Appetit verzehrte. Ich erzählte ihm die Urſachen meines ſo ſpäten Beſuchs, über den er ſich zu wundern ſchien. Ich machte ihm eine Beſchreibung von meiner Geſellſchaft, und von den neuen Wahrheiten, die ein jeder von ihnen bey dem Sprüchworte ausfindig gemacht hatte.

„Da ſehn ſie es, ſagte er; nun werden ſie „mir bald Recht geben. Sie ſind nur zufälliger „Weiſe in eine Geſellſchaft von ſechs Perſonen „gekommen, wo nicht ein ehrlicher Mann dabey

„gewesen, und wo der ehrlichste verdient, in der „Bütteley, und nicht auf diesem Saale zu essen. „Habe ich nun wohl Unrecht, daß ich alle Gesell„schaften so sorgfältig meide? Wer noch ein red„liches Herz, und einen Tropfen patriotisches „Blut in seinen Adern hat, der kann dergleichen „Frevel ohne innerlichem Jammer nicht ansehen. „Diese ganze Gesellschaft nährt sich von den er„preßten Raubereyen unglückseliger Mitbürger, „welche kaum Wasser und Brodt zu der Zeit ha„ben, da ihre Henker beym Weine und bey den „niedlichsten Speisen über die Ehrlichkeit der un„terdrückten Unschuld spotten. An den Pranger „sollte man diese Nichtswürdigen stellen; aber „nein, man verehrt sie noch, man schmeichelt ih„nen, und jeder sucht seinen Antheil von ihrer ge„machten Beute zu erhaschen. Man giebt ihnen „Gelegenheit, ihre Bosheit noch höher zu treiben, „man erhebt sie zu Ehrenämtern, man besoldet „sie wohl für ihre Spitzbübereyen, und läßt da„gegen andere in Kummer und Elend schmachten: „redliche Männer, welche ihr Leben fürs Vater„land aufopfern, ihren letzten Blutstropfen für „den König und die Unterthanen mit Freuden „hingeben würden; aufrichtige Patrioten läßt „man verhungern. Ich rede nicht von mir, noch „von dem Unrechte, das man mir bey meinen „redlichsten Absichten angethan hat. Ich über„sehe es mit Großmuth, und habe gelernt, mit „meinen Umständen zufrieden zu seyn. Wie ge„sagt, ich rede nicht von mir, noch von meinen

„übel-

„übelbelohnten Verdiensten. Niemals aber kann
„ich gleichgültig bleiben, wenn ich höre, daß die
„Unschuld darbt, und die Verruchten sich blähen.
„Durchgehen sie unsere Stadt itzo, da in der Messe
„Leute von allen Orten zusammen kommen. Su-
„chen sie mir den redlichen Patrioten, den Mann,
„dessen grösster Ruhm in der Ehrlichkeit besteht,
„den Mann ohne Falschheit. Suchen sie ihn,
„aber übereilen sie sich nicht. Der geringste Kra-
„mer, welcher sein ganzes Vermögen auf dem
„Rücken herum trägt, ist abgerichtet, den andern
„durch Freundlichkeit, durch Zureden, durch un-
„gestümes Bitten zu betrügen; und daß dieser
„nur in Kleinigkeiten betrügt, davon hält ihn
„nicht sein Gewissen, nein sein Unvermögen, seine
„Armuth hält ihn ab. Er geht niemals vor dem
„Laden eines großen Kaufmanns vorbey, ohne
„eifersüchtig zu seyn, daß dieser oder seine Aeltern
„ein grösseres Vermögen zusammenbetrogen ha-
„ben, als er iemals hoffen kann. Inzwischen
„thut er doch in seinem Herzen die Gelübde, sich
„und seinen Kindern zum Besten, so lange zu be-
„trügen, bis er auch ein angesehener Kaufmann
„werden kann. Kleine Schelme entschuldige ich
„noch immer eher, als Schelme von Stande;
„diese schaden mehr und werden seltner bestraft.
„Noch diesen Vormittag habe ich einen elenden
„Kerl in das Gefängniß führen sehen, welcher
„aus Hunger, und, wie ich nachdem erfuhr, aus
„äußerster Bedürfniß, worinnen er sich mit seiner
„Frau, und einigen unerzognen Kindern befindet,

„ſich hatte gelüſten laſſen, einem königlichen Pach-
„ter die Börſe aus der Taſche zu ziehen. Dieſer
„merkte den Diebſtahl, ergriff ihn bey den Haa-
„ren, und hielt ihn ſo feſt, bis die Stadtwache
„dazu kam. Der Kerl verdient ſeine Strafe, es
„iſt wahr; ich kenne aber auch den Pachter, wel-
„cher der gröſßte Böſewicht im Lande iſt, und un-
„ter dem ſcheinbaren Vorwande, das landesherr-
„ſchaftliche Intereſſe zu beobachten, Steuern und
„Gaben der Verfaſſung gemäß einzutreiben, und
„die Juſtiz zu befördern, eine ganze Pflege ſeuf-
„zender Unterthanen mit ſeiner legalen, und ſchrei-
„benden Bande plündert. Das Geld, welches
„der Unglückſelige ihm entwenden wollte, war
„ein Theil der erpreßten Beute, und wenn alle
„diejenigen, welche zu dieſem Raube das Ihrige
„beytragen müſſen, die Freyheit gehabt hätten,
„dieſen ungerechten Haushalter auch ſo, wie er
„ſeinem Diebe that, in gefängliche Haft zu brin-
„gen, ſo würden hundert Hände nicht zugereicht
„haben. Mit einem Worte: Kleine Diebe über-
„liefert man der ſtrafenden Gerechtigkeit; vor
„Hauptdieben zieht man den Hut mit Ehrfurcht
„ab. Das iſt noch nichts; die Zeiten werden noch
„viel ſchlimmer werden. Unſere Jugend iſt ſchon
„ſo boshaft, als ihre Väter, wie weit wird ſie
„es nicht künftig bringen! In den erſten Jahren
„gewöhnt man die Kinder zur Verſtellung, bey
„zunehmendem Alter wird eine Falſchheit daraus,
„welche in den männlichen Jahren in eine berufs-
„mäßige Betrügerey ausbricht. Aber ſie ſehen

„es

„es nicht beſſer in dem Hauſe ihrer Aeltern, wo „der Vater alle diejenigen, mit denen er zu thun „hat, die Mutter den Vater betrügt, und wo es „bey einer ſo verderbten Zucht die Kinder ſo weit „bringen, daß ſie im Stande ſind, Vater und „Mutter zu betrügen! Herr Panßa, ach lieber „Herr Panßa, was für eine Nachwelt; was für „Zeiten werden daraus werden! O wie glücklich „iſt derjenige, welcher ſie nicht erlebt! Und wie „glücklich ſind wir beide, die wir nach dem or„dentlichen Laufe der Natur den größten Theil „unſerer Jahre in dieſer falſchen betrügeriſchen „Welt ſchon durchgelebt haben! Wie blind iſt „die Welt! Wie wenig verſteht ſie ihr wahres „Glück! Wir ſuchen tauſend Abwege, dasjenige „Glück zu erlangen, welches unſere Zufriedenheit „befördern ſoll. Wir arbeiten uns durch eine „nicht zu überſehende Menge von Widerwärtig„keiten durch; wir ertragen Froſt und Hitze; wir „ſtellen uns der größten Beſchimpfung, den em„pfindlichſten Vorwürfen unſers eignen Gewiſſens „bloß, und warum dieſes alles? Damit nach „unſerm Tode, oder wohl gar noch bey unſerm „Leben, die Welt ſagen möge: **Das war ein „Schelm!** Mit welcher Gemüthsruhe, mit was „für Zufriedenheit würden unſere Tage vorbey „fließen, wenn wir um nichts beſorgt wären, als „den Namen eines ehrlichen Mannes, eines recht„ſchaffenen Patrioten zu erlangen! Dazu gehört „die Unruhe, die Müh, die Gefahr bey weitem „nicht, welche erfodert wird, ein Betrüger zu

„heißen. Wir dürfen nur reden, wie wirs mey-
„nen, thun, was wir verſprechen, und andern
„diejenige Billigkeit wiederfahren laſſen, die ein
„jeder von dem andern erwartet. Wir ſind über-
„zeugt, daß wir uns nicht glücklich machen kön-
„nen, ohne die Beyhülfe unſers Mitbürgers.
„Wir ſind niederträchtig genug, ſolche mit den
„größten Schmeicheleyen zu verlangen. Wir
„verſprechen ihm dagegen alle Dienſtfertigkeit,
„alle Freundſchaft von unſrer Seite, und haben
„doch die Abſicht, ihn zu betrügen. Unſer Mit-
„bürger denkt auch ſo. Er ſchmeichelt uns, er
„verſpricht uns, er ſchwört uns Freundſchaft und
„Redlichkeit zu. Wir betrügen beide einander.
„Keiner traut dem andern. Wir ſcheuen uns
„einer vor dem andern. Keiner erlangt ſein
„Glück, welches von einer beiderſeitigen Hülfe
„abhängt. Und wenn auch der eine von uns zu
„ſeinem großen Endzwecke, zu ſeinem geſuchten
„Glücke gekommen zu ſeyn ſcheint: ſo iſt es ge-
„wiß nur derjenige, welcher den andern an Bos-
„heit und Schelmerey übertroffen hat. Aber die-
„ſes Glück iſt mit einer beſtändigen Angſt und
„Sorge verknüpft. Alle Augenblicke muß er ge-
„wärtig ſeyn, daß ihn ein andrer darum bringt,
„welcher in der Kunſt zu betrügen ihn übertrifft.
„Und dieſes geſchieht allemal. Wie ruhig muß
„ein Mann ſeyn, welcher das Vermögen hat, an-
„dern redlich zu dienen, und ihnen mit Freuden
„dient! Es bittet ihn ein anderer redlicher Mann
„um ſeine Hülfe. Er hilft ihm durch einen auf-

„richtigen

„richtigen Rath, durch einen zu rechter Zeit ein-
„gelegten Vorspruch bey den Obern, er hilft ihm
„mit seinem Vermögen, und macht dadurch ihn,
„und seine ganze Familie glücklich. So viele er
„glücklich gemacht hat, so viele aufrichtige Freunde
„hat er sich erworben. Alle eifern um die Wette,
„erkenntlich zu seyn und sein Glück wieder zu be-
„fordern. In allen Gesellschaften rühmen sie
„diesen ehrlichen Mann; wider alle seine Feinde
„vertheidigen sie ihn. Sie warnen ihn, so bald
„sie merken, daß etwas zu seinem Schaden ge-
„schmiedet wird. Sie wagen ihr ganzes Ver-
„mögen daran, ihn von dem Unglücke zu retten,
„das ihm bevorsteht. Sie freuen sich, wenn er
„ihm entgangen ist. Und wenn auch, wie es im-
„mer geht, die Bosheit ihn auf einige Zeit nie-
„derdrückt: so beweinen sie sein Unglück mit red-
„lichen Thränen, und erwarten den Augenblick
„mit ängstlicher Ungeduld, welcher niemals aus-
„sen bleibt, die Unschuld zu retten, und die Red-
„lichkeit zu krönen. Sind die Vortheile so wich-
„tig, wenn Privatpersonen es ehrlich mit einander
„meynen, wie viel grösser muß die Zufriedenheit
„bey denenjenigen seyn, welche das Glück auf ei-
„nen Posten gestellt hat, wo sie viel tausend Men-
„schen bloß durch ihre Redlichkeit glücklich ma-
„chen können? Ein jeder, der ihm begegnet, und
„den er auch nicht kennt, ist sein Freund und Be-
„schützer, weil er durch seine Vermittelung einen
„Theil des Glücks erlangt hat, welches er einem
„ganzen Lande zuströmen lassen. Tausend Fa-

» milien liegen täglich auf den Knieen, und beten
» für das Wohl eines ſolchen Mannes. Tauſend
» ſind untröſtbar, wenn ihn Neid und Verleum-
» dung von dem Poſten verdrängen, den er ſo
» rühmlich bekleidet hat. Doch wie ruhig muß
» ein ſolcher redlicher Patriot den letzten Augen-
» blick ſeines Lebens erwarten, wenn er ſich ſo vie-
» ler großmüthigen Thaten bewußt iſt; wenn er
» weis, daß ein ganzes Land bey ſeinem Grabe
» Thränen weint, Thränen, welche von Dankbe-
» gierde und von Liebe herrühren! Koſtbare Thrä-
» nen! wenn er glauben kann, daß nicht einer un-
» ter dem Volke iſt, welcher nicht willig ſeyn ſollte,
» mit ſeinem Leben das Leben des redlichen Man-
» nes, dieſes Vaters des Vaterlandes zu erkau-
» fen; wenn er gewiß hoffen kann, daß noch die En-
» kel ſeiner Mitbürger durch ihn glücklich werden
» müſſen! Wie unendlich koſtbar iſt eine Minute
» von dem Leben dieſes wackern Mannes, gegen
» eine lange Reihe nagender Jahre, in denen ſich
» ein vornehmer Böſewicht ängſtigen muß, wel-
» cher Seufzer der Unterthanen erpreßt, das Ar-
» muth der Stadt verſchwendet, und ſein unge-
» wiſſes Glück auf das Unglück ganzer Familien
» baut! Unter den tiefſten Verehrungen flucht ihm
» der Mund der gedrückten Unſchuld, und fleht den
» Himmel um Rache wider dieſen Betrüger.
» Selbſt diejenigen, welche bey ſeinem Ueberfluſſe
» ... und trunkenen Ehrfurcht ... das prächtig-
» ſte Leichengerüſte ... und allenfalls eine gekün-
» ſtelte . . . . . ſie ſehen jenes als ein

» Scha-

„Schauet an ⁘ der verfluchte Ueberreſt des Bö-
„ſewichts ⁘ ⁘ wenn ich bedenke, daß zweyer-
„ley Umſtände ⁘ ⁘ ⁘“

Ich weis nicht mehr, was mein Patriot in ſeinem Eifer geſagt hat. Ich ſchlief ganz natürlicher Weiſe über ſeiner Predigt ein. Selbſt die letzten Vaterlandsgedanken hörte ich nur halb im Schlafe. Ich habe ſie ſo gebrochen hergeſetzt, wie ich ſie hörte, und ich ſchlief ſo lange fort, bis mich der Wachsſtock an die Finger brannte. Ich erwachte darüber, und hörte, daß er immer fortredete. Er hatte vor großem Eifer nicht gemerkt, daß ich eingeſchlafen war. Ich war nicht im Stande mich zu ermuntern. Ich ſtund auf, und ſagte: Ja ja, auf dieſe zweyerley Umſtände kömmt es freylich an, und wünſchte ihm eine gute Nacht. Sie ſind ſchläfrig, wie ich merke, antwortete er; morgen wollen wir weiter davon reden, und ich will ihnen das Buch hinunter bringen, wovon ich itzo gedacht habe. Schlafen ſie wohl!

Ich bin mit dem übertriebenen Eifer meines Patrioten nicht allemal zufrieden. Er ſieht die Welt an, wie es die alten Betſchweſtern machen, welche über alle Sünden ſeufzen, weil man ihren abgelebten Jahren die Gelegenheit benimmt, mit zu ſündigen; ich aber mache es, wie eine bejahrte Buhlſchweſter, welche auch unter den Runzeln hervor liebäugelt, und nicht eiferſüchtig iſt, wenn auch andre ſich vergnügen. Ich finde dieſe Be-

laſſenheit meiner Geſundheit ſehr zuträglich. Die meiſte Zeit bin ich mit der Welt wohl zufrieden. Ich mache es, wie ich es auf dem Poſtwagen mache, wo ich niemals misvergnügter bin, als wenn ich allein fahre, und wo ich mich mit einem jeden Reiſenden, der neben mir ſitzt, in Bekanntſchaft und Geſpräche einlaſſe, wenn er auch auſſerdem ſo beſchaffen iſt, daß ich zu Hauſe ſeine Geſellſchaft gewiß meiden würde.

Ich bleibe dabey, daß es nirgends ehrlicher zugeht, als in der Welt, und daß man ſehr behutſam ſeyn muß, wenn man andern ihre Redlichkeit ſtreitig machen will. Wie viel gehört dazu, einen Gelehrten zu überführen, daß er nichts verſteht? Keine Frauensperſon, ſie mag auch noch ſo frey leben, iſt eine Hure, ehe ſie zu Falle kommt. Sollte es etwas ſo leichtes ſeyn, einem nachzuſagen, daß er nicht redlich, daß er ein Schelm ſey? Ich will beweiſen, daß nur wenig Menſchen dieſen Titel verdienen, und daß es mehr Redliche in der Welt giebt, als man immermehr glauben ſollte.

Den ganzen Grund meines Beweiſes ſetze ich darauf: Vor Gerichte darf kein Dieb zum Strange verurtheilt werden, wenn er nicht ſein Verbrechen geſtehet, und deſſen überführet iſt. Da nun, wie bekannt iſt, die Richter die billigſten Leute in der Welt ſind: ſo haben wir Urſache, dieſe Gerechtigkeit nachzuahmen. Jeder Mitbürger hat ſich in dergleichen Fällen als einen Richter, und ſeinen

seinen verdächtigen Nächsten als einen Delinquenten anzusehen, welcher eher nicht verdammt werden darf, bis er seiner Unredlichkeit überführt ist; noch mehr, bis sein eignes Geständniß da ist, daß er ein Schelm sey. Dieses ist der Grund, worauf ich den ganzen Bau meines Beweises setze, und mich dünkt, er ist fest genug.

Es giebt nur wenig Elende, welche ihre Betrügereyen vor Gerichte gestehen, und weil sie so thöricht sind, so werden sie andern zum Exempel bestraft. Wie viele Männer werden künftig, vielleicht wider ihr eignes Vermuthen, als redliche Männer gelten, da ich nicht zulasse, daß jemand ein Schelm sey, der es nicht selbst gesteht; und ich wollte fast wetten, daß nicht ein einziger unter ihnen so treuherzig seyn werde, dieses zu gestehen.

Wenn meine Leser von dieser grosen Wahrheit überzeugt sind, wie ich hoffe, daß sie es durch einen so klaren Beweis nunmehr seyn werden: so können sie sich sicher in die grose Welt wagen, ohne zu befürchten, daß ihnen ein Schelm begegnen werde. Ich verspreche mir eine ansehnliche Belohnung für diese Entdeckung, da ich mich einer unzähligen Menge Männer annehme, deren Redlichkeit bisher ziemlich verdächtig gewesen ist. Sie dürfen sich nur hüten zu gestehen, daß sie Betrüger sind, so wird es ihnen nichts schaden, wenn sie auch ihrer Betrügereyen sonnenklar überführt wären.

Ich

Ich bin ſchon ſo glücklich geweſen, durch dieſe heilſame Erfindung mir einen Vornehmen von Adel zum Freunde zu machen, welcher aus Verzweiflung im Begriffe war, zu geſtehen, daß er ein Betrüger ſey, weil es ihm alle Welt unter die Augen ſagte. Er hatte ſeiner Gemahlinn ein anſehnliches Vermögen mit Spielen und lüderlicher Geſellſchafft verſchwendet, und ſich dennoch immerzu des Namens eines redlichen Gemahls und zärtlichen Vaters angemaßt, ob es ſich gleich zuletzt zeigte, daß er keines von beiden ſo gar ſorgfältig geweſen war. Er hatte Gelder aufgenommen, und bey Cavalierparole verſprochen, ſie wieder zu bezahlen. Seine ſchriftlichen Verſicherungen und Wechſel ſchloß er allezeit mit den Worten: Leiſte gute Zahlung, und nehme Gott zu Hülfe. Dem ungeachtet war weder ſeine Cavalierparole, noch die eidliche Verſicherung vermögend geweſen, ihn zu bewegen, daß er ſeine einfältigen Gläubiger bezahlt hätte. Der Concurs brach aus. Kein einziger, ausgenommen der Richter, erhielten dabey, was ſie zu fodern hatten. War etwas natürlicher, als daß alle Welt ſagte, daß dieſer Cavalier ein unredlicher Gemahl, ein grauſamer Vater, ein zu verabſcheuender Betrüger ſey? Im ganzen Lande gab man ihm dieſen Titel. Ich habe ihn gerettet! Ich warnte ihn, nicht das Geringſte einzugeſtehen! Einen Theil der Wechſel ſchwur er großmüthig ab, und für die übrigen Schulden waren Unglücksfälle genug da, auf welche er ſich berufen konnte. Die

Welt

Welt hat es mir, vornehmlich aber der Geſchicklichkeit ſeines Advocaten, zu danken, daß ſie nunmehr einen ehrlichen Mann mehr hat. Und wenn, wie die Rechte ſagen, derjenige der Ehrlichſte iſt, welcher ſeine Ehrlichkeit unter den Händen des Scharfrichters, und bey der Tortur behauptet hat: ſo iſt niemand ehrlicher, als mein Cavalier, wider den ſchon fünf Volumina Acten zeugten, daß er ein Betrüger ſey, und welcher doch nunmehr, Trotz allen Geſetzen, in Sicherheit iſt, daß niemand, ohne einen Injurienproceß zu bekommen, es wagen darf, ihn alſo zu nennen. Kurz, er geſtund es nicht, und darum blieb er der ehrliche Mann, der er vorher geweſen war. Es beſteht dieſe Ehrlichkeit nicht etwan nur in einer bloßen Einbildung. Nein, der ganze benachbarte Adel iſt davon überführet. Er behauptet nach, wie vor, einen ganz anſehnlichen Charakter, den er ſonſt führete. Er heißt noch immer Ihro Gnaden. Selbſt diejenigen, die er betrogen hat, wenn ich mich der Sprache des bürgerlichen Pöbels bedienen darf, ſind genöthigt, zu bekennen, daß ſie unterthänige Diener von ihm ſind; ſie empfehlen ſich ſeiner hohen Protection Demuthsvoll. Sein Pfarrer bittet alle Sonntage öffentlich Gott für ſein koſtbares Leben. Man ſieht ihn mit Vergnügen, wenn er in Geſellſchafft kömmt, und räumt ihm eine Stelle ein, welcher ſich ein gemeiner Mann, wenn er auch noch ſo ehrlich wäre, niemals anmaßen dürfte. Er bleibt der artige Herr, der er ſonſt geweſen iſt. Die gnädigen

Frau-

antwortlich, von der Freundſchaftsbezeugung und den Complimenten ſo leichtſinnig zu urtheilen, als viele bisher gethan haben. Der Menſch, wenigſtens der Menſch, der, nach unſrer Art zu reden, zu leben weis, hat außer den Complimenten, ſo gar wenig Vorzüge vor den übrigen Thieren. Will man ihm auch dieſe Vorzüge rauben, wie unglücklich wird er ſeyn! Und will man ihm gar zur Laſt legen, daß er dieſe Vorzüge nur gebrauche, andere zu betrügen, und unglücklich zu machen, wie tief ſetzen wir alsdann den Menſchen unter das Vieh herab! Hätte ich wohl etwas rühmlichers thun können, als daß ich die Ehre des größten Theils des menſchlichen Geſchlechtes auf eine ſo überzeugende Art gerettet habe?

Weil die Gelehrten die wenigſtenmale unter die Menſchen gerechnet werden, welche zu leben wiſſen: ſo muß ich ihrer hier ausdrücklich gedenken. Sie ſind mir eben die Verbindlichkeit ſchuldig, welche ich von den übrigen Theilen vernünftiger Creaturen erwarte. Man hat die meiſten von ihnen in dem Verdachte gehabt, daß ſie in ihrer Art ſo wenig redlich ſind, als andere. Künftig darf man ihnen dieſen Ruhm nicht ſtreitig machen, und das haben ſie mir zu danken. Nunmehr können ſie von ihrer großen Beleſenheit, von ihrer Unpartheylichkeit, von ihrem Eifer für das gemeine Beſte, von dem wichtigen Nutzen reden, mit welchem ſie durch ihre Schriften ein ganzes Land beſeligen. Man iſt ſchuldig, es ihnen zu glau-

glauben. Keiner wird mehr ein Pedant seyn, der es nicht selbst von sich sagt; keiner wird sich des Vorwurfs einer dummen Unwissenheit wider seinen ausdrücklichen Willen befürchten dürfen. Alle Vorreden werden untrügliche Zeugnisse ihrer wichtigen Verdienste, ihrer gründlichen Wissenschaften und ihrer Demuth werden, welche man bisher für lächerliche Großsprechereyen gehalten hat; und alle Zueignungsschriften werden unpartheyische Denkmäler ihrer Ehrfurcht gegen ihre Mäcenaten seyn, welche zeither niemand lesen mögen, weil man in dem Vorurtheile stund, daß es niederträchtige und eigennützige Schmeicheleyen wären.

So weit kann ich allein es bringen, und wie glücklich wäre die Welt, wenn ein jeder sich des gemeinen Wesens so sorgfältig annähme, als ich es thue, da ich bewiesen habe, daß keines Menschen Ehrlichkeit uns eher verdächtig seyn darf, bis er uns das Gegentheil selbst zugesteht!

Der geneigte Leser wird mir großgünstig erlauben, daß ich mich hier ein wenig erhohle. Dieser Beweis von der Ehrlichkeit meiner Mitbürger ist mir sehr schwer geworden. Es war ein verzweifelter Handel, den ich unternahm, und ich habe mich ganz aus dem Athem demonstrirt. Aber was thut man nicht dem Vaterlande zum Besten?

Nun will ich wieder fortfahren. Da ich diese große Wahrheit ausgeführet, und fest gestellet habe,

daß niemand ein Schelm iſt, als wer es ſelbſt von ſich geſteht: ſo wird es meinen Leſern nicht mehr parador vorkommen, wenn ich behaupte, daß **ehrlich am längſten währt.** Dieſes giebt uns den Schlüſſel zu tauſend Begebenheiten, bey welchen man lieber den Himmel einer Ungerechtigkeit und zauderuden Rache beſchuldigen möchte. Ich will hier ein alphabetiſches Verzeichniß der berühmteſten Männer unſerer Zeit einrücken, von denen, außer ihnen, alle Welt verſichert, daß ſie die gröſten Schelme und Betrüger ſind, und die doch in ſo vergnügten und glücklichen Umſtänden leben, daß ſie nicht nöthig haben, auf dergleichen Vorwürfe zu achten, welche ihnen ohnedem, wegen ihrer in Händen habenden Gewalt, niemand ins Geſicht ſagen darf. Sie werden mir verzeihen, daß ich ihre Namen der Welt bekannter mache. Da ſie es niemals zugeſtehen, daß ſie Betrüger ſind, ſo zweifle ich nicht eine Minute an ihrer Ehrlichkeit. Sie hälden ſich einer des andern nicht zu ſchämen, weil gewiß einer ſo ehrlich iſt, wie der andre, und ich habe gegen ihre Glücksumſtände ſo viele Hochachtung, daß ich mir nichts vortheilhafters wünſchen kann, als ihr hohes Wohlwollen und ihre Freundſchaft. Ich werde mich der Kürze, ſo viel möglich iſt, und ſo viel es ohne Abbruch der Wahrheit geſchehen kann, befleißigen.

Ihro Hochwürdige Gnaden . . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

„So

„So geht es, wenn man uns Autoren nicht„
„die gehörige Freyheit läßt, die für die schönen„
„Wissenschaften doch so unentbehrlich ist. Ich„
„bin mit der Einrichtung gar nicht zufrieden, daß„
„man erst alle Bücher muß censiren lassen. Ich„
„bin im Namen meines Verlegers ganz untröst-„
„bar, daß mir hier eine der schönsten und wichtig-„
„sten Stellen weggestrichen worden ist. Ich hatte„
„das alphabetische Verzeichniß nach den drey„
„Hauptständen eingetheilt. Jeder Stand nahm„
„etliche Bogen ein, und ich versprach alle Jahre„
„noch eine kleine Nachlese von den jungen Betrü-„
„gern, welche uns jährlich zuwachsen. Es hätte„
„dieses auch alle Messen etliche Bogen betragen„
„können, und mein unglückseliger Verleger hatte„
„schon einen vortheilhaften Ueberschlag gemacht„
„wie hoch es ihm kommen würde, wenn er in„
„zwanzig Jahren das ganze Werk in Format des„
„Theatri Europæi zusammen drucken ließe.„
„Aber leider! die ganze Rechnung war vergebens.„
„Aller triftigen Vorstellungen ungeachtet war„
„es nicht möglich, es durch die Censur zu bringen.„
„Ich meines Orts verliere am wenigsten dabey.„
„Mein Entschluß ist schon gefaßt. Künftige Messe„
„will ich dieses Verzeichniß als ein besonderes„
„Werk zu Basel in groß Octav drucken lassen.„
„Auf jedes Exemplar werden zwey und vierzig„
„Kreuzer pränumerirt. Für jede Nachlese, wel-„
„che ordentlich kommen soll, werden zwölf Kreuzer„
„gezahlt. Wer zehn angesehene und glückliche„
„Betrüger mit ihrem umständlichen Charakter„

„einſendet, erhält ein Exemplar auf Schreibe-„
„papier umſonſt. Geht das Werk gut ab, wie„
„ich gewiß hoffe, ſo verſpricht der daſige Verleger„
„bey der neuen Auflage die vornehmſten Betrü-„
„ger in Kupfer ſtechen zu laſſen.“ Es wird mir„
„ein Gefallen geſchehen, wenn man mir von Zeit„
„zu Zeit Nachricht giebt, was der eine oder der„
„andere für ein Ende genommen hat. Es kann„
„geſchehen, daß viele davon auf dem Rabenſteine„
„ſterben, oder ſich ſelbſt erhängen; und es ſoll„
„mir ſehr lieb ſeyn, weil ich dadurch Gelegenheit„
„erhalte, dieſes Werk luſtig, und zugleich er-„
„baulich zu machen, da ich mir Mühe geben„
„werde, von einem jeden derſelben die Umſtände„
„ſeines Todes und ſeiner Aufführung dabey, ſo„
„genau als möglich iſt, zu beſchreiben.“

Bey dieſer Gelegenheit muß ich eine Thorheit bekennen, welche vielleicht nur um deßwillen noch zu vergeben iſt, weil ich ſie ſo aufrichtig bekenne. Ehe ich noch die vortheilhafte Wahrheit ausfindig gemacht hatte, daß keiner ein Schelm ſey, der es nicht ſelbſt bekenne, und daß alle Leute ehrlich wären, welche es von ſich ſelbſt ſagten: ſo war ich mit der ganzen Welt misvergnügt. Beſtändig fand ich an meinen Mitbürgern etwas zu meiſtern. Es kam mir vor, als gienge man mit vereinten Kräften darauf um, wie man die Ehrlichkeit ohne alles Erbarmen völlig ausrotten wollte. Es gieng mir, wie es abergläubiſchen und furchtſamen Leuten geht, welche immer Geſpenſter ſehen,

wo

wo keine sind. Ich glaubte, man sey in diesem Unternehmen schon sehr weit gekommen, und es sey hohe Zeit, sich der guten Ehrlichkeit anzunehmen, wenn es nicht im Kurzen ganz vergebens seyn sollte. In diesem unbedachten Eifer setzte ich mich nieder, mein Vaterland aus dem Verderben zu retten, es koste auch was es wolle. Ich glaubte sehr weislich zu handeln, wenn ich mehr als eine Wunde auf einmal verbände, und nahm mir daher vor, besonders drey Sachen zu vertheidigen, deren, wie ich glaubte, sich kein Mensch mehr annähme. Mit einem Worte, ich entwarf eine Schrift, worinnen ich meinen verirrten Mitbürgern sehr patriotisch zu Gemüthe führte, wie unrecht sie thäten, daß sie das sechste Gebot aufheben, die Ehrlichkeit ganz und gar vertilgen, und den Sonntag abschaffen wollten. In kurzer Zeit hatte ich so viel zusammen geschrieben, daß es ein ziemliches Octavbändchen hätte werden können, wenn es gedruckt worden wäre. So weit kann sich ein Mensch vergehen, der die Welt nicht kennt; und so vieles Unrecht kann man seinem Nächsten anthun, wenn man, von Vorurtheilen eingenommen, ihn nur nach dem Aeußerlichen beurtheilt! Zu meinem größten Glücke fand ich keinen Verleger. Sie entschuldigten sich alle, das Werkchen würde nicht gehen; es würden sich keine Käufer finden; man würde es für eine Schrift wider den Staat ansehen, und es sey gefährlich, dergleichen Verlag zu unternehmen. Ich würde viele von den Großen beleidigen, wenn ich mich des sechsten

Gebotes ſo öffentlich annähme. Ich würde die Armee wider mich aufbringen, und unſere ſtudirende Jugend würde noch ſehr glimpflich urtheilen, wenn ſie mich für einen traurigen Pedanten hielte. Selbſt viele von denen, welche das ſechſte Gebot Berufs wegen noch dann und wann erwähnen müßten, würden mirs in ihrem Herzen wenig Dank wiſſen. Wider die Abſtellung des Sonntags zu eifern, ſey gar vergebens. Der Sonntag bleibe wohl ohne meine Predigt, und es ſey noch niemand darauf gefallen, ihn abzuſchaffen, ſo wenig als den Montag, und noch viel weniger. Es liege den Leuten an Beybehaltung des Sonntags gar zu viel. Die Hälfte von den vornehmen Leuten werde krank werden, wenn kein Sonntag mehr wäre, weil man an keinem Tage mit mehrerer Bequemlichkeit Pillen einnehmen könnte, als am Sonntage. Unſer Frauenzimmer verlöre gar zu viel, wenn man ihnen den Sonntag entzöge, weil ſie an dieſem Tage am beſten ſich putzen, am bequemſten mit einander plaudern, und den Anzug einer ganzen Gemeine, welche ſie ſonſt nur ſtückweiſe richteten, beurtheilen, und am ſanfteſten ſchlafen könnten. Ein groſſer Theil der Stadt, welcher die Woche über nur im Verborgenen müßig gehen müßte, hätte an dieſem Tage die chriſtliche Gewiſſensfreyheit, es öffentlich zu thun, und thäte es mit Vergnügen, weil dieſes der einzige weſentliche Umſtand ihrer Religion wäre, durch welchen ſie ſich von den blinden Heiden unterſchieden, daß ſie an dieſem Tage

müßig

müßig giengen. Sollte meine Absicht etwan diese seyn, den Leuten die Feyer des Sonntags nach dem Exempel unsrer ungesitteten Vorfahren anzupreisen: so möchte ich es nur selbst verlegen, oder es dem Wäisenhause in Halle geben; denn bey uns würde sich so gar der Setzer ein Gewissen daraus machen, dergleichen oft aufgewärmtes Gewäsche zu drucken. Was ich mit der Ehrlichkeit haben wollte, das verstünden sie gar nicht, und liessen sich auch nicht darauf ein, weil sie sich nicht getrauten, so viel damit zu verdienen, als Papier und Druckerlohn betragen würden.

Das waren ohngefähr die Antworten, welche mir fast in allen Buchläden gegeben wurden, als ich mit meinem kostbaren Werke hausiren gieng. Ich verlangte nicht einmal etwas für meine Arbeit; aber auch umsonst, welches fast unglaublich ist, wollte es kein Verleger annehmen. Ein einziger unter ihnen war noch so billig, und bot mir zur Vergeltung Scribers Seelenschatz an, wofern ich den Vorschuß auf meine Gefahr thun, zwey hundert Exemplare für baares Geld annehmen, für die zweyte Auflage nichts verlangen, und für alle Verantwortung stehen wollte.

So empfindlich mir damals diese abschläglichen Antworten fielen: so sehr erfreue ich mich itzo darüber. Ich habe die Welt seit dem viel besser kennen lernen. Noch auf dem Todbette würde ich mich über das Unrecht geängstigt haben, das ich meinem Vaterlande angethan hätte, und ich bekenne

itzo vor der ganzen Welt meine jugendliche Uebereilung, andern zum Exempel, welche eben so thöricht denken, als ich damals dachte. Die eifrigen Abhandlungen zur Vertheidigung des sechsten Gebots habe ich mit eignen Händen in den Camin geworfen, und sie verdienten eine dergleichen Strafe. Die einzige Deduction von dem unentbehrlichen Nutzen der Ehrlichkeit habe ich zu meiner eignen Warnung noch aufgehoben, damit ich mich in künftigen Zeiten daran spiegeln, und nicht wieder in die Versuchung fallen möge, etwas so kindisches zu schreiben. Man kann es als eine öffentliche Abbitte und Ehrenerklärung ansehen, und mir eben die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die jener heilige Heuchler verdiente, wenn ich meine gelehrten Jugendsünden auf eine anmuthige und lesenswürdige Art bekenne. Ich will bey dieser Gelegenheit etliche Stellen davon hier einrücken, und ich versichere meine Leser, daß ich über dieses voreilige Beginnen mehr Thränen vergossen habe, als nach meinem alten Wahne Betrüger in der Welt waren. Eine erstaunende Menge Thränen! Ich wiederhole es noch einmal, itzo bin ich ganz anders gesinnt; itzo weis ich, daß diese Welt die beste ist; itzo weis ich, daß niemand verdient, ein Schelm genannt zu werden, welcher es nicht selbst bekennt.

Nach diesem abgelegten Glaubensbekenntnisse will ich einige Stellen davon hier einrücken:

* * * * * * * * * * * * * * * *

* * * * * * * * und dieses wären also die

die wichtigsten Ursachen, warum ich der Meynung bin, daß man das sechste Gebot als ein Cärimonialgesetz ansehen, und es noch einige Zeit, bis sich die äußerlichen Umstände ändern, beybehalten möge.

Es wird freylich mehr Beredsamkeit erfodern, zu beweisen, daß die Ehrlichkeit unentbehrlich sey, und daß ihre Beybehaltung in unser ganzes Leben und in unsre oekonomische Glückseligkeit einen so merklichen Einfluß habe. Dennoch verzweifle ich nicht ganz an meinem Vorhaben, und ich schmeichle mir gewiß, da ein jeder nur auf seinen Nutzen sieht, so werde auch ein jedweder seines eignen Nutzens wegen meinen heilsamen Lehren und Vermahnungen Beyfall geben. Es betrifft hier nicht, wie bey den ersten Puncten, die Seligkeit eines Menschen. So viel bescheide ich mich wohl, daß ich von etwas wichtigerm handeln muß, wenn ich den Beyfall meiner Leser gewinnen will, und daß man mit jenem nur Kinder, und alte Weiber zu fürchten macht. Ich rede auch von etwas wichtigerm; ich rede von ihren zeitlichen Vortheilen, von der Vermehrung ihres Vermögens, von der Befestigung ihres Glücks, mit einem Worte, von allem dem, was uns in der Welt am nöthigsten, und vor allen Dingen, am liebsten ist; von dem rede ich. Wem dieses am Herzen liegt, und ich hoffe, es liege allen am Herzen, der höre auf mich. Durch mich, durch meine Vorstellungen, durch meine wohlgemeynten Bemühungen, soll er groß, soll er angesehen, soll er

glücklich werden. Ich verlange nicht zu viel von ihm. Ich will nur haben, daß er die Ehrlichkeit nicht als eine gleichgültige Sache ansehen, daß er den Ruhm eines ehrlichen Mannes nicht ganz verachten soll. Vielleicht scheint dieses Ansinnen noch vielen etwas zu hart, ich will mich näher erklären.

. . . . . .

Ich würde ihrer menschlichen Schwachheit zu viel zumuthen, wenn ich verlangen wollte, daß sie wirklich ehrlich seyn sollten. Es gehört die Ehrlichkeit unter diejenigen Tugenden, welche man wie die Gebeine der Heiligen anbetet, ohne den Heiligen selbst nachzuahmen. Ich sage schon sehr viel, daß ich dieses einräume, und ich meyne nur die mittlern Zeiten, in welchen man mit der Ehrlichkeit noch so viel Cärimonien machte. Itzo ist es freylich so weit gekommen, daß derjenige ein witziger Kopf heißt, der mit der Religion spottet, und niemand zu leben weis, welcher nicht über die Ehrlichkeit lacht. . . . . .

In allen Ständen, in allen Gesellschaften, wo ich hinsehe, finde ich Leute, welche mit der Ehrlichkeit ihren Scherz treiben, wie mit einer alten Mode, und welche noch sehr billig seyn wollen, wenn sie dieselbe noch denenjenigen zulassen, welche ihr Stand, oder ihr Alter nöthigen, sich an die alten Moden zu halten, und die, ohne eine lächerliche Eitelkeit zu begehen, es nicht wagen dürfen, die neuen Moden nachzumachen. . . . . .

Hierinnen geht man zu weit! Man schadet sich selbst! Da ich so billig bin, und unmögliche Sachen

chen von ihnen nicht verlange; da ich ihnen nicht zumuthe, ehrlich zu werden, sondern nur haben will, daß sie ehrlich scheinen mögen: so kann ich dieses als ein Recht von ihnen verlangen. Nicht meinetwegen verlange ich dieses. Nein, ihres eigenen Nutzens wegen wünsche ich es. Man verspotte die Ehrlichkeit nur nicht öffentlich; nur öffentlich schäme man sich nicht des Namens eines ehrlichen Mannes! Dieses verlange ich. Mehr nicht! Man mache es mit der Ehrlichkeit, wie es ein wohlgezogner Jüngling mit einem ehrwürdigen Alten macht, wenn er ihm begegnet. Er grüßt ihn, ohne sich viel um ihn zu bekümmern. Aber er grüßt ihn, um nicht ungesittet zu scheinen. Nur darum bitte ich! Bitte ich wohl zu viel? Die Ehrlichkeit ist alt genug, sie ist ehrwürdig genug, daß wir ihr einige äußerliche Höflichkeiten erzeigen. Freylich ist sie zu alt, und zu mürrisch, als daß wir ihren täglichen Umgang, und eine nähere Bekanntschaft mit ihr wünschen sollten. Das ist meine Absicht gar nicht. Ein jeder ist sich selbst so viel schuldig, daß er den äußerlichen Wohlstand in Acht nehme, daß er auf diesem Theater die Maske eines ehrlichen Mannes vor das Gesicht halte, daß er nicht öffentlich mit der Ehrlichkeit spotte. Verlange ich denn etwas, das unbillig ist, oder das uns zu schwer fallen sollte? Uns, die wir von Natur zur Verstellung so sehr geneigt sind? Da ich, wie ich hoffe, meinen Lesern deutlich genug erklärt habe, wie wenig ich ihnen zumuthe, und wie billig das ist, was ich

von

von ihnen bitte: ſo will ich auch mit wenigem zeigen, wie groß der Vortheil iſt, den ſie zu erwarten haben, wenn ſie meinem Rathe folgen.

Allen Ständen, Leuten, die es am wenigſten glauben, Leuten, die von der Betrügerey leben, dieſen iſt die Ehrlichkeit, oder welches einerley iſt, der Schein der Ehrlichkeit am unentbehrlichſten.

Ich will mit meinen Beweiſen bey den Richtern und Advocaten anfangen. Von denen rede ich nicht, welche wirklich ehrlich ſind, und es giebt deren noch verſchiedne unter ihnen. Da dieſe die Ehrlichkeit gar zu hoch treiben, und lieber bey einem redlichen Gewiſſen verhungern, als bey einem angenommenen Scheine der Ehrlichkeit groß und reich werden wollen; ſo haben ſie meiner Ermahnungen nicht nöthig. Ich rede nur von dem großen Haufen.

Wer ſich auf die Phyſionomie verſteht, dem rathe ich, des Mittags von eilf bis zwölf Uhr vor unſere Gerichtsbänke zu gehen. Hier wird er einen Trupp Männer finden, welche alle Prieſter der Gerechtigkeit heißen, und worunter doch viele ſind, welchen man an ihren hungrigen Mienen anſieht, daß ſie nur da ſtehen, um die armen Clienten zu wegelagern, und der gedruckten Unſchuld aufzulauern. Sie ſind ſo wenig beſorgt, ihre Abſichten zu verbergen, daß man ihnen den Galgen an der Stirne anſieht, von dem

dem ſie andere retten wollen. In allen ihren Schriften, in ihrem mündlichen Verfahren, von dem Provocationsſatze an bis auf die Liquidationes, findet man vielmals nicht den geringſten Schein der Redlichkeit. Wie wenig meynen ſie es mit ſich ſelbſt gut! Wie viel glücklicher würden ſie bey ihrer Prari ſeyn, wenn ſie ſich angewöhnen könnten, wenigſtens von außen ehrlich zu ſcheinen! Das Erſte, was ſie ihren Clienten fragen, iſt gemeiniglich dieſes, ob er ſchwören könne? ob er Geld habe? Wie viele werden dadurch abgeſchreckt, welche noch einiges Gewiſſen, und wenig Geld haben? Würden ſie nicht viel weiter kommen, wenn ſie mehrere Gleichgültigkeit für ihren eignen Nutzen blicken lieſſen; wenn ſie thäten, als wollten ſie ſich der gerechten Sache ihrer Clienten nur darum annehmen, weil ihre Sache die gerechte Sache wäre; wenn ſie wider die Bevortheilung des Gegenparts, wider die Sportelſucht des Advocaten, wider die vortheilhafte Langwierigkeit der Proceſſe eiferten! Ihre Clienten würden bey dieſen einſchmeichelnden Reden betäubt werden, und mit Vergnügen den Beutel offen halten, um dieſen wackern Rechtsgelehrten, dieſen Vater der Wittwen und Waiſen, für ſeine redlichen Abſichten tarmäßig zu bezahlen: Da im Gegentheile bey vielen ihre Unverſchämtheit, ihre ſo wenig verſtellte Begierde nach Gelde, die traurige Urſache iſt, daß ein nur einigermaßen vorſichtiger Client ſich ſcheuet, den Weg Rechtens zu ergreifen, und ſich lieber mit Schaden vergleichen, als mit ſeinem völligen Untergange den Proceß gewinnen will.

Dieſe

Dieſe Weisheit, ich will es nur geſtehen, habe ich nicht von mir ſelbſt. Sie gründet ſich auf die Erfahrung eines meiner Freunde, welcher weit ehrlicher ausſieht, als er iſt, und er befindet ſich ungemein wohl dabey. = = = = = = =

Die Richter, denn die Richter ſind auch Menſchen, würden durch den angenommenen Schein der Ehrlichkeit viel leichter zu hintergehen ſeyn, und bewogen werden, ein gutes Urtheil zu ſprechen, an ſtatt daß ſie, um den Vorwurf zu vermeiden, der Ungerechtigkeit ablegen müſſen, von welcher viele von ihnen außerdem ſo gar abgeſagte Feinde nicht ſind. Sie ſind ſchon etwas behutſamer. Bey einer gerechtigkeitliebenden Miene ſind ſie immer im Stande, alles, was ſie ſagen, von Rechtswegen zu ſagen, und ſie ſind in der Kunſt, ſich zu verſtellen, ſo geſetzt, daß ſie auch in dreyßig Jahren noch, denn ſo lange währt gemeiniglich der geringſte Proceß, eben die ehrliche Miene beybehalten, welche ſie gleich Anfangs machten, als der Krieg Rechtens befeſtigt ward. Ich finde um deßwillen bey den Richtern wenig zu erinnern, und es ſind nur einige, welche ſich ſo unvorſichtig bezeigen, daß man es ihnen gleich an dem Maule anſehen kann, daß ſie mit den Advocaten einſtimmig geworden ſind, ſich in die Beute zu theilen. Dieſe wenigen werden ſich ohne mein weiteres Erinnern an dem Exempel anderer erbauen, und vorſichtiger werden, damit ſie, obſchon nicht ehrlich, doch reich werden mögen. = = = =

Auf der Börſe, (man wird mich vielleicht auslachen, daß ich ſo etwas behaupte, aber es ſey drum!) auf der Börſe, ſage ich, iſt die Ehrlichkeit beynahe unentbehrlicher, als irgendswo. ꝛ ꝛ ꝛ Was ich hier ſage, iſt freylich kein allgemeiner Satz. ꝛ ꝛ ꝛ ꝛ ꝛ ꝛ ꝛ ꝛ ꝛ ꝛ ꝛ ꝛ ꝛ ꝛ

Man darf nur eine Stunde lang in einer ſolchen Geſellſchaft ſeyn, ſo wird man von dem, was ich behaupte, überzeugt werden. Mir iſt es ſo gegangen. Ich war vor einiger Zeit an einem Orte, wo verſchiedne zuſammen kamen, von denen man mich verſicherte, daß ſie angeſehene Kaufleute wären. Sie traten mit einer rechnenden Miene und einem ſo zerſtreueten Geſichte in das Zimmer, daß ich mir, ehe ich wußte, wer ſie wären, nichts gutes zu ihnen verſahe. Ich nahm meine Börſe in Acht, und verbarg meine Uhr, weil ich ſie für Leute hielt, welche auf dergleichen Sachen ihre Abſicht haben. Ich fand mich, zu meinem Vergnügen, in meiner Furcht betrogen. Ein Glas Wein machte ſie offenherzig. Der eine erzählte, wie viel er bey einem unmündigen Verſchwender gewonnen habe, dem er auf die Verſicherung, daß ſein reicher Vater nicht lange mehr leben könne, ein anſehnliches Capital zu ſeinem nothdürftigen Plaiſir, wie er es nennte, theils im baaren Gelde, theils an verſchiednen Waaren, und theils an altem doch ganz brauchbarem Hausgeräthe vorgeſchoſſen habe. Ein andrer zog eine Bilance vor, nach wel-

welcher er dreyßig Procent gewinnen könnte, wenn er auf künftige Meſſe Bankerutt machte, wobey er verſicherte, daß keiner von den Anweſenden, noch von ihren Correſpondenten, ſondern nur einige Mündel, einige abgelebte Wittwen, die das Geld ohnedem nicht zu genießen wüßten, drey bis vier Geiſtliche, und etliche benachbarte von Adel Einbuße haben ſollten. Noch ein andrer erzählte den Profit, den er mit Caſſenſcheinen gemacht, welche er einigen abgedrungen, die Wechſelzahlung gehabt hätten. Weil ſich dieſer unter die Gelehrten rechnet, und in der That noch etwas mehr verſteht, als einen Frachtzeddel zu ſchreiben: ſo las er uns den Plan einer Abhandlung vor, in welcher er aus dem Lichte der Vernunft erwieſen, und mit Exempeln beſtätigt hatte, daß man ſo viel Procent nehmen dürfe, als man bekommen könne. Statt einer Vorrede waren die Vortheile ausgeführt, deren man ſich bedienen kann, wenn man ohne Beunruhigung ſeines Gewiſſens, einen Wechſel abſchwören wolle. Den Schluß machte ein weitläuftiges Verzeichniß aller möglichen Unglücksfälle, die ein jeder zu ſeinem Behuf anziehen könne, welcher einen ehrlichen Bankerutt, ſich und ſeiner Frau zum Beſten, machen wolle. Ich freue mich, wenn das Werkchen wird zu Stande kommen. Der geſchickte Herr Verfaſſer wird es ſelbſt verlegen, und er hat ausgerechnet, daß er wenigſtens dreytauſend vierhundert und ſechs und funfzig Exemplare vertreiben wolle, wenn ſich ein jeder von ſeinen Freunden, welcher

ſich

ſich eines oder des andern dieſer glücklichen Handgriffe mit gutem Vortheil bediente, ein Exemplar davon an ſich zu kaufen, entſchließen ſollte. Ich weis nicht, wie es kam, daß er mich für einen holländiſchen Juden anſahe. Meine Miene, welche freylich die vortheilhafteſte eben nicht iſt, mochte ihn betrogen haben. Ohne weiter zu fragen, ob ich wirklich ein holländiſcher Jude ſey, bat er mich, ſo viel Exemplare, als ich könnte, unter meine Freunde zu vertheilen. Er verſprach mir drey Groſchen vom Gulden Rabatt, und verſicherte mich, daß ich binnen Jahr und Tag mit leichter Mühe fünf hundert Gulden dadurch verdienen könnte. Zu meiner Aufmunterung geſtund er mir im Vertrauen, daß er noch ein Werk unter der Feder habe, welches den Titel führe: Praktiſche Anweiſung, wie die Handelsbücher geſchickt zu verfälſchen wären, und worinnen der wahre Nutzen gezeigt würde, den eine Handlung habe, wenn zweyerley Handelsbücher geführet würden. Er machte mir die Schmeicheley, daß er gewiß glaubte, ich würde ſehr geſchickt ſeyn, ihm bey Verfertigung dieſes Buchs beyzuſtehen, und bat mich ſehr verbindlich darum. Ich ſahe mich genöthigt, ihm zu bekennen, daß ich kein Kaufmann, am wenigſten ein holländiſcher Jude, wäre. Er, und die ganze Geſellſchaft erſchraken darüber, und ich merkte, daß ihre unvorſichtige Offenherzigkeit ſie gereute. Sie drehten ihr Geſpräche, ſo viel als möglich war, ab, und redeten von gleichgültigen Dingen, von den verfallnen Münzſorten, von den

ſchweren Impoſten, und von den verderbten Zeiten.

Damit ich zeige, wie gerecht ich in meinen Urtheilen bin, ſo muß ich hier öffentlich bekennen, daß nur wenige ſind, welche den Mangel ihrer Ehrlichkeit auf eine ſo ausnehmende Art bloß geben. Die meiſten bekennen durch ihre täglichen Handlungen das, was jene mit dem Munde bey einer trunkenen Vertraulichkeit geſtunden. Welche von beiden die ehrlichſten ſind, kann ich nicht wohl entſcheiden.

Anderweite Fortsetzung.

Alte Liebe rostet nicht.

Wer nicht die eigentliche Bedeutung einer jeden Sylbe von diesem Sprüchworte genau bestimmt, dem wird es eben so gehen, wie es mir eine lange Zeit gegangen ist. Er wird sich wundern, daß man hat einen Satz zum Sprüchworte machen können, dem die Erfahrung alle Tage widerspricht. Sind wohl unter zehen Ehen fünfe, wo die alte Liebe nicht gerostet ist? Und auch unter diesen fünfen sind wenigstens drey, wo die Liebe noch nicht gar zu alt ist.

Diese anscheinenden Widersprüche werden wegfallen, wenn man diese Wahrheiten annimmt, daß eine Liebe von vier Wochen schon eine alte Liebe, und im Ehestande ein Jahr schon eine Ewigkeit ist. Setze ich dieses zum voraus, so wird man, wie ich hoffe, noch hin und wieder Exempel finden, wo eine alte Liebe von vier Wochen, und eine ewige Liebe von einem Jahre noch nicht gerostet sind. Freylich darf man die Sache nicht höher treiben; aber das ist auch die Absicht unsers Sprüchworts nicht.

Man wird solches noch allgemeiner machen können, wenn man es nicht von der Liebe verhei-

ratheter Personen versteht. In der That glaube ich auch, daß es wider die wahre Bedeutung des Wortes, und wider den Sprachgebrauch ist, wenn man die Liebe auf diese Art verstehen will. Für den Ehestand gehört **Pflicht**, und für unverheirathete Personen **Liebe**.

Es wäre eine große Uebereilung von meinen Lesern, wenn sie glaubten, daß ich diee Einschränkung bloß aus einem misvergnügtan Andenken wagte, welches bey mir von einer übelgewählten, und unglücklichen Ehe herkomme. Es ist vorbey, und ich habe meiner Frau alle Beleidigungen vergeben, da sie so billig gewesen, und gestorben ist. Ich habe nicht nöthig, mich weiter zu entschuldigen. Der allgemeine Gebrauch unrer Sprache ist für mich die beste Entschuldigung. Ich will nur noch ein paar Exempel anführen.

Vor Liebe sterben: Von wen sagt man das, als von jungen Personen, die sich noch nicht verheirathet haben? **Ein verliebtes Paar**: Sind das Mann und Frau? **Eine ewige Liebe zuschwören**: Thut man das nicht vor der Verbindung? **Die Liebe ist blind**; gewiß nicht in der Ehe, denn alsdenn sieht eines des andern Fehler nur gar zu genau. **Er schmachtet vor Liebe.** Wer? der Mann? Ja wohl der Mann; aber vor Liebe zum Kammermädchen. Das laß ich gelten! Und die gnädige Frau? die ist **rasend verliebt** = = = = = in den Heyducken.

Tau-

Tauſend Redensarten wollte ich anführen, wo das Wort **Liebe** nur von unverheiratheten, niemals von verehlichten Perſonen, oder in dieſem Falle nur poetiſch und metaphoriſch gebraucht wird. Wenn man dieſes einräumt, ſo iſt unſer Sprüchwort gerettet, und es bleibt allemal wahr, daß alte Liebe gegen Perſonen, die ſich nicht verheirathet haben, niemals roſtet.

Aber auch bey verehlichten Perſonen findet es ſeinen Platz, wenn die Liebe von andern Sachen, als von der Frau oder dem Manne verſtanden wird. Mein reicher Nachbar, ein Mann, der niemals denkt, als wenn er Geld zählt, hat ſeine Frau nur aus Liebe zu ihrem Vermögen geheirathet. Dieſe Liebe dauert nunmehr ins vierzigſte Jahr, und roſtet nicht, ſo alt ſie auch iſt. Er liebäugelt gegen das Geld ſeiner Frau noch eben ſo zärtlich, als er es im erſten Jahre that. Seine Frau iſt vergeſſen; ſchon vor neun und dreyßig Jahren vergeſſen. Er würde ſich gar nicht mehr darauf beſinnen, daß ſie ſeine Frau wäre, wofern ſie ihn nicht alle Tage durch ihr eigenſinniges Zanken daran erinnerte.

Macht es Climene beſſer? Sie liebt. Ihren Mann? Nichts weniger. Sie liebt die Pracht, welche ſie, in Anſehung des Ranges, führen darf, den ihr Mann bekleidet. Sie heirathete; nicht ihn, denn ſie hatte bey aller Eitelkeit doch zu viel Geſchmack, einen Mann zu heirathen, den die vor-

vornehmen Ausschweifungen seiner Jugend ekelhaft gemacht hatten. Sie heirathete seinen Wagen mit sechs Pferden, und sechs Bedienten. Diese Pracht liebt sie noch itzt so sehr, als in der ersten Woche ihrer Vermählung. Ihr Mann, das hochgeborne Vieh, folgt den gewohnten Ausschweifungen nach, und ist viel zu galant, als daß er seine Frau ein einziges mal daran erinnern sollte, daß er ihr Mann sey. Climene haßt ihren Mann, und liebt seine Equipage. Eine Liebe, die gewiß nicht eher rosten wird, als bis man ihren stolzen Rest auf einem prächtigen Trauerwagen zur Ruhe bringen wird!

In diesem Verstande will ich wohl glauben, daß alte Liebe auch bey verheiratheten Personen nicht rosten wird.

Wider den Rost der Liebe zwischen verehlichten Personen ist ein abwechselnder Zank ein bewährtes Mittel. Durch eine beständige Aussöhnung wird die Liebe immer neu. Eheleute, die sich die Fehler nicht sagen, welche sie an einander wahrnehmen, nähren, bey dieser verstellten Zurückhaltung, beständig einen Groll, welcher die Liebe nicht aufkommen läßt. Aber ein werthes Paar, das sich aus voller Lunge zankt, und sich die Fehler ohne Verschonung vorwirft; das ist immer geneigt, sich bald zu versöhnen. Nun ist ihnen das Herz leicht. Sie haben beide ihre Fehler erfahren; sie sind vom Zanken ermüdet, sie schweigen beide stille. Der Mann, welcher mit zornigen

gen Schritten in dem Zimmer auf und ab gieng, ſieht ſeine ſchöne Hälfte in einem Winkel bittre Thränen vergießen. Er iſt zwar das Haupt, und hat ein Recht zur Herrſchaft, welches ihm Schrift und Geſetze geben; aber ein paar weibliche Thränen ſchwemmen dieſes ganze prächtige Gebäude der Herrſchaft vom Grunde weg. Er bleibt vor ihr ſtehen; mein Kind, ſagt er: aber ſie bleibt ſtumm, und nunmehr verdoppeln ſich ihre Thränen, da ſie die Reue ihres Mannes merkt. Er naht ſich ihr, und nimmt ihre beleidigte Hand, die ſich trotzig zurücke zieht. = = = = Aber mein Engel! und er bemächtigt ſich mit einer zärtlichen Gewalt dieſer rebelliſchen Hand. Nun verdoppelt ſich das Schluchzen. Der Mann ſoll es empfinden, wie ſehr ſeine unſchuldige Frau beleidigt worden iſt; denn eine Frau, die ſich mit ihrem Manne zankt, iſt allemal unſchuldig. Er ſetzt ſich neben ſie; ſie weint noch. Er ſchlägt ſeinen Arm ganz bußfertig um ihren Hals; ſie ſieht ihn mit einem Blicke an, der Vergebung hoffen läßt. Er küßt ihre Hand, und ſie ſeufzet. Er küßt ihren Mund, und die Thränen vertrocknen. Sie küßt ihn wieder; doch, mitten unter dem Küſſen, murrt ſie noch zärtlich über das erlittene Unrecht. Er weis ſie ganz zu beruhigen. Und nun wundern ſie ſich beide, wie es möglich geweſen, daß ſie ſich über eine ſolche Kleinigkeit haben zanken können. Sie lieben ſich beide ſo empfindlich, als in den erſten vier und zwanzig Stunden ihrer Ehe. Nun ſchwören ſie einander zu, ſich ewig und ohne Verdruß

druß zu lieben: Und zanken ſich doch in den nächſten vier und zwanzig Stunden noch einmal, verſöhnen ſich auf eben dieſe Art noch einmal, und ſchwören noch einmal. Auf dieſe Art bleibt ihre Liebe immer neu; ſie kann nicht roſten, denn ſie fangen alle vier und zwanzig Stunden vom neuen an, ſich zu lieben. Ein ſolcher Zank iſt in der Ehe, wie ein fruchtbares Gewitter im Sommer.

Vielleicht wundert man ſich, warum ich dieſes Bild ſo ſorgfaltig ausgemalt habe? Es iſt eine Schmeicheley, die ich meinem Wirthe ſchuldig bin, welcher auf dergleichen Art übermorgen fünf und zwanzig Jahre im Eheſtande lebt. Er und ſeine Frau lieben ſich ſo herzlich, wie die Kinder; ſie zanken ſich aber auch ſo. Vierzehen Jahre hat er ſich mit ihr gezankt, zwölf Jahre mit ihr ausgeſöhnt, und ein Jahr ungefähr rechnet er auf die Zeit, wo ſie beide geſchmollt haben. Dieſe beſtändige Abwechſelung hat ihm ſeinen Eheſtand ſo neu gemacht, daß er ſeine Frau noch dieſe Stunde nicht überdrüßig iſt. Er liebt ſie vom ganzen Herzen; und ſollte ſie ſterben = = = ich wünſche es dem ehrlichen Manne nicht = = = aber ſollte der Himmel über ſie gebieten: er würde untröſtbar, ganz untröſtbar, ſeyn. Wenigſtens in den erſten vier Wochen würde er nicht heirathen.

Ich habe oben geſagt, daß die Liebe, welche nicht roſtet, vornehmlich nur von der Liebe unverheiratheter Perſonen zu verſtehen ſey. Mich dünkt,

dünkt, ich habe diese Wahrheit schon deutlich genug erwiesen, aber zum Ueberflusse will ich noch ein paar Geschichte erzählen, welche sie ganz unumstößlich machen sollen.

Meine alten Landsleute, die Spanier, sind wohl unstreitig diejenigen, die bey ihrer ernsthaften Liebe am beständigsten lieben. In Buentara, einem Städtchen am pyrenäischen Gebürge, lebten, unter der Regierung Ferdinands, zwo junge Personen, die sich schon im ersten Jahre zwar kindisch, doch vorzüglich liebten. Diego und Isabelle waren ihre Namen. Beide waren die einzigen Erben ziemlich reicher Kaufleute. Die Aeltern schienen mit dem vertrauten Umgange ihrer Kinder sehr wohl zufrieden zu seyn. Die Liebe macht vor den Jahren verständig und alt; daher kam es, daß unser junges Paar schon in denen Jahren, wo andre Kinder noch nicht aufhören zu spielen, sich ernsthaft liebten, und eine ewige Treue schwuren. Der junge Diego saß halbe Nächte unter dem Erker seiner Gebieterinn, und kratzte ihr, nach der Gewohnheit des Landes, auf der Cither seine Liebe vor. Dieses Vergnügen dauerte nicht lange. Ein unglücklicher Zufall machte, daß sein Vater auf einmal sein ganzes Vermögen und seine Freyheit verlor. Isabellen rührte dieser Umstand nicht mehr, als sie das Unglück eines Freundes rühren mußte. In ihrer Liebe machte es keine Aenderung; und weil sie großmüthig genug war, so gab sie ihrer Mutter

zu verſtehen, daß ſie nunmehr durch Beſchleunigung der Heirath die beſte Gelegenheit habe, dem Diego zu zeigen, wie uneigennützig ihre Liebe ſey. Der Vater, ein vollkommener Kaufmann, war ganz andrer Meynung. Er rechnete nach, und fand, daß Diego nicht liebenswürdig genug ſey. Seine Tochter zwang er, einen reichen Wittwer zu heirathen, deſſen kränklicher Körper alle Hoffnung machte, daß er bald ſterben würde. Der unglückliche Diego hatte das Verſprechen der Aeltern, und das Herz der Iſabelle vor ſich; aber er war zu arm, als daß der Richter ſeine Anſprüche hätte billig finden ſollen. Es war ihm unmöglich, länger an dieſem Orte zu leben. Er floh in ſeinem achzehnten Jahre aus ſeinem Vaterlande; und Iſabelle, die nur ihr ſechzehntes Jahr erreicht hatte, war bey einem ſehr zärtlichen Abſchiede zu tugendhaft, ihm etwas mehrers zu erlauben, als die Hoffnung, daß ſie ihn ewig lieben werde. Diego ſuchte, nach den Regeln der ſpaniſchen Romane, ſeinen Tod im Kriege. Dieſen fand er nicht; aber dafür eine traurige Gefangenſchaft, welche ihn hinderte, ſeiner Freundinn Nachricht von ihm zu geben. Iſabellens unglückliche Ehe dauerte nicht länger als acht Jahre, da ihr eiferſüchtiger Tyrann ſtarb, und ihr das Andenken vieler misvergnügter Stunden, zugleich aber auch ein anſehnliches Vermögen verließ, welches durch den Tod ihres Vaters um die Hälfte vermehrt ward. Nun war ſie Herr von ihren Schätzen, und ihrer Hand. Sie ſuchte ihren

Diego;

Diego; aber es war unmöglich, einige Nachricht von ihm zu erlangen. Zehen Jahre lang erwartete sie seine Rückkunft, nach dem Beyspiele einer zärtlichen Penelope; welche Geschichte aber so sonderbar ist, daß nicht einmal die Dichter das Herz gehabt haben, sie für etwas anders, als für eine Fabel, auszugeben. Endlich bekam Isabelle die schreckliche Nachricht, daß ihr Diego schon vor funfzehen Jahren in einem unglücklichen Treffen geblieben sey. Sie weihte seinem Andenken die redlichsten Thränen, legte seinetwegen öffentliche Trauer an, und ließ sich sodann das Zureden ihrer Freunde bewegen, sich wieder zu verheirathen. Inzwischen hatte Diego das Glück gehabt, aus seiner Gefangenschaft zu entkommen. Er erfuhr in Barcelona, daß Isabellens Tyrann gestorben, und ihre Hand noch frey sey. Er flog nach Buentara, und der Unglückliche vernahm, daß seine Geliebte, nur vor einigen Wochen eine neue Wahl getroffen habe; aber zugleich erfuhr er auch, zu seiner großen Beruhigung, mit wie viel Sehnsucht Isabelle seine Rückkunft erwartet, und sich zur neuen Heirath eher nicht entschlossen habe, bis man ihr seinen Tod versichert. Er wagte es nicht, sie zu sprechen; denn er hörte, ihr Mann sey so eifersüchtig, daß man selbst in Spanien seine Eifersucht tadelte. Er gab ihr schriftlich die Versicherung von seiner alten unverrosteten Liebe; und eben dergleichen Versicherung erhielt er von ihr. Er ließ ihr bey seinem Abschiede wissen, daß er in die amerikanischen Colonien gehen würde, sein

Glück

Glück durch den Handel zu versuchen. Isabelle war untröstbar. Diego fand in Amerika sein Glück, und gelangte durch eine Heirath zu grossen Schätzen. Er lebte mit seiner Frau sehr zufrieden, und wußte an ihr nichts zu tadeln, als daß sie nicht Isabelle war. Diese hatte sechs Jahre unter der Tyranney ihres Eifersüchtigen geseufzet, und ihr Unglück alsdenn doppelt empfunden, wenn es ihr einfiel, daß es ihre eigne Wahl gewesen, und daß sie mit ihrem Diego hätte glücklich leben können, wenn sie nur noch einen Monat mit dieser Wahl angestanden. Der Tod war zum zweytenmale so gefällig, sie aus diesem Joche zu reissen. So bald die Zeit vorbey war, welche, nicht die Liebe, sondern der Wohlstand zur Trauer erfoderte; so gab sie sich Mühe, zu erfahren, ob Diego lebe. Sie erfuhr gar bald, daß er in Mexiko sey. Man wußte nichts von seiner Heirath; und vor heftiger Liebe vergaß sie, sich darnach genauer zu erkundigen. Eben diese Liebe verhinderte sie, auf den Zweifel zu fallen, ob sie wohl ihrem Diego im vierzigsten Jahre noch eben so reizend seyn werde, als sie es im sechzehenten gewesen war. Sie eilte von den Füßen der pyrenäischen Gebürge nach Mexiko, in Begleitung eines ihrer nahen Verwandten, der ein Kaufmann war. Sie kam gesund an, und war trunken von zärtlicher Hoffnung, daß sie wenigstens nunmehro die Glückliche werden würde, welche sie seit dreyßig Jahren zu seyn gewünscht. Eben war sie im Begriffe, ans Land zu steigen, als sie ihren Diego an dem Ufer gehen

sah,

ſah, um deſſen Arm ſich ein Frauenzimmer ſehr vertraulich geſchlungen hatte. Sie glaubte zu träumen; die Kniee zitterten ihr, und ſie fiel in die Arme ihres Vetters zurück. Ohnmächtig? Ja freylich! Was wäre das für ein Roman, wo die Heldinn nicht wenigſtens einmal ohnmächtig würde? Endlich erhohlte ſie ſich; ſie klagte ihr Unglück ihrem Vetter, dem die Urſachen dieſer verliebten Wallfahrt nicht ganz unbekannt waren. Der Schluß ward gefaßt, daß ſie ſich verborgen halten, und mit dem nächſten Schiffe nach Cadir zurück gehen ſolle. Es geſchah dieſes nach wenigen Tagen, die ſie anwandte, von dem Glücke ihres angebeteten Freundes genaue Erkundigung einzuziehen. Sie hielt ſich während derſelben ſehr ſorgfältig verborgen; und er hatte keine Vermuthung, daß ihm diejenige Perſon ſo nahe ſey, welche vielleicht allein vermögend geweſen wäre, ſo viel bey ihm auszuwirken, daß ihn die getroffene Verbindung mit ſeiner liebenswürdigen Frau gereuet hätte. So großmüthig war Iſabelle, ihrem Diego eine Unruhe zu erſparen. Sie blieb in Cadir, in dem Hauſe ihres Verwandten. Sie that dieſes, um demjenigen näher zu ſeyn, der ihr Herz hatte: So würde ich ſagen, wenn ich einen förmlichen Roman ſchriebe. Aber weil ich den nicht ſchreibe, ſo will ich aufrichtig geſtehen, daß ich es nicht weis, warum ſie es that. Hier brachte ſie dreyzehen Jahre in einer todten Einſamkeit, unter den zärtlichſten Seufzern nach ihrem Diego, zu. Ihr Verwandter gab ihr mit jedem Schiffe Nachricht,

richt, daß er geſund und vergnügt lebe; Sie freute ſich über ſein Glück, und vergoß ſtille Zähren, daß nicht ſie dieſes Glück mit ihm theilen ſollte. Die beſtändig wiederholte Nachricht, daß die Frau des Diego geſund ſey, benahmen ihr alle Hoffnung, und brachten ſie auf die frommen Gedanken, in ein Kloſter zu gehen. Die Widerwärtigkeit, die ſie in der Welt ausgeſtanden hatte, und der Kummer, der ihr freundſchaftliches Herz nagte, machten ihr dieſen Einfall angenehm und ernſtlich. Der Geiſtliche, dem ſie die Sorge für ihre Seele anvertraut hatte, ermunterte ſie noch mehr dazu, und freute ſich, daß er dem Himmel ein geheiligtes Opfer, und dem Kloſter eine reiche Wittwe zuführen ſollte. Binnen der Zeit hatte Diego ſo viel Reichthümer erworben, daß er, ob er ſchon ein Kaufmann war, doch glaubte, er habe genug. Er wünſchte ſich, ſolche in ſeinem Vaterlande ruhig zu genießen, und wer Luſt hat, Böſes zu denken, der kann glauben, daß er es auch darum wünſchte, um ſein Leben in der Geſellſchaft der unvergeßnen Iſabelle zu beſchließen. Er eröffnete ſein Vorhaben ſeiner Frau, und dieſe widerſprach ihm nicht; denn in der neuen Welt hatte man vor zweyhundert Jahren verſchiedne Exempel, daß die Weiber den Männern nicht widerſprachen. Sie begaben ſich beide zu Schiffe, und näherten ſich glücklich den Küſten von Spanien. Nun werden meine Leſer den Ausgang dieſer Geſchichte bald argwohnen können. Vielleicht ſind ſie für mich beſorgt, was ich mit ſeiner Frau anfangen will,

will, in deren Gesellschaft er nach seinem Vaterlande zurücke kehrte? Der Sache ist bald abzuhelfen. Sie sind noch hundert Meilen von Cadix entfernt. Vielleicht kömmt ein Sturm, vielleicht ein Seeräuber? Aber sie nähern sich der Küste glücklich; sie erblicken den gewünschten Hafen schon von ferne. Was soll ich mit der Frau anfangen? = = = = Gut; sie muß sterben! = = = = Diego, den der Anblick seines Vaterlandes vom neuen belebte, hatte in der letzten Nacht das unvermuthete Unglück, daß sein Weib, das er in der That mehr liebte, als ein Weib, in seinen Armen starb. Dieser Vorfall nöthigte ihn, einige Monate in Cadix zu bleiben. Er hörte in verschiednen Gesellschaften den Ruhm einer heiligen Isabelle, welche der Ueberfluß ihrer zeitlichen Güter nicht abhalten könne, den Ueberrest ihrer Jahre der Andacht und dem Kloster zu widmen. Die Neugier, und vielleicht ein unbekannter Trieb, bewegte ihn, diese fromme Heldinn kennen zu lernen. Er sahe sie, und er glaubte, er sähe die Mutter seiner angebeteten Isabelle. Sein Herz schlug ihm; er betrachtete sie genauer, und zitterte vor Freuden: denn er sahe, daß sie wirklich seine Isabelle war. Er näherte sich ihr mit bebenden Schritten, und redete sie stammelnd an. Isabelle nahm die Brille von ihrem ehrwürdigen Gesichte, und in dem Augenblicke sagten ihr das Herz, und die Augen, ihr Diego sey es. Sie sank vor = = = nein, das war zu viel. Verliebte Wittwen von sechs und funfzig Jahren sinken

ken nicht mehr in Ohnmacht. Sie blieb also stehen. Sie freute sich, ihn zu sehen, wie sich eine Schwester über die unerwartete Ankunft eines geliebten Bruders freuet. Sie erkundigte sich nach der Ursache seiner tiefen Trauer, und erfuhr eine Neuigkeit, bey der ihre Runzeln erröthteten. Diego wiederholte einige Tage hinter einander seinen Besuch. Er war frey. Isabelle hatte den Schritt noch nicht gethan, der sie genöthigt hätte, eine Gelübde zu halten, die ihr nunmehr gewiß eben so unerträglich würde gewesen seyn, als sie einem feurigen Kinde von funfzehn Jahren ist, welche der Geiz des Vaters und der Haß einer eigennützigen Stiefmutter dem Herrn opfert. Diego und Isabelle gestunden also einander, daß sie sich noch beide eben so liebten, wie vor vierzig Jahren. Nun war keine Hinderung weiter im Wege, welche sie abhalten konnte, ihre Liebe öffentlich zu gestehen. Sie reisten nach Buentara, und sahen einander noch eben so zärtlich an, als sie vor vierzig Jahren einander geküßt hatten. Wenn Diego recht jugendlich vergnügt seyn wollte, so setzte er sich mit seiner Cither unter eben den Erker, unter welchem er in seiner Jugend geseufzet hatte. Hier spielte er zu Ehren seiner Isabelle den horchenden Enkeln die rührenden Lieder vor, über welche ihre Großväter so oft eifersüchtig geworden waren. Sein Glück dauerte nicht lange; er starb, und hinterließ Isabellen, als eine Wittwe von ein und sechzig Jahren, welche über diesen Tod so untröstbar war, daß sie, wie man mich gewiß ver-

versichern wollen, sich nach seinem Tode niemals hat entschließen können, wieder zu heirathen. Ist wohl ein Beweis in der ganzen Welt stärker, als dieser, daß alte Liebe nicht rostet?

Ich habe meinen Lesern zum Beweis dieses Satzes noch ein Exempel versprochen. Es ist, wie ich hoffe, eben so erbaulich, wenn es gleich nicht so merkwürdig, und so weitläuftig ist.

Auf der hohen Schule zu Leyden habe ich dem Begräbnisse einer ehrwürdigen Jungfer beygewohnt, welche sich nicht eher, als im siebzigsten Jahre durch den Tod in einer Liebe hatte stören lassen, die sich in dem vierzehnten Jahre angefangen hatte. In diesem Jahre stund sie, da sie einen jungen Baron von gutem Hause kennen lernte, der sich in Leyden seiner Studien wegen aufhielt. Brigitta liebte ihn, so bald sie ihn sahe. Es war ihre erste Liebe, und die erste Liebe eines jungen Mädchens ist gemeiniglich so heftig, daß sie sich schwerlich verbergen läßt. Am wenigsten hatte sie in Willens, solche vor dem Baron zu verbergen. Diese jungen Herren verstehen sehr oft auf Universitäten die Sprache der Augen besser, als die Sprache des Lehrers. Der Baron glaubte, seine müßigen Stunden, und deren hatte er täglich vier und zwanzig, nicht besser anwenden zu können, als wenn er mit dem hübschen Bürgermädchen tändelte. Das arme Kind liebte ernsthafter. Sie schwur, ihn ewig zu lieben; Dem

Barone war es nichts neues, eben so zu schwören. Die leichtgläubige Brigitta war vor Vergnügen ganz außer sich. Aber die Zeit kam, wo der Baron nach Hause gehen mußte. Er verließ die Universität, schwur beym Abschiede noch hundertmal, und vergaß Brigitten. Diese Unglückliche hatte den Baron zu vertraut geliebt; die Folgen davon waren ihr und ihrer Familie beschwerlich. Im kurzen erfuhr sie, daß der Baron gleich nach seiner Zurückkunft geheirathet hatte. Diese Nachricht verdoppelte ihre Thränen; aber sie hörte nicht auf, ihn zu lieben, auch alsdenn, da sie ihn ganz ohne Hoffnung liebte. In dieser Einsamkeit waren zwanzig Jahre vorbey gegangen. Der Sohn ihres Meineidigen kam auf eben die hohe Schule, und fand Gelegenheit, Brigitten kennen zu lernen. Es giebt Gesichter, die so frisch sind, daß sie auch noch in ihrem vier und dreyßigsten Jahre einen jungen Menschen reizen können, der zum ersten mal in die Welt kömmt. Ja oft reizen sie mit bessern Erfolge, wenn ihre Annehmlichkeiten mit einer künstlichen Coqvetterie verbunden sind. Brigitta war entzückt, den Sohn desjenigen vor ihren Füssen zu sehen, den sie noch nicht vergessen hatte, und den sie nunmehr in seinem Sohne zu lieben glaubte. Sie liebte den jungen Baron, und liebte ihn so ernstlich, wie den Vater; doch mit dem Unterschiede, daß sie ihn allein schwören ließ, und selbst nicht schwur. Die Erfahrung hatte sie seit der Zeit gelehrt, daß ein Universitätsroman länger nicht, als höchstens drey Jahre, dauert. Itzt

sahe

ſahe ſie der Entwickelung ihres Romans ganz gelaſſen entgegen, und nutzte die kurze Zeit ſehr vorſichtig. Sie ließ ihn endlich aus ihren Armen, nicht mit der wilden Empfindung einer jungen Liebhaberinn, ſondern mit der ernſthaften Zärtlichkeit einer liebreichen Mutter, welche ihren Sohn von ſich läßt, ohne Hoffnung zu haben, ihn wieder zu ſehen. Die Thränen, die ſie bey dem Abſchiede vergoß, waren Thränen, welche ſie dem Andenken ſeines Vaters weihte. Der junge Baron machte es, wie ſein Vater. Er ſetzte ſich auf ſeine Güter, heirathete, und vergaß Brigitten, welche an ihn immer mit Vergnügen, und an ſeinen Vater nicht ohne Seufzer dachte. Unter einer bequemen Ruhe, die ſie bey ihrem anſehnlichen Vermögen ſich verſchaffen konnte, war ſie in ihr neun und funfzigſtes Jahr getreten, da ſie erfuhr, daß der Enkel ihres noch angebeteten Barons, und der Sohn ihres noch unvergeßnen Liebhabers auf die hohe Schule gekommen ſey. Es gieng ihr nahe, da man ihr zugleich die Nachricht gab, daß dieſe Familie durch verſchiednes Unglück in gänzlichen Verfall gekommen ſey. Dieſes war eine Urſache mehr, warum ſie verlangte, den jungen Baron kennen zu lernen. Sie wollte gegen ſich ſelbſt eine Liebe verbergen, die bey ihren Jahren lächerlich war: Sie beredete ſich alſo, es ſey nur ein freundſchaftliches Mitleiden, welches ſie dem Andenken ſeines Vaters und ſeines Großvaters ſchuldig ſey. Aber ſie betrog ſich ſelbſt. Es war die uralte Liebe zu ſeinem Großvater, und die alte

Liebe zu seinem Vater, daß sie die Freundschaft des Enkels suchte. Dieses unschuldige Kind war in seinem siebzehenten Jahre. Der Mangel nöthigte ihn, eingezogen, demüthig, und fleißig zu seyn. Brigitta machte sich diesen glücklichen Umstand zu Nutze. Sie wußte es durch ihre Freunde so einzurichten, daß der Baron die Zimmer von ihr miethete, und an ihrem Tische speiste. Der tägliche Umgang und die mütterliche Vorsorge der Brigitte wirkte bey dem unerfahrnen Baron eine gewisse Empfindung, die er Dankbarkeit nannte. Seine Versorgerinn hatte noch in ihrem neun und funfzigsten Jahre einigen Rest derjenigen Annehmlichkeit übrig, welche seinem Großvater so gefährlich gewesen war. Der tägliche Umgang mit ihr machte ihn gegen diesen Rest empfindlich. Mit einem Worte; ehe die drey Universitätsjahre völlig verflossen waren, so bewies Brigitta durch ihre Geschicklichkeit den wahren Satz, daß gemeiniglich junge Liebhaber ihre ersten Zärtlichkeiten in den Armen einer alten Buhlerinn verschwenden. Sie empfand in diesem angenehmen Augenblicke ein dreyfaches Vergnügen, da sie bey den Schmeicheleyen des Enkels sich mit einem male aller der Entzückungen erinnerte, welche sie in den Umarmungen des Vaters und des Großvaters genossen hatte. Damit meine Leser nicht die geringste Unwahrscheinlichkeit in dieser Geschichte finden, so muß ich erinnern, daß die Mutter der Brigitte keine frostige Niederländerinn, sondern von Caen war.

Werden meine Leſer nunmehr noch einen Augenblick zweifeln können, daß alte Liebe nicht roſtet?

Ehe ich ſchließe, will ich noch eine Anmerkung machen. Ich kenne Leute, welche glauben, daß die Liebe einer unverheiratheten Mannsperſon gegen ein verehlichtes Frauenzimmer die empfindlichſte und dauerhafteſte Liebe ſey. Die Urſachen, die man davon anführen wollen, ſind bekannt; man weis auch ſolche durch verſchiedne Exempel erheblich zu machen, da eine ſolche Liebe ſich erſt nach vielen Jahren mit dem Tode geendigt hat. Es kann ſeyn; und dennoch bin ich einer ganz andern Meynung. Die Provinz Grenada hatte in vorigen Zeiten verſchiedne beſondere Rechte, die ihren Urſprung noch von den barbariſchen Mauren haben mochten. Unter ſolchen war ein ſchreckliches Geſetz, welches dergleichen Liebe auf dieſe Art beſtrafte. Ward eine Frau oder ein Mann eines ſolchen Umganges überzeugt, ſo trennte man zuvörderſt die Ehe, nöthigte den ungetreuen Theil, diejenige Perſon, welche ſie wider die Geſetze geliebt hatte, ſo fort zu heirathen; und eine ſolche Ehe konnte nimmermehr wieder getrennt werden. Ich läugne es nicht, dieſe Gerechtigkeit iſt entſetzlich. Gegen dieſe ſind alle andre Strafen, ſo unnatürlich ſie auch zu ſeyn ſcheinen, doch nur ein Spiel. Man ſtelle ſich einmal eine unglückliche Mannsperſon vor, welche auf eine ſolche Art genöthigt wird, eine Frau auf ewig zu heirathen, die er nur wegen ihrer Laſter liebt. Hat dieſer

Umgang schon einige Zeit gedauert, so ist der ekelhafte Ueberdruß die natürlichste Folge; und itzt soll er gezwungen werden, seinen Ehestand mit eben dem Widerwillen anzufangen, mit dem ihn andre beschließen. Er kennt schon die Untreue seiner itzigen Frau: Hat er wohl den geringsten Grund zu glauben, daß sie ihm getreuer seyn werde? Er hat sie alle Vortheile gelehrt, ihren ersten Mann zu betrügen: nun wird sie diese wider ihn anwenden. Er weis dieses, und darf ihr nicht einmal Vorwürfe darüber machen, ohne sich selbst zu verdammen. Eine Eifersucht von dieser Art muß eine Hölle, und ihm desto schrecklicher seyn; denn er fühlt, daß er sie verdient hat. Ein jeder Blick von seinen Bekannten, ist für ihn eine Spötterey. Man flieht seinen Umgang, wie den Umgang eines Unglücklichen, der, wegen seiner Verbrechen, auf die Galeeren geschmiedet ist. Vielleicht wäre seine Strafe ihm nur halb empfindlich, wenn seine ungetreue Frau eben so sehr dadurch gezüchtiget würde: Aber er empfindet sie ganz allein, da diese sich ihren Ausschweifungen ohne die geringste Sorge überlassen darf. Denn nunmehr ist sie dafür sicher, wegen ihrer Untreue iemals von ihrem itzigen Manne getrennt zu werden, welchen die Gesetze ganz hülflos lassen, da er der erste gewesen ist, der sie gegen ihren vorigen Mann untreu gemacht hat.

Ich will nicht wünschen, daß dieses Gesetz auch unter uns deutschen Christen eingeführt werden möge. Was vor eine jämmerliche Verwüstung würde

dieses

dieſes unter unſrer galanten Jugend anrichten! Was vor Zerrüttungen würden daraus in den anſehnlichſten Familien entſtehen! Was vor unnatürliche Ehen würden daraus erwachſen; wenn Ihro Excellenz die Tochter des Verwalters, und der Kutſcher die gnädige Frau heirathen müßte! Deutſchland würde zur Hölle, die Hälfte der Häuſer würde zu Zuchthäuſern werden. Die traurigſten Proben davon habe ich bey verſchiednen Ehen geſehen, wo die Mannsperſonen, ohne einigen Zwang der Geſetze, die verwegne Uebereilung begangen haben, ſich mit derjenigen Frau zu verheirathen, welche ſie beym Leben des erſten Mannes zur Untreue verführt hatten. Nicht eine einzige iſt vergnügt geweſen. Der Mann war unter ihnen der Glücklichſte, der zuerſt ſtarb *.

Ich habe für nöthig angeſehen, mich hiebey etwas länger aufzuhalten, da dieſe Nachricht zu einem neuen Beweiſe dienen konnte, daß alte Liebe hauptſächlich nur bey unverheiratheten Perſonen nicht roſtet, bey dem Zwange der Ehe aber ſehr leicht verroſtet.

* Man ſieht wohl, daß Herr Anton Panßa dieſes in Weſtphalen geſchrieben hat. Wäre er in Sachſen geweſen; ſo würde er es mit mehrerer Einſchränkung behauptet haben: denn in Sachſen, wo man zu leben weis, giebt es noch hin und wieder ſolche glückliche Ehebrecher.

Eine Hand wäscht die andere.

In diesem Sprüchworte liegt der Grund aller geselligen Pflichten, und aller daraus entspringenden Glückseligkeit der Menschen. Unsere Philosophen mögen gleich ganze Lasten moralischer Quartanten auf einander häufen, so werden sie doch darinnen weiter nichts sagen können, als was uns dieses einzige Sprüchwort lehrt. Wer dieses in seinem ganzen Umfange kennt, und mit der Vorsicht eines vernünftigen Mannes ausübt; der kann seines Glücks gewiß seyn. Er wird bey mittelmäßigen Gaben groß, und, wenn er auch Fehler hat, doch bey jedermann beliebt seyn. Versäumt er aber die große Pflicht, auf die uns dieses Sprüchwort weist; so ist er unvermeidlich verloren. Ohne diese Tugend scheint uns der größte Prinz nur ein verächtlicher Verwalter fremder Güter zu seyn, der auf Rechnung sitzt. Der Staatsmann wird zum Finanzenpachter, der Finanzenpachter zum Pedanten, und der Pedant zum Klotze, wenn er vergißt, daß er auch für andere lebt, und daß er nicht glücklich seyn kann, ohne vorher andere glücklich zu machen, oder, mit unserm Terte zu reden, wenn er vergißt, daß keine Hand sich selbst waschen könne.

Ich gebe mir bey aller Gelegenheit Mühe, zu zeigen, daß wir Menschen so verderbt nicht sind,

als es uns der finstre Eigensinn einiger miszsüchtigen Moralisten bereden will. Ich behalte mir vor, dieses in einer besondern Abhandlung zu thun, und freue mich, daß ich alsdenn mein menschenfreundliches Amt ausüben, und diejenigen, welche entweder durch traurige Vorurtheile eingenommen, oder doch auf die Tugenden anderer Menschen so aufmerksam nicht sind, als ich es bin, daß ich diese überführen kann, wie ängstlich unsere Nebenmenschen sich angelegen seyn lassen, in allen Ständen die große Pflicht zu erfüllen, welche mein Sprüchwort predigt.

Izo bitte ich mir nur die Erlaubniß aus, einige Betrachtungen über die gewöhnlichsten Ursachen anzustellen, welche die Menschen bewegen, andern zu dienen.

Hiezu gehört mehr nicht, als eine nur mittelmäßige Aufmerksamkeit auf die Handlungen, welche täglich um uns herum vorgehen; so wird man sehen, daß beynahe alle Dienstgefälligkeiten, welche ein Mensch dem andern leistet, vornehmlich in der Absicht geschehen, sich selbst einen noch grössern Dienst zu leisten. Eine Pflicht, die uns die Natur lehret! Der Philosoph erfindet neue Wahrheiten, lauter neue, wichtige Wahrheiten; aber seine Schüler und der Verleger müssen sie bezahlen. Der Advocat zankt sich und lästert für unsere gerechte oder ungerechte Sache; etwan nur aus Liebe zu uns? Nein, er liquidirt. Umsonst tödtet

tet kein Arzt. Der Poet bewegt Himmel und Hölle, seinen Mäcenat zu vergöttern; warum? Das weis sein Mäcenat wohl.

Dieses ist nur ein einziger Blick, den ich meine Leser auf die Handlungen einiger Stände thun lasse, und zwar solcher Stände, deren Vortheil es schlechterdings verlangt, allen Leuten, mit denen sie zu thun haben, gleich Anfangs die Ursachen deutlich zu sagen, warum sie eigentlich dienstfertig sind.

Wie viel neue Beweise meiner großen Wahrheit würden wir finden, wenn wir uns die Mühe nicht wollten dauern lassen, mit einer genauern Aufmerksamkeit auch diejenigen Handlungen der Menschen zu betrachten, welche ganz uneigennüzzig zu seyn scheinen!

In einem kleinen Städtchen, drey Meilen von mir, wohnt ein Mann, der sich von guten Werken nährt. Er verließ eine volkreiche Stadt, und zog an diesen öden Ort, wo seine liebreichen Verdienste gegen den Nächsten etwas besser bemerkt werden, als unter jenem Getümmel. Er erquickt von Zeit zu Zeit einige arme Familien durch kleine Wohlthaten, die er ihnen durch verschiedene Umwege zufließen läßt. Er wird es niemals gestehen, daß sie von ihm kommen. Sein Gesicht hat er gewöhnt, zu erröthen, so bald man ihm merken läßt, daß man nur ihn für diesen unbekannten Vater der Wittwen und Waisen hält. Er

betheu-

betheuert uns, er sey dieser Glückliche nicht, welchem der Himmel so vieles Vermögen anvertrauet habe, daß er andern wohlthun könne. Er betheuert dieses; aber nimmermehr wird er es euch verzeihen, wenn ihr seinen Betheuerungen glaubt. Er weis die Personen sehr vorsichtig zu wählen, durch die er seine guten Werke aussäet. Allzu verschwiegen dürfen sie nicht seyn. Er macht sie geschwätzig, indem er sie beschwört, ihn nicht zu verrathen. Mit einem Worte: Seine Hand rauscht im Stillen, um bemerkt zu werden. Thut er dieses ohne Vortheil? Nichts weniger. Hundert erwirbt er mit Hunderten. Selten wird ein Testament einer reichen Betschwester oder eines bußfertigen Wucherers eröffnet, in welchem nicht die ansehnlichste Summe diesem Manne zufällt, welcher nichts für sich, sondern alles für die nothleidenden Armen besitzt. Die einträglichsten Aemter überläßt man ihm, da man niemanden kennt, der sie so uneigennützig verwalte. Die reichsten Familien halten es für einen Segen, sich mit seiner Familie zu verbinden. Könnte dieser Heuchler, denn ein Heuchler ist er, ich kenne ihn besser; könnte er durch Straßenraub mehr verdienen, als er durch seine guten Werke verdient? Dieser fromme Mäkler ist bey seinem heiligen Wucher, den die Gesetze auf keine pro Cent einschränken, so lange sicher, als er sich hütet, daß der eigennützige Heuchler nicht entdecket wird.

Ich fühle es; ich werde zu ernsthaft: Ich predige Buße, und hatte mir vorgesetzt, zu lachen.

Ich

Ich will nicht weiter an diesen Elenden denken. Meine Leser werden vielleicht mehr Vergnügen darinnen finden, wenn ich ihnen durch einige Exempel zeige, wie allgemein diese Wahrheit sey, daß eine Hand die andere wäscht, und wie sorgfältig unsere Mitbürger andern Gefälligkeiten erzeigen, um ihren eignen Nutzen desto mehr zu befördern.

Machen Sie Platz! Hier kömmt ein armer Bauer, welcher unter der Last eines Scheffel Mehls gebückt zu seinem Richter kriecht. Seine Frau begleitet ihn mit sorgsamen Blicken, und trägt einen Theil des rechtlichen Beweises in ihrer Schürze. An der linken Hand führt sie den ältesten ihrer Söhne, welcher schon stark genug ist, zwo Hüner zum Opfer zu schleppen. Armer Freund! wo willst du hin? wessen Hand willst du waschen? Wer ist dein Gegenpart? = = = = = Einfältiger Tropf! Für so viele Hände soll dieses Wenige! Den Augenblick begegnete mir dein Widerpart in einer Kutsche mit sechs Pferden, in welche er ein ganzes Vorwerk aufgeladen hatte. = = = = Die Gerechtigkeit deiner Sache? wie thöricht denkst du? Ehrlich, wie ein Bauer, aber eben so dumm! Eine gefüllte Börse thut mehr, als Pergament, und zwanzig Zeugen. Und darüber wunderst du dich noch? Nein, mein gutes Weib, mit Thränen macht ihr es nicht aus! Was soll des Amtmanns Frau mit diesem elenden Flachse machen = = = = Ja, das glaube

ich

ich wohl, daß es euch sauer wird, so viel bey eurer Armuth zu entbehren; aber, mein Kind, fünf Schragen Holz, bedenkt es nur selbst, fünf Schragen hartes Holz! Wie geschwind wird hier euer Flachs in die Höhe lodern! = = = = = = Nun meinethalben! Wenn ihr glaubt, es besser zu verstehen, so geht immer hin. Ich wünsche euch Glück!

Der Mann dauert mich. Er hat ein ehrliches Herz, er hat eine gerechte Sache; aber Geld hat der Narr nicht. Inzwischen habe ich doch aus seinen Reden so viel angemerkt, daß er von der Wahrheit unsers Sprüchworts: **Eine Hand wäscht die andere**, völlig überzeugt ist. Die Hüner sollten dem Schreiber. „Aber warum eben diesem?„ fragte ich. Je Herr, sagte der Bauer, er steht gut bey der Frau Amtmanninn. „Und das Mehl?„ Das kriegt des Bürgermeisters Frau! „Aber wie kömmt diese dazu?„ Hum! Unser Herr Amtmann kann sie wohl leiden.

Die Logik unsers Bauers ist gar nicht unrecht; aber der Nachdruck fehlt seinen Schlüssen. Der Bauer den Schreiber, dieser die Amtmanninn, diese ihren Mann: Auf der andern Seite, der Bauer die Bürgermeisterinn, und diese den Amtmann. So waschen diese Hände einander in der schönsten Ordnung; und gar weibliche Hände, die waschen scharf!

Und doch verliert der arme Bauer gewiß. Er hat einen zu wichtigen Gegner. Dieser badet gar.

gar. Seine eigennützige Aufmerksamkeit erstreckt sich bis auf die geringsten Personen, von denen er vermuthen kann, daß sie einen Zutritt zu demjenigen haben, der angesehen und wichtig genug ist, sein Glück zu hindern. Der Gerichtsdiener ist der erste, welchen er auf seine Seite zu bringen sucht. Dieser elende Mensch, so gering er ist, hat dennoch sehr vornehme Fehler. Er ist hochmüthig; denn er hat keine Verdienste. Er liebt den Trunk; zwar trinkt er nur Brandtewein; aber wäre er Rath, so würde er sich in Rheinweine berauschen. Er liebt die Geschenke so sehr, wie sein Herr. Unser vernünftiger Beklagte weis sich dieses alles zu Nutze zu machen. So bald er aus dem Wagen steigt, grüßt er mit einer besondern Freundlichkeit den Gerichtsdiener, der ihn an der Thüre hungrig erwartet. Er drückt ihm die Hand, und in dem Hause des Richters ist die Hand eines Beklagtens niemals ledig, wenn sie drückt. Da er die Hand des Allerniedrigsten mit so vieler Aufmerksamkeit wäscht, so kann man selbst errathen, wie legal er die übrigen schmiert, auf deren verdientes Wohlwollen und erkauften Ausspruch weit mehr, als auf die unmündigen Gesetze, der Ausschlag seines Processes ankömmt. Von dem untersten Schreiber bis auf den obersten Richter, überzeugt er durch proportionirliche Geschenke alle von der Ungerechtigkeit des verarmten Klägers. Sie bearbeiten sich nunmehr unter einander selbst, sich von der Billigkeit der Sache dieses freygebigen Beklagten zu überführen. Einer

arbei-

arbeitet an dem andern, wie bey einer Uhr ein Rad in das andere greift. Der erste Druck, wodurch Beklagter den Gerichtsdiener bewegt, bringt die ganze große Maschine der Gerechtigkeit in Bewegung, welche fast bis zu denenjenigen fortgehet, die das Recht haben, im Namen des Fürsten zu sagen: **Wohlgesprochen, und übel appellirt!** Das ist die Wäsche der Gerechtigkeit, von der ich nicht nöthig haben werde, noch mehr zu sagen, da nicht leicht einer von meinen Lesern seyn wird, dem nicht die eigne Erfahrung Gelegenheit giebt, meinen Satz weiter auszuführen.

Ich will nicht hoffen, daß iemand so kurzsichtig seyn, und glauben wird, das Sprüchwort: **Eine Hand wäscht die andre**, sey nur ein juristischer Terminus, der weiter nicht vorkomme, als in Gerichtsstuben. Auf dem Markte, in der Küche, beym Katheder, überall findet man ihn; in dem schmuzigen Zimmer eines finstern Pedanten ist er eben so gemein, als unter dem freundschaftlichen Gewäsche der Antichambre.

Eifersucht, bittre Vorwürfe, und kritische Grobheiten sind die Fehler, die man uns Schriftstellern gemeiniglich Schuld giebt. Man thut uns Unrecht; denn, nach einer andern Art von Geschöpfen, sind wir Autores unstreitig diejenigen Creaturen, die einander am liebsten krauen, und sich unter einander gemeinschaftlich die Hände waschen. Ein Scribent, welcher der Welt angeprie-

sen

ſen ſeyn will, wird nicht leicht ermangeln, mit einer collegialiſchen Vertraulichkeit ſich vor demjenigen zu beugen, welchen ſeine kunſtrichterliche Monatſchrift in das Recht geſetzt hat, für andere zu denken. **Unſer großer Ariſtarch** ſo ſpricht der Stolz des demüthigen Autors, der von ſeiner Größe überzeugt genug iſt, der aber wegen der Unwiſſenheit der Welt den angeſehenen Mann zu ſeinem Herold werben will. Er kriecht bettelnd zu deſſen Pulte, und ſtreichelt ihm die richtende Hand. Dieſer müßte ein Herz von Bley, und Dinte in Adern haben, wenn er bey der Erniedrigung ſeines Collegen froſtig und unempfindlich bleiben ſollte. **Wir haben abermals das Vergnügen, unſerm Vaterlande zu der gründlichen Gelehrſamkeit des ſchon durch viele Schriften verewigten, und unſern witzigen Nachbarn ſchrecklich gewordnen Herrn N. Glück zu wünſchen ꝛc. ꝛc.:** So muß es in den nächſten vier Wochen heißen, und heißt es nicht ſo, ſo gnade der Himmel unſerm großen Ariſtarch! Der gebückte Autor wird ſich in die Höhe richten; er wird auf ſeinen angebeteten Herold verachtend herabſehn, und der Welt vorſchreyen, wie ſtolz und unwiſſend dieſer partheyiſche Richter ſey, welcher ſich anmaße, die Schlüſſel der Ewigkeit an ſich zu reiſſen.

Auf dieſe Art waſchen die Gelehrten einander die Hände. So loben ſie ſich, und ſo ſchimpfen ſie ſich. Denn das muß man wiſſen, daß

ſie

ſie in beidem gleich ſtark ſind. Aber die Unſterblichkeit iſt auch hier das Geringſte, worüber man kämpfet. Sollte dieſes nicht dergleichen Heftigkeiten entſchuldigen, da man gegen die Kutſcher ſo nachſehend und billig iſt, welche ſich oft über weit geringere Sachen, beynahe noch gröſsre Grobheiten ſagen?

Ich finde in den Archiven meiner Familie einen Aufſatz, welcher den Titel hat: **Kirchengeſchichte von Mancha.** Mein Urältervater hat ihn nicht geſchrieben; ſo viel weis ich, und das wiſſen alle diejenigen, die ſeine Geſchichte geleſen haben: Denn er war einer von den groſsen Geiſtern, welche nichts ſchrieben, und deſto mehr dachten. Ich halte es für die Hand ſeines Eidams Pedro, oder auch ſeiner Marie. Dem ſey wie ihm wolle; denn dieſe und viele andre Familien Kritiken ſind gemeiniglich nur denen wichtig, welche zur Familie gehören: Genug, es iſt eine Kirchengeſchichte von Mancha. Aber freylich nicht von Mancha allein; denn meine deutſchen Leſer werden den Spaniern die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daſs jene eben ſowohl, als ihre Scribenten, ihre Bücher durch fremde Sachen, die zum Buche nicht gehören, zu einer ehrwürdigen Dicke zu bringen wiſſen. In dieſer Kirchengeſchichte also werden die Wege und Wendungen erzählt, welche die Geiſtlichkeit in den glücklichen Zeiten des Don Quixots angewendet hat, zu ihren Aemtern und Pfründen zu kommen. Die Erzählung hebt vom

Erzbischofe zu Toledo an, und geht bis auf den Küster zu Mancha. Die Nachricht vom Pfarrer in Mancha ist eine der lesenswürdigsten; denn keiner von allen hat so viel Hände und auf so vielerley Art gewaschen, als er, um sich in den geistlichen Schafstall einzudrängen. Selbst die Ausgeberinn des Don Quixots, als eines Gerichtsherrns vom Orte, hat einen großen Antheil an dem göttlichen Rufe. Bey denen, welche nur die geistlichen Rechte, und nicht die Kunst zu leben wissen, würde die Erzählung dieses Berufs ziemlich Aergerniß erwecken. Ich kann auch nicht läugnen, daß sie mit vieler Bitterkeit vorgetragen ist, und eben dieses bringt mich auf die Vermuthung, daß sie der Eidam, Pedro, geschrieben habe, den der Pfarrer sehr verfolgte, weil er auch ihn für einen neuen Christen hielt. Meine Begierde, niemanden zu beleidigen, nöthigt mich, hievon weiter nichts zu sagen. Da ich mich zu einer andern Kirche gewendet habe, so würde die römische Geistlichkeit es für eine rachsüchtige Verläumdung auslegen. Aber eben diese Vorsicht nöthigt mich, von den Geistlichen derjenigen Kirche nichts zu erwähnen, zu welcher ich übergetreten bin; denn auch diese sind eben so geneigt, diejenigen zu Kätzern zu machen, welche das Herz haben, ihren Beruf zu untersuchen; und doch ist ihr Beruf nicht allemal erbaulich.

Wer die wichtige Kunst, die Hände zu waschen, in ihrer Vollkommenheit sehen will, der muß

muß auf diejenigen Acht geben, welche die große Welt vorstellen. Die wenigen Exempel, die ich bisher angeführt habe, sind nur Kleinigkeiten, welche unbemerkt bleiben, so bald man seine Aufmerksamkeit auf diejenigen richtet, welche ihre Geburt, oder auch eben so oft ihre Einbildung über andre erhebt. Eine jede Handlung, die sie vornehmen, wenn man sie recht betrachtet, ist nichts anders, als die Beschäfftigung, andern die Hände zu waschen, damit sie die ihrigen wieder waschen mögen. Eine Verbeugung verlangt eine Gegenverbeugung; Ein **unterthäniger Diener** fodert einen **ganz unterthänigen Diener** heraus. In öffentlichen Gesellschaften redet man von demjenigen Gutes, den man in seinem Herzen, oder in der Gesellschaft weniger Freunde so sehr verachtet, als er es verdient. Warum? Die Unverschämtheit dieses Mannes kann uns bey dem gefährlich seyn, der unser Glück in seinen Händen hat. Er soll wieder Gutes von uns reden. Der eigennützige Rath, den man in seiner Stadt kennen wird, so bald ich ihn eigennützig nenne, verspielt in einem Abende mit einer gelaßnen Miene hundert Ducaten an die Gemahlinn des Präsidenten. Man wundert sich; aber man weis nicht, daß er im Begriffe ist, mit Erlaubniß des Präsidenten, sein Amt zu verkaufen, und sich für seinen zehenjährigen patriotischen Müßiggang eine Pension von hundert Ducaten zu erbitten. Er wird sie gewiß erhalten; denn die Gemahlinn versteht das Spiel, und sie ist Präsident.

Die Gastfreyheit des fürstlichen Beamten setzt euch in Verwunderung! Er ist prächtig; alle die mit ihm speisen wollen, empfängt er mit offnen Armen; er läßt den Wein in euern Keller schaffen, ohne daß ihr es vorher wißt. So lange er auf der Messe zu Frankfurt sich aufhält, so lange ist seine Tafel die offne Tafel für alle Diener seines Prinzen, und für alle ihre Freunde. Ist das nicht von einem Pachter unerhört? Ja wohl! Aber wißt ihr nicht, daß der Prinz tractirt, und niemals der Beamte. Wer soll es nun wagen, und dem Prinzen den Betrug verrathen, ohne sich selbst um so viele nahrhafte Mahlzeiten zu bringen, und ohne den Haß so vieler auf sich zu laden, welche unmöglich reden können, da sie das Maul voll haben? **Leben, und leben lassen!** Damit beruhigen sie ihr Gewissen, und werden fett.

Aus diesem kurzen Abrisse kann man sehen, daß in dem Sprüchworte: **Eine Hand wäscht die andere,** die Philosophie des Hofs, und alles begriffen ist, was der Mensch braucht, sein Glück zu machen.

Wie können also diejenigen verlangen, glücklich zu seyn, welche zu ungeschickt oder zu eigensinnig sind, die Vorschriften dieses Sprüchworts zu beobachten? Es giebt Leute, welche nach ihrer Art zu reden, sich ein Gewissen daraus machen, dergleichen Mittel zur Beförderung ihres Glücks anzuwenden. Sie erwarten es mit aufgesperrtem Maule. Dieser stolzen Unbewegsamkeit wissen sie

ſie verſchiedne Namen zu geben, die ehrwürdig genug ſind, die aber ſogleich verſchwinden, wenn man genauer auf ſie Achtung giebt. Der Hochmuth iſt wohl die gemeinſte Quelle davon. Sie kennen ihre Verdienſte; ſie verlangen alſo, daß ſie die Welt auch kennen und belohnen ſoll: und thut ſie es nicht, ſo iſt es ein Unglück für die Welt, welche dieſe großen Verdienſte nicht zu gebrauchen weis. Sie ſehen, daß andere, welche, wie ſie glauben, gar keine Verdienſte haben, dennoch empor kommen, da ſie durch allerley Dienſtbefließenheit diejenigen auf ihre Seite zu bringen wiſſen, bey denen es ſteht, ihr Glück zu machen. Dieſes ſehn ſie mit neidiſchen Augen; aber uns wollen ſie bereden, daß ſie ſich ſchämen, ſo niederträchtige Wege zu wählen. Fehlt es ihnen wirklich an Geſchicklichkeit und Verdienſten, ſo gewinnen ſie wenigſtens dadurch, daß ſie der verderbten Welt die Schuld geben, welche Verdienſte nicht kennt, nicht ſucht, und nicht belohnet. Bey vielen iſt die Unterlaſſung der Pflicht, andern die Hände zu waſchen, ein unvorſichtiger Eigennutz. Sie bevortheilen ihre Obern vielleicht eben ſo ſehr, als diejenigen, welche leben und leben laſſen: aber ſie wollen dieſe Vortheile allein genießen; und wenn ſie, wie es nicht fehlen kann, darinnen von denen geſtört werden, welche allemal gerecht ſind, wenn ſie nicht einen Theil von der Beute bekommen, ſo klagen ſie den Himmel an, daß dieſer nicht, zu Rettung der Unſchuld, ihren hungrigen Feinden den Mund geſtopft habe. Eine Sache, die ſie ſelbſt hätten thun können, ohne ſie vom Himmel zu erwarten!

Jung gewohnt, alt gethan.

Ich bin noch bis auf gegenwärtige Stunde ungewiß, ob ich dieſes Sprüchwort für wahr halten, oder glauben ſoll, daß es, wo nicht gar ungegründet, doch bey uns wenigſtens ganz aus der Mode gekommen ſey.

Alle Weltweiſen, in der unendlich langen Reihe, vom großen Sokrates bis auf unſern kleinen *) tummeln ſich mit dieſer alten Wahrheit, an der ſie innerlich ſelbſt zweifeln, weil ein Philoſoph gar ſelten die moraliſchen Wahrheiten glaubt, die er andern lehrt.

Und wo ſoll ich den Beweis von der Wahrheit dieſes Sprüchwortes hernehmen, wenn mir die Philoſophen heucheln, wenn mir die Aufführung der halben Welt bezeuget, daß man es für ungegründet hält, und wenn ich ſo viel Menſchen vor mir ſehe, die in ihrem Alter etwas ganz anders thun, als ſie in ihrer Jugend gewohnt geweſen ſind?

Glaubte die Welt, daß die erſten Angewohnheiten der Jugend einen unvermeidlichen Einfluß in den übrigen Theil des Lebens hätten; ſo würden diejenigen, denen die Natur, oder die Obrigkeit,

*) Eine jede philoſophiſche Secte hat die Freyheit, dieſe Lücke auszufüllen.

keit, die Erziehung der Jugend auferlegt, sehr unverantwortlich handeln, daß sie diese Pflichten mit der Gleichgültigkeit erfüllen, die man fast in allen Familien, und in den meisten Schulen wahrnimmt. Weil aber die Welt diese Folgen nicht glaubt, so ist es sehr billig, diesen Leichtsinn zu entschuldigen, der ohnedem nunmehr eine Art des Wohlstandes, und eine Hauptregel von derjenigen Kunst geworden ist, die heut zu Tage die Kunst zu leben heißt. Ich habe schon bey einer andern Gelegenheit das Vergnügen gehabt, die Einsicht der Menschen zu loben, welche sich die Pflichten der Erziehung so bequem zu machen wissen, und der guten Natur alles überlassen, ohne sich mit einer vorwitzigen Verwegenheit in ihre Wirkung zu mengen.

Wie mühsam ist man, junge Hunde zur Jagd, junge Pferde zur Pracht und zum Nutzen, und verschiedne Thiere in Zeiten an Bewegungen oder Töne zu gewöhnen, die uns belustigen können! Es würde ganz vergebens seyn, dergleichen Unterweisungen alsdann erst vorzunehmen, wenn diese Geschöpfe zu alt geworden sind; ja es würde gar lächerlich seyn, wenn man diese Sachen und Dienste von ihnen fodern wollte, ohne sie dazu an zu gewöhnen. Alles dieses räume ich ein; aber was will man daraus folgern? Etwan dieses, daß man mit der Jugend auch so mühsam und sorgfältig verfahren müsse? Das heißt die Vorzüge der Menschheit beleidigen, und vernünftige Geschöpfe bis zum Viehe herab stoßen.

Nur die Vernunft unterſcheidet uns Menſchen von dem unvernünftigen Viehe; müſſen wir etwan dieſen Unterſchied erſt durch die Erziehung erlangen? Müſſen wir erſt durch Regeln vernünftig werden? Wie wenig würden wir von dem Viehe in den erſten Jahren unterſchieden ſeyn, da wir noch keiner Lehren und Erziehung fähig ſind! Ich erſchrecke, wenn ich dieſem verwegnen Gedanken weiter nachdenke. Sonſt dachte ich auch ſo, ich läugne es nicht; ich war ſo einfältig zu glauben, daß die Erziehung Menſchen mache, daß ein Menſch ohne vernünftige Erziehung wenig von dem Viehe unterſchieden ſey: So dachte ich ſonſt, aber nicht länger, als bis ich die Welt kennen lernte. Ich ſchäme mich nunmehr meiner bürgerlichen Einfalt.

Poeten werden geboren: das räumen alle Gelehrte ein; Und warum nur Poeten allein? Warum denn nicht auch Bürgermeiſter, Magnificenzen, Hochwürdige Gnaden, Excellenzen, und Väter des Vaterlandes? Iſt es nicht zu pedantiſch, wenn man glaubt, nur an Poeten verſchwende die Natur ihre mütterliche Vorſorge, und ſey gegen diejenigen geiziger, ohne welche die gebornen Poeten gewiß verhungern müßten? Welches Geſchöpf iſt in der Natur wohl wichtiger; ein Poet, oder ein Mäcenat? Ein Mann, der witzig iſt, oder ein Mann, der Geld hat? Und doch wird jener geboren, und dieſer ſoll erſt durch Kunſt erzwungen werden?

Es

Es folgt alſo hieraus, daß die Natur alles thut, daß die Erziehung ganz überflüßig, wenigſtens in dem Falle nicht nöthig iſt, wo man nur die vornehme Abſicht hat, angeſehen, groß und reich zu werden; mit einem Worte, wo die Geburt uns in die glücklichen Umſtände ſetzet, daß wir Verſtand und Tugend entbehren können.

Ich kann den ungeſchickten Einwurf noch immer nicht verſchmerzen, den man mir oben von der nöthigen Abrichtung unvernünftiger Thiere gemacht hat. Geſetzt nun auch, es wäre nöthig, die Jugend eben ſo mühſam zu unterrichten; folgte denn hieraus, daß man davon eben den Nutzen, wie bey den Thieren, haben könnte, und daß es der Koſten und Mühe wohl werth ſey, die man darauf wenden muß?

Sagen ſie mir einmal, gnädiger Junker, was iſt ihnen lieber, ihr Pferd, oder ihre Gemahlinn, ihr Hünerhund, oder ihr Sohn? Wahrhaftig, ich müßte ſie nicht kennen, ich müßte nicht eine Stunde lang bey ihnen geweſen ſeyn, wenn ich nicht wüßte, daß ihnen Pferd und Hund lieber ſey, als Frau und Kind. Wie edel denken Ihro Gnaden; wie unendlich iſt ihre Einſicht über die niedrigen Vorurtheile des unadlichen Pöbels erhaben! Ich erinnere mich mit unterthäniger Ehrfurcht derjenigen Meſſe noch ſehr wohl, da ſie ihren Apfelſchimmel kauften. Sie boten den guten Rath aller ihrer Freunde auf, ſie brauchten drey Tage Zeit, ehe ſie ſich zu dieſem Kaufe entſchlieſ-

sen konnten, und nunmehr sind sie von ihrem guten Kaufe so entzückt, daß sie uns Stunden lang mit den Tugenden ihres Apfelschimmels unterhalten. Von ihrer Gemahlinn reden sie desto weniger, und sind sehr zufrieden, wenn andere Leute sie nicht daran erinnern. Sie verbanden sich mit ihr ohne lange Ueberlegung, ohne sie genau zu kennen, und kennen sie noch itzt nicht. Es ist auch eben nicht nöthig: Denn sie heiratheten sie weder zum Umgange, noch zur Wirthschaft, sondern nur Lehnsfolger zu bekommen. Diesen großen Endzweck haben sie erlangt; die Güter bleiben bey der Familie, und sie haben alles gethan, was man von ihrer Klugheit erwarten können. Es ist wahr, ihre Gemahlinn ist liebenswürdig, sie ist tugendhaft, sie nimmt sich des Armuths, und besonders ihrer Unterthanen an, so viel sie kann, sie ist großmüthig, ohne stolz zu seyn, sie ist eine liebreiche und sorgfältige Mutter, eine gute Christinn — Geduld, gnädiger Junker! wie verdrüßlich sehen sie aus! Ich will nicht ein Wort mehr von ihrer Gemahlinn sagen — Was das für ein Apfelschimmel ist! Wie die Schenkel arbeiten! Er geht, als wenn er tanzte; Welch ein niedlicher Kopf! Ein ganz vortreffliches Gebäude! — Sind sie nun wieder besänftigt, gnädiger Herr? Wie freundlich sie lächeln! Aber, nur noch ein einziges Wort von ihrem jungen Herrn — Nein, gewiß nicht mehr, als nur ein einziges Wort. Er wächst heran; die Jahre kommen, wo er eine anständige Erziehung nöthig hat.

hat. Sie müssen ihm einen Hofmeister halten. Gelehrt soll er nicht werden; das wird er ohnedem so geschwind nicht: nur darf er nicht so unwissend bleiben. Er muß Sprachen lernen, er muß fechten und tanzen lernen; sie müssen ihn unter fremde Leute thun, damit er die Dorfluft entwohnt. = = = O! Sie verstehn mich unrecht, gnädiger Herr, lassen sie mich nur ausreden; Ich meines Orts halte es ja gar nicht für nöthig: Ich kenne ihren alten Adel wohl. Er braucht in der That alle die Pedantereyen nicht, da haben sie völlig recht; aber, der Hof = = = Verstehn sie mich = = = es ist freylich schlimm genug, aber es ist einmal so: Der Hof will schlechterdings haben, daß unsere Cavaliere noch zu etwas mehrerm zu gebrauchen sind, als Füchse zu graben; Vernünftige, gelehrte, geschickte Männer will er haben, und nicht adliche Bauern. Der Hof sagt das; ich sage es ja nicht. Es kostet etwas Geld; freylich kostet es Geld; aber was sie an seine Erziehung wenden, ist ihm nützlicher, als was er von ihnen erbt. Lassen sie alle Jahre ein paar hundert Thaler mehr = = = Mein Gott, wie können sie so hitzig seyn! = = = Sa! Perdrix! apporte! apporte! Das ist ein prächtiger Hünerhund! Wie schön er behangen ist! wie schön er gezeichnet ist! Der muß theuer gewesen seyn, und ihnen viel kosten, ehe er so vollkommen abgerichtet worden ist = = = Zehn Louis d'or? Ist das möglich? Aber dafür haben sie auch einen Hünerhund, der ihrem Reviere Ehre macht!

Was

Was glauben meine Leſer? Hat mein Dorfjunker nicht recht? Ich ſollte es wohl meynen. Und wenn es nun nach ſeinen Grundſätzen wahr iſt, daß ein Fräulein, auch ohne alle Erziehung eine rechtſchaffene Frau, und eine redliche Mutter werden, daß ein junger Edelmann die Vorrechte ſeines Adels behaupten kann, ohne in demjenigen unterrichtet zu werden, was man Sitten, Wohlſtand, und Gelehrſamkeit nennt; wenn dieſes wahr iſt: Wozu ſind uns denn die koſtbaren Leute nöthig, die uns alles dieſes erſt lehren ſollen? Und wenn der Adel ſich an der Vorſorge der Natur genügen läßt, ohne an ſeinem Verſtande zu künſteln; was wollen denn wir Bürger uns unterſtehen, der Natur durch eine ſorgfältige Erziehung zu Hülfe zu kommen? Das iſt ein ſtrafbarer Vorwitz!

Ich habe Leute geſprochen, die meinen gnädigen Dorfjunker von ſeiner erſten Jugend an gekannt haben. Bey ihm iſt alles lauter Natur. Sein Vater war ein alter guter Biedermann, ſo unwiſſend wie ſeine Ahnen, und eine wahre Zierde Deutſchlands, wenn er mit ſeiner Nachbarſchaft ſoff. Dieſer ehrliche Vater ließ es unſerm Junker Hanns weder am Eſſen noch Trinken fehlen, welche liebreiche Vorſorge der Himmel dergeſtalt ſegnete, daß er ſchon im achten Jahre ſtarke dauerhafte Knochen kriegte. Nun ſetzte er ihn auf ein Pferd. Im neunten Jahre ſchoß dieſer hoffnungsvolle Junge ſeinen erſten Haſen, zur Freude der ganzen hohen Familie. Dieſe Ritterübungen trieb

er

er bis ins zwölfte Jahr, da sich der Vater entschloß, ihm zu allen Ueberflusse so viel Unterricht geben zu lassen, als nöthig war, seinen Namen zu schreiben, und Geschriebnes zu lesen. Der Schulmeister qvälte ihn ein ganzes Jahr damit; er war schon ziemlich weit in beidem gekommen, als der Vater starb. Nun hatte die Pedanterey ein Ende. Die Vormünder wollten die Kosten nicht weiter dran wenden, und in der That schickte sichs auch nicht, daß so ein ansehnlicher Landstand in die Schule gieng. Was er als Erb- Lehn- und Gerichtsherr zu wissen nöthig hatte, verstund er nach ihrer Meynung schon. Er konnte essen, trinken, schlafen, reiten, hetzen, die Bauern prügeln, den Pfarrer tummeln, wider den Hof eifern, und bey einem gnädigen Fräulein schlafen; Um deßwillen ließ er sich mündig sprechen, nahm die Güter an, und heirathete. Sollte man wohl glauben, daß Junker Hanns bey dieser Erziehung derjenige geworden ist, den seine Nachbarn wegen seiner guten Tafel lieben, wegen seiner vortrefflichen Pferde und Hunde, als einen Mann von guter Einsicht bewundern, und wegen der Unvorsichtigkeit, mit welcher er bey Tische wider die Regierung eifert, als einen Patrioten anbeten? Vermuthlich hätte er alle diese Vorzüge nicht, wenn er ärmer geboren, und sorgfältiger erzogen worden wäre!

Ich glaube, was ich bisher angeführt habe, wird hinreichend seyn, zu beweisen, daß man, wenigstens in der großen Welt, eine mühsame Erziehung

hung der Jugend für überflüßig hält; daß man glaubt, die Natur bilde die Gemüther schon selbst, ohne diese Erziehung; daß man sich die geringste Sorge nicht macht, es werden die übeln Angewohnheiten der Jugend einen Einfluß in die männlichen Jahre haben; mit einem Worte, man werde das im Alter thun, was man in der Jugend zu thun gewohnt ist.

Wer noch einen Augenblick daran zweifelt, der gebe sich die Mühe, und prüfe die Kinderzucht seiner Bekannten. Zwey Drittheile von ihnen bekräftigen meinen Satz, und das übrige dritte Theil gehört zur Ausnahme, die keine Regel macht.

Am allermeisten bestätigt die Erfahrung, daß das Sprüchwort: **jung gewohnt, alt gethan,** gar keine allgemeine Wahrheit sey.

Der Graf N. N. war bis in sein zwanzigstes Jahr unter der strengen Zucht eines harten und eigensinnigen Vaters, einer abergläubischen Mutter, und eines pedantischen Informators. Der Vater wollte ihn mit Ohrfeigen zwingen, politisch, und ein Staatsmann zu werden; die Mutter prügelte ihn zum Christen, und der traurige Informator blökte ihn bey jedem Donatschnitzer menschenfeindlich an. Was waren die Folgen dieser Zucht? Er war sehr jung an die Bücher und zum Gebete gewöhnt: Hätte man nicht glauben sollen, daß er sich bis in sein Alter damit beschäfftigen würde? Nichts weniger. Der unvermuthete Tod

seines

seines Vaters veränderte diesen ganzen Plan. Er ward im ein und zwanzigsten Jahre mündig, und zugleich Herr von weitläuftigen Gütern, ohne von seiner Mutter und dem Hofmeister abzuhangen. Nun fühlte er, daß er ohne Zügel war. Diese Freyheit war ihm ganz neu: er wußte sich nicht darein zu schicken. Die vernünftige Mittelstraße, zwischen einer pedantischen Sklaverey und einer ausschweifenden Freyheit, hatte man ihn niemals kennen gelehrt. Von jener riß er sich mit einer jugendlichen Wildheit los; in diese stürzte er sich blindlings. Den Hofmeister jagte er auf eine schimpfliche Art von sich, und verschwur zugleich alles, was zur Gelehrsamkeit und zu den schönen Wissenschaften gehört. Diesen Schwur hielt er Zeitlebens so heilig, daß er dümmer starb, als er geboren war. Seine Mutter konnte er nicht lieben; er scheute sich noch immer vor ihr, aber er flohe sie. Und, da er merkte, daß er sich vor ihr weiter nicht zu fürchten hatte, so fieng er an, sie zu verachten, und endlich spottete er ihrer Heiligkeit auf eine unanständige Weise. Er konnte es nicht vergessen, daß er zum Gebete so oft geprügelt worden war. Wie ruhig war er nun, da ihn niemand weiter dazu zwang! Noch einige Zeit fuhr er fort, in den gewöhnlichen Stunden zu beten; so wie ein Rad sich noch einige Minuten durch die Gewalt des letzten Drucks bewegt. Nach und nach ward er in seiner maschinenmäßigen Andacht gleichgültig. Ein übelgewählter Umgang machte ihn im kurzen leichtsinnig. Die Gesellschaft

ſchaft roher Jugend brachte ihn ſo weit, daß er über die Religion lachte, und endlich fiel er einem jungen Engelländer in die Hände, der in London ein Narr, und in Deutſchland ein witziger Freygeiſt war. Dieſer zeigte ihm auf die luſtigſte Art von der Welt, daß die ganze Religion ein Geſpenſt für kriechende Geiſter, nur für den gemeinen Mann, nicht für erlauchte Grafen ſey. Was konnte unſerm unglücklichen Grafen angenehmer ſeyn, als dieſe Entdeckung, welche ſeinen innerlichen Haß gegen die ihm eingeprügelte Religion rechtfertigte! Ohne weiter nachzudenken, umarmte er ſeinen Engelländer, trank Punſch, und ſpottete über die chriſtliche Dummheit, die einen Gott glaubt. So bald er dieſen wichtigen Schritt gethan hatte, ſo bald waren ihm alle Verbrechen geringe, zu denen er hingeriſſen ward. Sein ganzes Leben war ein Gewebe von niederträchtigen Bosheiten, und laſterhaften Ausſchweifungen, die ihn ſehr frühzeitig dem Tode entgegen führten. Er ſtarb endlich mit der Angſt eines Menſchen, der ſich wider die innern Regungen ſeiner Seele ſo lange Zeit Mühe gegeben hat, ſich und andere zu bereden, daß kein Gott ſey. Dieſer Elende, welcher ſeine erſte Jugend unter gelehrter Pedanterey, und einer übertriebnen Frömmigkeit zugebracht hatte, lebte, und ſtarb endlich als ein Verächter der ſchönen Wiſſenſchaften, und als ein Feind der Religion. Er war erzogen, wie Julian; und wie Julian ſtarb er, nur unwiſſender, und nicht ſo vornehm verſtockt!

Was

Was vor ein Lärm entsteht unter meinen Fenstern? Ich höre die gebietrische Stimme trotziger Heyducken, welche das Volk nöthigen, auszuweichen. Wer sitzt in dieser vergoldeten Sänfte? Sejan! Wollen Ihro Excellenz mir einen Augenblick verziehen; ich brauche ihr Bild.

Dieser prächtig geputzte Klumpen Fleisch beschäfftigt die Hände von sechs Bedienten; und noch vor zehen Jahren glaubte man, er sey geboren, andre zu bedienen. Damals machte ihn die Armuth demüthig. Er hat alles vergessen, und kennt auch die nicht mehr, denen er die Hände küßte, wenn er von ihrer Großmuth seinen nothdürftigen Unterhalt erhielt. Er war dienstfertig und sparsam; der Sejan, der itzt mit einer finstern Strenge diejenigen beleidigt, denen er seinen Dienst versagt, und auch die mit seinem Stolze demüthigt, denen er seinen Dienst nicht hat abschlagen können. Seine Sparsamkeit war eine Folge des Mangels, und keine Tugend. Itzt lebt er im Ueberflusse, er verschwendet also bey aller Gelegenheit, aber nur da nicht, wo er durch eine mäßige Freygebigkeit großmüthig und edel seyn könnte. Die Verfolgungen, welche seinen Vater unschuldiger Weise trafen, erweckten in ihm einen billigen Abscheu vor der Ungerechtigkeit der Obern; er flehte den Himmel mit Thränen um Hülfe an: Und itzt läßt er unschuldiger Weise die Strenge seiner Rache unzählige Unglückselige empfinden, die vor ihm mit thränenden Augen

ſtehn, und ihm in ihren jammernden Herzen fluchen. Er war in ſeiner Jugend im Schooſe der Muſen erzogen: Nun ſchämt er ſich ihrer, ſieht verächtlich auf ſie herab, und erröthet, wenn man ihn erinnert, daß er gelehrt geweſen ſey. Durch eine vernünftige Erziehung brachte man ihm die Hochachtung für die Religion bey, die ein jeder haben muß, wenn er ein guter Bürger, und ein rechtſchaffener Mann ſeyn will. Er verlangt beides weiter nicht zu ſeyn. Für die Religion iſt er itzt zu groß; er giebt ſich Mühe, ſie zu verachten, weil ſie ihm nicht zuläßt, daß er ſeine Bosheiten ruhig genieße. Mit einem Worte: Sejan war in ſeiner Jugend demüthig, dankbar, dienſtfertig, auf eine anſtändige Art ſparſam, mitleidig; ſein Herz war freundſchaftlich, ſeine Seele edel; er war zu allen Tugenden angewöhnt, und eben daher liebenswürdig. Itzt, da er vornehm und älter geworden, nun iſt er dieſes alles nicht mehr; man haßt ihn.

Das iſt ihr Bild, gnädiger Herr! Kennen ſie ſich? Ich will ſie nicht länger aufhalten. Tragt ihn fort!

Der Unglückſelige! Wie ſehr wäre ihm zu wünſchen, daß er noch in ſeinem Alter das thun möchte, woran er in ſeiner Jugend gewöhnt worden iſt!

Kennen ſie den Greis, welcher dort auf dem Markte unter den Buden herum ſchleicht, und ſich

in

in den alten blauen Mantel gehüllt hat? Grüßen sie ihn, er kann ihnen nicht danken; denn er trägt unter dem Mantel in beiden Händen die Käse und die Wurzeln, die er selbst eingekauft hat, um sich die Woche hindurch nothdürftig davon zu nähren. Wie reich glauben sie wohl, daß er sey? Urtheilen sie nicht nach seiner verhungerten Miene, und noch weniger nach den zerrissenen Kleidern, die ihm an dem Leibe verfaulen. Er hat zehen tausend Thaler auf Hypotheken, und noch überdieß so viel baares Geld, daß er der halben Stadt auf Pfänder leiht. Und noch ist alles dieses nicht vermögend, ihm die ängstliche Sorge zu benehmen, daß er in seinem acht und sechzigsten Jahre gar leicht Hungers sterben könne. Seine nächsten Anverwandten müssen neben ihm darben. Er läßt sie nichts von seinen Schätzen genießen: denn er glaubt, der Himmel habe sie nicht ohne weise Ursachen so arm werden lassen; und den Absichten des Himmels sich zu widersetzen, das hält sein frommer Geiz für eine große Sünde. Er weis, daß seine Anverwandten auf seinen Tod ängstlich warten; um deßwillen hält er sie für seine gefährlichsten Feinde. Weil er gehört hat, daß man in jenem Leben weder Nahrung noch Kleider braucht, so wünschte er sich freylich wohl ein sanftes und seliges Ende, wenn er sich nur nicht vor den Begräbnißkosten so sehr fürchtete. Das kann er gar nicht begreifen, was die liebe Obrigkeit denkt, daß sie den Geistlichen zuläßt, so viel Unkosten für ein kleines Grab zu fodern. Die Erde

ist ja des Herrn, wie er immer seufzet; und ihm würde es daher einerley seyn, ob man ihn auf den Kirchhof, oder auf den Anger begrübe, wenn es nur ohne Unkosten geschehen könnte. Seiner Schwester Sohne, einem vernünftigen und geschickten Manne, hat er den Fluch gegeben, weil er wider seinen Willen ein tugendhaftes Mädchen ohne Geld geheirathet hat; und da dieser aus einer guten Absicht, und seine Freundschaft wieder zu gewinnen, ihn zu Gevattern bat, so schwur er, ihn zu enterben, und war durch nichts zu besänftigen, als durch die Erklärung, daß er kein Pathengeld geben, und für die Erziehung des Kindes auf keine Weise sorgen sollte. Den Wein flieht er, wie die Pest; wenigstens auf seiner Stube flieht er ihn. Wenn er ein Mädchen sieht, so schüttelt er den Kopf, und dankt dem Himmel mit gefalteten Händen, der ihm ein keusches Herz gegeben hat, welches alle üppige und kostbare Laster verabscheut. Die Kleiderpracht ist ihm was schreckliches; man kann es wohl aus seinem Anzuge sehn. Auch alsdann eifert er dawider, wenn junge Verschwender ihre gestickten Kleider bey ihm versetzen. Er thut dieses allemal mit einem jüdischen Wucher, und doch hält er es für Gott gefällige Werke, weil er dadurch die eitle Jugend außer Stand setzt, sich durch Hoffart in Kleidern zu versündigen. Nach der Verschwendung ist ihm das Spielen die gröbste Sünde. Liegt ihm ein Kartenblatt im Wege, so weicht er mit zitternden Schritten aus; denn er glaubt, daß der Teufel dahin-

dahinter ſtecke, und auf ſeine arme Seele laure. Länger als ein Jahr kann die Welt nun nicht mehr ſtehen; das hat er mir geſtern ſelbſt geklagt, da man ihn beredet hatte, daß ein ſtarker Schoß von den Köpfen, ohne Anſehen des Alters, und eine erhöhete Abgabe von dem Vermögen entrichtet werden ſolle. Er bittet Gott, er möchte ihn vor dem nächſten Termine zu ſich nehmen; und wenn er ihm ja ſein kümmerliches Leben friſten ſollte, ſo könne er doch ganz unmöglich von ſeinem bischen Armuth was geben, und wenn es auch zum Schwure kommen müßte.

Dieſer niederträchtige Greis iſt in ſeiner Jugend der gröſte Verſchwender geweſen. Von ſeinem funfzehnten Jahre an, hatte er ſich in die koſtbarſten Ausſchweifungen geſtürzt. Sein Vater kränkte ſich über dieſen ungerathenen Sohn und ſtarb. Die Hälfte des hinterlaſſenen Vermögens reichte kaum zu, die Schulden zu bezahlen, die er bey Lebzeiten ſeines Vaters durch die hungrige Dienſtfertigkeit der Wucherer gemacht hatte. Nunmehr ward die andere Hälfte in der Geſellſchaft der lüderlichſten Weibsperſonen, und der niederträchtigſten Schmarozer verpraßt. Seine Anverwandten merkten, daß er nur noch einen Schritt bis zur äußerſten Armuth zu thun hätte, und ihnen hernach zur Laſt fallen würde. Sie ſtellten dieſes der Obrigkeit vor, und man brachte ihn, als einen Verſchwender in das Zuchthaus. Die koſtbaren Kleider, und das prächtige Hausgeräthe,

geräthe, ſo noch übrig waren, verkaufte man, und machte ein Capital daraus, wovon er ſehr nothdürftig leben ſollte.

Auf dieſe Art brachte er ſechzehen Jahre zu, als ein Vetter von ihm in Batavia ſtarb, und ihm ein anſehnliches Vermögen hinterließ. Man hatte nun keinen Vorwand weiter, ihn eingeſchloſſen zu halten: Er ward frey gelaſſen, und von dieſem Augenblicke an hat er ſo gelebt, wie er itzt lebt.

Wer hätte glauben ſollen, daß aus dieſem unſinnigen Verſchwender ein ſo niederträchtiger Wucherer werden ſollte?

Hier habe ich unter ſo vielen hundert Exempeln nur dreye gewählt, welche, wie ich glaube, hinreichend ſeyn werden, deutlich zu beweiſen, daß die Wahrheit des Sprüchworts; **Jung gewohnt, alt gethan**; gar nicht allgemein iſt.

Und dieſes deutlichen Beweiſes unerachtet, bin ich niemals zweifelhafter geweſen, als itzt, da ich Gelegenheit gehabt habe, weiter nachzudenken, und mich unter meinen Mitbürgern aufmerkſamer umzuſehen.

Es ſind mir ſo viele in die Augen gefallen, welche die guten und böſen Angewohnheiten ihrer Jugend, bis in ihr hohes Alter, hartnäckig beybehalten haben. Und wenn man auch beym erſten Anblicke zuweilen glaubt, eine Aenderung an ihnen

nen zu finden; ſo wird man doch bey einer genauern Unterſuchung merken, daß es eben die Leidenſchaften, eben die Angewohnheiten ihrer Jugend, nur unter einem andern Anſtriche ſind: So wie das Geſicht des Greiſes in Anſehung der Hauptlineamente noch eben das Geſicht iſt, das er in der Jugend gehabt hat; die Runzeln haben ihm nur ein anderes Anſehn gegeben.

Wer ſollte glauben, daß die Frau Richardinn, dieſe alte Betſchweſter, noch in dieſem Augenblicke eben die feine Buhlerinn iſt, die ſie vor fünf und dreyßig Jahren war? Damals ſchminkte ſie ſich, um ſchön zu ſehen; itzt thut ſie es nicht, um den heuchleriſchen Ruhm einer frommen und einfältigen Chriſtinn zu erlangen. Ihre ſchmachtenden Blicke flatterten in Geſellſchaften, und in der Kirche herum, um neue Eroberungen zu machen: Dieſe Bewegungen ſind ihre Augen einmal gewohnt; ſie können noch itzt nicht ruhen, und weil die verderbte Welt dieſe matten Augen nicht weiter bemerken will, ſo wälzen ſie ſich andächtig herum, und ſehen gen Himmel. Man gebe einmal auf ſie Acht, wenn ſie in ihrem Betſtuhle kniet, den ſie aus ihrem alten Triebe, bewundert zu werden, mitten in der Kirche, und vor den Augen des Prieſters gemeiniglich hat; man gebe nur einige Minuten auf ſie Acht. Wenn die ganze Verſammlung ſtille iſt, ſo wird man hören, daß ſie mit den großen ſilbernen Schlöſſern ihres Gebetbuchs eben ſo künſtlich rauſcht, als ſie es in jungen

Jahren mit dem Fächer that. Vor vierzig Jahren seufzete sie; sie seufzt noch itzt. Damals sang sie verbuhlte Lieder, und lachte: Was soll sie nun thun? Sie singt noch, und weint, nicht über ihre Sünden, nein, über ihre Runzeln. Als ein junges Mädchen richtete sie den Putz, die Mienen, die unschuldigsten Handlungen andrer Mädchen; denn aus Hochmuth wollte sie allein gefallen: Hat sie wohl eine andere Absicht, wenn sie itzt ihren Nächsten verdammt? Sonst gab sie sich Mühe lebhaft zu scheinen, wenn sie die stärksten Gesellschaften mit ihren gedankenlosen Reden übertäubte, und bey allen Gelegenheiten allein plauderte; Hat sie sich vielleicht hierinnen geändert? Nichts weniger. Ihr alter andächtiger Hals überschreyt eine ganze christliche Gemeine, mit ihrem gedankenlosen Singen. Niemand verlangt weiter mit ihr zu reden; sie plaudert also mit Gott, und das nennt sie, Beten. Es ist wahr, sie kleidet sich schlecht, einförmig, und bis zum Ekel unachtsam; gleichwohl erinnern sich noch viel Leute ihrer Eitelkeit, und ausschweifenden Kleiderpracht. Das ist keine Veränderung. Sonst liebte sie den Putz, um ihre Schönheit zu heben; itzt wählt sie eine unansehnliche geringe Kleidung, um ihre Häßlichkeit zu verbergen. Mit einem Worte, die abgelebte Frau Richardtinn ist immer noch das kleine, eitle, hochmüthige, und boshafte Geschöpf, das sie in dem Frühlinge ihrer Jahre war; der einzige Unterschied ist dieser. In ihrem zwanzigsten Jahre buhlte sie mit der Welt, im sechzigsten buhlt sie mit dem Himmel.

Bey Meſſalinen, die wir in voriger Woche begraben haben, konnte man viel leichter entdekken, daß ſie in ihrem Alter noch eben diejenige war, die ſie in ihrer Jugend geweſen. Sie war das ſeltene Beyſpiel einer ſtandhaften Jungfer, welche ſich niemals hat entſchließen können, eine Mannsperſon ganz und gar zu heirathen. Dieſes hinderte ſie nicht, von ihrem vierzehnten Jahre an bis ins vierzigſte in einem beſtändig abwechſelnden Eheſtande zu leben. Der Reiz verſchwand mit ihrer Jugend; der Zeit zum Troz malte ſie den entfloheuen Reiz auf ihre Wangen. Noch auf ihrem Todbette, da ihr Beichtvater zu ihr kommen, und ihr den letzten Dienſt leiſten wollte, den Sterbende verlangen; noch alsdenn ließ ſie ſich den Spiegel vors Bette ſetzen, ſchlug den ſparſamen Reſt ihrer grauen Haare in Locken, drückte zwo kleine verrätheriſche Muſchen zwiſchen die Runzeln an den Augen, lächelte ſich im Spiegel beyfällig au, und ſchob das Halstuch nachläßig zurück. Durch dieſe Zubereitung zu ihrem Ende erkältete ſie ſich, und ſtarb, noch ehe der Beichtvater kam, der beym erſten Eintritt über den unvermutheten Anblick dieſer geſchmückten Mumie allerdings ſehr erſchrak.

Da ich noch in Leyden war, ſtarb die Frau meines Stiefbruders. Sie war in der That ein frommes ehrliches Weib, das ihren Mann aufrichtig liebte, aller Welt mit Vergnügen diente, keinen Menſchen beleidigte. Den einzigen Fehler hatte

ſie von ihrer Mutter, daß ſie ſich ſehr gern, ſehr ſorgfältig, und bey aller Gelegenheit puzte. Aber auch dieſer Fehler war noch zu entſchuldigen, da ſie es weder aus Eitelkeit, noch aus Wolluſt, ſondern bloß aus Angewohnheit that, nur, ſich zu puzen. Sie war eben ſo vergnügt, wenn ſie andere Frauenzimmer anputzen konnte. Sie verſchwendete nichts; denn ihr Puz war ſehr wohlfeil, aber nur immer neu. Von keinem Menſchen redete ſie in Geſellſchaft Böſes; aber von Kleidern, von Spizen, von neuen Moden, von dergleichen artigen Tändeleyen redete ſie beſtändig. Unter dieſer angenehmen Beſchäfftigung brachte ſie ihr ſechs und dreyßigſtes Jahr heran, da ſie in eine unvermuthete Krankheit fiel, die auf einmal ſo heftig wurde, daß der Arzt aufrichtig geſtund, es ſey unmöglich, daß ſie noch vier und zwanzig Stunden leben könne. Wer ſollte dieſe traurige Botſchaft der Kranken bringen, die ſo gern lebte, und mit ſo vielem Geſchmacke gelebt hatte? Ihr Mann liebte ſie zu ſehr, und war in der That allzuſehr bewegt, als daß er im Stande geweſen wäre, ihr den Tod anzukündigen. Der Geiſtliche ſollte es thun. Er that es auch mit der Vorſicht, die man in dergleichen Fällen von einem vernünftigen Manne fodern kann. Er beklagte ſie wegen ihrer jählingen Unpäßlichkeit; er machte ihr einige Hoffnung zu ihrer Geneſung; zugleich ſtellte er ihr auch die Möglichkeit eines geſchwinden Todes vor; und zeigte aus verſchiedenen Zufällen, die ſie ſelbſt entdeckte, wie wahrſcheinlich dieſe Möglichkeit ſey.

Bey

Bey dieſer Vorſtellung hielt er ſich einige Minuten auf; nach und nach führte er ſie unter den angenehmſten Beſchreibungen eines ſanften Todes auf den Punct, welcher ſo kützlich zu ſagen war, und als er ſie endlich mit ſo vielen Umſchweifen zubereitet hatte, ſo wagte er es, und eröffnete ihr: Sie müſſe ſterben. Ich ſterben? rief ſie, und fuhr in dem Bette auf; ich, in meinem ſechs und dreyßigſten Jahre ſterben? Was fehlt mir? Bin ich ſo krank? Wo iſt der Medicus? Sie ſahe ſich wild in der Stube um; ſie erblickte ihren Mann, und ihre Freunde in der traurigſten Stellung. Das vermehrte ihre Unruhe. Der Geiſtliche wollte noch einen Verſuch ſeiner Redekunſt wagen; aber ſie war außer ſich. Sie fiel ihm mit Ungeſtüm in die Rede, und hieß ihn ſchweigen. Ich ſterbe nicht, rief ſie! Bin ich allein die Sünderinn, die ſo früh ſterben ſoll? Sie drückte ihrem Manne die Hände, und bat, er möchte den Geiſtlichen von ihr gehen laſſen, welcher auch ſo beſcheiden war, und in das nächſte Zimmer gieng. Inzwiſchen kam der Arzt. So bald er herein trat, rief ſie ihm mit einer röchelnden Stimme entgegen: Iſt es wahr? Muß ich ſterben? Der Arzt ſchwieg, und zuckte die Achſeln. Sie verſtand dieſe traurige Sprache. Verräther! durch ihre Verwahrloſung ſterbe ich! Das ſagte ſie mit einer ihr ungewöhnlichen Wut. Der Arzt wollte ihr nach dem Pulſe greifen: Sie ſtieß ihn von ſich, und hüllte den Kopf in das Bette. Was ſollten wir nun anfangen? Wir ſahen aus ihren Bewegungen die

Angſt

Angſt der Verzweiflung, mit der ſie rang. Der Arzt verſicherte uns, daß dieſes ihren Tod beſchleunige, und daß ſie, bey dieſen heftigen Erſchütterungen ihres Körpers, kaum noch eine Stunde leben könne. Wir waren außer uns. Endlich trug man es mir auf, ſie zu beſänftigen. Ich nahm mir vor, mir ihre Neigungen zu Nutze zu machen, und ihr den Tod ſo geputzt zu zeigen, als es möglich ſeyn wollte. Ich näherte mich ganz gelaſſen ihrem Bette. Sie ſchlug die Augen auf, und ſah mich ſchüchtern an. Sind ſie auch ein Bote des Todes? Ja, ich will ſterben, ich Unglückliche, ich will gern ſterben! Das ſagte ſie mit knirſchenden Zähnen. Vielleicht iſt dieſe Furcht noch zu früh; war meine Antwort. Meynen ſie, Herr Schwager, ſollte ich wohl noch leben können? Iſt dieſe Furcht noch zu früh? Sie ſind doch ein rechtſchaffener Freund von mir; mit ihnen kann man doch vernünftig reden. Glauben ſie in der That noch, daß Hoffnung übrig iſt? Aber ſchmeicheln ſie mir nicht. Bey dieſer Anrede merkte ich gar deutlich, daß ihre Seele die letzten Kräfte ſammelte, die Freude auszudrücken, die ſie über ein längeres Leben hatte. Ich bemächtigte mich dieſes vortheilhaften Augenblickes, ſetzte mich an ihr Bette, und faßte ſie bey ihrer ſterbenden Hand. Ich zeigte ihr, daß vielleicht noch Hoffnung zum Leben übrig ſeyn könnte, daß wir es alle ſo ſehr wünſchten, als ſie es ſelbſt kaum wünſchen könne, daß ich als ihr wahrer Freund ganz untröſtbar ſeyn würde, wenn ſie ſterben ſollte.

ſollte. Ich hoffte, es ſolle nicht geſchehen. Weil aber doch ein vernünftiger Menſch ſich auf alle Fälle müſſe gefaßt halten; ſo bäte ich ſie, mir zu ſagen, wie ſie auf dieſen unverhofften Fall wünſchte, im Sarge angekleidet zu ſeyn. Ich hatte dieſe Worte kaum ausgeſprochen, ſo fühlte ich an ihrer Hand, daß der Puls ſtärker ſchlug. Ihre halb gebrochnen Augen bekamen wieder etwas von ihrem vorigen Feuer; ſie lächelte mich mit einer chriſtlichen Gelaſſenheit an, drückte mir die Hand, und ſagte: Wie Gott will! Wir ſind alle ſterblich! Und wenn ich ja ſterben ſoll, ſo beſchwöre ich ſie bey ihrer Freundſchaft, laſſen ſie bey meiner Beerdigung nichts fehlen. Der Sarg muß von eichnem Holze ſeyn; aber, Herr Schwager, ja nicht ſo einen ſchlechten fleckichten Sarg, wie ihn die Stadtrichterinn hatte. Laſſen ſie ihn ſo glatt bonen, als es die kurze Zeit erlaubt. Hier fuhr ſie, faſt eine halbe Stunde, mit einer innerlichen Zufriedenheit fort, mir die Beſchlagung des Sarges, deſſen Bedeckung, die Anzahl der Lichter, ſo um den Sarg ſtehen ſollten, die Leichenproceßion, die Trauer für die Bedienten, die monatlichen Veränderungen, die ihr Mann bey ſeiner Trauer im erſten Jahre beobachten ſollte, mit einem Worte, die geringſten Kleinigkeiten vorzuſchreiben, die ich nicht verſtand, und die ich unmöglich merken konnte. Sie war von langen Reden ſehr entkräftet; ich bat ſie, ſich zu ſchonen. Lieber Gott, antwortete ſie ſeufzend, laſſen ſie mich immer reden; vielleicht habe ich kaum noch eine Viertheilſtunde

zu leben. Dieſe will ich noch anwenden, mich zu meinem Ende zu bereiten. Denn ſehen ſie nur, Herr Schwager, ich habe alles bey mir ſehr vernünftig überlegt. Da mich Gott von meinem Manne, und meinen lieben Kindern im ſechs und dreyßigſten Jahre, ja wohl in der Blüthe meines Alters! dahin reißt, ſo wird man es mir bey meiner Jugend nicht für eine Eitelkeit auslegen können, wenn ich rothen Atlaß zum Küſſen nehme. Auf eben die Art ſoll auch der Sarg ausgeſchlagen werden. Ich fühle, daß ich matt werde, ich kann kaum mehr reden. Wie flüchtig iſt doch unſer Leben! = = Hier ruhte ſie einige Minuten, und ich gab einen Wink, daß man den Geiſtlichen wiederholen möchte. = = = Alſo, mit rothem Atlaß ausgeſchlagen; das waren meine Gedanken, Herr Schwager. Dort in jener Commode, im mittelſten Fache rechter Hand, bey meinem neuen Fächer = = = den haben ſie wohl noch nicht geſehen, Herr Schwager? Sie ſollen ihn gleich ſehen = = = dort liegt ein Stück ſilberner Spitzchen. Mit dieſen wollen wir die Küſſen, und den Atlaß im Sarge beſetzen, alles Bogenweiſe; ſehn ſie auf mich, Herr Schwager, ſo wie ichs ihnen hier weiſe; (und ſie wies mir es mit dem Finger auf dem Bette) aber ſo, ja nicht anders, und die Bogen bey Leibe nicht zu klein, es iſt ſonſt gar kein Geſchmack darinnen. Die Haare ſoll mir meine Schweſter friſiren laſſen, ſo, wie ich ſie vor vier Wochen trug, als ich Gevatter ſtund; nur nicht zu weit ins Geſichte; man ſieht

wie

wie eine Eule aus. Mein Sterbekleid aber = = = Hier trat der Geiſtliche ins Zimmer. Kommen ſie, Herr Beichtvater, kommen ſie zu mir her. Gott hat mir die Gnade gegeben, daß ich mich auf alle Fälle faſſen können. Vielleicht friſtet mir der Himmel das Leben noch; inzwiſchen will ich doch als eine gute Chriſtinn, mich zu meiner Himfahrt bereiten. Der Geiſtliche war über dieſe geſchwinde Veränderung erſtaunt, und ſchickte ſich an, ſeine Kranke die letzte Handlung eines ſterbenden Chriſten verrichten zu laſſen. Ich wollte mit den übrigen aus der Stube gehen, und ſie allein laſſen: Aber ſie hielt mich feſt beym Rocke, und ſagte ganz ſachte zu mir: Sie müſſen bey mir bleiben; ich habe noch verſchiedenes mit ihnen zu reden. Ich blieb alſo bey ihr, und bewunderte nunmehr ihre wahre Standhaftigkeit, mit welcher ſie die Vermahnungen des Geiſtlichen hörte, und ihren Tod mit einer zuverſichtlichen Gelaſſenheit zu erwarten ſchien. Ueber dieſer andächtigen Handlung mochte faſt eine halbe Stunde verſtrichen ſeyn. Ihre Freunde traten wieder ins Zimmer, und ſie ward ſo matt, daß ſie in eine Ohnmacht fiel. Durch viele Mühe kam ſie wieder zu ſich ſelbſt. Sie fragte, wo ich wäre, und ich ſtund bey ihr; aber die Augen waren ſchon trübe. Sie faßte mich wieder bey der Hand: Nur noch ein Wort, Herr Schwager; denn ich fühle es, es wird bald das Letzte ſeyn. Zu meinem Sterbekleide nehmen ſie weißen Atlaß, ſo rein ſie ihn kaufen können. Wir wollen es mit ſilbernen Spitzen beſe-

beſetzen, von dem Muſter, wie ich auf meiner neuen Andrienne habe = = = Gerechter Gott! Die Andrienne werde ich nun auch nicht wieder anziehen! Was ſind wir elende Menſchen doch mit allen unſern weitausſehenden Anſchlägen! = = = Meine Wäſche = = = Hier fiel ſie in eine neue Ohnmacht: aber ſie erhohlte ſich geſchwind wieder; denn ſie hatte mir noch zu ſagen, daß ſie nicht wüßte, was ſie vor Schuhe anziehen ſollte. Ich ſchlug ihr in der Angſt vor, ſie ſollte die Brautſchuhe nehmen; allein ſie ſchüttelte mit dem Kopfe, und ſagte: Die altväteriſchen Schuhe! Endlich wählte ſie ein andres Paar Schuhe, ich weis nicht mehr, welches. Die dritte Ohnmacht überfiel ſie. Es koſtete viel Mühe, ihre fliehenden Lebensgeiſter zurück zu bringen: Endlich gelung es dem Arzte. Sie erwachte, aber die Sprache hatte ſich verloren. Sie winkte ihrem Manne, den ſie zärtlich umarmte. Man führte ihre beiden Kinder ans Bette, denen ſie die Hand auflegte, und einige Thränen dabey fallen ließ. Gegen die Anweſenden machte ſie eine freundſchaftliche Bewegung, die die Stelle eines Abſchiedes vertrat. Wir waren alle aufs äußerſte gerührt. Ich mußte noch einmal zu ihr treten: Sie verſuchte zu reden; aber es war ihr unmöglich. Sie wies etliche mal zwiſchen die Bruſt, und ward ungeduldig, daß ich ſie nicht verſtehen konnte. Sie wiederholte dieſe Zeichen noch einmal, und drückte die zuſammen geballte Hand zwiſchen die Bruſt. Nun verſtand ich ſie, und ſagte: Einen Straus meynen

ſie? Sie ſollen ihn recht ſchön haben! So bald ich dieſes geſprochen hatte, lächelte ſie mich dankbar an, drückte ſich die Augen ſelbſt zu, und verſchied.

Sieht man wohl oft ein ſo ruhiges Ende, als das Ende dieſer Heldinn war! Noch ihre letzte Miene war ein Beweis, daß man das im Alter, und im letzten Augenblicke des Lebens thut, was man in der Jugend ſich angewöhnt hat.

Dieſe drey Exempel ſind ſo überzeugend deutlich, daß ich nicht Urſache haben würde, noch weitläuftiger meinen Satz zu beweiſen, daß das Sprüchwort: **Jung gewohnt, alt gethan**; eine ziemlich allgemeine Wahrheit ſey. Aber ich darf hiebey nicht ſtehen bleiben. Dieſe Exempel ſind alle drey von dem weiblichen Geſchlechte entlehnet. Dadurch würde ich mich den empfindlichen Vorwürfen einer meiner Freundinnen in Cleve bloß ſtellen, welche mir immer Schuld giebt, daß ich mich in meinen Reden und Schriften zu ſehr an dem Frauenzimmer verſündige. Sie lobt mich mit Beyfalle, wenn ſie findet, daß ich keinem Stande und keinem Alter ſchmeichle. Die Gelehrten, den Soldatenſtand, auch die Geiſtlichen, alle überläßt ſie mir: Ja, gewiſſer Urſachen wegen, würde ſie es gern ſehen, wenn ich weniger behutſam mit den Obern verführe; denn ſie iſt eine hitzige Patriotinn, und ihr Mann iſt kein Freund von Steuern und Gaben. Aber, das kann ſie durchaus nicht leiden, daß ich das Frauen-

zimmer zu oft, und, wie ſie glaubt, immer nicht auf eine Art erwähne, die für eine Schmeicheley angeſehen werden könne. Darüber eifert ſie mit einer Heftigkeit, die dem Zanke ſehr nahe kömmt. Sie würde mich böſe machen, wenn ſie nicht ſchön ausſähe: Aber, ihr kleiner Mund bekömmt einen ganz neuen Reiz, wenn er ſchmält; ihre Augen ſind auf eine beſondere Art angenehm, wenn ſie ein wenig grimmig werden. Ich liebe dieſe kleine Kunſtrichterinn in der wilden Unordnung, worein ſie die Liebe zu ihrem Geſchlechte ſetzt. Ich werde mich wohl noch weiter auf dieſe Art verſündigen. Ich würde gar zu viel verlieren, wenn ich ſie nicht wider mich erzürnte. Wie reizend wird ſie mit ihren weißen Zähnen knirſchen, wenn ſie dieſe Stelle ſo unvermuthet in meinen Sprüchwörtern findet! Ich habe ihr gedroht, daß ich ihre Partheylichkeit der Welt verrathen wollte, wenn ſie nicht aufhörte, mich mit ihrer Kritik zu martern. In der That hat ſie bey ihren tugendhaften Vollkommenheiten gar nicht Urſache, ſich der Fehler ihres Geſchlechts anzunehmen. Sie ſollte bedenken, daß ihr Geſchlecht die Hälfte der Welt ausmacht; ſo würde ſie ſelbſt nachrechnen können, daß ich niemals zwo tugendhafte, oder zwo lächerliche Charaktere malen kann, ohne den einen von dem Frauenzimmer zu borgen. Gleichwohl entſchuldige ich bey ihr dieſe Vorurtheile. Sie thut nichts, als was der gröſte Theil der Leſer thut, welche zwar geſchehen laſſen, daß man aller ſpottet, aber alsdenn die Stirne runzeln, wenn man

den

den ihrigen zu nahe kömmt. Sehn ſie, Madame, wie billig ich bin? Und damit ich ſie noch mehr beruhige, ſo will ich dieſes Sprüchwort nicht eher ſchließen, bis ich einige Exempel angeführt, daß auch bey uns Mannsperſonen, die Thorheiten der Jugend noch im Alter ihre volle Kraft unverändert behalten. Können ſie wohl mehr von mir verlangen, Madame? Ich küſſe ihnen die Hände!

Der ungerechte **Herkommann**, dieſer Vater der Sporteln, und Hoheprieſter der Chicane, wird auf dem Rathhauſe unvergeſſen ſeyn, ſo lange man noch einen Schelm nennt. Den erſten Schritt, den er in die hohe Schule that, den that er in das Haus eines Mannes, welches von den Thränen der Wittwen, und dem geraubten Brodte der Waiſen erbaut war. Dieſer geſchworne Feind der Gerechtigkeit empfieng ihn, als den hoffnungsvollen Sohn ſeines würdigen Freundes, mit offenen Armen. Ich darf nicht vergeſſen zu erwähnen, daß der Vater unſers Herkommanns im Gefängniſſe geſtorben war, und dieſes um einer Kleinigkeit willen: Mit einem Worte, er hatte ein paar falſche Wechſel gemacht; in der That war dieſes unter allen ſeinen Verbrechen das kleinſte. Herkommann entdeckte ſeinem neuen Vater gar zeitig die großen Gaben, die in ihm noch unausgebildet lagen. Ohne ſich auf der Univerſität lange mit dem zu martern, was man Theorie nennt, ſchritt er gleich im erſten Jahre zur Praxi. Es

vergiengen nicht vier Monate, ſo war er im Stande, alle Hände nachzumalen. Bey müßigen Nebenſtunden übte er ſich in der Geſchicklichkeit, Siegel nachzudrücken, und Briefe unvermerkt zu öffnen. Damit er einige Nahrung haben, und deſto mehr aufgemuntert werden möchte; ſo lehrte ihn ſein Gönner die einträgliche Kunſt, Zeugniſſe abzulegen, und brachte ihn im Kurzen dergeſtalt in die Kundſchaft, daß er der ganzen Gegend, in allen möglichen Fällen, und wo es nur verlangt ward, mit ſeinem Zeugniſſe gegen die Gebühr diente. Hievon hatte er einen dreyfachen Nutzen: Er verdiente Geld; er ward ſo unverſchämt, als nach den Grundſätzen ſeines Lehrers ein Advocat ſeiner Art ſeyn mußte; und endlich lernte er zugleich durch eigne Erfahrung, wie man Zeugen abrichtet. Dieſe zween letzten Vortheile bringen noch mehr ein, als alle Titel aus den Pandekten. Nunmehr fand ihn ſein Lehrer fähig, der Gerechtigkeit den Krieg anzukündigen, und zu practiciren. Seinen erſten Proceß verlor er. Sein Gegner war ein Advocat, der geſchickt, ehrlich, und unerſchrocken war: Sein Richter war einſehend und unpartheyiſch. Unſer Herkommann war noch nicht abgehärtet, und unverſchämt genug, vor den Augen eines gerechten Richters, und eines Gegners, den die Wahrheit muthig machte, die augenſcheinliche Ungerechtigkeit ſeiner Sache zu vertheidigen. Er konnte ſich nicht faſſen; der Richter überführte ihn ſeiner Bosheit; ſein Client verlor ſeine Anſprüche, und ſein baares Geld;

der

der unglückliche Herkommann aber schlich beschämt nach Hause, und klagte seinem Meister den traurigen Ausgang seines ersten Angriffs. Dieser erfahrne Mann munterte ihn auf. Er gestund ihm, daß es sehr schwer sey, vor den Augen eines unpartheyischen Richters, und eines erfahrnen Gegners eine ungerechte Sache gelassen zu vertheidigen: Zugleich aber versicherte er ihm, es sey ein sehr seltnes Phänomenon, einen solchen Richter, und einen solchen Gegner beysammen zu finden. Muth müsse er fassen, dem Richter beständig widersprechen, seinen Gegner durch persönliche Vorwürfe und Grobheiten erhitzen; mit einem Worte, wenn er sie nicht mit der Bindigkeit der Beweise überführen könne, so müsse er sie durch die Stärke seiner Lunge überschreyen. Oft lernt ein junger Feldherr durch den Verlust einer Schlacht mehr Kriegskunst, als durch den vortheilhaftesten Sieg: Unserm Herkommann wiederfuhr eben dieses. Durch sein Unglück ward er groß. Bisher hatte er sich vornehmlich nur dieses angelegen seyn lassen, wie er die unbequemen Regungen eines ersterbenden Gewissens niederdrücke, und sein Gesicht gewöhne, niemals zu erröthen: Nun arbeitete er auch an seiner Lunge, und arbeitete mit einem so glücklichen Erfolge, daß er mit der Dreistigkeit eines alten legalen Betrügers in kurzer Zeit den Richter betäubte, und den Gegentheil überschrye. Nunmehr ward er allen Richterstuben schrecklich, und in der ganzen Gegend als ein großer Advocat berühmt. Wittwen

und Waiſen zitterten vor ſeinem Namen; aber allen denen war er eine ſichre Zuflucht, welche verdienten, gehangen zu werden. So ſeltne Verdienſte ſind einer ſeltnen Belohnung würdig. Der alte getreue Wegweiſer unſers Herkommanns erſtaunte über den geſchwinden Fortgang dieſes jungen Rabuliſten. Er freute ſich über dieſes Werk ſeiner Hände, und liebte ihn, wie ein reiſſender Wolf ſeine Jungen liebt. Die Erfahrung hatte ihn gelehrt, wie wenig Zeit dazu gehöre, ſich reich zu plündern. Schon im Geiſte ſtellte er ſich die Größe, und die Reichthümer ſeines muthigen Herkommanns vor. Zur Belohnung ſeiner ihm geleiſteten Dienſte, wollte er ſein Glück mit dem Glücke dieſes hoffnungsvollen Mannes verbinden: Er gab ihm alſo ſeine einzige Tochter. Die vertraulichſte Einigkeit der Straßenräuber iſt von keiner Dauer, und nimmt oft ein blutiges Ende. Herkommann, und ſein Schwiegervater waren beide zu boshaft, als daß ſie lange Zeit mit einander in einem Hauſe ruhig leben konnten. Ihre Feindſchaft brach mit Heftigkeit aus; ſie verklagten einander vor dem Richter. Die ganze Stadt war aufmerkſam, wie bey dem raſenden Kampfe zwoer grimmiger Beſtien. Herkommann, welchen die Chicane vorzüglich liebte, wie das Glück junge Helden liebt, und alten untreu wird; Herkommann, den ſein Schwiegervater zum Raube eingeſegnet, und zum Betrüger abgerichtet hatte; dieſer undankbare Herkommann beſtritt ihn mit ſeinen eignen Waffen, und ſiegte. Er war ſo

geſchickt,

geſchickt, daß er ſeinen Schwiegervater um das Haus, und um ſein ganzes Vermögen brachte. Er ließ ihn elendiglich verhungern. Nun war ihm weiter nichts im Wege, ungehindert zu würgen. Er that es dreyßig Jahre lang, und verwüſtete die ganze Gegend. Das war ihm noch nicht genug: Auch nach ſeinem Tode wollte er noch ſchaden. Er machte ein Teſtament, welches ſeine Erben in die größte Verbitterung und in Proceſſe ſtürzte, die ihnen nicht allein die Erbſchaft zernichteten, ſondern auch noch ihr eignes Vermögen koſteten. Herkommann that alſo in ſeinem Alter das, woran er ſich in ſeiner Jugend gewöhnt hatte. Er war ein junger Böſewicht, ein alter Räuber, und auch nach ſeinem Tode noch ein ſchändlicher Betrüger. Es fällt mir noch eine merkwürdige Handlung ſeiner ſtandhaften Bosheit ein. Wenige Stunden vor ſeinem Tode entſchloß er ſich, des Wohlſtands wegen den Beichtvater zu ſich kommen zu laſſen. Dieſer ſegnete ihn endlich ein, und beym Einſegnen merkte Herkommann, daß er contrebandes Tuch zum Prieſterrocke hatte. Er ließ den Fiſcal rufen, gab es an, und ſtarb.

N. N. ward durch den Tod ſeiner Aeltern der unwürdige Erbe eines anſehnlichen Vermögens. Sein rechtſchaffener Vater kannte ihn genauer, als viele Väter ihre Kinder nicht kennen. Er hatte gemerkt, daß ſein Sohn, von den erſten Jahren an, das Geld, ſo man ihm in die Hände

gab, auf die niederträchtigſte Art verſchwendete. Er bemühte ſich, den Folgen davon durch ein ſehr ſorgfältig eingerichtetes Teſtament vorzukommen. Dieſe Sorgfalt war vergebens. In der verabſcheuungswürdigſten Geſellſchaft von eigennützigen Freunden, von Spielern und Huren brachte er ſein Vermögen durch, ohne es ſelbſt zu genießen. Itzt lebt er von dem Almoſen ſeiner Freunde. Weder die Verachtung der ganzen Stadt, noch die nagende Armuth, noch eine Zeit von funfzig traurigen Jahren ſind vermögend geweſen, ihn vernünftig zu machen. An ſeine raſenden Ausſchweifungen denkt er mit Vergnügen, und verſichert mit den ſchrecklichſten Flüchen alle, die es hören wollen, daß, wenn ſein Vater heute ſtürbe, er noch heute Anſtalt machen würde, das ererbte Vermögen mit eben der wilden Art zu zerſtreuen, wie er es vor dreyßig Jahren gethan habe.

Veit Knollius war des Verwalters Sohn, und in ſeinem Dorfe der gelehrteſte Bauerjunge. Seine zärtliche Mutter war erkenntlich; drum lobte ihn der Schulmeiſter alle Sonntage. Das machte den albernen Buben hochmüthig: Er verachtete die andern Knaben, welche nicht ſo fix leſen und ſchreiben konnten. Es war ihm unleidlich, wenn ihm einer von ſeinen Mitſchülern widerſprach, und da ihm die Natur, außer ſeinem großen Verſtande, auch große Fäuſte gegeben hatte, ſo prügelte er auf die armen Jungen deſpotiſch los. In dieſer Gemüthsverfaſſung kam er auf

eine

eine Stadtſchule, wo er alle Tage gelehrter, und alle Tage unbeſcheidner ward. Auf hohen Schulen bildete er ſeine grobe Seele ſorgfältig aus. Er war unermüdet fleißig, um andern ins Geſicht ſagen zu können, daß ſie unwiſſender Pöbel wären. Im Kurzen ſagte er dieſes ſeinem eignen Lehrer; und damit er die Freyheit erlangen möge, es öffentlich behaupten zu dürfen, ſo öffnete er ſich den Weg zur Katheder, und wies der Welt in dem ſchönſten Lateine, deſſen ſich in Rom kein Bootsknecht hätte ſchämen dürfen, daß alle ſeine Collegen unwiſſende Eſel, und deutſche Ochſen wären, und daß nur er von den Muſen geſandt wäre, ſeinem blinden Vaterlande die Augen zu öffnen, und den hochmüthigen Ausländern einen Mann entgegen zu ſetzen, der Knollius heiße. Es waren einige Theile der Gelehrſamkeit, um die er wahre Verdienſte hatte; Seine Feinde ſelbſt konnten ihm das nicht abſprechen: Aber auch ſeine beſten Freunde mußten geſtehen, daß dieſe Verdienſte durch ſeine Eigenliebe, und beleidigende Grobheiten dergeſtalt verdunkelt würden, daß er allen unerträglich ſey, und ein unpartheyiſcher Richter immer unſchlüßig bleibe, ob man mehr Urſache habe, ihn hoch zu ſchätzen, oder ihn zu verachten. Dieſe Aufführung, welche ſo gar die Critici in den Niederlanden für unhöflich hielten, erregte ihn viele heftige Gegner. Man griff ihn von allen Seiten unbarmherzig an, und zeigte ihm theils mit einer ernſthaften Gelaſſenheit, theils mit beißender Bitterkeit, theils aber in ſeiner eignen groben Sprache,

daß er der gelehrteſte Thor ſeiner Zeit ſey. Bey allen dieſen Anfällen blieb er muthig ſtehen. Er war von ſeinen Verdienſten ſo trunken, und von der dankbaren Ehrfurcht, die ihm die ſpäteſte Nachwelt bezeigen würde, ſo gewiß überzeugt, daß er die vernünftigen und unvernünftigen Vorwürfe mit gleichem Hochmuthe verachtete. Grotius und Bayle waren große Männer geweſen, und eben um deßwillen waren ſie den feindſeligen Spöttereyen ihrer neidiſchen Gegner ausgeſetzt. Dieſes war ſein Troſt; aber er beſann ſich nicht, daß auch Bav und Mäv verſpottet worden waren. Unſer großer Knollius hatte in lateiniſchen Büchern geleſen, daß die ungeſittetſten Männer durch die Liebe menſchlich, und beſcheiden geworden waren. Dieſes nannte er weibiſch. Er flohe alſo den Umgang mit Frauenzimmer; er heirathete nicht, er liebte niemals, und flüchtete ſich vor der Liebe hinter ſeine fürchterlichen Folianten, um nicht menſchlich, und nicht geſittet zu werden. Denn nun hoffte er, zur Vergeltung ſeiner Unempfindlichkeit, ein deſto gröſſerer Gelehrter, ſeinen Feinden nun ſchrecklicher, und unſterblich zu werden. Unter dergleichen menſchenfeindlichen Beſchäfftigungen iſt er alt worden. Man will der Nachwelt ſeinen Ruhm überlaſſen, und fängt daher ſchon itzt an, ihn zu vergeſſen. Dieſe Verachtung fühlt er nicht. Noch ſchreibt er muthig fort. Es fehlt ihm nicht ganz an Schülern und Bewunderern, ſo unbeſcheiden er auch iſt. Dieſe junge grobe Brut giebt ſeinem gelehrten Hochmuthe immer

mer

mer neue Nahrung. Er zieht ſie für die Nachwelt heran, ſo wie er erzogen worden iſt. Er braucht ſie bereits zu kleinen kritiſchen Streifereyen, und ſegnet ſie in ſeinem väterlichen Schooſe, wenn ſie mit Schlägen zurück gejaget werden. Es iſt zu befürchten, daß unſer Knollius noch lange lebt: Man kann aber gewiß glauben, daß er ſich niemals ändern wird, da er ſich in funfzig Jahren nicht geändert hat. Schon auf dem Dorfe bey ſeinem Vater war er der unerträgliche Bube, der mit Fäuſten drein ſchlug, wenn ihm widerſprochen ward: Noch in dieſem Augenblicke iſt er eben ſo ein kritiſcher Bengel, und verfolgt alle, die mit ſeinen gelehrten Grobheiten, die ſo unbedachtſam ſind, ihm zu widerſprechen. Ich freue mich, daß ich auch unter dem gelehrten Pöbel Männer finde, die die Wahrheit meines Sprüchworts beweiſen.

Diejenigen, welche eine bürgerliche Erziehung, oder der Mangel, oder der Geiz, oder der Hochmuth, oder alle dieſe Umſtände zuſammen nöthigen, zu arbeiten, dieſe ſind immer ungerecht genug, zu behaupten, daß der Müßiggang eine ſehr leichte Sache ſey, daß aus demſelben viel Schaden für das gemeine Weſen entſtehe, und daß es ihnen ganz unbegreiflich ſey, wie ein vernünftiges Geſchöpfe Geduld genug haben könne, ſein ganzes Leben, von den erſten Jahren an, bis in das höchſte Alter in einem ununterbrochnen Müßiggange zuzu bringen. Auf dieſe Vorwürfe will ich nur mit wenigem im Namen der Müßiggänger

ger antworten, da es zu viel Arbeit für sie seyn würde, wenn sie es selbst thun sollten.

Es ist ungerecht, zu sagen, daß der Müßiggang eine leichte Sache sey. Man betrachte nur die unruhige Wirksamkeit der Seele, welche sich beständig beschäfftigen, beständig mit neuen Vorwürfen unterhalten, niemals, so gar im Schlafe nicht, ruhen will. Wie viel Arbeit gehört dazu, diese geschäfftige Seele in eine ruhige Unempfindlichkeit einzuwiegen? Wie schrecklich muß einem Menschen, der des Müßigganges noch ungewohnt ist, die traurige Aussicht in das Leere des langen Tages seyn, welchen er beym Erwachen anfängt? Er wird es durch die Zeit gewohnt; er gähnt dem Tage entgegen, nährt seinen Körper, sucht sich in Gesellschaft anderer Müßiggänger zu zerstreuen, und freut sich, wenn die erquickende Stunde kömmt, wo er sich vor dem Getöse der arbeitenden Welt in sein Bette flüchten kann. Wie dieser Tag ist, so sind die vielen tausend Tage, die er zu leben hat. Bey einer solchen gedankenlosen Einförmigkeit würde sich ein Engelländer hängen, aber ein sich selbst gelassener Deutscher wird dabey fett. Ist der Müßiggang so leicht; warum fliehen ihn diejenigen so sehr, die dergleichen Vorwürfe machen?

Also ist es nicht leicht, müßig zu gehen; ich will aber auch beweisen, daß aus dem Müßiggange nicht allein gar kein Schaden für das gemeine Wesen entsteht, sondern daß solcher demselben unge-

mein

mein vortheilhaft iſt. Die Stärke eines Landes beſteht in der Nahrung, das iſt ausgemacht; die meiſte Nahrung iſt da, wo das meiſte verzehrt wird, das iſt auch ausgemacht; und nirgends wird mehr verzehrt, als wo viel Müßiggänger ſind. Verlangt man davon Beweis? Ich will es nicht hoffen. So bald ein Müßiggänger aufſteht, ſo bald fängt er an zu verzehren, und kaut noch in dem Augenblicke, da er ſich, obwohl ſpät, zu Bette legt. Von den zwölf Stunden, die er wacht, werden achte mit Eſſen und Trinken zugebracht, und da er niemals ißt, wenn ihn hungert, und niemals trinkt, wenn ihn dürſtet, ſo ſind es nur theure Speiſen, und koſtbare Getränke, die er wählt, ſeinen Geſchmack zu reizen. Ein Mann, der durch Arbeit ſein Brodt verdient, lebt die meiſten Tage über ſparſam, und verthut gemeiniglich nur wenige Groſchen. Ein Müßiggänger hingegen, deſſen Vater ihm das Brodt verdient hat, wird mehr Thaler verzehrrn, als jener Groſchen braucht. Nun rechne man ſelbſt nach, (denn itzt rede ich nur mit denen, die rechnen) welcher von beiden dem Vaterlande am meiſten nützlich ſey? Ich will weder von dem übrigen Aufwande in Kleidung, in Spielen, noch von dem koſtbaren Viehe reden, das gemeiniglich ein vornehmer Müßiggänger zu ſeiner Geſellſchaft unterhält. Man ſieht hieraus deutlich, wie unentbehrlich die Müßiggänger dem Commerze ſind. Das wird man wohl ohne mein Erinnern verſtehn, daß ich nicht vom Pöbel, oder armen Müßiggängern rede;

eben

eben darum ſind dieſe zur Arbeit verdammt, weil ſie Pöbel und arm ſind; Nur von denen rede ich, welche entweder den guten Einfall gehabt haben, ſich von reichen Müttern gebären zu laſſen, oder denen die Vorſicht des Himmels eine reiche Frau gegeben, oder, welche die vornehme Kunſt verſtehen, das Vermögen anderer Leute zu verzehren.

Außer dieſem Nutzen, welcher dem Vaterlande durch dergleichen Müßiggänger in Anſehung des **Conſumo**, wie man es kunſtmäßig nennt, zuwächſt, iſt auch noch ein Vortheil, den die arbeitenden Mitbürger zu genießen haben. Dadurch, daß jene zu groß ſind, als daß ſie arbeiten ſollten, bleiben Aemter genug übrig, durch welche dieſe ihr Brodt verdienen können: Und wenn auch, wie es oft geſchieht, vornehme Müßiggänger wichtige Aemter bekleiden; ſo hat doch der Himmel, der alle ſeine Gaben ſo weislich eintheilt, gemeiniglich dasjenige, ſo er durch den Rang, und das Vermögen an ſie verſchwendet, ihnen wieder am Verſtande abgebrochen, und dadurch ſie in die Nothwendigkeit geſetzt, diejenigen zu Hülfe zu rufen, welche für ſie und ihr Amt, gegen billige Bezahlung, Verſtand genug haben.

Was ich hier mit wenigem berührt habe, iſt weiter nichts, als ein kurzer Entwurf eines weitläuftigen Buchs, welches ich künftig unter dem Titel: **Die ſchwere Kunſt, müßig zu gehn,** dem geliebten Vaterlande liefern werde, wenn mir

der Himmel mein Leben, und meine rechte Hand friſtet. Itzt alſo will ich davon weiter nichts ſagen, und nur diejenigen freundſchaftlich warnen, welche immer ſo übereilend ſind, auf den Müßiggang zu ſchmälen, und die Müßiggänger zu verachten; ohne zu bedenken, daß ſie unrecht haben, und ſich der Feindſchaft ſo vieler Erlauchter und Hochwürdiger Müßiggänger ausſetzen.

Der letzte Vorwurf iſt noch zu beantworten übrig. Es können nämlich meine Gegner nicht begreifen, wie ein vernünftiges Geſchöpf Geduld genug habe, ſein ganzes Leben, von den erſten Jahren an, bis in das höchſte Alter, in einem ununterbrochnen Müßiggange zuzu bringen. Ich kann es nicht läugnen, mir war es anfänglich auch ganz unbegreiflich; ich fragte alſo Ihro Excellenz, den Herrn Baron von ***, einen meiner größten Gönner und Beförderer, darum, welcher nunmehr, durch die Gnade des Himmels, und ſeines ererbten Vermögens, zwey und ſiebenzig Jahre rühmlichſt müßig gegangen iſt. Er lag eben auf dem Canapee, und rauchte Tabak, da ich ihm meinen Zweifel vortrug. Allein er lächelte mich mit einer faulen Miene an, und ſagte: Sind ſie auch ſo ein Narr, Herr Panßa! Wiſſen ſie das noch nicht? Nach Tiſche will ich es ihnen ſagen, wenn ich Zeit haben werde. Aber bis itzt hat er noch keine Zeit gehabt; und er wird verdrüßlich, wenn ich ihn an ſein Verſprechen erinnere. Ich muß alſo warten, bis die glückliche

Stunde

Stunde kömmt, wo er ſich die Zeit nehmen wird, mir das große Geheimniß zu entdecken. Bis dahin müſſen ſich meine Leſer gedulden; ich kann ihnen nicht helfen.

Damit ich aber doch etwas thue, ſo will ich der Welt eine kurze Nachricht von dieſem patriotiſchen Müßiggänger geben. Sein Vater, welchen die Nachbarſchaft nur unter dem Namen des alten Junkers kannte, war wegen ſeiner Wuchereyen berühmt. Er hielt die empfindlichſten Vorwürfe aus, um ein pro Cent mehr zu gewinnen. Sein Haus war ein Magazin von Geräthe, und andern Sachen, welche die Nothdürftigen in daſiger Gegend bey ihm, als Pfänder, verſetzten. Durch beſtändige Proceſſe gewann er beynahe noch mehr, als ſein Advocat; er ſtritt mit allen Nachbarn, und brachte die anſehnlichſten Familien an den Bettelſtab. Mit einem Worte; er ſcharrte ein erſtaunendes Vermögen zuſammen, welches er ſeinem einzigen Sohne, meinem großen Mäcenaten, hinterließ. Dieſer kam auf die Welt, da ſein Vater ſchon fünf und ſechzig Jahr alt war. Die Feinde ſeiner Mutter, einer jungen, und liebenswürdigen Frau, hielten ſeine Geburt für ſehr problematiſch, und machten ſeinen Vater, nicht ſowohl durch die Vorſtellungen, daß er ein Hahnrey ſeyn könnte, als vielmehr dadurch unruhig, daß er einen ziemlichen Theil ſeines Vermögens auf die Erziehung dieſes ungehofften Kindes würde verwenden müſſen. In dieſer ängſtlichen Ungewißheit blieb er faſt

faſt ein halbes Jahr, da er endlich merkte, daß dieſes Kind ſehr wenig Nahrung zu ſich nahm, und, wenn es am heftigſten weinte und ſchrye, dennoch den Augenblick beruhigt ward, und munter lächelte, ſobald man mit einem Beutel voll Geld klirrte. Dieſe Sparſamkeit, und dieſer natürliche Hang zum Gelde überzeugte ihn, wider alle Vorwürfe der Natur, daß dieſes Kind ſein leiblicher Sohn ſey. Er freute ſich über dieſe Entdeckung; er nahm ſich großmüthig vor, ſeinem Sohne eine anſtändige Erziehung zu verſchaffen, und ihn ſchreiben und rechnen zu lehren.

Dieſes liebenswürdige Kind gab gar zeitig die deutlichſten Merkmaale von ſich, daß ihn die Natur erſchaffen habe, nichts zu thun. Er ſchlief beſtändig, und niemals ruhiger, als an der Bruſt ſeiner Amme. Mit dem erſten Jahre wollte man ihn entwöhnen; aber es war ihm viel zu mühſam, zu kauen: man ſahe ſich daher genöthigt, ihn bis ins dritte Jahr zu ſtillen. Bis ins zehnte Jahr gängelte man ihn, weil er niemals lernen wollte, allein laufen, ſondern beſtändig im Stuhle ſitzen blieb. Um dieſe Zeit fieng er auch an zu reden, aber ſehr langſam; und noch itzt iſt ſeine Sprache ſo lallend, wie die Sprache eines Kindes; denn er glaubt, es entkräfte ihn zu ſehr, wenn er ordentlich, und vernehmlich rede. Des Wohlſtands wegen hielt man ihm einen Hofmeiſter, welcher ſehr ſcharfen Befehl hatte, das gute Kind nicht zu übertreiben, am wenigſten ſtrenge zu halten.

Es blieb ihm alſo weiter nichts zu thun übrig, als dieſes, daß er ſeinen Schüler früh um zehn Uhr aufweckte, bis um zwölf Uhr anziehen ließ, über der Tafel für ſeine Nahrung ſorgte, nach Tiſche ſich neben das Canapee ſetzte, und von dem kleinen Junker, ſo lange er Mittagsruhe hielt, die Fliegen abwehrte, hernach Caffee mit ihm trank, ein paar Stunden ſpatzieren gieng, um ihn zum Abendeſſen vorzubereiten, und wenn auch dieſes überſtanden war, ihn endlich zu ſeiner Ruhe brachte. Dieſes waren die täglichen Beſchäfftigungen ſeines Hofmeiſters. Wie viel geſchickte Hofmeiſter würden in der Welt ſeyn, wenn man auch ſo billig wäre, von ihnen weiter nichts zu fodern, als was der alte Junker von dieſem foderte! Ungeachtet dieſer ſpielenden Art zu unterrichten, war doch unſer junger Herr ſchon im achtzehnten Jahre ſo weit gekommen, daß er buchſtabiren konnte. Um deßwillen ſchickten ihn die Vormünder auf die hohe Schule, wo er drey Jahre lang ſchlief und aß; und nach rühmlichſt abſolvirten akademiſchen Studien, wie ihm alle Profeſſores, und Weinſchenken bezeugten, mußte er auf Reiſen gehen. Man packte ihn alſo, unter der Begleitung eines alten Kammerdieners, und eines erfahrnen Kochs, in einen ſehr bequemen Reiſewagen, und fuhr ihn faſt zwey Jahre, in Deutſchland, Frankreich, und den Niederlanden herum. Alsdenn ließ ihn ſeine gnädige Mama nach Hauſe kommen, um zu ſehen, wie ſich ihr einziger lieber Sohn in fremden Landen gemäſtet habe. Man wog ihn den Augenblick,

blick, da er vom Wagen ſtieg, denn man hatte ihn bey ſeiner Abreiſe gewogen; und da fand man ihn, zum unausſprechlichen Vergnügen ſeines hohen Hauſes, zwanzig Pfund ſchwerer, als vor zwey Jahren. Den nächſten Sonntag darauf mußten alle Bauern Gott danken, der dieſe Reiſe ſo augenſcheinlich geſegnet hatte. Es gab in der Nachbarſchaft leichtſinnige Gemüther, welche über dieſen zwanzigpfündigen Segen ſpotteten; aber ich glaube nicht, daß ſie recht thaten. Wie viele von unſern jungen Edelleuten gehen in fremde Länder, und haben von ihren koſtbaren Reiſen ſo vielen Nutzen bey weitem nicht, als dieſer hatte! Durch den Tod ſeiner Mutter, welcher kurz darauf erfolgte, ſahe ſich unſer Junker genöthigt, die Verwaltung der Güter ſelbſt zu übernehmen. Weil er aber noch itzt eben die gemächliche Lebensart führte, die er unter der Aufſicht ſeines Hofmeiſters geführt hatte, ſo war es ihm nicht zu zumuthen, daß er ſich um die Einnahme und Ausgabe ſelbſt bekümmern ſollte. Er trug alſo dieſe gemeine Arbeit einigen ſeiner Bedienten auf, und weil er ſieht, daß ihm weder am Eſſen, Trinken, noch einiger Art der Bequemlichkeit etwas abgeht, ſo iſt er mit ihrer Verwaltung ſehr wohl zufrieden. Sie werden reich, und er wird fett. Das iſt alles, was er wünſcht; denn dazu iſt er zu faul, daß er geizig ſeyn, und erſt mühſam unterſuchen ſollte, wo ſeine Bedienten in ſo kurzer Zeit zu einem anſehnlichen Vermögen gelangen könnten. Er hat ſich niemals entſchließen können, zu heira-

then; denn ſeine Lehnsfolger haben ihm bey aller Gelegenheit die ſchrecklichſten Vorſtellungen gemacht, wie mühſam der Eheſtand ſey. Die ſchwerſte Arbeit, die er in ſeinem Leben unternommen, und glücklich ausgeführt hat, iſt dieſe, daß er in ſeinem funfzigſten Jahre Baron geworden iſt. Aber auch dieſe hat ihn tauſendmal gereut, wenn er an die unruhigen Zeiten des fürchterlichen Bernhards von Galen zurück gedacht, und ſich die Möglichkeit vorgeſtellt hat, daß bey einem allgemeinen Aufgebote der Ritterſchaft er vielleicht mit aufſitzen, und als Baron ſich an die Spitze ſtellen müſſe, da er außerdem, als ein gemeiner Edelmann, ſich in dem dickſten Haufen unbemerkt verbergen können. Denn der Blutdurſt iſt ſein Fehler nicht, ob er ſich ſchon niemals ohne Harniſch malen läßt; und aus Liebe zur Ruhe, und einer guten Gemächlichkeit, bittet er Gott brünſtig um die Erhaltung des lieben Friedens. Vor drey Wochen hat dieſer ehrwürdige Greis ſein zwey und ſiebzigſtes Jahr angetreten, und den billigen Vorſatz gefaßt, den Reſt ſeiner Tage in Ruhe zu zu bringen. Zu dem Ende hat er ſich ein geraumes Canapee mit Stalfedern machen laſſen, in welchem er von zehen Uhr des Morgens, bis Abends um acht Uhr wohnt, und unter Eſſen, Trinken und Tabakrauchen, in der Geſellſchaft einiger artigen Möpſe, ſeinen Tod ruhig erwartet. Das Einzige, was ich wünſche, iſt dieſes, daß ihm der Himmel nur ſo lange noch ſein theures Leben friſten möge, bis er mir und meinen Leſern die

die ſchwere Frage aufgelöſt hat, wie es möglich ſey, daß ein vernünftiges Geſchöpfe Geduld genug habe, ſein ganzes Leben, von den erſten Jahren an, bis ins hohe Alter in einem ununterbrochenen Müßiggange zu zu bringen. Sollte ihn aber der Tod dahin raffen, ehe wir dieſes von ihm erführen, ſo wird uns doch ſein ungeſchäfftiges Leben zu einem Beweiſe dienen, daß auch ein Müſſiggänger in ſeinem Alter nichts thue, da er in ſeiner Jugend nichts zu thun gewohnt geweſen iſt.

Der Satz iſt ſehr richtig, daß man ſchon in dem Knaben den Mann erblickt, und aus den Handlungen der Kinder mit einiger Zuverläßigkeit prophezeihen kann, was für eine Rolle ſie bey zunehmenden Jahren und im Alter ſpielen werden. Mein Onkel iſt ein alter Winkelſchulmeiſter, und hat ſich durch ſeinen Fleiß ſo beliebt gemacht, daß ihm faſt die halbe Stadt ihre Kinder zur Unterweiſung anvertraut. Dieſer Gelegenheit bediene ich mich, Betrachtungen anzuſtellen. Ich bin beſtändig unter dieſen Kindern, die ich mir durch kleine Gefälligkeiten verbindlich zu machen gewußt habe. Da ſie mich gewohnt ſind, und ich bey allen ihren kindiſchen Thorheiten freundlich bleibe, ſo verſtellen ſie ſich in meiner Gegenwart nicht, und ich erlange dadurch das Vergnügen, mit einem prophetiſchen Auge in die Nachwelt unſerer Stadt zu ſehen, und für ſie tauſend gute und ſchlimme Folgen zu entdecken, die andern, welche nicht ſo aufmerkſam ſind, ganz verborgen bleiben. Ja, ich

ich bin so weit gekommen, daß ich mir getraue, mit einer ziemlichen Gewißheit zu bestimmen, was wir in funfzig Jahren für neue Secten in der Kirche haben werden, wie es mit der Handlung stehen wird, welche Art vom Witze alsdenn mode seyn wird, und ob die Aemter auf dem Stadthause eben so unachtsam, und mit eben der Ungeschicklichkeit, wie itzt, werden verwaltet werden.* Ich habe hiebey eben die Belustigung, die ein Mensch hat, der mit einem Sehrohre meilenweit neue Aussichten und Gegenden entdeckt, die denen ganz unbekannt bleiben, welche bey ihren schwachen Augen nur wenige Schritte vor sich hin sehen können. Da ich als ein wahrer Menschenfreund, niemals ein Vergnügen allein genießen kann; So will ich auch dieses mit meinen Lesern theilen, und ihnen von einigen Knaben die Charaktere beschreiben, die ich an ihnen entdeckt habe. Sie können solche als moralische Aufgaben ansehen; denn ich überlasse ihnen das Urtheil, was für ein Mann aus einem jeden dieser charakterisirten Knaben werden dürfte.

Christoph, der Junge eines Hufschmidts, hat niederhangende Augenbraunen, unter denen er tückisch hervor guckt. Er spricht wenig mit andern Jungen, mit sich selbst aber redet er beständig. Wenn er allein zu seyn glaubt, so streichelt er sich mit

* Der Verleger erinnert hiebey, daß Herr Anton Panßa dieses in J***, einem Städtchen in Westphalen schreibt, wie im Eingange dieser Sprüchwörter angemerkt worden ist.

mit einer schmeichelhaften und beyfälligen Art auf den Backen, und heißt sich den großen Christoph. Wenn er zween Jungen auf der Gasse beysammen sieht; so glaubt er, daß sie mit Bewunderung von den Vocabeln reden, die er gestern in der Schule gelernt hat. Er weis mit einer wohlausgesuchten Unachtsamkeit den Donat, oder ein anderes Schulbuch vor der Werkstatt seines Vaters liegen zu lassen, damit die Vorbeygehenden merken sollen, daß in diesem Hause der gelehrte Junge wohnt, der lateinisch lernt. Vor ein paar Wochen warf dieser Bube dem Capellan vor, daß er in der Kinderlehre den Spruch unrichtig gebetet habe, und so bald er nach Hause kam, erzählte er es seiner Mutter mit großem Geschreye, daß er den Spruch besser beten könne, als der Magister. Schreiben kann er noch nicht, denn er ist erst neun Jahr alt: dem ungeachtet schmiert er sich beständig Dinte an die Finger, damit die Bürger glauben sollen, Schmidts Christoph könne schon schreiben. Ja er geht so weit, daß er Dintenflecke in die Wäsche macht; und als ihm seine Mutter unlängst dieses mit ein paar Ohrfeigen verwies, so war der kleine Schurke so boshaft, daß er sie mit einer verächtlichen Miene ansah, und ihr vorwarf, sie rede wie der unwissende Pöbel, der es auch nicht besser verstehe. Nichts thut er lieber, als daß er mit der Feder ein Blatt Papier voll gritzelt, und mir sodann mit einer tiefen Verbeugung solches überreicht, wobey er mich allemal mit den Worten anredet: Nach Stand und Würden geehrter

Leſer. Ich gebe ihm gemeiniglich dafür einige Kreuzer, und laſſe mir erklären, was er eigentlich geſchrieben haben wolle. Im Anfange ſchrieb er nichts, als Geſangbücher. Hiebey hätte er gar wohl können ſtehen bleiben, da es große Männer giebt, die auf die Unſterblichkeit einen Anſpruch machen, wenn ſie die chriſtliche ſingende Gemeine mit einem vermehrten, und verbeſſerten Geſangbuche irre gemacht haben; Aber mein ehrgeiziger Chriſtoph gieng weiter. Denn da er das kleine a. b. c. ſchreiben konnte, ſo ſchmierte er einen Bogen in Qvart voll, und ſagte, er überreiche mir den erſten Band ſeiner Herzenspoſtille. So viel muß ich ihm nachrühmen, daß ich dieſen Bogen durchſehen konnte, ohne zu gähnen, und ohne zu ſchlafen: Ich vergaß aber damals, ihm ſeine gewöhnlichen zween Kreuzer zu geben, welches dem Buben dergeſtalt ärgerte, daß er allen Leuten ſagte; Herr Anton Panßa iſt ein Feind der Geiſtlichen, und kann nicht einmal Geſchriebnes leſen. Noch weit ſchlimmer gieng es in voriger Woche einem von ſeinen Mitſchülern, welchem er einen vollgegritzelten Zeddel wies, und ihn bereden wollte, es ſey ein Kalender, den er geſchrieben habe. Weil aber dieſer arme Knabe in ſeiner Einfalt ſagte, das wäre nur ein Wiſch, und kein Kalender; ſo drückte ihn Chriſtoph unter ſich, (denn handfeſte iſt Chriſtoph) und prügelte ihn unbarmherzig, damit er geſtehen ſollte, es ſey ein Kalender; und weil er das nicht thun wollte, denn gemeiniglich ſind die Leſer eigenſinnig, ſo kniete er

ihm

ihm auf den Leib, und wollte ihn mit geballter Faust zwingen, das Blatt zu fressen; ja er stopfte es ihm bereits ins Maul, als ich unverhofft dazu kam, und den unschuldigen Knaben rettete. Was glauben meine Leser, was wird wohl aus diesem Christoph mit der Zeit werden?

Der Herr Fiscal, mein Nachbar, hat zween rothköpfigte Jungen, über die ich mir viel Sorge mache. Der älteste wird ungefähr funfzehn Jahr alt seyn. Er weis mit einer gefälligen Art sich in allen Häusern einzuschmeicheln, und dieses thut er nur in der Absicht, seiner neugierigen Mutter ins Ohr zu sagen, wo frische Kuchen gebacken werden, in welcher Familie Caffeebesuch erwartet wird, ob es wahr ist, daß jener Nachbar seine Frau prügle, und was eigentlich die Ursache seyn müsse, warum diese oder jene Frau ihre Magd mit Ohrfeigen aus dem Dienste gejagt hat. Alle diese gleichgültigen Zeitungen gewinnen in dem Munde dieses kleinen Spions ein boshaftes Ansehen; und er hat sich von seiner horchenden Mutter bereits alle die vielbedeutenden, und richtenden Mienen angewöhnt, welche sie bey der Anhörung eines neuen Märchens macht. Diese Mienen machen seine Erzählungen doppelt gefährlich, weil man dabey lachen muß. Kann er seiner Mutter keine neuen Klätschereyen von andern Familien erzählen, so geht er in fremde Häuser herum, und macht seine eigne Mutter lächerlich.

Der andere Junge, welcher erſt vor ein paar Monaten ins vierzehnte Jahr getreten iſt, ſcheint mir noch weit gefährlicher zu ſeyn. Er hat durch ſeine Schmeicheleyen das Herz meines Onkels, ſeines Schulmeiſters, ſo einzunehmen gewußt, daß er die Schule mehr regiert, als mein Onkel. Schon itzt iſt er ein vollkommner Tartüffe. Er begeht alle Bosheiten, deren ein Knabe von ſeinem Alter fähig iſt, und dennoch heißt ihn der Schulmeiſter beſtändig ſeinen lieben Sohn, ſein beſtes Kind. Er hat ihm um deßwillen aufgetragen, in ſeiner Abweſenheit auf die übrigen Knaben Acht zu geben, und es ihm treulich zu hinterbringen, wenn einer oder der andere nicht ſtille ſitzt, und kindiſche Ausſchweifungen begeht. Dieſes Amt macht den Buben dem ganzen Haufen ſchrecklich, und er misbraucht es eben ſo, wie mancher fürſtliche Bediente, dem die Aufſicht über einen Theil des Landes aufgetragen iſt. Die Jungen, die ihn vordem gerauft, oder ihm den Hut vom Kopfe geſchmiſſen haben, verfolgt er unbarmherzig. Eine Rache iſt ihm zu wenig; dadurch wird er noch nicht beſänftigt: er rächt ſich, ſo oft er kann. Merkt er, daß einer von ihnen Nüſſe, oder Aepfel im Schubſacke hat, ſo ſtellt er ihm ſo lange nach, bis er ihn auf einem Verſehen ertappt, und alsdenn iſt nichts möglich, dieſen Unglückſeligen von der Anklage zu retten, als wenn er ihm ſeine Nüſſe und Aepfel aufopfert, die er gleichwohl mit der großen Miene eines Richters annimmt, welcher ſich beſtechen läßt, und doch auf den Schein einer unpar-

partheyischen Gerechtigkeit eifersüchtig ist. Seine Leichtfertigkeit geht so weit, daß er anfänglich die boshaftesten Streiche anstellt, und sodann mit der heuchlerischen Miene, als ob es ihn bitterlich gereue, sich selbst anklagt, um seine Gespielen in Strafe zu bringen. Wenn einer von ihnen wegen einer That gezüchtiget werden soll, deren er noch nicht überwiesen ist; so ist dieser verrätherische Bube allemal bereit, wider ihn zu zeigen. Findet er gar keine Gelegenheit, diesen oder jenen zu verklagen, so reißt er selbst einige Blätter aus dessen Buche, und verklagt ihn wegen dieser Unordnung beym Schulmeister. Vor kurzem ward er über einer solchen Bosheit ertappt. Der ganze Hause seiner Mitschüler wachte wider ihn auf, öffnete dem alten Lehrer die Augen, und entdeckte diesem eine ganze Menge von Bosheiten, die er bisher niemals hatte glauben wollen. Mein Alter gerieth in die grimmige Wut eines verspotteten Lehrmeisters. Er faßte ihn bey den Hosen, und stäupte ihn vor den Augen der jauchzenden Schüler, von denen einige so dienstfertig waren, ihn zu halten, um ihm die Strafe besser fühlen zu lassen. Was sollte der arme Inqvisit thun, da er überzeugt war, und sich weder entschuldigen, noch retten konnte? Er hielt seinen Schilling bußfertig aus, kroch zu den Füßen seines beleidigten Lehrers, gestand sein Verbrechen, versprach Besserung, und bat es ihm mit Thränen ab. Das that er, um das Vertrauen dieses leichtgläubigen Alten, und seinen vorigen Posten wie-

der

der zu erlangen, damit er ſich an denen rächen könne, welche itzt über ihn triumphirt hatten. In wenig Tagen ward er wieder der vertraute Liebling, der er ſonſt geweſen. Nun iſt er ſeinen Mitſchülern weit gefährlicher, als iemals. Es iſt keine Art der Verfolgung, die er nicht wider ſie ausübt. Mein Onkel iſt ein Liebhaber von jungen Tauben; der Böſewicht weis das, und dreht ihnen allen in einer Nacht die Hälſe um. Den Morgen darauf wird eine ſcharfe Unterſuchung angeſtellt. Unſer Tartüffe tritt auf, und zeiht die That dem Sohne eines Barbiers, deſſen unverſöhnlicher Feind er iſt, weil dieſer bey der großen Execution ihm die Hoſen gehalten hatte. Was für Ungerechtigkeiten wird dieſer Knabe in zwanzig Jahren begehen, wenn er Stadtſchulze werden ſollte!

Ich rauche in müßigen Stunden eine Pfeife Tabak bey einem Würzkrämer, welcher eine ziemliche Anzahl Kinder hat. Unter dieſen bin ich beſonders auf zween Knaben und ein Mädchen aufmerkſam.

Der älteſte von ihnen iſt ein ſtilles und fleißiges Kind, welches alle Tage ſeinen Spruch lernt, weil ihm die Mutter für ieden Spruch einen Pfennig giebt. Er bekömmt auch bey andern Gelegenheiten einige Groſchen in ſeine Sparbüchſe, die er ſehr ſorgfältig ſammelt, anſtatt daß ſeine übrigen Geſchwiſter ihr Geld vernaſchen. So oft er aus

der Schule kömmt, zählt er nach, ob er sein Geld noch beysammen hat. Er ist in der Kunst, reich zu werden, schon so weit gekommen, daß er einige mal den Bettelleuten den Kreuzer, so er ihnen bringen sollen, untergeschlagen, und ihnen nur einen Heller vor die Thüre gebracht hat. Ein alter Bürger, sein Pathe, der auf Pfänder leiht, hat unaussprechliche Freude über die gute Wirthschaft dieses Knabens. Um ihn besser aufzumuntern, und zugleich seinen Scherz mit ihm zu haben, borgt er ihm von Zeit zu Zeit gegen schriftliche Versicherung einige Groschen auf ein paar Wochen ab, und zahlt sie ihm sodann in neuen Münzen, mit einer starken Interesse zurück. Dadurch ist der Junge schon so weit gekommen, daß er von Agio, von pro Cent, von Versicherung, und Wechselrechte plaudert.

Sein jüngerer Bruder ist ein munterer Kopf, und zugleich der feinste Böswicht, den man unter Kindern von zwölf Jahren suchen kann. Er borgt ihm einige Kreuzer ab, und verspricht ihm nebst richtiger Bezahlung, die Interessen an Kuchen und Obste zu geben; Er zahlte auch die Interessen einige Tage richtig, weil er beredt genug war, seinem übrigen Geschwister solche abzuschwatzen. Im Kurzem waren sie diese Freygebigkeit überdrüßig. Die Interessen blieben also außen, und der Gläubiger drang auf die Bezahlung. Was soll unser junger Schuldner in dieser Angst thun? Er hat von dem alten Nachbar gesehn, daß man

ein Blatt Papier giebt, welches ein Wechsel heißt: Er thut daher seinem wuchernden Bruder den Vorschlag, daß er ihm das übrige Geld gegen Wechsel auch leihen solle, verspricht ihm dafür, nebst reichen Interessen, alle Zahlpfennige, die er von den andern Jungen gewinnen werde, und nebst den Zahlpfennigen alle Tage einen Apfel. Diese Vorschläge gefallen; der ältere Bruder leiht ihm, in der Hoffnung eines so ansehnlichen Gewinnstes, die ganze Sparbüchse, und erhält dafür ein mit Dinte beschmiertes Zeddelchen, ungefähr von der Größe, wie die Wechselbriefe des Pathens gewesen waren. Endlich rückte die Verfallzeit heran; aber da war keine Möglichkeit, weder Capital, noch Interessen zu bezahlen. Der betrogne Gläubiger klagte es seinen Aeltern, und bescheinigte seine Foderung mit dem ausgestellten Wechsel, von dem aber sein Bruder durchaus nichts wissen wollte. Ich war eben zugegen. Der Vater lachte über diese leichtfertigen Betrügereyen, ich aber erschrak ungemein, weil ich bey beiden die Folgen übersah, die ihre Wucherey und ihre Verschwendung in künftigen Jahren haben würde. Inzwischen entschied sich, auf mein Parere, der ganze Concurs mit ein paar Ohrfeigen, die Kläger und Beklagter zu gleichen Theilen bekamen.

Ich war aber doch neugierig, zu erfahren, wo dieser kleine Bankeruttirer das erborgte Capital hin gethan hätte; und die Schuld kam auf seine jüngere Schwester, welche der Knabe unendlich liebte.

liebte. Diese hatte ihm mit guten Worten, oder im Spielen, oder auch unterm Vorwande, sich einige Tändeleyen zu kaufen, das meiste von dem geborgten Gelde abzuschwatzen gewußt, und, wenn er etwan einmal unerbittlich war, ihm gedroht, der Mutter zu entdecken, daß er einen Theil davon vernascht habe. Ich erstaunte über diese gewinnsüchtige Bosheit, so sehr ihre Mutter darüber lachte. Ich drang mit Ernst darauf, daß das Mädchen vorgefodert werden mußte. Sie trat ganz unerschrocken in die Stube, läugnete die ganze Anschuldigung, fuhr ihrem dienstfertigen Bruder, der sie verrathen hatte, nach den Augen, und trotzte auf ihre Unschuld. Endlich ward ihre Sparbüchse geholt, und hier fand man das Corpus delicti. Ich, als ein strenger Richter, that den Ausspruch, daß sie dem ältern Bruder das Geld wieder geben, und ihm einen Theil seines übrigen Verlusts ersetzen sollte. Sie zitterte über mein Urtheil, das ich sogleich selbst vollzog, und sie bezeigte sich dabey so jämmerlich, als sich die Frau eines bankerutten Kaufmanns kaum bezeigen kann, welche durch ihren Aufwand, und Eigennutz ihn in dieses Unglück gestürzt hat, und wider alle Landesgesetze, und Gewohnheiten nunmehr angehalten werden soll, mit ihrem zusammengeplünderten Vermögen die betrognen Gläubiger zu bezahlen.

Ich hoffe, es soll meinen Lesern nicht schwer fallen, zu errathen, was für Rollen diese drey Geschwister in ihren ältern Jahren spielen werden.

Ich

Ich vergnüge mich oft durch die Unterredung mit einem Knaben, der bereits in seinem dreyzehnten Jahre alle Eitelkeiten eines Theatermarquis hat. Er beschäfftigt sich beständig mit der Erhaltung seiner glatten Haut, er lockt seine gelben Haare sorgfältig, und kleidet sich so reinlich, als es die Armuth seiner Aeltern erlaubt. Er lächelt immer, er verliert niemals seine kleine erobernde Miene, und so gar alsdenn sieht er noch süße und zärtlich aus, wenn er meinem alten Onkel in seine stäupenden Hände fällt. So bald er einige Kreuzer zusammen gespart hat, so kauft er sich ein Bändchen, oder eine andere dergleichen Tändeley. Er geht sehr ehrerbietig und geheimnißvoll damit um; und wenn er endlich die andern Jungen neugierig gemacht hat, so läßt er sich mit vieler Mühe das Geheimniß ablocken, daß dieses Bändchen ein vertrautes Geschenk von Nachbars Lieschen sey. Er geht oft in Gedanken, sieht traurig aus, und seufzet; zu einer andern Zeit stolpert er triumphirend durch die Gasse, und läßt die armen Mädchen verzweifeln. Ich bin sein Vertrauter. Er entdeckt mir alle Anfälle, die die Mädchen auf ihn thun, und weil ich weis, daß diese Art von Narren nicht leicht anders, als durch die Zeit zu bessern ist, so lasse ich ihn ruhig in dieser Narrheit, damit er nicht in eine noch grössere fallen möge. Die einzige Sorge, die ich mir dabey mache, ist seine Dreistigkeit, mit welcher er sich in die Gesellschaft von Mädchen drängt, bey denen er oft, und besonders seit einigen Wochen, so unverschämt wird,

daß

daß die Mädchen im Ernſte anfangen, ihn lieb zu gewinnen. Eine von ihnen, die ungefähr in ſeinem Alter ſeyn wird, iſt ſchon ſo weit verführt, daß ſie ihn vorgeſtern ſehr vorſichtig auf die Hand ſchlug, und den loſen Chriſtel hieß.

Damit ich dieſen ſiegenden Corydon ein wenig in der Demüthigung erhalte; So bediene ich mich der Großſprecherey eines andern Knaben, den ich wider ihn zum Nebenbuhler aufhetze. Dieſer beſitzt bey der größten Feichherzigkeit, dennoch, wie gewöhnlich, die Gabe, alle Welt zitternd zu machen. Wenn er auf der Gaſſe geht, ſo drückt er ſeinen Strohut tief ins Geſicht, iſt in ſeinem Anzuge unordentlich, und fährt allen Jungen in die Haare, die ſchwächer, oder noch furchtſamer ſind, als er. Er iſt ſo ſinnreich, daß er ſich alle Vorfälle zu Nutze machen, und neue Beweiſe ſeiner Tapferkeit daher nehmen kann. Er mag nun von der Treppe herab gefallen, oder von der Mutter blau geprügelt worden ſeyn, ſo erzählt er die Sache allemal zu ſeinem Vortheile, und verſichert ſeine Mitſchüler mit nämlichen Schwüren, daß er dieſe Striemen bekommen, als er ein gewiſſes Mädchen, das er nicht nennt, einem gewiſſen Jungen, den er auch nicht nennen will, vor einer gewiſſen Hausthüre, die ſie wohl ſelbſt errathen würden, abgejagt, und ſie im Triumph nach Hauſe geführt habe.

Ich hoffe, durch dieſe Exempel bewieſen zu haben, daß zwiſchen dem Knaben und dem Manne

kein Unterſchied iſt, als die Größe, und daß man ſchon aus ſeinen kindiſchen Handlungen die Thorheiten, oder auch die Bosheiten beſtimmen kann, durch die er ſich bey zunehmenden Jahren lächerlich, oder verhaßt machen wird. Meine Leſer werden ſich eine ganz beſondere Art des Vergnügens verſchaffen, wenn ſie mit kritiſcher Aufmerkſamkeit, eben ſo, wie ich es in der Schule meines Onkels thue, auf ihre eignen Familien, oder auf die Kinder anderer Leute Acht haben, und urtheilen, was ſich die Nachwelt von dieſen jungen Bürgern zu verſprechen habe. Vielleicht hat ſodann dieſe Aufmerkſamkeit auch den Nutzen, daß man die Fehler dieſer Kinder durch eine deſto ſorgfältigere Erziehung zu beſſern ſucht.

Gut macht Muth.

Da das Geld alle Verdienste in sich begreift, deren ein Mensch fähig ist; so ist auch nichts natürlicher, und billiger, als der Stolz eines Menschen, welcher dergleichen baare Verdienste besitzt. Dieser einzige Umstand macht den wesentlichen Unterschied zwischen einem vernünftigen Geschöpfe, das reich, aber geizig ist, und zwischen einem Maulesel, der die Schätze seines Herrn auf dem Buckel trägt. Dieser versteht die Kraft seiner Schätze nicht, und eben um deßwillen hängt er die demüthigen Ohren: Jener versteht die Verdienste, die auf dem Gelde ruhen, und deßwegen verachtet er die Armen.

Das Urtheil der ganzen Welt rechtfertigt den Stolz des Reichen. Er wird geliebt; man bemüht sich, seine Freundschaft zu gewinnen; man verehret, man vergöttert ihn. Er ist von geringem Herkommen; aber er ist reich. Seine Aufführung ist so niederträchtig, wie seine Erziehung; aber er ist reich. Wenn er lacht, so lacht er wie ein Thor, und wenn er seine wichtige Amtsmiene annimmt, so sieht er wie ein Narr; aber er ist reich. Seine Bosheit, mit welcher er das Armuth niederdrückt, seine Ungerechtigkeit verdiente den Strang. Kleinigkeiten! Nur ein Mensch,

der die Welt nicht kennt, wird so einfältig urtheilen. Gargil, denn ich weis es doch, du meynst Gargilen, Gargil, der Sohn des vergeßnen Tagelöhners, ist hochgeboren, wohlgesittet, witzig in seinem Scherze, und verehrungswürdig in seinen Geschäfften; ein Vater der Armen, ein Patriot: Denn Gargil ist ein Herr von Millionen!

Aber ein Unglücksfall, oder die Gerechtigkeit, welche nie zu spät erwacht, raubt diese Millionen dem trotzigen Gargil, und macht ihn ärmer, als sein Vater war: Was glaubt die Welt nun von ihm? Man erschrickt über seinen Fall; man verflucht sein Andenken, und morgen ist er vergessen!

Ein sichrer Beweis, daß man alle diese Schmeicheleyen seinem Gelde, und nicht eine einzige seiner Person gemacht hat. That Gargil wohl unrecht, wenn er sich Mühe gab, seine Schätze zu häufen; wenn er nur auf seine Schätze stolz war; wenn er zweifelte, ob Arme unter die vernünftigen Geschöpfe gehörten, die seine Achtung und Vorsorge verdienen könnten?

Ich habe angemerkt, daß man wider diejenigen, welche wie Gargil denken und sammeln, die unbarmherzigsten Spöttereyen vorbringt. Nie ist der Gelehrte und der Ungelehrte in seinen Vorwürfen bitterer, als wenn er wider den Geiz und die Reichen eifert. Mich dünkt, es ist hiebey eine sehr große Ungerechtigkeit. Nicht Gargil, sondern die Welt ist an allen diesen Thorheiten Schuld.

Hätte

Hätte man mehr Hochachtung für die Tugend; rühmte man denjenigen, als einen verehrungswürdigen Mann, welcher durch seine Vorsorge tausend Familien glücklich zu machen sucht, welcher an seinen eignen Vortheil zuletzt, und zuerst an das Wohl derer jenigen denkt, die seiner Aufsicht empfohlen sind; wüßte die Welt diese Verdienste nach Würden zu schätzen; So würde Gargil sich eben so viel Mühe gegeben haben, tugendhaft, mitleidig, und großmüthig zu seyn. Es ist allemal leichter, tugendhaft zu seyn, als durch Laster sich empor zu schwingen. Die beruhigende Zufriedenheit, welche ein Tugendhafter bey seinen Handlungen empfindet, ist der angenehmste Lohn; von welchem der Lasterhafte nichts weis, und dessen Größe ihm doch, mitten in seiner Pracht, die empfindlichsten Vorwürfe macht. Aber Gargil verlangte, groß und angesehn zu werden; und er kam in eine Welt, welche nur die blendenden Reichthümer verehrte, die stillen Tugenden eines redlichen Herzens aber für bürgerliche Vorzüge hielt. Wer hatte nun die meiste Schuld? Gargil, oder die Welt?

Diese ungerechten Vorurtheile der Welt sind Ursache, daß die Tugend allemal schüchtern zurücke tritt, und in dem Getümmel der reichen Thoren sich verdrängen lassen muß. Ein Mann, der die Pflichten gegen Gott, und seinen Fürsten kennt, der diese Pflichten sorgfältig beobachtet, der sie andre lehrt, der durch diese Lehren und sein Exempel dem Staate tausend gute Bürger schafft:

Dieſer rechtſchaffene Mann lebt unbemerkt, und ſtirbt unbeklagt; denn er iſt arm. Er hatte nicht Muth genug, ſich der Welt zu zeigen, denn ſeine und anderer Erfahrung hatte es ihn gelehrt, daß die Welt ihn verachten müſſe, ſo bald ſie ihn erblicke.

Es kann dieſes genug ſeyn, zu beweiſen, daß das Sprüchwort: **Gut macht Muth**, ſehr gegründet iſt. Zugleich habe ich die Urſache davon angeführt; und weil ich eben nicht nöthig habe, auf die Reichen eiferſüchtig zu ſeyn, ſo bin ich ſo gerecht geweſen, zu zeigen, daß die Schuld nicht ſowohl an den Reichen, als an den Vorurtheilen der Welt liegt. Mit einem Worte: Ich glaube, ich habe alles gethan, was man von einem unpartheyiſchen Moraliſten verlangen kann. Nun will ich auch die andre Seite von meinem Sprüchworte anſehen, und meine Betrachtungen über diejenigen mittheilen, welche ohne Gut muthig genug, und in Geſellſchaften vielmals weit unerträglicher ſind, als ein hochmüthiger Reicher.

Wer iſt der ſchmuzige Cyniker, welcher dort an ſeinem Pulte die Nägel kaut, und mit einer bittern Wut lächelt? Es iſt der Sittenrichter, welcher die Welt verachtet, um ſich an der Verachtung der Welt zu rächen. Sein zerrißner Mantel bedeckt ein ſtolzeres Herz, als unter manchem Ordensbande nicht bedeckt liegt. Er iſt eben derjenige, der am meiſten wider die eifert, welche Verdienſte nicht belohnen, da ſie doch die

Gewalt

Gewalt hätten, ihn aus seinem gelehrten Staube hervorzuziehen. Ihm fehlt Geburt, und Glück, und Geschicklichkeit, sich durch Fleiß und gefälligen Umgang beliebt zu machen. Er spottet also über die Pracht der Großen, und nennt sie glänzende Thoren, um einen Vorzug verächtlich zu machen, der ihm mangelt. Haben diese Reichen ein Vorrecht vor ihm, glücklich zu seyn? Versteht wohl einer von ihnen die gelehrten Sprachen, die unser Timon besser versteht, als seine Muttersprache? Die Sitten der Griechen sind ihm bekannter, als die Sitten der Zeiten, in denen er lebt. Wagt es einmal, und laßt euch mit ihm an seinem Pulte in eine Unterredung ein: Er wird eure Unwissenheit beschämen; er wird euch mit Syllogismen stumm machen, die ihr nicht einmal zu nennen wißt. Ihr werdet auf seiner Studierstube eben so unwissend und albern vor ihm da stehen, als er in eurer Antichambre vor euch zittert. Sind dieses nicht Verdienste genug, welche belohnt werden sollten, welche dem Timon ein Recht geben, bey seiner gelehrten Armuth stolz zu seyn, und Muth genug zu haben, die Eitelkeit der prächtigen Elenden zu verachten, welche weder Griechisch noch Latein verstehn, welche den Hektor für eine große Dogge halten, welche sich einbilden, bündig zu denken, und doch nicht einmal wissen, in welcher Form sie denken, welche bey aller dieser Unwissenheit dennoch das prächtige Glück genießen, das nur der weise Timon genießen sollte, wenn der Himmel gerecht und die Welt erkenntlich wäre?

Mitten in seiner Armuth ist Timon so muthig, daß er mit dem Himmel und der Welt zankt; daß er auf sein Elend stolz ist, von welchem er sich nicht los zu wickeln weis.

Man glaube nur nicht, daß Timon beständig so großmüthig gedacht hat. Der erste Schritt, den er aus der Schule in die Welt that, war, seinem Wünschen und seiner Einbildung nach, der Schritt zu Reichthum und Ehre. Er kroch bettelnd vor den Füßen derjenigen herum, die itzo sein pedantischer Stolz verachtet. Er suchte ihren Beyfall auf eine niederträchtige Art zu gewinnen. Er rühmte ihre Verdienste, und ihren Verstand; zwo Sachen, die er ihnen itzt gar abspricht. Die Sprache der Götter, welche bey uns der Misbrauch zur Sprache der Bettler gemacht hat, war diejenige, die er mit ihnen am liebsten redete, weil sie gemeiniglich baar bezahlt wird. Er beunruhigte die Asche der alten Helden, um wenigstens einen zu finden, mit dem er seinen Mäcenat vergleichen könnte. Nur der Nachwelt sang er dessen Ruhm vor: Die Nachwelt horchte erstaunt, wenn er sang; und sein unempfindlicher Mäcenat schlief darüber ein. Mit einem Worte: Timon erlangte seinen Zweck nicht. Er schmeichelte zwar, aber nicht in der Sprache des Hofs; die Sprache eines Pedanten war es. Dieses machte ihn lächerlich; und weil er nicht leiden wollte, daß man über ihn spottete, und ihn mit seiner Weisheit zum Narren machte; (ein Weg, welcher

welcher zu seinem Glücke der nächste hätte seyn können:) so verließ er murrend den undankbaren Hof, verschloß sich bey seinem Pulte, fühlte seinen Hunger, aber auch seinen Werth, hüllte sich also stolz in seine eigne Gelehrsamkeit ein, und verachtete den erlauchten Pöbel; denn so nannte er diejenigen, deren Glück er besungen hatte, und nunmehr beneidete. Zwar anfangs kam es ihm schwer an, etwas zu sagen, was wider seine eigene Empfindung war: Aber die fortdauernde Verachtung, und die Gewohnheit, dergleichen täglich zu sagen, hat es bey ihm so weit gebracht, daß er sich beredet, er eifre mit Ueberzeugung, und aus einer philosophischen Großmuth. Nun ist er bey seiner Armuth stolz, und verachtet alle diejenigen, welche im Ansehen und Ueberflusse leben.

Diese Anmerkung ist der wahre Schlüssel zu den meisten Satiren wider den Reichthum, und das Glück der Großen.

Diejenigen, welche reich gewesen, und durch verschiedne Unglücksfälle arm geworden sind, gehören auch zu denen, die wider den Reichthum eifern. Sie haben ihre Schätze verloren; aber den Muth haben sie noch behalten, andre zu verachten. Wider die Armen dürfen sie ihre Verachtung nicht äußern; denn sie sind selbst arm geworden: Sie verachten also die Reichen, wie Timon, und mit viel stärkerer Bitterkeit, als er, da sie wirklich dasjenige genossen haben, was jener nur wünschte. Das traurige Andenken ihres vo-

rigen Glücks macht ſie wütend, ſo, wie der Haß eines Renegaten weit unverſöhnlicher iſt, als der Haß eines gebornen Muſelmanns.

Zu dieſen beiden Exempeln von dem Muthe der Armen, will ich noch das dritte nehmen.

Ein Mann, der ſeine Pracht nur durch das erborgte Geld ſeiner betrognen Gläubiger unterhält, iſt, wie mich dünkt, unendlich ärmer, als ein Mann, der gar kein Vermögen, aber auch keine Schulden hat; und dennoch iſt der Muth dieſes prächtigen Armen weit unerträglicher, als der Muth eines Reichen.

Ich rede hier von jenem Manne, der die vornehme Kunſt gelernt hat, die Einfalt, oder auch den Wucher ſeiner Mitbürger zu nutzen, und Geld zu borgen, ohne das Vermögen, oder auch nur den Willen zu haben, es jemals wieder zu bezahlen. Anfangs gab er ſich Mühe, ſich den nöthigen Credit durch eine ordentliche und eingeſchränkte Wirthſchaft zu erwerben. Es gelang ihm, und man hielt ihn für reich, weil er beſtändig über ſchwere Zeiten, und die geringe Verlaſſenſchaft klagte, die er von ſeinen Aeltern überkommen hätte. Er läugnete nicht, daß er Schulden habe, allein er brauchte die Vorſicht, daß er im Stillen borgte, und mit vielem Geräuſche dadurch alte Schulden bezahlte. Dieſes öffnete ihm die Beutel ſeiner Freunde, ſeiner Clienten, und aller Wucherer. Nun fieng er an, ſeine Mienen zu ändern. Er ver-

verschwendete mit groſſer Pracht. Seine Freunde genoſſen seine Verschwendung, und zogen ihren Beutel zurück. Seine Clienten zuckten die Achseln, und verloren dadurch ihren Mäcenaten, ihr Geld und ihre Hoffnung. Aber die Wucherer drängten sich zu ihm, und hofften bey seinem Untergange Beute zu machen, so, wie etwan ein christlicher Räuber am Strande, unter dem Schutze seiner Gesetze unglückliche Reisende plündert, welche an seinem Ufer gescheitert sind.

Aber die Wucherer haben an ihm einen Mann gefunden, der ihrer werth ist. Sie fodern ihr Geld, aber eher werden sie den Proteus fest halten, als diesen Schuldner. Er empfängt sie mit offnen Armen, oder er läßt sich auch verläugnen; er schmeichelt, er ist frostig; er bittet freundschaftlich, er trotzt; er küßt sie, er wirft sie auch wohl die Treppe herab; er zeigt ihnen neue Hoffnung, oder auch den groſſen Verlust: Alles, wie er es nach Beschaffenheit der Gläubiger, und der Zeit für gut befindet. Nun weis alle Welt, daß er ein Betrüger ist; aber für desto nöthiger hielt er es nunmehr, durch einen unverschämten Hochmuth sein schlechtes Spiel zu verstecken. Er wirft sich mit einer stolzen Miene in seinen vergoldeten Wagen, und rollt durch die Gassen der Stadt. Der ehrliche Handwerksmann, dem er den Wagen noch nicht bezahlt hat, bückt sich demüthig vor seinem Wagen, und kaum wird er gesehn. Er fährt vor dem Laden des Kaufmanns vorbey, den er

in voriger Messe um das reiche Kleid betrog, das er itzt anhat. Der Kaufmann grüßt ihn trotzig: aber sein vornehmer Schuldner lächelt ihn freundschaftlich an; denn im künftigen Monate ist große Galla, und er braucht ein neues Kleid. In diesem Augenblicke kömmt der Prinz gegangen. Unser Hofmann springt aus dem Wagen, küßt ihm die Hand, und sagt ihm eine wichtige Kleinigkeit ins Ohr; der Prinz lächelt und geht fort. Das sieht der unzufriedne Kaufmann. Einen Herrn, den der Prinz anlächelt, muß man zur Kunde behalten. Er grüßt Ihro Excellenz demüthig, und bedauert, daß seine Waaren ihm gar nicht mehr anständig sind. Dieser eigennützige Wunsch wird endlich in Gnaden erhört, und ein neues Kleid ausgenommen, und ihm zwar kein Geld, aber neue Versicherung vom Schutze und hohem Wohlwollen gegeben. So muthig ist dieser Elende, welcher weit ärmer ist, als sein Bedienter.

Ich erinnere mich bey dieser Geschichte eines Gesetzes, welches, nach unsern Familiennachrichten, mein Urältervater, Sancho Panßa, seinen glücklichen Unterthanen zu Barataria geben wollte. Schon am ersten Tage seiner Regierung hatte er wahrgenommen, wie nachtheilig dem gemeinen Wesen dergleichen Schuldner sind, welche durch ihre Person, und ihre Art zu leben, dieser Betrügerey ein verführerisches Ansehn zu geben wissen. Der Handwerksmann verliert seinen nothdürftigen

gen Unterhalt, und wird wider seinen Willen unter eine Last von Schulden gedrückt, die er niemals bezahlen kann, und doch ehrlich zu bezahlen wünscht, weil er ein armer Handwerksmann ist. Der Credit, welcher in einer Handlung so unentbehrlich ist, verliert sich, so bald es erlaubt ist, ungestraft zu betrügen. Die Gesetze werden stumm, und endlich verachtet. Der große Sancho sahe dieses, und stampfte dreymal mit seinen krummen Füßen; und dreymal strich er sich zornig den Bart, und schwur bey der heiligen Hermandad *, dieses schändliche Geschlecht zu demüthigen, ja, wo möglich, von seiner Insel zu vertilgen. Er würde es gewiß gehalten haben; aber diese Feinde waren ihm zu mächtig. Man erfuhr sein Vorhaben; und die größten Häuser verschwuren sich wider ihn. Mit einem Worte: der patriotische Sancho mußte fliehen. Die Welt weis diese traurige Geschichte seiner Flucht; mir ist es zu empfindlich, sie zu erzählen. Aber ich, als sein Nachkomme, bin es seinem Andenken schuldig, das Project bekannt zu machen, das ich wegen dieses rühmlichen Vorhabens unter meinen Papieren finde. Er wollte nämlich, daß die Gläubiger eines solchen allgemeinen Schuldners, aus der Casse des Landes bezahlt werden sollten; aber dafür sollten diese losgekauften Schuldner Knechte des Landes seyn, niemals die Freyheit haben,

* Ist in Spanien ein heiliges Gericht, wider Diebe und Räuber.

haben, den Hut auf der Straße aufzusetzen, und wenn ihnen einer von ihren alten Gläubigern begegnete, diesem, und wäre es auch der geringste Handwerksmann, knieend die Hand küssen, und seine Befehle erwarten.

So groß mein Eifer für die Gerechtigkeit ist, so nahe geht mir es doch, wenn ich an dieses unglückliche Project gedenke. Ohne dieses würde Sancho Regent geblieben seyn. Seine Herrschaft wäre ohne Zweifel erblich, seine Kinder würden Grandes und Bischöfe geworden seyn, und ich = = = wenigstens würde ich doch nicht nöthig gehabt haben, mich als Autor so kümmerlich zu nähren!

Ehen werden im Himmel geschlossen.

Dieses Sprüchwort wird auf zweyerley Art verstanden. Die erste Art ist zu wichtig, und allzu ernsthaft, als daß ich in gegenwärtiger Abhandlung weitläuftiger davon reden sollte. Der andere Verstand, in welchem es die meisten nehmen, gehört zu meinen Absichten, und ich will mich darüber erklären.

Schon unsere Vorfahren haben das Geheimniß erfunden, ihre Thorheiten dem Himmel Schuld zu geben. Wir sind noch thörichter, als unsere Vorfahren; und, wenn der alte Satz wahr ist, so werden unsere Nachkommen noch mehrere Thorheiten begehen, als wir, wo es anders möglich ist. Um deßwillen ist es sehr ersprießlich, daß wir das Geheimniß beybehalten, und auf unsere Nachwelt fortpflanzen. Nichts schmeichelt unsrer Eigenliebe mehr, als das Vergnügen, sich zu entschuldigen, und jemanden auszufinden, dem wir unser Vergehen zur Last legen können.

Je grösser dieses ist, desto sorgfältiger sehen wir uns nach einer Ausflucht um. Und da einer von den griechischen Weisen angemerkt haben will, daß

daß in keinen Handlungen mehr Fehler begangen werden, als bey Schließung der Ehen; so sind diese Thorheiten wichtig genug, daß wir sie dem Himmel Schuld geben. Ein Ueberrest vom Gewissen, welchen man nicht allen Leuten absprechen kann, verhindert uns, auf den Himmel zu lästern; Wir finden also wenigstens bey einem innerlichen Murren eine ziemliche Erleichterung, und wir glauben recht andächtig zu murren, wenn wir sagen, daß unsere Ehen, welche wir öfters auf eine so närrische Art anfangen, im Himmel geschlossen sind. Können also wir etwas für unsere Thorheit? Ist es unser Fehler, wenn wir Narren gewesen sind? Die Ehen werden im Himmel geschlossen! Wir sind völlig entschuldigt.

Dieses ist der wahre Ursprung des Sprüchworts in dem allgemeinsten Verstande.

Die Quellen sind vielerley, aus denen solche Ehen entspringen, deren unglücklichen Ausgang der unschuldige Himmel auf seine Rechnung nehmen soll.

Die Ehen aus Neigung machen die stärkste Anzahl davon aus. Derjenige ist der hochdeutschen Sprache noch nicht mächtig genug, und kann mich also nicht verstehen, welcher glaubt, Neigung bedeute so viel, als eine freundschaftliche und vorzügliche Liebe, so sich auf Tugend und Verdienste des geliebten Gegenstandes gründet. Diese Begriffe haben noch itzt einige; es ist wahr,

und diese Einige sind beneidenswürdig: Aber unsere Muttersprache ist viel reicher, als daß sie sich auf eine so enge Bedeutung einschränken sollte. Wenn ich sage: Ich habe Neigung gegen dieses Frauenzimmer; so heißt das so viel: Die Augen dieses Mädchens gefallen mir, sie hat einen schönen Mund, ihre runde Hand reizt auch einen Philosophen zum Kusse, sie ist wohl gebaut, ihr Gang ist edel, ihr Fuß englisch, ihr Verstand = = = Nein, das war falsch, der Verstand gehört nicht dazu; genug, das Mädchen ist schön, ich liebe sie, ich bete sie an, ich seufze, ich seufze, bis sie mich erhört. Und wenn diese Schöne so fein ist, daß sie die Seufzer dieses schmachtenden Seladons nicht allzu zeitig erhört, so hat sie das gewünschte Glück, seine Frau zu werden. Er hat sie aus Neigung geliebt, und aus Neigung geheirathet. Noch einige Zeit liebt er auf eben diese Art brünstig. Er wird ihre reizenden Augen, ihren schönen Mund gewohnt; er liebt sie noch, ohne sie brünstig zu lieben. Das Feuer der Augen verliert sich; die Liebe zu ihr wird matt. Nun wird er gegen seine Frau gleichgültig; er wird bey dem täglichen Umgange frostig gegen sie. Sie hat nicht Verstand genug, seine Liebe sich zu erhalten. Eine Krankheit stürzt mit dem Reste der Schönheit, alle Neigung über einen Haufen. Nun ist sie ihm ganz unerträglich. Er seufzet noch, der unglückliche Seladon; aber er seufzet nicht mehr für seine Schöne. Er seufzet über sich, über die traurige Verwandlung; über den Himmel seufzet

er, daß er ihn nicht bey den Haaren von einer Thorheit zurück gezogen, zu welcher ihn seine Neigung riß. Alle Freunde, welche seine Frau nicht vor dem Verfalle ihrer Schönheit gekannt haben, wundern sich über seine lächerliche Wahl. Einer von ihnen ist so vertraut, ihn zu fragen, wie er sich habe entschließen können, eine Frau ohne Schönheit, ohne Geld, ohne Aufführung, ohne Verstand zu heirathen. Er zuckt mit den Achseln; die Ehen werden im Himmel geschlossen, antwortet er. Er thut sehr wohl, daß er so antwortet. Soll er etwan sprechen: Diese matten Augen, mein Herr, waren voll Feuer, als ich sie liebte; ihren unwitzigen Mund küßte ich mit Entzücken, denn er war schön; ich liebte die schön gemalte Puppe, und war ein Thor, sie zu heirathen, und war so närrisch, daß ich glaubte, ich heirathete sie aus vernünftiger Neigung? Nein, dieses offenherzige Geständniß kann man ihm, zu thun, nicht zumuthen. Der Himmel, wie gesagt, nur der Himmel ist Schuld daran! Seladon bleibt vernünftig; nur ist er unglücklich.

Nach diesem Charakter, den ich von ihm gemacht habe, wird seine Frau allein Ursache an dieser unglücklichen Verbindung seyn? Sie hat ihn verführt, sie hat ihn mit ihren flüchtigen Reizungen geblendet. Nein! Sie ist eben sowohl, wie er, zu entschuldigen; sie hat ihn aus Neigung, aus bloßer Neigung geheirathet. Was beym Frauenzimmer Neigung heißt, brauche ich hier nicht

nicht zu erklären; Die Bedeutung soll in der neuesten Auflage des Frauenzimmerlexikons ausgeführet werden. Es war auf einem Balle, wo sie ihn das erste mal kennen lernte. Er tanzte, und dieses mit der Artigkeit eines Menschen, welcher tanzt, um bewundert zu werden. Ein weißer seidener Strumpf hob den Werth eines wohlgemachten Fußes, und einer beredten Wade. Selinde wird niedergeschlagen; er hat mit ihr noch nicht getanzt. Nun tanzt er mit ihr; sie bewundert ihn. Alles überführt sie von seinen Verdiensten; der Kopf, die Bewegung der Arme, seine Blicke. Er führt sie wieder an ihren Ort, er küßt ihr die Hand. Wie zärtlich küßt der artige Seladon? Er nennt sie eine Göttinn. Sie antwortet ihm ganz sittsam mit einem schamhaften: **Ach nein!** Er küßt ihr die Hand noch feuriger, und schwört, sie sey eine englische Schöne! Soll das gute Kind seinem Schwure nicht glauben? Er redet von seelenvollen Augen, von zernichtenden Blicken, von lachenden Grübchen, vom Purpur der Lippen, vom blendenden Schnee ihrer runden Hände; und dreymal hat er schon geseufzet, da er dieses sagt. Er schwatzt ihr viel Zärtliches von Opfern und Herzen vor, und will in Fesseln vor ihren Füßen sterben. **Ach nein, mein Herr**, sagt sie ganz weichmüthig zu ihm, **ach nein!** und überläßt ihm ihre Hand, ohne es zu wissen, und ohne etwas weiter zu sagen, als ein stammelndes: **O, gehn sie doch!** Sie verspürt in sich selbst etwas gegen ihn, das sie Neigung nennt; sie ist ihm gut, dem

ärtigen Seladon. Der Ball endigt ſich. Er führt ſeine Schöne zum Wagen, und iſt ſo geſchickt, ihr einen Stab in dem Fächer zu zerbrechen, um das Vergnügen zu haben, ihr morgen mit einer neuen Garnitur aufzuwarten. Der ſchalkhafte Seladon! So weit hat er es in einem einzigen Abende gebracht!

Wer die Welt nur ein wenig kennt, der wird mir bezeugen können, wie vortheilhaft es einem Liebhaber ſey, wenn er zu rechter Zeit einen Fächer zerbricht, und auf eine anſtändige und freygebige Art dieſen Schaden wieder erſetzt. Auf eine anſtändige Art, ſage ich, damit es ſich derjenige gelehrte Schriftſteller nicht anmaaße, der im vorigem Sommer einen Fächer für acht Thaler zerbrach, und dafür dem Frauenzimmer zween Bände von ſeinen Schriften verehrte, die in ſeinen Augen einen uneindlichen Werth hatten, dem Frauenzimmer aber nur zu Papilloten nützlich waren.

Nach dieſer Ausſchweifung komme ich wieder auf unſern Seladon. Man kann glauben, daß ihm ſein Sieg nicht ſchwer gemacht ward. Da er ſchon am erſten Abend es ſo weit gebracht hatte, ſo nahm ſich ſeine Schöne nicht mehr Zeit, als es die Vorſicht und der Wohlſtand erfoderte, ihn auf eine verbindende Art der Neigung zu verſichern, die ſie gegen ſeine tugendhaften Vollkommenheiten, oder, die Wahrheit zu reden, gegen ſeine artige Perſon, ſeinen wohlgewachſenen Kör-

per,

per, seinen gut gestalteten und flüchtigen Fuß, gegen seinen schmeichelhaften Mund, und seine erobernden Blicke empfand. Sie gab ihm ihre Hand, und ward seine Frau.

Und seine Frau mußte sie bleiben, ungeachtet bey einem täglichen Umgange sich mit ihrem Reize auch seine tugendhaften Vollkommenheiten verloren. Seine artige Person war nicht mehr für sie artig; sein Mund schmeichelte allen Schönen, nur ihr nicht; und seine erobernden Blicke, hatten sich in mürrische Blicke eines misvergnügten Ehemanns verwandelt. Womit beruhigt sich diese Unglückliche? Mit dem Schicksale, welches so grausam ist, daß es den Thoren nicht mit Gewalt verwehrt, Thoren zu seyn, oder, andächtig zu reden, mit dem Himmel, in welchem ihre närrische Ehe soll geschlossen worden seyn!

Es kann dieses genug seyn, den Satz von den Ehen zu erläutern, welche aus Neigung geschlossen werden. Allemal ist es nicht nöthig, daß so vielerley reizende Umstände zusammen kommen, welche zwo junge Personen zärtlich machen. Ein einziger ist oft hinreichend. Ein weiße runde Hand, welche zu rechter Zeit aus den Falten eines schwarzen Sammtmantels einen verrätherischen Ausfall that, hat einen jungen Menschen um seine Freyheit gebracht, der auf seinen flatterhaften Leichtsinn stolz war. Eine volle Brust, welche hinter dem leichten Palatin auf Eroberungen lauerte,

hat meinen beſten Freund unglücklich gemacht. Ein paar ſchmachtende blaue Augen ſind die erſten Dollmetſcher einer Liebe geweſen, die ſich nunmehr in die traurigſte Ehe verwandelt hat. Meine ſelige Frau hatte ein paar ſchwarze Augen, ſo ſchwarz, als keine ſelige Frau in ganz Weſtphalen! Sie entzückten mich, und machten mir ihre ganze Perſon angenehm. Ich heirathete ſie; Ja wohl heirathete ich ſie! Könnte ſie wohl ein paar ſo ſchwarze Augen haben, wenn ſie nicht den Sitz einer tugendhaften, vernünftigen, und zärtlichen Seele wären? So dachte ich bey mir ſelbſt; aber länger als ein Jahr, dachte ich nicht ſo. Schwarz blieben ihre Augen immer, es iſt wahr; Aber Tugend, Vernunft, Zärtlichkeit = = = ja, meine Herren, es iſt vorbey! Der Himmel, welcher dieſe Ehe ſchloß, hat ſich meiner Noth erbarmt: Sie iſt todt! O wären meine drey Freunde auch ſo glücklich, die unter dem tyranniſchen Joche einer kleinen weißen Hand, einer vollen Bruſt, und ein paar blauer ſchmachtender Augen, über die Strenge des Himmels noch itzt ſeufzen müſſen!

Alles was ich hier geſagt habe, wird den Satz beſtätigen, daß die meiſten Ehen, die aus dem Anblicke einer oder mehrerer Schönheiten entſtehn, nicht im Himmel, nein, vor dem Spiegel geſchloſſen werden.

Da ich mit meinem eignen Schaden erfahren habe, was das ſagen wolle; ſo möchte ich, als ein wahrer Patriot, wohl wünſchen, daß man

ſichere

ſichere Mittel ausfindig machte, dieſen gefährlichen Reizungen zu ſteuern.

Dadurch möchte man dergleichen zärtlichen Uebereilungen wohl ſchwerlich vorbeugen, wenn man das Frauenzimmer auf morgenländiſche Art beſtändig im Zimmer, oder unter Kappen gefangen hielte. Ja es würde die Mannsperſonen zu verliebten Einbrüchen, und galanten Gewaltthätigkeiten verführen. Die Verhüllung des Geſichts würde nichts helfen; ſie würde uns nur neugieriger machen. Der Ellbogen, die Spitze von einem kleinen Fuße, würde unter den empfindenden Mannsperſonen alsdenn eben die traurige Verwüſtung anrichten, welche wir einem ganz aufgedeckten Geſichte Schuld geben.

Wäre es nicht rathſamer, man gewöhnte die Jugend beiderley Geſchlechts gleich in den erſten Jahren dazu an, daß ſie vertraut mit einander umgehen müßten? Geſchieht das nicht ſchon mehr, als zu ſehr? wird man ſagen. Nein, ſo ſehr noch lange nicht, als ich will, daß man es thun ſolle.

Bey dem Umgange junger Leute, den man bisher zugelaſſen hat, iſt eine beſtändige Art des Zwanges, den man Wohlſtand nennt. Es ſind nur gewiſſe Jahrszeiten, gewiſſe feyerliche Luſtbarkeiten, gewiſſe Stunden des Tages, wo man der Jugend verſtattet, mit einander umzugehen. Bey dieſen abgemeſſenen Zuſammenkünften bringen die Mädchen alle ihre Reize und Schönheiten in die

Waffen, und werden gefährlich. Die jungen Mannsperſonen richten ihre ganze Natur und Kleidung auf Eroberungen ein. So bald die erſten Gepränge des Wohlſtands vorbey ſind, ſo ſeufzen ſie ein wenig, werden ziemlich unverſchämt, und ſiegen. Man weis wohl, wie gefährlich eine Mannsperſon iſt, die bey einem wohlgebauten Körper, die vornehme Kunſt weis, mit Anſtand unverſchämt zu ſeyn. Es iſt alſo dieſe Art des Umgangs meinen Abſichten mehr hinderlich, als nutzbar.

Ich will, ich wünſche es wenigſtens, daß man künftig jungen Perſonen beiderley Geſchlechts, ohne Unterſchied der Stunden, ohne die geringſte Einſchränkung, die Freyheit laſſe, ſich zu ſprechen, und zu beſuchen. Hier muß keine argwöhniſche Mutter, keine mürriſche Tante in den Weg kommen. Dieſer Zwang würde dem Beſuche eine gewiſſe Annehmlichkeit geben, deren Folgen gefährlich wären. Wie viel werden manche Mädchen verlieren, wenn man ſie überraſcht, ehe ſie Zeit gehabt haben, ihr Geſicht in Ordnung zu bringen! Nach der Einrichtung, wie junge Leute itzt einander beſuchen, iſt es bey nahe nicht möglich, den wahren Charakter eines Frauenzimmers zu entdecken. Sie iſt beſtändig auf ihrer Hut, um artig, um ſittſam, um gefällig, um gelaſſen zu ſcheinen. Man überfalle ſie einmal alsdenn, wenn ſie noch nicht Zeit gehabt hat, die zornigen Runzeln aus ihrem kleinen heuchleriſchen Geſichte zu ſtreichen, welche ſich über den Eigenſinn ihrer Mut-

ter,

ter, über die Unvorsichtigkeit ihres Bedienten, über andere Kleinigkeiten zusammen gezogen haben; Alsdenn überfalle man sie: So wird man in dem Gesichte seiner huldreichen Göttinn die wütende Miene seiner künftigen Frau sehen. Wie sehr kann das zu unserer Besserung dienen! Würden wir Gelegenheit haben, bey dieser Wahl vorsichtig zu werden, wenn wir nicht die Freyheit gehabt hätten, unsere Schöne unangemeldet zu besuchen?

Aber auf diese Art ist dergleichen uneingeschränkter Umgang den Mannspersonen allein vortheilhaft, und für das Frauenzimmer allein verrätherisch? Nichts weniger. Ein Mädchen, das die Freyheit hat, alle Tage Mannspersonen, alle Tage ihren Liebhaber um sich zu sehen, wird sich mit seinen thörichten Schmeicheleyen, mit seinem abgeschmackten Tändeln, mit seinen gedankenlosen Seufzern so bekannt machen, wie mit der Sonne, die alle Tage scheint. Im Kurzen wird sie gleichgültig dabey werden. Bald wird sie bey allen diesen Possen, bey diesen verliebten Verzükkungen, und zärtlichen Sprüngen nichts sehen, nichts hören, und gar nichts fühlen. Wie viel hat ein Mädchen schon alsdenn gewonnen, wenn sie vor dergleichen Anfällen sicher ist! Die Art, mit welcher diese hirnlosen Buhler stündlich um sie herum faseln, wird ihr erst zur Last, und endlich ekelhaft. Sie wünscht sich einen vernünftigen Umgang. Sie wird immer Mannspersonen genug finden, welche vernünftig, und doch im Umgange

artig ſind. Von dieſen wird ſie ſich einen Mann wählen, und wird glücklich ſeyn. Wäre ſie es wohl geworden, wenn ſie nicht die Erlaubniß gehabt hätte, die Geſellſchaft nach ihrem Gefallen zu wählen? Würde ſie ſo leicht Gelegenheit gehabt haben, ihren vernünftigen Mann kennen zu lernen, wenn nicht der tägliche und freye Umgang mit ihren abgeſchmackten Liebhabern, ihr vor den Thorheiten derſelben einen Ekel gemacht hätte?

Ich dächte, das wäre genug bewieſen, wie vortheilhaft mein Vorſchlag dem gemeinen Weſen ſey; wie nöthig es ſey, daß junge Leute durch einen täglichen und freyen Umgang ſich genau kennen lernen. Ich habe gezeigt, daß man auf dieſe Art die verſtellten Fehler eines Mädchens, und das Lächerliche eines Liebhabers am leichteſten entdecken kann. Wie viel unglückliche Ehen wird man dadurch vermeiden! Denn eben dadurch werden ſo viel Ehen unglücklich, daß der Mann und die Frau erſt nach ihrer Verbindung die Erlaubniß haben, ſich täglich, zu allen Stunden, und ganz ohne Zwang zu ſprechen. Nun lernen ſie erſt auf beiden Seiten ihre Fehler kennen, aber zu ſpät; ſie geben ſich keine Mühe, ſie länger gegen einander zu verbergen, und fangen an, kaltſinnig gegen einander zu werden, und haſſen ſich endlich, als Mann und Frau.

Aber kann nicht ein dergleichen uneingeſchränkter Umgang zwiſchen jungen Perſonen beiderley

Ge-

Geschlechts vielen gefährlich seyn? Das wäre allenfalls ein Einwurf wider meinen redlich gemeynten Vorschlag. Ich glaube, ich habe ihn schon oben im voraus beantwortet. Zum Ueberflusse will ich hier noch etwas sagen. Gesetzt, es kämen aus einem solchen Umgange einige traurige Folgen; so würden diese doch gegen den allgemeinen Nutzen nichts heißen, welchen die ganze Welt daher zu erwarten hätte. Sind einige durch ihre Unvorsichtigkeit unglücklich, so werden doch tausend glücklich, welche sich vorsichtiger dabey aufführen. Aber auch an diesen wenigen Unglücksfällen ist mein Project nicht Schuld; oder man würde aus eben diesem Grunde das Spatziergehen, die Bälle, die Komödien, selbst die Zusammenkünfte in Kirchen verdammen müssen. Die billigsten, die unschuldigsten Handlungen werden denen eine Gelegenheit zum Unglücke, welche Thoren sind.

Ich will noch einen Vorschlag thun; Man sieht, wie sauer ich mir es werden lasse, mich um meine Landsleute verdient zu machen. Dieser Vorschlag entdeckt mein ganzes patriotisches Herz.

Die Erfahrung lehrt, daß die Menschen alles dasjenige mit einem unruhigen und hitzigen Verlangen suchen, was ihnen verboten ist, und im Gegentheile die angenehmsten Pflichten mit Widerwillen erfüllen, zu denen sie ein ernsthafter Befehl ihrer Obern anweist. Kann eine Beschäfftigung

tigung angenehmer seyn, als diejenige ist, wenn wir unsere Nächsten glücklich machen? Warum wird uns dieses Vergnügen so sauer? Weil es, eine Pflicht ist, weil wir es thun sollen. Die Andacht, die Abwartung des öffentlichen Gottesdienstes ist eine von denen Handlungen, die einem vernünftigen und dankbaren Wesen so anständig sind. Wir lassen unser Leben dafür, so bald sie uns bey Strafe des Todes verboten wird; verlangen aber die Landesgesetze, daß wir solche mit Eifer thun sollen, so machen wir die Leichtsinnigkeit, und den Ungehorsam zu einer Art der Galanterie. Nur der dumme Pöbel mag andächtig seyn; für Vornehme, für Leute, die die Welt kennen, läßt es einfältig; denn durch den Befehl ist es ein Zwang geworden, andächtig zu seyn. Soll ich noch ein Wort von der Ehe sagen? Warum sind die meisten Eheleute so kaltsinnig in ihrer Liebe? Weil ihnen der Priester befiehlt, zu lieben.

Diese alten Wahrheiten bringen mich auf den neuen Einfall, daß man jungen Leuten beiderley Geschlechts durch geschärfte Landesgesetze ernstlich anbefehlen solle, von ihrem zwölften Jahre an, täglich, ohne Aufsicht ihrer Aeltern, oder Verwandten, und ohne den geringsten Zwang mit einander umzugehn, und sich auf eine vertraute ungeschränkte Art zu sprechen. Wer es von ihnen nicht thut, oder bey diesem Umgange zu vorsichtig ist, der soll in eine namhafte Geldstrafe verfallen seyn. Diese wird ihm künftig von seinem Erbe abgezo-

gen, und an das Waisenhaus gezahlt. Ich müßte mich sehr irren, wenn nicht dieser Zwang dem Frauenzimmer sowohl, als den Mannspersonen Gelegenheit geben sollte, in ihrem Umgange nicht zu vertraut, sehr eingeschränkt, und beständig vorsichtig zu seyn; geschähe es auch nur um deßwillen, weil sie es nicht seyn sollen. Den täglichen Umgang würden sie zwar nicht vermeiden können, weil sie sich der Ahndung der Gesetze zu bloß stellten; aber dieser Umgang würde sehr behutsam, und also ohne gefährliche Folgen seyn, weil die Gesetze diese Behutsamkeit zu bestrafen drohen. Man kann hieraus eine Folge ableiten, die alle Gesetzgeber sich wohl empfohlen seyn lassen möchten. Sie müssen sich nicht sowohl angelegen seyn lassen, ihre Unterthanen tugendhaft, und vernünftig zu machen; es ist ganz unmöglich, dieses durch den Zwang der Gesetze zu bewirken: Sie müssen vielmehr darauf sehen, wie sie sich die lasterhaften Neigungen, und die Thorheiten ihrer Unterthanen so zu Nutze machen, daß sie wider ihren Willen diejenigen bürgerlichen Pflichten ausüben, welche Tugendhafte, und Vernünftige ohne Gesetze thun. Wie wichtig diese Weisheit sey, das habe ich nunmehr durch mein Exempel, und durch die Verordnung bewiesen, die ich in meiner neuen Republik der verliebten Jugend allgemein und geltend zu machen wünsche. Man befehle der flüchtigen Jugend mit Ernst, thöricht zu seyn, so wird sie alle Kräfte daran setzen, vernünftig zu lieben; und man wird keine von den traurigen Folgen befürchten

fürchten dürfen, welche aus einem uneingeſchränkten Umgange außerdem erwachſen könnten.

Da ich itzt mein Herz wegen der übereilten Ehen ausgeſchüttet habe, welche ſich nur auf den flüchtigen Eindruck einer Schönheit gründen: So iſt meine Meynung gar nicht, zu behaupten, daß man nicht eben ſo thöricht wählen könne, wenn man ein häßliches Frauenzimmer heirathet. Die Schönheit macht nicht tugendhaft; aber die Häßlichkeit eben ſo wenig. Das iſt vielleicht noch der einzige Unterſchied, daß ich mit einem ſchönen Bilde ohne Seele wenigſtens einige Minuten vergnügt leben kann, mit einem häßlichen Frauenzimmer ohne Verſtand aber, nicht einen Augenblick.

Damit man finden möge, daß ich den Werth der Schönheit einſehe; daß ich ſehr wünſche, es möge ihn ein jedweder mit Vernunft zu ſchätzen wiſſen, und daß ich nur damit nicht zufrieden bin, wenn man bloß die Schönheit, und, ſobald dieſe verſchwunden iſt, gar nichts mehr an der Perſon liebt: So will ich zwey Recepte geben, welche eine ſolche Wahl dauerhaft machen können.

Will ein Liebhaber wiſſen, ob die Schönheit ſeines Mädchens dauerhaft ſey, ſo ſehe er auf das Geſicht ihrer Mutter. So ungefähr wird ſein Mädchen in zwanzig Jahren auch ausſehen. Wird er dieſes Geſicht noch in zwanzig Jahren lieben können? Viele Schönheiten zwingen uns auch alsdann noch zur Hochachtung, und Ehrfurcht,

wenn

wenn sie uns gleich nicht mehr zur Zärtlichkeit bewegen können. Dieses Recept ist für die Mannspersonen.

Für die Frauenzimmer will ich ein Mittel bekannt machen, das ihre Schönheit, und also einen großen Theil ihres Werths, sehr dauerhaft, und sie ihren Männern lange Zeit schätzbar erhalten soll. Sie müssen sich vor solchen unanständigen Heftigkeiten hüten, die ihnen alle Lineamente in Unordnung bringen, und ihnen wirklich ihre ganzen Gesichtszüge verzerren, wenn sie sich dergleichen heftigen Bewegungen zu oft überlassen. Ein hochmüthiges Frauenzimmer, welches ihre kleine Person allen andern vorzieht, läuft Gefahr, sehr geschwind ungestaltet zu werden. Sie bekömmt einen steifen Nacken, verrückte Schultern, einen schweren bäurischen Gang, kurzen Athem, weil sie ihre Brust beständig hervorpreßt; ihre Unterlippe senkt sich, und sie kann die Zähne kaum bedecken; ihre Nase verliert die richtige Stellung, und tritt in die Höhe; ihre Augen werden grösser, als sie seyn sollten, sie werden starr und schielend, weil sie nichts mit einer gebührenden Achtsamkeit, sondern alles nur von der Seite mit halb gebrochenen Blicken ansieht. Die Sprache selbst leidet durch den Hochmuth; sie wird unangenehm, weil sich die Worte wider ihren Willen aus der hohlen Brust hervor drängen, und durch den für die Gesellschaft nur halb geöffneten Mund brechen müssen. Ein neidisches boshaftes Mädchen ist in

eben

eben der Gefahr, bald häßlich zu werden. Ihr Kopf senkt sich, und der Nacken wird niedergekrümmt. Die Runzeln des Alters setzen sich schon in ihren besten Jahren auf ihrer Stirne fest; sie sieht unter ein paar niederhangenden Augenbraunen wild hervor, und schielt tückisch um sich herum; die Augen werden roth, und die Wangen gelb; der Mund geifert; mit einem Worte, sie wird, was der Neid ist, und mit zunehmenden Jahren wird sie noch häßlicher, als man den Neid malt. So verstellen auch andere ausschweifende Leidenschaften die Gesichtszüge unserer Frauenzimmer. Ich will mich nicht länger aufhalten, sie zu schildern. Ich überlasse diese Beschäfftigung der lebhaften Einbildungskraft meiner Leser; es wird ihnen eine angenehme Beschäfftigung seyn, wenn sie die traurigen Trümmer einer Verbuhlten, einer Spielerinn, einer Geizigen, einer Heuchlerinn malen.

Ich erinnere mich hier eines meiner Freunde, welcher sich in Utrecht aufhielt, und selbst ein grosser Maler war. Er malte das Bild seiner Frau alle fünf Jahre. Im ersten Jahre seiner Ehe malte er sie, und vielleicht etwas schmeichelhaft; denn im ersten Jahre schmeicheln die Männer ihren Weibern. Dem sey wie ihm wolle; er malte sie so reizend, daß er noch in seinem siebzigsten Jahre verliebt ward, wenn er dieses Bild ansahe.

Fünf Jahre darauf malte er sie noch immer schön, aber nicht so reizend, wie vorher. Mit einem

einem jeden der folgenden fünf Jahre verſchwanden einige Reizungen, und alſo ward das dritte Bild nicht reizend, nicht ſchön, aber doch angenehm. Dieſes Angenehme behauptete ſich noch beym vierten Bilde. Seine Frau trat eben in das vierzigſte Jahr, als er ſie zum fünften male zeichnete. Sie ſchwur, ſie ſey gar nicht getroffen; denn ſie fand das Muntere der Farbe nicht mehr, und warf dem Manne vor, er habe zu viel Schatten gemalt. Fünf Jahre drauf vermehrte dieſer unpartheyiſche Maler das Bild mit einigen Runzeln über den Augen. Die Frau ſeufzete, und hatte doch das Herz nicht, ihrem Manne, und ihrem Spiegel zu widerſprechen. Sie faßte ſich endlich; denn ſie war in der That vernünftig. Sie freute ſich, daß das nächſte Bild eine geſetzte, und verehrungswürdige Miene zeigte. Nach fünf Jahren malte er ſie wieder, und die Miene ward andächtig. Endlich malte er das letzte Bild, da ſie ihrem ſechzigſten Jahre ſich näherte. Sie ſcherzte ſelbſt über die viele Mühe, die ihm ihre Runzeln, und grauen Haare machten. Sie wies das Bild Kennern, und man verſicherte ſie, der Maler habe ein Meiſterſtück von einem ſchönen alten Kopfe gezeichnet.

Ich erzähle dieſe Geſchichte nicht umſonſt. Wollte der Himmel, unſere Weiber ließen ſich alle fünf Jahre malen! Wie lehrreich wäre dieſe Sammlung der Bilder für ihre Töchter! Eine Schöne von ſechzehen Jahren würde vielleicht

etwas weniger stolz seyn, wenn sie die Bilder ihrer vierzigjährigen Mutter, und ihrer sechzigjährigen Großmutter betrachtete, welche beide in ihrem sechzehnten Jahre vermuthlich auf ihre Schönheit eben so stolz waren. Vielleicht würde sie über diese großmütterlichen Runzeln manchmal ernsthafte Gedanken bekommen, welche einer jungen Schöne sehr erbaulich seyn können. Und wir Mannspersonen; wie vorsichtig würden wir wählen, wie vernünftig würden wir lieben, wenn wir durch eine Reihe von solchen Bildern auf die Vorstellung gebracht würden, ob wir unsre bezaubernde Phyllis noch in vierzig Jahren mit Runzeln und grauen Haaren, werden lieben können! Was würde gewöhnlicher seyn, als daß ein Liebhaber mitten unter den größten Schmeicheleyen, die er seiner Braut machte, einen Blick in die Zukunft thäte! Er würde seine Göttinn

im zwanzigsten Jahre reizend,
im fünf und zwanzigsten schön,
im dreyßigsten angenehm,
im fünf und dreyßigsten noch immer angenehm,
im vierzigsten ohne muntere Farbe,
im fünf und vierzigsten mit einigen Runzeln an den Augen,
im funfzigsten gesetzt, und verehrungswürdig,
im fünf und funfzigsten, mit einer andächtigen Miene,
und im sechzigsten Jahre als einen schönen alten Kopf

finden.

finden. Aber das setze ich zum voraus, daß seine Frau eben so tugendhaft, eben so vernünftig sey, als die Frau meines Freundes war; außerdem treffen diese Grade nicht ein. Das habe ich doch in der That vergessen, ob die Frau meines Freundes weiß oder braun war: Ich werde dieses dem Ausspruche meiner Leserinnen überlassen; denn mir ist es ganz unmöglich, mich darauf zu besinnen.

Ich habe mich vielleicht zu lange bey diesen Ehen aufgehalten, an denen die Schönheit mehr Antheil hat, als der Himmel. Aber vielleicht entschuldigen mich diejenigen, welche bey den Ehen unserer Mitbürger so aufmerksam sind, wie ich, und daher auch so, wie ich, angemerkt haben, daß eben diese Ehen diejenigen sind, die dem lieben Himmel die meiste Verantwortung machen. Wir wollen weiter gehen.

Die Ehen, die man aus Eigennutze schließt, werden dem Himmel auch sauer genug. Ich will mich aber wohl hüten, von diesen Ehen gar zu viel Böses zu reden; denn meine Freunde geben mir Schuld, daß, wenn ich mich zum zweyten male verheirathen sollte, so würde meine Ehe gewiß nicht im Himmel, sondern im Comtoir geschlossen werden. Ich kann mich bey diesem Vorwurfe beruhigen. Mir, als einem Wittwer, ist es zu gute zu halten, wenn ich ein wenig mehr aufs Nützliche und Gründliche in der Ehe sehe. Da ich jung war, verführten mich die schwarzen

Augen meiner Frau, und ich war unglücklich genug: da ich so jung nicht mehr bin, so hätte ich wohl Lust, mir eine reiche Frau zu wählen; die Augen mögen sehen, wie sie wollen. Bin ich auch wieder unglücklich bey einer reichen Frau, wie ich es bey einer schönen war; so weis ich doch zum wenigsten, wo ich Trost suchen soll. Den fand ich bey meiner ersten Frau nicht, so bald ein Jahr vorbey war; denn ihr ganzes Einbringen bestand in zwey schwarzen Augen, bey denen der zärtlichste Ehemann mit der Zeit verhungern kann. Ich habe die Anmerkung gemacht, daß wir Mannspersonen bis in unser zwanzigstes Jahr vor Liebe zappeln, bis ins fünf und zwanzigste dahlen, und bis ins dreyßigste lieben; heirathet man aber im vierzigsten Jahre, so handelt man Herz um Geld, Zug für Zug. Gezappelt habe ich, auch gedahlt, und vielleicht einige Zeit geliebt; Nun wird man es mir in meinem vierzigsten Jahre nicht übel nehmen können, wenn ich ein wenig ernsthafter verfahre, und sehr genau überrechne, wie viel ich pro Cent mit einem Seufzer verdienen kann. Wer behaupten will, daß man bey den Ehen nicht aufs Geld sehen soll, den halte ich, mit seiner gütigen Erlaubniß, für einen verliebten Pedanten, und wenn er darüber böse wird, so wünsche ich ihm zur Strafe meine Erfahrung. Da waren die Mädchen ohne Geld noch sehr nützlich, da sie weiter nichts brauchten, als einen Mann: Itzt aber, da sie so viele kostbare Kleinigkeiten verlangen, da der Mann nur ein Nebenwerk, und die Pracht

die

die vornehmste Absicht ihrer Liebe ist, itzo ist so eine poetische Schäferliebe nicht jedermanns Werk. Man wird mir diese Lästerung vergeben; Es fällt mir alle Augenblicke ein, daß ich auch so arkadisch geliebt habe.

Nach dem Vermögen meiner Frau werde ich meine Liebe einrichten. Ich habe nicht in Willens, ein Mädchen zu betrügen; ich will also die Taxe von meinem Herzen bekannt machen, und der Welt sagen, wie theuer ich liebe:

2000. Thaler; ich werde nicht gleichgültig seyn.
4000. Thaler, verdienen eine aufrichtige Gegenliebe,
6000. Thaler, eine zärtliche Gegenliebe,
10000. Thaler, eine innbrünstige Gegenliebe,
15000. Thaler, eine ewige Liebe,
20000. Thaler; o, Mademoiselle! dafür bete ich sie an, und sterbe vor Liebe, aber erst nach ihrem Tode.

Mich dünkt, ich bin noch ganz billig, und darf den Vorwurf nicht befürchten, daß ich die Mädchen übertheure. Denn das wird doch nicht strafbar seyn, daß ich ein wenig spröde und kostbar thue. Das ist immer die Sprache alter Junggesellen, und Wittwer, wenn sie auch noch häßlicher aussehen, als ich; aber sie lassen mit sich handeln, die ehrlichen Leute, und ich will mich auch billig finden lassen. Kann man wohl mehr von mir verlangen?

Denenjenigen, welche sich einfallen lassen zu glauben, daß meine Liebe zu eigennützig sey, denen will ich beweisen, daß ich nach der Vorschrift der Natur liebe. Und dieses zu beweisen, brauche ich nichts, als das Beyspiel des Landmanns, welcher unschuldig, und natürlich liebt, da ihn weder die Eitelkeit des Hofes leichtsinnig, noch der Eigennutz der Stadt niederträchtig macht.

Es werden ungefähr ein paar Monate seyn, als ich auf dem Landgute eines meiner Freunde das Vergnügen hatte zu hören, wie vorsichtig zween Väter um ihre Kinder handelten. Hanns, der Vater des erwachsenen Jungens, der freyen sollte, gieng zu seinem Nachbar, dem reichen Niklas, ans Fenster, und machte ihm seine Tochter feil. Grüß euch Gott, Niklas, sagte der zärtliche Vater; wißt ihr was: Mein Bube soll das Gütchen annehmen, und ich suche ein feines Mensch für ihn, was gebt ihr eurer Tochter mit? Tausend Gulden, mehr nicht, antwortete ihm der Nachbar ganz gelassen. Hum! Nur tausend Gulden: das wäre ja gar nichts. Gebt ihr zweytausend Gulden, so lasse ich meinem Sohne das Gut heute noch im Amte verschreiben. Seht nur, Gevatter, sprach Niklas, das kann ich mein Seele nicht. Zweytausend Gulden ist zu viel. Mit einem Worte, zwölfhundert Gulden ist alles, was ich thun kann, und da nicht einen Kreuzer mehr. Je geht doch, versetzte Hanns, ihr solltet euch schämen; so ein hübscher Nachbar im Dorfe! Niklas schüttelte seinen Kopf, und

blieb

blieb dabey, er könne nicht mehr geben. Auch nicht funfzehenhundert Gulden? fragte Hanns ihn traurig. Nein, war die Antwort, mehr nicht, als zwölfhundert Gulden. Nun so behüte euch Gott, Gevatter, so will ich weiter gehen. Sie schieden ziemlich gelassen von einander. Hanns hatte kaum zwanzig Schritte gethan, als er mit einer rechnenden Miene stehen blieb, wieder umkehrte, und an des Niklas Fenster mit seinem Stocke pochte. Gevatter Niklas, noch auf ein Wort! rief er. Wollt ihr auch nicht vierzehenhundert Gulden? Ich kann, straf mich Gott, nicht! dabey blieb Niklas. Hanns kehrte sich trotzig um, und sagte: Nun! so muß ich denken, daß es Gottes Wille nicht gewesen ist. Lebt wohl!

Wer hat diese Leute diese vorsichtige Art zu lieben gelehrt, wenn es die Natur nicht gewesen ist? Sollte ich wohl so rebellisch seyn, und mich der mütterlichen Stimme der Natur widersetzen? Wie vornehm dachte mein Hanns, welcher wohl wußte, daß keine Ehe unter funfzehenhundert Gulden im Himmel geschlossen werden könnte!

In diesem Augenblicke fällt mir ein Aufsatz in die Hände, den ich machte, als ich noch verheirathet war. Es ist ein Trost für unglückliche Leute, wenn sie andere finden, die eben so unglücklich sind. Ich war damals sehr aufmerksam, Leute kennen zu lernen, die sich bey der Heirath eben so sehr übereilt hatten, als ich. Ich fand sie, und alle

ſeufzten, wie ich, über den Himmel; keiner von ihnen war Schuld an ſeiner unglücklichen Ehe: Der Himmel blieb es allein, in dem ſie geſchloſſen waren.

Liſte

einiger thörichten Ehen, die auf Rechnung des Himmels geſchloſſen worden ſind.

Balthaſar Mennig, mein Nachbar, ein Würzkrämer, und ehrlicher Mann, war dreymal Wittwer geworden, und misbrauchte die Geduld des Himmels zum vierten male, da er in ſeinem neun und funfzigſten Jahre ein artiges Mädchen von ſiebzehen Jahren heirathete. Sie war eine Waiſe, ohne Vermögen; ſie lebte ſehr nothdürftig von der Barmherzigkeit ihrer Muhme, welche ſie ſo ſklaviſch und eingezogen hielt, daß das gute Kind keine Kirche verſäumte, um Leute zu ſehen. Mein Alter hatte ſeinen Kirchenſtuhl nur wenige Schritte von dem ihrigen; Er freute ſich, als ein guter Nebenchriſt, über dieſe fromme andächtige Seele mit weißen Haaren, blauen Augen, und einer blendenden Haut; er vergaß ſeine Brille herunter zu nehmen, ſo lange ſie vor ihm ſaß; ja er ward endlich ſo verliebt, daß er in einer elenden Predigt aushalten konnte, ohne zu ſchlafen. Er erfuhr ihre Wohnung, ihre Herkunft, und ihre Armuth. Dieſer letzte Umſtand machte ſein Chriſtenthum rege; und weil er ſich ſchämte, noch in ſeinem

seinem hohen Alter verliebt zu seyn, so gab er sich Mühe, sich zu bereden, daß ihm Gott dieses Mädchen zugewiesen habe, um sie glücklich zu machen. Er hatte es so oft gehört, und vielleicht selbst erfahren, daß eigennützige Ehen gemeiniglich misvergnügt ausschlagen; nun wollte er einmal ganz uneigennützig, und, nach seiner großmüthigen Sprache zu reden, ein nackicht Mädchen heirathen. Er ließ der alten Muhme seine christlichen Absichten entdecken. Man freuete sich, und dankte Gott, der für arme Waisen so sichtbarlich sorgt. Das fromme Mädchen ward seine Frau. Wie geschäfftig ist nicht der böse Feind! Kaum hatte sich die junge Frau vier Wochen lang ausgefüttert, prächtig gekleidet, und ihre vorige Noth vergessen; So blies ihr der Teufel, (denn wer sollte es sonst gewesen seyn?) boshaft ein, daß zur Ehe noch etwas mehr, als Essen, Trinken, Kleider, und ein frommer ruhiger Greis von sechzig Jahren gehöre! In ihrer Handlung war ein Ladendiener, welcher der Frau Würzkrämerinn so zu schmeicheln wußte, daß sie sich und Pflicht vergaß, einen ziemlichen Theil des Vermögens mit ihm verschwendete, ihren Mann auf die empfindlichste Art verachtete, und so unvorsichtig buhlte, daß die ganze Stadt darüber lachte. Diese Ehe war im Himmel, und wenigstens in der Kirche geschlossen; das gestunden alle Leute: allein, wo kam der Hahnrey her? Das weis ich nicht; aber das weis ich wohl, daß seine Frau einige Monate drauf im Kindbette starb. Mein rechtschaffener Alter hat mir mit der

zufriedenen Munterkeit eines ruhigen Gewissens gestanden, daß er an diesem frühzeitigen Tode nicht Ursache sey.

Man weis die Noth der armen Wittwen. Fast ieder sucht sie zu bevortheilen, und niemand nimmt sich ihrer an. Man wird wenig Exempel finden, daß eine Wittwe sich um deßwillen zum zweytenmale verheirathet, um zum zweytenmale einen Mann zu bekommen; o nein! um deßwillen gar nicht! Nur darum geschieht es, um eine Stütze in ihrer Noth zu haben, und sich einen Freund zu verbinden, der sich ihres Hauswesens annehme, der sie wider die Zumuthigungen ihrer Feinde schütze, mit einem Worte, der ihr Mann sey.

Diese Sittenlehren verstund meine alte Wirthinn aus dem Grunde. Sie war seit zehen Jahren Wittwe, und ihre Feinde gaben ihr Schuld, daß sie bey dem Absterben ihres Mannes wenigstens acht und vierzig Jahr alt gewesen sey. Sie keuchte und zitterte ziemlich mit dem Kopfe; aber ihr Arzt, ein junger artiger Doctor, war so galant, ihr zu beweisen, daß es von einem feurigen und wilden Geblüte herkomme. Sie brauchte eine Brille, es ist wahr; aber es geschähe nur, ihre Augen desto schärfer zu erhalten. Mit einem Worte, es fehlte ihr zu ihrer Zufriedenheit weiter nichts, als ein Freund, der für sie sorgte, der sich ihrer annähme, und der ihr ziemlich ansehnliches Vermögen wider die eigennützigen Nachstellungen

ihrer

ihrer Feinde vertheidigte. Dieser Freund hätte können bey Jahren, und wenigstens in ihrem Alter seyn; vielleicht wäre er alsdenn vernünftiger, und einschender gewesen: Aber Vernunft und Einsicht war es doch nicht allein, was sie suchte. Bey einem alten Freunde hätte sie noch einmal können zur Wittwe werden; das wäre für sie was schreckliches gewesen. Sie suchte sich also einen jungen dauerhaften Freund, bey dessen Umgange sie, wenigstens noch vierzig Jahre, ruhig und vergnügt zu leben hoffte. Gegen niemanden hatte sie so viel Verbindlichkeit, als gegen ihren jungen Arzt, der ihr feuriges und wildes Geblüte so wohl hatte kennen lernen. Sie bot ihm also ihre Hand an, und mit dieser Hand den ganzen Segen ihres Kastens. Er griff zu, denn er war arm. Er verließ sich auf seine Kunst, und hoffte gewiß, sie binnen zwey Jahren zu begraben. Und doch betrog er sich; so selten er sonst die Erben seiner Kranken in dergleichen Fällen betrogen hatte. Seine Frau lebte noch zehn Jahre. Er gab ihr gute und böse Worte, sie sollte sterben, sie starb nicht; er verachtete sie, und aus Demuth blieb sie leben. Endlich wurden sie mit einander so genau bekannt, daß er sie prügelte: Allein dieses machte sie desto munterer, denn sie glaubte, sie, als eine gute Christinn, müsse sich standhaft in ihrem Leiden erhalten. Sie seufzete freylich über ihre unglückliche Ehe; aber sie erwartete Rettung und Hülfe vom Himmel, da sie ihre Ehe gewiß nicht ohne Gebet angefangen hatte. Mit einem Worte, die Frau

war

war unglücklich, und der Mann in der gröſten Verzweiflung. Zehnjährige Geduld, Verachtung gegen sein ehliches Gerippe, tausenderley Verdruß, so gar Schläge waren also nicht vermögend, ihr einen Ekel gegen diese vergängliche Welt zu machen. Sie lebte ihm zum Trotze, und alle seine Arzeneyen würden kaum im Stande gewesen seyn, ihre hartnäckige Seele aus dem alten Neste zu jagen, wenn sich nicht der Himmel der Ehen seiner angenommen und zugelassen hätte, daß das unbescheidene Weib ihren siebzigjährigen Hals brach, da sie eben im Begriffe war, ein Fläschchen Aqvavit aus ihrer Schlafkammer zu holen.

Unser Herr Doctor Saft war also ein Wittwer. Nun hatte er Vermögen, und nun nahm er sich vor, vernünftiger zu heirathen: denn das gestund er, daß er das erstemal unvernünftig gewählt hätte. Er glaubte, es fehle ihm weiter nichts, als ein höherer Titel, und die Verbindung mit einer ansehnlichen Familie, welche sein Glück auf eine dauerhafte Art befestigen, und ihm das Recht geben könne, eine wichtige Miene zu machen. Er fand beides; denn Titel sind immer feil, und immer giebt es ansehnliche Familien, mit noch ansehnlichern Schulden; Familien, die sich bey dem Vermögen ihrer Freunde wohl befinden. Herr Hofrath Saft suchte also die Tochter eines Geheimen Raths zu erbeuten, welcher an einem kleinen Hofe vornehm genug war, den Ehrgeiz eines Schwiegersohns zu sättigen. Man überwin-

windet sich endlich, ihm die Tochter zu geben, und es sind kaum zwey Jahre vorbey, als der arme Hofrath durch den Stolz seiner neuen Frau zu einer solchen Verzweiflung gebracht wird, daß er glaubt, seine erste Frau sey ihm noch viel zu früh gestorben. Die Reihe ist nunmehr an ihm, verachtet zu werden. Der meiste Theil seines Vermögens ist durch einen prächtigen Aufwand verschwendet worden. Seine Aeltern merken nunmehr, daß seine Reichthümer so unerschöpflich nicht sind, als er es ihnen anfänglich zu bereden gesucht hat. Sie fangen an, ihre Uebereilung zu bereuen, und werfen ihm vor, daß er sie um ihre Tochter betrogen habe. Ihre Tochter glaubt eben das, und sieht dem Augenblicke mit Schrekken entgegen, wo sie die Frau eines Mannes ohne Familie, ohne Sitten, ohne Verstand, und was das allerschlimmste ist, ohne Vermögen bleiben soll. Das einzige Mittel sich zu retten, ist der Tod ihres Mannes. Sie wünscht es, sie sagt es ihm, daß er sehr wohl thun werde, wenn er stürbe. Alle Kunstgriffe, die er angewendet hat, seiner ersten Frau das Leben verhaßt zu machen, werden itzt verdoppelt, ihn auf eben diesen guten Einfall zu bringen. Fast wünscht er sich selbst diese Art der Erlösung. Er könnte sich, als Medicus, die Mühe erleichtern; aber die Pflicht eines Arztes ist, nur andern in dergleichen Fällen zu dienen. Er lebt also, und erwartet den Tod sehnlich. Der Tod ist taub; denn man weis schon, wie viel dem Tode daran liegt, daß ein unwissender Medicus

leben

leben bleibe. Was soll unser armer Hofrath thun? Was soll seine trostlose Frau thun? Nun fehlt weiter nichts, als daß sie noch die Schläge rächt, die er seiner ersten Frau gegeben; Unter der Hand will man erfahren haben, daß sie zu ein paar Ohrfeigen Anstalt gemacht hat. Noch lebt er, und ich verlange sehr, den Ausgang dieser Ehe zu erfahren.

N. S. Sie leben noch beide, da ich dieses schreibe, und beide noch eben so misvergnügt. Es geht nun ins achte Jahr, daß seine itzige Frau das schreckliche Werkzeug ist, die Beleidigungen zu rächen, die er seiner alten Wittwe angethan hat.

Zebedäus Schlau hatte in einem gelehrten Buche gelesen, daß eine kluge Frau für ihren Mann eine sehr gefährliche Sache seyn könnte. Er war also so fein, und wählte sich das dümmste Mädchen in der Stadt. Sie war schön, und aus guter Familie. Er machte sich Hoffnung, sie ganz nach seinem Willen zu lenken, da sie so albern war, daß sie kaum einen Willen zu haben schien. Er irrte sich sehr. Ungeachtet ihrer Einfalt, wußte sie doch, daß sie eine Frau war. Ihre Dummheit diente nur dazu, daß sie auf ihre weiblichen Rechte trotziger ward. Das Ansehen ihrer Familie nöthigte den Mann, vorsichtig zu seyn; Beleidigen durfte er sie nicht. Durch den Schutz ihrer Anverwandten bemächtigte sie sich nach und nach einer Herrschaft über ihn. Je dümmer seine Frau war, desto schimpflicher war ihm seine

Sklave-

Sklaverey. Sie starb sehr jung; Ein Unglück, das sonst nur kluge Kinder trifft. Ich sprach ihn einige Wochen nach ihrem Tode; Er versicherte mich, daß er in seiner ganzen Ehe nur zween vergnügte Augenblicke gehabt habe: In der Brautnacht, und bey ihrem Tode.

Valentin Pinsel, dessen Vater ein berüchtigter Qvaker, und die Mutter eine Betschwester gewesen war, hatte sich in Kopf gesetzt, daß die meisten Ehen um deßwillen unglücklich wären, weil bey der Wahl so viel Menschliches mit unterlaufe, wie er es nannte, oder nach unserer Art zu reden, weil man mit zu viel Vorsicht heirathe. Diese Vorsicht hielt er für Sünde. Er wollte also heirathen, ohne den Himmel zu versuchen. Diesem überließ er die Wahl. Es war an einem Sonntage sehr früh, als er sich mit vieler Andacht rüstete, der Person entgegen zu gehen, die ihm der Himmel zu seiner künftigen Braut zuführen würde. Diese sollte nach seinem Gelübde, so er gethan hatte, das erste unverheirathete Frauenzimmer seyn, das ihm begegnen würde. Er blieb an der Kirchthüre stehen, und erwartete sein Glück mit aufgesperrtem Maule. Das erste unverheirathete Frauenzimmer, so an die Kirchthüre kam, war eine Person von etlichen und zwanzig Jahren, welche bisher so ausgeschweift hatte, daß auch die ungesittetsten Mannspersonen öffentlich sich ihrer schämten. Er wußte dieses, und eben darinnen fand er einen besondern Wink des Himmels.

Noch

Noch an diesem Tage wurde die Verbindung richtig; und nun werden es bey nahe fünf Jahre seyn, daß er der unglücklichste Ehemann, und ein Spott der ganzen Stadt ist. Hätte er wohl eine Thorheit andächtiger anfangen können, als diese, und doch glaubt er noch itzt, daß diese Ehe im Himmel geschlossen sey?

Meister **Martin** seliger, hat seine Frau aus keiner andern Ursache geheirathet, als weil sie **Christine** hieß. Und dieses liebe Christinchen hat ihn auf gut türkisch gepeinigt, bis an sein seliges Ende, welches drey Tage darauf erfolgte, als sie ihm einen Tiegel an dem Kopfe zerschlagen hatte.

N. N. war ein Frauenzimmer von guter Erziehung, welche sie besonders ihrer Mutter zu danken hatte. Diese liebreiche Mutter starb, und überließ die Tochter der Vorsorge ihres Mannes, der weiter keinen Fehler hatte, als diesen, daß er niederträchtig geizig war. Dieser Fehler hinderte das Glück seiner Tochter; denn ihre Liebhaber hatten gemeiniglich auch den Fehler, daß sie keinen geizigen Schwiegervater leiden konnten. Ihre schönsten Jahre, die bey einem Mädchen der Liebe so heilig sind, verstrichen ungenossen. Sie war zu tugendhaft, sich zu vergehen; aber sie war gar zu sehr ein Frauenzimmer, als daß sie bey dieser Verzögerung ganz gleichgültig hätte seyn können. Der Geiz des Vaters verscheuchte ihre Anbeter. Sie ward traurig über die Einsamkeit, die sie um

sich

sich herum wahrnahm, und diese Traurigkeit vermehrte sich, wenn sie an die künftigen Folgen dieser Einsamkeit gedachte. Endlich meldete sich ein junger Mensch, der sich vornahm, auf Conto zu lieben, und den Tod ihres Vaters zu erwarten. Er hatte kein Vermögen; das war für einen geizigen Vater Ursache genug, ihm die Tochter abzuschlagen. Diese Schwierigkeit machte ihn nunmehro im ganzen Ernste verliebt. Er versicherte seine Schöne, daß seine Liebe aufrichtig, und vernünftig, und seine Absichten christlich wären. Bey einem Frauenzimmer von einer frommen und tugendhaften Erziehung, ist diese ehrbare Sprache eben so gefährlich, als bey einem leichtsinnigen Frauenzimmer das Geschenk eines kostbaren, und neumodischen Putzes. Ihre Standhaftigkeit fieng an zu wanken. Ihres Vaters Haus ward ihr alle Tage unerträglicher, und eben um deßwillen fand sie ihren Freund alle Tage liebenswürdiger. Eine alte Muhme, (denn die alten Muhmen sind immer die Ehestandsapostel,) diese ihre alte Muhme mischte sich endlich in den Roman, und machte ihr begreiflich, daß eine Ehe zwischen einem jungen wohlgewachsenen Menschen, und der Tochter eines reichen Vaters, dem Himmel nicht anders, als angenehm seyn könne. Die vernünftigen Lehren ihrer verstorbenen Mutter erhielten das gute Kind noch einige Tage zweifelhaft. Endlich kam die gefährliche Stunde. Der verdoppelte Eigensinn eines ungerechten Vaters, die Schmeicheleyen eines wohlgebildeten Freun-

des, den man liebt, die Befehle der Natur, die man in dieſen Fällen empfindet, und gern empfindet, und endlich die Predigt einer alten dienſtfertigen Muhme, dieſe Umſtände zuſammen müſſen wohl die Philoſophie eines fühlenden Mädchens über einen Haufen werfen. Sie ließ ſich entführen, nachdem ſie vorher den Himmel ſehr andächtig um ſeinen Beyſtand angefleht, und ihm vorgehalten hatte, daß dieſe Ehe durch ihn geſchloſſen wäre. Um ihr Gewiſſen noch mehr zu beruhigen, räumte ſie ihrem Liebhaber die geringſte Freyheit nicht ein, bevor ſie in dem nächſten Kloſter auf die feyerlichſte Art getraut waren. Nun war ſie Braut und Frau, und zugleich, unerachtet ihrer andächtigen Vorſicht, die unglücklichſte Frau. Ihr harter Vater war beleidigt, und unverſöhnlich. Kaum verfloſſen acht Tage, als er ſich ſeiner entflohenen Tochter zum Trotze wieder verheirathete, und ſein ganzes Vermögen dieſer Elenden entzohe, welche die Feindſchaft ihres Vaters nicht ertragen konnte. Sie lebte mit ihrem Manne nur wenige Jahre, traurig, elend, und ohne Hülfe. Der Mangel und Kummer machten dieſer übereilten Ehe ein betrübtes Ende. Ein jeder, nur ihr Vater nicht, bedauerte ſie; der alten Muhme aber war das ganz unbegreiflich, wie eine Ehe habe ſo unglücklich ſeyn können, welche doch durch ihre Vermittelung im Himmel geſchloſſen worden ſey.

Die

Die Ehen, die man auf den Schulen schließt, gehören, nach dem angenommenen Verstande unsers Sprüchworts, ganz unstreitig unter die Ehen, die im Himmel geschlossen werden; denn der Verstand hat selten einigen Antheil daran. Und dennoch glaube ich, daß sie sich nach der heutigen Art zu lieben, und zu heirathen, wohl entschuldigen lassen. Man weis das deutsche Sprüchwort: **Jung gefreyt, hat niemanden gereut.** Das Sprüchwort hat Recht. Die Jugend ist zu ausschweifend, zu schwer zu bändigen, man lasse sie heirathen! Ein Jahr im Ehestande leben, macht weit zahmer, als zehn moralische Folianten lesen. Kann es wohl iemals einen jungen Menschen gereuen, daß er bey Zeiten vernünftig geworden ist? Die meisten jungen Leute, wenigstens diejenigen, die aus vornehmen Häusern sind, wachsen nur um deßwillen groß, damit sie eine Frau nehmen können; So gebe man ihnen doch eine Frau, sobald sie groß genug sind, Vater zu werden. Mit einem Worte: man thut Unrecht, wenn man wider dergleichen Universitätsromane zu altväterisch eifert. Es ist wahr; solche verehlichte Kinder werden selten, vielleicht niemals, eine glückliche und vergnügte Ehe haben: Aber heirathet man denn heut zu Tage nur um deßwillen, daß man glücklich und vergnügt leben will? Ich wundre mich sehr, daß man noch itzt solche Einwürfe machen kann, die sich kaum bey unsern einfältigen Vorältern entschuldigen ließen.

Alles dieſes führe ich auf Verlangen eines meiner Freunde an, welcher erſt ſechs und dreyßig Jahre alt, und doch ſchon Großvater, und dem ohnerachtet noch bis auf dieſe Stunde unmündig iſt. Ich will ſeinen kurzen Lebenslauf hier mit den Worten einrücken, wie er mir ihn ſelbſt aufgeſetzt hat.

Ich war ſechzehen Jahre alt, als mich mein Vater nach Duisburg auf die Univerſität ſchickte. So lange ich bey ihm im Hauſe war, hielt er mich ſtrenge. Es geſchahe dieſes wider den Willen meiner Mutter. Ich war ihr einziger Erbe; ſie liebte mich alſo ſehr zärtlich. Wenn ich fromm und fleißig ſeyn würde, ſo ſollte ich auch eine hübſche Frau kriegen; dieſes war ihr täglicher Segen, welcher von meinem vierzehnten Jahre an, ſo ſtark in meine Seele wirkte, daß ich immer glaubte, fromm und fleißig genug zu ſeyn, und immer mit Ungeduld auf eine hübſche Frau wartete. Die Ernſthaftigkeit meines Vaters ward mir endlich unerträglich. Ich gewann meine Mutter, welche auf meine Vorſtellung glaubte, ich ſey gelehrt genug, auf die Univerſität zu ziehen; und was ſie glaubte, fand mein Vater immer billig, ſo ſtreng er ſonſt war. Ich kam alſo nach Duisburg, unter den zärtlichen Wünſchen meiner Mutter, daß ich recht fromm und fleißig ſeyn möchte, damit ſie mir bald eine hübſche Frau geben könnte. Dieſer mütterliche Segen ward mir verdächtig, weil ich drey Jahre vergebens darauf

gewar-

gewartet hatte; ich nahm mir also vor, mich selbst zu segnen. Hiezu fand ich gar bald Gelegenheit, da man aus meinem Aufwande vermuthete, mein Vater sey sehr reich, und da mein Körper liebenswürdig genug gebaut war. Die Tochter eines Kaufmanns gefiel mir; ich machte mit ihr Bekanntschaft, und war vielleicht noch nicht verliebt: aber binnen kurzer Zeit ward ich es im ganzen Ernste, da das Mädchen sehr ehrbar und züchtig that, und mich beständig vor der Eifersucht, und strengen Wachsamkeit ihrer Aeltern warnte, welche unerbittlich grausam gegen sie seyn würden, so bald sie den geringsten Argwohn von unserer Vertraulichkeit fassen sollten. Ich war jung genug, alles dieses zu glauben; und da ich noch schlauer seyn wollte, als die scharfsichtigen Aeltern meiner Schöne: so versprach ich ihr ins geheim die Ehe, heirathete sie eben so geheim, und genoß das so lange erwartete Vergnügen, welches nach dem Ausspruche meiner Mutter eine Belohnung für ihren fleißigen und frommen Sohn bleiben sollte. Mit einem Worte, im sechzehenten Jahre meines Alters, und noch im ersten Jahre meines akademischen Lebens war ich verliebt, verheirathet, und Vater. Es war also nicht mehr Zeit, das zu verbergen, was wir gethan hatten. Die Aeltern meiner Frau gaben uns einen liebreichen Verweis, an statt daß ich die heftigsten Begegnungen von ihnen erwartete. Diese Nachsicht würde mir unbegreiflich gewesen seyn, wenn ich nicht zu gleicher Zeit gemerkt hätte, daß diese wachsamen, und unerbittlich

erbittlich grauſamen Aeltern vom Anfange an, die Vertrauten meiner Frau in ihrer Liebe geweſen waren. Sie nannten es nunmehr einen Jugendfehler, und dankten dem Himmel, der für ihr Kind ſo väterlich geſorgt hätte. Meine Aeltern hingegen waren ganz untröſtlich. Ich gab mir Mühe, meinem Vater begreiflich zu machen, wie vortheilhaft es für mich ſey, die Tochter eines reichen Kaufmanns auf eine ſo feine Art erhaſcht zu haben; denn das Geld war bey meinem Vater ein Umſtand, der viel Thorheiten entſchuldigte. Allein meine Vorſtellungen fanden kein Gehör. Er wußte bereits mehr, als ich; er wußte die ſchlechten Umſtände meiner neuen Familie, welches ſich in ein paar Monaten noch beſſer äußerte, da mein Schwiegervater einen ſo ungeſchickten, und unverantwortlichen Bankerutt machte, daß er nicht allein den geringſten Vortheil davon nicht hatte, ſondern ſo gar in die äußerſte Armuth gerieth: Einen Bankerutt wider alle Regeln der Handlung! Nun war ich und das Geld meines Vaters der einzige Troſt dieſer Unglückſeligen; Aber ich blieb es nicht lange. Mein Vater ſtarb; der Hof bemächtigte ſich ſeines Vermögens, welches nicht einmal zureichend war, dasjenige zu erſetzen, was man foderte. Sie können glauben, wie ſehr mich dieſes alles beunruhigte. Ein junger unerfahrner Menſch von ſiebzehen Jahren, welcher nicht Zeit gehabt hat, das geringſte zu lernen, womit er ſein Brodt verdienen könnte; dieſer ſoll für den Unterhalt ſo vieler Perſonen ſorgen, und kann ſich ſelbſt nicht ernähren!

nähren! Nunmehr ließ mich es meine Frau empfinden, was für ein schreckliches Verbrechen es sey, kein Geld zu haben. Meine Schwiegerältern hielten mich für den gröſsten Böſewicht; und nun erst fiel es ihnen ein, daß ich ihr armes unschuldiges Kind verführt hätte. Mit einem Worte, ich habe seit achtzehn Jahren, unter der strengen Vormundschaft meiner Frau ein trauriges Leben geführt. Gleichwohl hat sie mich immer nothdürftig ernährt; das kann ich ihr nachrühmen. Ich würde kaum begreifen können, wo dieser Segen herkäme; aber der Herr Kammerrath, und der Herr Oberamtmann sind ein paar liebenswürdige Männer, und meine Frau sieht in der That noch reinlich genug aus, christliche und mildthätige Seelen zu erwecken. Diese rechtschaffenen Patrone haben auch für meine älteste Tochter väterlich gesorgt, und ihr in ihrem sechzehnten Jahre einen Mann gegeben, der beym Herrn Kammerrathe Verwalter ist, einen feinen frommen gelaſsenen Mann, wie ich bin, nur noch einmal so alt, als ich. Sie leben recht gut mit einander; denn meine Tochter ist das wahre Ebenbild von ihrer Mutter. Sie hat mich auch schon zu einem vergnügten Groſsvater gemacht, und ihrem guten Manne ein Töchterchen geschenkt, welches dem Vater bis auf die grauen Haare so ähnlich sieht, wie ein Tropfen Wasser dem andern. Ich habe das aus des Herrn Kammerraths eignem Munde; denn mir kam es nicht so vor. Sehn sie, mein Herr, so lebe ich itzt! Der Himmel, der für eine

Frau und für Kinder geſorgt hat, wird auch für Brodt ſorgen. Er erhalte nur meiner Frau ihre Geſichtsbildung, und dem Herrn Oberamtmanne ſein chriſtliches Herz. Ich will mir alles gefallen laſſen! Das iſt mein Lebenslauf, wie ſie ihn verlangt haben. Leben ſie wohl.

N. N. iſt ein unglückliches Opfer von dem Eigennutze ihres Vaters geworden. Sie beſaß alle Tugenden einer Weibsperſon, und faſt keinen einzigen von den Fehlern derſelben. Sie war ſo ſchön gebildet, daß ſelbſt Frauenzimmer nichts an ihrer Schönheit zu tadeln fanden, und doch war ſie dabey ſo tugendhaft, daß auch die ungezogenſten Mannsperſonen Ehrfurcht für ſie hegten, und in ihrer Gegenwart ſich vernünftig aufführten. Mit einem Worte: Sie war das, was alle ihres Geſchlechts ſeyn wollen, und nicht alle ſind. Sie war alſo eines vernünftigern Vaters, und eines beſſern Glücks würdig. Ihr ungerechter Vater hatte die Vormundſchaft über einen jungen Menſchen gehabt, und dieſe ſo eigennützig verwaltet, daß er mit Zittern an die Zeit gedachte, in welcher ihn die Obrigkeit nöthigen würde, Rechnung abzulegen. Dieſer Mündel beſaß, außer einer anſehnlichen Herkunft, und einem großen Vermögen, die geringſten Eigenſchaften nicht, die ihm einiges Vorrecht vor dem Pöbel gegeben hätten. Ein Körper, der nach allen Regeln der Häßlichkeit gebaut war, würde ſich haben entſchuldigen laſſen, wenn ſeine Seele nicht noch häßlicher geweſen

sen wäre. Von seinen ersten Jahren an hatte man ihm alle Ausschweifungen verstattet. Nach dem Tode der Aeltern fiel er in die Hände des Vormundes, dem sehr viel daran lag, daß er nicht vernünftiger werden sollte. Er gab ihm, so viel er zu seinen Ausschweifungen brauchte, um ihn desto sicherer plündern zu können. Die Jahre kamen endlich, da er auf Reisen gehen sollte; denn zur Schande unsers Vaterlandes kriegen die Ausländer mehr Narren, als vernünftige Deutsche, zu sehen. Das Ceremoniell erfoderte, ihm einen Hofmeister mit zu geben; unser Vormund wählte ihn selbst: man kann also wohl glauben, daß der Hofmeister nicht vernünftiger war, als sein Untergebner, der nunmehr in die Welt geschickt ward, ohne Wissenschaft, ohne Sitten, ohne Redlichkeit. Nur sein Körper war noch gesund, und gegen die Religion beobachtete er noch den äußerlichen Wohlstand. Nach einigen Jahren kam er zurück, noch unwissende, noch weit ungesitteter, eben so unredlich, als er fortgereist war. Nunmehr war das sein größter Witz, wenn er öffentlich der Religion spotten konnte; und so bald diese Spöttereyen erschöpft waren, so erzählte er der Gesellschaft alle Krankheiten, die er in Paris ausgestanden hatte, und erzählte aus Ehrgeiz vielleicht noch mehr, als geschehen war.

Er hatte die Jahre erreicht, sein Geld ohne Vormund zu verschwenden. Was sollte dieser nunmehr thun? Sein Tochter sollte unglücklich

werden, damit er, als Vater, ehrlich bleiben könnte. Sie gefiel diesem jungen Böswichte. Anfänglich hatte er die Absicht gar nicht, sie zu heirathen; er wollte sie nur als ein Cavalier, der zu leben weis, unglücklich machen. Ihre Tugend demüthigte ihn zeitig genug. Er empfand Hochachtung und Ehrfurcht gegen sie; eine Empfindung, die ihm ganz neu war; er wollte sie also heirathen. Er entdeckte es ihrem Vater, welcher diesen Vorschlag mit Freuden annahm, und seine Tochter auf die grausamste Art zwang, ihm die Hand zu geben. Nun waren die Vormundschaftsrechnungen richtig; seine unschuldige Tochter aber ganz verloren. Sie lebte nur wenige Jahre mit diesem Unmenschen, der alle Tage verabscheuungswürdiger, und durch seine pöbelhaften Ausschweifungen so ungesund ward, daß er diese Elende in eine Krankheit stürzte, die ihrer Noth ein betrübtes Ende machte. Der Mann freute sich über das Ende seines Ehestandes; der grausame Vater tröstete sich über den Tod seiner Tochter, und war noch unverschämt genug zu glauben, der Himmel habe diese Ehe gestiftet, um seiner Tochter einen reichen Mann zu geben, und ihn, als Vormund, vom Galgen zu retten.

William van Baaken aus Saerdam dachte wie ein alter Holländer, und faselte, wie ein junger Franzos. Er fand in Spaa Clarimenen, ein Frauenzimmer, welches die große Welt kannte, welches diese große Welt ziemlich genossen hatte, und

und sehr unzufrieden war, wenn man den Selbstmord der Lucretia entschuldigte. Van Baaken sprach sie zum ersten male auf einem Balle in einer ansehnlichen Gesellschaft. Ihre Mienen waren eben nicht abergläubisch, und dieses machte ihm Muth, ihr einige galante Unflätereyen öffentlich vorzusagen. Vielleicht hätte Clarimene diese lieber in ihrem Zimmer gehört, als auf dem Balle: Doch weil des van Baakens Person eben nicht so gebaut war, daß man aus Liebe zu ihm eine Grobheit übersahe; so glaubte sie, ihrem guten Namen so viel schuldig zu seyn, daß sie ihren Unwillen darüber äußerte. Er hatte auf Reisen weiter nichts gelernt, als unverschämt zu seyn; er wiederholte also mit lauter Stimme seinen Bootswitz und bekam dafür von Clarimenen ein paar derbe friesländische Ohrfeigen. Van Baaken ward bestürzt. Er sah es ein, daß er Unrecht gehabt hatte, und weil sein Herz nicht sowohl boshaft, als dummkühn war, so machte ihn dieser Zufall ernsthafter, als er seit seiner Rückkunft von Paris gewesen war. Er hielt diese Ohrfeigen für einen göttlichen Wink, Clarimenen zu heirathen; denn er schloß von ihrer geäußerten Empfindlichkeit auf ihre Keuschheit, von ihrer Keuschheit auf alle übrige weibliche Tugenden, und von diesen auf das seltne Glück, das er in einer Ehe mit ihr zu genießen haben würde. Er war sehr eifersüchtig; und bey Clarimenen hoffte er, nicht Ursache zu haben, eifersüchtig zu seyn. War etwas natürlicher, als seine Hoffnung, Clarimene,

mene, welche als Jungfer eine zärtliche Unfläterey mit ein paar so männlichen Ohrfeigen bestrafte, werde, so bald sie seine Frau sey, diejenigen mit Füßen treten, die die Verwegenheit hätten, ihre eheliche Treue wankend zu machen? So schloß der unerfahrne Mensch! Der Vorwand, ihr die Beleidigung abzubitten, schaffte ihm eine nähere Bekanntschaft. Er versicherte sie seiner Hochachtung, seiner Liebe, seiner guten Absichten; und Clarimene, welche sich schon längst einen so reichen und so dummen Mann gewünscht hatte, ließ sich nach einigen unumgänglichen Weigerungen so weit bringen, daß sie ihm die Hand gab. Er heirathete sie, ehe er von Spaa gieng. Er führte sie in seine Vaterstadt, und rühmte sich seiner erhaltenen Ohrfeigen mehr, als mancher junge Officier seiner Wunden, die er, Gott weis, wo? bekommen hat. Die ganze Gegend ward begierig, diese wilde Sprödde kennen zu lernen. Es gab junge muthige Liebhaber, welche diese Spröddigkeit verwegen machte; und wider Vermuthen fanden sie diese Amazone so zahm, wie ein Lamm. Sie war Frau, und hielt also weiter nicht für nöthig, der Welt schrecklich zu seyn, da ihr Glück nun gemacht war. Mit einem Worte: Ehe noch ein halbes Jahr vergieng, wußte das ganze Land, daß sie ihrem Manne ungetreu war. Ihr Mann wußte es selbst, und war ganz trostlos. Er hätte sich die wahrsagenden Ohrfeigen gern noch einmal vom Himmel ausgebeten,

wenn dieſes ein Mittel geweſen wäre, von ſeiner Frau wieder los zu kommen; denn nun merkte er beynahe, daß er dieſen Wink des Himmels falſch verſtanden hatte. Er faßte alſo einen andern Entſchluß: Er flohe im erſten Jahre ſeines Eheſtandes von ſeiner ungetreuen Tyranninn, und gieng nach Surinam, wo er ſich viele Jahre lang aufhielt, bis er erfuhr, daß ſie geſtorben war, und ihm, ungeachtet ſeiner Abweſenheit, eine zahlreiche Familie verlaſſen hatte.

Gedanken sind zollfrey;

und damit bin ich sehr unzufrieden.

In denen neblichten Stunden, wo mein Geist mürrisch ist, wo er nichts denkt, wo er so unwirksam ist, wie der Geist eines trunknen Finanzenpachters; in diesen traurigen Stunden beurtheile ich die Fehler des Staats, und mache Projecte.

Da ich dieses erinnere, so sollte ich wohl den gemeinen Vorwurf befürchten, daß das Projectmachen meistentheils die Beschäfftigung solcher Köpfe sey, welche zu ungeschickt sind, etwas wichtigers zu thun, und welche weder den Willen, noch das Vermögen besitzen, ihre Mitbürger glücklich zu machen, dagegen aber, unter dem scheinbaren Vorwande, die allgemeinen Einkünfte zu verdoppeln, hungrig und boshaft genug sind, sich mit dem Schaden des Armuths zu bereichern, und ihr ungewisses Glück auf das augenscheinliche Elend tausend entkräfteter Familien zu bauen. Allein, ich kann vor dergleichen Vorwürfen ruhig seyn, da ich niemals die Absicht habe, den geringsten Vortheil von meinen Projecten zu ziehen, da ich nicht in Willens habe, die öffentlichen Einkünfte zu vermehren, sondern nur Mittel ausfindig zu machen, wodurch die Kosten aufgebracht werden können, welche

welche nöthig sind, für die Bequemlichkeit derer-jenigen unter meinen Mitbürgern auf eine dauerhafte Art zu sorgen, für welche bisher am wenigsten gesorgt worden ist.

Außer dem guten Zeugnisse, welches mir mein eignes Gewissen von der Billigkeit meiner Absichten giebt, rechtfertigt mich noch ein andrer Umstand, der in der spanischen Geschichte bekannt genug ist. Mein Urältervater, Sancho Panßa, war einige Zeit Regent der großen Insel Barataria*, und machte sich in etlichen Tagen durch seine Gerechtigkeit, und tiefe Einsicht in die Kunst zu regieren, um sein Land weit verdienter, als viele Prinzen, welche von ihren Unterthanen und Nachbarn dreyßig Jahre lang gefürchtet, und ewig verabscheuet werden. Von dieser Zeit an haben wir Nachkommen des glorwürdigsten Sancho einen innerlichen Trieb zu regieren; und weil bereits alle Throne und Regierungen besetzt sind, so behalten wir doch, ungeachtet des traurigen Verfalls unsrer Familie, beständig, auch als Privatpersonen noch, den Trieb, die Fehler der Regenten zu beurtheilen, dem Elende, das ein Land dadurch empfindet, abzuhelfen, und allerunterthänigste Projecte zu machen, da wir nicht im Stande sind, Gnadenbezeugungen auszutheilen.

Ich, als der einzige männliche Erbe des unsterblichen Sancho, besitze diesen Familienschatz von einigen hundert Projecten, welche meine Vorfahren,

* S. Don Quixot Th. II. Cap. 44.

fahren, und ich, aufgezeichnet haben. Sie betreffen sowohl wichtige, als geringere Sachen; denn wir haben nicht allein für die nöthige Bevölkerung des Königreichs Spanien, sondern auch für eine bequemere Art, westphälische Schinken zu räuchern, in unserm patriotischen Eifer gesorgt. Ich werde mich sehr billig finden lassen, wenn ich den europäischen Staaten, oder auch Einem Ehrenvesten Rathe des Städtleins J. ∴∴, wo ich mich itzt aufhalte, mit meinen gesammelten Projecten dienen kann. Ich hoffe, das großmüthige Anerbieten wird angenommen werden, da nicht der geringste Eigennutz dabey vorwaltet, sondern da ich solches in der Absicht thue, der Welt zu dienen, und mich mit einigen Schritten derjenigen Unsterblichkeit zu nähern, welche mein Erlauchter Vater, Sancho, mit seinem getreuen Esel, und vielen großen Projectmachern des itzigen Jahrhunderts, rühmlichst erlanget hat.

Ich verlange nicht, daß man mir auf mein Wort glaube; ich will eine Probe von meinem Versprechen geben. Diese Probe biete ich hiemit vorzüglich dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation an, da ich in Deutschland die meiste Zeit über meinen Unterhalt gefunden habe, und um deßwillen gegen dieses nahrhafte Land erkenntlicher seyn will, als ein großer Theil seiner Nachbarn, welche sich viele Jahre von dem deutschen Brodte mästen, und dennoch immer, bey einer stolzen Eigenliebe, undankbar sind.

Mein

Mein Project soll alle die unentbehrlichen Eigenschaften haben, die den meisten Projecten fehlen. Es soll, ohne Ansehen der Person, eine durchgängige Gleichheit beobachtet werden; der Arme, und der gemeine Mann soll entweder gar frey gelassen, oder doch am meisten geschont, der Vornehme aber, nach Beschaffenheit seiner Umstände, und Absichten, am meisten zur Mitleidenheit gezogen werden; die inländischen Manufacturen sollen dadurch auf keinerley Art niedergedrückt, und eben so wenig der freye Handel mit den Ausländern gehemmt werden; die Einkünfte von diesem Projecte sollen nicht durch die eigennützigen Hände einiger Privatpersonen dem gemeinen Besten entrissen, sondern vor den Augen des ganzen Landes so vertheilt, und angewendet werden, daß es gewissen preßhaften Personen vorzüglich zu Nutzen gereicht, und dieser Nutzen sich hernach wieder durch das ganze Land zertheilt. Ich will es so einrichten, daß alle diese Einkünfte nur durch wenige Bediente verwaltet werden können, und also dem gemeinen Wesen wenig dadurch entzogen wird. Ich schmeichle mir, daß man bey meinem Projecte nicht nöthig haben wird, die geringsten Zwangsmittel anzuwenden: Es ist für alle Stände so vortheilhaft, daß sich gewiß ein jeder von selbst beeifern wird, seinen Beytrag zu entrichten, und des Vortheils öffentlich zu genieſsen, den er durch seine Beysteuer erlangt. So gar Ausländer werden sich darzu drängen, und zur Bereicherung unsers Landes die Schätze aus

ganz Europa zu uns schleppen, um die Erlaubniß zu erhalten, daß sie an den glücklichen Folgen dieses Projects Antheil nehmen dürfen. Ja, ich will noch mehr thun: Ich will nicht allein keinen Genuß von der Erfindung dieses Projects haben, sondern auch, als ein billiger Contribuent, meinen Antheil selbst dazu erlegen. So großmüthig werden wohl wenig Projectmacher seyn!

Da ich auf diese Art die beträchtlichen Vorzüge meines Projects so deutlich gewiesen habe, so will ich auch nunmehr mit wenigem meine Gedanken sagen, für wen ich eigentlich die Einkünfte von diesem gerühmten Projecte bestimmt habe.

Nach der mir angebornen politischen Einsicht halte ich es für einen großen Fehler, daß man zwar diejenigen in Zucht- und Spinnhäusern ernährt, welche durch ihre üble Aufführung in der Republik Unruhen anfangen; gleichwohl für die Ernährung dererjenigen niemals sorgt, welche unter dem scheinbarsten Vorwande, und den prächtigsten Titeln, in dem gemeinen Wesen erstaunende Unordnung anrichten; und dieses bloß aus Mangel der Nahrung. Man gebe ihnen Brodt, so werden sie aufhören, dem Lande schädlich zu seyn; denn nur aus Hunger schaden sie.

Dieses deutlicher zu machen, will ich hier einige von denenjenigen nennen, für welche ich die Einkünfte meines Projects eben deßwegen bestimmt

ſtimmt habe, weil die Obrigkeit zu großem Schaden des Landes für ihren Unterhalt gar nicht ſorgt, und ſie eben dadurch in die verzweifelte Nothwendigkeit ſetzt, das zu ſeyn, was ſie ſind, und welches ſie gewiß nicht ſeyn würden, wenn ſie nur einigermaßen Mittel wüßten, ſich auf andre Art zu nähren. Die wenigen Beweiſe, die ich hier anführe, werden von dem großen Umfange meines Geiſtes, und meiner großen Einſicht in die Kunſt zu regieren zeugen.

Unmittelbar nach den Raupen und Heuſchrekken kommen die Rabuliſten; ein gefräßiges Ungeziefer! Man kennt ſie; ich habe alſo nicht nöthig, ſie zu beſchreiben. Man weis die allgemeine Verwüſtung, die ſie in einem Lande anrichten, und doch duldet man ſie, und giebt ihnen Ehrentitel: Man ſcheut ſie, und ſucht doch ihre Freundſchaft. Und erwacht auch einmal die Gerechtigkeit wider ſie, und giebt neue Geſetze zu ihrer Vertilgung; Wer ſoll darüber halten? Vielleicht die Richter? Viele Richter würden untröſtbar ſeyn, wenn alle Advocaten gewiſſenhaft wären. Dazu habe ich zu viel Menſchenliebe, daß ich glauben ſollte, die Bosheit eines Rabuliſten ſey eine Handlung, deren ein Menſch freywillig, und ohne von der äuſſerſten Noth gedrungen, fähig ſeyn könne. Zur Ehre meiner Mitmenſchen glaube ich das nicht. Die gröſte Verzweiflung muß es ſeyn, die ein vernünftiges Geſchöpf zu einer ſo abſcheulichen Nahrung treibt. Nicht im Willen, nicht im

Herzen; nein, in einem hungrigen Magen, nur in dieſem allein, iſt die ganze Quelle der Rabuliſterey zu ſuchen. Der Hunger iſt es, der Poeten, der Patrioten, der Schriftſteller, der Goldmacher, der Rabuliſten ſchaffet. Ich will dieſem Uebel ſteuern. Von den Einkünften meines Projects ſoll ein Theil angewendet werden, die Rabuliſten zu füttern: Dadurch werde ich ſie nicht allein von ihrer ſchändlichen Rauberey abziehen, ſondern ich werde auch dem gemeinen Weſen an ihnen ſolche Mitglieder ſchaffen, die ihm die wichtigſten Dienſte leiſten können. Es iſt hier der Ort nicht, weiter davon zu reden: Im Vorbeygehen will ich nur ſo viel gedenken, daß ein dergleichen ausgefütterter Rabuliſt ſehr geſchickt iſt, in der Gerichtsſtube Fiſcal zu werden. Er kennt die Schwäche der Richter, und die Bosheit der Advocaten: er wird alsdenn alle Partheylichkeit und Rabuliſterey am beſten entdecken können, ſo, wie diejenigen die beſten Zollbedienten ſind, die den Zoll am meiſten betrogen haben, ehe ſie bankerutt wurden. Dieſes Capitel aus der Finanz verdient eine beſondere Abhandlung, die ich mir vorbehalte.

Für die **Freygeiſter** will ich auch ſorgen. Sie werden die Einkünfte meines Projects ziemlich erſchöpfen; denn ſie vermehren ſich täglich: Aber deſto nöthiger iſt es auch, daß man ihnen Brodt giebt, damit ſie Chriſten werden; denn nur an Brodte fehlt es ihnen, und nicht an der in-

ner-

nerlichen Empfindung. Unter tausend Freygeistern ist vielleicht nur einer, der mit Ueberzeugung nichts von Gott und der Religion glaubt, und dieser Eine wird gewiß am wenigsten schaden, weil er zu vernünftig ist, seinen Unglauben merken zu lassen, und weil er sich bey seiner Vernunft schämen muß, in der Gesellschaft einer so abgeschmackten Bande atheistischer Gaukler zu seyn, welche zu dumm sind, von der Religion nichts zu glauben: Denn von der Religion im Ernste nichts zu glauben, das ist weit schwerer, als ein guter Christ zu seyn. Also sorge ich bey meinem Projecte bloß für diese starken Geister, die wider ihre Ueberzeugung, nur aus Hunger Lügen predigen, wie etwan die Ziegeuner nur aus Hunger wahrsagen. Ich schreibe gar nicht aus mütterlichen Vorurtheilen, was ich hier schreibe; Ich berufe mich auf die Erfahrung, und bitte mir von meinen Lesern nur eine kleine Aufmerksamkeit auf dergleichen Geschöpfe aus, welche so verwegen sind, sich Atheisten zu nennen. Bey allen, ich sage nicht zu viel, wenn ich dieses sage; bey allen werden sie finden, daß ihr Leichtsinn sich bloß aus einem Mangel der Nahrung herschreibt. Ein junger Mensch, der sein Vermögen durchgebracht, dem der wollüstige Müßiggang das Gemüthe zu höhern Beschäfftigungen träge gemacht, und die Knochen zur Arbeit entkräftet hat, den das Andenken seiner vorigen Glückseligkeit verzweifelnd, und der gegenwärtige Mangel unverschämt macht, der es nicht ge-

wohnen kann, unbemerkt zu leben, da er nur vor kurzem durch seine kostbaren Thorheiten die Augen der ganzen Stadt auf sich zog; ein Mensch von dieser Art, und deren sind unzählige, wird eine große Beruhigung für seinen Hochmuth, und für seinen Hunger finden, wenn er zuerst die innerlichen Vorwürfe seines eignen Gewissens damit übertäuben kann, daß alle heilige und bürgerliche Pflichten, die uns die Religion predigt, ein eigennütziges Gewäsche der Pfaffen, und daß alle Strafen, mit denen die Offenbarung die Uebertreter dieser Pflichten so schrecklich bedroht, ein kindisches Märchen christlicher Weiber sind. Hat er es erst mit sich selbst so weit gebracht, so liegt ihm daran, daß er sein eingeschläfertes Gewissen in dieser Betäubung erhalte, und daß er auch gegen die Welt seine Thorheiten rechtfertige. Am füglichsten geschieht dieses dadurch, daß er sich selbst, und allen, die es hören, und die es auch nicht hören wollen, die neuen Entdeckungen täglich vorsagt, die sein starker Geist aus Scham und Verzweiflung, wider die Religion erfunden hat. Der Mangel hat ihn so vorsichtig gemacht, daß er vornehmlich diejenigen von ihrem Aberglauben zu bekehren sucht, welche am wenigsten Verstand haben, ihm zu widersprechen. Er wird sich also am liebsten reiche bejahrte Thoren, und junge Narren aus guten Häusern wählen. Jenen ist es ungemein schmeichelhaft, daß man ihnen bey ihrer reichen Thorheit, den Verstand zutraut,

traut, wichtige neue Wahrheiten einzusehen, die so viele vernünftige Leute, und ihre eignen Beichtväter nicht einsehen können. Diese kützelnde Eitelkeit thut ihnen so sanft, daß sie mit freygebigen Händen demjenigen ihren Ueberfluß mittheilen, welcher so großmüthig gewesen ist, ihnen auf eine so bequeme Art, so viel Weisheit, so viel unerhörte Wahrheit mitzutheilen, die ihr Verstand, so gar ihr Verstand, so leicht hat fassen können. Am besten aber befinden sich unsre predigenden Freygeister bey jungen bemittelten Narren, welche, sobald sie die Religion weiter nicht schreckt, ganz ungestört ihren Ausschweifungen nachhängen können. Sie lassen mit Vergnügen ihren neuen Apostel an allen diesen Ausschweifungen Antheil nehmen; und dieser nimmt ihn sehr gern, weil er sie gewohnt ist, und befindet sich bey diesen jungen Verschwendern am besten, weil die alten bemittelten Thoren, mitten in ihrer Thorheit, noch immer rechnen, und gewisse Ausschweifungen verabscheuen, die ihnen entweder zu theuer, oder für ihre abgelebten Körper zu jugendlich sind. Ich habe hier das Bild eines Freygeistes von der mittlern Classe gemalt. Denn von dem atheistischen Trosse will ich hier gar nicht reden, welche von jenen nur alberne Affen sind, und dasjenige abgeschmackt nachplaudern, was jene, bey ihrer mittelmäßigen Einsicht, vorschwatzen, und welche, ohne zu wissen, was sie eigentlich wollen, starke Geister seyn wollen, weil dieses eine Modenarrheit ist; welche endlich über

Himmel und Hölle spotten, weder Engel noch Teufel glauben, und doch vor jeder alten Frau, die ihnen im Dunkeln begegnet, ein Kreuz machen. Diese kleine Charlatane muß man weder bestrafen, noch auslachen. Man muß sie nicht merken: so werden sie schon selbst aufhören, närrisch zu seyn; denn nur darum sind sie es, damit sie nicht ganz unbemerkt in der Welt seyn wollen. Diese überlasse ich der Ruthe ihrer Ammen, oder der Faust des Vormunds. Nur für die mittlere Classe sorge ich; und diese Vorsorge ist desto wichtiger, je grösser der Schade ist, den ihre eigennützigen Schwärmereyen der Welt, und vornehmlich der jungen flatterhaften Welt zuziehen. Vielleicht habe ich mich zu lange bey dieser Stelle aufgehalten. Ich bitte meine Leser um Vergebung. Es war nöthig, weil nicht alle die Genealogie der Atheisterey von dieser Seite kennen; weil keine Thorheit gefährlicher ist, als die, welche man für Verstand hält; und weil ich es genau bestimmen mußte, welche Art von Freygeistern eigentlich von meinem Projecte ernährt werden solle. Nunmehr wissen diese, wer sie künftig ernähren wird; und ich hoffe gewiß, sie werden sich schämen, wider ihre eigne Ueberzeugung Narren, und wider ihren natürlichen Ehrgeiz, den sie aus Noth verläugnen müssen, niederträchtige Schmeichler des reichen Pöbels zu seyn. Und damit diese Unglückseligen wegen ihrer künftigen Versorgung recht ruhig und sicher seyn können; so gebe ich ihnen mein Wort, daß bloß zu ihrer Unterhaltung alles

dasjenige bestimmt bleiben soll, was durch mein Project von den Geistlichen und den Philosophen einkommen wird. Aus dem Projecte selbst werden sie sehen, wie ansehnlich der Betrag davon seyn müsse. Und ich bin gewiß überzeugt, die Geistlichen und Philosophen werden nun weit mehr beytragen, als von ihnen verlangt wird: Diese, weil sie von der Nichtswürdigkeit des Reichthums überzeugt sind, und gewiß alles Geld hingeben werden, um einen einzigen Narren weise zu machen; jene aber, weil sie gewohnt sind, gute Werke zu thun, und ihren verirrten Mitbrüdern nicht allein mit ihrem Segen, sondern auch mit ihrem Beutel zu dienen.

Ich habe lange bey mir selbst gezweifelt; ob ich die herumirrenden Goldmacher unter diejenigen mitleidenswürdigen Personen rechnen soll, für deren Unterhalt ich sorge, damit sie aufhören, unglückliche Thoren zu seyn. Sie sind dem gemeinen Wesen sehr verderblich; sie bringen oft ansehnliche Familien um ihr ganzes, oder doch um ihr meistes Vermögen: Aber sie sind zu entschuldigen, und mehr zu entschuldigen, als diejenigen, welche sich von ihnen misbrauchen lassen. Wer ist lächerlicher: Ein Bettler, welcher, um nicht gar zu verhungern, einem Reichen das wichtige Geheimniß lehren will, zu großen Schätzen zu gelangen; oder dieser Reiche, welcher von den Händen eines hungrigen Landstreichers den Ueberfluß erwartet? Inzwischen will ich es doch auf einige

Zeit versuchen, damit man mir nicht den geringsten Vorwurf einer Liebloſigkeit machen könne. Ich will dieſe Elende an meinem Projecte Antheil nehmen laſſen: Und damit ſie zu ihrer Nebenausgabe doch etwas noch verdienen, ſo will ich ihnen von der Obrigkeit die Erlaubniß auswirken, daß ſie auf den Jahrmärkten herumziehen, und, in Geſellſchaft anderer Taſchenſpieler, das neugierige Volk mit ihren chymiſchen Tändeleyen beluſtigen mögen.

Man hat angemerket, daß dieſe Goldmacher, wenn ſich ihre Betrügereyen weiter nicht verſtekken laſſen, gemeiniglich anfangen, die quakeriſche Sprache einer dunklen Heiligkeit und myſtiſchen Andacht anzunehmen. Dieſes bringt mich auf den Einfall, bey meinem Projecte auch für die engbrüſtigen Narren mit triefenden Augen, ſchiefen Hälſen, und verkrummten Händen zu ſorgen, welche der Pöbel Heilige, und ein vernünftiger Mann heuchleriſche Betrüger nennt. Sie ſchleichen gebückt in die Häuſer frommer Thoren, und bemächtigen ſich unter dem Vorwande, mildthätige Beyſteuern für arme Brüder zu ſammeln, des Vermögens dieſer Leichtgläubigen, welches ſie im Dunklen wollüſtig verſchwenden, und diejenigen hungern laſſen, denen ſie es entreiſſen. Dieſem Uebel will ich ſteuern. Ich will für den Unterhalt dieſer andächtigen Räuber ſorgen; denn aus Mangel des Unterhalts beten die meiſten von ihnen die treuherzigen Thoren um ihr Vermögen: Ob ich ſchon nicht läugnen will, daß viele nur aus

Hoch-

Hochmuthe heilig herumkriechen, um desto mehr verehrt zu werden. Für diese mag ich nicht sorgen; denn sie thun dem Vermögen meiner Mitbürger keinen sonderlichen Schaden.

Ich belustige mich beynahe in keiner Gesellschaft mehr, als in der Gesellschaft derjenigen, welche unter dem prächtigen Namen der Patrioten mit der Regierung unzufrieden sind. Man findet daselbst einen wahren Mischmasch von Hochmuthe, von Neide, von Vaterlandsliebe, und von Hunger. Es steht in meinem Vermögen nicht, ihnen Aemter und Ehrenstellen zu geben: Ich wollte es sonst mit Vergnügen thun. Ich weis gewiß, ich würde dadurch ihren Neid und ihren Hochmuth zugleich befriedigen. Denn, wie die Engländer sagen, flucht derjenige der Regierung am meisten, der am meisten an der Regierung Antheil zu nehmen wünscht. Also will ich nur für ihren Hunger, oder welches einerley ist, für ihre Vaterlandsliebe sorgen. Sie sollen satt werden; und wenn ihr Magen noch so patriotisch wäre, so soll er doch satt werden. **Wirf dem Hunde Brodt hin, der dich beißen will,** sprechen die Bürger in Mancha: Das will ich auch thun; denn ich glaube, daß bey mir in Westphalen der Hunger eben so beißend macht, wie bey meines Urältervaters Nachbarn in Mancha. Wie erstaunend werden die Veränderungen seyn, die mein Project in einem Staate macht! Alle politische Schneider und Schuster, welche zeither mit

auf

aufgestemmten Armen hinter dem Bierkruge dem Fürsten geflucht, werden vor Freuden hervortaumeln, und dem Himmel danken, der ihnen ein so weises Regiment, und so gutes Bier verliehn. Der alte Ritter, welcher sich voll Misvergnügen über seine ungesuchten Verdienste seit der letzten Regierung auf die Hufe geflüchtet, um daselbst murrend den Untergang seines Vaterlandes zu erwarten, das ohne ihn regieret wird; Dieser wird sein bestes Kleid, in welchem er zum letztenmale gehuldigt hat, aus dem Kasten hervorsuchen, um bey dem nächsten Gallatage mit steifer Pracht dem Hofe und seinem Dorfe Ehre zu machen. Und die misvergnügten witzigen Köpfe - - - ! Welchen Lärm sehe ich voraus! Wie wimmelt der Parnaß! Denn für eine Pension von hundert Gulden sollen sich zehen Reimer aus dem Athem singen.

Für diese witzigen Geister will ich vorzüglich sorgen. Vielleicht haben sie bisher mit Ungeduld gewartet, bis ich ihrer erwähne. Ich habe es mit Fleiß unterlassen; denn ich weis, daß sie fodern können. Ich werde ihnen auf eine anständige Art Unterhalt verschaffen, damit sie keine Ursache weiter haben, durch schmeichlerische Thorheiheiten die schönen Wissenschaften verächtlich zu machen.

Diese wenigen Exempel werden genug seyn können, meinen Lesern einen ehrwürdigen Begriff von dem Nutzen des großen Projects zu machen, wo-

womit ich die Welt beglücken will. Vermuthlich sind sie nunmehro neugierig genug, es zu erfahren, und vielleicht so ungeduldig, als ich es wünschen kann. Sie werden mir verzeihen, daß ich ihre Neugierde so lange aufgehalten habe. Es war nöthig, um den Charakter der Projectmacher zu behaupten, welche die Welt mit dem erstaunenden Nuzzen ihrer Erfindungen lange Zeit betäuben, ehe sie entdecken, was sie erfunden haben.

Mit einem Worte: Ich bin der große Mann, der zum Besten seiner dürftigen und verlaßnen Mitbürger auf den glücklichen Einfall gekommen ist, eine **Gedankensteuer** anzulegen. Ich will mich gleich deutlicher erklären.

Die Eigenliebe der Menschen hat keine angenehmere Beschäfftigung, als wenn sie sich mit den Vorzügen, die ihr doch fehlen, schmeichelhaft unterhält, und sie dafür denenjenigen abspricht, welche sie doch wirklich besitzen.

Von den ältesten Zeiten her haben sich die Philosophen bemüht, diese Leidenschaft sowohl ernstlich, als bitter zu bestrafen; und auch von den ältesten Zeiten her ist dieses Unternehmen vergebens gewesen.

Ich will einen Vorschlag thun, nicht sowohl wie man die Welt bessert, denn ich kenne die Welt; sondern wie man die hartnäckigen Thorheiten der Menschen zum Besten eines ganzen Landes nutzen soll. An statt also die Leute in dem angenehmen

Traume

Traume ihrer eignen Verdienſte zu ſtören; ſo will ich zufrieden ſeyn, daß ſie ſich für ihr Geld darinnen unterhalten: Und an ſtatt, daß ſie bisher nur ſchüchtern und im Winkel ihrer Eigenliebe geſchmeichelt haben; ſo mögen ſie ſich nunmehr das Recht erkaufen, es öffentlich zu thun.

Aber erkaufen müſſen ſie dieſes Recht; Denn das können ſie unmöglich verlangen, daß ſie umſonſt Narren ſeyn dürfen.

Sie ſollen jährlich eine gewiſſe Steuer erlegen, und ſich dafür die Freyheit löſen, öffentlich dasjenige von ſich zu rühmen, was ſie bisher nur heimlich gedacht haben.

So bald ſie dieſe **Gedankenſteuer** erlegen, bekommen ſie einen Schein, und damit zugleich das Recht, daß niemand ihrer Eigenliebe widerſprechen darf.

Dieſer Schein ſoll ſie wider alle Einwürfe mürriſcher Philoſophen, und wider alle bittre Satiren der Spötter ſchützen. Macht jemand in Geſellſchaft die geringſte Miene, als wolle er an ihrer Weisheit, an ihrer Tapferkeit, an ihrer Gelehrſamkeit, an ihrer Schönheit, an ihrem Reichthume, mit einem Worte, an ihren Verdienſten zweifeln; ſo dürfen ſie nur ihren **Gedankenſchein** vorzeigen, und die ganze Geſellſchaft muß verſtummen. Denn dieſer Schein macht ihre Verdienſte eben ſo unwiderſprechlich und vor Gerichte gültig, als das öffentliche Zeugniß von Geſchick-

schicklichkeit und Qvalitäten, welches man denen für ihr baares Geld beylegt, die sich Rang und Titel kaufen.

Nunmehr werden meine Leser wohl im Stande seyn, zu übersehen, wie gegründet alles dasjenige sey, was ich bisher von den Vortheilen meines Projects gesprochen: Sie werden finden, daß ich aus Bescheidenheit noch viel zu wenig gesagt habe.

Sie dürfen nur die Menge der Menschen überdenken, welche sich einbilden, das zu seyn, was sie nicht sind; so werden sie sofort eine erstaunende Menge Contribuenten erblicken.

Sie dürfen weiter nachdenken, wie hartnäckig die Menschen auf dergleichen schmeichelhaften Vorurtheilen beharren, und wie sie lieber alles dran wagen, ehe sie sich in diesen Vorurtheilen stören lassen; so werden sie mit einem Blicke übersehn, wie willig diese unzählbare Menge der Contribuenten herzueilen wird, sich die Freyheit zu lösen, daß sie ungehindert thöricht seyn können.

Die Summen müssen erstaunend seyn, die dadurch zum Besten des gemeinen Wesens zusammenfließen, und die ohne Bedruckung des Armuths, ohne Hinderung des innländischen und auswärtigen Handels, ohne den geringsten Zwang zusammen gebracht werden. Diesen einzigen Zwang nehme ich aus, daß niemand, ohne seinen Gedankenschein zu lösen, auf Vorzüge stolz seyn darf,

darf, die er nicht beſitzt, und niemand ſich unterſtehen darf, demjenigen die gerühmten Vorzüge ſtreitig zu machen, der einen ſolchen Schein gelöſt hat. Dieſe zween Puncte ſind die einzigen, in welchen der Beyſtand der Obrigkeit nöthig iſt.

Es iſt meine Abſicht nicht, und der Raum würde es auch nicht verſtatten, einen Tarif, oder ein ausführliches Verzeichniß von demjenigen zu geben, was eine jede Art der eingebildeten Thoren beyſteuern ſoll. So bald ich aber über dieſes Project den gewöhnlichen Octroy erlange; ſo bald will ich ein vollſtändiges Schatzungsregiſter durch öffentlichen Druck bekannt machen. Für itzo wird es genug ſeyn, eine kleine Probe davon zu geben, nach welcher man die übrige Einrichtung beurtheilen kann.

Dieſes will ich nur noch erinnern, daß die Weſtphälinger nur die Hälfte von jeder Anlage entrichten. Ich thue dieſes aus Erkenntlichkeit, da ich unter ihnen wohne, und bey ihnen auch, als ein Fremder, mein Brodt ſo lange Zeit gehabt habe. Ich will dieſe Proben hinſetzen, ohne Ordnung, wie ſie mir einfallen. Künftighin werde ich ſchon wiſſen, die Sache kunſtmäßiger einzurichten.

Die Hageſtolze ſind die erſten, die mir einfallen. Ich weis nicht, wie es kömmt; aber es ſey drum.

Ein

Ein alter Junggeselle ist mehrentheils ein Geschöpf, das sich viel, und gemeiniglich viel Lächerliches einbildet. Wenn man ihn reden hört, so hat es nur an ihm gelegen, eine tugendhafte, eine reiche, eine schöne Frau zu haben. Er hat sie nicht haben mögen; denn sie wäre doch allemal eine Frau gewesen. Alle Gesellschaften unterhält er mit den Fehlern des Frauenzimmers, und glaubt nicht, daß die Gesellschaft noch weit mehr Ursache habe, sich mit seinen Fehlern zu unterhalten. Dieser Weise lebt frey; denn er hat keine Frau, die ihm befiehlt: Aber zu Hause hat er eine Magd, die ihn tyrannisirt.

Aus Achtung für einen meiner besten Freunde will ich von den Hagestolzen etwas nachtheiliges weiter nicht sagen. Ich würde ihn beleidigen, und meine Leser würden ihn errathen. Er ist ohnedem argwöhnisch, und, wenn ich noch zween Fehler von ihm sagen darf, eigensinnig und unschlüßig. Ich erwähne diese Fehler ausdrücklich, damit diejenigen, die ihn von Person kennen, seinen Hagestolz entschuldigen, und nicht einen von denen Fehlern zur Ursache nehmen, die ich oben erwähnt habe. Ich muß ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Keiner von obigen Fehlern hält ihn ab. Er redet von sich wenig, und immer bescheiden. Für das Frauenzimmer hat er die größte Hochachtung; und nur aus Hochachtung kann er sich nicht entschließen, zu heirathen, weil er befürchtet, sein Eigensinn werde beleidigen. Diese klei-

ne Schutzrede war ich meinem besten Freunde schuldig: Ich komme wieder zum Hauptsatze.

Ein alter Junggeselle, welcher das Recht haben will, zu glauben, daß er nur aus Vorsicht und Klugheit nicht heirathe, soll jährlich Gedankensteuer geben - - - - - 2 fl. - -
Und so bald er damit den Schein geldst hat, so soll, bey schwerer Strafe, kein Mensch in der Gesellschaft befugt seyn, ihn an die Körbe zu erinnern, die er, vom zwanzigsten bis ins funfzigste Jahr, bekommen hat.

Alte Junggesellen, die so unverschämt sind, zu glauben, daß es in ihren jungen Jahren Mädchen gegeben habe, die aus Liebe zu ihnen jämmerlich dahin gestorben sind; die sollen geben - - 1 fl. - -
Die aber noch in ihrem funfzigsten Jahre coqvettiren, und albern genug sind, zu glauben, daß die schönen Kinder, so bald sie ihr zärtliches Gerippe erblicken, seufzen, und nicht lachen; die geben - 2 fl. -
und also noch einmal so viel; denn sie sind noch einmal so große Thoren.

Bey uns in Westphalen, und vielleicht noch an mehrern Orten in Deutschland, giebt es keine grössern Hahnreye, als die alten Junggesellen sind, welche sich Maitressen halten. Da die ganze Stadt dieses weis, und sie doch die ganze Stadt von der seltnen Keuschheit ihrer Beyschläferinnen überführen wollen, so werden sie es nicht unbillig finden, wenn ich die Taxe ein wenig hoch setze. Dieser

Gedan-

Gedanke von der Treue ihrer Haushälterinn, oder wie sie etwan heißen mag, faßt so viel stolze Eigenliebe in sich, daß sie für die Freyheit, so zu denken, nicht genug geben können. Wie viel Reizungen, wie viel männliche Vollkommenheiten müssen sie von sich selbst träumen, wenn sie glauben, daß ihre Gebieterinnen, (denn Gebieterinnen sind sie immer,) nur ihnen nicht, sonst allen widerstehen, nur ihnen nicht untreu seyn können, da sie es vorher zehen andern gewesen, und, daß sie gegen alle Welt die unerbittliche Strenge vestalischer Jungfrauen gebrauchen werden, da doch sie vermögend waren, die zweydeutige Tugend derselben durch Ueberlassung mittelmäßiger Vortheile wankend zu machen! Kann wohl etwas lächerlicher seyn? Mit einem Worte: Sie sollen geben - - - - - - 5 fl. - und dafür sollen sie das Recht haben, zu glauben, was kein Mensch glaubt.

Alte Junggesellen, welche an ihre Jugendsünden so wenig zurück denken, daß sie das Herz haben, noch im funfzigsten Jahre ein Mädchen von zwanzig Jahren zu heirathen, sollen jährlich 1½ fl. erlegen, und dafür die Freyheit erkaufen, nicht zu glauben, daß sie was thörichtes gethan haben.

Alte Junggesellen, die alte reiche Wittwen heirathen, um in den nächsten fünf Jahren reich zu sterben, sollen nichts geben, und doch die Erlaubniß haben, zu denken, daß ihre Wahl sehr vernünftig sey. Die Freude ist ohnedem von

kurzer Dauer, und sie werden nicht lange Zeit haben, es zu glauben. Sie sind zu unglücklich, als daß sie noch zu einer allgemeinen Schatzung gezogen werden sollten. Und da sie bey ihrem zärtlichen Drachen im Hause so wenig gute Stunden haben, so wollen wir ihnen das Leben nicht noch schwerer in Gesellschaften machen. Ihr Unglück ist in der That zu groß, als daß ihnen ein einziger schmeichelhafter Gedanke einfallen sollte, es müßte denn dieser seyn, daß ihre Frau vor ihnen sterben werde. Und ihnen zum Trotz stirbt sie nicht! Diese unglücklichen Leute sollen also zur Gedankensteuer nichts geben. Man wird diesen Ausspruch billig finden, und niemand wird ihn billiger finden, als mein Freund, dessen ich oben erwähnt habe, und welcher zu vielen Thorheiten zu klug ist, nur zu dieser nicht.

Die alten Jungfern werden es nicht übel nehmen, wenn ich sie den alten Junggesellen an die Seite setze; meine Leser werden es auch zufrieden seyn, denn es giebt kein Aergerniß, und nimmt sich doch gut aus. Dergleichen Winterstücke zieren eine Galerie ungemein, und heben die Farben der andern Schildereyen.

Es ist eines der ungegründetesten Vorurtheile der Menschen, welche gern lachen, daß sie am bittersten über alte Jungfern lachen.

Ist es etwan lächerlicher, keinen Mann zu haben, als es ist, ohne Frau zu bleiben? Und warum

sind

ſind denn die alten Junggeſellen nicht noch lächerlicher, da die Mannsperſonen die ungerechte Freyheit haben, nach den Frauenzimmern zu gehen, und ſich eine Frau nach ihrem guten Gefallen im Lande auszuleſen; die armen eingeſperrten Mädchen aber nur hinterm Vorhange lauern dürfen, ob jemand kommen und ſie ſuchen will? Und dieſem ungeachtet iſt man ſo barbariſch, der armen Kinder zu ſpotten, wenn ſie bis in ihr vierzigſtes Jahr vergebens aufgelauert haben! Ich nehme mich hiermit dieſer Verlaßnen an, und bekenne vor der ganzen deutſchen Welt, daß über eine Jungfer, welche weder durch ihre unvorſichtige Aufführung, noch durch ihre Sprödigkeit, ihr Glück, wie es die Mannsperſonen nennen, von ſich geſtoßen hat, welche nur vielleicht aus Mangel der Schönheit, aus Mangel des Vermögens, oder aus einem gewöhnlichen Eigenſinne des Schickſals bis in ihr vierzigſtes Jahr einſam, und doch bey ihrer geſitteten Aufführung ungeändert geblieben iſt; daß, ſage ich, über dieſes Frauenzimmer nur Thoren ſpotten, und daß ſie bey Vernünftigen unendlich mehr Hochachtung verdient, als eine Frau, welche ſich in die Arme des Mannes geworfen hat, um bey ihren Ausſchweifungen deſto ſichrer zu ſeyn. Ich würde zu ihrer Vertheidigung noch viel mehr anführen können, wenn ich nicht befürchten müßte, man möchte meinen Eifer für eigennützig halten, und gewiſſe Abſichten darunter ſuchen, da ich ein friſcher Wittwer bin. Ich will alſo gegenwärtig nur ſo viel noch ſagen, daß alte Jung-

fern von dieser Classe, von meiner Gedankensteuer frey seyn sollen: Ja sie sollen das Recht haben, ohne Entgeld zu glauben, daß sie darum gar nicht unglücklich sind, weil sie keinen Mann haben, und daß sie es gewiß seyn würden, wenn die Narren ihre Männer wären, welche über ihre alte Jungferschaft spotten. Ich will noch mehr thun. Diejenigen von ihnen, welche ihrer Armuth wegen ungesucht übrig geblieben sind, sollen von den alten Junggesellen, denen sie nicht reich genug waren, ernährt werden, und zwar auf die Art, daß ich die Hälfte der Gedankensteuer, so diese eingebildeten Hagestolze nach meinem Plane erlegen müssen, anwenden werde, ihnen ihr Alter bequem zu machen.

Bey diesen Freyheiten, die ich einigen der alten Jungfern ertheile, wird meine Casse so gar viel nicht verlieren. Es bleibt noch eine unendliche Menge von ihren Gespielinnen übrig, die ich bey der Gedankensteuer zur Mitleidenheit ziehen kann.

Zwischen hier und Oßnabrück, rechter Hand der Straße, liegt ein Meyerhof, in welchem ein altes Fräulein spukt. Vor dreyßig Jahren mag sie den Reisenden gefährlich gewesen seyn; nun ist sie ihnen nur schrecklich. Sie wohnt im Fenster; denn mit dem Anbruche des Tages steht sie am Fenster im Erker, und erwartet die Reisenden. So bald sie von ferne einen Wagen merkt, so rückt sie ihr altes Gesicht in Ordnung, und lächelt

chelt unter einer Wolke von Runzeln dem Wagen entgegen. Vermuthet sie aus der Menge der Bedienten, daß die Reisenden von vornehmem Stande sind: so wallt ihr adliches Geblüte noch einmal so heftig; sie reißt das warme Halstuch herab, und wirft einen verrätherischen Palatin flüchtig um, unter welchem der traurige Rest einer vierzigjährigen Reizung hervorgepreßt wird, der sich über Luft und Sonne wundert, die er seit zwanzig Jahren entwohnt ist. Ihr Vater war ein ehrlicher Junker, den sein Acker und der Handel mit gemästeten Schweinen nährte; denn ein Kaufmann konnte er nicht werden, ohne seinen alten Adel zu beschimpfen. Ein Soldat hätte er werden können; aber er hatte seine guten Ursachen, warum er es nicht ward. Er blieb also auf seiner väterlichen Hufe, nahm eine gnädige Viehmagd aus eben so altem Geschlechte, erhielt dadurch seinen Adel unbefleckt, bestellte seine Felder, predigte die tapfern Thaten seiner Vorfahren, soff mit seinen Nachbarn, und zeugte Kinder, von denen keines mehr übrig ist, als unser Fräulein. Sie ward also von den Ihrigen mit verdoppelter Zärtlichkeit erzogen, und ihre hohen Aeltern liebten sie, wie die Alten ihre Jungen lieben. Sie war noch nicht zwölf Jahr alt, als ihre Mama so viel Schönheit an ihr zu merken glaubte, daß sie für nöthig hielt, argwöhnisch zu werden. Jeden Reuter auf der Straße sahe sie für einen irrenden Ritter an. Alle Augenblicke unterhielt sie ihre liebe Tochter mit den Vorzügen,

die ihr der Himmel vor hundert andern Fräulein, bey ihrem Verstande und bey ihrer Schönheit gegönnet hätte. **Und so schön war ich auch in meiner Jugend; Himmel, wie die Zeit vergeht!** Mit diesem Seufzer schlossen sich ihre Predigten allemal. Ihr Herr Vater aber schwur bey seiner armen Seele: Sie sey ein braves Mensch, und verdiene einen hübschen Kerl; den wolle er ihr schaffen, wenn sie gute Wirthschaft lerne. Nach diesen Gründen richteten Vater und Mutter ihre Erziehung ein, welche auch so gute Wirkung hatte, daß sie bey einer mittelmäßigen Häßlichkeit, einige kleine Romane spielte, die verdrießliche Folgen hatten, und daß sie dennoch, bey ihrer mütterlichen Sprödigkeit, stolz genug war, alle Heirathen auszuschlagen, die ihr scharfer Verstand, (denn innerhalb einer Viertheilmeile war sie das verständigste Fräulein,) die ihr Verstand für sich nicht ansehnlich, und vortheilhaft genug fand. Unter diesem lächerlichen Mischmasche von Sprödigkeit, und von Wollust, hat sie gestern ihr sechs und funfzigstes Jahr herangebuhlt, und unterhält sich in den Stunden, wo sie nicht betet, (denn seit sechs Jahren betet sie fleißig,) mit den Verdiensten, die die Welt entbehren muß, da sie nunmehr seit sechs Jahren sich im Ernste entschlossen hat, einsam auf ihrem Meyerhofe zu sterben. In diesem frommen Entschlusse mag ich sie nicht stören: Damit sie aber dem gemeinen Wesen noch zu etwas nütze, und damit sie mit einem ruhigen Gewissen ihrem stolzen Traume nachhängen könne; so

will

will ich sie zu meiner Gedankensteuer ziehen, und ich hoffe, ein ansehnliches Stück Geld aus ihr zu lösen.

So oft sie die gefährlichen Schönheiten ihrer Jugend rühmet, so oft schmeichelt sie sich mit einer Einbildung, die ganz falsch ist. Dieses aber thun zu dürfen, zahlt sie ein Jahr über, - 1 fl.

Sie erzählt, eben so wie ein junger Officier, sehr gern die Siege, die sie gehabt, und erzählt auch die, die sie nicht gehabt. Wir wollen ihr nicht wehren, sich so viel Liebhaber zu denken, als sie für gut findet: Aber sie muß diese Liebhaber bezahlen, und giebt für jedes Stück - 1 Blaffert.

Sie mag sich gern bunt kleiden, und daher kömmt es manchmal, daß sie in der Ferne Schaden thut. Mir ist es leider so gegangen. Ungeachtet meines geschwollnen Fusses, bin ich ihr einmal in Münster drey Gassen zärtlich nachgehinkt, um ein Gesicht zu sehen, das ich für jung und schön hielt. Aber die Untreue, die ich dadurch an meiner damals noch lebenden Frau erwies, strafte der Himmel schrecklich an mir; denn es war unser Fräulein, die ich erblickte. Man wird mir diese kleine Rache gönnen, und erlauben, daß ich ihr für die Freyheit, sich dieser Maske eines jungen Mädchens zu bedienen, jährlich abfodre - - - ½ fl.

Für die Schminkpflästerchen, die sie in die Furchen ihres Gesichts so häufig säet, muß sie auch etwas geben. Freylich thut sie es

nicht, wie unſre Frauenzimmer in der Stadt, ganz ohne Urſache; denn ſie hat eine ungeſunde Haut, und unter jedem Pflaſterchen einen heimlichen Schaden: Aber ſie thut es doch darum nicht allein, ſondern auch in der Abſicht, hinter dieſen kleinen Räubern unſrer Freyheit deſto kräftiger zu buhlen. Beſonders iſt mir das große Pflaſter verdächtig, welches ſie an die ehrwürdige Höhlung ihres linken Schlafs, den benachbarten grauen Haaren zum Trotze, legt. Was für Unglück hätte es vor dreyßig Jahren anrichten können! Freylich hat es itzt nur den Willen zu ſchaden: aber auch dieſer muß beſtraft werden. Sie giebt ihre Beyſteuer für dieſe Erlaubniß, lächerlich zu ſeyn, und zahlt für ein jedes Schminkpflaſterchen wöchentlich - - - 1 Albus.

Seit einiger Zeit habe ich ſie im Verdachte, daß ſie ſich ſchminke. Das wäre zu arg! In ihrer Jugend hat ſie es nicht gethan; denn die Landfräulein haben immer weniger nöthig, ihrer Schönheit aufzuhelfen, als die Fräulein in der Stadt: Deſto unverantwortlicher wäre dieſe Thorheit itzo. Ein Freund von mir hat die Mühe auf ſich genommen, es auszukundſchaften. Thut ſie es, ſo ſoll ſie bey allen Thorheiten, die ſie aus Eitelkeit begeht, doppelt zahlen; Sie könnte ſich denn überwinden, öffentlich zu geſtehen, daß ſie nur um deßwillen ſich ſchminke, weil ſie ſo gar häßlich ſey, daß ſie ihres natürlichen Geſichts ſich ſchämen müſſe. Auf dieſen Fall wollte ich Mitleiden mit ihrer Häßlichkeit haben, und ſie ſollte für dieſes geborgte Geſicht jähr-

jährlich nur 4. Blafferte Miethzins zu meiner Gedankensteuer geben.

Sie will es nicht gestehen, daß ihre schwarzen Haare schon ziemlich ins Weiße fallen. Wenn sie alle Jahre - - - ½ fl. - zahlt, soll niemand das Recht haben, ihren grauen Kopf zu merken.

Das kann ich ihr nicht vergeben, daß sie oft, und besonders um die Zeit der frankfurter Messe, am Fenster ihren Morgensegen mit entblößter Brust betet. Dadurch ärgert sie Himmel und Erde; und wenn sie es gar nicht unterlassen will, kann ich ihr weniger nicht, als 1 ½ fl. abfodern.

Ein Bedienter, den sie wegen seines Alters fortgejagt hat, will die Leute versichern, daß sie seit einiger Zeit sich an abgezogne Wasser gewöhnt habe, um immer lebhaft und munter zu seyn. Aus christlicher Liebe halte ich es für eine Verleumdung. Es wäre doch himmelschreyend, wenn sich alte Jungfern wollten zu jungen Mädchen saufen! Ich kann ihr diese Thorheit nicht wohlfeiler, als für 1 fl. - - verstatten. Derjenige, der das Herz hat, sie früh nüchtern zu küssen, um die Wahrheit von dieser Beschuldigung zu erfahren; der soll aus dem gemeinen Kasten eine ansehnliche Pension auf Lebenszeit erhalten.

Ich habe immer nicht begreifen können, warum sie bey allen Gelegenheiten in Gesellschaften, wider die unvorsichtige Zärtlichkeit unglücklicher

Mädchen

Mädchen donnert, welche die Thorheit gehabt haben, den heiligen Schwüren ihrer betrügerischen Liebhaber zu glauben, und sich zu einem Vorwitze bereden zu lassen, der sich nur für ihre Mütter schickt. Schon dieser verdammende Eifer verdient eine Geldbuße; und weil er immer aus einem Hochmuthe herkömmt, der seine eignen Tugenden fühlt, so würde ich ihr nicht zugelassen haben, ihre unglücklichen Schwestern zu richten, wenn sie nicht jährlich - - - 1 fl. - - gezahlt hätte: Da ich aber sichre Nachricht bekommen, daß sie vor acht und zwanzig Jahren nach Spaa - - - Mit einem Worte, sie soll doppelt so viel geben; ich habe meine Ursachen, und ich habe es ausdrücklich von meiner seligen Frau gehört, die in dergleichen Sachen nichts weniger, als leichtgläubig war; und meine selige Frau hatte es auch von guter Hand. Will sich das Fräulein zu diesem Ansatze nicht bequemen, so will ich es ihr deutlicher erklären; aber ich denke wohl, sie soll sich geben.

Sie erzählt sehr gern in Gesellschaft ein gewisses Märchen, daß ein angesehner und bemittelter Kaufmann in Emden sie nur vor fünf Jahren noch, aus einer recht zärtlichen Liebe, und ohne die geringsten Nebenabsichten heirathen wollen; aber, daß sie wegen der ehrenrührigen Verwegenheit dieses Würzkrämers, ihm die schimpfliche Antwort gegeben: „Es hätten ihre gnädigen Aeltern sie nicht „gezeugt, um bürgerliche Bastarte in ihre Familie

„ein-

„einzupfropfen.„ Dieſes Märchen koſtet vieler Urſachen wegen - - 1 fl.

Gemeiniglich iſt die Moral von dieſer Fabel, daß es nur ihr guter Wille geweſen ſey, unverheirathet zu bleiben, und daß ſie mit Händen und Füßen ſich der Freyer erwehren müſſen. Für die Vergünſtigung, dieſe Unwahrheit zu ſagen, ohne roth zu werden, giebt ſie jährlich - 5 Blafferte.

Und wenn ſie ſo gar dem Himmel dafür dankt, ſo koſtet es - - - 10 Blafferte.

Es wiederfährt ihr ſehr leicht, daß ſie ſich in ihrer veſtaliſchen Grauſamkeit vergißt. Das ſoll ſie nicht thun. Iſt ein junger Cavalier ſo boshaft, und küßt ihr ſeufzend die Hand, und ſie giebt ihm nicht einen derben mütterlichen Verweis; ſo muß ſie für dieſe hochmüthige Leichtgläubigkeit erlegen - - - 1 Blaffert.

Nimmt ſie es gar mit einem freundlichen Lächeln an, - - - - 2 Blafferte.

Heißt ſie ihn einen loſen Vogel, oder ſchlägt ihn mit dem Fächer, - - 3 Blafferte.

Und läßt ſie es gar zu, daß er ihr den Palatin - - - O pfuy! das iſt zu arg! das iſt eine Sünde wider die Natur! Das ſoll ſie nicht zulaſſen.

Ein Mann, welcher in ſeinen jüngern Jahren alle wollüſtige Ausſchweifungen begangen hat, und

und dennoch so ungerecht ist, zu verlangen, daß die Person, die er zu seinem Weibe gewählt hat, tugendhafter gelebt habe, als er; der zahlt für diese Ungerechtigkeit - - - - - - 4 fl. - und kann hernach behaupten, daß dergleichen Ausschweifungen, welche das weibliche Geschlecht unvermeidlich um ihren guten Namen bringen, den Mannspersonen anständig, und ein Beyeis sind, daß der Mensch, welcher sie begeht, zu leben weis.

Ein Mann, welcher so oft die Redlichkeit andrer Weiber verführt hat, und nunmehr bey seiner Frau die Untreue nicht leiden will, die er sonst Galanterie nannte; der soll entweder sein verdientes Schicksal ruhig ertragen, und mit geschloßnen Augen Abrechnung halten, oder für eine jede dergleichen Jugendsünde - - 2 fl. Nachschuß geben, und alsdann verlangen dürfen, daß ihm seine Frau diese gebüßten Ausschweifungen nicht wieder vergelte.

Ein Weib, welches ihrem Manne untreu ist, und dabey sich schmeichelt, daß diejenigen, denen sie ihren guten Namen aufopfert, sie in ihrem Herzen wirklich hochachten, und sie nicht für das halten, was sie in der That ist, die soll nur - 1 fl. -, und also halb so viel geben, als in dem vorstehenden Satze geordnet ist. Ich finde dieses um deßwillen billig, weil gemeiniglich ein Frauenzimmer mehr verführt wird, als es selbst verführt, und

und weil ihre Liebhaber, nach obgedachter Verordnung, zu ihrer Zeit auch büßen müssen.

Ich kenne Väter, welche von den wilden Unordnungen ihrer Jugend niemals lebhafter und scherzender reden, als in Gegenwart ihrer Kinder. Sie sind stolz auf ihre Thorheiten. Indem sie solche wieder erzählen, so empfinden sie alles dasjenige vom neuen, was ihnen sonst ihre Ausschweifungen so angenehm machte. Sie vergehen sich wohl oft so weit, daß sie Umstände erdichten, um ihre jugendlichen Bosheiten recht witzig vorzustellen. Ihre Kinder hören begieriger auf diese Erzählungen, als auf das Märchen der Amme. Sie lachen ihrem Vater nach, der bey den niederträchtigsten Thorheiten zuerst lacht. Sie erwarten die Gelegenheit und die Jahre mit Ungeduld, wo es ihnen erlaubt ist, eben so lustig zu leben, wie sie es nennen, als ihr Herr Vater gelebt hat. Sie bekommen unvermerkt gegen alle Laster eine Hochachtung, da es die Laster ihres Vaters gewesen sind. **Es war freylich nicht recht, was ich that! Aber wie man nun ist, wenn man jung ist: Jugend hat Untugend!** Mit dieser Vermahnung schließt der unbesonnene Vater seine gefährliche Erzählung, und lächelt ganz beruhigt darüber, daß er ein Thor gewesen ist. Der älteste Sohn vergißt bey dieser Erzählung alle tugendhafte Lehren, die ihm seine Mutter und sein Katechismus gegeben haben: Er merkt sich nur diese, daß Jugend Untugend hat; und diese merkt

er

er um deßwillen am liebsten, weil er die beste Entschuldigung für alle keimende Bosheiten seines Herzens darinnen findet. Er hört, daß sein Vater schon im zehnten Jahre ein leichtfertiger Schelm gewesen, und dem Kammermädchen der Mutter nachgeschlichen ist: Nun schämt sich der würdige Sohn des Vaters, daß er noch nicht einmal in seinem eilften Jahre auf diesen artigen Einfall gekommen ist. Nur aus kindlichem Ehrgeize schleicht er auch dem Kammermädchen seiner Mutter nach, und gewöhnt sich spielend an eine Ausschweifung, die ihn mit der Zeit unglücklich macht. Ich führe hier nur ein einziges Exempel an. Mit dem Spiele, mit dem Trunke, mit der Begierde, andern ihr Vermögen abzuschwatzen, um seine Unordnungen unterhalten zu können, mit allen diesen Lastern hat es eine gleiche Bewandniß. Den ersten Trieb dazu empfindet der Sohn bey den lustigen Erzählungen des Vaters. Er ist von Natur boshafter, als sein Vater; die itzigen Zeiten sind für einen jungen Menschen verführender, als die damaligen Zeiten waren, in denen sein Vater noch als ein junger Thor lebte: Ist es nunmehr wohl Wunder, wenn der Sohn in seinen schändlichen Unordnungen viel weiter ausschweift, als es der Vater gethan; wenn er sich von seiner Verirrung niemals wieder zurecht findet, wie sich doch der Vater gefunden hat; wenn dieser unglückliche Greis endlich den kläglichen Untergang seines Sohnes mit Schrecken ansehen, und dabey sich selbst die nagenden Vorwürfe

würfe machen muß, daß nur er durch die unbedachtsamen Erzählungen seiner jugendlichen Thorheiten, sein Kind zur Bosheit gereizet habe, daß er selbst der Henker seines unglücklichen Sohnes sey?

Weil eine dergleichen klägliche Erfahrung oft erst nach späten Jahren kömmt, und viele Aeltern sie nicht einmal erleben; so will ich versuchen, ob ich diesen traurigen Folgen durch meine Gedankensteuer vorbeugen kann.

Für eine jede Sünde ihrer Jugend, deren sie sich rühmen, erlegen sie - 5 fl. Und ist es nicht einmal wahr, daß sie diese Sünde begangen haben, wie es oft nicht wahr und nur eine unbesonnene Eitelkeit ist, sich dergleichen zu rühmen; so geben sie diese Summe doppelt.

Für die schändliche Zufriedenheit, die diese alten Narren empfinden, daß sie Thoren gewesen sind, können sie weniger nicht geben, als - 1 fl. -

Wollen sie verlangen, daß ihre Kinder tugendhafter seyn sollen, als sie selbst gewesen sind; so erlegen sie - - - 2 fl. - -

Finden sie, daß ihre Kinder in ihre Fußtapfen treten, und sind noch so ungerecht, darüber zu jammern und mit einem albern: **aber zu unsrer Zeit war es ganz anders!** die Schuld von sich weg, und auf die verschlimmerten Zeiten zu schieben;

so werden sie diese Eigenliebe nicht wohlfeiler, als mit - 4 fl. - - büßen können.

Ich will sehen, wie weit ich mit dieser Taxe komme. Finde ich, daß sie noch zu schwach ist; so werde ich sie künftig erhöhen, und nach den verschiednen Anmerkungen, die ich in einigen Familien machen werde, neue Taxen bestimmen.

Ich habe mir ein gewisses Haus auf dem Ringe zu F = = = t gemerkt, wo der Vater beym Kamine, und die Mutter bey ihrem Nachttische alle Anstalten machen, ihre Kinder auf dergleichen Art zu verführen. Der Vater lacht über seine begangenen Thorheiten, bey einer Pfeife Tabak und in Gegenwart seines Sohnes so herzlich, daß ich große Ursache habe zu befürchten, der Knabe werde gewiß im Hospitale sterben: Und die Mutter buhlt vor ihrem Spiegel, in Gegenwart ihrer Tochter so unvorsichtig mit dem Buchhalter, daß ich schon im voraus den unglücklichen Mann herzlich bedaure, welcher dereinst verdammt ist, ihr Schwiegersohn zu werden. An diesem Hause will ich wahrnehmen, ob meine Vorschläge von einiger Wirksamkeit seyn werden. Sind sie es nicht; so will ich meine Streiche verdoppeln, und machen, daß man dieses Haus fliehen soll, wie man das Haus eines Mannes flieht, der an einer ansteckenden Seuche krank liegt.

Ein

Ein Frauenzimmer bürgerlichen Standes, welches für gut angesehen hat, ihr Geld an einen von Adel zu verheirathen, und welches sich doch dabey einbildet, daß ihre Schönheit und ihre Verdienste sie zur gnädigen Frau gemacht haben, giebt monatlich 10 fl. - . - Es ist viel, und in der That scheint sie für ihre Thorheit allzutheuer zu büßen: Aber es war schlechterdings nöthig, eine starke, und so gar monatliche Lieferung anzuordnen; weil ich besorge, ihr Vermögen werde binnen zwey Jahren zerstreut, und sie also weiter nicht im Stande seyn, die Steuer zu erlegen, wenn sie auch noch bey ihrer Armuth stolz genug bleiben möchte, zu glauben, daß ihre Wahl vernünftig gewesen wäre.

Ein Bürger ohne Erziehung und ohne Verdienste, der bey seinem und seiner Aeltern erwucherten Vermögen diejenigen mit Verachtung übersieht, welche Erziehung und Geburt, aber nur kein Geld, haben; ein solcher Bürger ist bey seinem plumpen Stolze gemeiniglich eines der unerträglichsten Geschöpfe. Ich will ihm zween Vorschläge thun. Entweder, er soll denen von guter Geburt einen Theil seines Vermögens leihen, und dadurch das Recht behalten, zu glauben, daß er wesentliche Vorzüge vor ihnen habe; oder er soll die Erlaubniß, gegen Vornehmere unbescheiden, und gegen Geringere trotzig zu seyn, jährlich mit - 20 fl. - - erkaufen. Ich glaube wohl, er wird den letzten Vorschlag wählen, weil

er aus der Erfahrung hat, daß man nicht sicher genug ist, wenn man sich bereden läßt, Vornehmern zu leihen.

Es giebt Bürger, welche dem Vaterlande durch ihren Verstand, durch Tapferkeit und Fleiß so heilsame Dienste geleistet, daß ihre Versetzung in den Adelstand eine billige Belohnung, und zugleich für andere eine nützliche Aufmunterung ist, sich auf gleiche Art um ihr Vaterland verdient zu machen. Man hat sich schon oft Mühe gegeben, zu beweisen, daß ein solcher Mann, welcher durch seine eignen Verdienste den Vorzug erlangt, der erste Edelmann in seinem Hause zu seyn, mehr Achtung verdiene, als derjenige, welcher durch die Geburt der neunte Edelmann in seiner Familie, und also dieses Glück einem ganz ungefähren Zufalle, wenigstens seinen eignen Verdiensten nicht, schuldig ist. Ungeachtet dieser gegründeten und so oft wiederhohlten Moral, lehrt doch die Erfahrung, daß die Neugeadelten gemeiniglich von jenen verachtet, oder beneidet werden. Sie äußern diese unbillige Gesinnung öffentlich in Gesellschaften. Es sind nur zwo Ursachen, welche sie von dergleichen Beleidigungen zurückhalten können: Der Schutz des Prinzen, der die Verdienste dieser neuen Edelleute kennt; oder ihr Geld, welches, so neu es auch ist, denen vom alten Adel doch immer angenehm, und oft sehr unentbehrlich ist. Da ich sie nicht abhalten kann, so unbillig zu denken; so will ich doch wenigstens Anstalt machen, daß sie

nicht

nicht umsonst ungerecht denken sollen. Dergleichen Edelleute vom gutem Hause, aber ohne eigne Verdienste, sollen für jeden Ahnen, dessen sie nicht werth sind, und auf den sie doch so gerne stolz seyn mögen, jährlich 2 fl. = und für jede gute Eigenschaft, die ihnen fehlt, und die sie doch in Ansehung ihrer Ahnen, und ihres Standes vorzüglich haben sollten, 3 fl. = zahlen; und bevor sie diese Summe erlegt, kein Recht haben, auf Vorzüge stolz zu seyn, welche, als Vorzüge des blinden Glücks, auch der unedelsten Seele zufallen können.

Dergleichen Verachtung derer von guten Häusern gegen Neugeadelte ist bey aller dieser Unbilligkeit doch eher zu entschuldigen, als der ungeschickte Spott derer Bürger, welche jene vor Ueberläufer ansehen. Je niedriger diese zu denken gewohnt sind; desto niederträchtiger sind auch ihre Urtheile über diejenigen, deren verdienstliche Eigenschaften so vorzüglich belohnt werden. Neid und Eigenliebe sind die wahren Quellen, aus denen diese feindliche Urtheilsprüche fließen. Ein jeder von ihnen glaubt, eben so viel Verdienste zu haben, und der Aufmerksamkeit des Prinzens eben so wohl würdig zu seyn. Da aber der Prinz sie nicht belohnt, und ihre Verdienste unbemerkt bleiben; so wollen sie wenigstens dadurch sich schadlos halten, daß sie andre zu bereden suchen, ihr belohnter Mitbürger sey der verständige, der tapfre, der fleißige Mann gar nicht, für den ihn

der Prinz halte. Indem sie andern dieses so oft vorsagen, so fangen sie unvermerkt an, es selbst zu glauben, und haben gewisse ruhige Minuten, in denen sie froh sind, daß man ihnen diese Würde nicht angesonnen, vielmehr ihnen die Freyheit gelassen hat, als gute ehrliche Bürger, wie ihr Vater und Großvater waren, zu sterben. Aber diese ruhigen Minuten dauern nicht lange. Ihr eingeschläferter Hochmuth erwacht vom neuen, und sie sehen mit neidischen Augen neue Fehler an dem Manne, dessen verliehener Rang ihnen, und noch mehr, ihren Weibern ein Gräuel ist.

Wenn ein solcher Mann jährlich 10 fl. abentrichtet, so soll er die Erlaubniß haben, alles, was ich oben angeführet, im Ernste zu glauben. Es soll ihm vergönnt seyn, in seiner Tabaksgesellschaft stolz auf seinen Bauch zu schlagen, und beym Teufel zu schwören, daß er es nicht einmal annehmen würde, wenn man ihn auch aus einem alten Bürger zum neuen Edelmanne machen wollte. Und giebt er jährlich noch etwas, als ein freywilliges Geschenk, in meine Gedankencasse; so soll es seiner Frau erlaubt seyn, sich von ihrem Ladenjungen **Ew. Gnaden** nennen zu lassen.

Da ich mich hier, wie ich hoffe, so billig und unpartheyisch gezeigt habe; so wird man mir verzeihen, wenn ich von denenjenigen noch ein Wort sage, welche bey ihrem angeerbten Vermögen eher nicht ruhig seyn können, als bis sie die Vorzüge

züge des Adels an sich gekauft haben. Weil sie den gänzlichen Mangel andrer Verdienste dadurch eingestehen, daß sie diese Würde für Geld erhandeln; weil sie die Thorheit haben, sich derer zu schämen, die ihnen an Geburt gleich sind, und sich in die Gesellschaft derjenigen einzudrängen, die sich ihrer schämen müssen: so will ich beiden, ohne Erlegung einiger Taxe, die Erlaubniß zugestehen, über diesen ohne alle Verdienste erlangten, und nur durch baares Geld erhandelten Adel zu spotten. Aber dieser Eitle soll jährlich für sich und seine Nachkommen 50 fl. = steuern. Und hat er so gar eine zahlreiche Familie, und dennoch so viel Vermögen nicht, daß ein jedes von seinen Kindern mit eben der Gemächlichkeit, wie er es vielleicht thut, den nöthigen Aufwand bey seinem neuen Range behaupten kann: so soll er zu Bestrafung dieser Liebloſigkeit gegen seine unschuldigen Nachkommen, obige Summe doppelt erlegen, und dadurch das Recht erlangen, sich niemals mit dem traurigen Gedanken zu beunruhigen, daß er durch seine eitle Thorheit bemittelte Bürgerskinder zu armen Edelleuten gemacht habe.

Die unerwarteten politischen Veränderungen sind oft für die gröſten Staatsmänner ein unauflösliches Räthsel. Man giebt sie gemeiniglich dem Eigensinne des Glücks Schuld. Es ist unrecht. Ich will so mitleidig seyn, und die Welt aus einem Irrthume reiſſen, der dem Glücke so nachtheilig ist.

Peter Hum ist Schuld daran! Peter Hum? Ja freylich! Dieser Mann, den die Welt nicht kennt, den so gar in der Stadt, worinnen er wohnt, nur wenige kennen; dieser Mann ist seit Carls des sechsten Tode an allen Verwirrungen Schuld. Er residirt in einem sehr weitläuftigen und weichgepolsterten Großvaterstuhle, in welchem sein politischer Bauch von früh neun Uhr bis Abends um acht Uhr, ausgestreckt liegt, und die ganze Welt regiert. Denn das muß man wissen, daß dieser Mann ganz Bauch ist, nur für seinen Bauch lebt, und mit dem Bauche denkt. Sein Vater, ein geschickter und vermögender Kaufmann, war über die unempfindliche Trägheit seines sich mästenden Sohnes sehr bekümmert. Er sann immer auf Mittel, ihn in Bewegung und Geschäffte zu bringen: Aber alle seine guten Absichten wurden durch die weibische Verzärtelung seiner Mutter hintertrieben, welche ihrem einzigen Sohne nichts verstattete, als zu schlafen, und sich zu füttern. Sie wußte, daß ihr Vermögen hinreichend genug seyn würde, ihn gemächlich zu nähren: Sie konnte es daher nicht über ihr mütterliches Gewissen bringen, daß sie ihm einige Arbeit oder Beschäfftigung hätte zulassen sollen, welche ihn an der Verdauung hindern könnten. In den wenigen Stunden, wo er nicht schlief, und nicht aß, mußte er neben ihr auf dem Canapee sitzen, und ihr politische Zeitungen vorlesen, von welchen sie, in Ermangelung neuer Stadtzeitungen, eine besondere Liebhaberinn war. Sie

freute

freute ſich über die groſse Fähigkeit ihres lieben Sohnes, welcher ſchon im funfzehenten Jahre vermögend war, ganz deutlich und vernehmlich zu leſen. Sie war gewohnt, alle Staats- und andere Neuigkeiten zu beurtheilen, und kraft ihrer Einſicht, die politiſchen Fehler gekrönter Häupter eben ſo ſcharf zu tadeln, als die wirthſchaftlichen Fehler ihrer Frau Gevatterinn. Dieſe vorwitzigen Urtheile gefielen ihrem feiſten Jungen. Er plauderte von den politiſchen Händeln damaliger Zeiten ſo dreiſte, und ſo dumm, wie ſeine werthe-ſte Mama, welche vielmals über ſeinen frühzeitigen Verſtand die bitterſten Thränen vergoß, da ſie nicht ohne Grund befürchtete, daß das kluge Kind unmöglich lange leben könne. So war die bequeme Erziehung, welche ihm die Mutter gab, und über welche ſich der Vater unendlich betrübte, ohne daß er im Stande geweſen wäre, dem Uebel abzuhelfen, weil er nur Vater war, die Mutter aber Europa, und ſein ganzes Haus regierte. Endlich traf er doch die glückliche Stunde, wo er ihr begreiflich machen konnte, daß es der Geſundheit, und dem guten Namen ihres Sohnes ſehr zuträglich ſeyn würde, wenn er auf Reiſen gienge. Nach vielen ängſtlichen Widerſprüchen gab ſie ihre Einwilligung darein, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ſeine erſte Reiſe weiter nicht, als nach Holland zu ihren Freunden, gehen ſolle; ſo wie ein Vogel mit ſeiner jungen Brut aus dem Neſte zuerſt nur auf die nächſten Zweige flattert, wenn er ſie gewöhnen will, auszufliegen. Nie-

mand, als die Mütter, war vermögend, ihren Sohn zu bereden, daß er sich diese Reise gefallen ließ. Er wußte wohl, daß er nirgends eine so liebe Mama, und nirgends ein so weiches Canapee finden werde, als in dem väterlichen Hause. Endlich aber wälzte er sich doch aus seiner Mutter Schooße, und reiste von Münster bis nach Osnabrück, wo er bey seinen Freunden etliche Wochen ausruhte. Hier bekam er unvermuthet die Nachricht, daß sein Vater an einem Schlagflusse gestorben sey. Er kroch also ohne Verzug in das väterliche Haus zurück, nahm das hinterlaßne Vermögen in Besitz, streckte sich ruhig auf seinen Sopha, und übersahe von diesem Posten, ohne sich um die Wirthschaft zu bekümmern, die er, nach dem Tode der Mutter, seine ehemalige Amme besorgen ließ, alle geheime Bewegungen der Potentaten, und überlegte mit seinem Markthelfer, in wie weit sie zu billigen wären, und dachte auf Vorschläge, sie zu hintertreiben, wenn sie seinen Absichten gefährlich zu seyn schienen. Seit dem Jahre 1740. ist er in großer Unruhe gewesen. Der Tod des Kaisers überraschte ihn zu geschwind, ehe er sich in gehörige Positur hatte setzen können. Anfänglich hielt er es mit den Franzosen; aber die Sache gieng zu weit, und weil sein Markthelfer einen Schwager unter den Husaren hatte, so schlug er sich zum Hause Oesterreich, und gab der Sache bald ein andres Ansehen. Der Aachner Friede ist gar nicht nach seinem Sinne; Er hofft aber auch, ihn noch zu überleben. Persien hat er

nun

nun bald in Ordnung. Anfänglich wollte er, zur Ehre der christlichen Religion, den Prinz Heraklius auf den Thron bringen: Da er aber von guter Hand erfuhr, daß derselbe der protestantischen Religion nicht zugethan sey, so schickte er ihn wieder nach Hause. Der König Theodor macht ihm viel Sorge. Er möchte ihn, als seinen Landesmann, gern wieder auf den corsischen Thron bringen; nur kann er noch kein Mittel ausfinden, die Schulden desselben in Engelland zu bezahlen. Er überlegt diese Sache mit seinem Balbier, den er in wichtigen Fällen zu Rathe zieht, wenn er es mit seinem Markthelfer nicht allein bestreiten kann.

Was soll ich mit diesem politischen Don Quixote machen? Weil er bey seiner Faulheit der Welt gar nichts nützt: so soll er doch wenigstens seine Staatsgedanken verzollen.

Für jeden feindlichen Einfall, den er in fremde Staaten thut, giebt er - - 5 fl.

Den Aachner Frieden soll er nicht wohlfeiler, als für - - - 20 fl. brechen.

Für die asiatischen Händel zahlt er in Pausch und Bogen - - 50 fl.

Erfahre ich, wie ich es vermuthe, daß er mit den spanischen Küstenbewahrern unter einer Decke liegt: so soll er sich entweder zu den Engelländern schlagen, oder jährlich für seine Kaperey 15 fl. erlegen.

So

So oft er an einem der europäischen Höfe einen Staatsfehler entdeckt, so soll er schuldig seyn, dieses Vergnügen über seine schlaue Einsicht mit 20 Stüvern zu lösen. Ich setze mit Fleiß keine große Summe; denn sonst würde ich ihn in kurzer Zeit an den Bettelstab bringen, da bey nahe kein Posttag vergeht, wo er nicht einige dergleichen Fehler entdeckt.

Bringt er die Sache mit dem Könige Theodor nicht zu Stande; so soll er ein vor allemal 10 fl. entrichten, und dafür die Erlaubniß haben, zu glauben, daß er gewiß zu seinem Zwecke gelangt seyn würde, wenn Theodor nicht selbst zu schläfrig gewesen wäre.

Ich will ihm erlauben, daß er sich zu dieser Gedankensteuer von seinem Markthelfer und dem Barbier einen Zuschuß geben lasse.

Es ist mir nahe gegangen, so oft ich an die Eifersucht gedacht habe, welche man an den meisten Orten zwischen den **Gelehrten** und den **Kaufleuten** wahrnimmt. Ich sage gar nichts neues, wenn ich behaupte, daß die Handlung das Leben eines Staats ist. Sie unterhält eine Menge von Menschen in Bewegung, welche den wichtigsten Theil der Unterthanen ausmachen. Hundert ämsige Familien haben ihr Brodt durch die Hand eines einzigen Kaufmanns, welcher in seiner Schreibestube die Correspondenz führt. Dieses nützliche Mitglied des gemeinen Wesens sorgt für

unsre

unſre Beqvemlichkeit, und bringt uns mit den entfernteſten Gegenden der Welt in die genaueſte Verbindung, ohne, daß wir es merken, und ohne daß wir nöthig haben, etwas weiter zu thun, als ihm einen geringen Vortheil für ſeine Mühe zu gönnen. Wie viel Sachen würden wir entbehren müſſen, welche die Gewohnheit, die Beqvemlichkeit, und, wenn ich es ſagen darf, unſre Wolluſt unentbehrlich gemacht haben? Ohne die Handlung würden wir genöthigt ſeyn, uns mit der Armuth unſers Vaterlandes kümmerlich zu behelfen, an ſtatt daß wir uns nunmehr den Ueberfluß der entfernteſten Himmelsgegenden eigen machen. Der Gelehrte ſieht dieſes; er läßt ſich den Vortheil gefallen, und verachtet in ſeinem Herzen den Mann, der ſein Leben und ſeine Beqvemlichkeit daran wagt, uns ſo viele Beqvemlichkeit des Lebens zu verſchaffen = = =. Aber dieſer Mann weis doch nichts von dem unendlich Theilbaren, nichts von Mitteln und Zwecken, nichts von dem Satze des Widerſpruchs, nichts von der Circulirung des Geblüts, von ſeinen eignen Muskeln nichts. Er ißt, und weis nicht, wie er verdaut; er trinkt, und weis nicht, wie dieſer Trank ſich in ſo verſchiedene Säfte verwandelt. Er wird nach Italien reiſen, ohne den Veſuv zu beſehen, und ohne in Rom nach der Gegend zu fragen, in welcher das Haus des Cicero geſtanden hat. Er wird ſich die Schätze von Florenz zeigen laſſen; aber nicht den Coder. Er kennt Surinam und die Levante, und weis nicht, wo Troja gelegen hat.

Kan-

Xanthus ist ihm ein fremder Name; aber wo die Wolga fließt, das weis er wohl - - - -
Ich gebe das alles zu. Aber schadet die Unwissenheit dieses Mannes dem Vaterlande so viel, als sein Fleiß ihm nützt? Er weis vieles nicht, es ist wahr; aber er weis Geld zu verdienen: Eine Kunst, um welcher willen wir Gelehrte Tag und Nacht Qvartanten lesen, und Folianten schreiben, und doch oft in einem ganzen Jahre mit unserm Griechischen und Lateine so viel nicht verdienen, als der Kaufmann in einem Tage durch Provision verdient. Da der Kaufmann, und der Gelehrte einerley Absichten, und doch nicht einerley Wege haben, zu dieser Absicht zu gelangen; so ist es mir immer unbegreiflich gewesen, wie es kommen müsse, daß sie sich unter einander anfeinden; und noch unbegreiflicher ist es mir, warum der Gelehrte den Kaufmann verachtet, da er sieht, daß dieser in Erlangung seiner Absichten viel glücklicher und geschwinder ist, und es immer höher bringt, als er. Ich wünschte wohl, daß die Gelehrten hierinnen billiger urtheilen möchten. Derjenige, welcher gut rechnet, und der, welcher gut denkt, sind beide dem Vaterlande unentbehrlich. Darf ich es wagen, meine Gedanken hievon zu eröffnen? Ist nicht der Hochmuth unserer Gelehrten, und folglich ihre Pedanterey, Schuld an der stolzen Miene, die sie dem Kaufmanne machen?

Ich

Ich werde diesen Satz bey meiner Gedankensteuer zum Grunde legen.

Ein Gelehrter, welcher das Recht haben will, zu glauben, daß sein Handel mit neuen Wahrheiten wichtiger, und dem Vaterlande nützlicher sey, als der Handel eines Kaufmanns mit Waaren aus inländischen Manufacturen, der soll sich dieses Recht jährlich mit - - 2 fl. - erkaufen.

Hält ein Mann sich um deßwillen für gelehrt, weil er eine weitläuftige Kenntniß von alten Münzen besitzt, und will er die Freyheit haben, den Kaufmann, weil er alles dieses nicht weis, als einen Idioten zu verachten, ob dieser gleich zu seinem bessern Vortheile den Wechselcours und die Agiorechnungen gründlicher versteht: so muß er für diese Freyheit geben - - 1 fl. -

Will ihm der Philosoph vorwerfen, daß er nichts verstehe, da er nichts vom Satze des Widerspruchs und andern tiefsinnigen Gaukeleyen weis, die mancher Philosoph selbst nicht versteht: so soll er entweder - 3 fl. - - entrichten, oder sich im Comtoir des Kaufmanns seine philosophischen Wahrheiten vom Widerspruche, vom unendlich Theilbaren, von Mitteln und Zwecken praktisch lehren lassen, die der Kaufmann immer am besten versteht, und am nützlichsten ausübt, ohne zu wissen, daß sie dergleichen zaubermäßige Namen haben.

Der

Der Kaufmann weis vielleicht nicht, wie sein Magen die Austern verdaut, und in was für Säfte sich der ungarische Wein zertheilt, den er trinkt: Aber ich glaube, er wird lieber in dieser Unwissenheit bleiben, als an der sparsamen Tafel seines Arztes eine Gelehrsamkeit erlangen wollen, welche so nahrhaft bey weitem nicht ist, als seine bisherige Ungelehrsamkeit, bey der es ihm wohlgeschmeckt hat. Ich will hier zween Vorschläge thun: Entweder der Gelehrte soll an dem leckerhaften Ueberflusse der Tafel seines Kaufmanns Antheil nehmen, und, so oft er vom Tische aufsteht, bekennen, daß dieser Ungelehrte gründlicher speist, wenn auch er gründlicher denkt; oder wofern, wie ich fast glaube, dieses seinem gelehrten Ehrgeize zu empfindlich wäre, so soll er jährlich zu meiner Casse entrichten - - 4 fl. - und sodann befugt seyn, zu glauben, daß es weit anständiger sey, zu hungern, und doch zu wissen, wie man verdaut, als bey dem Ueberflusse der Mahlzeit aufaufgeräumt, und fett zu werden, ohne zu wissen, wie beides zugehe.

Ich bin überzeugt, daß mir diese Stelle von den Verdiensten der Kaufleute bey vielen Gelehrten eine verdrießliche Miene, und in vielen Schreibestuben einen lauten Beyfall zuwege bringen wird. Ich will hoffen, daß ich diesen durch das, was ich itzo sagen will, nicht wieder verlieren werde.

So unerträglich mir der Stolz einiger Gelehrten ist, welche den Handelsmann unendlich tief unter sich zu seyn glauben: so unerträglich, und noch weit abgeschmackter ist der pöbelhafte Hochmuth einiger Kaufleute, welche die wesentlichen Vorzüge eines Menschen vor andern Geschöpfen nur in der Geschicklichkeit suchen, Reichthümer zu sammeln; welche diejenigen ihrer Achtung nicht würdig schätzen, deren Beruf es ist, mehr für die Ausbildung der Seele, als für die Füllung des Beutels zu sorgen; mit einem Worte, welche alle Gelehrte anders nicht ansehen, als ihren Informator. Diese wuchernden Creaturen, welche nicht weiter denken, als sie rechnen können, sollten überlegen, daß sie nicht einmal rechnen könnten, wenn nicht der Gelehrte diese Kunst zu der gegenwärtigen Vollkommenheit gebracht hätte. Ohne die Entdeckung der Gelehrten, würden die Kaufleute Batavia und Brasilien nicht zu finden wissen; und bey allen Reichthümern, die der Kaufmann gerechter, oder auch ungerechter Weise zusammen gescharret hat, kann er nicht glücklich seyn, wenn er nicht denkt, wie der Philosoph.

Ich will versuchen, ob ich diesen Unbilligkeiten durch meine Gedankensteuer Einhalt thun kann. Vielleicht erhalte ich hier meinen Endzweck eher, als bey den Gelehrten, da die Gelehrten immer hartnäckiger sind, und lieber den letzten Groschen hingeben, als gestehen, daß sie Unrecht haben; viele Kaufleute aber alles einräu-

men, was man von ihnen verlangt, wenn man nur kein Geld verlangt.

Ein Kaufmann, welcher glauben will, das edelste Geschöpf unter der Sonne sey dasjenige, welches weder ißt, noch trinkt, noch schläft, von wahrer Liebe, von wahrer Freundschaft, von Geselligkeit nichts weis, außer der Rechenkunst alle Künste verachtet, aber welches an statt dessen Reichthümer sammelt; ein Kaufmann, der dieses glauben will, der soll alle Jahre zehen pro Cent von demjenigen abgeben, was er durch Bevortheilung, und dergleichen ungerechte Wege, erbeutet. Das wird meiner Casse erstaunende Summen einbringen. Denn ein Kaufmann, der im Stande ist, so niederträchtig zu denken, dem ist auch kein Mittel niederträchtig genug, reich zu werden. Ich kenne zwo gute Häuser, eines in Maynz, das andre in Straßburg, von denen ich durch diesen Satz jährlich, wenigstens drey tausend Gulden zu heben hoffe.

Ein Kaufmann, welcher von allen schönen Wissenschaften ein so unwissender Feind ist, daß er die Kosten scheut, seinem einzigen Sohne eine anständige Erziehung zu geben, und ihn noch etwas mehr lehren zu lassen, als was zum Buchhalten gehört, der soll jährlich geben 100 fl. = Es ist eine große Summe, ich läugne es nicht; aber er ist auch ein großer Narr, da er seinem Sohne auf diese Art alle Mittel benimmt, das bereits erworbne Vermögen vernünftig zu genießen,

nießen, und da er ihn verdammt, in seinem ganzen Leben weiter nichts zu thun, als Geld zu sammeln, und es auch nicht zu nutzen.

Glaubt ein Kaufmann, seine todten Reichthümer, die er für sich selbst sorgfältig verschließt, wären vermögend genug, ihm die Hochachtung der Vernünftigen, die zärtliche Liebe seiner Kinder, und die segnenden Wünsche der Armen zu wege zu bringen: so soll er sich mit der Vorstellung eines solchen Glückes, das nur vernünftigen Reichen gehört, nicht länger schmeicheln, oder, wenn er es doch thun will, jährlich 200 fl. beysteuern; und alsdenn soll kein Mensch befugt seyn, ihm zu entdecken, daß er seinen vernünftigen Mitbürgern lächerlich und verächtlich ist, daß seine Kinder mit ungeduldiger Sehnsucht auf seinen Tod warten, daß die Armen, die er Noth leiden läßt, und denen er wohl nicht einmal das Schuldige bezahlt, ihn in ihrem bekümmerten Herzen, und öffentlich verfluchen, und daß alle Patrioten dem Vaterlande zum Besten wünschen, daß er sich noch heuer über seiner Casse aufhängen möge.

Dieses wäre also ein kurzer Entwurf von dem, was ich zur Abstellung der Eifersucht zwischen den Gelehrten und den Kaufleuten bey meiner Gedankensteuer anzuordnen gedenke. Ich will dadurch entweder der Verachtung, und den unbilligen Vorurtheilen beider Theile gegen einander, vorbeugen; oder, wenn dieses ja nicht möglich seyn

wollte: so hoffe ich doch wenigstens dadurch für das Vaterland einigen Nutzen von ihrer unverbeſſerlichen Thorheit zu ziehen.

Von dieſer Claſſe allein werde ich in Deutſchland und in den Niederlanden jährlich ſo anſehnliche Summen heben, daß ich einen großen Theil meiner wohlthätigen Ausgaben damit zu beſtreiten, und, nach dem Plane, den ich im Eingange dieſes Projects geäußert, wenigſtens ein paar tauſend ſchwärmende Freygeiſter, und noch etliche verhungerte Goldmacher, zu füttern im Stande bin.

Aus Engelland verſpreche ich mir wenig Vortheil, wenn auch ſchon dieſer Artikel daſelbſt angenommen werden ſollte. Denn bey den Engelländern iſt der Kaufmann ehrgeizig genug, ſich den Namen eines Gelehrten zu verdienen, und der Gelehrte niemals beredter und witziger, als wenn er auf die Vorzüge und nützlichen Verdienſte der Kaufleute zu reden kömmt.

Auch in Frankfurt und in Hannover hat man dieſe engliſche Art zu denken, in etlichen Häuſern zugleich mit dem Roaſtbeef angenommen.

Auf meiner letzten Reiſe nach Leipzig habe ich das unerwartete Vergnügen gehabt, viele Familien kennen zu lernen, wo ſchon die Väter ſo billig gedacht hatten. Ja, es behauptete ſo gar in öffentlicher Geſellſchaft ein alter bemittelter Banquier: Der Kaufmann belohne ſich ſelbſt durch

durch seinen eignen Fleiß; aber Gelehrte müsse man durch Hochachtung und Belohnung aufmuntern, da sie gemeiniglich erst von der Nachwelt belohnet würden. Ein Kaufmann, der diese Pflicht versäume, sey des Vermögens unwürdig, das sein Fleiß erworben habe. Ich freute mich über diese großmüthigen Gedanken, und war dafür so erkenntlich, daß ich diesem rechtschaffenen Patrioten die Warnung ins Ohr sagte: Er möchte es ja nicht wagen, eine solche Meynung in - - - zu äußern, weil er dadurch auf dem ganzen Platze seinen Credit verlieren würde.

Ich werde mich bey diesem Artikel von den Gelehrten noch etwas länger aufhalten. Die Materie ist unerschöpflich.

Wenn es in andern Kreisen so ist, wie bey uns: so wimmelt Deutschland von lächerlichen Geschöpfen, welche sich unter einander Gelehrte nennen, und doch auf diesen so ansehnlichen Titel gar keinen Anspruch weiter haben, als diesen, daß sie keine Handwerksleute sind. Bisher hat man immer geglaubt, daß diese Leute dem Lande, wo nicht zur Last, doch wenigstens unnütze wären. Ich aber bin dieser Meynung niemals gewesen; denn ich habe nachgerechnet, daß allein in - - die Accise jährlich neunhundert bis tausend Gulden, nur von Papier, Federn, und Dintenpulver gewinnt, welche daselbst consumiret werden.

Deſtomehr freue ich mich, da ich eine Gelegenheit habe, dieſen ſogenannten Gelehrten ein Mittel an die Hand zu geben, wodurch ſie ſich von allem Vorwurfe befreyen, und der Welt zeigen können, wie nützlich ſie einem Lande ſind. Wenigſtens zur Contribution ſind ſie vortrefflich zu gebrauchen: Ein Beweis, daß in der Welt nichts ſo ſchlecht und geringe ſey, es ſey wenigſtens zu etwas gut!

Ich will ihrentwegen einen Vorſchlag thun, und ich müßte mich ſehr irren, wenn ſie nicht alle mit dem offnen Beutel in der Hand gelaufen kommen ſollten, um ihre Schatzung zu entrichten.

Von den Gelehrten, die ſich **Dichter**, die aber Vernünftige nur Schmierer, und, wenn ſie recht glimpflich urtheilen, Gratulanten nennen, will ich anfangen, da ſie ſelbſt gemeiniglich von ſich und ihren Schriften zuerſt anfangen. Denn nach derjenigen Rangordnung, welche dieſe Herren auf dem Parnaſſe eingeführt haben, kommen ſie unmittelbar nach den Halbgöttern. Ja, man hat die Anmerkung gemacht: Je ſchlechter ein Poet iſt, deſto höher iſt auch der Rang, deſſen er ſich über andre anmaßt. Um mich bey dieſen verewigenden Reimern einzuſchmeicheln, ſollen ſie unter meinen Gelehrten die erſten ſeyn, die ich in das Schatzungsregiſter bringe.

Diejenigen Dichter, welchen die Kritik dieſen Titel zugeſteht, mag ich nicht einmal ſchätzen; es

würde sich die Mühe nicht verlohnen. Legte ich auch einen jeden mit zwanzig Gulden an, so würden doch kaum zweyhundert Gulden heraus kommen. Was will das sagen? Und auch diese Wenige würden zu furchtsam seyn, es zu gestehen, daß sie wirklich gute Poeten sind. Denn das ist immer der Fehler von guten Dichtern, daß sie es am wenigsten glauben, und bey dem verdienten Lobe, das ihnen andre geben, noch immer schüchtern bleiben, und es eher für eine Schmeicheley, als für ein verdientes Lob halten. Diese Wenigen mögen frey bleiben, da ich sie ohnedem nach meinem ersten Entwurfe nicht füglich zu meiner Gedankensteuer ziehen kann, als welche den Contribuenten ein Recht geben soll, sich das zu dünken, was sie nicht sind; und da Dichter von dieser Gattung immer, wie gesagt, weniger von sich denken, als sie zu denken wohl befugt wären.

Es giebt noch tausend andre, welche diesen Mangel reichlich ersetzen, und welche von sich selbst so viel unverdiente gute Einbildung haben, daß sie die Erlaubniß dazu nicht theuer genug lösen können.

Keiner von ihnen soll künftig das Recht haben, sich des Titels eines unsterblichen Dichters anzumaßen, wenn er nicht seinen Lorber mit 5 Gulden löst.

Die Anzahl dieser Dichter hat sich im vorigen Jahre in Ober- und Niedersachsen, auf sechs tausend fünf hundert und sechs und achzig Stück be-

laufen, worunter diejenigen nicht einmal gerechnet ſind, welche dann und wann noch ein leidliches Gedicht machen. Dieſes trägt richtig gerechnet, in einem Jahre - - 32930 fl.

Wer dieſe 5 fl. erlegt hat, und bey den Kunſtrichtern gehörige Qvittung vorzeigt, dem ſoll niemand den Titel eines göttlichen Poeten abſprechen, bey Strafe von 20 Goldgülden Rheiniſch.

Wer von ihnen die Gewalt haben will, andre mit Vorleſung ſeiner Gedichte zu qvälen; der muß dieſe Gewalt mit Geld erkaufen. Es iſt billig, daß die Angſt, welche einzelne Perſonen dabey ausſtehen, dem ganzen Lande zu gute komme. Umſonſt wenigſtens können ſie nicht verlangen, daß man ihnen zuhöre. Für das erſte Vorleſen zahlen ſie 2 Stüver; für das zweyte 4 Stüver; und für die dritte Wiederholung 8 Stüver. Oefter dürfen ſie es nicht thun. Die Zuhörer würden es in die Länge nicht ausſtehen können; und es iſt doch gleichwohl billig, daß man bey einer öffentlichen Anlage mit darauf ſehe, daß wegen des gemeinen Beſten einzelne Unterthanen nicht ganz ruiniret werden. Weil nun vermöge der Erfahrung alle ſchlechte Poeten ihre Schriften wenigſtens dreymal vorleſen, ſo beträgt dieſe Anlage 14 Stüver.

Und da nach dem ordentlichen Laufe der Natur, ein jeder ſchlechter Poet das Jahr über zum wenigſten dreyhundert und fünf und ſechzig elende Gedichte

Gedichte verfertigt, so kömmt eine ansehnliche Summe heraus.

Alte Poeten, die über sechzig Jahre sind, zahlen diese Taxe doppelt; denn unter allen sind sie am unerträglichsten.

Wer 30 Stüver zahlt, soll befugt seyn, die Leute auf der Gasse anzufallen, und ihnen vorzulesen.

Alle Poeten behalten die natürliche Freyheit, ihre Arbeiten, wenn sie ganz allein sind, laut zu lesen, so oft sie wollen. Sie dürfen auch darüber lachen, ohne einen Deut Contribution zu entrichten. Doch ist wohl zu merken: Wenn sie dieses thun, so müssen ihre Stuben abgelegen, und die Vorhänge fest zugezogen seyn, damit niemand von der Nachbarschaft dadurch geärgert werde.

Die Dichter, welche mit dem Weihrauche unter dem Volke herumgehen, und ihren Segen Bekannten und Unbekannten ertheilen, werden es nicht unbillig finden, daß sie auch einen Beytrag geben. Sie wünschen den Leuten beständig Gutes; nun mögen sie ihnen auch einmal Gutes thun. Ich will nicht so lieblos seyn, wie die Kunstrichter, welche diese gratulirenden Insecten lieber gar vom Parnasse vertilgen möchten, und sie mit ihren schönen Spielwerken und bunten Raritäten nicht einmal in den stillen Morästen des Parnasses ruhig qvaken lassen. Desto billiger will ich seyn, da ich überzeugt bin, daß die Natur nicht einmal den verachtetsten Wurm umsonst

ſchafft, geſchweige einen Gratulanten. Wie geſagt, ich will es billig mit ihnen machen; und ich erwarte auf meinen Geburtstag, welcher der dreyzehnte October ſeyn wird, die gereimte Dankſagung dafür.

Hier iſt meine Taxe. Und wenn ich ſelbſt ein ein Gratulant wäre, ſo könnte ich die Preiſe nicht leidlicher ſetzen.

Ein **Mäcenat**; Wer dieſen in ſeinen Verſen braucht, giebt - - - 1 Stüver.

Geprieſner Mäcenat - 2 Stüver.
Saiten, Leyer, Rohr, für jedes 1 Deut.
Ein **Haberrohr** eben ſo viel - -
Beſchwörung der Alten - 1 Schilling.
Und wer den **Achill bannt**, zahlt 2 Schillinge.
Ein Gott durch die Bank; - 1 Stüver.
aber **Apoll** geht umſonſt mit darein.

Fama, nachdem ſie ſtark oder ſchwach bläſt - - - ½ Stüver.
oder auch - - - - 1 Stüver.

Blitz, Hagel, Donner, oder andere Meteoren werden geſchätzt auf - - 1 Deut.

Iſt die Doſis gar zu ſtark, ſo zahlt der Dichter - 4 Deute - - - - -

Der **Zeiten Zahn** zu wetzen - 1 Deut. -

Liebesgötter und **Grazien** werden in dem Preiſe bezahlt, wie die Götter überhaupt.

Wenn

Wenn die Grazien wiegen müssen, kostet es - 1 Fettmännchen - - - - -

Flohr, Boy, Cypressen, wenn sie zu der Leiche eines Handwerksmanns gebraucht werden, kosten - 1 Stüver - - - - -

Sind sie aber für eine Standesperson, nur - ½ Stüver - - - - - -

Ein Wortspiel auf den Namen desjenigen, den der Gratulant besingt, kostet billig - 1 Schill. und es ist nicht zu viel; denn in der That ist das Wortspiel gemeiniglich das Hauptwerk vom Gedichte.

Nach diesen Preisen werden die übrigen Taxen gar leicht fest zu stellen seyn.

Nun mache man einmal den Ueberschlag auf folgende Art: Unter 6586. elenden Dichtern sind wenigstens 4000. Gratulanten. In einem Jahre haben die Mäcenaten in Ober- und Niedersachsen, ich will nur wenig sagen,

10000. Geburtstage,
20000. Namenstage. Hiezu kommen:
1000. Hochzeiten ungefähr,
2000. Leichen, und
3000. außerordentliche Begebenheiten, die nothwendig besungen werden müssen. In einem jeden Liede, welches der Nachwelt angestimmt wird, kommen wenigstens 30. Stücke vor, die taxmäßig

mäßig ſind. Dieſes beträgt nach einem Ueberſchlage, den ich ſehr ſorgfältig gemacht habe,

- - 105426. fl. - 1½ Stüver -

ſalvo errore calculi. Man kann mir nachrechnen, ſo wird man finden, daß die Summe richtig iſt. Unter dieſe Gedichte muß der Gedankencontributionseinnehmer pflichtmäßig atteſtiren, daß die Taxe ohne Reſte, in guten gangbaren Münzſorten, erlegt ſey; und alsdenn hat der Verfaſſer die Erlaubniß, ſich mit der Unſterblichkeit zu ſchmeicheln; kein Menſch ſoll ſich unterſtehen, ihn einen elenden Reimer zu nennen, und niemand von der Geſellſchaft ſoll, bey ſchwerer Pön, und bey Strafe, das ganze Gedicht ſiebenmal durchzuleſen, befugt ſeyn, in das geiſtvolle Carmen eher, als nach völlig aufgehobener Tafel, Confect zu wickeln.

Da die arkadiſchen Dichter ſich nur mit Klee und Milch behelfen: ſo wird ihnen das Geld ohnedem nichts nütze ſeyn, und deſto eher können ſie einen Beytrag geben. Zu Vermeidung aller Streitigkeiten, will ich auch den vornehmſten Hausrath eines Schäferdichters taxiren.

Eine beperlte Flur - - ½ Stüver -
Cryſtallene Bäche - - ½ Stüver.

Wer in eine Buche den Namen ſchneidet, giebt, nach dem Holzmandate, ein altes Schock; thut nach unſrer Münze - - 6½ Schillinge.

Eine

Eine Heerde Lämmer - - 1 Stüver.
Ein Bock - - - - - 1 Deut -
Ein Bock mit Glocken - 2 Deute -
Hylax - - - - - 4 Deute -

Käse, Milch und Butter wird um den gewöhnlichen Marktpreis bezahlt.

Kofent ist steuerfrey.
Phyllis - - - - - ½ Schilling.
Eine grausame unerbittliche Phyllis 1 Schill.

Giebt Phyllis dem Myrtill eine Ohrfeige, so zahlt der Dichter für ihre Grobheit - 2 fl.

Erhängt sich Myrtill - - 3 Schillinge.

Ein Schäferbengel, ein Lümmel, wird unter den Bauern in Arkadien gebüßt mit - 1 fl. - ; unsere gesitteten Schäferdichter können es also auch nicht wohlfeiler verlangen.

Wer sich diesen leidlichen Taxen unterwirft, dem gebe ich die Erlaubniß, zu glauben, daß sein Schäfergedicht witzig, artig und schalkhaft sey. Er soll niemals an den Virgil und Fontenelle gedenken, ohne mit der beruhigenden Zufriedenheit eines elenden Poeten über die unendlichen Vorzüge, die er vor jenen hat, beyfällig zu lächeln. Mit einem Worte: kraft dieser erlegten Gedankensteuer soll er der göttlichste Dichter in Ober- und Niedersachsen seyn, da er außerdem freylich der unsinnigste Narr in ganz Arkadien seyn würde.

Da gegenwärtige Abhandlung nur eine vorläufige Probe von dem Tarife seyn soll, welchen ich künftig wegen dieser Gedankensteuer bekannt machen will, wofern mein Vorschlag den gehofften Beyfall finden sollte; so werde ich für itzo nicht nöthig haben, die übrigen Arten der Gedichte auf eben diese Weise zu taxiren. Im Vorbeygehen will ich nur erinnern, daß **in einem Trauerspiele**

ein **O!** - - - -	2 Stüver.
ein **Ach!** - - -	2 Stüver.
ein **O!** und **Ach!** zusammen	4 Stüver.
ein **O! ihr Götter!** - -	6 Stüver.
ein **Dolchstich** - - -	1 Schilling.
und ein **jeder matte Gedanke** -	1 Deut.

kosten solle. Und wer ein gar zu elendes Trauerspiel verfertigt, wenn es auch schon nach allen Regeln des Aristoteles elend wäre, der soll es entweder in seinem eignen Kamine verbrennen; oder, wenn er doch so hartnäckig ist, es öffentlich aufführen zu lassen, so soll er dem Publico pro redimenda vexa - - - 5 fl. erlegen, die ich zu meiner Gedankensteuer nehmen, und sodann auf meine Kosten die öffentliche Kritik veranlassen will: **Daß wir nunmehr in unserm Vaterlande endlich einmal auch ein Original haben, welches wir unsern stolzen Nachbarn entgegen setzen können.**

Bey den **Lustspielen** werde ich mich schon etwas länger aufhalten müssen. Da der Verfasser

und

und die Komödianten mit den **artigen Unfläterenen** den meisten Beyfall, und das meiste Geld verdienen; so werde ich wohl auf diese die stärkste Taxe legen. Ich werde aber einen sehr sorgfältigen Unterschied zwischen den witzigen Zoten des Dichters, zwischen dem zweydeutigen Schwunge, den die Mienen, die Aussprache, und besonders die Stellung des Frauenzimmers, welche die Rolle hat, einem oft gleichgültigen Ausdrucke geben, und endlich zwischen den unflätigen Auslegungen machen, welche der Parterrepöbel (denn auch in Deutschland giebt es auf dem Parterre viel witzigen und angesehnen Pöbel) bey einer Stelle macht, die weder der Dichter unvorsichtig gedacht, noch der Komödiant leichtsinnig vorgestellt hat.

Wegen unsrer höhern Gedichte bin ich bey mir selbst noch sehr unschlüssig. Ich weis in der That noch nicht, wodurch ich am meisten verdienen werde: Ob durch das **hoch am Olympe dahin ertönende Brüllen der Donner** einiger unglücklichen Nachahmer des Hexameters; oder durch die **glänzende Sonne** und **liebliche Wonne** unsrer kriechenden Reimer. Ich will die Sache überlegen.

Weil meine patriotische Vorsorge sich auf alle Arten des Witzes erstreckt: so kann man wohl glauben, daß ich auch für diejenigen sorge, welche in den übrigen Arten der Gedichte unsterblich wer-

werden wollen, ob man gleich einem ehrlichen Manne, nicht einmal ihre Prosa, zu lesen ansinnen darf. Ich gebe ihnen mein Wort: Sie sollen in Gesellschaften alle Vorzüge eines wahren Dichters haben; aber freylich, für baares Geld, denn ohne dieses können sie unmöglich verlangen, erträglich zu seyn.

Noch ein paar Worte will ich von den **andern Arten der Scribenten** sagen, welchen ich durch meine Taxen das Recht gebe, sich unter die Gelehrten zu mengen, ob ihnen gleich die Welt, die Kunstrichter, und vielmals ihr eignes Gewissen sagen, daß sie in diese ehrwürdige Zunft nicht gehören.

Ich habe an verschiednen meiner Landsleute*) wahrgenommen, daß ihr Witz und ihr Verstand mit den reifenden Jahren auf eben die Art abnimmt, wie er in andern Gegenden Deutschlands, und wie ich vermuthe, in der ganzen Welt zunimmt. Wo das herkommen mag, weis ich nicht; daß es aber in der That so ist, lehrt mich die Erfahrung alle Messen. Ich habe weise Knaben kennen lernen, welche in ihren sechzehnten Jahre, durch verschiedne Blätter in moralischem Formate, strenge und einsehende Sittenrichter der Welt waren; und im dreyßigsten Jahre waren sie kaum noch geschickt, einen Winkelschulmeister abzugeben.

Andere

*) Daran dürfen wir unsre Leser nicht mehr erinnern, in welchem Lande Herr Anton Panßa dieses schreibt.

Andere verfochten ſchon im funfzehenten Jahre das Anſehen, und die Wahrheiten ihrer Kirche mit einer heiligen Wut, die man kaum von ihren Vätern, ſo gern auch dieſe verkätzerten, erwartete; und zum großen Unglück unſrer Kirche waren ſie in ihrem vierzigſten Jahre ſo unwiſſend, daß man ihnen kaum mit gutem Gewiſſen eine Heerde Bauern anvertrauen konnte. Ich habe einen Vetter gehabt, der in ſeinen erſten Univerſitätsjahren neue Lesarten in den Pandecten erfand, und dem Juſtinianus Schnitzer wies: Aber was nahm es für ein Ende? Sein Verſtand hatte ſich übertrieben, wie eine frühzeitige Frucht, welche welkt, wenn ſie reifen ſoll. Je älter er ward, je weniger verſtand er; und itzo iſt er in ſeinem funfzigſten Jahre Pedell in Duisburg. Mit der Poeſie iſt es eben ſo. Unſre witzigen Kinder fangen mit Heldengedichten an, und hören mit Sinngedichten auf.

Ich habe keine Hoffnung, dieſe jungen Greiſe zu beſſern, wenn ich ihnen gleich aus unwiderſprechlichen Gründen darthun wollte, daß ſie gewiß länger verſtändig ſeyn würden, wenn ſie etwas ſpäter anfiengen, witzig zu ſeyn, und daß die Behutſamkeit, ſich in der erſten Jugend nicht allzu geſchwind zu verewigen, das ſicherſte Mittel eines Schriftſtellers ſey, ſich nicht zu überleben. Alles dieſes würde ich ihnen ſagen, und würde es ihnen beweiſen; aber die guten Kinder ſind gar zu ſcharfſinnig, als

daß ſie es einſehen, und gar zu gelehrt, als daß ſie es verſtehen ſollten. Sie möchten weinen, wenn ich ihnen ihre Puppe nähme. Ich will ſie ihnen alſo laſſen, und ich will ihnen ſo gar die Freyheit laſſen, zu glauben, daß ſie erfahrne, beleſne, ſcharfſinnige, geiſtvolle, . . . was weis ich alles, was ſie ſeyn wollen? mit einem Worte; ſie ſollen die Erlaubniß haben, zu glauben, daß ſie in der That das ſind, was ſie gewiß nicht ſind. Aber, meine Kinder, umſonſt kann ich ihnen eine ſolche Thorheit nicht verſtatten. Sie müſſen mir für dieſe Erlaubniß, etwas zu meiner Gedankenſteuer beytragen. Viel will ich von ihnen nicht nehmen, weil ſie größtentheils noch unmündig, und außer dem, was ihnen ihr mildthätiger Verleger großmüthig zuwirft, noch nicht Herren über ihr Vermögen ſind: Aber gar umſonſt können ſie es auch gewiß nicht verlangen. Und wenn ihnen auch die Taxe ein wenig zu hoch vorkäme; ſo dürfen ſie ja nur bedenken, daß dergleichen Abgaben nicht lange, und nicht viel länger, als zehn Jahre dauren. Denn, wer in ſeinem zwanzigſten Jahr ein unſterblicher Autor in Quart iſt, der iſt gemeiniglich im dreyßigſten Jahre Corrector in einer Druckerey, und alſo von dieſer Auflage befreyt.

So ſoll, zum Exempel, ein moraliſcher Knabe, welcher nur vor ein paar Jahren noch am Kinderzaume lief, und itzo ſchon die Welt lehrt, wie ſie auf dem Wege der Tugend wandeln ſolle, für

für das Vergnügen, ein lehrreicher Scribent zu heißen, in meine Casse geben. . . . ½ fl. . . .

Ist er in seinen Schriften satirisch, und macht die Welt lächerlich, so giebt er doppelt so viel.

Diese beiden Sätze verstehen sich nur von dem Falle, wenn unser Autor noch so billig ist, und es bey Versuchen und Glückwünschungsschreiben auf den Geburtstag seines Herrn Vaters, oder auf den Namenstag seines Onkels, oder auf eine andre dergleichen Familienfeyer bewenden läßt. In diesen Fällen erlaube ich ihm, für diesen Preis, sich einer Arbeit und des damit verknüpften Titels anzumaßen, der sonst nur Männern gehört, welche schon seit vielen Jahren gewohnt sind, zu denken, welche die große Welt, und also mehr Leute kennen, als ihre Mütter, und ihre lieben Ammen. Wagt sich aber unser schreibender Knabe weiter, und sucht seine Stadt mit moralischen Wochenblättern heim, so muß er wöchentlich geben 4 Schill. Dieses giebt er so lange, bis er sich barbieren läßt. Damit aber auch hiebey kein Unterschleif vorgehe, und er nicht etwan, wie verschiedne Autores thun, sich nur pro Forma barbieren lasse: so soll die erste Verwüstung seines Barts, in Gegenwart eines Notarien geschehen. Bezeugt dieser ihm die erfoderliche Reife, so giebt er nur monatlich 4 Schillinge. Ich wollte es gern auf eine jährliche Ablieferung

ſetzen; ich darf es aber um deßwillen nicht wagen, weil die Kräfte eines ſo zarten Moraliſten es ſelten ein Jahr lang aushalten: Und gleichwohl mache ich mir ein Gewiſſen, dieſe Taxe, wie ich ſonſt in Anſehung der Hinfälligkeit ihres Verſtandes und Witzes wohl thun könnte, zu erhöhen, da vielleicht dieſe guten Kinder, ohne es öffentlich zu geſtehen, die billige Abſicht haben, nach dem bekannten Sprüchworte, etwas zu lernen, da ſie andre lehren.

Mit den unbärtigen Zeloten werde ich gelinder verfahren müſſen. Es iſt gefährlich, ſie in ihrem heiligen Koller aufzuhalten; ſie kratzen, und ſprudeln lauter Kätzer um ſich. Aber ich habe noch mehrere Urſachen, als dieſe, ſie zu verſchonen. Vielleicht hat es in künftigen Zeiten für ihre Kirche einen guten Nutzen: So wie ich immer gern ſehe, wenn unſre Jungen auf der Gaſſe als Soldaten ſpielen, weil ich mir Hoffnung mache, daß mit der Zeit aus dieſen Buben ſtreitbare Männer werden können. Hiezu kömmt noch dieſes, daß gemeiniglich ihre eignen Verwandten an den Verkätzerungen dieſer Unmündigen Urſache ſind. Sie führen gar oft ihre eignen Kriege durch die Feder dieſer jungen Helden. Sie freuen ſich, daß ihre Sache ſo gerecht iſt, daß ſie auch der Mund der Kinder und Säuglinge vertheidigen kann. In dergleichen Fällen alſo will ich ſie für ihre Perſon, mit einem Beytrage zu meiner Gedankenſteuer

ſteuer verſchonen: Aber ihre Aeltern, oder ihre Verwandten, oder auch ihre Lehrer, welche den Unverſtand dieſer guten Kinder misbrauchen, ſollen für ſie bezahlen. Inzwiſchen iſt es doch nöthig, zu ſorgen, daß dieſe orthodoxen Buben nicht gar zu ungezogen werden, und wie es immer geſchieht, den Wohlſtand nicht gar zu ſehr beleidigen. Wagen ſie ſich zum Exempel an einen Mann, deſſen Gelehrſamkeit, und wahre Verdienſte um alle Arten der Wiſſenſchaften die unpartheyiſche Welt erkennt, deſſen Stand und ehrwürdiges Alter die Hochachtung aller Vernünftigen verdient, und welcher weiter keinen Fehler hat, als dieſen, daß er nicht eben das glaubt, was unſer Knabe und ſeine Mutter glauben; wagt er ſich an dieſen Mann, und beobachtet nicht alle Beſcheidenheit, die geſittete Männer auch alsdann einander ſchuldig ſind, wenn ſie ſchon nicht einerley Meynung haben; redet er die Sprache des Pöbels, wenn er die Sprache des Glaubens zu reden vermeynt: ſo ſoll ihn ſein Präceptor ſtäupen, und für ieden ungeſitteten Ausdruck einen Streich geben. Und dafür erlaube ich ihm das Vergnügen, ſich einzubilden, daß er nicht wegen ſeines Muthwillens, ſondern als ein junger Märtyrer gepeitſchet werde.

Dieſe zwo Proben werden genug ſeyn, meinen Leſern einen Begriff von dem Plane zu machen, nach welchem ich junge Scribenten zu meiner

ner Gedankensteuer ziehen will. Man wird daraus wahrnehmen können, daß ich diejenigen Schriftsteller und Gelehrte gewiß nicht vergessen werde, welche ihre Jahre vernünftig gemacht haben sollten, und welche dem ohnerachtet sich von ihrer Größe, von ihrer Gelehrsamkeit, von ihren Verdiensten um die Welt, und endlich von ihrer Unsterblichkeit ganz falsche, oder doch allzu schmeichelhafte Begriffe machen. Ich habe schon oben Gelegenheit gehabt, einige Proben davon zu geben. Damit ich diesen Entwurf in ein noch deutlicheres Licht setze, so will ich ihn mit einigen Zügen vermehren.

Kommen sie näher, meine Herren! Kriechen sie einmal aus ihren gelehrten Löchern hervor! Sie sollen die Musterung passiren.

Was für ein ungeheurer Schwarm von gelehrtem Pöbel läuft hier zusammen! Was für finstre und unbekannte Gesichter erblicke ich!

Aber sie, mein Herr, mit der stolzen Autormiene, sie kenne ich gar wohl. Diese hochmüthigen Züge habe ich vor dem großen Quartanten gesehen, in welchem sie die Menschen alle Pflichten lehren wollen, die ein gesittetes und tugendhaftes Leben erfodert. Ihr stolzes Lächeln verräth die Zufriedenheit, die sie empfinden, indem sie sehen, wie genau ich von ihrem Buche unterrichtet bin. Aber, hüten sie sich wohl, daß sie nicht gar zu zeitig stolz werden. Ich habe ihren

Quar-

Qvartanten geleſen, aber zugleich habe ich auch die zehen Qvartanten geleſen, aus welchen ſie den übrigen zuſammen geplündert haben. Dieſen Raub müſſen ſie büßen. Wenn die gelehrte Welt das Recht nicht haben ſoll, ſie wegen ihres Diebſtahls vor das kritiſche Gerichte zu ziehen: ſo geben ſie mir jährlich für dieſen ſaluum conductum; 10 fl. Warum ſchütteln ſie mit dem Kopfe? Iſt es zu viel? ⁘ Sie haben Recht; aber ſie geben dieſes auch nur ſo lange, bis ihre gelehrte Schrift Maculatur wird, und ich hoffe, ſie werden dieſe Steuer kaum ein Jahr lang entrichten.

Aber, warum verkriecht ſich ihr College hinter ſie? Scheut er ſich vor meiner Taxe, oder vor ſeinem Gewiſſen? Nur heran mein Freund! Warum verbergen ſie mir ein Geſicht, daß ſich an dem Laden ihres Verlegers der Straße öffentlich zeigt? Ich kenne dieſe tartüffiſchen Züge noch wohl. Eben dieſe iſt die heuchleriſche, und traurige Miene, die der Autor hat, welcher uns das Verderbniß des menſchlichen Herzens, die verborgenſten Urſachen dieſer Verderbniß, ihre unglücklichen Folgen, ſo wohl für den ganzen Staat, als für eine jede Familie insbeſondre, die wahren Mittel, wie man dieſer allgemeinen Verderbniß ſteuren, und ſich ſelbſt vorſichtig darwider verwahren ſoll; mit einem Worte, der uns den Reiz der Tugend, und das Verabſcheuungswürdige aller laſterhaften Aus-

schweifungen auf eine so gründliche und so angenehme Art gezeigt hat, daß diese Schrift einen allgemeinen Beyfall, und die größte Hochachtung verdient, so bald man vergessen haben wird, daß der Urheber derselben sie sind . . . . Fassen sie sich! Ihre drohenden Blicke schrecken mich gar nicht. Niederträchtiger! der sie die Verderbniß des menschlichen Herzens so genau kennen, und doch vor sich selbst die Augen zudrücken! Der strenge Sittenrichter erlaubt sich die pöbelhaftesten Ausschweifungen. Er schleicht sich von der Seite einer liebenswürdigen Frau hinweg, um sich in die Arme einer unzüchtigen Person zu werfen, die er mit der ganzen Stadt gemein hat. Es kommen noch immer Augenblicke, wo ihm sein eigenes Gewissen nagende Vorwürfe macht: Er kann sich gegen diese Vorwürfe nicht verantworten; er ist aber auch zu verhärtet, als daß er sich diese zu Nutze machen sollte. Um deßwillen unterdrückt er dergleichen beunruhigende Empfindungen durch den Wein. Es vergeht fast kein Tag, wo man nicht diesen strengen Richter des menschlichen Herzens trunken nach Hause schleppt. Seine Kinder sehen dieses. Die Töchter weinen in dem Schooße der untröstlichen Mutter; aber sein Sohn erwartet schon mit Ungeduld die Jahre und die Gelegenheit, wo es ihm erlaubt seyn wird, sich auch zu berauschen. Eine solche Unordnung muß allerdings die völlige Zerrüttung seiner Wirthschaft nach sich ziehen. Er sinnt also

auf

auf Mittel, den außerordentlichen Aufwand bestreiten zu können. Er borgt, und hat schon so viel geborgt, daß ihm niemand mehr leihen will. Der unglückliche Mündel, den man seiner Vorsorge anvertraute, hat seine Ausschweifungen noch einige Jahre lang unterhalten können. Nun ist diese Qvelle auch erschöpfet, und die Zeit kömmt, da er Rechnung ablegen soll. Er zittert, wenn er an diesen schrecklichen Augenblick gedenkt: Aber durch die freundschaftliche Beyhülfe eines eben so großen Betrügers, als er ist, hat er sich mit untergeschobnen Qvittungen versehn, und sich gefaßt gemacht, einen Eid zu schwören. Ich zweifle, daß die Rache des Himmels ihn diese Zeit wird erleben lassen. Seine täglichen Ausschweifungen, und ein Gewissen, welches sich nicht ganz übertäuben läßt, verzehren die übrigen Kräfte seines Körpers. Seine unglückliche Wittwe wird er in der äußersten Armuth verlassen. Sein Sohn wird, durch das Beyspiel des Vaters gestärkt, ein würdiger Sohn seines Vaters, und, wie er, ein elender Böswicht seyn. Die betrognen Gläubiger werden sein Andenken verfluchen; und wie viel Unschuldige werden nach seinem Tode noch bungern müssen, denen er ihr Vermögen geraubt hat! ... Und sie, mein Herr, der sie dieser Böswicht sind, sie schämen sich nicht, uns ein so vortreffliches Buch von der Verderbniß des menschlichen Herzens zu schreiben, in welchem eine jede Zeile für sie ein

ſchreckliches Urtheil iſt? Ich mache mir ein Bedenken, ſie zu meiner Gedankenſteuer zu ziehen. Die ganze Geſellſchaft der andern Contribuenten, würde ſich ihrer ſchämen müſſen: Denn dieſe Steuer iſt nur für lächerliche Thoren entworfen, und nicht für Böſewichter, welche die Hand des Richters züchtigen muß. Und dieſer will ich ſie, Nichtswürdiger! überlaſſen.

Wer iſt der Unbeſcheidne, der mich ſo gewaltſam bey der Bruſt anfaßt? Bin ich an einem öffentlichen Orte, und in Gegenwart ſo vieler Perſonen nicht ſicher? Hier iſt meine Uhr, und meine Börſe; mehr habe ich nicht bey mir ⁘. Sie wollen beides nicht? alſo ſind ſie kein Straßenräuber? Aber warum packen ſie mich ſo mörderiſch an? ⁘⁘. O das hätte ich nimmermehr errathen! alſo ſind ſie ein Advocat, der dieſem unglücklichen Moraliſten, wider den Richter, und wider mich beyſtehen will? Aber warum wollen ſie mich Injuriarum belangen? Ich habe ja nichts geſagt, als was ſie ſelbſt geſtehen müſſen. Womit können ſie es verantworten, daß ſie dieſem Manne die falſchen Quittungen gefertigt, und ihn aufgemuntert haben, einen ungerechten Eid zu ſchwören? ⁘⁘⁘. In ihre Inauguraldiſputation hätten ſie dieſes mit einfließen laſſen? Und man hat ihnen den Doctorhut aufgeſetzt, an ſtatt daß man ſie an den Pranger hätte ſchließen ſollen? Ueberhaupt iſt mir es ganz unbegreiflich, was

ſie

ſie hier unter den Gelehrten wollen, und warum ſie hervor kommen, da ich die Gelehrten auffodre? : : Halten ſie dieſes etwan für eine neue Beleidigung? Es iſt nur für ſie eine neue Wahrheit. : : Beruhigen ſie ſich: Ich will ein Mittel vorſchlagen, wie wir uns verſöhnen können; aber verſprechen ſie mir auch, daß ſie mich los laſſen, und keine Klage wider mich anſtellen wollen. Wiſſen ſie was: Für einen ehrlichen Mann kann ich ſie unmöglich halten, und daran kann ihnen auch wenig liegen, da ſie ſo wenig Mühe anwenden, als ein ehrlicher Mann vor der Welt zu erſcheinen; Aber für einen gelehrten Mann will ich ſie halten, und auch andere ſollen ſie dafür halten, wenn ſie die Gebühr erlegen. Gelehrte Sprachen verſtehn ſie zwar nicht; aber deſto beſſer die Sprache der Rabuliſterey, welche die Gelehrten auch nicht verſtehn. Vernünftige Bücher haben ſie zwar niemals geleſen; aber dieſes hindert ſie nicht, zum Beweiſe einer einzigen Unwahrheit, hundert große Rechtsgelehrte anzuführen, deren Namen ſie kaum zu ſchreiben wiſſen. Dieſe gelehrte Pralerey haben ſie mit vielen großen Männern gemein. Was ihnen an Kenntniß der Bücher abgeht, das erſetzt ihre Kenntniß von alten und neuen Manuſcripten, da ſie die Geſchicklichkeit haben, alte Documente nachzumachen, und falſche Quittungen unterzuſchieben. In der Beredſamkeit haben ſie ihre Stärke. Zwar denken ſie nicht, aber deſto gründlicher ſchreyen

ſie;

ſie; und kommen ſie einmal zur Feder, ſo ſchmieren ſie, trotz unſern arbeitſamen Schriftſtellern, und werden auch ſo wenig, als ſie geleſen. Es iſt wahr, ſie ſind in ihren Ausdrücken beleidigend, grob, und pöbelmäßig; aber man thut unrecht, wenn man ihnen einen Vorwurf über eine Sache machen will, welche die Gewohnheit, und ihr Nutzen rechtfertigt. Schimpften ſie in altem und gutem Lateine, ſo würden ſie die Sprache unſrer beleſenſten Kritiker reden: Aber, da ſie nur deutſch ſchimpfen, ſo ſagt man, ſie redeten die Sprache des Pöbels. Neue Wahrheiten erfinden ſie freylich nicht; aber dafür ſind ſie auch im Stande, zu machen, daß man die alten Wahrheiten gar verliert. Die Arithmetik iſt der Grund aller mathematiſchen Wiſſenſchaften; und mich dünkt, ihre Liquidationes ſind Zeugen, daß ſie vortrefflich rechnen können. Mit einem Worte: Wenn ſie mich aus ihren juriſtiſchen Klauen laſſen, und einen jährlichen Beytrag zu meiner Gedankenſteuer erlegen wollen; ſo ſollen ſie, ungeachtet ihrer Unwiſſenheit, und ihrer Niederträchtigkeit, dennoch das Recht haben, zu glauben, daß ſie ein großer Rechtsgelehrter ſind. Aber, das wiederhole ich noch einmal: Für einen ehrlichen Mann kann ich ſie unmöglich halten. ⁂ Wie? Und damit ſind ſie noch nicht zufrieden? ⁂ Gut! ſo muß ich mir einen Mann ſuchen, der meine Sache vertheidigt.

O, mein Herr! sie kommen mir gewünscht. Das Amt, bey welchem sie als öffentlicher Lehrer beider Rechte besoldet werden, verbindet sie, sich meiner vor dem Richter anzunehmen, und mich wider diesen Zungendrescher zu vertheidigen. Legen sie dieses Buch nur auf einen Augenblick aus ihren Händen, und hören sie mein Anliegen. Dieser ungerechte Mann, welcher, wie sie selbst sehen, mich bey der Gurgel fest hält ... Ich verstehe sie nicht. Was wollen sie mit ihrer formula actionis sagen? Dieser Mann hat mich hier an einem öffentlichen Orte gewaltsam angefallen; ich will beweisen, daß er mich nicht hätte anfallen sollen: Ist das nicht deutlich genug? .... Sie lächeln, sie sehen mich und meinen Gegner mit Verachtung an, und verlassen mich? Nur auf ein Wort! Verziehn sie noch einen Augenblick: Ich weis nunmehr, wer sie sind. Ein Böswicht sind sie nicht, wie mein Gegner; aber eben so ein großer Thor. Der Misbrauch unsrer Rechtsgelehrsamkeit hat ihnen einen Ekel davor beygebracht; allein eben dadurch sind sie auf die Unbilligkeit verfallen, alles dasjenige zu verachten, was praktische Rechtsgelehrsamkeit heißt. Ihre angewohnte Gemächlichkeit, nichts zu thun, als an ihrem Pulte ruhig zu lesen, hat ihnen diesen Einfall angenehm gemacht. Der Hochmuth, und zwar ein pedantischer Hochmuth, hat sie in dem Vorhaben bestärkt, den betretnen Weg derjenigen zu verlassen, die Advocaten heißen, und einen

Weg zu wählen, der einsam ist, auf welchem sie aber auch desto besser bemerkt werden. Sie verachten alle diejenigen, welche diesen Weg nicht gehen, und sind mit sich selbst sehr zufrieden, daß sie alles dasjenige nicht wissen, was ein Rechtsgelehrter unsrer Zeit wissen muß: Aber dafür wissen sie von den Alterthümern der römischen Rechte die kleinsten Umstände, die man bey unsern Zeiten gar füglich nicht wissen kann. Es ist ein Unglück, daß sie keinen Unterschied zwischen einem Zungendrescher, und einem vernünftigen Rechtsgelehrten zu machen wissen. Dieser würden sie seyn können, ohne in den ersten Fehler zu fallen. Ein ganzes Land braucht kaum zween Gelehrte von ihrer Art: Aber niemals kann man zu viel geschickte und gewissenhafte Rechtsgelehrte haben. Daß sie in ihrer Art gelehrt, und, wenn ich so sagen darf, sehr gut sind, eine Universität aufzupuzen, das will ich ihnen noch wohl einräumen: Aber, daß sie ein Recht zu haben glauben, andre neben sich zu verachten; daß sie glauben, sie wären dem Vaterlande nüzlicher, als ein Rechtsgelehrter, der sich seiner Clienten vor Gerichte anzunehmen weis, welches sie, mein Herr, bey allen ihren Alterthümern nicht verstehn, wie ich leider erfahren muß; daß sie sich schmeicheln, von der spätesten Nachwelt mit Bewunderung gelesen zu werden, wenn sie über die wahre Lesart eines alten vergeßnen Gesetzes kritische Anmerkungen schreiben, die nicht einmal izt iemand lesen

mag;

mag; wenn sie alles dieses glauben, mein Herr, so sind sie ein Thor. Und wenn sie das Recht haben wollen, noch ferner so ein eingebildeter Thor zu seyn, so müssen sie mir in meine Gedankencasse jährlich 10. fl. steuern. ⁘⁘⁘⁘⁘ Nur fort, halten sie sich nicht auf! Ich brauche sie weiter nicht.

Soluentur risu tabulae, tu missus abibis. Und doch gefällt ihnen dieser Vers? ⁘⁘⁘⁘⁘ Nein, ich mag weiter nichts von ihnen hören. Vermuthlich wollen sie mir bey dieser Stelle ihre tiefe Kenntniß der Alterthümer sehen lassen. Ich mag nicht ein Wort weiter von ihnen wissen. Ich brauche itzo keinen Kritiker; einen geschickten Advocaten brauche ich, der sich meiner wider die Gewaltthätigkeiten dieses Mannes annimmt. Wo werde ich einen finden!

Aber hier kömmt ein Richter, und, wie ich gewiß glaube, ein billiger Richter. Gut! Der wird mich schützen. Dieser große ansehnliche Mann mit der ernsthaften Miene, der ehrwürdigen Unterkehle, und dem Domherrnbauche ist vermuthlich der Richter, den ich wünsche. Ja, mein Herr, ich kenne sie, da sie mir näher kommen. Erbarmen sie sich eines Unglückseligen! Sie sind ein Zeuge, wie gewaltsam mich dieser Verräther hält. Die öffentliche Sicherheit verlangt meine Rache. Ihre Unpartheylichkeit ⁘⁘⁘ Warum bleiben sie nicht hier? Warum wollen sie weiter gehen? Ein Vater

der Wittwen und Waisen ... Aber, mein Gott, warum eilen sie so misvergnügt von mir? Den Ruhm, den sie als ein Beschützer der unterdrückten Unschuld, als ein Vertheidiger der Verlaßnen, als ein Christ .. Gerechter Himmel! Ist denn gar kein Mittel, sie nur einen Augenblick aufzuhalten? Nehmen sie diese Börse von mir, mein Herr, und erwarten sie von meiner schuldigen Erkenntlichkeit noch ein weit mehrers..... Wie gefällig sind sie, mein Herr! Nunmehr setzen sie sich gar zu uns nieder, und noch vor einem Augenblicke hatten sie so viel Zeit nicht, mich nur im Vorbeygehen anzuhören. Dieser Mann hat mich, unter dem Vorwande, einen Betrüger zu vertheidigen, hier auf öffentlicher Straße angefallen ... Ich werde gewiß erkenntlich seyn .... Er faßte mich mit der mörderischen Grausamkeit eines Straßenräubers bey der Brust an ... Wie gefällt ihnen meine Uhr? Ich warte ihnen damit auf ... Alle glimpfliche Vorstellungen, die ich ihm that, waren vergebens ... Unter uns; eine Garnitur Spitzen für die Frau Liebste ... Ich führte diesem Verräther zu Gemüthe .. Ereifern sie sich nicht mein Herr, sie erzürnen sich zu heftig! So lassen sie den Elenden wirklich ins Gefängniß führen, ohne ihn zu hören? Wie gerecht sind sie! Und wie überzeugend muß mein Vortrag gewesen seyn, da sie meinen Gegner verdammen, ohne ihm Zeit zu lassen, sich zu verantworten! Ich will gewiß halten, was ich versprochen

sprochen habe; ja ich will noch mehr thun. Ohne einen Kreuzer zu meiner Gedankensteuer geben zu dürfen, sollen sie, ein ganzes Jahr über, das Recht haben zu glauben, daß sie wirklich ein Mann von Einsicht, ein unpartheyischer Richter, ein Vertheidiger der Verlaßnen, ein Retter der unterdrückten Unschuld sind. Diese Zeit über soll es keinem Menschen erlaubt seyn, ihnen die verdrießlichen Wahrheiten zu sagen, daß sie ein ungeschickter, ein unwissender Mann sind; daß sie auf die gerechte Sache der Nothleidenden eher nicht Acht haben, als bis ihr niederträchtiger Geiz durch Geschenke aufgemuntert wird; daß sie ihre große Unerfahrenheit unter einer viel bedeutenden Miene zu verstecken, und ihre natürliche Dummheit durch ein vornehmes Stillschweigen zu verbergen wissen; daß sie kaum Thürsteher seyn würden, wenn sie nicht die Untreue ihrer gefälligen Frau aus dem Pöbel, für den sie geboren waren, hervorgezogen, und auf den Richterstuhl gepflanzt hätte. Nicht einen einzigen von diesen Vorwürfen soll man ihnen, binnen diesem Jahre machen. Ja, damit sie sehen sollen, wie wichtig der Dienst ist, den sie mir itzo geleistet haben, so sollen sie auf ihre ganze Lebenszeit das Recht haben, alle Zueignungsschriften ihrer demüthighoffenden Clienten für Wahrheiten anzunehmen. Ich erlaube ihnen, bey Lesung dieser Zueignungsschriften zu glauben, daß sie ein gelehrter Mann, daß sie der Mund

der Weisheit sind, und daß Ulpianus kaum verdiente, der Famulus von Ihro Hochweisheiten zu seyn.

Dem Himmel sey Dank, aus dieser Noth wäre ich! Wie habe ich mich geängstiget! Ich bin außer mir. Kaum bin ich noch im Stande, mich auf den Füßen zu erhalten.

Wer sind sie, mein Herr? Was wollen sie mit meiner Hand machen? Ist das ein neuer Angriff?

O nun merke ich es wohl an ihrer horchenden Miene; mein Puls ist es, den sie suchen. Gut, Herr Arzt, sie kommen mir gleich zu rechter Zeit. Hier haben sie meine Hand. Fühlen sie einmal, recht aufmerksam fühlen sie; können sie wohl aus dem Schlage des Pulses errathen, über wen ich mich am meisten ereifert habe; ob über den Moralisten, oder die Advocaten, oder den Richter? ⁂ Und diese Frage nehmen sie so ungütig auf? Der Vorwurf, den sie mir machen, ist ungerecht. Ich bin nichts weniger, als ein Verächter der Arzneykunst; Ich kenne ihren Werth gar wohl. Aber eben so wohl kenne ich auch den Unwerth der Pfuscher, welche nichts verstehen; welche, wie sie, um den Puls fingern, eine Menge unnützer Arzeneyen zum Besten der Apotheker, ohne Verstand verschreiben, und, wenn endlich der Patient daran erstickt ist, die Belohnung für den kunstmäßigen Mord von den

Erben

Erben fodern wollen. Ich sage eben nicht, daß ich sie, mein Herr, für einen solchen Marktschreyer halte; aber das werden sie mir doch erlauben, zu sagen, daß sie die Miene eines solchen Charlatans eher haben, als die Miene eines erfahrnen Leibarztes. ⁘ ⁘ ⁘ Im Ernste? und sie sind wirklich ein Leibarzt? und durch den Ruhm ihrer Schriften sind sie das geworden? Wer hätte sich dieses sollen träumen lassen! Aber, mein Herr, unter uns gesprochen: Machen sie sich denn gar kein Gewissen, ein Leibarzt zu seyn, und sich einen Gelehrten zu nennen? Ich habe nur einige Augenblicke mit ihnen gesprochen, und doch habe ich auch in diesen wenigen Minuten Gelegenheit genug gehabt, mich zu überzeugen, daß sie beides nicht sind. Gestehn sie mir es aufrichtig: Wir sind hier ganz allein, und es hört uns keine Seele! ⁘ ⁘ ⁘ ⁘ ⁘ Nun das war in der That aufrichtig! Also ist es nur die Thorheit der Kranken, und die Unwissenheit ihrer Leser, welche sie zum Boerhave macht? Ich will ihre Treuherzigkeit nicht misbrauchen; die Welt mag auf ihre eigne Gefahr glauben, was sie will. Und, mein Herr, wenn sie mich nicht tödten wollen, so will ich ihnen einen wichtigen Dienst leisten. Sie sollen das Recht erlangen, selbst im Ernste zu glauben, daß sie wirklich geschickt und gelehrt sind, und kein Mensch soll das Recht haben, sie in dieser Einbildung zu stören, wofern sie einen Beytrag zu meiner Gedankensteuer geben. Er-

legen sie für jeden Kranken, den sie Kraft ihrer Kunst erwürgen; 1 fl. Und für jeden Paragraph ihrer Schriften, den man nicht lesen mag, 1 Stüver: so ertheile ich ihnen Macht und Gewalt, ohne Widerspruch ein berühmter Arzt, und ein gelehrter Scribent zu heißen. Leben sie wohl!

Er geht fort. Dieser war doch ein bescheidner Arzt, der seine Schwäche erkannte. Ob es wohl noch viele so bescheidne Aerzte im westphälischen Kreise geben mag? Das wird gewiß einen ansehnlichen Beytrag ausmachen, wenn er mir für jede Leiche 1 fl. giebt. Und wenn ich auch ein Jahr über, nur hundert solche Märtyrer seiner Kunst ⁘

Wer lacht hinter mir? ⁘ Spotten sie über mich, mein Herr, oder was ist ihnen sonst an meiner Berechnung lächerlich? Mich dünkt, es ist so gar bescheiden nicht, einem Fremden, den man nicht kennt, ins Gesicht zu lachen ⁘ Also lachen sie nicht über mich, sondern über diesen Arzt? und woher kennen sie ihn? ⁘ Der Unglückliche! Wie sehr dauert er mich nunmehr! Und bey allen diesen bittern Bosheiten glauben sie doch, mein Herr, noch ein Recht zu haben, sich einen Satirenschreiber zu nennen? Hätten sie ihm das Leben genommen; so würden sie barmherziger gewesen seyn, als da sie ihn um seinen guten Namen, und zugleich, da er durch sie einmal lächerlich geworden, um weitre

Beför-

Beförderung, und den gröſsten Theil ſeines Glücks gebracht haben. Er iſt vielleicht ſo gar gelehrt nicht, ich habe es auch vermuthen können: Aber er hat auch, nach ſeinem eignen Geſtändniſſe, nicht in Willens gehabt, eine Hauptrolle in der gelehrten Welt zu ſpielen. Ich will es ihnen glauben, daſs ſeine Schriften fehlerhaft, und ſehr elend geweſen ſind: Aber er kann ungelehrt und elend ſchreiben, und dennoch in ſeiner Art ein ehrlicher und ein nützlicher Mann ſeyn. Da er weiter nichts verlangte, als an dem kleinen Hofe bekannt zu ſeyn, wo er ſein Glück ſuchte; was war ihre Abſicht, als ſie ihn vor der ganzen gelehrten Welt durch ihren unglücklichen Witz lächerlich machten? Wollen ſie ſo aufrichtig ſeyn, zu geſtehen, daſs ſie ihn nur um deſswillen niedergetreten haben, weil ſie befürchteten, er möchte durch ſeine Beförderung ihr Glück oder das Glück ihrer Freunde hindern? Wollten ſie etwan zeigen, wie gelehrt ſie ſelbſt wären, da ſie die Unwiſſenheit dieſes Mannes lächerlich machten? Wie unrühmlich iſt ihr Sieg über einen ſolchen Ignoranten? ... Alſo war keine von dieſen die Urſache ihres feindſeligen Angriffs? Deſto ſtrafbarer ſind ſie, da ſie mit kaltem Geblüte einen Mann ſo lieblos würgen konnten, der ihnen gleichgültig ſeyn muſste. ... Aber warum ruhten ſie wenigſtens nicht nunmehr, da ſie ſahen, daſs er dem ungeachtet auf gewiſſe Maaſse ſein Glück gemacht hatte? Iſt es nicht wahr, nun arbeitete ihr Hochmuth an

ſeinem Untergange? Ihre Abſicht war geweſen, dieſen Mann ſo verächtlich zu machen, daß ein jeder ſich des Umgangs mit ihm ſchämen ſollte; und doch gab ihm der Fürſt ein kleines Amt, und einen Rang. Das war ihrem Ehrgeize empfindlich. Die Welt würde an der Stärke ihres Witzes gezweifelt haben; dieſer würde der Welt nicht länger ſo fürchterlich geweſen ſeyn. Es war alſo nöthig, noch einen Angriff zu wagen. Sie verdoppelten ihren Witz und ihre Bosheit. Und konnte denn dieſes nicht anders geſchehen, als wenn ſie die Welt an den Stand und an die Thorheiten ſeines verſtorbenen Vaters erinnerten? Die Fehler des Vaters ſollten alſo noch den unſchuldigen Sohn niederdrücken? Ihre Wut ... fallen ſie mir nicht in die Rede! ihre Wut gieng ſo weit, daß ſie ihm auch ſeine zufriedne Ehe vergällten. Was waren ihre grauſamen Abſichten, da ſie die Aufführung ſeiner Frau der Stadt zum Geſpötte machten? Vielleicht war ſie mehr unvorſichtig, als ſtrafbar; vielleicht erdichtete ihr tückiſcher Witz Laſter, wo er nur Fehler fand. Aber dieſe Unglückſelige war die Frau ihres Feindes; eines Feindes, der ſie niemals beleidigt hatte. Sie ſtörten ihn alſo in dem Vergnügen ſeines Eheſtandes. Er mußte ſich einer Frau ſchämen, die er geliebt hatte, von der er keine Untreue vermuthen konnte, die vielleicht die redlichſte Frau geweſen war: Aber dennoch mußte er ſich ihrer ſchämen, weil ihn die ganze Stadt

wegen

wegen seiner Frau verspottete. Ueberlegen sie nun einmal, mein Herr, was waren die schrecklichen Folgen ihres unmenschlichen Witzes? Sie scheinen noch darüber zu frohlecken, da sie unverschämt genug sind, mir alles mit einer so heitern, und zufriednen Miene zu erzählen. Sie haben gemacht, daß dieser Mann mit dem ersten Schritte, den er in die Welt that, um sein Glück zu machen, unsrer gelehrten Welt verächtlich wurde. Sie haben ihn an dem Fortgange seines Glücks gehindert. Er würde bey seinem Fleiße vielleicht ein geschickter Arzt geworden seyn: Aber man trug Bedenken, sich einem Manne anzuvertrauen, dessen Name schon lächerlich war. Gleichwohl nöthigten ihn seine Umstände, von dieser Profession zu leben: Er ward also ein Quacksalber, durch dessen Hände so viele Unschuldige ihr Leben verlieren. Fällt es ihnen niemals ein, daß sie durch ihren wütenden Witz die erste Ursache aller dieser Mordthaten sind? Ich habe nicht Ursache zu zweifeln, daß seine Frau tugendhaft, und, wenn ich viel einräumen soll, nur nicht vorsichtig genug gewesen ist: Wenigstens waren sie der erste, der ihre Aufführung der Stadt verdächtig machte. Dadurch verlor sie ihren guten Namen ohne Rettung. ... Gut, ich will es zugeben, daß sie in den folgenden Jahren sich der größten Ausschweifungen auch öffentlich nicht geschämt hat: Aber wer war sonst Schuld daran, als sie? Die Verzweiflung hat diese Unglückliche

laſterhaft gemacht. Ihr guter Name war nun ſchon einmal auf ewig verloren. Sie gab ſich vielleicht eine Zeitlang Mühe, durch ihre eingeſchränkte Aufführung die Stadt eines Beſſern zu überreden: Aber ſie, Grauſamer, ließen ſie nicht aufkommen. Je vorſichtiger ſie lebte, deſto verdächtiger wußten ſie ihre Vorſicht zu machen. Wie ſtandhaft muß eine Frauensperſon ſeyn, welche dennoch tugendhaft bleibt, wenn ſie auch ſieht, daß es ganz vergebens iſt, die Welt von ihrer Tugend zu überzeugen! Sie ſehen hier den kläglichen Beweis davon. Sie ſtürzte ſich aus Verzweiflung in den Abgrund, aus welchem ſie hernach nicht wieder in die Höhe kommen konnte. Aller ihrer Verbrechen haben ſie, eben ſie, mein Herr, haben ſich aller dieſer ſchändlichen Ausſchweifungen theilhaftig gemacht. Die Völlerey des Mannes iſt auch eine betrübte Folge von ihrer Feindſeligkeit. Er wollte ſich der nagenden Gedanken von ſeiner Schande, und ſeiner unglücklichen Ehe entſchlagen: War ein Mann von ſeiner Erziehung nicht zu entſchuldigen, daß er dieſes durch die Völlerey that? Noch eins, mein Herr, und zwar etwas, welches mir das Schrecklichſte zu ſeyn ſcheinet: Zittern ſie nicht, wenn ſie an die unglücklichen Kinder dieſer Ehe gedenken? Wer iſt Urſache, denken ſie einmal ernſthaft nach, wer iſt die wahre Urſache ihres Verderbens? Niemand, als derjenige, der den Vater unglücklich, und die Mutter laſterhaft gemacht

hat.

hat. * * Und bey dem allen können sie mich noch so ruhig ansehen; noch immer so zufrieden mit ihren Handlungen seyn? Wären sie wohl strafenswürdiger gewesen, wenn sie diesem Elenden gleich anfangs den Dolch in die Brust gestoßen hätten? Wenigstens würde er auf diese Art, aller der Schande und allem Jammer entgangen seyn, worein er durch ihre Pasqville gestürzt worden ist. * * * Ja, allerdings, durch ihre Pasquille. Sie schämen sich des Namens eines Pasqvillanten; und schämen sich doch nicht, ihn zu verdienen? Nun sind sie doppelt strafenswürdig, da sie ihre Unverschämtheit so weit treiben, daß sie ihre ehrenrührigen Schriften Satiren nennen. Entheiligen sie, Niederträchtiger, einen Namen nicht, welcher so einen wichtigen Theil unsrer Sittenlehre ausmacht, und dessen niemand würdig seyn kann, als wer ein Verehrer der Religion, ein Freund der Tugend, und ein Mensch ist! Durch ihren Misbrauch machen sie der Welt die Satire verdächtig. Man zittert vor der Satire, weil man sie nicht kennt, und weil man vor dem Pasqvillanten zittert. Die rächenden Gesetze * * * Nein, mein Herr, ich kenne nun ihre spottende Miene. Ich weis es gar wohl, daß sie das nicht im Ernste von mir bitten: Aber, einer so anständigen Strafe sind sie auch nicht werth. Die jährliche Gedankensteuer von 100 Gulden, die sie mir anbieten, damit sie die Erlaubniß von mir lösen mögen, zu glauben, daß

ihre Pasqville Satiren sind, daß ihre Wut Scherz, ihr würgender Unsinn gesalzner Witz, und ihr menschenfeindlicher Haß Liebe zur Wahrheit sey; dieser Vorschlag ist ein neuer Beweis ihrer verstockten Unbilligkeit. Ich überlasse sie der Züchtigung der Gesetze, und, wenn sie verwegen genug sind, auch diese zu trotzen, so überlasse ich sie der Empfindung ihres eignen Gewissens, welches Zeit genug ihr unerbittlichster Richter seyn wird. Aber das Einige will ich sie noch bitten: Halten sie diejenigen nicht für ihre Freunde, welche über ihren Witz lachen, oder ihnen gar Lobeserhebungen darüber machen. Man schmeichelt ihnen, wie man einem wütenden Hunde schmeichelt, daß er uns nicht zerreissen soll. So bald sie nicht mehr im Stande seyn werden, zu schaden; so bald werden sie sehen, wer ihre Freunde waren, und daß sie die ganze Welt verflucht. ‚‚‚ Wie, rasen sie! Nein, mein Herr, alle diese wilden Drohungen schrecken mich nicht! Ich weis ein Mittel, mich zu vertheidigen. Nunmehr kennt sie die Welt zu genau, als daß mir diese Drohungen fürchterlich seyn sollten. Habet foenum in cornu! ‚ ‚‚

Was geht denn sie dieses Sprüchwort an mein Herr? Wer sind sie? und wer hat ihnen das Recht gegeben, mich mit geballter Faust zu überfallen? Ich sehe sie in diesem Augenblicke zum ersten male, und sie wollen glauben, ich habe

bē sie beleidigt? Kann man denn nicht von einem Ochsen reden, der Heu zwischen den Hörnern hat, ohne daß sie dadurch beleidigt werden? Und dennoch drohen sie mir in der Stellung eines Mannes, der den Verstand in der Faust hat? Halten sie an sich, oder ich werde um Hülfe rufen! Zum wenigsten sagen sie mir nur ihren Namen; und aus welchem Dorfe sind sie? ... O! mein Herr, ich bitte um Vergebung; das hätte ich mir nimmermehr träumen lassen. Also sind sie ein deutscher Kunstrichter? Und dieser handfeste Schwarm, der mir aufgehabnen Fäusten, und blökenden Zähnen ihnen beyzustehen droht; Wer sind denn diese? ... Auch Kunstrichter! So errette mich der Himmel! Gnade, meine Herren! Ich will gern keine Gedankensteuer von ihnen fodern: Nur lassen sie mich in Ruhe.

Wie unvorsichtig habe ich gehandelt, daß ich die Gelehrten aus ihren Löchern hervorgebannt habe! O! meine Herren, gehen sie zurück; Ich bitte sie innständigst, gehen sie alle wieder zurück in ihre Studierstuben. Die Messe ist vor der Thüre; die Pressen warten auf ihre gelehrten Schriften; bringen sie die Nachwelt nicht um das Vergnügen, ihre Werke zu bewundern; eilen sie der Unsterblichkeit mit starken Schritten entgegen; nicht einen Augenblick dürfen sie versäumen.

Sie

Sie kehren ſich um; ſie verlaſſen mich; ſie eilen fort; ſie fliegen nach ihren gelehrten Winkeln zurück! Glückliche Nachwelt, die du von dieſem ſchreibenden Pöbel nichts erfahren wirſt! Und glücklich bin auch ich, der ich mich auf eine ſo gute Art von ihnen habe loswickeln können!

Da ich mich zu weiter nichts anheiſchig gemacht, als nur eine Probe von meinem Gedankenſteuertarife zu geben; ſo werde ich nunmehro, wie ich glaube, dieſes Verſprechen zur Genüge erfüllt haben. Man kann aus dieſem Entwurfe die Abſicht und die Einrichtung des Ganzen wahrnehmen. Ich hoffe, die billige Welt wird mich hierinnen unterſtützen, da ich hiebey ohne den geringſten Eigennutz handle; da man ſieht, wie viel Thoren durch dieſe Gedankenſteuer gebeſſert, oder, wenn dieſes zu bewerkſtelligen auch nicht möglich wäre, wie es in der That ſchwer iſt, wie viel Nutzen zum wenigſten die Welt aus ihren Thorheiten ziehen; und wie viel andre Thoren, die aus Hunger unvernünftig geweſen ſind, durch dieſe Gedankenſteuer vernünftig gemacht werden können.

Es wird überflüßig ſeyn, daß ich mich weiter dabey aufhalte: Damit ich aber doch die Vortheile meines Projects in ein deſto deutlicheres Licht ſetze, ſo will ich eine Geſellſchaft beſchreiben, in der ich mich vor etlichen Monaten

ten befand. Ich will zu einem jeden Charakter die Taxe setzen: Daraus wird man sehen, was für erstaunliche Summen in ganz Deutschland zusammen kommen müssen, wenn meine Gedankensteuer allgemein werden sollte, da schon von der kleinen Gesellschaft, in der ich war, der Beytrag so ansehnlich ausfällt.

Ich fuhr mit dem Marktschiffe von Frankfurt nach Maynz. Da ich gewohnt bin, in unbekannten Gesellschaften sehr wenig zu reden, und sehr gern viel zu hören; so setzte ich mich in einen einsamen Winkel, wo ich die meisten der Gesellschaft übersehen und hören konnte.

Ein Kaufmann, der mit Weinen handelte, war der erste, der meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Er trat eben in das Schiff, als sich ein erschreckliches Gelächter unter den Schiffern, und einigen von der Gesellschaft erhob. Ich fragte eine Frau, die nicht weit von mir saß, nach der Ursache davon, welche mir antwortete: „Der Herr hätte einen kleinen Spaß gemacht. „Es werde was zu lachen setzen, da dieser Herr „bey uns wäre: er scheine auf guter Laune zu „seyn, und wenn er einmal anfange zu spaßen, „so müsse man vor Lachen bersten.„ Ich erschrak sehr über diese Nachricht, welche leider mehr als zu gegründet war. Der Kaufmann, welcher sich außer seiner Lebhaftigkeit, auch dießmal witzig gestossen haben mochte, trat bey dem Mastbaume in die Höhe, und überschüttete uns

uns mit ſeinen unglücklichen Scherzen. Wortſpiele, ſchmuzige Zweydeutigkeiten, uud andere Beluſtigungen des Pöbels waren der Innhalt ſeiner Erzählungen, welche immer mit einem beyfälligen Gelächter aufgenommen wurden. Ich merkte gar deutlich, daß er nur aus Ehrgeiz ein Narr war; denn wenn das Volk über ſeine Scherze nicht lachte, ſo ward er beſchämt, und verdoppelte ſeinen Unſinn, um den Zuhörern den Zweifel an ſeinem Witze zu benehmen. Dieſer Mann wird mir ein Anſehnliches in meine Caſſe bringen!

Für das Vergnügen zu glauben, daß er ein witziger Kopf ſey, ſoll er geben. 2 fl. . .

Wenn er ſich einbilden will, daß man ihn bewundert, und nicht für das, was er eigentlich iſt, für einen Stocknarren hält; ſo kann er weniger nicht geben, als. 1 fl.

Für eine jede Unfläterey, die er ſagt, um die Aufmerkſamkeit der Zuhörer zu ermuntern, zahlt er 1 Stüver. Ich habe auf dieſer Reiſe, dreyßig Zoten von Wichtigkeit gehört; dieſe thun zuſammen 30 Stüver.

Alle Wortſpiele, wenn ſie nur albern ſind, hat er frey; fallen ſie aber ins Grobe und Ungezogne, ſo zahlt er dafür halb ſo viel, als für eine Zote.

Lacht

Lacht er zuerſt über ſeine Einfälle, wie er immer zuerſt lachte, ſo giebt er 1 Albus. Und weil ſich dieſes nicht ſo genau nachrechnen ließ, ſo rechne ich ihm für dieſe Freyheit ein für allemal an 1½ fl.

Hebt er einen aus der Geſellſchaft heraus, ihn zu beleidigen, oder, wie er es nennt, ihn zu tummeln, ſo giebt er 4 Schillinge; es wäre denn, daß ihm dieſer mit ein paar Ohrfeigen antwortete: auf ſolchen Fall iſt er ſteuerfrey. Ich habe fünfe von der Geſellſchaft gezählt, mit denen er ſich auf dieſe Art luſtig machte, und dieſes beträgt. 3½ fl. Er war damals ſo vorſichtig, ſich an niemanden zu wagen, von dem er eine reelle Antwort beſorgen konnte.

Ich habe an ihm wahrgenommen: So oft es mit ſeinem Witze gar nicht mehr fort wollte, und auch nicht einmal die Schiffer mehr darüber lachten; ſo oft brachte er unvermuthet eine Anſpielung auf eine Stelle der Bibel, oder einen verdrehten Spruch hervor. Es hatte allemal ſeine gehoffte Wirkung; und der Pöbel, vor dem er ausſtund, wollte faſt raſend vor Lachen werden, ſo oft er nach ſeiner Sprache zu reden, dergleichen Schwänke machte. Ich wollte wohl wünſchen, daß ihn die Obrigkeit für dergleichen leichtſinnigen Muthwillen an den Kirchenpranger ſtellen möchte: Weil aber dieſes nicht geſchehen wird, und nicht füglich eingeführt werden kann, ohne die anſehnlichſten Geſellſchaften

um

um ihre witzigſten Köpfe zu bringen; ſo will ich auf dieſen pöbelhaften Witz eine deſto höhere Steuer legen. Ein ſolcher unanſtändiger Scherz wird mit ½ fl. bezahlt. Ich rechne ihm nach, daß er ſich fünfmal damit geholfen hat; das thäte alſo 2½ fl.

Auf dieſe Art hätte ich von dieſem einzigen Manne, in den wenigen Stunden, über 11 fl. bekommen. Nun rechne man ſelber nach, was dieſes wohl in Deutſchland auf ein ganzes Jahr betragen werde. Denn das glaube man ja nicht, daß nur allein auf meinem Schiffe ein Original von dieſer Art ſich befunden habe: Faſt in allen Geſellſchaften der Handwerksleute, der Kaufleute, der Soldaten, giebt es dergleichen Originale; In Geſellſchaften der Gelehrten, und in Antichambern herrſchen ſolche witzige Köpfe; Ja ſo gar, wenn nur zwanzig ehrwürdige Herren Confratres auf Kirchmeſſen zuſammen kommen, ſo getraue ich mir, wo nicht eher, doch nach Tiſche, wenigſtens einen unter ihnen zu finden, der es meinem Kaufmanne in der Art zu ſcherzen, und witzig zu ſeyn, gleich thun ſoll, wo er ihn nicht gar übertrifft.

Die Komödie dieſes Harlekins ward unvermuthet durch ein andächtiges Zwiſchenſpiel unterbrochen.

Eine bejahrte Frau fieng an, einen Pſalm zu ſingen. Ich war mit dieſer unzeitigen An-

Andacht sehr unzufrieden; Denn ich befürchtete von dem Leichtsinne der meisten in der Gesellschaft, sie würden eine neue Gelegenheit daher nehmen, über die Religion zu spotten: Allein wider Vermuthen ward eine große Stille auf dem Schiffe, obwohl diese Heilige niemanden fand, als zwo Weiber, und einen jungen Menschen, die mit einstimmten.

Der Psalm kam zu Ende, und sie sperrte schon das Maul auf, einen neuen anzufangen, als ein alter Officier von den fränkischen Kreistruppen zu ihr sagte: „Aber, Mutter, wie lange ist es „denn, daß du so fromm bist?„ Die Gesellschaft, welche das Singen schon lange überdrüßig war, empfieng diesen Einfall mit freudigem Geblöke; die Frau hingegen verstummete. Der Officier machte sich den Beyfall der Zuschauer zu Nutze, und nachdem er etliche Millionen Teufel geschworen hatte, so sagte er: „Es trifft doch im„mer ein: Junge Huren, alte Betschwestern.„ Er erinnerte sie an vielerley Sachen, daran sie vermuthlich nicht gern erinnert seyn wollte; Aber am allerempfindlichsten war ihr dieser Vorwurf, daß sie bey zunehmenden Jahren eine Gesellschaft von jungen Mädchen unterhalte, um von deren Schönheit zu leben, da ihre eigne Schönheit, wie er sagte, zum Teufel gegangen wäre. Ich freute mich über die Angst, welche dieser beschämten Betschwester auf dem Gesichte saß. Sie sahe sich verwirrt in der Gesellschaft um, ohne im

Stande zu seyn, dem Officier etwas anders zu antworten, als dieses, daß sie ihn einen alten Lügner, einen alten Hund, und dergleichen nannte, welches ihr böses Gewissen noch mehr verrieth. Dieser blieb auch ganz gelassen bey diesen Schimpfwörtern, und begegnete ihr mit nichts, als der immer wiederholten Antwort: „Aber Gott „straf mich, Mutter; Was willst du viel läugnen? „Rechne einmal nach, wie viel du allein von mir „verdient hast!„ Hier verdoppelte sich das elende Lachen der Gesellschaft. Der Officier nahm diesen Beyfall für eine Auffoderung an, die Streiche zu erzählen, die er gespielt hatte; Und wäre von allen auch nur die Hälfte gegründet gewesen, so war doch diese schon hinreichend, ihn vor den Augen der Gesitteten zum ungesittetsten Manne zu machen.

Ich hoffe, an diesen beiden Contribuenten ein paar einträgliche Kunden zu bekommen.

Die Frau will mit ihrer lärmenden Andacht die Schande ihrer ehmaligen Lebensart verbergen. Sie mag von der Abscheulichkeit ihrer Aufführung überzeugt seyn: Allein sie hat entweder nicht Muth genug, oder sie ist schon gar zu boshaft, sich von derselben loszureissen. Ihre Jahre verhindern sie, selbst lasterhaft zu seyn; sie ist es nun durch andre, und verdoppelt so gar dadurch ihre strafwürdigen Laster, daß sie andre Mädchen verführt, und vielleicht unschuldige Personen in

den

den Abgrund stürzt, aus dem sie sich nicht zu retten weis. Sie schämte sich vor sich selbst. Denn auch die Lasterhaftesten haben gewisse Augenblicke, in denen sie vor sich erschrecken. Sie war, ihrer Frechheit unerachtet, ganz verwirrt, da man ihr ihre Ausschweifungen zu eben der Zeit vorwarf, als sie sich den Namen einer frommen und erbaren Frau ersingen wollte. Sie fühlte den Werth der Tugend; Sie wollte tugendhaft scheinen: Aber sie war der Laster gewohnt, und hielt die Belohnungen der Tugend für zu ungewiß, als daß sie den gegenwärtigen Vortheil hätte aufgeben sollen, den sie von ihrer und anderer Ausschweifung zog. Alles dieses machte sie zur Heuchlerinn. Da sie mir gleich gegen über saß, so hatte ich Gelegenheit, sie, während ihres Singens, sehr genau zu bemerken. Weil sie zur Unzeit heilig seyn wollte: so war mir, gleich mit dem ersten Augenblicke, ihre Andacht verdächtig. Ich spähete alle Züge ihres Gesichtes aus. Sie spielte die Rolle einer Betschwester vortrefflich. Sie hieng ihren grauen Kopf bußfertig nach der linken Schulter; sie preßte die Seufzer mit einem heiligen Ungestüme aus der verstockten Brust hervor; sie drehte die Augen mit einer quakerischen Entzückung gegen den Himmel, einen Ort, der ihnen ganz fremde war; und zu einer andern Zeit übersahe sie mit einem ehrgeizigen Blicke die Gesichter der Gesellschaft, und suchte den Beyfall, welchen sie wohl nicht fand, und den sie doch durch ein heuchlerisches

Ringen ihrer beſudelten Hände zu erzwingen ſuchte. Die ehrerbietige Stille der Geſellſchaft nahm ſie auf ihre Rechnung. Vermuthlich hatte ſie die Abſicht, durch einen neuen Pſalm noch einen Anfall auf unſre Hochachtung zu thun: Man kann alſo wohl urtheilen, wie empfindlich es ihr ſeyn mußte, da ſie durch die Frechheit des Officiers ſo unerwartet in ihren ſtolzen Abſichten gehindert, und ſo ſehr gedemüthigt ward.

Aus dieſer Abſchilderung werden meine Leſer ziemlich im Stande ſeyn, zu errathen, wie die Taxe für dieſe Betſchweſter eingerichtet werden ſoll.

Für das heuchleriſche Kopfhängen ſoll ſie geben - - - ½ fl.

Ein Seufzer koſtet 1 Schilling. Sie kann dieſes gar wohl zahlen, da ſie in ihrer Jugend durch verbuhlte Seufzer das meiſte Geld verdienet hat. Sie ſeufzete achtmal unter dem Pſalme, das thut - - - 1½ fl.

Das Verdrehen der Augen bezahlt ſie mit 1 Stüver. Es war mir nicht möglich zu zählen, wie oft ſie dieſes that; ich will ihr alſo nur überhaupt - 1 fl. - abfodern.

Das Ringen der Hände muß ſie wenigſtens mit - ½ Stüver verbüßen, da es Urſache war, daß ſie während ihrer Andacht ſehr ungeberdig

herdig that. Sie soll wegen dieses Satzes einmal für allemal geben - - ½ fl.

So oft sie uns für so einfältig hielt, zu glauben, daß wir ihre Gottesfurcht bewunderten, so oft hat sie 1 Schilling verwirkt. Sie glaubte es wohl, so lange der Psalm währte; ich will ihr aber doch die Zahlung nicht mehr, als einfach, abfodern.

Da sie ohne Zweifel durch ihre übertriebene Andacht sich den Namen einer frommen Matrone auch in der Absicht erheucheln wollte, um künftig bey ihren Ausschweifungen desto sicherer zu seyn; so strafe ich sie um - ½ fl.

Sie sollte wohl nicht umsonst so unbescheiden gegen den Officier gewesen seyn, und ein jedes Schimpfwort verdiente wenigstens eine Pön von 1 Stüver. Allein zu geschweigen, daß der Officier selbst nicht bescheiden gegen sie verfuhr, und eben nicht so empfindlich darüber zu seyn schien; so will ich ihr die Strafe auch um deßwillen erlassen, weil sie in der größten Verwirrung sich befand, und diese pöbelhafte Art, sich zu vertheidigen, die deutlichste Sprache eines bösen Gewissens war.

Also bekäme ich von dieser Betschwester zu meiner Gedankensteuer überhaupt 4 fl. und noch etwas drüber; und dieses binnen einer Zeit von

zehen Minuten. Was werden nicht unſre Betſchweſtern im ganzen Lande, binnen einem Jahre, erlegen müſſen!

Der Officier war gleich das Widerſpiel von dieſer Heuchlerinn und dennoch eben ſo lächerlich, und eben ſo ſtrafbar. Aus Ehrgeiz wollte jene fromm ſeyn; und dieſer war leichtſinnig aus Ehrgeiz. Er warf ihr vor, daß ſie der Jugend Gelegenheit gegeben hätte, auszuſchweifen, und um deßwillen gab er ihr die ſchändlichſten Beynamen: Gleichwohl hielt er es nicht für ſchändlich, zu geſtehen, daß er für ſein baares Geld an dieſen Ausſchweifungen Theil genommen habe. Er beleidigte die übrige Geſellſchaft beſonders dadurch, daß er uns für ſo ungeſittet hielt, zu glauben, wir würden ihn wegen ſeiner vormaligen Aufführung bewundern. Sein Alter machte dieſe Thorheit noch ſtrafbarer. Wie viel ſollen wir einem jungen Officier zu gute halten, wenn ein alter Mann, den die Sünde verlaſſen hat, ſich ſo unanſtändig aufführt? Es iſt ein Unglück, daß junge Helden ſehr oft ſo unrichtige Begriffe vom Muthe, von einer männlichen Freyheit, und von dem Wohlſtande ihres Amtes haben: Aber deſto gefährlicher iſt ihnen das Exempel eines alten Officiers, welcher Kenntniß der Welt, Erfahrung, Tapferkeit, und vielleicht viele Tugenden, aber keine Sitten hat. Es koſtet ihnen die wenigſte Mühe, es ihm in dieſer letzten Eigenſchaft gleich zu thun; aber ſie vergeſſen, daß dieſes

ſes ein Fehler iſt, den man ihm wegen ſeiner übrigen Tugenden zu gute hält, und mit ſeiner ſchlechten Erziehung entſchuldigt. In Anſehung dieſes Umſtandes will ich auch mit unſerm Officier billig verfahren. Er ſoll für alle Thorheiten, die er auf der Reiſe begieng, mehr nicht, als das halbe Tractament von einem Monate bezahlen. Es wird ungefähr 7½ Gulden betragen. Ich ſchenke ihm noch alſo alle Flüche, die er that, und die er ſehr häuffig that, ohne es zu wiſſen, weil er ſie ſchon als Muſketier gewohnt geweſen war.

Binnen der Zeit, da der Officier ſeine witzigen Grobheiten gegen die alte Betſchweſter vorbrachte, merkte ich, daß man mich etlichemal beym Aermel zupfte. Ich war zu aufmerkſam, als daß ich mir die Zeit hätte nehmen ſollen, mich umzuwenden: Endlich faßte man mich bey der Hand, und ich ſahe mich um. Es war ein junger Menſch, den ich noch für einen Schüler hielt, der aber, wie ich bald darauf aus ſeinen Reden vernahm, ein junger Richter, und ein Mitglied einer gar anſehnlichen Geſellſchaft zu - - war. „Was halten ſie, mein Herr, von dieſer iniuria verbali?„ Und ohne mir Zeit zu laſſen, ihm zu ſagen, was ich davon hielte, fuhr er mit der praktiſchen Geſchwätzigkeit eines jungen Richters alſo fort; „Ich möchte der Advocat von dieſer Frau ſeyn. Zwar, wegen der Unkoſten, ſieht „es auf beiden Seiten mißlich aus: O! da muß

„wohl Rath werden. Fiat executio! Ich habe „den casum etlichemal in terminis gehabt = = „Warum sehn sie mir so steif ins Gesicht? Ich „habe drey Jahr in Franecker, und ein Jahr in „Rinteln studirt, und ohne Ruhm zu melden = = „aber ich will weiter nichts sagen. So bald ich „nach Hause kam, heirathete ich die Tochter eines „bey uns angesehenen Mannes, welcher mir seine „Stelle abtrat. Es geht schon in den fünften „Monat, daß ich Beysitzer in diesem Gerichte bin. „Sie können nicht glauben, mein Herr, was für „Ignoranz unter den alten Graubärten, meinen „Herren Collegen, herrscht. Gar keine Principia, „nicht die geringsten! Lauter Schlendrian! Aber „ich sage ihnen auch meine Meynung deutsch her„aus. Es macht mir allerdings sehr viel Ver„druß; aber ich kann mir nicht helfen. Meine „Schuld ist es gar nicht, daß diese alten Männer „so unwissend sind: Doch können sie auch mir „es nicht übel nehmen, daß ich, ohne mich zu rüh„men, gelehrter und einsehender bin. Es ist wahr, „so oft ich eine Meynung vorbringe, so oft wider„sprechen sie mir alle; aber dafür lasse ich ihnen „auch niemals Recht. Was meynen sie wohl: „Ich will ihnen einmal einen Casum proponi„ren.„ Hier ward mir angst, und ich sann auf ein Mittel, mich von Ihro Hochweisheit loszumachen. Ich fand es bald = = „Geben sie einmal „Achtung, mein Herr, der Casus ist sonderbar! „Aber eins muß ich vorher erinnern. Sie wis„sen den **Huber** = = =„ O! mein Herr, sagte

ſagte ich, den kenne ich recht wohl; was macht der ehrliche Mann? Ich habe ihm noch in voriger Meſſe abgekauft = = „Wem? fragte er „mich mit weit aufgeſperrten Augen; dem Hu„ber? Der Mann iſt ja lange todt. Er war ein „großer Rechtsgelehrter in Franecker!„ So bitte ich um Vergebung, mein Herr; ich glaubte, ſie meynten den Kaufmann in Frankfurt, von dem ich meine Haarſiebe nehme. Der gute Richter ſahe mich vom neuen mit Erſtaunen an. „Sind ſie denn kein Gelehrter, mein Herr?„ O! nein, mein Herr, antwortete ich ganz demüthig, und ſchüchtern; ich bin ein ehrlicher Schneider aus Sachſenhauſen = = = Das war ein Donnerſchlag für meinen weiſen Richter, welcher vermuthlich in Willens gehabt haben mochte, mir noch viele juriſtiſche Weisheit vorzupredigen. Nun ſah er mich mit der Verachtung an, mit welcher Gelehrte ſeiner Art auf Handwerksleute herabſehen: und nachdem ſein Hochmuth es mich genug hatte empfinden laſſen, daß er ein Richter, und ich, wie er glaubte, nur ein armer Schneider war, ſo ſprach er endlich mit einer trotzigen Miene: „Aber, mein „Freund, das hätte er gleich ſagen können, daß er „ein Schneider iſt; ich würde mir nicht haben „einfallen laſſen, mit ihm von gelehrten Sachen, „und ſo vertraut, zu reden!„ Ich beugte mich tief, und freute mich, daß ich Gelegenheit gehabt hatte, einen neuen Narren kennen zu lernen, und zwar einen ſo ergiebigen Narren, den ich auf vielerley Art bey meiner Gedankenſteuer nutzen kann.

Die Verwegenheit, die er gehabt, das wichtige Amt eines Richters in denen Jahren zu übernehmen, in welchen er noch billig, mit dem Buche unter dem Arme, in die Schule hätte gehen ſollen; die dreiſte Geſchwätzigkeit, mit ſeiner wenigen und unvollkommenen Wiſſenſchaft alle Geſellſchaften zu übertäuben; die Begierde, über alle Vorfälle ſeine entſcheidenden Gedanken zu ſagen; die Empfindlichkeit, die er äußerte, wenn man an ſeiner Weisheit und Unfehlbarkeit zweifeln wollte: Alle dieſe Thorheiten werden mir ein anſehnliches Stück Geld einbringen; denn ihm wird es unmöglich ſeyn, ſich ſolche abzugewöhnen, und mir ſoll er ſie theuer genug bezahlen.

Aber am allerſtärkſten ſoll er die thörichte Unverſchämtheit büßen, die er hat, ſeinen erfahrnen, und einſehenden Collegen ſo muthwillig zu widerſprechen, und ſie gegen andre, die es von ihm nicht einmal zu wiſſen verlangen, für Männer ohne Einſicht, und für eigenſinnige Ignoranten auszuſchreyen. Dieſen jungen Stolz werde ich um ſo viel mehr exemplariſch ſtrafen, da er ſo viele ſchädliche Folgen hat, und, nicht allein bey uns, ſondern, wie ich erfahre, auch in Sachſen und in andern Ländern unter denen ſo allgemein iſt, welchen man aus guter Abſicht, einen leeren Platz in der Verſammlung der Richter und Räthe gönnt, um das zu hören, was ſie auf Univerſitäten unmöglich hören konnten, und aus der Erfahrung ihrer einſehenden Collegen diejenige Geſchicklichkeit

lichkeit zu erwerben, die man von ihrer flüchtigen und unerfahrnen Jugend nicht verlangte. Aber gemeiniglich verstehen diese wohlweisen Knaben die Absicht der Lehrern ganz unrecht. Sie strotzen von dem Ueberflusse einer übelverdauten Schulweisheit. Sie sehen ihre Collegen für Zuhörer, und ihren Stuhl für die Katheder an, auf welcher sie gewohnt gewesen sind, einige aufgegebne Sätze gegen Mitschüler hartnäckig zu vertheidigen. Sie vergessen, daß sie nur die Anfangsgründe der Rechtsgelehrsamkeit erlernet haben, welche allererst die Erfahrung brauchbar machen muß. Es ist sehr zu besorgen, daß ihnen diese eitlen Vorurtheile eine beständige Hinderung bleiben müssen, sich durch eine bescheidne Lehrbegierde zu geschicken, und dem Vaterlande nützlichen Männern zu machen, da sie das Unglück haben, zu glauben, daß sie es bereits sind. Man hat zwar Exempel, daß ein junger Richter, der in den ersten zwey Jahren voll von seiner neuen Weisheit, braust, im dritten Jahre zu verstummen anfängt, weil er seine Unwissenheit fühlt: Allein diese Exempel sind so gar häufig nicht, daß ich wegen der schädlichen Folgen ihrer unreifen Gelehrsamkeit und pedantischen Eigenliebe außer Sorgen seyn sollte. Ich werde mir also künftig, bey völliger Einrichtung meiner Gedankensteuer Mühe geben, sie in Contribution zu setzen, daß sie es fühlen. Für meinen Reisegefährten aber hatte ich ungefähr diesen Ansatz gemacht.

Für

Für die Begierde, die ihn juckte, mir zu sagen, daß er ein Richter sey, bezahlt er 4 fl. =

Er ward empfindlich, daß ich ihm so steif ins Gesicht sah, weil er glaubte, ich zweifelte an seiner Einsicht, und an seinen Verdiensten. Er hatte Recht; aber weil er seinen Stolz dabey verrieth, so giebt er = = 1 fl.

Dafür, daß er glaubt, er sey wegen seiner Verdienste zu diesem Amte gewählt worden, da er doch nur durch die Frau in diese Stelle eingedrungen ist, soll er erlegen = = ½ fl.

Fünf Monate hält er für zureichend, auf seine Erfahrung zu trotzen. Es verräth dieses seine erstaunende Unwissenheit. Für jeden Monat zahlt er einen Gulden, und fährt damit so lange fort, bis er klüger wird.

Für einen jeden Vorwurf, den er seinen erfahrnen Collegen macht, büßt er 1 Schilling.

Ein casus in terminis kostet 1 Schilling.

Die Narrheit soll er vor diesesmal umsonst begangen haben, daß er mich so trotzig verachtete, als ich ihn beredete, ich sey ein Schneider. Es konnte ihm freylich nicht anders, als höchst empfindlich seyn, da er so große Anstalten machte, mit seiner juristischen Weisheit zu paradiren, und den demüthigen Beyfall eines Mannes zu verdienen, von dem er erfahren mußte, daß er nur ein unwürdiger Handwerksmann sey.

Nach

Nach dieſen Sätzen und einem genauen Ueberſchlage, den ich gemacht, hätte ich alſo von ihm binnen einer Zeit von fünf Minuten verdient 7 fl.

Durch dergleichen Betrachtungen ſuchte ich mir die Unannehmlichkeit der Reiſe und der ſchlechten Geſellſchaft zu erleichtern. Inzwiſchen waren wir in die Gegend gekommen, wo ich wegen meiner Geſchäffte ans Land ſteigen mußte. In der That verließ ich das Schiff ſehr ungern, da ich unter dem Haufen bereits einige Originale bemerkt hatte, die ich wohl etwas genauer hätte kennen mögen.

Unter vielen andern fiel mir ein junger Menſch am meiſten in die Augen, welcher nur zwo Stellen von mir in einem dunkeln Winkel ſaß, den Hut tief ins Geſicht gedrückt hatte, immer mit ſich ſelbſt ſprach, bisweilen die Augen gen Himmel richtete, manchmal mit den Füßen ſtampfte, und anders nicht die misvergnügte Mine ablegte, als wenn er durch ein bittres Lächeln ſeine Unzufriedenheit ausdrücken wollte. Einige Tage darauf erfuhr ich, daß er der Sohn eines bemittelten Kaufmanns ſey, daß er bey einem ganz geſunden Körper, bey reichem Ueberfluſſe, bey aller Bequemlichkeit, die das menſchliche Leben wünſchen kann, und, was das Lächerlichſte iſt, bey einem wirklich vergnügten Herzen dennoch die Thorheit begehe, ſich krank, milzſüchtig, und mit der ganzen Welt unzufrieden zu ſtellen, und alles dieſes nur in der Abſicht, um in Geſellſchaften bemerkt zu werden. Er hat dieſe

Rolle

Rolle in London gelernt, wo er ſich etliche Monate aufgehalten: Aber er iſt eine eben ſo unglückliche Copie von einem ſchwermüthigen Engelländer, wie viele unſrer abgeſchmackten Landesleute närriſche Copien eines lebhaften, und gaukelnden Franzoſen ſind, welchen ſie ſich bey ihrem kurzen Aufenthalte in Paris zum Originale gewählt haben. Dieſe hüpfen und pfeifen, wenn ſie am meiſten Urſache haben, ernſthaft, oder traurig zu ſeyn: Und jener wird gemeiniglich zu der Zeit, wo er am wenigſten Urſache hat, misvergnügt zu ſeyn, und wo er es auch in der That am wenigſten iſt, dennoch am meiſten vom Erhängen und Erſchießen reden. Noch zur Zeit bin ich ungewiß, wer von beiden der gröſte Narr iſt: Aber, ohne es weiter zu unterſuchen, will ich mir beider Thorheit zu Nutze machen.

Vor mir ſaßen zween Kaufleute, welche, wie ich aus ihrem eifrigen Geſpräche abnehmen konnte, ſehr unzufrieden mit ihrer Obrigkeit waren. Sie eiferten heftig wider einige erhöhte Auflagen; ſie ſeufzeten über den Verfall der Nahrung, über theure Zeiten, über Mangel des Silbergeldes, und über die groſe Verſchwendung: Denn, in ihrer Jugend ward ganz anders gewirthſchaftet, und da konnte man doch einen Thaler Geld zurück legen.

Ich werde ſie bey meiner Gedankenſteuer gewiß nicht vergeſſen. Sie überlegen nicht, daß die Obrigkeit beſſer, als ſie, einſehen muß, was zum

Beſten

Beſten des Staats erfodert wird. Gemeiniglich eifert niemand ſo ſehr, als der Kaufmann, über die erhöhten Auflagen, und er bedenkt nicht, daß man die Handlung vornehmlich um deßwillen in Aufnahme zu bringen ſucht, damit der Staat Bürger habe, welche von ihrem Ueberfluſſe dasjenige abgeben können, was zu Beſchützung des Landes, und zu Erhaltung der innerlichen Sicherheit unentbehrlich iſt. Die Seufzer über den Verfall der Nahrung ſind oft ungegründet, und gemeiniglich nur eine Folge ihres Geizes, und des Neides über die beßre Nahrung andrer Häuſer. Ueber den Mangel des guten Geldes können ſie nicht klagen, ohne zugleich ihren eigennützigen Wucher zu verdammen, der an dieſem Mangel die meiſte Schuld hat. Eben ſo ungerecht ſind ihre Klagen über die Verſchwendung. In der That würde es ſehr ſchlecht um die Handlung ausſehen, wenn die Welt anfienge, ſparſam zu ſeyn, und ſich nur mit dem Nothdürftigen zu behelfen. Leute von dergleichen ungegründeten Vorurtheilen glauben immer, die meiſte Einſicht in Sachen zu haben, die den Staat und die Handlung angehen. Dieſe Thorheit giebt mir das Recht, ſie zu meiner Gedankenſteuer zu ziehen, wenn ſie noch länger die Erlaubniß haben wollen, ſo patriotiſch zu murren.

Beym Eingange des Verdecks ſaß ein junger Menſch, welcher, wie ich aus ſeiner Kleidung vermuthen konnte, ſich dem geiſtlichen Stande gewidmet hatte. Gleich ſein Eintritt in das Schiff

fiel

fiel mir in die Augen, weil er mehr gekrochen, als gegangen kam. Er ſetzte ſich ganz ſchüchtern auf den erſten Platz, den er ledig fand, und ſchien die ganze Geſellſchaft wegen ſeiner Gegenwart um Vergebung zu bitten. Nur ſelten ſchlug er die Augen auf; die übrige Zeit ſaß er ſo ängſtlich und gebückt, wie ein Schüler, der ſich vor den Streichen ſeines erzürnten Lehrers fürchtet. Eine Tugend, die zu ſehr in die Augen fällt, iſt mir allemal verdächtig geweſen: Um deßwillen war es mir auch dieſe allzugroße Beſcheidenheit. Deſtomehr gab ich auf ihn Acht. Ich fieng an, mich ſeinetwegen zu beruhigen, da ich die Unzufriedenheit merkte, die er über den abgeſchmackten Witz des Weinhändlers äußerte. Beym Geſange der Betſchweſter war er die einzige Mannsperſon, die mit einſtimmte; dieſes vergab ich ſeinem Stande. Er ſchien bey den Vorwürfen, die der Officier dieſer Frau machte, und bey der ungeſchickten Vertheidigung der Heuchlerinn ſehr empfindlich zu ſeyn, und beide zu misbilligen: Mit einem Worte, ich fieng an, mich zu freuen, daß ich einen jungen Menſchen ſehen ſollte, deſſen Demuth, Beſcheidenheit, und gute Sitten dem Amte, für das er beſtimmt war, viel Ehre und Vortheile zu verſprechen ſchienen. Bey der Unterredung mit dem jungen Richter hatte ich ihn aus dem Geſichte verloren; ich würde auch vielleicht nicht weiter an ihn gedacht haben, wenn ich ihn nicht beym Ausſteigen aus dem Schiffe in einem mehr entfernten Winkel mit einer unanſtändigen

digen Vertraulichkeit neben einer jungen Frauensperſon erblickt hätte, welche, wie mir der Schiffer ſagte, für eine Tochter der alten Betſchweſter ausgegeben ward. Nun kannte ich den jungen Tartüffe. Da er mich in Anſehung ſeiner verſtellten Sittſamkeit betrogen; ſo hatte ich Urſache zu fürchten, daß ſeine Beſcheidenheit und Demuth eben ſo geheuchelt wären. Ich bedauerte diejenigen im voraus, welche künftig in einer genauern Verbindung mit ihm ſtehen ſollen. So kriechend, und ſchüchtern er gegenwärtig zu ſeyn ſcheint; ſo unerträglich wird ſeine Eigenliebe, und ſein geiſtlicher Hochmuth ſeyn, welcher deſto gefährlicher iſt, da er die Ehrenbezeugungen niemals für ſich, ſondern allemal für ſein Amt fodert. Kann man wohl von ihm hoffen, daß ſeine Aufführung exemplariſch ſeyn wird? Anfänglich wird er ſich alle Ausſchweifungen verſtatten, die er genießen kann, ohne verrathen zu werden: Endlich aber wird er mit weniger Vorſicht laſterhaft ſeyn, da ihn die Gewohnheit unverſchämt und ſicher macht. Ich will dafür ſorgen, daß er nicht umſonſt hochmüthig und laſterhaft ſey. Er und ſeine ihm ähnlichen Collegen können die Erlaubniß, ehrwürdig zu heißen, nicht theuer genug bezahlen.

Auf ein Wort, nur auf ein einziges Wort, Herr Panßa, rief mir eine bekannte Stimme zu, da ich ſchon den einen Fuß aus dem Schiffe geſetzt hatte. Ich ſahe mich um, und erblickte den alten Bürgermeiſter aus meinem Städt-

chen, welcher das gewöhnliche Unglück hat, zu reimen, und dabey zu glauben, daß er ein Poet sey.

Er war sehr erfreut mich zu sehen, da er mich hier am wenigsten vermuthet hatte. „Sehen sie, Herr Panza: Monumentum aere perennius! „und wies mir einen großen Stoß gedruckter Glückwünsche auf den Geburtstag eines seiner Gönner in Maynz, wohin er izo reiste, um sie ins Geld zu setzen. Er wollte sie mir vorlesen; allein ich schützte meine Eilfertigkeit vor. Das half mir nichts; er vertrat mir wirklich den Weg, und fieng an auszupacken. „Ich kann ihnen nicht helfen, sagte er; das Carmen müssen sie anhören, wenn sie mein Freund „seyn wollen. „Ich verdoppelte meine Vorstellungen, ihm begreiflich zu machen, wie nöthig es sey, zu eilen; Der Schiffer fluchte ihm etliche Donner in den Bart, daß er das Schiff nicht aufhalten sollte; ich versuchte, ob ich mir den Weg mit einiger Gewalt frey machen könnte: Aber alles vergebens.

Gepriesner Mäcenat! Izt, da das Purpurlicht
Dort aus Aurorens Schoos . . .

So fieng er wirklich schon an zu lesen. Ich drängte ihn auf die Seite, und floh; aber unglücklicher weise gleitete ich von dem Brete ins Wasser, da ich nicht wahrgenommen hatte, daß er mich bey dem Rocke fest hielt. O! ihr Götter! rief er. Aber der Schiffer reichte mir die Hand, und ich sprang ans Ufer, ohne mich weiter umzusehen; so erschrecklich war mir der Gedanke, daß er mir mit seinem Bündel Verse nachsezzen

zen möchte. Aber er ſoll mir dieſe Angſt bezahlen: Denn da er ein Dichter ſchon bey Jahren iſt, ſo habe ich das Recht, ihn bey meiner Gedankenſteuer doppelt anzuſetzen.

Ich habe durch dieſe kurze Reiſebeſchreibung eine Gelegenheit geſucht, meinen Leſern eine Probe zu geben, wie einträglich dieſe Gedankenſteuer ſeyn wird. Wir wollen einmal annehmen:

11 fl. der Weinhändler.
4 fl. die Betſchweſter.
7½ fl. der Officier.
7 fl. der junge Richter. Die andern will ich nur in einen ungefähren Anſchlag bringen.
6 fl. der Unzufriedne. Es iſt nicht zu viel, wenn man bedenkt, wie viel Mühe er ſich giebt, lächerlich zu ſeyn.
20 fl. die beiden murrenden Kaufleute.
2 fl. der junge Tartüffe.
1 fl. der Gratulante. Der böſe Mann ſollte wohl mehr geben, da er mich mit ſeinen Verſen ins Waſſer gejagt hat: Aber er muß Weib und Kind von ſeinem Witze ernähren, und ich weis, daß ſein geprieſner Mäcenat ſehr karg iſt; darum dauert er mich.
Alles dieſes macht zuſammen : : 58½ fl.

Nun bedenke man einmal: wenn eine ſo kleine Geſellſchaft von neun Contribuenten, binnen einer Zeit von wenigen Stunden ſo viel beyſteuern ſoll; was für unſägliche Summen wird es ein Jahr über in ganz Deutſchland ausmachen? Ich bin vor Freuden ganz außer mir, daß ich ei-

nen ſo glücklichen Einfall gehabt habe, dieſe Gedankenſteuer in Vorſchlag zu bringen. Wie viel tauſend Mitbürger, für die niemand bisher geſorgt hat, werde ich künftig von der Thorheit anderer ernähren können!

Hier könnte ich ſchließen; aber ich muß noch auf einen Einwurf antworten: Iſt es wohl iemals möglich, dieſe Gedankenſteuer wirklich einzuführen, da es nicht möglich iſt, die Gedanken anderer zu wiſſen, und da die Menſchen gemeiniglich ihre Einbildungen, je lächerlicher ſie ſind, deſto ſorgfältiger zu verbergen wiſſen?

Vielleicht hätte ich gar nicht nöthig, mich auf dieſe Frage einzulaſſen. Ein Projectmacher entwirft den Plan; er macht weitläuftige Berechnungen von den großen Einkünften, welche die Caſſe davon zu erwarten hat: Mehr darf man von ihm nicht verlangen. Ob es eine Möglichkeit ſey, dieſen Plan einzuführen? das iſt ſeine Sache nicht; dafür mögen andre ſorgen: Genug, ſein Project ſteht richtig berechnet auf dem Papiere.

Aber ich bin meiner Sachen ſo gewiß, daß ich mehr antworten will, als man berechtigt iſt, mich zu fragen.

Der obige Einwurf ſchickt ſich nicht auf alle Fälle. Viele Handlungen der Menſchen brauchen gar keine Erklärung. Viele Menſchen ſind nicht im Stande, oder geben ſich doch keine

Mühe,

Mühe, ihre Gedanken zu verbergen. Was soll ich von den Werken der Schriftsteller sagen? Sie liegen am Tage, und mein Tarif soll so deutlich seyn, daß ein jeder Leser die Taxe selbst beysetzen kann. Die Strafe des vierfachen Ersatzes wird meine Contribuenten noch mehr abhalten, ihre Gedanken zu läugnen. Aber ich glaube, daß ich nicht einmal nöthig haben werde, zu strafen, da es für die Eitelkeit der Menschen so vortheilhaft ist, daß sie für eine so geringe Beysteuer sich das Recht lösen können, ungehindert, und ohne Widerspruch Thoren zu seyn, und die Welt, sie mag wollen, oder nicht, zum Beyfalle zu zwingen. Da es aber doch geschehen kann, daß es Leute giebt, welche sich verstellen, und zu Bevortheilung meiner Gedankensteuer, durch verschiedne Umwege den Beyfall der Welt zu erschleichen suchen; so habe ich schon Anstalt gemacht, diesen Contrebandierern Einhalt zu thun. Ich will nämlich Gedankenfiscale setzen. Das sind Leute, die aus den Unterredungen mit andern, so gar aus ihren Mienen, aus ihrem Gange, aus ihrer Kleidung, die innersten Bewegungen des Herzens entdekken sollen. Für einen aufmerksamen Zuschauer, und für einen Menschen, der die Welt kennt, ist dieses so schwer nicht, als vielleicht manche glauben. Und was will man dazu sagen, wenn ich beweise, es sey die angenehmste Beschäfftigung vieler Menschen, wenn sie, ob sie gleich oft sich selbst nicht kennen, dennoch die

kleinſten Handlungen, und die Gedanken andrer ſehr ſorgfältig ausſpähen, und, daß ſie ſolche entdeckt haben, mit vieler Zuverſicht behaupten? Durch eine vorſichtige Wahl der Perſonen, die ich zu Gedankenfiscalen beſtätigen will, werde ich mir die Sache noch leichter machen. Ich werde Leute darzu nehmen, welche neugierig und argwöhniſch ſind, welche in ihrem Hauſe wenig Geſchäffte, und alſo mehr Zeit haben, auf die Handlungen anderer Acht zu geben. Zwo Gattungen der Menſchen, werden mir hiezu am beſten dienen können: Frauenzimmer von einem gewiſſen Alter, die ſich in jüngern Jahren mit allen Fehlern ihres Geſchlechts bekannt gemacht haben, gegen welche ſie bey zunehmenden Jahren ganz unerbittlich ſind; und Gelehrte, welche der Welt ihre periodiſchen Betrachtungen über Staatsſachen mittheilen. Da dieſe, mit ihren ſcharf urtheilenden Blicken bis in die geheimſten Cabinette der Prinzen dringen; ſo wird es ihnen nur ein Spiel ſeyn, die Gedanken ihrer Mitbürger zu entdecken.

Aber hiebey will ich es noch nicht bewenden laſſen. Ich will über die Geſchicklichkeit, die Gedanken anderer zu erforſchen, eine Abhandlung in ſyſtematiſcher Ordnung entwerfen, und öffentlich darüber leſen.

Der Plan zu dieſer Unterweiſung, die Gedanken andrer zu errathen, oder, daß ich mich, nach der Mode unſrer Zeit, etwas kunſtmäßiger und dunkler ausdrücke, der

Plan

Plan
zu dieſer
Noematokataſkopologie
iſt ungefähr folgender:

Erſtes Buch.

Capitel I. Vom Menſchen.

Cap. II. Von den Gedanken der Menſchen überhaupt.

Cap. III. Ob es Menſchen giebt, welche gar nicht denken? Dieſes Capitel wird etwas weitläuftig, aber auch von dem größten Nuzzen ſeyn. Ich nehme mich darinnen beſonders der Frauenzimmer, welche man ſchöne Statuen nennet, verſchiedner witziger Schriftſteller, und endlich einiger unſrer tiefſinnigſten Philoſophen mitleidig an, von welchen allen man bisher in der liebloſen Meynung geſtanden, daß ſie gar nicht dächten.

Cap. IV. Warum einige ihre Gedanken ſo ſorgfältig verbergen? Ich habe hier die Anmerkung ausgeführt, daß die meiſten Menſchen ſich mehr vor andern, als vor ſich, ſchämen.

Cap. V. Daß dieſe Gewohnheit, im Verborgnen zu denken, für die Eigenliebe des Menſchen ſehr bequem, und vortheilhaft ſey.

Cap. VI. Von dem Schaden, den die menſchliche Geſellſchaft davon hat.

Der Menſch gewöhnt ſich dadurch an eine Eitelkeit, die hernach weder glimpfliche Vorſtellungen, noch bittre Demüthigung ausrotten können.

Er fängt an, andre zu verachten.

Er giebt ſich keine Mühe, die Vollkommenheiten wirklich zu erlangen, die er ſchon zu beſitzen glaubt.

Cap. VII. Wie nöthig es alſo ſey, die Menſchen in dieſen ſanften Träumen ſchmeichelhafter Eigenliebe zu ſtören.

Cap. VIII. Viele wichtige Einwürfe wider die Möglichkeit eines ſo rühmlichen Unternehmens.

Cap. IX. Der Autor geſteht aufrichtig, daß er nicht im Stande ſey, dieſe Einwürfe zu beantworten.

Cap. X. Der Autor erzählt eine merkwürdige Geſchichte, die ihn auf den Einfall gebracht hat, von den thörichten Einbildungen der Menſchen einigen Nutzen für das gemeine Weſen zu ziehen, da er es faſt unmöglich gefunden, ſie auszurotten.

Cap. XI. Ein patriotiſcher Seufzer!

Zweytes Buch;

enthält den Tarif.

Drittes Buch.

Cap. I. Von den Mitteln, die geheimen Einbildungen der Menſchen zu entdecken.

Cap. II. Von der Verrätherey der Augen überhaupt.

Cap.

Cap. III. Vom Unterſchiede zwiſchen den zärtlichen Blicken eines Frauenzimmers, welches mit Empfindung liebt, und es verbergen will; und zwiſchen den zärtlichen Blicken eines Frauenzimmers, welches nicht liebt, und nur coqvettiret.

Cap. IV. Dreyßig Folgerungen daraus für meine Gedankenſteuer.

Cap. V. Wie die Blicke eines bejahrten Frauenzimmers ausſehen müſſen, wenn man daraus ſchließen ſoll, ob ſie aus Hochmuth, oder aus Freundſchaft, oder aus Wolluſt ihr Alter vergißt.

Cap. VI. Vom frommen Liebäugeln einer alten Betſchweſter.

Cap. VII. Vom Unterſchiede ihrer Seufzer, welche ſie über das Andenken der vergangnen Zeiten, oder welche ſie über die itzige verderbte Zeit ausſtößt.

Cap. VIII. Von den verſchiednen Arten des Lächelns.

Vom abgeſchmackten Lächeln eines Stutzers.

Vom witzigen Lächeln eines Hofmannes.

Vom vornehmen Lächeln eines Pedanten.

Vom gefährlichen Lächeln eines Kunſtrichters, bey Leſung einer fremden Schrift.

Vom nichts bedeutenden Lächeln eines Mäcenaten.

Vom unerträglichen Lächeln eines Ehrgeizigen, wenn er von ſeinen Fehlern redet.

Was es bedeutet, wenn ein Wuchrer lächelt.

Von verſchiednen andern Arten des Lächelns, und was man daraus auf den Charakter der Perſon ſchließen kann.

Cap. IX.

Von den Mienen überhaupt. In dieſem Capitel wird dasjenige nachgeholt, was in den vorigen Abſchnitten nicht berühret werden können.

Von den wichtigen Mienen.

Von der zerſtreueten Miene eines Menſchen, der gar nichts zu denken, und nichts zu verrichten hat, und doch gern geſchäfftig ausſehn möchte.

Geſchichte von den drey Mienen: Oder, Beurtheilung eines Menſchen von ſchlechter Erziehung, und einem boshaften Herzen. Es iſt darinnen eine genaue Abſchilderung, wie ſeine kriechende Miene ausſahe, da er ſich durch Niederträchtigkeit in ein wichtiges Amt einzuſchleichen ſuchte; von der trotzigen, und doch unruhigen, und tükkiſchen Miene, die ſeinen Hochmuth, ſeine liebloſe Undienſtfertigkeit, und die Begierde andern zu ſchaden, verriethen, ſo lange er in dieſem Amte war; und endlich von der ängſtlichen, und ſcheuen Miene eines folternden Gewiſſens zu der Zeit, wo ihn ſeine Ungerechtigkeiten geſtürzt, und außer Stand geſetzt hatten, weiter zu ſchaden. Dieſer Abſchnitt iſt beſonders wegen der vielen hiſtoriſchen Noten erbaulich, die ich zu mehrerer Erklärung dieſer lehrreichen Geſchichte beygefüot habe.

Cap. X. Abhandlungen von den Hüten und Flohrkappen.

Ich

Ich habe die Anmerkung gemacht, daß man das menſchliche Herz aus beiden beſſer entdecken kann, als man bisher geglaubt. Ich will nur zwo Proben davon anführen:

Ein trotzig in die Augen gedrückter Hut iſt das Kennzeichen eines Feigherzigen.

Von der beſondern Art, wie die Frauensperſonen in Weſtphalen ſich ſehr ſorgfältig in die Kappen verhüllen, wenn ſie wünſchen, bemerkt, und ohne Kappe geſehen zu werden.

Nota! Dieſes Capitel iſt außer Weſtphalen nicht zu verſtehen.

Cap. XI.

Lehre von Schönpfläſterchen. Der engliſche Zuſchauer hat in ſeinen Tagen die glückliche Erfindung gemacht, wie man aus der Lage der Schönpfläſterchen entdecken könne, welche von den Frauensperſonen in London zu den Whigs, und welche zu den Torys gehörten. Dieſes hat mich auf unſer deutſches Frauenzimmer aufmerkſam gemacht, und ich glaube, das Geheimniß entdeckt zu haben, wie man aus der Lage und Menge der Schönpfläſterchen bey den meiſten ihre Gedanken und Einbildungen errathen könne. Dieſes handle ich in gegenwärtigem Capitel ab, und beſtätige einen jeden Satz durch eine Erfahrung. So habe ich zum Exempel die Geſchichte eines Frauenzimmers erzählt, welches bey einer ziemlichen Schönheit eine ſehr einfältige Miene machte. Weil ſie aber doch ehrgeizig genug war, witzig zu heißen, ſo klebte ſie einen

nen halben Mond unter das linke Auge, so gleich fanden ihre Anbeter, daß ihre feine und schalkhafte Miene sie doppelt liebenswürdig machte. Zwey Schönpflästerchen über den Augenbraunen machen ein gebieterisches Ansehen. Meine selige Frau hatte die Gewohnheit, sich auf diese Art zu putzen, so oft sie über mich misvergnügt war; und alsdenn war es Zeit, ihr auszuweichen, oder sie ließ mich es gewiß empfinden, daß sie meine Frau war. Niemals bin ich in größrer Gefahr gewesen, als da es ihr einfiel, noch das dritte Schönpflästerchen über den Mund zu legen. Ein junger Mensch aus der Nachbarschaft, der sich viel Mühe um meine Freundschaft gab, verstand diese Sprache den Augenblick: Aber ich merkte es noch bey Zeiten, und gieng alle Bedingungen ein, mich wieder mit ihr auszusöhnen, um Folgen vorzubeugen, die meiner Ehre empfindlich gewesen seyn würden. Vor dieser unglücklichen Constellation der Schönpflästerchen will ich alle Männer aufrichtig warnen. Ein Frauenzimmer, welches ein Schönpflästerchen über das linke, und das andre an den Winkel des rechten Auges klebt, ist, wie mich die Erfahrung gelehrt hat, von ihrem scharfen, und durchdringenden Verstande überzeugt. Ist sie schon verheirathet, so kann man gewiß glauben, daß sie ihren Mann übersieht; ist sie noch unverheirathet, so wird ihr Ekel so lange wählen, bis sie endlich die Verzweiflung nöthigt, sich dem ersten, dem besten Manne in die Arme zu werfen, um nicht gar ohne Mann

zu ſterben. Da ſie ihren Verſtand ſo ſehr fühlt, ſo kann man wohl glauben, daß niemand mehr, als ſie, beſchäfftigt iſt, die Handlungen andrer Menſchen zu richten. Ein Schönpfläſterchen, welches nachläſſig auf dem linken oder rechten Backen liegt, iſt gemeiniglich die Loſung, daß ein Frauenzimmer aufgeräumt genug ſey, ſich Schmeicheleyen vorſagen zu laſſen. Es kömmt alsdenn nur auf die Geſchicklichkeit der Mannsperſonen an, daß ſie dieſe guten Augenblicke ſich zu Nutze zu machen wiſſen. Ich bin noch nicht mit mir einig, was die großen Pflaſter, die man ſeit ein paar Jahren an den linken Schlaf poſtirt, für einen Gemüthscharakter anzeigen wollen. Ich habe ſie allemal für ſehr gefährlich gehalten: aber mein Medicus lacht mich aus, und bildet ſich ein, es beſſer zu verſtehen. Ich will dieſen Punct bis zur zwoten Auflage gegenwärtiger Abhandlung ausgeſetzt ſeyn laſſen. Dieſe Zeit werde ich anwenden, auf alle Frauenzimmer Achtung zu geben, welche dergleichen Pflaſter tragen. Ich will nicht eine von ihren Handlungen überſehen, und auf dieſe Art wird mich die Erfahrung lehren, was ich eigentlich von dieſen ſchwarzen Meteoren halten ſoll. Zum Schluſſe dieſes Capitels habe ich zween Fälle angeführt, welche die Schönpfläſterchen nothwendig machen, und wo man von ihnen nicht auf den Gemüthscharakter ſchließen kann. Der erſte Fall iſt bey einem Frauenzimmer, welches noch nicht verheirathet iſt, und, ihren Run-

zeln

zeln zum Troß, auf Eroberungen ausgeht. Dieſe kann gar füglich mit fünf bis zum höchſten ſechs Schönpflästerchen der ſinkenden Schönheit zu Hülfe komuen, ohne daß man berechtigt iſt, über dieſe dringende Nothwendigkeit nachtheilige Betrachtungen anzuſtellen. Der andre Fall iſt, wenn ein Frauenzimmer für gut findet, eine kleine Unreinigkeit der Haut, die vielleicht kaum gemerkt wird, durch ein ſchwarzes Fleckchen, welches deſto mehr in die Augen fällt, zu verbergen. Ich warne bey dieſer Gelegenheit meine Gedankenfiſcale, daß ſie, bey dergleichen vorkommenden Fällen, ſich ja nicht übereilen ſollen. In einer beſondern Note zeige ich, wie überflüſſig es ſeyn würde, dieſe Lehre von Schönpflästerchen auch auf die Mannsperſonen zu erſtrecken. Alles was man davon ſagen kann, kömmt auf dieſe drey Fälle an: Daß eine dergleichen Mannsperſon ſich dieſes Mittels entweder auf Ordre des Barbiers bedient, und alsdenn braucht es keine weitere Entſchuldigung; oder daß unter den Mannskleidern wirklich ein Frauenzimmer ſteckt, und alsdenn würde man die Urſache dieſer Verkleidung unterſuchen müſſen; oder wofern eine wirkliche Mannsperſon, ohne Noth, und wie man es nennt, nur zur Galanterie, ſich dieſes weiblichen Schmucks bedient, ſo kann man, ohne ihm Unrecht zu thun, alle Leute verſichern, daß er ein Geck ſey.

Cap. XII. Anmerkungen über die Unterkehle.

Cap. XIII.

Dergleichen über den Bauch. Dieſe beiden Capitel gehören zuſammen, und wird faſt alles darinnen enthalten ſeyn, was man zu wiſſen nöthig hat, um die Einbildungen eines Mannes von Geſchäfften in allen Ständen zu entdecken. Dieſes Capitel iſt eines der weitläuftigſten; aber ich habe in Willens, etliche Seiten wegzuſtreichen, wo ich von der trotzigen Unterkehle, und dem ſtrotzenden Bauche derjenigen handle, deren Amt befiehlt, Demuth zu predigen.

Cap. XIV.

Der Finger über der Naſe! Ich habe meine guten Urſachen gehabt, gegenwärtiges Capitel auf dieſe ſonderbare Art zu überſchreiben. Ich werde ſehr gern ſehen, wenn diejenigen, von denen es handelt, ſich die Mühe gar nicht nehmen, es zu leſen; Denn ich befürchte außerdem, daß ich die Hälfte unſrer gelehrten Scribenten wider mich aufbringe. Ich zeige die Wege, wodurch man ihre Selbſtliebe, und alle daraus fließende unzählige Fehler unſrer Gelehrten entdecken kann. Ich handle aber nicht allein von der tiefſinnigen Miene, die ſie machen, wenn ſie den Finger über die Naſe legen; ſondern ich beſchreibe auch zugleich alle ihre Bewegungen, ihren Gang, den äußerlichen Anzug, und dergleichen, aus welchem man die Leidenſchaft eines Gelehrten errathen kann. Ich habe ſo gar Regeln gegeben, wie man aus einer jeden Miene und Bewegung

eines

eines Gelehrten ſo gleich ſehen kann, zu welcher Art der Gelehrten er eigentlich gehöre. Es würde zu weitläuftig ſeyn, alles hier anzuführen, was ich vermöge meiner öftern Erfahrung, davon geſagt habe. Zur Probe will ich von den drey und funfzig Exempeln gegenwärtig nur etliche anführen.

Ein Mann, welcher mit einer vornehmen und viel bedeutenden Miene durch die Gaſſen geht, nur diejenigen grüßt, von welchen er glaubt, daß ſie einen Einfluß in die Regierung des Landes haben, diejenigen, die ihn grüßen, argwöhniſch, und aufmerkſam anſieht, immer den Schubſack voll Zeitungen trägt, ſeinen Freunden den guten Morgen ins Ohr ſagt; dieſer Mann iſt unfehlbar einer von den politiſchen Schriftſtellern, welche an ihrem Pulte das Gleichgewicht von Europa halten.

Man wird ſich nur ſelten betrügen, wenn man diejenigen für Sittenlehrer von Profeſſion hält, welche bey einem ſehr ſchmuzigen, und unordentlichen Anzuge in Geſellſchaften am wenigſten geſittet ſind.

Ein junger Menſch, welcher ſich in derjenigen Gegend der Stadt immer geſchäfftig ſehen läßt, wo die meiſten Buchläden ſind, iſt vermuthlich ein junger Scribent, der ſeine Kinder ſucht.

Ich habe einen Mann gekannt, welcher tiefſinnig mit dem Kopfe wider die Bäume lief; und dieſer Mann war ein großer Mathematicus.

Die

Die meiſte Mühe hat mir ein gewiſſer Autor gemacht, deſſen Gang ſo unordentlich, und abwechſelnd war, daß ich lange Zeit nicht errathen konnte, zu welcher Art der Gelehrten er eigentlich gehöre. Endlich erfuhr ich, daß er ein Poet ſey; und da ich nur einmal das wußte, ſo lernte ich ihn in kurzer Zeit ſo genau kennen, daß ich gleich beym erſten Anblicke errathen konnte, welche Arten der Gedichte er unter der Feder hatte. Schlich er traurig an den Häuſern hin, wie ein Hofmann, welcher keinen Credit mehr hat; ſo ſchrieb er Elegien. Hüpfte er faſelnd durch die Gaſſen, wie die Kinder thun, die auf Stecken reiten; ſo ſchrieb er gewiſſe Tändeleyen, die er anakreontiſche Oden nannte. Wenn er einige Zeit ſehr ernſthaft ausſah, und alsdenn mit einem male überlaut lachte, und geſchwind in ein Haus ſprang; ſo machte er Sinngedichte, die er hinter der nächſten Hausthüre in ſeine Tafel ſchrieb. Spatziert er in denjenigen Stunden durch die Gaſſen, in welchen andre Leute zu Mittag eſſen, und grüßt er alsdenn diejenigen demüthig, die er wegen ihrer reichen Weſten für Mäcenaten hält; ſo kann man gewiß glauben, daß er, aus Mangel der Nahrung, auf eine poetiſche Zueignungsſchrift denkt. Kömmt er aus dem Weinhauſe getaumelt; ſo iſt das ein richtiger Beweis, daß ihm ſein Verleger auf die Fortſetzung ſeiner Schriften einige Gulden vorgeſchoſſen hat.

Ein Mann, der die rechte Fauſt geballt hält, an dem Daumen der linken Hand mit den Zähnen

nagt, mit einer gerunzelten Stirne, und einem bittern Lachen denen, die ihm begegnen, ſtarr ins Geſicht ſieht, mit weiten Schritten keuchend durch die Gaſſen läuft; Dieſer Mann iſt ein beleidigter Kunſtrichter. Vorgeſehn!

Ein gelehrtes Frauenzimmer wird man ſo gleich aus der Dinte erkennen, die ſie immer ſorgfältig an den Finger, den rechten Backen, und die Manſchetten ſchmiert. Trägt ſie gar beſchmuzte Wäſche; ſo iſt ſie eine Poetinn, ich wette drauf!

Wegen der übrigen Exempel will ich meine Leſer auf den Plan ſelbſt verweiſen.

Cap. XV.

Von den Schnupftabaksdoſen. Ein ſehr nüzliches Capitel. Ich habe nicht vergeſſen, die gewöhnlichſten Arten, die Doſe zu ſchütteln, zu klopfen, oder Tabak anzubieten, auf eine ſehr praktiſche Art durchzugehen. Für diejenigen iſt dieſes Capitel unentbehrlich, welche die Originale der Antichambre ausforſchen wollen.

Cap. XVI.

Von der Sprache der Fächer. Dieſes Capitel iſt in ſeiner Art ſo wichtig, wie das vorige.

Ein Frauenzimmer, welches den Anputz der Geſellſchaft kritiſirt, hat ſeine beſondere Art, mit dem Fächer zu ſpielen.

Noch anders ſind die Bewegungen des Fächers, wenn ein Frauenzimmer beleidigt iſt.

Wenn ein Frauenzimmer mit einer rauſchenden Geſchwindigkeit, die Stäbe ihres Fächers, bald auf, bald wieder zuſammen blättert, und dabey

lächelnd

lächelnd auf ihre Hand, oder in den Spiegel sieht: so ist dieses vermöge der öftern Erfahrung ein Zeichen, daß sie entweder gar nichts denkt, oder, welches fast einerley ist, nur an sich denkt, oder daß sie die Stunde mit einer zärtlichen Ungeduld erwartet, in welcher sie eine Zusammenkunft mit ihrem Seladon abgeredet hat.

Wenn ein Frauenzimmer auf dem Spatziergange einem ihrer seufzenden Sclaven begegnet, und den Fächer auf die Erde fallen läßt; so muß dieser sehr neu, oder sehr einfältig seyn, wenn er sich einen so glücklichen Umstand nicht zu Nutze zu machen weis. Sind noch mehrere in der Gesellschaft, welche mit ihm zugleich seufzen, und um die Göttinn herumflattern; so ist für ihn dieser Fächer eine eben so deutliche Wahl, als das Tuch des Großsultans.

Das Frauenzimmer hat eine gewisse Art, mit dem Fächer zu schlagen. Wer die Sprache der Fächer so wohl versteht, als ich mir schmeichle, sie zu verstehn, der weis, daß ein solcher Schlag, der sich besser nachmachen, als beschreiben läßt, ungefähr so viel sagen will: „Gehn sie, mein „Herr, sie sind gefährlich! Sie sagen mir eine „schalkhafte Zweydeutigkeit, über die ich erröthen „muß, weil wir nicht allein sind. Sie werden mir „einen Gefallen thun, wenn sie ein wenig verweg„ner seyn wollen. = = = = Wer sollte so viel Beredsamkeit in dem Schlage eines Fächers suchen?

Cap. XVII.

Vom Gange. Hätte ich dieses Capitel vor funfzig Jahren geschrieben, so würde der Nutzen davon weit allgemeiner

geweſen ſeyn, als er heut zu Tage iſt, da zwey Drittheile der Menſchen nicht mehr gehen, ſondern fahren oder ſich tragen laſſen. Inzwiſchen habe ich mich doch dieſes nicht abhalten laſſen, von den Entdeckungen, die man aus dem Gange eines Menſchen machen kann, ſehr ausführlich zu handeln, da es doch noch hier und da Gelegenheit giebt, diejenigen gehen zu ſehen, welche man ordentlicher Weiſe nur ſitzen ſieht; und da es oft geſchieht, daß viele in ihrem Alter zu Fuße gehen müſſen, denen in ihrer Jugend kein Wagen ſanft genug war.

Cap. XVIII.

In dieſem Capitel werden noch alle übrige Stellungen und Bewegungen der Menſchen zuſammen genommen, aus denen man ihre Leidenſchaften entdecken kann. Es ſind deren eine gar zu große Menge; ich will alſo, ohne mich länger dabey aufzuhalten, meine Leſer auf den Plan ſelbſt verweiſen.

Etwas muß ich noch erinnern, welches ich gleich im Eingange hätte ſagen ſollen. Ich habe alle Mienen und Bewegungen, deren in vorſtehenden Capiteln gedacht worden iſt, in Kupfer ſtechen laſſen. Dieſes macht meine Abhandlung ungemein deutlich und beluſtigend. Vielleicht finden manche ihr Portrait darinnen: Aber in der That iſt es nur ein ungefährer Zufall, da ich gewiß glaube, daß unſer berühmter Art van Schevelingen, ein geſchickter Schüler des großen Hogarths, die wenigſten von ihnen kennt, und nur ſeiner Einbildung gefolgt iſt.

Cap. XIX.

In dieſem letzten Capitel werden noch verſchiedne Mittel gezeigt, wodurch man die Gedanken der Menſchen ausforſchen kann, wenn auch alle diejenigen nicht zureichend wären, von denen in vorherſtehenden Capiteln gehandelt wird. Unter dieſe Mittel rechne ich, außer dem Frauenzimmer, und dem Weine, beſonders dieſe zwey: Daß man der Eigenliebe desjenigen ſchmeichelt, deſſen Gedanken man erforſchen will; oder, welches noch ſichrer iſt, daß man ihm widerſpricht.

Der Anhang von dieſem Plane betrifft die Gedankenfiſcale ſelbſt, und die Einrichtung des Caſſenweſens.

Daſs die

Begierde, Uebels von andern zu reden,

weder vom Stolze, noch von der Bosheit des Herzens,

ſondern

von einer wahren Menſchenliebe

herrühre.

Eine Abhandlung,

welche

den von der Königlichen Academie

zu

PAU in BEARN,

aufgeſetzten Preis gewiſs erhalten wird.

1754.

An die

HERREN

der

Koeniglichen Academie

zu

Pau in Bearn.

Meine Herren,

Ich finde in der Utrechter Zeitung, daſs Sie heuer den ordentlichen Preis für eine kurze Abhandlung in Proſa beſtimmet haben, in welcher unterſuchet werden ſoll: *Ob die Begierde, von andern Uebels zu reden, eben ſowohl von dem Stolze, als von der Bosheit des Herzens herkomme?**

Ich werde Gelegenheit haben, Ihnen zu erzaehlen, wie ich bey dieſer Aufgabe durch einen ſonderbaren Zufall aufmerkſam geworden bin. Dieſer iſt die Urſache gegenwaertiger Schrift; aber zugleich auch die Urſache, warum ich bewieſen habe: *Daſs die Begierde, Uebels von andern zu reden, weder vom Stolze, noch von der Bosheit des Herzens, ſondern von einer wahren Menſchenliebe herrühre.*

In der That beweiſe ich alſo das, was Sie nicht wollen bewieſen haben. Aber ich hoffe, Sie, meine Herren, ſollen eben ſo groſsmüthig ſeyn, als es die Academie zu Dijon war. Ja ich habe

* In der Utrechter Zeitung Num. XXV. ao. 1754. L'Academie Royale des Sciences, et des beaux Arts établie a *Pau* dans le *Bearn* adjugera le Prix ordinaire de chaque année à un Ouvrage en Proſe, qui n'excédera pas une demie heure de lecture, et dont le ſujet ſera: *La médiſance, eſt-elle autant l'effet de l'orgueil, qui de la malignité?*

habe vielleicht mehr Urſache, auf den geſetzten Preis Anſpruch zu machen, als Monſieur Rouſſeau hatte, da ich eine Leidenſchaft vertheidige, die uns allen ſo natürlich iſt, und da ich einen Satz behaupte, der dem ganzen menſchlichen Geſchlechte zur Ehre gereichen muſs; an ſtatt, daſs Monſieur Rouſſeau etwas zu beweiſen ſuchte, welches alle koenigliche Academien der ſchoenen Wiſſenſchaften und freyen Künſte um ihren Credit bringen muſste, wenn die Welt ſeinen Beweis für Ernſt angenommen haette.

Aber ich glaube, daſs ich auſser dieſem noch mehrere Verdienſte habe. Sie verlangen ausdrücklich, daſs man zu Verleſung dieſer Abhandlung nicht mehr, als eine halbe Stunde, Zeit noethig habe. Ein ſchreckliches Geſetz für einen Deutſchen! und dennoch habe ich es genau beobachtet. Ich machte einen Verſuch damit, ſo bald ich fertig war; ich las es auf meinem Zimmer laut, und es war nicht voellig eine Minute über die geſetzte Zeit, als ich zum Ende kam. Sie haben vergeſſen, zu ſagen, ob man langſam, oder geſchwind leſen ſoll? Ziemlich geſchwind habe ich geleſen, das iſt wahr: ohngefähr ſo geſchwind, als ein junger Geiſtlicher ſeine Meſſe lieſt, wenn er weis, daſs eine artige Geſellſchaft mit dem Eſſen auf ihn wartet. Dieſe Selbſtverlaeugnung verdient, wie mich dünkt, noch wohl eine billige Belohnung.

Ich habe ein Recht zu verlangen, daſs Sie, meine Herren, mich ſchadlos halten, da ich

Gefahr

Gefahr laufe, bey meinen ſchreibenden Landesleuten alle Achtung zu verlieren. Diejenigen in meinem Vaterlande, die mich kennen, werden mir gewiſs vorwerfen, daſs ich meine Aeltern noch in ihrer Gruft beſchimpfe. Denn mein Groſsvater, ein orthodoxer Mann, ſchrieb Poſtillen in Quart; mein ſeliger Vater ſchrieb beynahe einen Centner geheime Nachrichten in Folio vom ſpaniſchen Succeſſionskriege; und ich, meine Herren, ich, der ich nach dem ordentlichen Laufe der Natur wenigſtens Opera omnia in Regal ſchreiben ſollte, ich, faſt ſchaeme ich mich vor mir ſelbſt, ich ſchreibe ein Werkchen in Octav, und dieſes nur in der Abſicht, mich dem Preiſe zu naehern, den Sie ausbieten.

Die Unbilligkeit will ich Ihnen nicht zutrauen, daſs Sie mir den Preis um deſswillen entziehen werden, weil ich ein Deutſcher bin. Bey uns giebt man Ihren Landesleuten die Partheylichkeit Schuld, daſs ſie behaupten, der Rhein beſtimme die unüberſteiglichen Graenzen des Witzes. Aus dem Erfolge werde ich ſehn, ob dieſer Vorwurf gegründet ſey. Ich will es nicht hoffen. Ihnen, meine Herren, traue ich die Einſicht zu, daſs Sie von der Erfindſamkeit der Deutſchen richtigere Begriffe haben werden. Deutſche waren es, die das Pulver, die America,* die die Buchdruckerkunſt, ja, wo ich mich

* Man hat ſich, bey Gelegenheit dieſer Stelle, im *Journal Etranger* und zwar im *Novembre 1754.* viel Mühe gegeben, zu beweiſen, daſs die Erfindung der neuen Welt kein

mich nicht ganz irre, ſo gar auch Acroſticha und Chronodiſticha erfanden; und mit Ihrer Erlaubniſs, meine Herren, ein Deutſcher iſt es, der die Ehre hat, die unerhoerte neue Wahrheit zu erfinden: Daſs die Begierde, von andern Uebels zu reden, nur aus einer edlen Menſchenliebe entſpringe.

Ich weis nicht, meine Herren, ob Sie in gegenwaertiger Ausarbeitung das Mühſame und Schwerfaellige wahrnehmen werden, welches Ihre witzige Schriftſteller uns Deutſchen ſo gern Schuld geben. Ich ſollte es kaum meynen. So viel kann ich ihnen bey meiner Autorparole verſichern, daſs ich zu dieſer Abhandlung, nicht voellige zwoelf Stunden noethig gehabt habe Wenigſtens hat mir mein Barbier, der ein Mann von Einſicht iſt, und den meiſten von der franzoeſiſchen Colonie den Bart putzt, die Schmeicheley geſagt: Meine Abhandlung ſey ſo leicht und flüchtig geſchrieben, daſs ſie wohl verdiene, von einem gebornen Franzoſen geſchrieben zu ſeyn.

Aber, wenn ich nun den Preis nicht erhalten ſollte? Der Gedank iſt mir ſchrecklich! Ich weis nicht, was ich thun würde. Raechen würde ich mich gewiſs. Bey den meiſten unſrer deutſchen Hoefe wollte ich Ihre ganze Academie durch

kein Werk für einen deutſchen Kopf ſey. Der Streit iſt mir gleichgültig: Ich bin ſchon zufrieden, daſs man uns die Acroſticha und Chronodiſticha nicht ſtreitig gemacht hat, zu denen doch die Ausländer vielleicht noch mehr Recht haben dürften, als wir Deutſche.

durch ſatiriſche Leberreime laecherlich machen; bey unſern Gelehrten wollte ich Sie durch Noten, Lesarten, und Anmerkungen in Verachtung bringen; aber Sie, meine Herren, erſchrekken Sie vor meiner Rache, Sie wollte ich mit dem erſten Folianten, den ich ſchreibe, heimſuchen, und Ihnen ſolchen zueignen, es müſsten denn, wie es beynahe das Anſehen gewinnen will, Ihre Gelehrte im kurzen auch Geſchmack an Folianten finden; alsdenn würde ich auf einen noch groeſſern Format, mich zu raechen, denken. Aber ich hoffe gewiſs, alle dieſe Sorge wird vergebens ſeyn.

Ich habe die Ehre, mit der demüthigſten Hochachtung eines Autors, der um den Preis buhlt, zu ſeyn

Meine Herren,

Ihr ergebener Diener.

N. S.

Den Augenblick faellt mir ein Zweifel ein, der mich auſserordentlich unruhig macht, und der alle meine groſsen Abſichten zerſtoeren kann. Vielleicht verſteht von Ihnen, meine Herren, kein Einziger deutſch? und vielleicht haben Sie auch im ganzen Bearn niemanden, der es Ihnen verdollmetſchen kann? Ich unglücklicher Autor! wie werden wir zuſammen kommen? Latein zu ſchreiben iſt in Deutſchland faſt gar nicht mehr mode,

mode, und in Frankreich iſt es ſchon lange nicht mehr mode geweſen, es zu verſtehen. Von Ihrer Sprache verſtehe ich zu wenig, als daſs ich es wagen moechte, in ſelbiger zu ſchreiben. Ich dürfte Ihnen wohl zumuthen, deutſch zu lernen, damit Sie meine Schrift leſen und verſtehen moechten; denn faſt in keinem Lande iſt ein Autor, der ſeine Schrift nicht für wichtig genug halten ſollte, den Auslaendern dergleichen anzumuthen: aber ich kenne die Herren Franzoſen ſchon. Sie glauben, daſs alle Deutſche reden, wie ihre Schweizer, und um deſswillen wollen ſie ihre Gurgel nicht dran wagen, deutſch zu lernen. Was ſoll ich thun? Denn oeconomiſch von der Sache zu urtheilen, muſs mir mehr dran liegen, daſs Sie mich verſtehen, als Ihnen dran liegen kann, meine Schrift zu leſen. Wiſſen Sie was? Damit Sie vor den gothiſchen Characteren meiner Sprache nicht erſchrecken; ſo will ich mich überwinden, die Abhandlung mit lateiniſchen Buchſtaben drucken zu laſſen. Sehn Sie, meine Herren, ich thue den erſten und wichtigſten Schritt: Es iſt billig, daſs Sie den andern thun. Lernen Sie deutſch!

Beweis:

Daſs die Begierde, Uebels von andern zu reden, weder vom Stolze, noch von der Bosheit des Herzens, ſondern von einer wahren Menſchenliebe herrühre.

Es iſt gemeiniglich eine Folge unſrer hypochondriſchen Philoſophie, wenn wir diejenigen Handlungen der Menſchen, die wir ſelbſt zu begehen nicht im Stande, oder nicht geneigt ſind, dadurch verdaechtig zu machen ſuchen, daſs wir ihre Quellen vergiften, und ihnen einen thoerichten oder laſterhaften Urſprung andichten. Wir empfinden bey dergleichen Entdeckungen der Fehler anderer Menſchen eine gewiſſe ſchmeichelhafte Beruhigung, die der Theolog ein zufriednes Gewiſſen, der Philoſoph das innere Bewuſstſeyn eigner Vollkommenheiten, und ein Unpartheyiſcher einen menſchenfeindlichen Stolz nennet.

Es würde mir leicht ſeyn, dasjenige, was ich hier behaupte, weitlaeuftiger zu beweiſen; aber ich muſs befürchten, daſs ich eben dadurch den Vorwurf, den ich andern machen will, zuerſt verdiene. Ich würde vielleicht einen ſehr gelehrten Beweis führen, daſs der Theolog aus einem frommen Stolze verdamme, und der

ſchlieſ-

ſchlieſſende Philoſoph ſeinen eignen Hochmuth demonſtrire; aber was würde ich Ihnen, meine Herren, antworten koennen, wenn Sie mich fragten, ob ich dieſen gelehrten Beweis aus Demuth führte? Ob ich nicht in dem Augenblicke, da ich andere richte, über mich ſelbſt das Urtheil ſpraeche? Ob ich nicht dadurch doppelt ſtrafbar waere, da ich eben den Fehler, den ich an andern ſo mühſam tadelte, aus Hochmuth und Eigenliebe ſelbſt begienge? Ein Vorwurf, bey dem nur ein Moraliſt nicht erroethen darf!

Ich erſuche Sie alſo, meine Herren, daſs Sie dasjenige, was ich hier geſagt habe, für nichts anders, als für eine gelehrte Aufgabe, und für eine von denen problematiſchen Wahrheiten anſehen, welche eben ſo leicht nicht ſeyn koennen, als ſie ſind. Wenigſtens wünſche ich dieſes.

Da ich mich überwunden habe, dieſe Ehrenerklaerung zu thun: ſo werde ich es wagen dürfen, oeffentlich zu geſtehen, daſs ich bey mir ſelbſt überzeugt bin, daſs alle Handlungen der Menſchen, auch diejenigen unter ihnen, die den Sittenrichtern am meiſten verdaechtig ſind, aus einer guten Quelle, und, wenn ich meinen Gegnern ja noch was einraeumen ſoll, aus guten, doch übelverſtandnen Abſichten herkommen.

Wie viel Ehre macht dieſe patriotiſche Entdeckung dem ganzen menſchlichen Geſchlechte! Wie tugendhaft werden die Menſchen, wie ſehr werden ſie wenigſtens zu entſchuldigen ſeyn!

In

In dieſem Augenblicke ſchenke ich meinen Mitbürgern eine unendliche Menge rechtſchaffner Maenner, die ſie bisher entweder für Thoren oder für Boeſewichter hielten. Die Laſter fliehen, die Welt wird tugendhaft! Die Welt, über welche der Fromme ſeufzet, und die der Weiſe verachtet; dieſe mache ich itzt dem Frommen und dem Weiſen zur beſten Welt.

Da ich gegenwaertig die Rolle eines Autors übernommen habe; ſo iſt man ſchuldig, mir einen gewiſſen Hochmuth zu verzeihen, der den Autoren, und vornehmlich jungen Autoren ſo wohl anſteht. Ich glaube, daſs ich itzt an meinem Pulte, in einer Minute, eben die Thaten ruhig verrichte, welche zu verrichten Hercules ſo viel Jahre lang den groeſsten Theil der Welt durchirren muſste. Er reinigte die Welt von Ungeheuern; die Fabel ſagt es: Iſt der Dienſt, den ich der Welt leiſte, weniger wichtig? Aber ich glaube auch, daſs man die Fabel ganz unrecht verſteht. Haette Hercules wirklich gethan, was die Poeten von ihm erzaehlen; ſo würde er mehr ein gewaltthaetiger Raeuber, oder wenigſtens mehr ein Don Qvixote des Alterthums, als ein Held geweſen ſeyn. Eine Heerde Ochſen zu plündern, und einen Stall auszumiſten; verdient dieſes, vergoettert zu werden? Die Weisheit der Fabel hat unter dieſen Erzaehlungen etwas viel wichtigers verborgen. Hercules war ein Weltweiſer, der ſeine Schüler lehrte: Daſs die Handlungen der Menſchen im Grunde tugendhaft,

und, wenigſtens durch die guten Abſichten z
entſchuldigen ſind. Dieſer Satz fand allgeme
nen Beyfall. Nun war niemand mehr laſterhaf
Vom aeuſserſten Ende Heſperiens bis an de
Ganges ſahe man nichts als menſchenfreundlich
Mitbürger, als tugendhafte Handlungen, a
Vertraulichkeit, als Nachbarn, die einande
entſchuldigten. Bittern Haſs, Verkaetzerun
gen, denn auch die Prieſter des Saturnus ver
kaetzerten ſchon, ungerechte Laeſterungen; all
dieſe Ungeheuer des menſchlichen Geſchlecht
rottete der Philoſoph aus. Dieſes waren di
vergoetterten Thaten, die Hercules, der Weis
weiſe, verrichtete, ohne vielleicht jemals au
ſeinem Vaterlande zu kommen. Das kriegeri
ſche Alterthum machte daraus einen bewaffne
ten Held, mühſame Abentheuer, Hydren, und
was das billigſte war, ihn endlich zum Gott.

So weit geht mein Ehrgeiz nicht. Die
Schriftſteller haben das alte Recht, ſich ſelbſt
zu vergoettern; aber auch dieſem Rechte
entſage ich. Ich werde mich für voellig be
lohnt halten, wenn Sie, meine Herren, mei
ner neuen Wahrheit Ihren Beyfall nicht ent
ziehen, und wenn mein geſelliges Beyſpiel
andre aufmuntert, die Handlungen ihrer Mit
bürger als billig und gerecht zu vertheidigen,
oder, wo ſie das nicht thun dürfen, ſie doch zu
entſchuldigen. Wie ſehr wird dieſes der Menſch
heit zur Ehre gereichen! Wie beneidenswerth
würde dieſe glückliche Verwandlung unſern Vor
fahren

fahren ſcheinen, wenn ſie zurück kommen, und die Vollkommenheiten ihrer tugendhaften Kinder ſehn ſollten! Sie würden keine *Geizige* mehr finden, ſondern nur Patrioten, welche mitten unter ihren geſammelten Schaetzen liebreich verhungern, um ihren Kindern, oder welches noch eine ſtaerkere Groſsmuth beweiſt, ganz Fremden, die ſie vielleicht nicht einmal kennen, Reichthümer zu hinterlaſſen, daſs ſie ſolche in Vergnügen und Ueberfluſs zerſtreuen koennen. Der Mann, den ſie einen *ungerechten Richter* hieſsen, iſt dieſes nicht mehr, ſondern ein theuer erkauftes Werkzeug der Gerechtigkeit, welche durch ihn den ſtreitenden Partheyen ihre feindſelige Thorheit koſtbar machen will, um ſie zu einem friedfertigen Betragen zu zwingen, und welche zugleich durch die ungeſchickten Ausſprüche dieſes Richters den Stolz der Geſetzgeber demüthiget, deren wohlüberlegte, und weitausſehende Vorſicht oft durch ein geringes Geſchenk vereitelt wird. Dieſe mürriſchen Alten würden keine Urſache weiter haben, die Jugend vor dem Umgange mit *Frauenzimmern* zu warnen, deren Aufführung ihnen *verdaechtig* ſchiene. Sie würden oeffentlich geſtehen müſſen, denn innerlich waren ſie es ohnedem ſchon überzeugt, daſs dieſe reizenden Geſchoepfe nichts thun, als die Natur predigen; daſs ſie nur der Jugend Gelegenheit verſchaffen, die angeborne Empfindung ihres Frühlings zu genieſsen, daſs ſie für das Vaterland ſich ſelbſt aufopfern, um die Mannsper-

ſonen von gefaehrlichern Ausſchweifungen zurückzuziehen; daſs ſie in trunkner Wolluſt ſehr geſchwind leben, da ſie wohl wiſſen, wie flüchtig dieſe Wolluſt ſey. Sollten wohl unſre Alten noch ſo hart ſeyn, unſre Alten, deren Herz immer auch zaertlich war, ſollten ſie ſo hart ſeyn, und die freundſchaftliche Wolluſt dieſer kleinen dienſtfertigen Geſchoepfe mit dem beleidigenden Namen einer verführeriſchen Ausſchweifung belegen?

Hier habe ich nur drey Proben gegeben, welche, wie ich hoffe, die Wahrheit meines Satzes deutlich genug unterſtützen werden.

Der kurze Raum einer halben Stunde, den mir die Geſetze der Academie verſtatten, erlaubt mir nicht, weitlaeuftiger zu ſeyn; ich würde es auſserdem mit Vergnügen und gewiſs nicht ohne Nutzen ſeyn, wenn ich durch noch mehrere Beyſpiele zeigte, daſs die Handlungen der Menſchen, welche unſrer mürriſchen Ernſthaftigkeit oft ſo verdaechtig ſind, immer noch eine gute Seite haben, von welcher man ſie der Welt zeigen kann, woferne man billig ſeyn will. Für itzo mag dieſes genug ſeyn, mein Vorhaben zu rechtfertigen, da ich beweiſen will: *daſs die Begierde, Uebels von andern zu reden, weder aus Hochmuth, noch aus Bosheit des Herzens, ſondern aus einer wahren Menſchenliebe herrühre.* Dieſes zu beweiſen, und von jenem den Ungrund zu zeigen, brauche ich

ich weiter nichts, als Sie, meine Herren, von dem groſsen Einfluſſe zu überführen, den dieſe Begierde, Uebels zu reden, in das Beſte des gemeinen Weſens, und in die Glückſeligkeit eines jeden einzelnen Mitbürgers hat! Ein Beweis, welchen man ſich von demjenigen gewiſs mit Erfolge verſprechen kann, der Muth und Menſchenliebe genug hat, den Geizigen zum Patrioten, den ungerechten Richter zum nützlichen Mitgliede des Staats, und Frauenzimmer von einem ſchlüpfrigen Character zu Prieſterinnen der Natur zu machen.

Ich verzeihe es den angeerbten Vorurtheilen unſerer Welt, welche von dieſer Begierde, Boeſes zu reden, ſich die fürchterlichſten Begriffe macht. Unſre Ammen, die uns Geſpenſter bereden, machen uns auch vor dieſer Begierde zu fürchten; und in dem Augenblicke, da ſie dieſes thun, reden ſie immer von ihren Nachbarinnen am meiſten Boeſes. Ein Beweis, daſs die Triebe der Natur, denn eben darunter gehoeren die Triebe, Boeſes zu reden, ſich niemals ganz unterdrücken laſſen!

Unſre deutſche Sprache, ſo reich ſie iſt, iſt doch zu arm, dieſe Pflicht, Boeſes zu reden, mit einem anſtaendigen, wenigſtens gelinden, Worte auszudrücken. Schmaehen, Laeſtern, Verunglimpfen, Splitterrichten, Verlaeumden etc. dieſes ſind etwan die gemeinſten Ausdrücke, die man braucht, wenn man von dieſer groſsen

Pflicht, Boeſes zu reden, ſich erklaeren will. Lauter verhaſste Namen! Aber ich halte dieſes mehr für einen Fehler der Grammatik, als des Herzens. Wir ſind von der Nothwendigkeit dieſer Pflicht allzuwohl überzeugt, als daſs wir im Ernſte ſo verhaſste Begriffe damit verknüpfen ſollten. Unſre Aufführung widerſpricht dieſem am meiſten. Denn zum Ruhme meiner Deutſchen muſs ich hier bekennen, daſs wir in der Kunſt Boeſes zu reden, es beynahe unſern Nachbarn gleich thun. Der Aberglaube der Maler hat dieſe mütterlichen Vorurtheile noch mehr geſtaerket. Dieſe Herren ſind nicht allemal gewohnt, ihre Gemaelde den Originalen gemaeſs einzurichten. Sie ſchmeicheln den Leidenſchaften der Menſchen, oder copiren denen nach, die vor ihnen gemalt haben. Und daher koemmt es, daſs ſie alle Prinzen weiſe und groſsmüthig, alle Richter ehrwürdig ernſthaft, alle Braeute mit einer reizenden Unſchuld, alle Geiſtliche fromm und heilig, alle Teufel mit Hoernern und Schwaenzen, und die Begierde, Boeſes zu reden, mit Schlangen und ſpitzigen Zungen malen. Lauter Fehler wider die Wahrſcheinlichkeit!

Und würden wir wohl im Stande ſeyn, dergleichen übereilte Fehler zu begehen, wenn wir bedenken wollten, daſs die Begierde Uebels zu reden nichts anders ſey, als ein von der Natur uns vernünftigen Geſchoepfen eingepflanzter Trieb,

Trieb, die wirklichen, oder auch die eingebildeten Fehler einzelner Menſchen, und wohl ganzer Geſellſchaften und Voelker, gemeiniglich auf eine luſtige, oft auch ernſthafte Weiſe, andern bekannt zu machen, um ſich und andre dadurch zu ergetzen, denen, die dergleichen Fehler wirklich haben, einen Abſcheu davor beyzubringen, andre, die ſie nicht haben, davor zu warnen, einen ieden aber gegen ſich und andre aufmerkſam, einen ieden tugendhaft, oder doch vorſichtig, mit einem Worte: die ganze Welt zu guten Mitbürgern zu machen!

Ich empfinde in mir ſelbſt einen heiligen Schauer, wenn ich an die groſse Pflicht, Uebels von andern zu reden, gedenke. Ein patriotiſches Mitleiden empfinde ich, wenn ich die unglückliche Blindheit derer erwaege, welche dieſe groſse Pflicht nicht allein ſelbſt nicht beobachten, ſondern auch andern davor einen Abſcheu beyzubringen ſuchen. Ein Werk der Natur, ein Werk, das ſie nur vernünftigen Weſen vorzüglich gegoennet hat, dieſes wollten wir den Menſchen entreiſſen? So ſtoſsen wir ihn herab zu den nicht denkenden Geſchoepfen, die die weiſe Natur dieſes Vorzugs unwürdig gehalten hat; So reiſſen wir die vornehmſte Stütze über den Haufen, auf welcher das Vergnügen, die Sitten, und das Wohl der Menſchen ſich gründen.

Ich hoffe, aus wahrer Menſchenliebe hoffe ich es gewiſs, daſs dieſe unerwarteten, und doch unumſtoeſslichen Wahrheiten bey Ihnen, meine Herren, einen beſondern Eindruck machen werden. Noch ſcheinen Sie zweifelhaft. Ueberwinden Sie ſich! Nehmen Sie eine Wahrheit an, deren Gewalt Sie fühlen. Ein Weiſer ſchaemt ſich niemals, ſeine Vorurtheile zu erkennen.

Geſtehn Sie es nur, meine Herren; Sie empfinden nunmehr das Unrecht, das Sie der ganzen menſchlichen Geſellſchaft angethan, da Sie den Trieb von andern Uebels zu reden, in einem eitlen Hochmuthe, und in der Bosheit des menſchlichen Herzens geſucht haben? Aber ich will Ihnen aufrichtig geſtehen, was ich zu Ihrer Rechtfertigung von Ihnen glaube. Waren Sie vielleicht ſchon von der Wahrheit meines Satzes überzeugt? Wollten Sie etwan eine ſo neue Meynung noch nicht oeffentlich wagen? Vermuthlich war es nur Ihre Abſicht, den witzigen Koepfen unvermerkt Gelegenheit zu geben, von der ganzen Welt Uebels zu reden, da ſie eine Handlung, die allen vernünftigen Geſchoepfen ſo eigen iſt, vom Hochmuthe und der Bosheit des Herzens ableiten ſollten. Wie glücklich wiſſen Sie, meine Herren, den Menſchen, auch wider Willen, auf ſeine Pflicht zurückzuführen! Ich bewundre dieſe Vorſicht, und ſehe auch unter dieſer angenommenen Maſque den rechtſchaffnen Patrioten,

Nun-

Nunmehr, da ich Ihre wahre Abſicht entdeckt habe, kann ich mit Ihnen ſchon ein wenig vertrauter reden, und ich habe weniger Urſache, dasjenige mühſam zu erlaeutern, was ich bereits oben gründlich erwieſen habe. Was ich alſo hievon noch ſagen werde, das ſage ich nur in der Abſicht, mich gegen Sie deutlicher zu erklaeren, nicht aber in der Meynung, Ihnen eine Wahrheit begreiflich zu machen, von der Sie lange vorher überzeugt waren, noch ehe Sie mir die Gelegenheit wieſen, ihr ſelbſt nachzudenken.

Dieſe neue Vertraulichkeit, die ich mit Ihnen itzo geſtiftet habe, verbindet mich, Ihnen aufrichtig zu bekennen, was die Zweifel, die ich hier ausführe, bey mir zuerſt veranlaſst habe. Ich las in der Utrechter Zeitung die Stelle von Ihrer Aufgabe, mit eben der gleichgültigen Unachtſamkeit, mit der ich die Nachricht von den Actien der oſtindiſchen Compagnie leſe. In dem Augenblicke kam meiner Frau Bruder ins Zimmer geſtolpert, ſtürzte auf mich los, umarmte mich, fluchte ſein Cadedis, und fragte mich mit gebrochnem Deutſche: Wo hat der Donner deine Frau? Glauben Sie vielleicht, daſs dieſer Menſch aus dem Tollhauſe entſprungen ſey? Unwahrſcheinlich iſt es nicht. Allein, mit Ihrer Erlaubniſs, es war ein junger Deutſcher, der den Augenblick aus Paris kam, wo er ſich ſechs Wochen aufgehalten hatte. Meine Frau empfieng ihn ſchweſterlich; aber das Erſte, was

er ihr ſagte, waren ein paar Unflaetereyen, wegen ihrer Schwangerſchaft. In dieſem Tone fuhr er fort, und rühmte ſeine Ausſchweifungen, die er in Paris begangen, und die er auch wohl nicht begangen hatte. Alle verdaechtige Haeuſer zaehlte er in einer ſo richtigen Ordnung her, wie Homer die Schiffe der Griechen. Wir erfuhren die ſchaendlichſten Krankheiten, die er gehabt haben wollte, und von wem er ſie bekommen; wenigſtens eine Marqviſinn muſste dieſe ſeyn. Er vertraute uns, in welchen zweydeutigen Umſtaenden ſein entkraefteter Koerper noch itzt ſey. Dieſes alles ſagte er uns mit einer faſelnden Lebhaftigkeit, die man nur von einem Raſenden erwarten kann.

Meine Frau, welche ſich nicht ſchaemt, eine vernünftige Chriſtinn zu ſeyn, ſchlug die Haende zuſammen. Biſt du es denn, Bruder! ſagte ſie, haſt du denn vor Gott und vor Menſchen keine Scheu? Du deutſche Beſtie! war ſeine Antwort; Schweſter, du weiſst nicht, was Leben iſt; komm mit nach Paris! Ihr Deutſchen lebt hier ſo ordentlich und geſund, wie das liebe Vieh, und daher koemmt es, daſs ihr auch ſo denkt. Mit deiner Gottesfurcht! Die Religion eines ehrlichen Mannes, die laſse ich noch gelten; das andere iſt alles Qvakerey, hol mich der Teufel Qvakerey! Eure Pfaffen machen euch zu Narren. In Paris haben wir ein Sprüchwort - - - - - Meine Frau hielt ihm den Mund zu, und lieſs ihn nicht weiter reden.

Er

Er ſchwieg endlich; aber das muſsten wir ihm erlauben, daſs er uns zwey Gaſſenlieder vorheulte, eines wider den Koenig, und das andre wider die Beichtzeddel.

Was halten Sie, meine Herren, von dieſem deutſchen Franzoſen? und von ſeiner Begierde, Boeſes zu reden, von welchem gewiſs die Haelfte erdichtet war? Das meiſte Boeſe redete er von ſich ſelbſt; Sollte er das aus Hochmuth, oder aus Bosheit des Herzens gethan haben? Wie wenig wahrſcheinlich iſt dieſes! Aus Hochmuth konnte es nicht ſeyn; denn alles, was er erzaehlte, war zu ſeiner Schande. Aus Bosheit gegen ſich ſelbſt konnte es noch viel weniger ſeyn; denn das Zeugniſs kann ich ihm geben, daſs er nichts in der Welt ſo ſehr liebt, als ſeine kleine Perſon. Alſo muſste wohl noch eine andre Urſache übrig ſeyn, die ihn bewegte Boeſes von ſich und von ſeinen Freunden zu reden. Noch zweifelhafter machten mich die Gaſſenlieder, die er uns ſang. Wenn das Volk in Paris ſchaendliche Lieder von dem ſingt, der ihnen ihr *Liebſter* iſt; und darüber ſpottet, wovor es nieder kniet; Sollte es dieſes wohl aus Hochmuth oder aus Bosheit thun? Das war mir unwahrſcheinlich. Ich dachte weiter nach, und endlich war ich ſo glücklich, dieſe neue Entdeckung zu machen, daſs die Begierde, Boeſes zu reden, aus einer ganz andern Quelle abzuleiten ſey.

Wenn

Wenn ich beweiſen will, daſs dieſe Begierde, Boeſes zu reden, lediglich aus einer wahren Menſchenliebe herrührt; ſo habe ich nicht noethig, etwas weiter zu thun, als daſs ich den unentbehrlichen Nutzen zeige, den ſie in der menſchlichen Geſellſchaft hat. Und beynahe iſt auch dieſes überflüſsig, da der gemeinſte Mann ſolches aus der taeglichen Erfahrung lernt. Ich will alſo weiter nichts thun, als meine Leſer an diejenige Empfindung erinnern, die Sie gehabt haben, ohne vielleicht aufmerkſam dabey geweſen zu ſeyn, weil ſie Ihnen gar zu gewoehnlich war.

Das Band der bürgerlichen Geſellſchaft, worauf ſich die ganze Republik gründet, iſt das Vergnügen, welches die Innwohner einer Stadt in dem Umgange mit einander empfinden. Der Satz iſt klar, und wer daran noch zweifelt, der ſtelle ſich eine Stadt vor, wo alle Thüren verſchloſſen bleiben, wo die Fenſter verhangen ſind, wo niemand auch nicht den Nachbar kennt, und wo derjenige, welcher nicht vermeiden kann auszugehn, doch nur im Finſtern ausgeht, um nicht geſehn, und von niemanden angeredt zu werden. Dieſe traurige Stadt ſtelle er ſich vor. Würde *Peau*, würde *Leipzig* anders ſeyn, wenn ſeine Bürger nicht mit Vergnügen einer des andern Geſellſchaft ſuchte? Und würden ſie dieſes Vergnügen genieſsen, wenn ſie nicht eben dadurch Gelegenheit faenden, Uebels von andern zu reden? Nur dieſer Unterſcheid

iſt

iſt dabey, daſs eine jede Geſellſchaft ihre eigne Art hat, Boeſes zu reden.

Der Greis ſeufzt über die ſchlimmen Zeiten; die Jugend über den Eigenſinn und Geiz des Greiſes. Ehrwürdige alte Jungfern reden Boeſes von den flatterhaften Maedchen, die ſchon gern ſündigen, und doch nur achtzehn Jahr alt ſind; und dieſe lachen über die fromme Buhlerey der alten Heiligen. Die Bürger reden Boeſes von den Preſſungen und der Partheylichkeit des Magiſtrats; und dieſer noch mehr Boeſes von dem Ungehorſame und müſsigen Leben des Bürgers. Der Narr redet Boeſes von der Religion, und der Kaetzermacher zankt ſich mit dem Teufel. Der junge Marquis iſt nie witziger und muthwilliger, als wenn er etwas Boeſes von einem Philoſophen erzaehlen kann, und der Philoſoph unterſucht, ob dieſer Muthwille aus Hochmuth, oder aus Bosheit herrühre. Mit einem Worte: die ganze Stadt redet Uebels, und die ganze Stadt eilt mit Vergnügen in die Geſellſchaften, wo ſie es reden kann. Man nehme ihnen die Erlaubniſs Boeſes zu reden, ſo nimmt man der Welt ihre Sonne.

Diejenigen, welche die unglückliche Leidenſchaft des Spielens zu Sclaven gemacht hat, wiſſen ſich immer damit zu entſchuldigen, daſs man alsdann, wenn geſpielt wird, nicht Zeit habe, Uebels von andern zu reden. Welche Thorheit! Einen Fehler damit entſchuldigen, daſs

daſs man eine Tugend unterlaeſst! Aber ich will mir dieſe Art der Entſchuldigung zu Nutze machen. Die Begierde, und die Gelegenheit Boeſes zu reden, iſt ein bewaehrtes Mittel, unzaehlige Thorheiten zu vermeiden. Zu der Zeit, wenn die Geſellſchaft Boeſes redet, entfernt ſie ſich von der Seuche zu ſpielen, und ein muehſam verdientes Vermoegen durch einen unglücklichen Augenblick unter aengſtlicher Hoffnung zu zerſtreuen. Der Richter verſaeumt, ungerecht zu ſeyn, wenn er Boeſes von andern redet. Der Advocat merkt es nicht, daſs zween Nachbarn in vertraulicher Einigkeit leben, und laeſst ihnen daher dieſes Glück ungeſtoert. Der Arzt, wenn er Uebels von andern ſpricht, vergiſst ſein Amt, und die Menſchen bleiben leben!

Die erſte Regel, die uns der Moraliſt einpraegt, iſt dieſe, daſs man alle Mühe anwenden ſoll, ſich und die Welt kennen zu lernen. Iſt wohl eine bequemere Art dieſes zu lernen, als wenn man die Geſellſchaften fleiſsig beſucht, wo am meiſten Boeſes geredet wird? Man waehle ſich nur zwo der beſten, und die beſten ſind dieſe, wo eine Betſchweſter oder ein Müſsiggaenger das groſse Wort führen; ſo lernt man die ganze Stadt kennen, und auch dieſe beiden Geſellſchaften lerne man kennen, weil gewiſs keine die andere ſchonen wird. *Philen* iſt mildthaetig. Er ernaehrt mit ſeinem eignen Brodte die Kinder einer Wittwe, welche der Mann in aeuſserſter Armuth hinterlieſs, weil er zu ehrlich

lich war. Philen hat wohl Urſache mildthaetig zu ſeyn, denn drey von dieſen Kindern ſind ſein. *Herkommann* iſt ein Gerechtigkeit liebender Advocat, welcher ſich ein Vergnügen daraus macht, Wittwen und Waiſen beyzuſtehen. Im Ernſt? Warum nicht? Denn Herkommann iſt ein Erbſchleicher. Aber *Suffen*, der Patriot, wird doch ohne Tadel ſeyn? Suffen, welcher mit Thraenen die Noth der Unterthanen ſieht, und der Regierung flucht? Suffen iſt ein Misvergnügter, den der Hof beleidigt hat, weil er ihm das Amt nicht geben wollte, das er ſuchte, um die Unterthanen ſelbſt zu drücken. Wie lehrreich iſt die Schule derer, die von andern Boeſes reden! Ohne dieſe Geſellſchaft würde ich niemals Gelegenheit gehabt haben, den Philen, den Herkommann, den Suffen kennen zu lernen.

Aber werde ich auch Gelegenheit haben, mich ſelbſt kennen zu lernen? -- Warum nicht? mein Herr. Sind ſie allein ſo tugendhaft, oder ſo ehrwürdig, daſs man von ihnen allein nichts Boeſes reden wird? Ich moechte es ihnen wohl im Vertrauen entdecken, was man von ihnen ſagt, aber verdrieſslich müſſen ſie nicht werden. Man ſpottet über ihre pedantiſche Mühe, die ſie ſich machen, andre kennen zu lernen. Der gute Menſch glaubt, er ſey weiſe genug, die Fehler andrer zu entdecken; bey der klugen und geſetzten Miene, die er ſich giebt, iſt es nur der Geiz und der Hochmuth, der ihn abhaelt, laſterhaft zu ſeyn. In Geſellſchaft redet er wenig,

nig, damit man glauben ſoll, er ſey im Stande, ſehr vernünftig zu reden, wenn er ſich nur entſchlieſsen wollte zu reden. Sein Anzug iſt reinlich und ohne Pracht; aber er hat keinen Credit. Wenn er von der Religion mit Ehrfurcht ſpricht, ſo geſchieht es, um diejenigen in der Stadt auf ſeine Seite zu ziehn, deren Zorn am gefaehrlichſten iſt. Ungeachtet er unverheirathet iſt, ſo wird er doch niemals anders, als mit einer gewiſſen Ehrfurcht, vom weiblichen Geſchlechte reden; aber, wollen ſie etwan ſeinen Roman wiſſen? In zwo Minuten will ich ---- Verzeihen ſie, mein Herr; Warum ſehen ſie ſo wütend aus? Sie verſtehn mich unrecht. Ich hatte gar nicht in Willens, ſie zu beleidigen. Nur aus Freundſchaft gab ich mir die Mühe, ihnen das Boeſe wieder zu erzaehlen, das man in allen Geſellſchaften von ihnen ſpricht. Sie ſollten das Glück haben, ſich kennen zu lernen, und nur in dieſer Abſicht redete ich ſo viel Uebels von ihnen.

Und wenn die Begierde Boeſes zu reden weiter gar keinen Nutzen haette, als dieſen, daſs ſie uns gegen andere und gegen uns ſelbſt aufmerkſam und vorſichtig macht; ſo verdiente ſie ſchon, auch dieſes einzigen Nutzens wegen, alle Hochachtung. So gar diejenigen, die am meiſten eigenſinnig und von dem Vorurtheile nicht abzubringen ſind, daſs die Begierde Boeſes zu reden ein Laſter ſey; auch dieſe würden ſie

wenig-

wenigſtens für ein ganz unentbehrliches Laſter halten, wenn ſie dieſen Nutzen gelaſſen überdenken wollten. Die Dieberey, ob ſie ſchon ihren eignen Gott hatte, war dennoch auch bey denen ein Laſter, die dieſen Gott anbeteten; und gleichwohl fanden die Lacedaemonier einen ſo groſsen Nutzen darinnen, daſs ihre Jugend ſchlechterdings eine Geſchicklichkeit im Stehlen erlangen muſste, wenn man ihr nicht den Vorwurf machen ſollte, daſs ſie künftig ein ſehr unnützes Mitglied des Staats ſeyn würde. O, machten doch dieſe Worte einen Eindruck in die Herzen unſrer Aeltern! O, koennten ſie ſich doch entſchlieſsen, ihre Kinder, die ihnen die Natur anvertraut hat, in Zeiten an die wichtige Kunſt, Uebels zu reden, zu gewoehnen! Zu ihrer eignen Ehre, zum Nutzen des Vaterlandes, und vornehmlich zum Nutzen ihrer Kinder würde es gereichen, wenn ſie dadurch vorſichtig gegen ſich ſelbſt, und gegen andre gewoehnt würden. Dieſer Theil der Erziehung iſt vornehmlich ein Werk der Mütter. Von ihren Haenden wird es das Vaterland fodern. Die Natur verlangt es ſelbſt. Sollte wohl die Natur, die nichts umſonſt thut, den Müttern die Triebe, Boeſes von andern zu reden, umſonſt ſo verſchwenderiſch mitgetheilt haben?

Es giebt wenige Fehler, die der menſchlichen Geſellſchaft ſo beſchwerlich ſind, als der Hochmuth. Der Hochmüthige ſelbſt leidet dabey;

bey; aber derjenige noch mehr, der ſeinen Umgang nicht vermeiden kann. Der Theolog und der Philoſoph, arbeiten gemeinſchaftlich daran, das Herz des Menſchen demüthig zu machen. Jener bewieſt es ihm aus Staub und Erde, und dieſer noch gründlicher daraus, daſs unmoeglich ein Ding zugleich ſeyn und auch nicht ſeyn koenne. Für beide Beweiſe habe ich alle die Ehrfurcht, die ein unphiloſophiſcher Laye für die Theologen und Philoſophen haben muſs; und dem unerachtet bin ich verſtockt genug zu glauben, daſs man einen Hochmüthigen dadurch, daſs man Uebels von ihm ſpricht, in einer viertel Stunde weit zahmer und menſchlicher machen kann, als durch eine lange traurige Predigt, und eine Reihe von finſtern Schlüſſen.

Ehe ich ſchlieſse, werde ich Gelegenheit haben, hievon noch einmal zu reden. Bis dahin verſpare ich es, weitlaeuftiger zu ſeyn.

Ich übergehe zugleich noch eine unzaehlige Menge andrer Vortheile, welche ein jeder Menſch für ſich, und das ganze gemeine Weſen überhaupt dadurch erlangt, wann einer von dem andern Uebels ſpricht. Da das Vergnügen, welches wir dabey empfinden, ſo groſs iſt; ſo iſt wohl nichts geſchickter, uns in den traurigen Stunden unſers Lebens aufzuheitern. Wir vergeſſen unſre eigne Thorheit, da wir uns mit der Thorheit andrer beluſtigen. Durch eine beſtaendige Uebung, Boeſes von andern zu reden,

reden, machen wir den Witz lebhaft. Kann wohl bey unſern Zeiten etwas wichtiger ſeyn, als dieſes, da ein lebhafter Witz mehr gilt, als ein ſcharfer Verſtand? Auch diejenigen werde ich auf meiner Seite haben, die den Werth einer Sache finanzmaeſsig beurtheilen. Wie groſs iſt der Einfluſs, den die Begierde, Uebels von andern zu ſchreiben, und dieſes zu leſen, in Handel und Wandel hat! Holland iſt nie reicher geweſen, als eben zu der Zeit, da alle Preſſen beſchaefftigt waren, über die Schwachheiten eines alten Koenigs zu ſpotten, deſſen Jugend ihm ſo ſchrecklich geweſen war. Holland zog durch dieſe Schatzung die Reichthümer ganzer Laender an ſich, und gab aus dafür ſeinen Witz. Peter Marteau in Coeln, den die witzige Welt auch alsdenn noch nennen wird, wenn ſeine Schriftſteller laengſt vergeſſen ſind, der ward reich, und wodurch anders, als durch die Begierde der Welt, Boeſes zu reden?

Sollte wohl, meine Herren, noch iemand an der Wahrheit meines behaupteten Satzes zweifeln, daſs dieſe Begierde, Boeſes von andern zu reden, einen unendlichen Einfluſs in die Glückſeligkeit eines ganzen Staates habe? Und müſſen Sie nunmehr nicht geſtehen, daſs eine Handlung, welche der Grund der menſchlichen Geſellſchaft iſt, welche das Vergnügen über alle Familien ausbreitet, welche uns Gelegenheit ſchafft, andre und uns ſelbſt kennen zu lernen, welche uns aufmerkſam und vorſichtig

macht, welche den Stolz des menſchlichen Herzens ſo ſehr demüthigt, welche macht, daſs wir das Bittre dieſes kümmerlichen Lebens vergeſſen, welche ganze Laender bereichert, und die Seele eines Staats belebt, müſſen Sie nicht geſtehn, ſage ich, daſs eine ſolche Handlung keinen geringern Urſprung, als die Menſchenliebe, haben kann, und daſs derjenige wohl verdient, als ein wahrer Patriot verehrt zu werden, der ſich angelegen ſeyn laeſst, dieſe Handlung allgemein zu machen?

Ich erſuche Sie, meine Herren, noch um eine kleine Aufmerkſamkeit, und bitte mir die Erlaubniſs aus, gelehrt zu ſeyn. Ich habe mir dieſe ganze Zeit über Gewalt angethan, mit meiner Gelehrſamkeit an mich zu halten: Laenger iſt mir es nicht moeglich. Ich ſtehe zu viel aus. Ich muſs mich ſchlechterdings meiner Beleſenheit entſchütten, oder ich erlebe den Preis gewiſs nicht, den ich von Ihrer Academie erwarte. Ich will Ihnen die Wahrheit meines Satzes aus dem Alterthume unterſtützen. Mit einem Worte, ich muſs allegiren; denn ich bin ein Gelehrter. Ich werde Ihre Gedult nicht misbrauchen, darauf koennen Sie ſich verlaſſen.

Die Goetter würden ohne den Momus *a*) einen ſehr unvollkommenen Himmel gehabt haben.

a) Momus, μωμος, Deus reprehenſor Heſiodo in Theogonia. Was ich ſonſt noch hievon haette ſagen

ben. Es war jemand unter ihnen noethig, vor deſſen Begierde, Boeſes zu reden, ſie ſich ſcheuen muſsten. Ihr Umgang würde endlich zu ſchlaefrig geworden ſeyn; ſie würden zu wenig auf ſich ſelbſt Acht gegeben haben.

Dieſes ſahe Julian *b*) wohl ein. Damit es an der Tafel ſeiner Goetter nicht zu traurig ſeyn moechte, ſetzte er den Silen an die Seite des Bacchus; denn ohne ihn würde auch Bacchus, der Gott der Freuden, ſchlaefrig geweſen ſeyn. Silen muſste von den Goettern und von den Kaiſern Uebels reden, und die Goetter vergnügten ſich dabey *c*). Wollen wir Menſchen über eine Sache eifern, die Jupiter ſich ſelbſt gefallen laeſst? Wollen wir ein Vergnügen von uns verbannen, ohne welches auch die Goetter nicht aufgeraeumt ſeyn koennen?

ſagen koennen, das findet der geneigte Leſer in Baſilii Fabri Sorani Theſauro eruditionis ſcholaſticae.

b) Vid. ΙΟΥΛΙΑΝΟΥ ΑΥΤΟΚΡΑΤΟΡΟΣ Καισαρες.

c) Παντων ὑν των Θεων κυκλῳ καθημενων ὁ Σειληνος, ἐρωτικως ἐχειν δοκων μοι τȣ Διονυσȣ καλȣ και νεȣ, και τῳ πατρι τῳ Δϊι παραπλησιȣ, πλησιον ἀυτȣ, τροφευς τις ὁια και παιδαγωγος καθηςο, τατ' ἀλλα φιλοπαιγμονα και φιλογελωτα και χαριτοδοτην ὀντα τον Θεον ἐυφραινων, και δη και τῳ σκωπτειν τα πολλα, και γελοιαζειν.

Die Fabel vom Prometheus *d*) hat man bisher ganz unrecht verstanden. Sie sagt, er habe Menschen geschaffen. Koennen wir dieses nach den Worten nehmen, da wir wissen, dass Menschen waren, ehe Jupiter und Prometheus geboren wurden? Die Begierde Boeses zu reden, war damals nur ein Vorzug der Goetter. Prometheus lernte es unter ihnen, und brachte dieses Geheimniss unter die Menschen. Dadurch machte er sie gesellschaftlich, vorsichtig, witzig, mit einem Worte, er machte sie menschlich. Dieses, und nichts anders, war das Feuer, das er vom Himmel entwandte, und wodurch er die kalten und schlaefrigen Menschen belebte. Durch dieses Feuer, durch diesen vom Himmel entwandten Trieb, Boeses zu reden, schuf er die Menschen, die vorher nur Creaturen waren, zu vernünftigen Creaturen, und machte sie den Goettern aehnlich *e*). Jupiter ward eifersüchtig darüber. Sonst hatte er nur Ursache gehabt, sich vor den zusammengesetzten Kraeften der rebelli-

d) Prometheus Iapeti, vnius ex Titanibus et Clymenes Filius. Fabula nota ex Hesiodo et Metamorphosi Ovidii. Wie viel koennte ich hier abschreiben, wenn ich wollte!

e) *Lucian*, im Gespraeche: *Prometheus* oder Caucasus. Ἐγω δε - - ἐνενοησα ὡς ἀμεινον εἰη ὀλιγον ὁσον τȣ πηλȣ λαβοντα, ζωα τινα συςησασθαι καὶ ἀναπλασαι (das muss alles figürlich verstanden werden:) τας μορφας μεν ἡμιν αὐτοις προσεοικοτα - - Ταυτ' ἐςιν ἁ μεγαλα ἐγω τȣς θεȣς ἠδικηκα.

rebellirenden Menſchen zu ſcheuen: Nun ward ihm auch ihr Witz furchtbar. Für dieſe Verraetherey ſollte Prometheus büſsen. Daſs er die Menſchen glücklich und witzig gemacht, daſs er die Begierde Boeſes zu reden, dieſes Feuer vom Himmel entwandt, das durfte Zevs nicht beſtrafen; ſeine misgünſtige Eiferſucht würde zu merklich geweſen ſeyn: Man ſuchte alſo, ſo lange man konnte, einen ſcheinbaren Vorwand zur Ungerechtigkeit. Er hatte dem Jupiter Knochen für Fleiſch vorgelegt *f*); dafür ſollte er büſsen. Man fühlte gleichwohl, daſs dieſe Urſache laecherlich war: Er hatte alſo Menſchen geſchaffen, boshafte Geſchoepfe, und beſonders Frauenzimmer *g*). Aber würde Jupiter

f) Lucian hat im mit angeführten Geſpraeche alle Klagen zuſammengenommen, wenn er den Mercur mit dem Prometheus dieſe Unterredung halten laeſst: ΠΡΟΜΗΘ. Ω Κρονε, και Ἰαπετε. και συ, Γη μητερ, ὁια πεπονθα ὁ κακοδαιμων, ὡδεν δεινον ειργασμενος; ΕΡΜ. Οὐδεν δεινον ειργασω, ὡ Προμηθευ, ὁς πρωτα μεν την νομην των κρεων ἐγχειριθεις, ὡτως ἀδικον ἐποιησω και ἀπατηλην, ὡς αὐτω μεν τα καλλιστα ὑπεξελεσθαι, τον Δια δε παραλογισασθαι, ὁσα καλυψας ἀργιτι δημω; - - ἐπειτα δε τους ἀνθρωπους ἀνεπλασας, πανυργοτατα ζωα, και μαλιστα γε τας γυναικας. Ἐτι πασι δε το τιμιωτατον κτημα των Θεων (Dieſe Worte ſind wohl zu merken) το πυρ κλεψας, και τουτο ἐδωκας τοις ἀνθρωποις. Τοσαυτα δεινα ειργασμενος, Φης, μηδεν ἀδικησας δεδιεναι; κ. τ. λ.

g) In dem darauf folgenden Geſpraeche des Lucians, zwiſchen

Gelegenheit gehabt haben, ſich bald in einen Stier, bald in einen Schwan zu verwandeln, wenn Prometheus dieſes grauſame Verbrechen nicht begangen haette *h*)? Prometheus blieb immer unſchuldig; man muſste alſo das wahre Verbrechen nennen. Er hatte das Feuer vom Himmel geſtohlen, und es den Menſchen mitgetheilt *i*). Ohne ſich nunmehr weiter entſchuldigen zu dürfen, (denn ein Prinz, der Unrecht hat, laeſst ſich zum drittenmale nicht widerſprechen) ward er aus dem Himmel geſtoſsen, und vor den Augen der beneidenswürdigen Menſchen, ſeiner Geſchoepfe, an den Caucaſus geſchmie-

ſchen dem Prometheus und dem Jupiter, findet dieſer das groeſste Verbrechen darinnen, und ſagt dem Prometheus, er habe noch viel ſchwerere Feſſeln und ſchwerere Strafe verdient: ἀνθ' ὧν τοιαυθ' ἡμιν ζωα τους ἀνθρωπους ἐπλασας - - και τας γυναικας ἐδημιουργησας.

h) Ich bleibe beym Lucian, weil ich ihn einmal vor mir liegen habe. Prometheus ſagt: ὁ δε μαλιστα με πνιγει, τουτ' ἐστιν· ὁι μεμφομενοι την ἀνθρωποποιϊαν, και μαλιστα τας γυναικας, ὁμως ὁρατε ἀυτων, και ὀυ διαλειπετε κατιοντες, ἀρτι μεν ταυροι, ἀρτι δε σατυροι και κυκνοι γενομενοι θεους ἐξ ἀυτων ποιεισθαι ἀξιουντες.

i) Vulcan war darüber am meiſten empfindlich. Seine Verbitterung wider den Prometheus gieng ſo weit, daſs er nicht einmal ſein Richter, ſondern ſein Anklaeger ſeyn wollte. Μα Δι, heiſst es, ἀλλα κατηγορον ἀντι δικαστου. ἰσθι με ἐξω· ὁς το πυρ ὑφελομενος ψυχραν μοι την καμινον ἀπολελοιπας. Kann man dieſes wohl nach dem todten Buchſtaben verſtehn, ohne etwas ungereimtes zu denken?

ſchmiedet *k*). Koennen Sie es verantworten, meine Herren, wenn Sie ein Geſchenk des Prometheus verdaechtig machen wollen, welches die Goetter nur für ſich allein zu beſitzen wünſchten, welches ſie den Sterblichen misgoennten, und worüber der groſsmüthige Prometheus zum Maertyrer werden muſste?

Bey den weiſen und vernünftigen Griechen war die Kunſt, Uebels zu reden, ein Theil des oeffentlichen Gottesdienſtes. Maenner und Weiber ſtunden bey den Eleuſiniſchen Feſten zu beiden Seiten der Brücke, und ſagten denen, die in Proceſſion über dieſe Brücke giengen, die bitterſten Vorwürfe *l*). Gleiche Freyheit hatte das Volk bey den Ithyphalliſchen Feſten *m*). Den Epheſiern war zu dergleichen feyerlichem Muthwillen ein Tag im Januar heilig. Das traurige

k) Dieſes ſagt der Anfang des lucianiſchen Geſpraechs. Ich koennte ihn auch abſchreiben. - - Eheu! jam ſatis eſt! Gelehrt genug ſehn meine Noten aus, ſo gelehrt, daſs, ſo Gott will, ſie niemand leſen wird. Aber ich leſe ſie ſelbſten; und ein wahrer Gelehrter ſchreibt allemal mehr für ſich, als für andere.

l) Vid. Meurſius Attic. Lect. V. 31. Graecia feriata p. 73. Eleuſin. 27. Caſaubonus ad Strabon. p. 400. Suidas in Γεφυριζειν et Αχαια, et ibi Kuſter. Kuſter ad Ariſtoph. Acharn: v. 709. Bochart Geogr. Sacr. S. II. L. 1. c. 21. Valckenner. Animadu. ad Ammonium p. 209. Heſychius v. Γεφυρισαι et ibi Alberti. Wie gelehrt muſs der Mann ſeyn, der ſo viel Titel von Büchern weis! werden meine Leſer von mir denken, wenn ſie billig ſind.

m) - - - Sed truncum forte dolatum,
Arboris antiquae numen, venerare Ithyphalli. Columell. L. X.

rige Beyſpiel des Timotheus haette Sie, meine Herren, wohl abſchrecken ſollen, wider dergleichen Freyheit zu eifern *n*).

Auch bey den Roemern hatte die Gewohnheit Boeſes zu reden, einen heiligen Urſprung *o*). Man ſuchte die erzürnten Goetter durch Spiele zu verſoehnen, welche der Grund zu den Feſcenniniſchen Bitterkeiten und vielen feyerlichen Gelegenheiten waren, von andern Uebels zu reden. Caeſar, welcher Gallien und Germanien zitternd gemacht hatte, war bey dem oeffentlichen Einzuge eine Spoetterey ſeiner eignen Soldaten. Seinen Stolz zu demüthigen, ſeine Fehler ihm mitten unter dieſem ſchmeichelnden Pompe erinnerlich zu machen, ihm zu zeigen, daſs er noch ein Menſch ſey, dieſen Zweck zu erlangen, ſangen ſie bey ſeinem Triumphwagen

n) Epheſii die 12. Ianuarii celebrabant feſtum καταγωγια dictum, quo licebat honeſtos quosque viros et foeminas verbis et factis vexare et inſultare. Quod cum Timotheus, ad quem Paulus epiſtolam ſcripſit, tollere vellet, trucidatus a plebe fuit. Conf. du Cange Gloſſ. Graec. ſub Καταγωγια.

o) Liv. l. VII. c. 2. etc. Et hoc et inſequenti anno peſtilentia fuit. - - quum vis morbi nec humanis conſiliis nec ope diuina leuaretur, victis ſuperſtitione animis ludi quoque ſcenici - - inter alia coeleſtis irae placamina inſtituti dicuntur - - - ludiones ex Etruria acciti - - imitari deinde eos iuuentus ſimul inconditis inter ſe iocularia fundentes verſibus coepere - - Iuuentus hiſtrionibus fabularum actu relicto, ipſa inter ſe more antiquo ridicula intexta verſibus iactitare coepit. etc.

gen oeffentlich: Er sey ein kahler Ehebrecher *p*). Ein schrecklicher Vorwurf für einen Kaiser, der sich über keine von seinen Handlungen, aber über seinen kahlen Kopf untroestlich, schaemte *q*)!

Wünschen Sie es nicht, meine Herren, dass ich anfange, von den Saturnalien zu predigen *r*). Sie würden erschrecklich viel Gelehrsamkeit auszustehen haben. Ich würde von dem Jupiter, da er noch als ein Kind den Zaehnen seines Vaters entfloh *s*), anfangen, und beym Davus

p) Sueton. in Caes. c 51. Ne prouincialibus quidem matrimoniis abstinuisse vel hoc disticho apparet, iactato aeque a militibus per Gallicum triumphum.

Vrbani seruate vxores, moecchum caluum adducimus.
Aurum in Gallia effutuisti (ein vornehmer Trost für unsre junge Deutsche, die nach Paris reisen) heic sumsisti mutuum!

Im 49. Cap. sagt Sueton: Gallico denique triumpho milites eius inter caetera carmina, qualia currum prosequentes ioculariter canunt, etiam vulgatissimum illud pronunciauerunt:

Gallias Caesar subegit, Nicomedes Caesarem, etc.

q) Caluitii deformitatem iniquissime tulit, saepe obtrectatorum iocis obnoxiam expertus. Ideoque et deficientem capillum reuocare a vertice assueuerat, et ex omnibus decretis sibi a senatu populoque honoribus, non aliud aut recepit aut vsurpauit libentius, quam jus laureae perpetuo gestandae. Suet. in Caes. c. 45.

Dieses war auch einer von den bittersten Vorwürfen des Silens da er vom Caesar sagte: Και γαρ, ὡς ὁρᾳ- ἐστι μεγας και καλος, ἐμοι γουν ει και μηδεν ἀλλο. τα γουν περι την κεφαλην ἐστι προσομοιος S. Jul. Caes.

r) V. Macrobium, Athenaeum, und alle Gelehrte, die diese beide geplundert haben.

s) Πρωτον δε φασι Ῥεαν ἡσθεισαν τη τεχνη - - και ἡ τα μειζονα ειναι της τεχνης αυτων.

Davus des Horaz aufhoeren, und vielleicht auch da noch nicht aufhoeren *t*).

Alle diese gelehrten Nachrichten, die ich hier angeführt, und die ich aus Mitleiden gegen Sie auch nicht angeführt habe, erlaeutern meinen Satz, dass die Erlaubniss von andern Boeses zu reden, vornehmlich auch diese Absicht gehabt, diejenigen in einem gewissen Grade der Demuth zu erhalten, welche das Glück, oder ihre Tapferkeit *u*), oder ihre Weisheit weit über andere Menschen zu erheben schienen. Wie heilig *x*) sollten uns diejenigen Mittel seyn, welche die Menschen so tugendhaft machen!

Weil man nur von griechischen und lateinischen Sachen gelehrt reden kann; so will ich mich bey dem nicht aufhalten, was ich zum Beweise meines Satzes aus den folgenden und neuern Zeiten anführen koennte. Ich finde darinnen unzaehlige Exempel.

Der Koenig der Britten wird von den witzigen Koepfen, und Bootsknechten in London alle

περιορχουμενοι, διεσωσαντο αὐτῃ τον Δια, ὡστε και σωστρα εἰκοτως ἀν ὁ Ξευς ὀφειλειν ὁμολογοιη αὐτοις ἐκφυγων δια την αὐτων ὀρχησιν τους πατρῳους ὀδοντας. S. den Lucian vom Tanzen.

t) Horat. Sat. 7. L. II.

u) - - - - - - - - - - et sibi consul
Ne placeat, curru seruus portatur eodem.
Wer von meinen Lesern nicht begreifen kann, wie diese Stelle hier herkoemmt, der bedenke nur, dass ich den Juvenal noch nicht angeführt hatte.

x) Der berühmte Rabbi Ben-Maimon in seinem סֵפֶר הַמְּצוֹת sagt hievon nicht ein Wort.

alle Tage daran erinnert, daſs er ein Menſch ſey. Nirgends iſt ſeine Majeſtaet kleiner, als auf der Themſe.

War bey Ihnen, in Frankreich, das berühmte Narrenfeſt etwas anders, als eine Schule der Demuth für die Geiſtlichen Ihres Landes? Sie war ein wenig ausſchweifend, und beynahe raſend, ich kann es nicht laeugnen; aber eben dieſe Raſerey hatte einen myſtiſchen Verſtand, den Herr Tilliot nicht wahrnehmen wollte, weil er gar zu vorſichtig war *y*).

Ich wundre mich, daſs die Engellaender, und auch Ihre Landesleute, uns Deutſchen die Hofnarren vorwerfen *z*), welche bey uns ſo einen groſsen Theil der fürſtlichen Beluſtigungen, und dieſes mit Recht, ausmachen. Sie ſuchen darinnen einen Beweis eines unausgearbeiteten Geſchmacks; ich aber ſehe ſie an, als einen Beweis der deutſchen Freyheit, die uns billig ſo ſehr am Herzen liegt, und die wir, beſonders gegen Sie, meine Herren, nicht eiferſüchtig genug vertheidigen koennen. Ich koennte zum Ruhm unſrer autoriſirten Narren ſehr vieles ſagen: aber das iſt ſchon Ruhm genug, daſs ſie den Beyfall unſrer Fürſten mit Lachen erlangen, um welchen ſich ſo viele Hofleute Zeitlebens, aengſtlich und koſtbar,

y) Memoires pour ſervir à l'hiſtoire de la Fête des Foux, qui ſe faiſoit autrefois dans pluſieurs egliſes, par Mr. du Tilliot.

z) Von hundert Stellen will ich nur das XLVII. Stück im I. Theile des engliſchen Zuſchauers anführen.

bar, und oft wohl umſonſt bemühen. Es iſt wahr: Die Scherze dieſer Narren ſind immer niedrig; aber wie vortheilhaft iſt dieſes für den Witz mancher Hofleute, die auch ſcherzen! Werfen Sie uns nicht vor, daſs ihr Anzug etwas barbariſches und gothiſches an ſich habe. Bey uns gehen die Narren buntſchaeckig und reden albern. In Frankreich gehen ſie ſchwarz, und plappern die witzige Sprache eines jungen Abbé In Engelland hüllen ſie ſich in einen Frack, und murren politiſch: Mit einem Worte, jedes Land hat ſeine Narren, nur geſtehn ſie es nicht in allen Laendern. Alle dieſe Vorzüge unſerer deutſchen Hofnarren, und noch hundert andere, übergehe ich mit Stillſchweigen, und will nur dieſes erinnern, daſs ſie wegen ihrer privilegirten Freyheit, Uebels zu reden, einem Hofſtaate ganz unentbehrlich zu ſeyn ſcheinen. Der Hofmann muſs ſich ſcheuen, Thorheiten zu begehen, um ihren oeffentlichen Vorwurf zu vermeiden; und der Prinz lernt durch dieſes Mittel ſeine Hofleute kennen, die ſich ſonſt ſo wohl vor ihm zu verſtellen wiſſen. Mit einem Worte; derjenige weiſe Spruch: *Wenn man die Wahrheit nirgends ſaende, ſo muſs man ſie doch bey den Prinzen finden!* Dieſer weiſe Spruch, den man ſo oft hoert, und doch ſo oft nicht verſteht, redet nur von unſern deutſchen Hofnarren!

Welches alles zu erweiſen war!

Viel-

Vielleicht haben Sie, meine Herren, in Willens, mir noch einige Einwürfe wider den bisher behaupteten Satz von der edlen Quelle der Begierde Boeſes zu reden, und wider den allgemeinen Nutzen zu machen, den dieſe Begierde über die ganze menſchliche Geſellſchaft ausbreitet. Sie wollen etwan ſagen: Ich haette einen deutlichern Unterſchied feſt ſetzen ſollen, zwiſchen der nothwendigen Verbindlichkeit, andern ihre Fehler liebreich vorzuhalten, und zwiſchen der boshaften Neigung, die Uebereilungen anderer auszubreiten, oder gar denen, die unſchuldig ſind, Fehler anzudichten; ich haette das Heilige einer vernünftigen und beſſernden Satire mit dem niedertraechtigen Splitterrichten, und den Pasquillen des Poebels nicht vermengen ſollen; es ſey eine Tugend offenherzig zu ſeyn, es ſey eine wichtige Kunſt, dieſe Offenherzigkeit durch einen muntern und lebhaften Scherz angenehm, und zugleich die bitterſten Wahrheiten ertraeglich zu machen; aber eben dieſe Kunſt ſey unendlich weit von derjenigen Bosheit unterſchieden, welche man mit keinem gelindern Namen, als mit dem Namen einer niedertraechtigen Verunglimpfung belegen koenne; dieſe ſey ein Grund zu ewigen Verbitterungen zwiſchen denen, die ſonſt die beſten Freunde waren; niemand ſey empfindlicher, wenn Boeſes von ihm geredet werde, als derjenige, der es von andern am meiſten rede, und dieſer verdiene es doch am meiſten; ein Menſch, der in den Geſellſchaften

ten herumſchleiche, Unſchuldige zu laeſtern, ſey weit gefaehrlicher, als jener, der uns den verborgenen Dolch in die Bruſt ſtoeſst; die abſcheulichſten Verbrechen - -. -

Gut, meine Herren! ich verſtehe alles, was Sie ſagen wollen! Ich koennte Sie widerlegen; aber ich ſehe an meiner Uhr, daſs ich ſchon eine Minute laenger geredet habe, als es die Geſetze der Academie erlauben. Ich würde noch eine halbe Stunde Zeit noethig haben, Ihnen Ihren Irrthum zu benehmen; aber darüber würde ich den aufgeſetzten Preis verlieren. Glauben Sie denn, daſs ein Philoſoph um deſswillen ſchreibt, damit er Wahrheiten ausfindig mache? Er ſchreibt, um bezahlt zu werden: Und ich, meine Herren, ich bin ein Philoſoph!

Realregiſter.

Vorbericht
des Verlegers.

Ich habe, wie es bey uns immer gewoehnlich iſt, vorſtehende Schrift von einer unbekannten Hand zugeſendet bekommen. Der Verfaſſer bittet mit einer wahren Autordemuth, daſs ich mich entſchlieſsen moechte, ſie zum Drucke zu befoerdern: Er thut dieſes auf eine ſo verbindliche Art, daſs ich unmoeglich ſo hart ſeyn koennen, ihm ſein Bitten abzuſchlagen. Inzwiſchen befürchte ich, wenn ich es aufrichtig geſtehen ſoll, daſs ich dabey ſchwerlich auf meine Koſten kommen dürfte. Ich weis in der That nicht, was ich aus dem Werkchen eigentlich machen ſoll. Es ſcheint mir ein Zwit-

ter von Witze und von Gelehrſamkeit zu ſeyn. Und ich weis nicht, ob ich es ſagen darf; beynahe bin ich auf die Gedanken gekommen, daſs es, ich moechte mich zwar nicht gern an dem Herrn Autor verſündigen, aber, wie geſagt, Gott gebe, daſs ich lüge; mit einem Worte. ich halte es gar für eine Satire! Mein Herr Gevatter, ein Mann, der nicht unrecht iſt, und immer weiter ſieht, als andere, findet ſehr vieles darinnen, das ſich auf die corſiſchen Unruhen bezieht. Das daechte ich nun eben nicht, wenigſtens ſteht nicht ein Wort von den Corſen darinnen; Aber der Henker mag den Schriftſtellern trauen. Dem ſey aber, wie ihm ſey, ich halte es für eine gelehrte Abhandlung; denn witzig kann ſie unmoeglich ſeyn, weil ſo erſchrecklich

lich vieles Griechiſch darinnen ſteht. Inzwiſchen iſt es freylich wahr, daſs ſie weit über die Haelfte ſehr ungelehrt ausſieht; denn auf den erſten Seiten iſt nicht eine einzige kleine Note. Das iſt noch mein Troſt, daſs ſie lateiniſch gedruckt iſt. Aber zur Hauptſache zu kommen. Damit dieſes Büchlein eine recht gründlich gelehrte Miene erlangen, und auch denen nützlich ſeyn moege, welche, als maennliche Gelehrte nicht den ſpielenden Witz, ſondern das Solide lieben; So habe ich mir die Mühe gegeben, bey einer Pfeife Tabac einen Verſuch vom nachſtehenden Realregiſter daraus zu fertigen, das ich künftig weiter ausführen werde. Der unbekannte Herr Autor wird mir dieſe Freyheit nicht ungütig nehmen. Haette ich gewuſst, wo er an-

zutreffen waere, ſo würde ich ihn um Erlaubniſs hiezu gebeten haben. Aber der Himmel mag wiſſen, unter welchem Dache er ſteckt; Denn, als ein witziger Autor, der er doch wohl ſeyn will, wohnt er vermuthlich fünf Treppen hoch. Wie geſagt, das Realregiſter habe ich ſelbſt dazu gemacht. Sollte der Herr Autor den Preis von der Academie zu Pau erlangen; ſo will ich nun eben nicht ſagen, daſs er ihn in Anſehung meines Realregiſters erlangt habe: Aber man weis doch das zehntemal die Urſachen nicht, warum etwas in der Welt geſchieht. Inzwiſchen mag er ihn behalten.

Verſuch
eines Realregiſters.

Advocate

Gewiſſenhafter, iſt einmal einer geweſen 24. Ob das Ernſt ſey? ib. iſt als ein ehrlicher Mann verhungert 25. Ein Kennzeichen einer weiſen Regierung, wo die Advocaten verhungern 26. Sind einem Staate nothwendig 27. Geſchichte von Heuſchrecken 27. Von welchen Advocaten eigentlich die Rede ſey? 28. Warum die Richter wider die Advocaten eifern? 30. Die Fabel vom Wieſel und der Katze. ib. Anatomie eines Advocaten 39.

Academie

Die zu Dijon iſt groſsmüthig 5. die zu Pau ſoll ſich daran ſpiegeln ib. Der Autor iſt in Leipzig zu erfragen. ib. Der Autor droht, die Academie laecherlich zu machen 9. Wie er ſich ſonſt an der Academie raechen will, wenn er den Preis nicht kriegt 10. In dieſem Falle ſchreibt er nur für die Ehre, und iſt zu groſs, als daſs er ſich aus dem Preiſe etwas machen ſollte 11. Klagen des Autors über die Partheylichkeit der Franzoſen 12. Will dieſe Klage widerrufen, wenn er den Preis kriegt ib.

Autor

ist demüthig 3. und droht ib. koennte sich selbst vergoettern 9. will es aber nicht thun ib. schreibt nur wegen der Ehre 7. bittet flehentlich um den Preis 7. 8. 9. 10. 11. 29. 30. 32. Autor schaemt sich 5. in welchen Faellen sich ein Autor schaemen dürfe 6. Autor beweist gründlich 8. denkt mit den Fingern 8. Autor giebt seinen Gegnern einen Stich 15. schimpft ib. hat noch mehr Verdienste 19. ist berühmt ib. schreibt mehr für sich, als für andere 20. ist mit sich wohl zufrieden 14.

Autorparole

Siehe Meineide.

Ammen

lehren uns die Gespenster 19. Vom Einflusse der Ammen in unsern Gemüthscharacter 20. Wie die Amme eines Kunstrichters gewesen seyn müsse 21.

Betschwestern

sind würdige Praesidentinnen in der Gesellschaft, wo Uebels geredet wird 24. Warum die lüderlichsten Weibspersonen in ihrem Alter die grausamsten Betschwestern werden? 39.

Belustigung

Ob aus der Belustigung eines Menschen sein Gemüthscharacter zu schliessen 9. Wird verneint, ib. und mit Exempeln bewiesen ib. Gelehrte belustigen sich mit sich selbst 10.

Bibliothek

iſt eine Art von Tapeten 15. Ein deutſcher Graf ſodert ſechs Ellen Bücher, um ein Locat auszufüllen 19.

Buhlen.

15. der Autor buhlt um den Preis der Academie zu Pau 7. das Buhlen iſt allen Staenden gemein 15. von der geiſtlichen Coqvetterie, ib. daſs ſie eine ehrgeizige Begierde ſey, fromm zu ſcheinen ib. Die meiſten Verkaetzerungen entſpringen daraus ib. Ob ein Autor mit ſich ſelbſt coqvettire? ib. Mannsperſonen coqvettiren mehr, als die Frauenzimmer 16.

Coqvetterie

ſiehe Buhlen.

Caeſar

Julius, viel Boeſes von ihm 37.

Chronodiſtiche

machen ihrem Erfinder Ehre 18. ſind der einzige Witz gewiſſer Gelehrten 30. der Witz wird dadurch geſchaerft, und der Verſtand ruht dabey aus 31. Angſt eines Verfaſſers, dem noch ein L. fehlt ib. Welche Koepfe dazu die geſchickteſten ſind ib.

Comoedie

warum diejenigen am heftigſten dawider eifern, die die meiſten Comoedien ſpielen 32. Beytrag aus der Kirchengeſchichte ib.

Charlatan

ſiehe Marktſchreyer.

Deutſche

ſchreiben nicht gern kleine Werkchen 4. Warum junge Deutſche ſo gern nach Paris reiſen? 7. warum ſie gemeiniglich naerriſch und ungeſund zurück komme ib. Warum die Franzoſen die Deutſchen verachten? 19. Warum die Deutſchen ihre eignen Landesleute verachten, wenn ſie aus Paris zurücke kommen? ib. warum die deutſche Sprache den Franzoſen ſo ekelhaft iſt? 37. Eine Stelle aus dem Sueton: aurum in Gallia effutuiſti, heic ſumſiſti mutuum, wird jungen Deutſchen zum Troſt angeführt 38. Deutſche lieben die Hofnarren 40. thun daran Recht ib. iſt ein Zeichen der alten deutſchen Freyheit ib.

Dummheit

Ein Mittel reich zu werden 16. In welchen Staenden man am meiſten damit verdienen kann? 16. Klugheit hat mehr Leute unglücklich gemacht, als die Dummheit ib. Iſt eine groſſe Kunſt, zu rechter Zeit dumm zu ſeyn 17.

Dichter

Warum itzt alles von Poeten wimmelt? 19. Ob es bey des Horaz Zeiten nicht eben ſo viel Dichter gegeben habe, als itzt? ib. wo ſie hin ſind? ib. Welche Art von Dichtern bey Hofe noch in einigem Anſehen iſt? 27. Woher das komme? ib. Wodurch ſich die Poeten um ihren Credit bringen? 14. Ob ſie mehr ſchuld daran ſind, als der Hof 15. Ein Vorſchlag,

wie das Anſehen der guten Dichter zu retten 16. Warum unſre Maecenaten, wenn ſie auch noch ſo billig und vernünftig ſind, zwar einen wirklich groſsen Dichter bewundern, aber doch verhungern laſſen? 17. Lob der Koeche ib.

Ehrgeiz

was das heiſse, wenn ein Autor ehrgeizig heiſst? 19. Berechnung des Autorehrgeizes nach itzigem Münzcours ib.

Ehe

warum alte Junggeſellen am liebſten über die Ehen ſpotten? 34. Warum die Ehen nicht mehr im Himmel geſchloſſen werden? 36.

Eiferſucht

iſt gemeiniglich ein Kennzeichen eines boeſen Gewiſſens 13. Maenner, die als Junggeſellen am meiſten geſündiget haben, ſind am meiſten eiferſüchtig 14. Eiferſucht eines witzigen Kopfes geht über alle Eiferſucht 19.

Einwurf

dem Autori werden verſchiedne Einwürfe wider ſeinen Satz gemacht 43. Hat nicht Zeit ſie zu beantworten ib. Koennte es wohl thun ib. Einem Schriftſteller Einwürfe zu machen, iſt gefaehrlich 17. bey welchen Gelehrten es am meiſten gefaehrlich ſey? ib.

Finanzen

werden durch die Begierde, Boeſes zu reden, vermehrt 28. S. Projectmacher.

Frauenzimmer

Die von einer zweydeutigen Aufführung werden entſchuldigt 11. Warum alte Jungfern gern beten? 13. Wie lange ſie verliebt ſeyn dürfen 14. Warum ſie über junge Maedchen ſich ſo chriſtlich aergern? 14. Ob junge Maedchen Unrecht thun, wenn ſie im ſechzehnten Jahre das wünſchen, was alte Jungfern ſchon vor 40 Jahren ſich gewünſcht haben? ib. Warum alte Junggeſellen ſo gern Boeſes von Frauenzimmern reden 43. Frauenzimmer geht auf die Heirath 37. Warum das billig ſey? ib. Liebaeugeln, und coqvettiren, iſt nichts anders, als auf die Heirath ausgehen ib.

Franzoſen,

die Deutſchen geben ihnen viel Vorurtheile Schuld 18. Der Autor wird binnen Jahr und Tag ſehen, ob dieſer Vorwurf gegründet iſt ib. Der Autor bewundert ihre Academien, beſonders weil ſie Preiſe austheilen 29. Der Autor verharrt mit Demuthsvoller Hochachtung 7. Hat ein groſses Vertrauen zu ihrer Einſicht ib. Iſt wegen des aufgeſetzten Preiſes ſehr gleichgültig ib. und droht ib.

Gewiſſen

In welchen Faellen das Gewiſſen zu brauchen 18. Erklaerung einer Stelle aus dem Panciroll, de rebus deperditis 19. des gemeinen Mannes altvaeteriſche Begriffe vom Gewiſſen 30. Beſchreibung vom Gewiſſen eines Hofmanns 32.

eines

eines Generalpachters 32. eines Domherrn ib. Der Autor macht ſich ein Gewiſſen 40. Ob das Heucheley ſey, wenn der Autor das ſagt? ib.

Geizige

ſind Patrioten, weil ſie für andere verhungern 13. Warum die Autores beſtaendig wider den Geiz eifern? 29. Autores ſind ſelbſt geizig ib. in welchen Faellen ſie es nicht ſind ib.

Geſchenke

ſind bey uns nicht gebraeuchlich 13. Was an deren Stelle eingeführt iſt 14. Wie ſie nach dem Stylo curiae genennet werden 15. von ſchuldiger Erkenntlichkeit ib. von gehorſamſter Bezeigung ib. von geringer Vergeltung auf Abſchlag wegen auſserordentlicher Bemühung ib. von einer Hand voll Devotion ib. Was das heiſst: Mit Devotion klimpern ib. Ob das ein Nationalwort ſey? ib. Vom Porte-bras eines Clienten ib. Was das in Sachſen heiſse: Der Candidat hat ſchoene Studia! ib.

Goldmacher

warum alle herumirrende Goldmacher Bettler ſind? 29. Von ihrer Qvakerey 40. Von der Groſsmuth dieſer Goldmacher, die allemal andere, und niemals ſich ſelbſt, reich machen wollen ib. Daſs ſie den Galgen nicht verdienen 43.

Geſpenſter

Geſpenſter

wo ſie herkommen? 16. Warum ſie an den wenigſten Orten mehr mode ſind? 19. warum ſich der Teufel am liebſten von alten Weibern ſehen laeſst? 33.

Gewichte

Werth eines deutſchen Buchs wird nach Pfunden ausgerechnet 9. Des Autoris Vater ſchrieb einen Centner geheime Nachrichten 6. Woher die Berechnung der Verdienſte nach Pfunden bey den Deutſchen komme? 7. Iſt ein bequemes Mittel, den Werth eines Buchs zu beſtimmen ib. alle Partheylichkeit der Kunſtrichter wird dadurch vermieden ib. Dieſe Urtheile ſind gemeiniglich eben ſo zuverlaeſſig, als die übrigen Urtheile von Büchern ib. Vorſchlag zu einer Kunſtrichterwage ib. Autor ſeufzt über die Kunſtrichter 13. Fürchtet ſich aber gar nicht ib. Thut wenigſtens ſo ib. Zuruf des Autoris an ſeine Collegen, wie ſie es machen ſollen, daſs ihre Bücher bey den Kunſtrichtern ins Gewichte fallen ib.

Griechen

waren weiſe 37. Griechiſche Noten ſehen gelehrt aus 36. Warum der Autor ſo gerne griechiſch allegirt 37. ob man noethig habe, die Sprache zu verſtehen, die man allegirt? ib. Es giebt ſich, wie das Griechiſche, wo das herkomme? 19. warum die Gelehrten kein Griechiſch mehr lernen? 30.

Geſchmack

Geſchmack

was das heiſst? 8. warum ein jeder glaubt, daſs ſein Geſchmack der beſte ſey? 9. ob nicht oft der Geſchmack des Kutſchers beſſer ſey, als deſſen, den er faehrt? 10. Recept, wie ein guter Geſchmack zuwege zu bringen, wenn man den Geſchmack eines Cammerjunkers und eines Profeſſors zuſammen miſcht 10.

Hercules

ein Criticus, 4. miſtet aus ib. wird vergoettert 5. der Autor ſieht ein, daſs er wichtigere Thaten verrichtet, als Hercules 9. verlangt dem ungeachtet nicht vergoettert zu werden ib. ob dieſes Compliment einem Schriftſteller von Herzen gehen koenne? 10. Schuldigkeit der Leſer in dergleichen Faellen 11. Wie die Fabel zu verſtehen, daſs Hercules geſponnen habe? 19. Vom Zeitvertreibe junger Officiers, die in Garniſon müſsig ſtehen ibid.

Hof

wer wider den Hof am meiſten eifre? 24.

Kaetzer

Schon die Prieſter des Saturnus verkaetzerten 12. Kaetzerfabrik 13. Warum gemeiniglich da die meiſten Kaetzer gemacht werden, wo die Geiſtlichen am dümmſten ſind? 14.

Kupfer

Warum die Schriftſteller ſich ſo gern in Kupfer ſtechen laſſen? 19. wie es komme, daſs die Kupferſtiche der Gelehrten meiſtentheils ernſthaft und tiefſinnig ausſehen? 20. warum Mon-

Monſieur Rouſſeau wider das Kupfer geſchrieben hat? 39.

Leipzig

Darinnen redet man Uebels von andern 22. Handel und Wandel wird dadurch in die Hoehe gebracht 22. warum daſelbſt mehr Uebels geredet wird, als anderwaerts? 23. Verdienſte der Gelehrten um die Kunſt, Uebels von andern zu reden ib. In welcher gelehrten Sprache ſich am beſten Uebels reden laeſst? 24. Der Autor iſt in Leipzig zu erfragen 5.

Latein

Siehe Roemer.

Maecenat

Siehe Zueignungsſchrift. Warum es keine armen Maecenaten gebe? 59. Wie man es anfangen müſſe, einen Maecenaten freygebig zu machen? 60. Ob ein deutſcher Kaufmann ein Maecenat ſeyn koenne? 61. Der Autor erinnert ſich eines Exempels 62. Maecenat ſchenkt einem Autori ein abgetragenes Kleid 64. wird bey der zwoten Auflage abgeſetzt ib.

Mütter

ſind ſchuldig, ihre Kinder die Kunſt zu lehren, Boeſes von andern zu reden 19. Ihnen hat die Natur dazu die Gaben im reichen Maaſse verliehen ib.

Maler

begehen Fehler wider die Wahrſcheinlichkeit 16. haben mit den Poeten groſse Freyheit 19. werden

werden beſſer bezahlt, als Poeten. ib. bilden ſich auch mehr ein ib. warum ein ſchlechter Maler ertraeglicher ſey, als ein elender Poet? 36.

Magiſtrat

Siehe Vaeter der Stadt.

Meſſe

wenn ein junger Geiſtlicher die Meſſe geſchwind zu leſen pflegt 4.

Marktſchreyer

Deſſen Unterſchied von einem Gelehrten, der lauter neue Wahrheiten ankündigt 19.

Nachwelt

Für die Nachwelt ſchreiben die Schriftſteller 13. Ob die Itztlebenden verbunden ſind, ihre Bücher zu leſen? ib. Grammaticaliſche Anmerkung über das Wort: Nachwelt 14. Nachwelt heiſst im myſtiſchen Verſtande der Autorn, ſo viel als der Magen ib.

Natur

Ieder ahmt die Natur nach 3. Was daraus für den Witz für traurige Folgen kommen ib. Horazens Maev glaubte auch, er ahme die Natur nach ib. Und - - - glaubt es noch itzt ib. Was der Natur ſchwerer ſey, einen witzigen Kopf, oder einen Wechsler hervorzubringen? ib. Wie man den Fehlern der Natur zu Hülfe kommen koenne? 4. Ob es nicht dadurch am leichteſten geſchehe, wenn die Wechsler genoethigt würden, die witzigen Koepfe zu Erben einzuſetzen? ib. Warum die Frauenzimmer ſo gern

an der Natur meiſtern? 7. Was die erſte Gelegenheit zur Schminke gegeben? ib. ſiehe Schminke.

Obrigkeiten

ſiehe Magiſtrat.

Philoſophen

ſind gemeiniglich hypochondriſch 9. wie das komme? ib. Ob ſie über die Thorheiten der Menſchen ſich wirklich aergern? 10. warum ſie ſich über die ihrigen nicht aergern? 11.

Projectmacher

ob ſie die Projecte für ſich oder für den Staat machen 19. die leichteſten Projecte ſind, wenn man die Abgaben verdoppelt 24. warum die Projectmacher nur vom landesherrlichen Intereſſe, und von ihrem niemals, reden 25. Warum ſie ſo gern Patrioten heiſsen 26.

Politiſch

geheime politiſche Nachrichten ſchrieb des Autors ſeliger Herr Vater in folio 4. einen ganzen Centner ib. warum man ſo gern geheime Nachrichten ſchreibt? 6 Ein Gelehrter überſieht in ſeinem Groſsvaterſtuhle die ganze politiſche Welt 9.

Pedanten

Wer der erſte geweſen 5. Bey Hofe giebt es mehr Pedanten, als auf Schulen 6. Von Frauenzimmerpedanten 9. Von der Pedanterey eines Petit Maitre ib.

Poet

ſiehe Dichter.

Querini

Cardinal, warum unſre Gelehrten ſo gern an ihn ſchreiben? 19.

Richter

Wie nützlich ein ungerechter Richter ſey 13. von der Gewohnheit, im Finſtern zu richten 19. Warum dieſe abgeſchafft ib. Warum ſie wieder eingeführt werden koennte ib. Daſs man auf dieſen Fall dem Richter nur die Haende frey laſſen dürfe 20.

Religion

Wer darüber ſpottet 22. Die Religion eines ehrlichen Mannes 39. ihre groſse Beqvemlichkeit ib. Junge Deutſche, wenn ſie aus Paris kommen, bringen gemeiniglich die Religion eines ehrlichen Mannes, einen entkraefteten Koerper, und Schulden mit 40.

Rabbi

Der berühmte Rabbi Ben-Maimon ſagt davon nichts 43.

Roemer

trugen keine Hüte 40. Wie es gekommen, daſs ihre Kinder ſchon im fünften Jahre Latein redeten 32. Ob alle diejenigen Gelehrte ſind, die Latein koennen ib. Latein iſt nicht mehr mode 33. Ob ein Gelehrter in der lateiniſchen Sprache beſſer ſchimpfen koenne, als ein Kutſcher in der deutſchen? 15. Ob es ſchon bey den Roemern Pedanten gegeben? 13. Warum man diejenigen ſo gern Pedanten nennt, die

critiſch Latein lieben? 14. Anecdoten von deutſchen Micheln ib. Daſs dieſe oft die groeſsten Pedanten ſind ib. in der Note b.

Schrift

Durch welchen Zufall gegenwaertige Schrift entſtanden 3. Nachricht von vielen andern Schriften des Verfaſſers, die alle wichtig ſind 4. Warum die Autores mit ihren Schriften ſo wohl zufrieden ſind? 5.

Stolz

Was der kriechende Stolz ſey 27. Warum diejenigen am meiſten ſtolz ſind, die ſich am tiefſten beugen 29. Berechnung der Grade des Stolzes, vom Portier bis in die Garderobe 30. Warum ein armer Poet mehr Stolz habe, als ein reicher Wechsler? 32. Ob ein witziger Kopf bey einer Zueignungsſchrift an einen Wuchrer im Ernſte ſtolz bleiben koenne? 33. Warum ein Frauenzimmer, die auf ihre Schoenheit ſtolz iſt, doch bey zunehmender Haeſslichkeit nicht demüthig wird? 17. Daſs man nur aus Stolz andern ihren Hochmuth vorwirft 18. Der Autor weis ſich dabey auf eine feine Art zu entſchuldigen. ib.

Schminke

Was die erſte Gelegenheit zum Schminken gegeben 7. War bey den Bactriern in den aelteſten Zeiten eine Art der Strafe für Weibsperſonen, welche

welche nicht mehr erroetheten 8. Ward in folgenden Zeiten bey ihnen eine Art der Galanterie ib. Scholia zur Stelle des Lucans: - - - - tinxere ſagittas ib. Die Mode zu ſchminken, wie ſie auf uns gekommen ib. Ob ſie die Gothen eingeführt ib. Ob man ſich von einem Frauenzimmer um deſswillen koenne ſcheiden laſſen, weil ſie ſich beſtaendig geſchminkt, und man das vor der Hochzeit nicht gewuſst hat 19.

Trauer

warum eine junge Wittwe in der Trauer am meiſten reizend ſieht 11. Vier Exempel aus dem Alterthume, von jungen Wittwen, die ihre alten Maenner im Ernſte betrauert haben 12. Eines von dieſen Exempeln iſt noch zweifelhaft 13. Der Autor giebt der Academie zu Pau einen wohlgemeynten Rath, im künftigen Jahre demjenigen den Preis zuzutheilen, welcher vier dergleichen Exempel aus neuern Zeiten beybringen wird 14. Die Bedingungen, ſo dabey erfodert werden ib. Ein Exempel weis der Autor in ſeinem Lande ib. Zu noch einem iſt ihm Hoffnung gemacht ib. ſagt ſich vom Preiſe los ib.

Vorurtheile

ein Weiſer ſchaemt ſich nicht, ſie zu bekennen 18. Sind der Grund aller menſchlichen Zufriedenheit 33.

Vater der Stadt

warum der Magiſtrat mit den Bürgern unzufrieden iſt 22. wie alt ein Vater der Stadt ſeyn muſs 39. Von einem Vater der Stadt im Flügelkleide ib. Vater der Stadt laeſst ſich zum erſten male barbiren ib. Freude ſeiner Mama über die Erſtlinge des Barts ihres wohlweiſen Sohnes ib.

Verdienſte

eines Autoris 4. ſind unendlich 5. jeder Autor iſt darinnen ſein eigner Zeuge ib. warum ihre Verdienſte ſo ſelten belohnet werden 3. Ein herzlicher Seufzer über alle Verleger ib.

Wahrheiten

Gelehrte ſuchen lauter neue 22. Warum ſie mit den alten nicht zufrieden ſind ib. Definition einer neuen Wahrheit 23. die meiſten Wahrheiten erfinden die, ſo die Wahrheit am wenigſten leiden koennen 24. Nachricht von einem Gelehrten, welcher nach vielen Wahrheiten endlich auch die erfunden, daſs er gar nichts weis 30. ein alphabetiſches Verzeichniſs vieler itztlebenden Gelehrten, welche dieſes noch nicht erfunden 31. Der Autor erwaehnt ſeiner eignen Perſon hiebey mit einem ſehr beſcheidenen Stolze 32. Erwartet von ſeinen Leſern darüber eine Schmeicheley ib.

Wiſſen-

Wiſſenſchaften

ſchoene, ſiehe Caſtraten.

Zueignungsſchriften

ſind gemeiniglich Satiren auf die Maecenaten 49. aus der Zueignungsſchrift kann man ſchlieſsen, wie hungrig der Autor ſey 50. Warum die Dedicationen abkommen 62. Nachricht von verſchiednen Maecenaten, die nicht leſen koennen, und doch gut bezahlen 63.

Zorn

Warum die Moraliſten gemeiniglich ſo viel Galle haben? 26. Ueber wen ſich die Schriftſteller am meiſten erzürnen? ib.

Zahnarzt

ſiehe Marktſchreyer.

ERRATA.

Ich war halb todt, da ich nach Hauſe kam, und vorſtehendes Realregiſter ſo gedruckt fand, wie es hier iſt. Im Concepte hatte ich die Seiten des Manuſcripts beygeſetzt; und bey meiner Abweſenheit hatte der Corrector vergeſſen, ſie nach dem gedruckten Exemplare zu aendern. Es iſt alſo nicht eine einzige Zahl richtig allegirt; Und die Meſſe iſt zu nahe vor der Thüre, als daſs ich Zeit haette, es umdrucken zu laſſen. Wer kann ſich helfen! Es wird dieſes Regiſter noch immer ſeinen Nutzen haben: Denn man kann doch mit einem Blicke die Realien überſehen, ſo in dieſem Werkchen anzutreffen ſind. Bey einer zwoten Auflage will ich es aendern; Itzo werden es meine Kaeufer thun.

Das
Märchen
vom
ersten Aprile,
aus dem
Holländiſchen in das Hochdeutſche
überſetzt.

Art Beuzelaars van Saerdamm Zueignungsschrift an seine liebe Amme,

Aafje Praatmoer van Sloten.

Liebe Amme,

Ich erinnere mich der langen Abende noch immer mit Vergnügen, an denen ich, als ein junger Knabe, auf deinem Schooſe ſaß, und meinen zitternden Arm ängſtlich um deinen Hals ſchlung, wenn du uns das fürchterliche Märchen vom Seehunde, das traurige Märchen vom verwünſchten Prinzen ohne Kopf, oder das fromme Märchen vom lahmen Eſel erzähltest. Damals konnte ich mir noch nicht vorſtellen, daß der Nutzen hievon, und die Luſt zu Märchen, die mir durch dergleichen Erzählungen beygebracht ward, einen ſo wichtigen Einfluß in mein Glück, und in mein ganzes Leben haben ſollten. Nur dir habe ich es zu danken, meine liebe Amme, daß ich in

männ-

männlichen Jahren, alle Märchen von den Verdiensten gewisser Gelehrten, von neuen tiefsinnigen Wahrheiten, und von der Einsicht einiger Privatpersonen in die Cabinette der Prinzen mit eben dem Vergnügen habe lesen und anhören können, wie dein Märchen vom redenden Affen. Ich bin an Höfen gewesen, und man hat mich lieb gewonnen, da ich auf ihre Märchen von Gnadenversicherungen, von Freundschaft, von Verdiensten um das Vaterland eben so aufmerksam war, als ich auf dich hörte, wenn du uns das lustige Märchen vom bezauberten Schlosse in der Luft erzähltest. Du siehest wohl, liebe Amme, daß dein Säugling sich aller deiner Wohlthaten mit Vergnügen erinnert. Damit du aber auch sehen sollst, daß ich nicht unerkenntlich bin; so schenke ich dir hier ein Märchen vom ersten Aprile, welches ich bey meinem letzten Aufenthalte in Batavia von einem Brauminen bekommen habe. Nimm es an, und lies es, und behalte mich lieb. Lebe wohl.

Erſtes Buch;

enthält

das

Märchen vom erſten Aprile.

SIT. MIHI. FAS. AVDITA. LOQVI

Virg.

Es war einmal ein alter König auf der mächtigen Insel **Chiekock**, welchen die Götter und seine Unterthanen liebten, weil er fromm und gerecht war. **Juocamosamma** hieß sein wahrer Name, ob ihn schon einige Chroniken ohne Grund **Camosamma** nennen. Zur Belohnung seiner Tugenden ließ ihn der Himmel alle Glückseligkeiten eines Fürsten genießen. Die Nachbarn suchten seine Freundschaft, und überließen ihre Streitigkeiten seinen billigen und uneigennützigen Aussprüchen. Seine Feinde unterstunden sich nicht, ihn zu beleidigen; denn sie würden dadurch den Zorn aller benachbarten Prinzen wider sich erreget haben. Er hatte viele getreue Diener an seinem Hofe, und nicht einen einzigen Schmeichler. Er gab nur wenige Gesetze, weil sein Exempel das Land tugendhaft machte; und wenn er ein Gesetz gab, so war es noch in zwanzig Jahren eben so unverbrüchlich, und eben so heilig, als es in der ersten Woche gewesen. Die Unterthanen waren in ihrer Arbeit freudig, und unermüdet, weil sie wußten, daß sie für sich und ihre Kinder arbeiteten. In seinem ganzen Lande war kein Bettler, denn niemand gieng müßig, niemand verschwendete, und ein jeder war genügsam; so gar die Priester seiner Götter waren es. Er strafte selten, denn sein Volk war tugendhaft, nicht aus Furcht vor der Strafe, sondern aus Furcht, seinem

Für-

Fürsten zu misfallen. Mit einem Worte: Ein jeder Unterthan war sein Freund. So glücklich war der alte Juocamosamma!

Aber er hatte keinen Erben; und auch damit war er zufrieden, weil er mit allem zufrieden war, was er für den Willen der Götter hielt. Desto untröstbarer war seine Gemahlinn. Sie kniete Tag und Nacht vor dem Bilde der Fekula-Pussa, und bat um einen Sohn. Sie that sieben Wallfahrten auf den Gipfel des Fusinogamma. Der König war mit dieser ungestümen Andacht wenig zufrieden: aber er schwieg still, so bald sie ihm vorstellte; Das Wohl der Unterthanen erfodere einen Thronerben. Ihre Unfruchtbarkeit war eine Folge der Bosheit des alten Zauberers Ciongock, den ihr Großvater beleidigt hatte. Endlich erbarmte sich die Göttinn Pussa über sie, und gab ihr von ihren schwarzen Kirschen aus Japan zu essen: Sogleich hörte die Bezauberung auf, und sie ward schwanger.

Ciongock gerieth darüber in Wut; er schwur den Untergang der Mutter, und das Unglück des Sohnes. Die guten Feen, welche allerseits Freundinnen der tugendhaften Königinn waren, hörten den Schwur, und erzitterten; denn sie kannten die Gewalt des Zauberers, welcher verwegen genug war, die Götter und die Feen zu trotzen. Ihre Freundschaft verband sie, auf Mittel zu denken, wie sie den traurigen Folgen dieses Schwurs vorbeugen könnten.

Sie

Sie verſammelten ſich bey der Niederkunft der Königinn. **Zoimane**, die anſehnlichſte unter den Feen, nahm den neugebornen Prinz auf ihren Schoos; ſie küßte ihn dreymal auf das Herz, und ſprach: **Sey ein Freund der Götter!** **Aſaide**, eine gütige Fee, und große Freundinn der Menſchen, nahm ihn in die Arme, und ſprach: **Regiere, wie dein Vater!** **Zimzime**, welcher Name eine einſame, und wohlthuende Fee bedeutet, berührte ſiebenmal mit ihrem Daume ſeine Zunge, und ſeine Hand, und ſprach: **Sey weiſe und reich!** **Alcimedore**, eine junge, und lebhafte Fee, küßte ihm die Augen, und den Mund, und ſprach: **Sey liebenswürdig!**

Als dieſes geſchehen war, legten ſie das Kind an die Bruſt ſeiner Mutter, welche vor Freuden außer ſich, und eben im Begriffe war, ihnen die aufrichtigſten Verſicherungen ihrer Dankbarkeit zu geben, als der Zauberer **Ciongock** in einer finſtern Wolke über ihrem Sopha erſchien, das Kind mit einem grauſamen Lächeln anſah, und mit einer fürchterlichen Stimme herabrief: **Ich aber will dein Feind ſeyn!** So bald er dieſes geſagt hatte, hüllte er ſich in einen ſchwarzen Dampf, und zog langſam und brauſend über die Gefilde von **Chiekock**. Die Feen erblaßten, und die unglückliche Mutter überlebte dieſe ſchreckliche Erſcheinung nur wenige Minuten.

Zoimane übernahm die Erziehung des Prinzen. Zwar wußte ſie wohl, daß ein Zauberer zu

unvermögend sey, die Geschenke der Feen zu vernichten; und um deßwillen war sie überzeugt, daß der junge Prinz, der den Namen **T' Siamma** bekommen hatte, ein Freund der Götter, und ein guter Regent, liebenswürdig, weise und reich werden würde: Aber sie kannte auch die Gewalt des schrecklichen **Ciongock**, und wußte, daß dieser tausend Wege erfinden würde, den Ruhm und die Vortheile zu verhindern, welche der Prinz von diesen Geschenken der Feen erwarten konnte. Um deßwillen wandte sie bey seiner Erziehung alle Sorgfalt an, ihn zur Standhaftigkeit, und Gelassenheit zu gewöhnen. Sie wiederholte ihm diese Vermahnungen bis in sein achtzehntes Jahr, da er nach den Gesetzen des Landes die Regierung übernehmen konnte.. Sie führte ihn selbst zu dem erledigten Throne, übergab ihn dem Beystande der versammelten Räthe, umarmte ihn noch einmal mit einer mütterlichen Zärtlichkeit, und sprach: **Prinz! sey deines Vaters würdig, und vergiß nicht, daß die Tugend ihre Freunde belohnt, wenn sie auch von der ganzen Welt verkannt wird!** Hier schwieg sie, sah ihn zum letztenmale liebreich und mitleidig an, und schwung sich auf einer blauen Wolke in die Höhe, um nach ihren glücklichen Wohnungen zurück zu kehren, oder in einem andern Lande die Erziehung eines jungen Prinzen zu übernehmen, welches sie, als eine Freundinn der Menschen, ihre einzige und liebste Beschäfftigung seyn ließ, da sie wußte, daß durch die tugendhafte Erziehung eines einzigen

zigen Prinzen, Millionen Menſchen glücklich werden.

Ciongock ſaß eben an dem Eingange ſeiner traurigen Höhle, und ſann auf Verderben, als er die Zoimane in der Luft erblickte. Er verbarg ſich; denn der verruchteſte Böſewicht erſchrickt bey dem unvermutheten Anblicke eines Tugendhaften. Nunmehr wußte er, daß T' Siamma den Thron beſtiegen hatte, und weiter nicht unter dem Schutze der Fee war. Er brüllte vor Freuden, und rüſtete ſich, ſein Vorhaben auszuführen. „Ja, T' „Siamma, dein Feind will ich ſeyn, wie ich der „Feind deiner Aeltern geweſen bin. Sey immer„hin ein Freund der Götter, ſey tugendhaft, ſey „weiſe und gerecht; alle dieſe Geſchenke der Feen „ſollen dir unnütze ſeyn. Ich will mich der Herzen „der Unterthanen und deiner Nachbarn bemächti„gen. Deine Frömmigkeit ſollen ſie für Heuche„ley halten. Du wirſt regieren, wie dein Vater, „und doch wird ſich das Volk wider dich auflehnen. „Sey immerhin liebenswürdig und weiſe; man „wird dich doch verachten. Du ſollſt nach Schat„ten greifen; deine größten Unternehmungen ſollen „ſich endigen, wie ein lächerlicher Traum ver„ſchwindet.„

Das ſagte der drohende Ciongock mit einer rauhen Stimme. Er lachte dreymal, und dreymal ſeufzete die Natur. Er ſetzte ſich auf ſeinen Wagen, welchen vier graue Drachen zogen, und eilte nach der Inſel Chiekock, ſein Vorhaben aus-

zuführen. Die Dichter erzählen, daß die Blumen unter ihm verwelkt, und die Vögel verstummt sind, da er durch die Lüfte fuhr.

Inzwischen hatte das Volk erfahren, daß T' Siamma den väterlichen Thron bestiegen habe. Es versammelte sich vor den Thoren des Palasts, und verlangte, seinen neuen König zu sehen. Der Ruhm von seiner Weisheit und Güte hatte sich schon seit vielen Jahren im Lande ausgebreitet. Das Volk betete ihn um deßwillen an; und hätte er auch diese großen Gaben nicht besessen, so würde es ihn doch geliebt haben, weil er der Sohn ihres Juocamosamma war.

T' Siamma wollte sich diese Gelegenheit zu Nutze machen, und sowohl die Ehrfurcht, als die Liebe seiner Unterthanen gewinnen, wenn er sich in der Majestät eines Königs, und zugleich in der Freundlichkeit eines liebreichen Vaters zeigte. Die Könige in Chiekock redeten, wider die Gewohnheit der morgenländischen Könige, öffentlich zu ihren Unterthanen. T' Siamma, dessen Zunge die göttliche Fee siebenmal berührt hatte, nahm sich vor, seinen Unterthanen bey dieser feyerlichen Gelegenheit zu sagen, daß er sie liebe. Er freuete sich, als ein guter König, daß er ihnen dieses sagen konnte. Die Thüren des Palastes wurden geöffnet. Und der König erhob sich vom Throne zu seinem Volke.

In eben diesem Augenblicke langte der Zauberer über der königlichen Burg an. Er sahe die freu-

freudige Ungeduld des Volks, und knirschte mit den Zähnen. Er murmelte drey schreckliche Worte: Sogleich kehrte sich das bezauberte Volk um, und lief nach einer andern Seite des Schlosses, eine Bande chinesischer Gaukler zu sehen, die der Zauberer dahin gestellt hatte, den Pöbel zu belustigen. Man urtheile einmal von der Bestürzung des T' Siamma, welcher bey dem Austritt aus dem Zimmer keinen von seinen Unterthanen fand, und welcher erfahren mußte, daß sie ihn verlassen hatten, um einer Bande Gaukler nachzulaufen. Er betrübte sich darüber; aber er gab sich auch alle Mühe, die Leichtsinnigkeit des Volks zu entschuldigen. Er wartete lange Zeit vergebens auf die Zurückkunft des Volks, und kehrte endlich bekümmert in sein Schloß zurück. Sogleich endigte sich die Bezauberung. Das Volk versammelte sich vom neuen, und ward ungeduldig, daß es so lange auf seinen König warten sollte.

Man hinterbrachte dem Könige diese Ungeduld des Volks, welches ihn zu sehen verlangte. T' Siamma war ein zu gütiger Fürst, als daß er vermögend gewesen wäre, seinen Unterthanen eine Bitte abzuschlagen, welche ein Beweis ihrer Ehrfurcht und Liebe war. Er gieng etlichemal in seinem Zimmer auf und ab, um sich von der vorigen Bestürzung zu erhohlen, und zu überlegen, wie er in wenigen Worten seine Unterthanen am nachdrücklichsten an ihre Pflicht erinnern, und sie zugleich von der liebreichen Vorsorge, mit welcher

cher er ihr König seyn werde, versichern könne. Er eilte nunmehr, seinem Volke sich vorzustellen, welches ihn mit einem jauchzenden Zurufe, und allgemeinen Händeklatschen empfieng. Einem gütigen Könige kann nichts angenehmers seyn, als die Freude seiner Unterthanen. Er wartete, bis das Geräusch des Volks sich würde gelegt haben, um mit ihm zu reden. Das Jauchzen verdoppelte sich, und T' Siamma brannte vor Begierde, ihnen die Worte zu sagen, von denen er hoffte, daß sie bey der Freude seines Volks einen noch einmal so starken Eindruck haben müßten. Da das Volk nicht aufhören wollte, zu jauchzen; so gab er ihm das gewöhnliche Zeichen, daß er reden wolle, und erwartete ein ehrerbietiges Stillschweigen: Aber das Lärmen verdoppelte sich. Nunmehr war es kein Jauchzen oder Händeklatschen mehr; es war ein wildes und wüstes Geschrey eines trunkenen Pöbels. Der König erschrak, seine Räthe erblaßten. Sie würden es für einen Aufruhr gehalten haben: aber sie sahen, daß das Volk sich ruhig hielt, und nur bey einem unaufhörlichen Jauchzen und Händeklatschen zu rasen schien. Mit einem Worte: Es war dem Könige nicht möglich, zu seinem Volke zu reden. Er kehrte zurück, und überdachte sein Schicksal mit der Traurigkeit eines liebreichen Vaters, welcher nicht mehr weis, wie er seinen Kindern helfen soll, die auf ihn nicht hören wollen.

Alles dieſes war ein Werk des Zauberers, welcher die Freude ſeiner Unterthanen in einen ausſchweifenden Unſinn verwandelt hatte, damit ſie, wie die Trunknen, nicht wiſſen ſollten, was ſie ſähen, oder was ſie hörten.

T' Siamma merkte wohl, daß ihm eine mächtigere Hand widerſtund. Er erinnerte ſich der weiſen Vermahnung ſeiner gütigen Zeimane, welche ihn beſtändig aufgemuntert hatte, ſtandhaft und gelaſſen zu ſeyn, wenn er auch unglücklich wäre. Sie hatte ihm merken laſſen, daß er einen mächtigen Feind habe; aber daß dieſer Feind ein Zauberer, und zwar der grauſame Cienged ſey, das hatte ſie ihm niemals ſagen wollen, damit er den Muth nicht gänzlich ſinken laſſen, und nicht müde werden möchte, ſeinem Unglücke zu widerſtehen.

Cienged freute ſich, wie ſich ein Böſewicht freut. Er ſann auf neue Mittel, wie er den tugendhaften T' Siamma kränken könne: und da er einer von den gefährlichſten und grauſamſten Zauberern war; ſo nahm er ſich vor, die Frömmigkeit und Weisheit des gütigſten Königs ſeinen Unterthanen und Nachbarn lächerlich zu machen.

Die Geſetze des Reichs erfoderten, daß der neue König in den erſten dreyßig Sonnen ſeiner Regierung eine Wallfahrt zu dem Haine des großen Ramu-Amida thun ſollte. T' Siamma unterwarf ſich dieſem Geſetze mit Vergnügen, da es ihn zu einer heiligen Handlung verband, und da er den meiſten Theil ſeiner Unterthanen bey-

sammen sehen sollte. Er zog fort in Begleitung der Aeltesten seines Reichs, und hatte die ansehnlichsten Geschenke auf einen weißen Elephanten geladen, um sie seinem Gotte zu heiligen.

Tiengock sahe wohl, daß er alles verlieren würde, wenn er geschehen ließe, daß die Unterthanen ein öffentliches Zeugniß seiner Frömmigkeit und Andacht sähen; aber daß er desto mehr gewinnen würde, wenn er dem Volke diese Frömmigkeit verdächtig machen könnte. Er that es.

Der König näherte sich dem Haine, und legte sich dreymal auf sein Angesicht nieder, um sich zu dem Anschauen des Namu-Amida zu heiligen. Seine Unterthanen, die ihn in unzähliger Menge am Haine erwarteten, freuten sich über ihren König, und fielen dreymal mit ihm nieder, und beteten für ihn: Denn das fromme Beyspiel eines Königs macht fromme Unterthanen, und die Frömmigkeit macht treue Bürger. Nun zog er mit seinem Gefolge nach dem Tempel. Die Priester tanzten ihm in langen weißen Kleidern, und mit Kränzen in den Händen entgegen, um ihn zu segnen, und seine Geschenke unter sich zu theilen. Sie ließen ihn ihre Kränze küssen, und fragten im Namen ihres großen Gottes nach den Geschenken. Er befahl, daß man den Elephanten herbey führen sollte: Aber, wie bestürzt war er, und wie wütend waren die Priester, als man, anstatt des aufgeputzten Elephanten, einen grauen Esel brachte, der zween Körbe mit Reiß und Bohnen trug! Sie warfen den Staub gen Himmel,

hörten die Entſchuldigungen des Königes nicht, und riefen dem Volke zu: Sie ſollten die Beſchimpfungen ihres Gottes rächen, und den ungläubigen T'Siamma erwürgen. Das Volk fieng ſchon an zu murren. Kaum konnte der unglückliche König noch ſo viel Zeit gewinnen, ſich in ſein Schloß zu flüchten, wo er drey Tage lang verſchloſſen blieb, und auf ſeinen Knieen rohe Bohnen aß, um den Zorn des ſchrecklichen Namu-Amida zu verſöhnen; denn er glaubte, daß dieſer auf ihn erzürnt ſey, und aus Zorn ſeine Geſchenke in ſo verächtliche Sachen verwandelt habe. Am vierten Tage verſammelte er den großen Rath. Es ward beſchloſſen, der König ſolle durch einen ſeiner verſchwiegenſten Knechte den Prieſtern Geſchenke ſenden, und ſolche verdoppeln. Er that es. Die Prieſter ließen ſich bewegen, die Geſchenke anzunehmen, und ihr Gott ward verſöhnet.

Seit dieſem Zufalle blieb der König immer traurig; denn die Gnade ſeiner Götter, und die Liebe ſeiner Unterthanen verloren zu haben, das waren dieſem guten Könige zwo ſchreckliche Sachen. Die Räthe merkten ſeine Schwermuth, welche weder die Geſchäffte ſeiner Regierung, noch die öftern Luſtbarkeiten zerſtreuen konnten. Sie riethen ihm an, er ſolle ſich vermählen. Es vergiengen dreyßig Monden, ehe er ſich entſchlieſſen konnte. Endlich ſtellten ſie ihm vor: Das Wohl ſeines Landes erfodere dieſes; und ſogleich entſchloß er ſich.

Man schickte Gesandten an den König der benachbarten Insel Saykock, die um seine Enkelinn werben sollten, eine Prinzessinn, welche so tugendhaft, so weise, und so schön war, daß man ihr den schmeichelhaften Namen, Zizizi beygelegt hatte. Der König freute sich über die Gelegenheit, die man ihm gab, sich mit dem Sohne seines alten und besten Freundes auf eine so genaue Art zu verbinden. Er gab seine Einwilligung zur Vermählung; er bat aber zugleich, daß T' Siamma selbst zu ihm kommen, und die Prinzessinn von seiner Hand annehmen sollte, damit sie sich mündlich unterreden könnten, wie das gute Vernehmen zwischen beiden Reichen, und das Wohl ihrer beiderseitigen Unterthanen am sichersten zu befestigen sey. Eine einzige von diesen Ursachen wäre schon vermögend gewesen, den T' Siamma zu dieser Reise zu bewegen.

Er segelte also mit einem prächtigen Gefolge von hundert Schiffen ab. Zur Ueberfahrt nach Saykock brauchte man nur wenige Zeit. T' Siamma sahe schon den Hafen. Er näherte sich ihm, ungeduldig vor Liebe, Freundschaft, und Begierde, seine Unterthanen glücklich zu machen. Der alte König von Saykock stand mit seinen Dienern und seinem Volke am Ufer, seinen Freund zu erwarten; als ein jählinger Sturm seine Flotte ergriff, aus dem Hafen zurück warf, und mit solcher Heftigkeit um die ganze Insel Saykock herum trieb, daß er mit der dritten Sonne schon wieder vor dem Hafen war.

war. Die Innwohner entdeckten ſeine Flotte, die Freude breitete ſich durch die ganze Stadt aus, und der König eilte mit ſeinem Hofe nach dem Hafen, ſeinen Freund und Sohn zu empfangen, den er ſchon verloren gegeben hatte. Sie ſahen ſich, ſie winkten einander, um ihr Vergnügen über dieſe unvermuthete Zurückkunft auszudrücken; das Ufer und die Flotte ertönten von dem Jauchzen des freudigen Volks: Aber, eine ſchreckliche Nacht umhüllte die Flotte. Es war nicht möglich, weiter zu kommen; man zog die Segel ein, damit die Schiffe nicht an einander ſcheiterten. In dieſer ängſtlichen Unbewegſamkeit blieb die Flotte liegen. Der Nebel verzog ſich: Aber wie erſchrak T' Siamma, da er ſah, daß er nicht mehr vor dem Hafen, ſondern an den Ufern von Chiekock, nicht weit von ſeiner Burg, war. Er warf ſich auf dem Verdecke ſeines Schiffes nieder, betete zu ſeinen Göttern, und befahl, die Segel vom neuen aufzuſpannen. Er flog zum drittenmale nach der Inſel Saykock ſeinen Wünſchen entgegen. Zum drittenmale kam er in den Hafen, und fand den König mit ſeinem Volke wieder verſammelt, welche eine außerordentliche Freude über dieſe dritte Ankunft empfanden. Der alte König ſtand am Ufer; er reichte ſeinem Freunde die Hand, welcher eben im Begriffe war, aus dem Schiffe zu ſteigen, als das Volk auf dem Schiffe und auf dem Lande, Verrätherey! Verrätherey! rief. T' Siamma ſprang ins Schiff zurück, und ſuchte ſein Volk zu beſänftigen. Der alte

König

König riß seinen Unterthanen die Waffen aus den Händen. Er rief ihnen zu: aber niemand hörte auf ihn. Das Geschrey auf dem Lande, und auf den Schiffen war, wie das Geschrey zweyer feindlichen Heere, die sich erwürgen. Die Flotte des T' Siamma kehrte zurück, und floh, und keiner von seinem Gefolge hatte den Muth sich umzusehn, bis sie in dem Hafen von Chiekock angelangt waren. Hier versammelten sich die zerstreueten Schiffe. T' Siamma, welcher wohl merkte, daß ihn eine mächtigere Hand hinderte, trat traurig ans Land. Sein Gefolge erwachte, wie von einem unruhigen Traume, und sie wußten nicht, was ihnen wiederfahren war, oder warum sie geflohen waren. Sie schämten sich vor ihren Weibern, sie schlugen die Augen vor ihrem Könige nieder; aber dieser gute König erkannte wohl, daß es nicht ihre Schuld sey. Er richtete sie auf, und unterwarf sich dem Willen der Götter, welcher ihm unbegreiflich war.

Ciengock freuete sich grimmig; denn er sahe die Angst des Königs, welche dieser vor seinem Volke zu verbergen suchte. Seine Verbindung mit der tugendhaften, weisen, und schönen Zizizi war ein zu großes Glück für den T' Siamma, als daß ihm dieser wütende Zauberer solches ungestört hätte überlassen sollen. Denn er war es, welcher den Sturm erregte, welcher die Nacht über die Schiffe verbreitete, und welcher Wut und Mord unter das Volk hauchte.

Der

Der alte König von Sayfock war fromm, aber nicht abergläubisch. Dieser dreyfache Zufall hielt ihn nicht ab, die Unterhandlungen vom neuen anzufangen. Das sahe er wohl, daß diese Hinderungen kein Werk der Götter wären: Er kannte seine Götter, und wußte, daß diese das Vergnügen zweyer tugendhaften Personen, und das Glück zweyer mächtigen Reiche nicht hinderten. Er hielt also alles, was begegnet war, für einen ungefähren Zufall, und wollte, daß die Vermählung vollzogen werden sollte; nur das wollte er nicht zulassen, daß T' Siamma zum viertenmale zu ihm käme. Um deßwillen setzte er sich selbst mit einem kleinen Gefolge in ein Schiff, und landete in Chiefock an, ohne daß sich T' Siamma dessen versah. Man meldete ihm die Ankunft des alten Königs. Er erstaunte, und eilte ihm mit offnen Armen entgegen, den Freund seines Vaters und seine göttliche Zizizi zu umarmen. Er küßte dem Alten den Bart; und als ihn der Alte gesegnet hatte, so übergab er ihm die Prinzessinn, welche sich zu den Füßen des T' Siamma niederwerfen wollte. Dieser fieng sie in seine Arme auf, und zog ihr, zur Versicherung seiner ewigen Treue, nach der Gewohnheit des Landes, in Gegenwart des Hofs und des ganzen Volks, den Schleyer vom Gesichte.

Man kann wohl glauben, wie heftig sein zärtliches Verlangen war, diejenige zu sehen, welche ganz Morgenland für die schönste Prinzessinn hielt:

Aber

Aber man stelle sich auch das Schrecken vor, das ihn überfiel, als er die unangenehmste und häßlichste Gestalt vor sich erblickte. Ein übelverwachsener Zwerg mit einem kahlen Haupte, einer gerunzelten und mit Haaren bewachsenen Stirne, triefenden und schielenden Augen, herabhangenden welken Backen, einem spitzigen Kinne, und hervorragenden schwarzen Zähnen; das war die Gestalt der göttlichen Zizizi.

T'Siamma blieb einige Minuten unbewegt vor ihr stehen. Er sahe sie, er sahe ihren Vater, er sahe das Volk an, und warf ihr endlich den Schleyer über das Gesicht. Die unglückliche Prinzessinn weinte, und wußte die Ursachen dieses allgemeinen Erstaunens, und traurigen Stillschweigens nicht. Der ehrwürdige Greis verhüllte das graue Haupt in seinen Rock; unter dem Volke erhob sich ein misvergnügtes Murren; und hoch in der Luft hörte man ein lautes Lachen, wie das Lachen eines Riesen ist, der in seiner gewölbten Höhle vom Weine taumelt und jauchzet. Der alte König erkannte diese Stimme des Zauberers. Er enthüllte sein Gesicht, warf den Staub gen Himmel, und rief dreymal den Namen des mächtigen Ramu-Aruda. Das Lachen des Zauberers verwandelte sich in ein wildes Heulen, welches sich in den entfernten Wolken verlor: Aber die unglückliche Prinzessinn behielt ihre Häßlichkeit, von der sie nichts wußte.

Der alte König nahm ſie bey der Hand, und gieng mit ihr, und dem T' Siamma, in das Zimmer, wo er ſie alſo anredete: Ich ſehe nunmehr, meine Kinder, daß die alten Drohungen eines der mächtigſten Zauberer erfüllt ſind: Aber zu meiner Beruhigung weis ich auch dieſes, daß ich nur noch wenige Monden lebe, und mit meinem Tode die Zauberey ſich endigen wird. T' Siamma, ſey großmüthig und gerecht; verſtoß meine Tochter nicht; liebe ſie, und erwarte bald ein beßres Vergnügen. Und du, meine Tochter, hier umarmte er ſie, du wirſt nicht immer unglücklich bleiben. Ertrage dein Unglück! Tugend und Weisheit hat dir die Hand des mächtigſten Zauberers nicht rauben können; nur die vergängliche Schönheit war es, die er auf einige Zeit verſtören konnte. Hier ſtellte er ſeine Tochter vor den Spiegel, damit ſie die traurige Verwandlung erfahren ſollte. Sie ſahe ſich, ſie erſchrak, ſie fiel halb ohnmächtig in die Arme des Vaters zurück, und vergoß über den Verluſt ihrer Schönheit bittere Thränen, denn ſie war ein Frauenzimmer: Aber ſie faßte ſich auch nach einigen Minuten wieder, denn ſie war ein vernünftiges Frauenzimmer. Die Hand unſers Feindes, ſagte ſie, hat eine Zerſtörung angerichtet, die ich ohnedem einige Jahre ſpäter, vor der Zeit erwarten mußte. Ich werde mich zu beruhigen ſuchen; aber, du, Prinz, ſo redete ſie den T' Siamma an, du biſt von deinem Verſprechen befreyt. Ich kehre wieder mit meinem Vater zurück. Ich liebe dich zu

ſehr,

sehr, als daß ich von dir verlangen sollte, mich zu lieben. Lebe ohne mich vergnügt.

T' Siamma, welcher Zeit gehabt hatte, sich von seiner ersten Betäubung zu erhohlen, ward durch diese Anrede empfindlich gerührt. Er nahm sie bey der Hand, umarmte sie, und schwur, sie ewig zu lieben. Die feyerliche Vermählung ward vollzogen. T' Siamma bewunderte seine Gemahlinn; aber der Pöbel in Chiekock sang spöttische Lieder von seiner neuen Königinn. Sie erfuhr es, und lachte; denn ein Weiser lacht mitleidig über den Witz des Pöbels. Sie bemühte sich, ihrem Gemahle zu gefallen; und dieser war so weise und gerecht, daß er ihre Verdienste bald einsah, und sie mit Hochachtung liebte. Sie bemühete sich auch, das Volk von ihrer Tugend und ihrem Verstande zu überführen; und diese Mühe blieb vergebens, denn sie war häßlich. Lag sie in dem Tempel vor ihren Göttern, und betete andächtig; so sagten die starken Geister zu Chiekock, daß sie, wie der fromme Pöbel, andächtig bete, weil sie nicht vernünftig denken könne. Redete sie, wie der weiseste Bramine von den Göttern, von der Natur, und von den heiligsten Pflichten der Menschen; so nannte man sie eine traurige Pedantinn. War sie gefällig und freundlich gegen die, mit denen sie sprach; so gab man ihr eine gemeine und niedrige Aufführung Schuld. War sie freygebig; so nannte man es eine übelangebrachte Verschwendung. Mit einem Worte:

Der

Der Pöbel am Hofe, und der Pöbel in der Stadt, fand nichts als Untugenden und lächerliche Fehler an ihr; denn ſie war ſehr häßlich.

Dieſe allgemeine Verachtung war ihr ſehr empfindlich. Sie wußte die Urſachen derſelben, ſie wußte, daß dieſe Urſachen aufhören würden, ſo bald ihre Bezauberung aufhörte. Sie wünſchte aus Liebe zu ihrem Gemahle, zu ihrem Volke, und zu ſich ſelbſt, daß ſie ihre vorige Geſtalt wieder bekommen möchte: Aber mitten in dieſem Wunſche hielt ſie inne, und zitterte, wenn es ihr einfiel, daß dieſer Wunſch nicht anders, als durch den Tod ihres Großvaters, den ſie ſo ſehr liebte, erfüllt werden könnte. Sie wünſchte, daß er noch lange leben möchte: und damit dieſes deſto gewiſſer geſchähe; ſo verlangte ſie, häßlich und ungeſtalt zu bleiben. *

Ihr gemeinſchaftlicher Feind, der unverſöhnliche Ciongock, wußte wohl, daß dieſe Zauberey durch den Tod des alten Königes aufhören werde; er wußte auch, daß dieſer Tod in wenigen Monden erfolgen müſſe. Er konnte urtheilen, wie ſehr T' Siamma und ſeine Gemahlinn ſich alsdenn lieben würden, da nicht einmal ihre Häßlichkeit dieſe Liebe hatte hindern können. Ein ſolches Glück

* Hier muß ein Fehler im Originale ſeyn; denn kein Frauenzimmer, wenigſtens in Europa keines, wird einen ſo widernatürlichen Wunſch für das Leben ihres Mannes, geſchweige ihres Großvaters, thun.

Glück gönnte der Grausame seinem Feinde nicht. Er merkte wohl, daß T' Siamma, so großmüthig er auch war, doch mit Ungeduld auf die Zeit ihrer Verwandlung wartete. Er, als ein Zauberer, war allein vermögend, die stillen Wünsche der Königinn zu entdecken, die sie nach ihrer Schönheit that, so oft ihr die Verachtung des Volks unerträglich ward. Alles dieses sahe er, und spottete ihrer Wünsche; denn er hatte einen grausamen Einfall, den König durch die Schönheit seiner Gemahlinn noch weit unglücklicher zu machen, als er ihn durch ihre Häßlichkeit gemacht hatte.

Es war an einem Morgen, als die Königinn mit Anbruch der Sonne in ihrem Zimmer vor dem Bilde des Gottes Ysum lag, und für die Seele ihres sterbenden Großvaters betete, dessen gefährliche Krankheit man ihr gemeldet hatte. Sie war eben im Begriffe, vom Gebete aufzustehen, als sie von einem Schlage, wie der Schlag eines starken Donners ist, niedergeworfen ward. T' Siamma hörte es; er eilte nach ihrem Zimmer, und fand sie ohnmächtig auf der Erde liegen, aber mit einer Schönheit, die ihn blendete, so schrecklich ihm sonst dieser Anblick war. Er nahm sie in seine Arme, und sie kam in wenigen Augenblicken wieder zu sich selbst. Der König war in großer Unruhe, wie er ihr diese glückliche Verwandlung entdecken sollte, da er es nicht anders thun konnte, als ihr zugleich die Nachricht von dem Tode ihres Großvaters, den sie so zärtlich liebte, zu entdecken. Sie saß

noch

noch auf ſeinen Knieen, und zitterte vor Schwachheit. Sie ſahe ihren Gemahl und die Umſtehenden mit einer wilden Unordnung an, wie ein Kranker, der von einem ſchweren Traum erwacht. Endlich erblickte ſie ihre eigne Geſtalt in einem Spiegel. Sie riß ſich aus den Armen ihres Gemahls, drängte ſich durch die Bedienten des Hofs, und blieb einige Minuten unbeweglich vor dieſem Spiegel ſtehen. Ja! ich bin es! rief ſie mit einer ungemäßigten Freude. Sie ſetzte ſich vor dem Spiegel nieder, zog ihre ſchwarzen Haarlocken durch die weiße Hand, und bewunderte die Schönheit von beiden. Von ungefähr lächelte ſie, und ſie fand dieſes Lächeln ſchön. Sie wiederholte es, und gab ſich Mühe auf verſchiedne Art zu lächeln, um zu verſuchen, welches Lächeln eigentlich ihrem Munde, und ihren Zähnen am vortheilhafteſten ſey. Sie ward nicht müde, ihre Augen zu betrachten. In einer einzigen Minute machte ſie die Blicke einer Zärtlichen, einer Spröden, einer Gebieterinn, einer Schmachtenden, einer Traurigen, und tauſend Blicke, in welchen ſich der Leichtſinn eines europäiſchen Frauenzimmers vor dem Spiegel übt. Mit einem Worte; ſie buhlte mit ſich ſelbſt, und fand endlich, daß die Blicke der Gebieterinn ihren ſchwarzen Augen am anſtändigſten wären. Mit dieſer Miene wandte ſie ſich um, und erwartete die Anbetung derer, die um ſie waren. Ihr Gemahl, welcher mit Erſtaunen alle dieſe ungewohnten Bewegungen an ihr wahrgenommen hatte, ſtund ganz betrübt neben ihr, ohne von ihr geſehen zu wer-

werden. Er nahm sie bey der Hand; aber sie zog ihre Hand kaltsinnig zurück, und sah ihn an. Endlich schien sie sich zu erinnern, daß er ihr Gemahl sey. Sie überließ ihm die Hand nachläßig, ohne auf die Zärtlichkeit Acht zu haben, mit welcher er sie küßte. Er wagte es endlich, sie an den Tod ihres Großvaters zu erinnern. Der Wille der Götter, sagte er mit einer ängstlichen Miene zu ihr, seine Weisheit, seine Tugend, das Glück der Todten, das schwächliche Alter deines Großvaters = = = Ist er todt? unterbrach sie ihn ganz gelassen. T'Siamma sah traurig auf die Erde. Also ist er todt, wiederholte sie nochmals, und zuckte mit den Achseln. Aber er war alt, und verdrießlich; sein = = = Indem sie dieses sagen wollte, so entdeckte sie im Spiegel, unter ihrem linken Auge, ein kleines fast unmerkliches Blätterchen. Aber, große Götter! schrye sie, was ist dieses? Sie ward unruhig, sie verlangte die Aerzte, und sank kraftlos auf einen Sopha nieder.

T'Siamma stand vor ihr, wie ein Träumender: Er sah seine Gemahlinn, als die schönste Person des Morgenlandes, vor sich; aber ohne Zärtlichkeit, ohne Empfindung der Tugenden, die ihr sonst so eigen waren. Er sah einen schön gemalten Körper, welcher nur mit sich beschäfftigt war, nur sich liebte, und die Hochachtung der Menschen erwartete, ohne sie verdienen zu wollen. Er schlug an seine Stirne, und bat die Götter, sie

möchten

möchten ihm dieſe Schönheit wieder nehmen, welche ſo viele Tugenden verdrängt hätte: Aber die Götter wollten ihn noch nicht hören, und der Zauberer freute ſich über ſeine Verwüſtung.

Bey dem Pöbel hatte dieſe Verwandlung eine ganz andre Wirkung. Er betete ihre Schönheit an. Wenn ſie nur die Lippen öffnete, ſo ward ſie bewundert, noch ehe ſie redete. Sie redete mit ihrem Papagoy, und was ſie mit ihm redete, war Weisheit. Unter dieſem Pöbel waren viel Dichter: Sie beſungen ihre Schönheit, und die Königinn ſpendete Reiß unter ſie aus. An gewiſſen feyerlichen Tagen theilte ſie ein ſparſames Almoſen unter die Armen der Stadt, um dem Volke ihre weißen Hände zu zeigen: Man nannte dieſen eitlen Hochmuth, wohlthätige Tugend, denn ihre Hände waren rund und wohl gemacht. Mit einem Worte: Der Pöbel in Chiekock, der die tugendhafteſte Königinn verachtet hatte, weil ſie häßlich war, der vergötterte nunmehr ihre Schönheit, und hielt ihre Thorheiten für Tugend.

Der unglückliche Gemahl ward durch dieſe Schönheit nicht verblendet. Er liebte ſie noch: aber weit zärtlicher liebte er ſie damals, als ſie, zwar häßlich, aber tugendhaft war. Er brachte die Stunden in ihrer Geſellſchaft ſehr misvergnügt zu; denn gegen alle war ſie freundlich, gefällig und aufgeräumt, nur gegen ihren Gemahl nicht. Gegen ſeine Liebkoſungen war ſie immer unem-

pfindlich und kalt. Wollte er sie küssen; so klagte sie über Schmerzen am Haupte. Verlangte er, daß sie mit an seiner Tafel speisen sollte; so wendete sie eine Andacht vor, und fastete. Redete er mit ihr, und sagte ihr die zärtlichsten Schmeicheleyen; so spielte sie mit ihrem kleinen Drachen. Redete er nicht mit ihr; so warf sie ihm seine Unempfindlichkeit vor. Was ihm gefiel, tadelte sie. War er aufgeräumt, so vergoß sie Thränen, daß er bey ihrem Kummer noch scherzen könne. In den traurigen Stunden, wenn er seinen Schmerz weiter nicht bergen konnte, machte sie ihm bittre Vorwürfe, und klagte, daß er sie nicht mehr liebe, daß er allemal aufgeräumt, und nur in ihrer Gegenwart immer traurig sey.

Das Exempel der Königinn breitete sich durch die ganze Stadt aus. Die Weiber der Vornehmen ahmeten sie nach. Die Aerzte hielten es für eine Krankheit, aber sie wußten kein Mittel dawider. Sie gaben dieser Krankheit einen gelehrten Namen, und nannten sie: Ongasauwara-Sinano; * Das war alles, was sie thun konnten. Unerachtet dieses gelehrten Namens, blieben die Männer bey dem misvergnügten, und sich widersprechenden Eigensinne ihrer Weiber unglücklich. T Siamuna sahe die Zerrüttung mit Betrüb-

* Der berühmte *Pere du Halde* erzählt eben diese Geschichte, aber nur mit einigen Veränderungen. Er drückt das Ongasauwara-Sinano durch sein *Vapeurs* aus, und ich weis nicht, ob er es getroffen hat.

Betrübniß, welche dadurch in den ansehnlichsten Familien verursachet ward. Er gewöhnte sich, gegen seine Gemahlinn gelassen, nachsehend, und immer gefällig zu seyn. Die Großen im Reiche ahmten ihn hierinnen nach. Sie machten dadurch ihren Ehestand erträglich, aber ihre Weiber nicht vernünftiger. Die Chronikenschreiber von **Chiekock** wollen behaupten, daß sich um diese Zeit die Herrschaft der Weiber angefangen habe; Aber der gelehrte **T'Sintsia** macht diese Gewohnheit noch etliche tausend Jahr älter.

In diesen bekümmerten Umständen lebte **T'Siamma** etliche Jahre lang, und war endlich so glücklich, sein Elend gewohnt, und ruhig zu werden. Aber auch diese traurige Ruhe gönnte ihm der Zauberer nicht.

Es breitete sich ein Gerücht in **Chiekock** aus, daß zween mächtige Prinzen in **Siam** mit einander in Krieg verwickelt wären. Der Schwächste von ihnen war ein Freund, und Bundsgenosse des **T'Siamma**. Dieser brach mit seiner Armee auf, ihm beyzustehen. Er landete glücklich an, schiffte seine Truppen aus, und fand, daß das ganze Land in Ruhe war. Sein Freund hielt dieses für einen feindlichen Einfall, und ward entrüstet. Er verband sich in Eil mit andern benachbarten Fürsten, und überfiel die Völker des **T'Siamma**, welcher nicht im Stande war, der Macht zu widerstehen, und mit vieler Noth den Rest seiner Truppen auf die Schiffe flüchten konnte.

Dieſer unglückliche Zufall ſchlug ſeinen Muth gänzlich nieder. Es war ihm unerträglich, daß er ein Spott der benachbarten Fürſten ſeyn, und für einen bundbrüchigen Freund angeſehen werden ſollte. Er eilte nach ſeinem Lande zurück, um ſich vor den Augen der Welt, und ſeiner Unterthanen zu verbergen.

Er kam an den Hafen, aber er fand ſeine Unterthanen in den Waffen, welche ihm und den Seinigen den Eingang verwehrten. Der Zauberer, welcher wußte, daß die Götter ihm nur wenige Zeit noch ſeine Bosheiten ungeſtraft zulaſſen würden, hatte ſich vorgenommen, den letzten und empfindlichſten Streich wider den T'Siamma auszuführen. Er hatte, als dieſer abweſend war, ſeine Geſtalt angenommen, und das Volk in die Waffen gebracht, da er ausſprengte, daß eine fremde Macht ſein Reich überfallen wollte. Das war die Urſache des Widerſtandes, welchen T'Siamma fand. Aber ſein Muth, und ſeine gerechte Sache überwanden auch dieſe Hinderniſſe. Er trat an das Land. Das Volk ſahe ihn, und erſtaunte; denn es ſahe auch den Zauberer in der Geſtalt des T'Siamma. Der Zauberer hatte die Prieſter durch Geſchenke gewonnen. Die unglückliche Zizizi hielt ihn für ihren Gemahl, und liebte ihn ſeit einiger Zeit wirklich, weil er ihr tauſend kindiſche Schmeicheleyen vorſagte, und ihr alle Stunden neue Gelegenheit gab, ihre Eitelkeit zu beruhigen. Die Weiber der Großen im Reiche

hatten

hatten gar zu viel Urſache, auf ihrer Seite zu ſeyn: Sie bedienten ſich alſo der Gewalt über ihre Männer, und nöthigten ſie, die Parthey der Königinn zu nehmen. Der Pöbel war ohnedem ſchon auf ihrer Seite. Alſo blieben nur noch wenige Tugendhafte und Getreue übrig, welche dem wahren T' Siamma anhiengen. Er verlangte, in Gegenwart ſeiner Gemahlinn, und des Volks, ſeinen Feind zu ſehen, und mit ihm um ſein Recht zu kämpfen. Der Zauberer gieng es ein, da er ſeiner Macht gewiß genug zu ſeyn glaubte. Sie begegneten beide einander in einer fruchtbaren Ebene vor der Stadt. Der Zauberer führte die Königinn an der Hand, und ward von einer unzählbaren Menge Volks begleitet. T' Siamma erſtaunte nunmehr ſelbſt über die Aehnlichkeit ſeines Feindes. Er ward wütend, daß er ſeine Gemahlinn an der Hand dieſes Räubers ſehen ſollte. Er zog das Schwerdt, und rief: Göttliche Zoimane! ſtärke meinen Muth, und dieſen Arm! So bald er dieſes geſagt hatte, ſprang er auf den Zauberer los, welcher ihn aber, ohne aus ſeiner Gelaſſenheit zu kommen, zu Boden warf, und erwürgen wollte.

In dieſem Augenblicke ſtürzte die göttliche Zoimane, die Freundinn und Beſchützerinn ihres T' Siamma, in einer Wolke von Feuer auf den Zauberer herab. In ihrer linken Hand hielt ſie einen Talismann, welchen der eingegrabene Name des Namu-Amida den Gottloſen ſchrecklich

machte. Der Zauberer erblickte diesen Namen, und zitterte. Er wollte fliehen, aber er sank zur Erde nieder. Er verwandelte sich in einen schrecklichen Riesen, und war so verwegen, wider die Fee zu kämpfen. Diese hielt ihm den Talismann vor; und er stürzte zum zweytenmale, wie ein Kind, zur Erde. Er verwandelte sich in einen hohen Felsen, um gegen die Kraft des Talismanns unempfindlich zu seyn; aber er schmolz, wie Schnee, zusammen. Noch zum dritten male versuchte er zu entkommen, verwandelte sich in einen Strom, und riß den unglücklichen T' Siamma, welcher ohnmächtig auf der Erde lag, mit sich fort. Die Fee merkte dieses zu spät. Sie warf sich in den Strom, den T' Siamma zu retten. Durch die Gewalt des Talismanns vertrocknete der Strom, und es blieb nichts übrig, als ein faules stehendes Wasser; Aber mitten in demselben lag der T' Siamma ohne Empfindung ausgestreckt, und blieb todt.

Das war das Ende des grausamen Zauberers, welcher noch in dem letzten Augenblicke seiner Wut den tugendhaften T' Siamma zugleich mit in sein Verderben hinriß. Nur die weisen Götter wußten, warum sie dieses geschehen ließen.

Die Fee netzte den Leichnam mit ihren Thränen. Sie wollte der Nachwelt ein Andenken

denken seines groſsen Muths, und seiner standhaften Tugend hinterlassen: Sie hielt also den Talismann an seine Stirne, und es erhob sich mitten aus diesem todten See ein Fels von weiſsem Marmor, welcher den Leichnam des **T'Siamma** in sich verschloſs.

Unter diesem schrecklichen Kampfe der Fee und des Zauberers war das Volk geflohen. Die Königinn lag ohnmächtig an dem Fuſse eines Baumes, und wuſste von allen diesen traurigen Veränderungen nichts. Sie ermunterte sich durch ein Wort der Fee, welche ihr das Schicksal ihres Gemahls, die Bosheit des Zauberers, und die Rache der Götter erzählte. Sie legte ihr den Talismann auf die Brust, und in diesem Augenblicke verschwand alle Eitelkeit und Thorheit, welche durch die Zauberey des **Ciongock** zeither ihren Verstand umnebelt hatte. Sie war vor Bekümmerniſs auſser sich. Sie wollte mit den Göttern zanken; aber die Fee erinnerte sie an ihre Gottesfurcht, an ihre Tugend, und an ihre Weisheit. Sie ward ruhig; sie küſste den Nahmen des mächtigen **Namu-Amida**, und beweinte ihren Gemahl, ohne ungeduldig zu murren. Die Fee verlieſs sie. **Zizizi** baute ihrem Gemahle einen prächtigen Tempel auf dem Marmorfelsen, welcher seinen Leichnam verschlossen hielt. In diesem

Tempel

Tempel war sie die oberste Priesterinn bis an ihren Tod. Das Volk betete ihn an. Er ward der Gott der Unglücklichen, welche ihren Wünschen immer nahe sind, ohne sie jemals zu erlangen, und welche, so lange sie leben, vergebens hoffen.

Sein Tod geschahe, nach der Zeitrechnung der Innwohner zu Chiekock, am siebenten des Monden Ni-ada, welcher nach dem europäischen Calender der erste April ist. Dieser Tag war dem Volke besonders heilig. Sie giengen hinaus in die Ebene nach dem Tempel ihres Gottes T'Siamma, und stellten sich, als wenn sie ihn ängstlich suchten. Sie riefen ihn, und wenn sie ihn nicht fanden, so warfen sie Steine in den faulen See Ciongock, um das Andenken des Zauberers zu verfluchen. Die Aeltern sagten an diesem feyerlichen Tage zu ihren Kindern: Gehet hinaus, und sucht den T'Siamma, er wird euch etwas schenken: Die Kinder giengen, und warfen Steine in den See, wenn sie ihn nicht fanden. Das Weib sagte zu ihrem Manne: Gehe hinaus, und suche den T'Siamma, er wird dir sagen, ob ich dich mehr liebe, als andre Männer: Der Mann gieng, und rächte sich an dem See, wenn er ihn nicht fand. Die Mutter sagte zu ihrer Tochter: Gehe hinaus, und suche den T'Siamma, er wird dir den Mann nennen,

nennen, durch deſſen Liebe du glücklich werden ſollſt: Die Tochter gieng, und kehrte traurig zurück, weil ſie dieſen Mann nicht erfuhr. Der Weltweiſe ſagte zu ſeinen Schülern: Gehet hinaus, und ſuchet den T' Siamma, er wird euch eine Weisheit lehren, gegen welche die meinige nur Thorheit iſt: Sie giengen, und ſuchten ihn, und klagten es ihrem Lehrer, daß ſie keine Weisheit gefunden hätten.

Dieſes war die Art, mit welcher die Innwohner das Andenken ihres unvergeßlichen T' Siamma feyerten. Sie faſteten an dieſem Tage, und das ganze Land war traurig.

Nach tauſend Jahren ward die Religion in Chiekock verächtlich, da das Land einen König bekam, der ſich der Religion ſeiner Väter ſchämte. Die Großen des Volks waren ſtarke Geiſter, und nur der arme Pöbel betete noch. Um dieſe Zeit fiel auch die Hochachtung, die man für das Andenken des T' Siamma hatte. Sein Gottesdienſt verkehrte ſich in Völlerey, und pöbelhafte Ausſchweifungen. Sie ſandten einander noch immer zu dem T' Siamma, aber nicht tugendhaft, nicht weiſe zu werden, nein, nur ihren Muthwillen zu kützeln. Und fanden ſie noch einen, welcher fromm und treuherzig genug war, ſich zu dem T' Siamma ſchicken zu laſſen, den hielten ſie für einen Narren. Dem

Pöbel

Pöbel gefiel endlich dieser Scherz auch, und für den Pöbel gehörte er eigentlich. Er bemächtigte sich dieses Witzes, und behielt ihn bey, nachdem die Vornehmen des Landes anfiengen, sich desselben zu schämen. Diese Gewohnheit breitete sich durch Siam in Japan aus, und ist endlich auch zu uns Europäern herüber gebracht worden.

Nunmehr ist der siebente Tag des Monden Ni-ada ein Fest der Narren in Chiekock; und der europäische Pöbel feyert ihn zu gleicher Zeit am ersten April.

Zweytes Buch;

enthält

sieben mal sieben Wahrsagungen

vom ersten April.

RIDE. SI SAPIS. *Mart.*

Warnung

an alle unverheirathete

Frauenzimmer.

So viel Mühe ſich der Autor auch gegeben hat, alles zu vermeiden, was den zärtlichen Ohren ſeiner Leſerinnen, und beſonders unverheiratheter Frauenzimmer, anſtößig ſeyn möchte; ſo wenig hat er es doch von der achten bis zur neunzehnten Wahrſagung vermeiden können. Er warnt ſie daher wohlmeynend, dieſe Stellen vorſichtig zu überſchlagen. Es würde ihm nahe gehen, wenn ſie darinnen etwas finden ſollten, worüber ſie erröthen, oder empfindlich werden müßten.

Zweytes Buch.

1.

Einem von meinen Lesern sind sieben mal sieben Wahrsagungen verdächtig. So bald er diesen Titel zu Gesichte bekömmt, so bald fällt ihm das Sprüchwort ein: daß Sieben gemeiniglich die Zahl eines Lügners sey; und um deßwillen hat er ein schlechtes Vertrauen zu diesen Wahrsagungen. Sie irren sich, mein Freund; lesen sie weiter: Es ist auch für sie eine Wahrsagung darinnen. Sie werden gestehen müssen, daß ich nicht lüge, wenn sie anders sich selbst kennen.

2.

Phäneſt (1) hat an einem feyerlichen Tage die Pracht und die Lustbarkeiten des Hofs mit angesehen; diese Lebensart gefällt ihm. Er versetzt einen Theil seines väterlichen Gutes, kauft sich reiche Kleider dafür, und läßt sich heute um eilf Uhr zum erstenmale bey Hofe sehen. Man bewundert seinen Verstand, und seinen Rock; man sucht seine Freundschaft; man erbietet sich zu allen möglichen Diensten. Der unerfahrne Phäneſt kennt die Sprache des Hofs noch nicht. Er träumt schon von lauter hohen Ehrenstellen,

(1) Kennen sie den Herrn V. . T. . nicht?

von Gewalt und Reichthume: Aber im Kurzen wird er merken, daß alles nur ein Traum geweſen iſt. Er wird wieder auf ſein Landgut flüchten, und ſuchen, durch eine genau eingeſchränkte Wirthſchaft in zehn Jahren ſo viel zu erſparen, als er es ſich in einem Jahre hat koſten laſſen, dem Hofe lächerlich zu ſeyn.

3.

Naſidien (2) hat in der Stadt, wo der Hof wohnt, ſeit zwanzig Jahren ein anſehnliches Vermögen, durch alle nur erſinnliche, ſowohl vornehme, als niederträchtige Ausſchweifungen zerſtreut. Weil er für den Prinzen ein beſondres Gallakleid, ein anderes für die Gemahlinn des Prinzen, und für einen jeden Vetter und eine jede Muhme des fürſtlichen Hauſes wenigſtens eine reiche Weſte gehabt; weil er zwanzig Jahre in der Antichambre müßig geplaudert hat; weil er ſich ſein Geld bey Hofe hat abgewinnen laſſen; weil er ſeine Geſundheit, in der Geſellſchaft einiger Frauensperſonen vom Theater eingebüßt hat: So glaubt er, ein Recht zu haben, von dem Prinzen eine Belohnung ſeiner treuen Dienſte, und eine Schadloshaltung für das anſehnliche Vermögen zu fodern, welches er, nach ſeiner Art zu reden, im Dienſte des Fürſten zugeſetzt hat. Er entſchließt ſich alſo, dieſen Morgen ernſtlich um ein Amt, oder, welches bey ihm einerley iſt, um eine

(2) Seine Gläubiger werden es gleich errathen, daß ich den Herrn von N = = meyne.

eine Penſion anzuſuchen. Man hört ſein Bitten an, und macht ihm ein gnädiges Compliment; er bittet noch einmal, und man verweiſt ihn zur Geduld; er bittet zum drittenmale, und nunmehr findet man ſeine Bitte ſehr unbeſcheiden. Man wird ihn fragen, worinnen denn eigentlich die wichtigen Dienſte beſtehen, die er dem Hofe mit Aufwendung eines ſo anſehnlichen Vermögens geleiſtet habe? Dieſer Frage hatte er ſich nicht verſehen. Er geht, misvergnügt über den Hof, zurück, lebt noch einige Zeit in der Stadt von den Wohlthaten ſeiner Bekannten, von der Leichtgläubigkeit einiger Wucherer, und von ſeiner eignen Unverſchämtheit. Endlich flieht er aufs Land, und füttert ſich in etlichen adlichen Familien zu Tode, wo er der gnädigen Frau viel Nachtheiliges von den Hofdamen erzählt, der Fräulein ein paar abgeſetzte Operarien vorheult, den Junker die Geographie von allen verdächtigen Häuſern der Reſidenz lehrt, und mit dem alten Ritter, beym Kamine, über die Regierung, und den Undank des Hofs patriotiſch ſeufzet.

4.

Der Prinz wird nach der Tafel einige Minuten mit dem Grafen N. = = *) am Fenſter ſtehen, ſehr vertraut mit ihm reden, und ihm einigemal etwas ins Ohr ſagen. Es ſind in der That nur gleichgültige Dinge, die er mit ihm ſpricht, und

(3) Der Graf E = =, iſt ihnen der unbekannt?

die Geheimnisse, die er ihm ins Ohr sagt, dürfen alle wissen, nur die Prinzessinn nicht. Gleichwohl macht diese gnädige Vertraulichkeit eine große Bewegung am Hofe, und im Gehirne des armen Grafen. Der Hof weis, daß der Prinz den Grafen zu gut kennt, als daß er ihn hoch schäzzen, oder ihn seiner Vertraulichkeit würdigen sollte. Man hält ihn für einen Mann, der zu den kleinen Belustigungen des Hofs zu trocken, und zu ernsthaften Verrichtungen zu albern sey; in der That hat der Prinz auch bisher niemals mit ihm geredet, als wenn er nach der Uhr, oder nach dem Wetter fragte. Und gleichwohl redet er itzo mit ihm allein, und redet ihm ins Ohr, und klopft ihn auf die Achsel. Nunmehr ändert auch der Hof seine Begriffe, die er sich von dem Grafen machte. Kaum hat ihn der Prinz verlassen, so drängt sich die ganze Antichambre zu ihm. Die Großen reden vertraut mit ihm, und bitten, daß er morgen mit ihnen speisen möge; die Hofleute von der mittlern Classe lächeln zu allem, was er spricht, finden seine Scherze sehr fein, und zucken die Achseln geheimnißvoll, wenn er seiner Natur die Gewalt anthut, ernsthaft und vernünftig zu reden; die Kleinen weichen ihm ehrerbietig aus dem Wege, damit er desto vornehmer auf und abgehen, und sie desto mehr bemerken könne. Der gute Graf taumelt von diesem ungewohnten Glükke. Er kann es noch nicht begreifen, daß er es ist, dem man alle diese Freundschaft und Hochachtung bezeugt. Endlich läßt er sichs gefallen,

und er läßt sichs um so viel lieber gefallen, da er bisher der einzige am Hofe gewesen ist, der an seinen Verdiensten nicht gezweifelt hat. Nun überrechnet er schon sein künftiges Glück, da er gewiß glaubt, daß er der Vertraute des Prinzen sey. Er hat Feinde, und diesen will er es empfinden lassen, daß sie seine Feinde gewesen sind. Er hat Schulden; diese will er nicht bezahlen, denn nunmehr würde sich das noch weniger für ihn schicken, als vorher. Aber er will Schätze sammeln, und was ihn noch beunruhiget, ist die Ungewißheit, welche Güter im Lande er eigentlich an sich kaufen will. Zu seinem guten Glücke ist er noch nicht vermählt. Er läßt in Gedanken alle Fräulein die Musterung passiren, und bedauert die guten Kinder, daß er nur eine von ihnen heirathen kann. Mit dergleichen angenehmen Träumen beschäfftigt sich der arme Graf, und weis nicht, daß es nur Träume vom ersten Aprile sind. Noch an eben dem Tage kömmt er an den Hof zurück. Er nähert sich dem Prinzen mit einer gewissen Vertraulichkeit, zu welcher er seit drey Stunden berechtigt zu seyn glaubt. Der Prinz sieht ihn gleichgültig an; er redet mit allen, die um ihn stehen, nur mit dem Grafen nicht. Diese veränderte Scene ist ihm ein Räthsel. Er wagt es endlich, dem Prinzen etwas ins Ohr zu sagen; der Prinz hört es; ohne seine Miene zu ändern, oder ihm zu antworten. Er wiederholt seine stille Frage noch einmal; der Prinz antwortet ihm mit einem unzufriedenen, Nein! und kehrt ihm den Rücken zu.

Der arme Graf tritt beschämt zurück; er vergißt alle Schlösser, die er kaufen, und alle Fräulein, die er heirathen wollte. Die Antichambre verachtet ihn eben so sehr, wie gestern. Er steht überall im Wege; man drängt ihn zurück. Er bietet sich an, daß er morgen mit Ihro Excellenz speisen wolle; aber nun besinnen sich Ihro Excellenz, daß sie morgen selbst zu Gaste sind. Er sagt etliche artige Einfälle, und niemand lächelt mehr. Er geht zu denen, die ihm vor drey Stunden ehrerbietig auswichen; sie bleiben stehen, sie merken ihn nicht, und, die ihn noch merken, die sind so vertraut, Tabak von ihm zu fodern. Zum größten Unglücke kömmt der Kaufmann in das Vorzimmer, dem der ganze Hof schmeichelt, weil der ganze Hof ihm schuldig ist. Er hat in seiner Schreibestube von der gnädigen Vertraulichkeit des Prinzen gegen den Grafen gehört; um deßwillen ließ er alles liegen, und eilte nach Hofe, um dem Grafen sein ganzes Vermögen anzubieten, in der Hoffnung, dasjenige wieder zu bekommen, was er ihm bereits schuldig war. Aber schon auf der großen Treppe erfährt er die geschwinde Veränderung: Er geht also in das Vorzimmer, sucht den Grafen, und mahnet ihn trotzig. Der Graf eilt beschämt nach Hause, verflucht den Hof, und den unglücklichen Tag, ohne sich zu besinnen, daß dieser Tag der erste April ist.

5.

Endlich hat **Hypsäus** (4) den Schritt gethan, den er sich seit langer Zeit zu thun wünschte. Er hat heute das ansehnliche Amt überkommen. Zwar den Verstand hat er nicht, der zu dem Amte erfodert wird; aber den hat er sich auch eben nicht gewünscht. Genug, daß er die Besoldung und den Rang hat. Er wird dafür sorgen, daß er jemanden miethet, der in seinem Namen den Verstand und Fleiß anwendet, den das Amt erfodert. Nunmehr glaubt **Hypsäus** vollkommen glücklich zu seyn. Aber seine große Dumnheit, und Nachläßigkeit wird nun destomehr in die Augen fallen, je ansehnlicher der Posten ist, in welchem er stehet. Die Stadt fängt an, öffentlich über ihn zu lachen, da sie ihn vorher nur im Stillen verspottet hat. Die Einkünfte muß er denen abgeben, die für ihn arbeiten. Er wird also auf den ersten April künftigen Jahres von seiner Ehrenstelle nichts übrig haben, als die Schande, und die Verantwortung.

6.

Sehen sie jenen Mann mit der tückischen und menschenfeindlichen Miene, welcher sich die Stirne wischt, und sich ganz ermüdet auf das Canapee wirft? Das ist **Neran**! (5) Erst vor einer Minute hat er das große Werk zu Stande gebracht, an dem er seit einem halben Jahre gearbeitet hat.

(4) Der Herr Rath *M* = = mit der wichtigen Miene eines *O* = =

(5) Der Mann ist mir zu tücksch, den mag ich nicht nennen.

Durch die niederträchtigsten Schmeicheleyen, durch Bestechungen, die ihm den dritten Theil seines Vermögens gekostet haben, durch Verunglimpfung der redlichsten Männer, die er für Nebenbuhler hielt, hat er sich diesen Morgen in das Amt gedrängt, bey welchem er hofft, daß man ihm eben so niederträchtig schmeicheln werde, als er gethan, und ihn eben so bestechen werde, als er es thun müssen. Hier sitzt er, und dichtet, an welchem von seinen Feinden er sich zuerst rächen will. Schon hungert ihn nach dem Vermögen anderer, welches er, als seine Beute, ansieht. In der That wird er Verschiedne unglücklich machen. Aber der Elende, der heute hier auf dem Canapee von seinem Glücke, und dem Untergange seiner Feinde träumt, weis nicht, daß, ehe noch ein Jahr verläuft, Unschuld und Tugend siegen werden, und er in dem Gefängnisse verschmachten soll.

7.

Wer ist das kleine junge Männchen, welches dort an jener Tafel eine ganze Gesellschaft ehrwürdiger und erfahrner Männer mit einer so unanständigen Lebhaftigkeit zu übertäuben sucht? Und wer ist die ansehnliche Frauensperson, welche dort an der Thüre horcht, und vor Freuden Thränen vergießt? = = = (6) Ist das möglich? Also ist dieser Knabe heute zum erstenmale von dem Prinzen in die Versammlung der Räthe aufgenommen worden? Und gleichwohl ist er schon so

(6) Viel Glücks, hochweiser N = = d.

ſo weiſe, daß er denenjenigen unbeſcheiden widerſpricht, die ihn vor zwanzig Jahren auf den Armen trugen? Und das iſt ſeine Frau Mutter? Sie weint vor Freuden, daß der Himmel ihren Sohn mit ſo vieler Weisheit, und Lunge ausgerüſtet hat. Ihre Freude wird nicht lange dauern. Das weiſe Kind, welches heute vor Gelehrſamkeit bersten möchte, wird in drey Monaten erfahren, daß er ein elender Ignorant ſey. Er wird verſtummen, und alsdann erſt wird er erträglich ſeyn.

§.

Heute wird der unglückliche Ball ſeyn, auf welchem ſo viele zärtliche Thoren den Grund zu ihrem Misvergnügen legen.

Der junge Herr (7) in weißen Strümpfen und mit den reichen Aufſchlägen, flattert um ſeine Schöne, wie die Motte ums Licht. Er ſieht ein paar ſchwarze Augen, er fühlt eine weiche Hand, er ſchielt nach dem Palatine, und wird ſo heiß vor Liebe, daß er ſchmelzen möchte. Morgen wird er ſeine Göttinn beſuchen, und ſeufzen; übermorgen wird er ſeine Liebe entdecken; in vier Wochen wird er ihr Mann ſeyn; und in vier Monaten möchte er ſich vor den Kopf ſchießen, ſo oft es ihm einfällt, daß er die Thorheit gehabt hat, der Mann eines Frauenzimmers zu werden, deſſen unvorſichtige Ausſchweifungen ihn vor der ganzen Stadt lächerlich machen.

9. Selinde,

(7) Der ſüſſe Herr S - -, der dort rechter Hand wohrt, wenn man nach dem Markte zugeht.

2.

Selinde, (8) ein stilles, tugendhaftes, und wie man versichern will, fast einfältiges Mädchen, nimmt die Schmeicheleyen des jungen Seladens für Ernst an. Er thut ihr Versicherungen und Schwüre, die sie in dem Hause ihrer Mutter, die eben so stille, tugendhaft, und eben so einfältig ist, niemals gehört hat. Sie nimmt diese Schwüre für Ernst auf, und fängt an, diesen Flatterhaften zu lieben. Die Mutter läßt es geschehen, daß er sie oft und zu allen Zeiten besucht: Die zufriedne Tochter küßt der gefälligen Mutter die Hände dafür. Seladen redet von nichts, als von dem Glücke, das er sich wünscht, die Hand eines so liebenswürdigen Kindes ewig zu besitzen. Das einfältige Kind schweigt sittsam, und wünscht es in ihrem Herzen selbst. Die Mutter lächelt, halb andächtig, und halb, als erinnerte sie sich ihrer Jugend, und sagt: Wie Gott will, ihr Kinder! Der Leichtsinnige hat die Absicht gar nicht, Selinden zu heirathen. Er liebt ihre Schönheit, und will versuchen, wie weit er diesen Roman ausführen könne. Aber die Tugend des Mädchens, und der Mutter sind ihm beständig ein unüberwindliches Hinderniß. Man warnt die gute Mutter. Sie bittet ihn, seine Besuche zu unterlassen, welche der ganzen Stadt so verdächtig würden: Aber er ist so niederträchtig, daß er sich in öffentlichen Gesellschaften gewisser Vertraulichkeiten

(8) Arme E . . ! du dauerst mich. und doch weis ich nicht, wie deinem guten Namen wieder aufzuhelfen ist.

ten rühmt, die den guten Namen der treuherzigen Selinde zweydeutig machen. Sie hoffte, der Ball würde die erste Gelegenheit zu ihrem künftigen Glücke seyn: aber durch eben diese einfältige Treuherzigkeit hat sie ihren guten Namen verloren, welchen ihre Unschuld nicht retten kann. Seladon ist ein Böswicht: Und einem Böswichte, der etwas Nachtheiliges von einem Frauenzimmer erzählt, glaubt die lästernde Welt immer lieber, als einem Frauenzimmer, welches seine Unschuld endlich erhärtet.

10.

Aber Seladon bleibt nicht ungestraft. Er hat an eben diesem Abende eine Bekanntschaft mit der Tochter (9) eines Kaufmanns gemacht, die er nebst der Bekanntschaft mit Selinden zugleich unterhält. Denn ein junger Mensch von Verdiensten, wie Seladon, muß mehr, als ein Mädchen auf einmal betrügen. Und diesesmal wird Seladon selbst betrogen. Die Tochter des Kaufmanns hat nicht Ursache, spröde zu seyn. Ihr Vater hat ausgerechnet, daß er kaum noch ein Jahr lang im Stande seyn werde, seinen ehrlichen Namen vor der Welt zu erhalten. Seladon ist bemittelt genug, ihn noch einige Zeit zu retten. Der Vater räth der Tochter, diese Beute nicht fahren zu lassen. Sie thut alle Anfälle einer verschlagnen Buhlerinn auf ihn, und thut sie mit gutem Erfolge,

(9) Die Mademoiselle S . . ist es, die der Himmel geschaffen hat, den ungetreuen Seladon zu bestrafen.

Erfolge, weil ihr dergleichen Anfälle nicht neu ſind. Noch einige Zeit bleibt Seladon ungewiß, weil er ſehen will, wie weit er ſein Glück bey Selinden treiben könne. Sobald aber dieſer Roman abgeriſſen wird, ſo kann er ſich weiter nicht aus dem Netze entwickeln, das ihm die Tochter des Kaufmanns legt. Nun iſt der Flatterhafte gefangen; und kurz nach der Hochzeit erfähret er die zerrüttete Wirthſchaft ſeines Schwiegervaters, ja, was noch weit empfindlicher iſt, er erfähret, daß ſeine Frau ihn nicht zuerſt geliebt hat. Er muß zu beidem ſtillſchweigen; denn ein Mann, dem ſein eignes Gewiſſen Vorwürfe macht, wird ſelten Muth genug haben, ſeiner Frau dergleichen Ausſchweifungen vorzuwerfen, und zwar einer Frau, welche ſo viel Muth hat, wie dieſe, ihrem Manne es fühlen zu laſſen, daß ſie Frau iſt. Nun hängt Seladon traurig den Kopf. Er verliert ſein Vermögen, welches er in die Hände des Schwiegervaters geben müſſen. Er verflucht ſeine Wahl; aber ganz im Stillen verflucht er ſie, damit es ſeine Frau nicht höre, vor der er ſich ſcheut. Er kann niemals Selinden begegnen, ohne ſich zu ſchämen. Wie unglücklich iſt der Ball vom erſten April für den armen Seladon! (10)

11.

T ⁎ ⁎ (11) und E ⁎ ⁎ (12) ſehen ſich dieſen Abend

(10) Der leichtſinnige *E ⁎ ⁎*, er iſt unglücklich, aber er hat die Strafe verdient.

(11) (12) Ich könnte wohl ihre Namen ganz nennen: denn

Abend zum erstenmale; sie finden in ihrem beiderseitigen Umgange etwas, das ihnen gefällt; sie fangen an, sich zu lieben; noch an diesem Abende entdecken sie einander ihre Liebe. T** freut sich, und überläßt es aus Bescheidenheit dem Ausspruche ihrer Mutter. E** ist ein tugendhafter und ehrlicher Mensch; aber er hat kein Geld, kein Amt, und weis auch noch nicht, wenn? und wo? er beides finden soll: T** hat eben so wenig Vermögen, und kann sich nur sehr kümmerlich mit ihrer Mutter ernähren. Sie lieben sich beide zu aufrichtig, als daß sie einander dieses verschweigen sollten; aber sie lieben sich auch beide zu stark, als daß sie vernünftig nachrechnen sollten, wie viel sie etwan künftig brauchen möchten. Ihre Mutter, ein christliches Weib, und eine große Freundinn des Ehestandes, macht ihnen Muth; **Sie sollen beten und arbeiten, so wird es ihnen nicht fehlen!** Wie sehr beruhigt dieser mütterliche Segen unser zärtliches Paar! Sie heirathen sich, und vor großer Liebe merken sie in den ersten vier Wochen ihren Mangel nicht. Nun wird ihre jugendliche Liebe etwas ernsthafter. Sie vermissen die unentbehrlichsten Sachen in ihrer Wirthschaft: Sie klagen es der Mutter, und diese zuckt die Achseln. Sie beten, und haben doch kein Brodt. Sie wollen arbeiten, und es findet sich keine Arbeit, und kein Amt für ihren Stand. Sie lieben einander

*T** und E** sind zu arm, als daß sie sehr bekannt wären; aber doch dauern sie mich, daß sie nunmehr bekannt werden sollen.*

ander noch eben so aufrichtig; aber desto empfindlicher ist ihnen der Mangel, den keines vor dem andern verbergen kann. Sie und ihre Mutter können nicht begreifen, wie das möglich ist, daß der Himmel eine so aufrichtige Liebe darben läßt: Aber sie bedenken nicht, daß die aufrichtigste Liebe unvernünftig seyn kann, und daß der Himmel nicht schuldig ist, unsere Thorheiten zu segnen, wenn wir auch schon diese Thorheiten mit Gebet anfangen.

12.

Kleant s s (13) ich weis nicht, ob ihr ihn kennt? Kleant, der eigennützige Hagestolz, hat selbst keine Verdienste, als das Geld, und also kennt er auch, außer dem Gelde, keine Verdienste weiter. Man hat immer die Absicht gehabt, sein Vermögen in vernünftigere Hände zu bringen, und um deßwillen hat man sich Mühe gegeben, ihn zu verheirathen. Man schlägt ihm ein Frauenzimmer vor, die sehr tugendhaft ist. Aber hat sie Geld? fragt er. „Sie ist von einer guten ansehnlichen Familie.„ Aber vielleicht hat sie eben um deßwillen kein Geld? „Sie ist zu allen denen „Künsten und Wissenschaften angeführt worden, „die ein Frauenzimmer zu einer vernünftigen Mutter, einer häuslichen Frau, und einer liebenswürdigen Freundinn machen.„ Hum! spricht Kleant, aber was bringt sie mit? Dort tanzt dieser Kleant, und zwar tanzt er mit Orimenen,

(13) Mit ihrer Erlaubniß, Herr N s s T s s, daß ich sie ein wenig bekannter mache.

nen, (14) einem Frauenzimmer von dreyßig Jahren, welche von ihrem Vater die Kunſt gelernt hat, bey einem mittelmäßigen Vermögen die Miene eines Frauenzimmers zu behaupten, welches große Reichthümer beſitzt, und nur aus Beſcheidenheit, und guter Wirthſchaft dieſe Reichthümer nicht geſtehen will. Mit dieſer tanzt er, und mitten im Tanzen rechnet er nach, wie viel er wohl gewinne, wenn er dieſes Frauenzimmer zur Frau bekommen könne. Alle ihre Capitalien tanzen vor ſeinen Augen herum, und wenn er ihr die Hand reicht, ſo geſchieht es nicht mit der Bewegung eines Menſchen, der Geld empfangen ſoll, als der die Hand einem Frauenzimmer zum Tanze giebt. Die Menuet iſt geſchloſſen. Er führt ſie an das Fenſter, er redet ſchüchtern mit ihr, ſie wird roth; er küßt ihr die Hand, ſie neigt ſich, und er drückt die Hand mit Entzückung an ſeinen Mund. Nun ſind ſie einig. Des Wohlſtands wegen will man noch vorher den Vormund darum fragen. Der arme Kleant! Er iſt ſeines Glücks gewiß; gleich nach Oſtern wird die Hochzeit vollzogen. Nun fragt Kleant nach ihrem Vermögen, und ihr Vermögen beſteht in ungültigen Papieren, weitläuftigen Anſprüchen, und in der Hoffnung, einen reichen Vetter in Oſtindien zu beerben, wenn er unverheirathet und ohne Teſtament ſterben ſollte.

13. Warum

(14) Das iſt meine Nachbarinn, die koſtbare A . . .

13.

Warum ist Leonore, (15) die Tochter des reichen Kaufmanns, so aufgeräumt? Noch vor einer Stunde saß sie ganz tiefsinnig und unzufrieden, und war gegen alle, die sie zum Tanze auffoderten, frostig und beleidigend, nur gegen den Baron von R.. (16) nicht. Der vergoldete Baron, der eben itzo mit ihr tanzt, hat ihr, oder vielmehr ihrem Gelde vor einigen Minuten eine förmliche Liebeserklärung gethan. Leonore ist ein hochmüthiges Bürgermädchen, welches nichts so sehr wünscht, als einen hohen Rang, und den Titel einer Excellenz: Der Baron hat beides, aber auch viele Schulden. Sind wohl in der Welt zwo Personen, die sich besser für einander schicken? Die Liebeserklärung von diesem Abende ist der Grund zu einer Vermählung, mit welcher der Baron so geschwind als möglich eilen wird, um eine ruhige Messe zu haben. Nun ist der Baron Herr von ihrem Vermögen, und nun läßt er es die unglückliche Leonore empfinden, daß ihre Person, ohne dieses Vermögen, gar keinen Werth hat. Er schämt sich, sie an den Hof zu bringen, an welchen doch zu kommen die eitle Leonore so sehr gewünscht hat. Sie fühlt die Spötterey seiner Familie, und darüber würde sie sich allenfalls trösten lassen: Aber das ist für sie eine schreckliche Sache, daß sie sich auf ein entfern-

tes

(15) Die unglückliche T. . .

(16) Zu deutsch, der Herr Baron von D. .

tes Landgut ihres Gemahls begeben soll, um daselbst einsam und unbemerkt, in der Gesellschaft der Weiber ihrer Verwalter und Pachter zu leben, um ihren Mann dadurch von dem schimpflichen Vorwurfe einer ungleichen Heirath zu befreyen. Würde Leonore wohl so lustig tanzen, wenn sie die unglücklichen Folgen dieses Balls voraus wissen sollte!

14.

Was muß wohl dort der Herr Secretär (17) mit der großen Perucke in seine Tafel schreiben? Er lacht so laut, daß man kaum noch den Baß von der Musik hört, und läßt sich von der witzigen Calliste etwas dictiren. Calliste (18) ist ein Frauenzimmer, welches von allem dem nichts versteht, was man gemeiniglich von der Sorgfalt und dem Fleiße eines Frauenzimmers fodert: Aber sie hat viel gelesen, sie ist witzig, und so gelehrt, daß sie in Gesellschaft anderer Frauenzimmer gähnt, und andere Frauenzimmer in ihrer Gesellschaft einschlafen. Der Secretär liest Acten und Zeitungen, und ist gleich so witzig, als er es bey seinem Amte nöthig hat: Aber gleichwohl macht er die Mode unsrer Zeit mit. Er bewundert den Witz, wo er ihn findet, und bewundert ihn allemal aus vollem Halse. Calliste sagt ihm ein Sinngedicht auf eine Frau vor, die das Unglück hat, dem Herrn Se-

(17) Der Herr Secretair E..., ein Mann, dessen ganze Lunge witzig ist.
(18) Die gekrönte S...

cretär zu misfallen. Das ist schon Ursache genug für ihn, diesen Witz zu bewundern. Er schreibt es in seine Tafel; er fragt nach dem Verfasser: Calliste erröthet. Ha! Ha! schreyt der Secretär, soll mich der Teufel, das Ding haben sie gemacht! Calliste muß es gestehen. Der Secretär blökt ihr einige Schmeicheleyen vor, und spricht: So eine Frau möchte ich haben, wie sie sind! Gott straf mich, so eine Frau! Er läßt es bey diesem zärtlichen Sturme nicht bewenden. Weil aber Calliste des Wohlstandes wegen ihn noch diesen Abend in Ungewißheit lassen muß, so wird er morgen von neuem ansetzen, er wird auch morgen noch das Jawort, und in vierzehn Tagen Calliſten zur Frau bekommen: Aber in vier Wochen möchte er sie gern wieder los seyn. Wenn er zu Bette gehen will, so fehlt Calliſten noch ein Reim: Er muß allein schlafen. Wenn er aufsteht, so schläft Calliste noch, weil sie gestern den Reim sehr spät fand. Wenn er nach Hause kömmt, und essen will; so hat Calliste über einer schönen Stelle aus dem Voltaire vergessen, die Küche zu bestellen. Geht er wieder in sein Amt, so versammelt sich eine Menge witziger Herren bey seiner Frau, welche sich der schönen Künste und Wissenschaften wegen, allemal in Abwesenheit des Mannes bey seiner Frau versammeln. Er kömmt Abends nach Hause; er findet den Tisch voll Bücher, und wieder kein Essen darauf. Er flucht, und sie erklärt ihm aus dem Seneca eine vortreffliche Stelle vom Zorne. Er fragt: Ob sie ihn ganz wolle verhungern lassen?

und

und ſie antwortet ihm mit einem gelehrten: natura paucis contenta! Er lärmt über die witzigen Geſellſchaften, die ſeiner Ehre ziemlich zweydeutig wären: Aber ſie erklärt ihm ſehr tiefſinnig, die beruhigende Lehre von der harmonia praeſtabilita. Er legt ſich vor Verdruß zu Bette, aber die witzige Calliſte weckt ihn wieder auf, und lieſt ihm ein Sonnett vor. Wie unglücklich wird der unwitzige Secretär mit der witzigen Calliſte leben!

15.

Glauben ſie etwan, daß dort im Erker der junge Menſch bey ſeiner Großmutter ſitzt? Nichts weniger. Er ſagt einer alten reichen Wittwe (19) zärtliche Schmeicheleyen vor, welche bey ihrem fünf und funfzigſten Jahre noch wollüſtig genug iſt, ſie anzuhören. Die Frau beſitzt ein erſtaunendes Vermögen, iſt immer ungeſund, nimmt von drey Aerzten Arzeney, und alſo wird ſie in fünf Jahren gewiß ſterben. So rechnet Adraſt, (20) welcher geſchickt, aber arm iſt. In der Hoffnung, daß er ſich länger nicht, als fünf Jahre, mit ihr qvälen werde, verlangt er ihre Hand, und bekommt ſie, und dieſer neue Eheſtand gedeiht der alten Frau ſo gut, daß ſie noch in ihrem fünf und ſiebzigſten Jahre ſo munter ſeyn wird, als heuer. Armer Adraſt!

(19) So zärtlich waren die Schmeicheleyen ihres erſten Mannes C = = nicht.

(20) Der Herr Licentiat E = = r.

16.

Rosamunde (21) steht ganz tiefsinnig unter dem Spiegel. Murner (22) ein alter Wucherer von zwey und sechzig Jahren, fodert sie zum Tanze auf, und taumelt mit ihr eine Menuet. Dieser verdrießliche Alte wird morgen ihr Bräutigam. Rosamunde wird von ihrem Vater gezwungen, dem Manne, der Tonnen Goldes hat, ihre Hand zu geben. Das gute Kind dauert mich: Denn Murner wird noch zehn Jahre nach ihrem Tode leben, welcher in den ersten fünf Jahren ihres Ehestandes vor Verdruß über ihren geizigen, ekelhaften, und plumpen Mann erfolgt. Aber sie würde mich noch mehr dauern, wenn ich nicht wüßte, daß sie ihren natürlichen Widerwillen gegen den verdrießlichen Alten durch die eigennützige Hoffnung beruhigte, daß er in ein paar Jahren sterben, und sie durch sein Vermögen in den Stand setzen werde, den jungen **Erill** (23) glücklich zu machen.

17.

Warum eilt **Polidor** (24) so geschwind, und so unruhig nach Hause? = = = Ist das möglich! So ist seine Frau in diesem Augenblicke gestorben, welcher er seit etlichen Jahren durch tausend niederträchtige Beleidigungen das Leben bitter, und die

(21) Dieses Schlachtopfer heißt N = = in.
(22) Und dieser ihr Henker heißt = = = D.
(23) Ich habe ihn schon genennt; er heißt *Erill*.
(24) Der ungetreue R = =

die Luſt zum Tode angenehm machen wollen! Er findet ſie todt. Wie leicht iſt ihm das Herz! Er ſchickt noch dieſen Abend zu **Agneſen**, (25) die er ſeit einigen Jahren mehr geliebt hat, als ſeine Frau, und läßt ihr den Tod der letztern melden. Agneſe verſteht dieſe Botſchaft, und freut ſich; und Polidor freut ſich noch mehr, da er nun keine Hinderung weiter ſieht, Agneſen öffentlich für ſeine Frau zu erkennen. Was für aufrichtige Thränen würde itzo Polidor über den Tod ſeiner rechtſchaffnen und unglücklichen Frau vergießen, wenn er wiſſen ſollte, daß ihn heute über ein Jahr, um eben dieſe Zeit, ſeine göttliche Agneſe bey den Haaren zum Zimmer hinausſchleppen wird, weil er ſie in ihrer Einſamkeit mit einem Kaufmannsdiener ſtören wollte, deſſen Glück ſie, durch das Geld ihres Mannes, zu machen denkt!

18.

Florinde (26) war auch auf den Ball gebeten; aber ſie begräbt dieſen Abend ihren alten Mann. Sie geht hinter ſeinem Sarge weit vergnügter, als ſie hier in dieſer muntern Geſellſchaft tanzen würde, wenn ihr Mann noch lebte. Sie hat in drey Jahren viel mit ihm ausgeſtanden; aber er liebte ſie aufrichtig, und zum Beweiſe ſeiner Liebe ſetzte er ſie zum einzigen Erben ein. Nunmehr theilt ſie ihre Reichthümer mit dem Herrn Lieutenant

(25) Wie geſagt: Agn*E*ſen.

(26) *N. n. a.*, welche dort ſo vergnügt unter ihrem Flohre lacht.

von = =, welcher hier in Garnison stehet, ein irrender Ritter; und ein unglücklicher Spieler ist. Wie oft wird sie in drey Jahren an ihren verstorbenen Mann mit Thränen zurück denken, wenn sie bey seinen Freunden um das Gnadenbrodt bitten muß!

19.

N = = wird heute diese Weissagungen in der Stille lesen, ohne sich es merken zu lassen. Ich habe sie auf dem Titelblatte gewarnet, sie solle dieselben vom achten bis zum neunzehnten Artikel überschlagen, weil für das Frauenzimmer, und besonders für unverheirathetes Frauenzimmer, viel anstößige Stellen darinnen wären. Diese Warnung ist Ursache, daß sie den achten und die folgenden Artikel bis zum neunzehnten zuerst gelesen hat. Sie weis gar nicht, was ich will; denn in allen diesen Stellen findet sie nichts anstößiges für das Frauenzimmer. Im Ernste, gar nichts. Desto zufriedner bin ich, meine Schöne! Aber doch werden sie hier vieles finden, das ihnen sehr nützlich seyn kann. Hätte ich ihnen gerathen, diese zwölf Artikel wegen ihrer erbaulichen Moral zu lesen, so würden sie dieselben vielleicht gar nicht, oder nach ihrer guten Bequemlichkeit, oder doch mit ihrer gewöhnlichen Unachtsamkeit gelesen haben. Aber da ich bat, sie möchten diese Stellen nicht lesen, da ich sie davor warnte, weil viel Anstößiges darinnen wäre, welches die Ohren der Frauenzimmer beleidigen könnte; mit einem Worte, da

ich

ich es ihnen verbot: so schlichen sie sich ganz in der Stille auf die Seite, nahmen mein Märchen vom ersten April, suchten begierig die ächte Wahrsagung, und lasen unermüdet, bis hieher. Und nunmehr ärgern sie sich, daß ich das alles voraus gewußt habe. Werden sie nun bald glauben, daß meine Wahrsagungen vom ersten April gegründet genug sind? Stecken sie nur das Buch ein, gehen sie wieder zur Gesellschaft, ich will sie nicht verrathen.

20.

Wie vielerley Wege sucht sich der Mensch aus, zu seinem Glücke zu kommen, und wie selten trifft er die rechten Wege! Ich sehe, daß Frontin (27) mit einem kleinen Blättchen Papier sehr vergnügt aus dem Zimmer eines Großen (28) des Hofs zurücke kömmt, von dem er sein Glück gehofft hat, und von dem er es nunmehro desto gewisser erwartet, da er ihm itzo 6000 Fl. gegen einen Wechsel, geliehen hat. Frontin ist ganz außer sich über die gnädige und vertraute Art, mit welcher ihm sein Mäcenat ein Amt, und seine ganze Gnade versprochen hat. Aber er wird es ihm noch oft versprechen, und wenn Frontin es sich iemals einfallen läßt, die Interessen, oder das Capital wieder zu fodern, so ist er ohne Hülfe verloren. Er hätte wissen sollen, daß die Wechsel-

(27) Sein Vater, der reiche E = =, hätte sein Geld vorsichtiger ausgelehnt.

(28) Man wird auf verschiedene rathen, aber es ist niemand, als Ihro Excellenz der Graf M = =.

briefe eines Mächtigern weiter nichts ſind, als ſchriftliche Complimente.

21.

Wen muß heute **Harpax** (29) betrogen haben, daß er dort bey ſeinem Geldkaſten ſo vergnügt lächelt? Nun weis ich es. Vor einer Stunde hat er die letzten hundert Thaler verdient, die ihm noch an dem erſparten Vermögen von 50000. Thalern fehlten. Nun ſetzt er ſich auf die Geldſäcke, und rechnet. Wir wollen ihm zuhören, ohne ihn zu ſtören = = = = Das wären alſo 20. 9. 5. 14. 1. gut! Das wären alſo 49000. Thaler! Hier in dem Sacke 500. und 300. und 100. und hier in der Hand die 100. Thaler = = = Es iſt richtig! Das macht zuſammen 50000. Thaler. Gott Lob! Nun will ich nur noch 10000. Thaler darzu verdienen, und hernach mein Alter ruhig beſchließen, und dem lieben Armuthe nach meinem wenigen Vermögen Gutes thun, ſo bald ich dieſe 60000. Thaler beyſammen haben werde. Wie glücklich wird mein Sohn leben! Ich habe mit hundert Thalern angefangen, und höre mit 60000. Thalern auf. Glücklicher Sohn! wie viel kannſt du zuſammen ſparen, da du mit 60000. Thalern anfängſt! Gott erhalte mir nur mein Bißchen Armuth! Ich will es gewiß auch denen genießen laſſen, die darben müſſen, wenigſtens nach meinem Tode; denn ſo lange man lebt, weis man nicht, was man ſelbſt braucht, und mein lieber Sohn

(29) Marx Iſrael O = =.

Sohn iſt mir doch der nächſte. = = = Wollen ſie den lieben Sohn kennen lernen? Dort ſitzt er in einem verdächtigen Hauſe, unter der Geſellſchaft einiger Spieler, die ſeine Freunde ſind, und einiger lüderlicher Weibsperſonen. In eben der Stunde, da ſein Vater die letzten hundert Thaler ſo andächtig in ſeinen Kaſten ſperrt, ſchreibt der Sohn einen Wechſel auf 4000. Thaler, und bekömmt von einem Wucherer, der faſt ſo ſchlimm, wie ſein Vater, iſt, 1500. Thaler dafür. Von dieſem Gelde wird er mit ſeinen Freunden, und Freundinnen, ein paar Wochen vergnügt leben. Der Sohn wird von neuem, und mit noch mehrerm Verluſte borgen, und wird nach und nach ſo viel Schulden häufen, daß nicht einmal die väterliche Erbſchaft zulangt, ſie zu tilgen. Armer Harpax! Wie ſehr haſt du dich heute verrechnet!

22.

Wie zärtlich drücken **Aranth** (30) und **Javolen** (31) einander die Hände! Aranth, als ein geſchickter Kaufmann hat ausgerechnet, daß er 15000. Thaler gewinnen kann, wenn er in der künftigen Meſſe Bankerutt macht. Aber es iſt eine gewiſſe Vorſicht dabey nöthig, um den Namen eines ehrlichen Mannes zu behaupten, und zugleich zu vermeiden, daß man mit den Geſetzen keine Händel bekömmt. Er hat die Sache itzt mit ſeinem Advocaten, dem Javolen, überlegt. Der Plan iſt gemacht; die Unglücksfälle ſind alle aufs

(30) Mich dünkt, er heißt *A = =*
(31) *T = = Juris utriusque Doctor.*

aufs reine gebracht, und Aranth findet das Unternehmen sicher genug. In künftiger Messe also wird er den Streich wagen. Er und sein Advocat überrechnen schon den Vortheil, den sie machen wollen. Sähen sie zukünftige Dinge voraus, wie ich sie voraus sehe, so würden sie beide die Köpfe hängen. Ihre Bosheit wird entdeckt werden. Den Kaufmann wird man auf seine ganze Lebenszeit in den Schuldthurm werfen; und den Advocaten wird man zu einer öffentlichen Handarbeit verdammen. Wie unglücklich ist ihnen der heutige Tag zu diesem Unternehmen! Aber sie sind zu entschuldigen. Haben sie wohl Ursache gehabt, eine so strenge Gerechtigkeit zu befürchten, von welcher man seit funfzig Jahren keine Exempel weis?

23.

Unter allen Tagen im ganzen Jahre ist besonders der erste April der Geldmacherkunst geheiligt: Ich würde also Unrecht thun, wenn ich nicht ein paar Worte davon sagen wollte.

Der Mann mit der heitern und ehrlichen Miene, welcher dort vor dem Ofen sitzt, und gedankenvoll das künftige Glück überrechnet, an welchem er so viele Menschen will Antheil nehmen lassen, so bald er die große Sache wird zu Stande gebracht haben; dieser Mann verdient unsere Hochachtung, und unser Mitleid. Es ist gestern gleich zwanzig Jahre gewesen, daß er angefangen hat zu laboriren, und allemal unglücklich: Aber heute

hat

hat er einen Proceß angefangen, der ihm gewiß alle ſeine Mühe auf einmal belohnen wird. Nun ſinnt er nach, was er mit den unſäglichen Schätzen anfangen will, von denen er künftig Herr ſeyn wird. In ſeiner Vaterſtadt will er eine Stiftung für hundert Arme machen. Unter ſeinen Verwandten hat er viele, die Noth leiden; denen will er unter die Arme greifen, daß ſie Brodt verdienen können. Für die Geiſtlichen und Schulen ſetzt er jährlich dreytauſend Thaler aus, die er nach ſeinem Gutbefinden unter ſie theilen will. Alle Jahre will er fünf Knaben auf ein Handwerk thun, und fünf armen Mädchen will er eine Ausſtattung geben. Er kennt zween Kaufleute, die fleißig und ehrlich, aber in ihrer Handlung unglücklich ſind; denen will er ohne Zinſen ſo viel Geld leihen, als ſie brauchen, damit ſie für ſich und die Ihrigen Brodt erwerben können. Hundert tauſend Thaler will er alle Jahre verbauen, damit diejenigen ihren Unterhalt bekommen können, die Luſt haben zu arbeiten. So menſchenfreundlich träumt **Philet**! (32) Dieſer rechtſchaffne Mann iſt der einzige, dem ich die Entdeckung eines Geheimniſſes gönnen wollte, welches außerdem, wenn es zu entdecken, und mehr als einer Perſon bekannt wäre, das größte Unglück für ein Land ſeyn müßte.

24.

Dort ſitzt **Argyl** (33) vor dem Ofen, und bläſt,

(32) Schon die ehrliche Miene macht den leichtgläubigen *P . . .* kenntlich, wenn ich ihn auch nicht nennte.

(33) Der Taugenichts *R . . k.*

bläſt, daß ihm Schweiß und Ruß über das Geſicht laufen. Er arbeitet auch an der Erfindung des großen Geheimniſſes: Aber wie ſehr iſt er von dem tugendhaften Philet unterſchieden! Argyl hat ein anſehnliches Vermögen auf die niederträchtigſte Art verſchwendet, und noch viele Leute boshaft um das Ihrige gebracht. Nun macht ihn die Verzweiflung zum Narren. Er iſt einem bettelnden Landſtreicher in die Hände gefallen, welcher ihn dieſe wichtige Kunſt lehren will. Argyl lechzet nach den verſprochnen Schätzen, nicht, daß er tugendhaft leben, andre glücklich machen, und ſeine Schulden bezahlen will: Keinesweges! Er will Gold machen, damit er eine unerſchöpfliche Quelle habe, ſeine gewohnten Ausſchweifungen fort zu ſetzen. Er hat heute einen neuen Proceß angefangen. Er macht ein großes Geheimnis daraus; aber ich will ihn verrathen:

„*Rec. D. ſm. ſolvire* ſolche *in aquafort.* Ziehe „das *aquafort* davon, und dieſes wiederhole „zum drittenmale. Nun gießet *deſtillirten acet.* „drauf, und *ſolviret* darinnen alles, was ſich „*ſolviren* will, ziehet den *acet. deſtill.* davon, „und ſolches wiederholt auch zum drittenmale: „Das hinterbliebene Salz *ſolvire in aqua plu-* „*viali*, *filtrire* und *coagulire* es *ad conſiſtentiam* „*discretam*, ſo iſt es fertig.„

Nun hat Argyl alles, was er ſich wünſcht. Aber ich weis es beſſer, was er hat: Er hat . . . . . die Narrentinctur.

25.

Blaſewind, (34) ein herumirrender Goldmacher, iſt es, welcher den rechtſchaffnen Philet, und den unartigen Argyl betrügt. Er hat ſich ſchon einige Zeit von ihrer Leichtgläubigkeit ſehr bequem unterhalten. So ungeſchickt und unwiſſend er auch iſt; ſo iſt er doch fein genug, ſich die Schwäche eines jeden zu Nutze zu machen. Mit dem Philet redet er von nichts, als von guten Werken, und mit dem Argyl von nichts, als von den wollüſtigen Tagen, die auf ihn warten. Er hofft an dem Orte, wo er itzo iſt, noch viele zu hintergehen, weil es bey uns noch einige Philete, und unzählige Argyle giebt. Aber Blaſewind betrügt ſich. Die Schulden, die er an andern Orten gemacht, verfolgen ihn. Er hat hier zu ſeinen Ausſchweifungen nöthig gehabt, neue Schulden zu machen; und er flieht. Er ſchmeichelt ſich an einem kleinen Hofe ein, welcher gewohnt iſt, mehr Aufwand zu machen, als die Einkünfte ſeines Landes ertragen: Er verſpricht, dieſem Mangel abzuhelfen. Man hört ihn, man giebt ihm, was er verlangt; aber man giebt auch ſehr ſorgfältig auf ihn Acht. Er wird über einer Betrügerey ertappt, er geſteht noch mehrere, und dort vor dem Thore auf der Höhe rechter Hand der Straße, dort wird ein vergoldeter Galgen hingebaut werden, an dem dieſer tückiſche Landſtreicher hängen ſoll.

26. **Moran**

(34) ∗ = A = ∗, und wer ihn von Perſon will kennen lernen, der leſe die Zeitungen, wo er in Kurzem mit Steckbriefen verfolgt werden wird.

26.

Moran (35) hat gehört, das Kleider Leute machen. Bisher haben ihm seine Umstände nicht erlaubt, daß er viel auf die Kleider hätte wenden können; und eben dieses hat er für die einzige Ursache gehalten, warum er so wenig bemerkt, und so wenig geschätzt worden ist. Nun will er der Welt die Augen öffnen. Er überlegt diesen Morgen die Sache mit seinem Schneider. Er läßt einige prächtige Kleider verfertigen, und damit ihm diese neue Equipage nicht gar zu kostbar falle, so kauft er ein paar reiche Westen von einem Kammerdiener. Nun bricht er hervor, und läßt sich in allen Spatziergängen, in den Lustspielen, und Antichambern sehen. Er erlangt seinen Zweck. Alle Welt sieht auf diese unbekannte Figur, wie man auf einen unerwarteten Kometen sieht, der einige Zeit unter den Sternen herum irrt. Man fragt, wer er sey? man erfährt es endlich, und in kurzer Zeit weis die ganze Stadt, daß er ein Mensch ohne Erziehung, ohne Wissenschaften, ohne Sitten, mit einem Worte, daß er ein unnützes glänzendes Geschöpf ist. Hätte Moran nicht besser gethan, wenn er in seinem alten Kleide unbemerkt gestorben wäre? Man würde nicht gewußt haben, daß er lebe; aber das würde für ihn sehr vortheilhaft gewesen seyn.

27.

Der heutige Tag ist für die Pracht des Nar-

-ciß

(35) E. heißt dieser prächtige Narr.

ciß (36) nicht glücklicher. Narciß, nachdem er lange genug sich in sich selbst verliebt hatte, verliebt sich nun auch in ein vornehmes Frauenzimmer, und ist so ungerecht, zu glauben; die Aufmerksamkeit eines Frauenzimmers zu gewinnen, dazu gehöre weiter nichts, als ein wohl gepuderter Kopf, ein kostbares Kleid, feine Wäsche, ein Band im Degen, ein paar kostbare Dosen, eine goldne Uhr, und ein Ring, von dessen Werthe man sich eine Weile unterhalten kann, wenn man sonst nichts zu reden weis. Alles dieses schafft sich Narciß, und borgt es, da er kein Vermögen hat, es zu bezahlen. Er hat das Glück, ein paar Tage in dem Hause des Frauenzimmers gelitten zu werden: Aber in Kurzem erfährt der Jubelierer, daß er seinen Ring sehr unsichern Händen anvertrauet habe. Er nimmt ihn zurück; die übrigen Gläubiger folgen ihm nach, und in Kurzem ist Narciß ganz ausgekleidet, und kriecht wieder in seinen alten Rock.

28.

Heute ist in dem Hause des alten Marcils (37) alles vor Freuden außer sich; denn eben heute ist sein Sohn aus Paris zurücke gekommen. Im vorigen

(36) Sein wahrer Name ist *C* = =, und wer mir nicht glauben will, der frage nur den Jubelierer.

(37) Bisher hat er *E* = = geheißen; aber vermuthlich wird ihn der Sohn nöthigen, diesen Namen zu ändern, den in ganz Paris keine Markisinn aussprechen kann, so deutsch klingt er.

vorigen Jahre reiſte er dahin, als ein junger, beſcheidener, und geſitteter Menſch, ein wenig einfältig, und hieß Hanns: Heute kömmt *Monſieur Jean* zurück, ohne Geſundheit, ohne Sitten, ohne Religion, und ſagt ſeinem deutſchen Vater und ſeiner deutſchen Mutter Thorheiten vor, und beide ſind vor Freuden außer ſich. *Monſieur Jean* geht in Geſellſchaften; alle ſehen auf ihn, wie auf ein fremdes Thier. Der Einfältige hält dieſe Aufmerkſamkeit für Beyfall; aber er wird in dieſer vergnügten Einbildung nicht lange bleiben. In vier Wochen wird er einen alten, und angeſehenen Kaufmann auf dem Caffeehauſe finden; er wird vor ihm herum gaukeln, und ihn ſo lange beleidigen, bis dieſer ehrliche Mann ihn vor der ganzen Geſellſchaft verſichern wird, daß *Monſieur Jean* ein Narr ſey. Die ganze Geſellſchaft wird dieſe Wahrheit durch ihren lauten Beyfall unterſtützen.

29.

Celſius (38) hat dieſen Morgen den Grundſtein zu einem prächtigen Gebäude gelegt, welches er vor dem Thore aufführen will, um ſeinem Namen ein ewiges Andenken zu ſtiften, und ſeinen Nachkommen eine anſtändige Wohnung zu bauen. Wüßte Celſius, daß ihm dieſer Bau ſein ganzes Vermögen koſten wird, daß er noch eben ſo viel auf-

(38) Auf ſeinen Ballen ſteht ein *D* : :, und über die Hausthüre wird es auch mit dem gewöhnlichen Kaufmannszeichen, und einem heuchleriſchen *Soli Deo Gloria* kommen, um zugleich ſeinen Vornamen, und ſein Vaterland auszudrücken.

aufborgen muß, um nicht die Schande und den Vorwurf eines unüberlegten Unternehmens zu haben, das er nicht ausführen kann; wüßte er, daß ihn seine Gläubiger durch die Hand des Richters aus dem Hause werfen werden, so bald er es völlig ausgebaut hat, daß dieser prächtige Palast den Namen eines ganz Fremden und Unbekannten bekommen wird, der itzo nur noch eine kleine verachtete Handlung durch seinen Fleiß und sein Glück unterhält; wüßte Celsus, daß seine unglücklichen Kinder in eben diesem Hause um das Brodt dienen werden: Wie traurig würde er seyn, wie sehr würde er sich seines unüberlegten Ehrgeizes schämen!

30.

Argyr (39) hat heute zum erstenmale den unglücklichen Einfall, ein Münzcabinet anzulegen. Sein Vermögen ist geringe, seine Einkünfte sind ungewiß: aber desto gewisser die Ausgaben, die er auf die Erziehung einer starken Familie wenden muß. Das alles hindert ihn nicht. Er hat heute früh das ansehnliche Münzcabinet eines seiner reichen Freunde gesehen; um deßwillen nimmt er sich vor, auch eines anzufangen. Er putzt alle Thaler rein, die er bekommen kann, und, wo er eine Münze findet, die recht glänzt, und neu aussieht, die trägt er in seinen Schatz. In ein paar Jahren wird ein stärkeres Vermögen in dieser Sammlung stecken, als er entbehren kann. Seine Kinder leiden Noth, er sieht es, es jammert ihn, aber

(39) Wer kann sonst ein solcher Thor seyn, als Herr E..?

er sammelt immer noch mehr in sein Münzcabinet. Er borgt Geld mit sechs pro Cent auf, um schöne Münzen zu kaufen. Endlich drängen ihn seine Schuldner, und da er nicht bezahlen kann, so bemächtigen sie sich seines Cabinets. Der unbedachtsame Argyr! Seine Kinder sind halb verhungert, er selbst hat kein Brodt, und sein schön aufgeputztes Cabinet haben die Goldschmiede.

31.

Das ist heute zum fünftenmale, daß sich Mentor (40) in ein Joch spannen läßt, aus dem er schon viermal, zu seinem großen Vergnügen, erlöst worden ist. Aber das mal ist es eine ganz andre Sache; denn der Vater des jungen Menschen, von dem er heute Hofmeister werden müssen, ist einer der Vornehmsten bey Hofe, und hat ihm eine gewisse und anständige Versorgung versprochen. Armer Mentor! Desto schlimmer ist es für dich, wenn der Vater deines Telemachs so vornehm und mächtig ist. Führt sich dieser auf, wie es die Wünsche der Aeltern, und deine unermüdete Sorgfalt verlangen; so ist es nur sein guter natürlicher Charakter, dem man es zu danken hat. Schweift er aus; so ist kein Mensch Schuld daran, als der Hofmeister. Ich habe Mitleiden mit dem rechtschaffenen Manne. Sein Amt ist in vielerley Absicht eines der wichtigsten; und doch ist ein alter Hofmeister immer derjenige, welcher am meisten getadelt, und am wenigsten belohnt wird. Er macht viel-

(40) Und dieser ist mein Freund N. . . b.

vielleicht einen jungen Cavalier nach dem andern geſchickt, ſein Glück bey Hofe, und in dem Lande zu finden: Aber er bleibt immer Hofmeiſter; ungefähr ſo, wie ein alter Fährmann das halbe Land über den Fluß geſetzt hat, und immer auf der Fähre grau wird, und immer nicht viel mehr davon hat, als ein kleines Trinkgeld, und ein nichts bedeutendes: **Behüt euch Gott, mein Freund!**

32.

Wie luſtig geht es dort am Markte in des jungen **Linders** (41) Hauſe zu! Heute iſt der feyerliche Tag, an welchem ihn der Prinz mündig geſprochen hat. Er verkündigt dieſes Glück der Stadt mit Trompeten und Pauken, und feyert dieſes Feſt in Geſellſchaft einiger nichtswürdigen Leute, die ſchon lange auf ſein Vermögen gelauert haben, und deren Nahrung es iſt, die Freundſchaft junger Thoren zu ſuchen, die ſich mündig ſprechen laſſen. Das Recht, das er ſich erkauft hat, drey Jahr eher mündig zu ſeyn, als er es nach der Ordnung der Geſetze ſeyn ſollte, iſt nichts anders, als das Recht, drey Jahr eher zum Bettler zu werden.

33.

Endlich hat es **Polydor** (42) ſo weit gebracht, als er es ſchon ſeit vielen Jahren gewünſcht hatte, zu bringen, und als es weder ſein Vater, noch

(41) Der junge *T* = = und, wenn es nach ihm geht, in Kurzem der Herr von *T* = =.

(42) Seit dieſem Augenblicke, Ihro Hochwohlgebornen Gnaden, der Herr von *J* = =. Erb- Lehn- und Gerichtsherr auf ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Großvater haben bringen können. Hier ſitzt er im Lehnſtuhle, und überdenkt ſein Glück, und das Glück ſeiner Kinder, bis auf die ſpäteſten Urenkel. Seine Frau hängt ihm zärtlich am Halſe, und dankt Gott und ihrem Manne, daß ſie den heutigen großen Tag noch hat erleben können. Der glückliche Polydor! Vier Wochen wird das ganze Land von nichts reden, als von ihm. Seine Feinde werden vor Verdruß raſen, und ſeine Freunde werden ſtolz ſeyn, daß ſie ſeine Freunde ſind. Er wird auch noch immer ihr Freund ſeyn, ob es ihm gleich ſeine Umſtände nicht erlauben, ſo vertraut mit ihnen umzugehen, wie vorher. Er muß den Hof ſchonen; denn nunmehr giebt der Hof auf alle ſeine Schritte Acht. Was iſt denn das für ein ſchreckliches Glück, das Polydor heute erlebt hat? Er hat ſich für 3000. Gulden Ahnen gekauft.

34.

Nun wird die Sache ſchon anders gehen. **Sempron** (43) kömmt eben itzt vom Rathhauſe, und hat eine Klage übergeben. Sein Nachbar ſoll es ſchon erfahren, daß er das Recht nicht hat, in Semprons Hof zu ſehen. Wenn er mir folgen wollte; ſo würde er es ihm nicht verwehren. Aber ſein Advocat hat es ihm aus einem großen Folianten bewieſen, daß er gerechte Sache hat, und daß der Streit in vier Wochen entſchieden ſeyn muß. Auf den erſten April 1775. wird ſich Sem-

(43) Der ſtreitbare S . . .

Sempron vergleichen, und dem Nachbar erlauben, in ſeinen Hof zu ſehen. Die Unkoſten werden aus bewegenden Urſachen compenſirt: Und damit Sempron den Advocaten bezahlen kann, ſo verkauft er das Haus. Nun hat er doch ſo viel erlangt, daß der Nachbar nicht mehr in ſeinen Hof ſieht.

35.

Das war alles, was man von Philanders (44) Klugheit und Wirthſchaft erwarten konnte. Er hat ausgerechnet, daß es ihm ſehr viel koſten würde, eine Frau zu nehmen. Er iſt zu ſchlau, als daß er nicht wohl merken ſollte, eine Frau würde mehr Herrſchaft verlangen, als ihm erträglich ſey. Er nimmt alſo heute eine Magd zu ſich, und macht eine Maitreſſe aus ihr. Ehe noch ein Jahr vergeht, wird ihn dieſe Magd zur Treppe hinunter werfen, und ehe zehen Jahre vergehn, wird dieſe Magd ſein ganzes Vermögen an ſich gezogen haben, und wenn Philander eſſen will, ſo ißt er das Gnadenbrodt aus der mildthätigen Hand ſeiner Magd.

36.

Dort ſteigt Gurdus (45) vom Wagen, nachdem er vier Wochen außer Landes geweſen, und

(44) Seine gebietende Magd wird ihn zwar nur den alten Hund nennen; eigentlich aber heißt er *P.. E...*

(45) Der Herr von *C..*, ſo lange er außerhalb Landes war, aber bey uns *C..* ſchlecht weg.

von dem Prinzen in einer kleinen Verrichtung gebraucht worden ist. Es waren seine ersten Verrichtungen; darum hielt er sie für sehr wichtig. So lange er abwesend war, bildete er sich ein, daß das ganze Land nur von ihm und seinen Verrichtungen rede. Er kömmt zurück, er wundert sich, daß ihn das Land nicht durch Bevollmächtigte an der Gränze einholen läßt. Er kömmt in die Stadt, und fährt unbemerkt durch die Gassen. Er steigt vor seinem Hause ab, und der Wirth fragt ihn, ob er spatzieren gefahren sey? Also hat nicht einmal der Wirth ihn vermißt? Hätte wohl dem Gurdus, der sich alle Wochen in den Zeitungen suchte, eine grössere Demüthigung begegnen können?

17.

Nun wird Cölestine (46) ihre Lebenszeit recht vergnügt zubringen. Sie hat heute den Handel über ein Landgut geschlossen, auf welches sie nach den Feyertägen ziehen, und nicht wieder in die Stadt kommen will. Sie ist die Stadt überdrüßig. Man sieht da nichts, als den Himmel und die Gasse. Tag und Nacht ist keine Ruhe; jede Familie ist der Spion der andern. Den besten Freunden darf man nicht trauen, und unter diese besten Freunde gehört Pattine, die den reichen Kaufmann geheirathet hat, auf dessen Herz Cölesti-

(46) Wenn es doch T... gestehen wollte, daß sie nur die Eifersucht zu diesem Entschlusse gebracht hat!

Cöleſtine eine Hypothek hatte. Mit einem Worte, ſie iſt die Stadt überdrüßig: Aber vor Eintritt des Winters wird ſie das Landleben noch mehr überdrüßig ſeyn. Die Natur iſt ihr zu einförmig; die Bäume ſtehen einen Tag, wie den andern, auf ihren Plätzen. Niemand iſt da, der ihren Putz ſieht; niemand, der ihr eine Schmeicheley von ihren Händen ſagt; und niemand, der ſich zärtlich ängſtigt, wenn es ihr einfällt, unpaß zu ſeyn. Sie hat keinen Zeitvertreib. Von wem ſoll ſie Böſes reden? Aber der Pfarrer und ſeine Frau ſpielen Lombre = = Ja, ja! ſie ſpielen es freylich, aber das Fiſchchen nur um einen Kreuzer. Die unglückliche Cöleſtine! wie ſehr wird ſie der Kauf reuen, über den ſie heute ſo viel Vergnügen bezeigt!

38.

Guten Morgen, Junker **Weſter**, (47) guten Morgen! Was macht die Frau Gemahlinn, die kleine Familie, und ihr Hünerhund? = = = Das iſt ja recht gut. Ich freue mich über das Wohlſeyn der lieben Ihrigen. Aber was haben ſie ſo früh in dieſem Hauſe gemacht? = = = = Im Ernſte? Sie haben alſo das Haus itzo gekauft, und wollen vom Lande in die Stadt ziehen? Der Verdruß mit ihren Nachbarn, der Proceß mit ihren unruhigen Unterthanen, die Chicanen der Advocaten, die Unredlichkeit der Pachter, und, was das Kläglichſte iſt, der Verluſt der Mitteljagd, das ſind freylich Urſachen genug, die ihnen das

(47) Junker *A* = *r*, der Fuchsjäger.

Landleben verhaßt machen können. Aber werden sie in der Stadt vergnügter seyn? Man wird sie auslachen, wenn sie gestiefelt in Spielgesellschaften gehen wollen. Wenn man von Operarien spricht, so werden sie zeigen, wie der Hirsch auf der Brunst schreyt. Man wird ihnen sagen, daß morgen ein Gallatag ist, und sie werden antworten, daß morgen auch die Jagd aufgeht. Man wird sie fragen, ob sie morgen auf den Abend den Tamerlan mit ansehen wollen; und sie werden sehr neugierig fragen, ob er schon eingeheizt ist? Die ganze Stadt wird über sie spotten, und sie werden glauben, daß die ganze Stadt närrisch sey. Tauschen sie noch heute mit Cölestinen. Ziehn sie wieder aufs Land, und bereden sie Cölestinen, daß sie bey uns bleibt: so ist jedes an seinem Orte.

39.

Timoleon (48) wird heute sein Testament bey den Stadtgerichten niederlegen. Er vermuthet wohl nicht, daß es seine Kinder umstoßen werden. Er ist immer ein strenger Vater gegen seine Kinder gewesen; und diese haben mit Zittern seine Befehle befolgt. Aber Timoleon hat vergessen, ihre Liebe zu erwerben: und das ist die Ursache, daß sie nach seinem Tode über keine von seinen Verordnungen halten werden, weil sie weiter nicht Ursache haben, sich vor seiner Strenge zu fürchten. Bey der Unfreundlichkeit, mit welcher er seine Kinder regierte, haben sie keine Gelegenheit gehabt

(48) Mein Nachbar T. s.

gehabt zu lernen, wie man ſich gegen einander liebreich bezeigen müſſe. Die traurigen Folgen davon werden ſich bey der Erbtheilung zuerſt äußern. Ein jedes wird nur auf ſeinen Nutzen ſehen, und daraus entſteht ein ungeſitteter Zank, der ohnedem unter den Geſchwiſtern immer am heftigſten iſt. Dieſer Zank erwächſt zu einer öffentlichen Verbitterung, und es giebt Advocaten, welche ſich dieſe Uneinigkeit ſo wohl zu Nutze zu machen wiſſen, daß ſie in zehen Jahren die einzigen Erben dieſer reichen Verlaſſenſchaft ſeyn werden.

40.

Opim (49) iſt nicht glücklicher. Er weis, daß er fremde und lachende Erben hat, die, unerachtet aller legalen Mühe, die er anwenden wird, dennoch ſeinen letzten Willen nicht ſorgfältig genug beobachten werden. Opim iſt ein Mann, der bey einem ſehr groſſen Vermögen viel Ehrgeiz, und keinen Verſtand beſitzt. Er hat ſich niemals Mühe gegeben, ſich um ſeine Mitbürger verdient zu machen: Was wird er nach ſeinem Tode für Nachruhm von ihnen erwarten können? Opim hat einen guten Einfall: Er will ſich ſeinen Nachruhm ſelbſt beſtellen. Der Bildhauer kömmt; er ſoll ihm ein marmornes Grabmaal bauen. Ein halb Dutzend ſteinerne Tugenden ſollen um daſſelbe herum ſitzen, und bittre Thränen vergießen. Selbſt der

(49) Der prächtige Name *V ∴ R ∴ M ∴* würde ſich gewiß auf ſeinem Grabmaale vortrefflich ausgenommen haben.

der unerbittliche Tod ſoll unzufrieden ausſehen, daß er den großen Opim hat von der Erde wegraffen müſſen. Die Fama bekömmt auch ihre Rolle. In der Mitte des Grabmaals ſollen zween kleine geflügelte Buben, die ganz erbärmlich greinen, das Schild halten, welches ſich Opim ſo groß, als möglich beſtellt, um ſeinen ganzen Titel, alle ſeine Tugenden, und alle ſeine Verdienſte darauf ſetzen zu laſſen, damit die Welt doch ſehen möge, daß es auch in unſern Tagen große und tugendhafte Männer, und einen Patrioten gegeben habe, der Opim hieß. So macht er es, wie es Alexander mit ſeinem Lager in Indien machte, welches er ſo groß und weitläuftig einrichten ließ, das die Nachwelt glauben ſollte, ſeine Macedonier wären Rieſen geweſen. Das Grabmaal wird fertig, und es fehlt nichts, als daß noch die Schrift in das Schild eingehauen werde. Was für ein ſchweres Ende würde der ſtolze Opim haben, wenn er wiſſen ſollte, daß ſeine Erben ſich nicht einmal über die Koſten werden vereinigen können, ſeinen Namen auf das Grabmaal ſetzen zu laſſen! Das prächtige Monument wird unvollkommen ſtehen bleiben. In funfzig Jahren wird man nicht mehr wiſſen, wer darunter liegt: In hundert Jahren wird es der Magiſtrat an ſich nehmen, und es zu einem Grabmaale ſeines alten Bürgermeiſters brauchen, welcher ſehr tugendhaft, aber zu arm war, als daß ihm ſeine Erben ein ſo verdientes Denkmaal hätten ſtiften können.

41.

Nunmehr wird sich der unzufriedene **Timen** (50) wohl beruhigen; er hat endlich ein ansehnliches und einträgliches Amt bekommen, wie er es schon lange gewünscht hat. Ich zweifle doch noch daran; denn die Unzufriedenheit ist sein Fehler, und vielleicht sein einziger Fehler, weil er außerdem ein sehr liebenswürdiger Mensch ist. Schon als ein Kind war er unzufrieden. Wenn man ihm erlaubte, zu spielen; so wünschte er sich ein Buch. Wenn er studiren sollte, so setzte er sich auf sein hölzernes Pferd. Der Vater widmete ihn dem geistlichen Stande, und der Sohn hatte Lust dazu; aber mit einem male fiel es ihm ein, ein Soldat zu werden. Er ward es, und wollte studiren. Auch dazu verhalf man ihm, und nachdem er etliche Jahre sehr fleißig studirt, und viel gelernt hatte, so wählte er die Jagd. Auch die gefiel ihm nicht lange, und er versuchte sein Glück am Hofe. Der Zwang des Hofes machte ihm diese Lebensart in den ersten zween Monaten verhaßt; er wünschte sich also ein Amt, wo er Gelegenheit hätte, seine Gelehrsamkeit zu brauchen, und dafür belohnt zu werden. Das hält schwer: Denn Rang und Titel kann man bey Hofe immer eher erlangen, als Amt und Belohnung. Endlich hat er beides heute bekommen, und er ist vor Freuden außer sich. In Kurzem wird er die mühsamen Beschäfftigungen des Amtes überdrüßig seyn. Er wird eine reiche Wittwe heirathen, und sich auf ihr Landgut setzen.

Aber

(50) Der redliche, aber unzufriedne A . . .

Aber mit einem Landgute hat man nichts, als Verdruß: Er wird ſich dafür ein Haus in der Stadt kaufen. Aber in dem nächſten Sommer iſt ihm auch die Stadt zu enge. Es fällt ihm einmal wieder ein, daß er ohne Frau vergnügter gelebt hat. Nun wäre er es wohl zufrieden, wenn ſeine Frau ſtürbe. Sie ſtirbt: Timon iſt untröſtbar? denn er hat ſie in der That geliebt. Nun will er wieder heirathen, und ehe ein halbes Jahr vergeht, heirathet er ein junges lebhaftes Mädchen. Der unglückliche Timon! Itzt hätte er wohl Urſache, ſich ein beſſeres Glück zu wünſchen: Aber der Tod wird ihn überraſchen, eben da er den Mund aufthut, etwas zu wünſchen.

42.

Sehen ſie dort den dicken Bürger, (51) welcher ſich am Kamine mit einer kurzen Tabakspfeife auf ſeinen Bierkrug gelehnt hat? In dieſem Augenblicke iſt er dahinter gekommen, ob Oßmann wider Rußland, oder wider Perſien zu Felde ziehen wird. Sehen ſie einmal, mit welcher Zufriedenheit er lächelt! Die Czarinn mag ſich wohl in Acht nehmen; denn ſie hat an dieſem politiſchen Bürger einen heimlichen Feind. In ſeinem Handwerke iſt er ein ehrlicher Mann; aber ein Narr, ſo bald er ein Stück Zeitung in die Hände bekömmt. Und daß er heute ein doppelter Narr iſt, das macht der erſte April.

43. Be-

(51) Meiſter N ::, Bürger und Zinngieſſer allhier.

43.

Beobachten ſie einmal die Phariſäermiene, mit welcher **Orgon** (52) von ſeinem Fenſter herab auf eine Menge armer Bürger ſieht, die ſich vor ſeinem Hauſe verſammelt haben, um einen kleinen Theil von denen **zwanzig Thalern** zu bekommen, die er unter ſie ausſpenden läßt, und allemal auf den heutigen Tag auszuſpenden verordnet hat. Betrachten ſie aber auch zugleich ſeine Aufmerkſamkeit, mit welcher er die Fenſter der Gaſſe, und die Geſichter der Vorbeygehenden unterſucht: Ob ſie auch ſein mildthätiges Chriſtenthum genug bewundern, und ob ſie auch denjenigen am Fenſter ſtehen ſehen, aus deſſen wohlthuender Hand ſo viel Segen auf das arme Volk herabträufelt? Wie ſehr betrügt ſich Orgon, wenn er glaubt, daß er durch dieſe milde Stiftung die Hochachtung ſeiner Mitbürger erlangen, und bey den Nachkommen ſein Andenken erhalten werde! Die ganze Stadt redet heute von dieſer neuen Stiftung, das iſt wahr: Aber die ganze Stadt erinnert ſich auch heute zugleich der Ungerechtigkeiten und der Meineide, mit welchen Orgon ſein Vermögen zuſammen geſcharret hat. Die Nachkommen, ſo lange ſie noch von ihm etwas wiſſen, werden eben das ſagen, und erſt alsdann, wenn man ſeinen Namen ganz wird vergeſſen haben, alsdann erſt wird dieſes Geſtifte erbaulich, und von einigem Werthe ſeyn. Orgon iſt nicht ganz ohne Gewiſſen. Er fühlt ſeine Bosheiten; er weis, daß er nur wenige Jahre

(52) Dieſer lärmende Wohlthäter heißt T . . .

re noch leben kann; er erschrickt, wenn er an das denkt, was auf ihn wartet. Was soll er thun? Er will das thun, womit er sich so oft auf dem Rathhause geholfen hat. Um nach dem Tode einen gnädigen Richter zu haben, drückt er heute Gott vier Louisdor in die Hände; denn er hat gehört, man leihe dem Herrn, was man den Armen giebt, und die Armen, die hier vor seinem Hause auf ein paar Kreuzer warten, werden es schon bey ihrem Gott zu rühmen wissen.

44.

Es ist wohl noch niemals ein Mensch sich selbst so ungleich, und in seinem Charakter so widersprechend gewesen, als **Chamäleon.** (53) Seine Fehler, und seine Tugenden sind übertrieben. Er kauft sich eine prächtig eingebundene Bibliothek, und redet von nichts, als von Gelehrten, und von Editionen. Mit einemmale fällt es ihm ein, daß alle Gelehrsamkeit Pedanterey sey; er verkauft alle Bücher, und kauft sich eine Rüstkammer von Flinten und anderm Gewehre. Diese weis er noch weniger zu brauchen, als die Bücher; er kauft sich also Uhren dafür. Von ungefähr sieht er eine prächtige Equipage; sie gefällt ihm, er muß auch eine haben. In vier Wochen jagt er den Kutscher und die Bedienten fort, verkauft seine reichen Kleider an die Juden, und geht ohne Lacken in einem alten Regenrocke durch die Gassen. Er war

(53) Sein Name heißt J . . . . Ich wundre mich, daß er ihn nicht auch schon etlichemal verändert hat.

war einmal in die Gesellschaft eines rohen Engelländers gekommen, und so lange er in dessen Gesellschaft herum schwärmte, so lange that er nichts, als daß er sich in Punch besoff, und die Religion lästerte. Sein alter Onkel, ein abergläubischer Mann, brachte ihn von dieser Ausschweifung zurück, und nun gieng er mit ihm in alle Predigten und Betstunden, sah Gespenster, und that Gelübde. Seit einem Monate hatte er sich in den Kopf gesetzt, ein alter ehrlicher Deutscher zu seyn. Er redete Vornehme und Geringe mit einer quakerischen Vertraulichkeit an. Nichts war ihm beschwerlicher, als zu grüßen und zu danken, denn das hielt er für eine französische Tändeley. Er sagte allen Leuten Grobheiten, in der Meynung, daß es Wahrheiten wären. Er ward dadurch verhaßt, man litt ihn in keinen Gesellschaften mehr, und erst gestern hat er eine Verdrießlichkeit gehabt, die ihm sehr empfindlich gewesen ist. Heute hat er sich also vorgenommen, artig und lebhaft zu seyn, und aller Welt zu schmeicheln. Er wird es eben so ungeschickt anfangen; seine Schmeicheley wird noch mehr beleidigen, als seine Grobheit: denn allemal wird er zur Unzeit, und sehr unüberlegt schmeicheln. Einem Kammerjunker wird er sagen, daß er in seinen Scherzen sehr tiefsinnig und gelehrt sey: Und an einem Professor wird er den schönen Fuß bewundern, und ihn nöthigen, eine Menuet zu tanzen. Cölimenen wird er sagen, daß sie ein männliches und frisches Gesicht habe: Aber an dem Hauptmanne, der neben ihr sitzt, wird

er die glatte Haut, und die weichen Hände bewundern. Seinen Beichtvater wird er umhalſen, und zu ihm ſagen: Der Teufel ſolle ihn holen, wenn er iemals ſo einen guten Geſellſchafter gefunden habe, als Ihro Hochehrwürden: Aber mit dem Schmarozer, den er ſeit vielen Jahren als ſeinen gefälligſten Freund um ſich hat, wird er über die Bulle Unigenitus diſputiren. Das iſt die Lebensart, die Chamäleon heute anfängt; in ein paar Monaten wird er ſie wieder ändern, weil er ſich dadurch noch mehr Feinde, als durch ſeine Grobheit gemacht hat. Er wird ſie wieder ändern; aber er wird nur in neue Ausſchweifungen verfallen.

45.

Nun iſt er (54) fertig! Das war der letzte Vers. Glückliches Vaterland! Endlich hat einer von deinen witzigen Söhnen ein deutſches Original zu Stande gebracht, deſſen ſich kein Corneille ſchämen darf. Was für ein Lärm wird in den gelehrten Zeitungen darüber entſtehen! Die Engelländer werden es gleich überſetzen laſſen; die Franzoſen nicht, denn dieſe ſind auf den deutſchen Witz zu eiferſüchtig. Noch iſt er unſchlüſſig, auf welchem Theater er es ſoll aufführen laſſen. Koch? = = Je nun, ich will es ihm endlich gönnen = = Aber ſeine Frau muß die Hauptrolle nehmen, ſonſt mache ich Schönemannen dadurch glück-

(54) Wer ſonſt, als Er? *Quem celebrum eſt, digitis monſtrari et dicier: HIC eſt!*

glücklich. = = So denkt der arme Autor, und weis es noch nicht, daß bey der ersten Vorstellung das Parterre lachen wird, und die Logen gähnen werden.

46.

Nun ist er unsterblich! Wer? Unser deutscher Burmann. (55) Er hat es aus einer Stelle des Plautus bewiesen, daß sein Gegner ein Ochse sey. Aber er weis es nicht, daß die Welt mit einer boshaften Freude, auf den Beweis seines Gegners wartet, und daß sie Lust hat, beide für Thoren zu halten, und, ehe fünf Jahre verflossen sind, beide zu vergessen.

47.

Aber Scriblern (56) wird man doch nicht vergessen, welcher für die Nachwelt schreibt? Gewiß wird man ihn vergessen; denn er schreibt für die Würzkrämer, und Stärkeweiber. Was hat denn ihm die Nachwelt gethan, daß er ihr zumuthen will, seine Schmiererey zu lesen?

48.

(57) = = = = =
= = = = = = =
= = = = = = =
= = = = = = =

(55) Der handfeste C = =. *Cur non dictus Hylax?*
(56) Κατ' ἐξοχὴν, vom *AuTorE.*
(57) Damit ich dem Witze meiner Leser etwas zu thun gebe, so will ich hier Platz zu einer Wahrsagung lassen, und ihnen

49.

Herr Autor! Auf ein Wort! Ihnen muß ich an dieſem feyerlichen Tage auch etwas ins Ohr ſagen. Alſo wären ſie mit ihren ſieben mal ſieben Wahrſagungen zu Stande. Und vermuthlich ſind ſie mit ſich ſelbſt wohl zufrieden, daß ſie etwas geſchrieben haben, welches ganz Deutſchland gefallen wird, weil es die Ehre hat, ihnen zu gefallen. Was erwarten ſie für ihre Bemühung? Berühmt zu werden? Man weis ja ihren Namen nicht. Geleſen zu werden? Vielleicht. Bewundert zu werden? Sachte, mein Herr Autor, ſie verlangen zu viel! Weil ſie heute allen wahrſagen, ſo will ich auch ihnen wahrſagen. Wiſſen ſie, was die Welt von ihrem Werkchen ſprechen wird? Der deutſche Römer (58) wird es im Buchladen ſehen. Hum! wird er ſprechen, wieder ein deutſcher Wiſch! Aber es geht ab, wird der Buchhändler ſagen. ∴ Ja, ja! es geht wohl ab, aber in zehen Jahren lieſt niemand dergleichen Qvark mehr. Der Rechtsgelehrte (59) wird es in die Hand nehmen; man wird glauben, er leſe darinnen: Aber eben überdenkt er gewiſſe Gegen-

ihnen das Vergnügen machen, daß ein ieder an dieſe Stelle einen ſeiner Bekannten ſetze, von deſſen lächerlichen Thorheiten er etwas wahrſagen will. Ich weis, die Wahl wird ihnen ſchwer werden; aber das weis ich noch gewiſſer, daß keiner von meinen Leſern, ich nehme dreye von ihnen aus, hiebey an ſich ſelbſt denken wird. War dieſe Wahrſagung richtig?

(58) *Clariſſimus Dominus R.*

(59) Und zwar Herr *Doctor G ∴.*

genbeweisartikel, die noch morgen übergeben werden müſſen. Hier kömmt ein Philoſoph! (60) ein Erzautor! Der wird ſich gewiß darüber freuen; denn er wird auf die moraliſche Abſicht, und nicht auf die Einkleidung ſehen. Was ſoll das ſeyn? wird er ſprechen. Ein Märchen! Sieben mal ſieben! Wie ſpielt man mit der Moral! Der Autor iſt gewiß noch ein Kind, oder er ſieht ſeine Leſer für Kinder an. Ganz hinten im Buchladen hat ſich ein finſterer Menſch (61) an den Tiſch gelehnt, und lieſt ihre Schrift, und lieſt ſie ganz durch, und ſchmeißt ſie unter den Tiſch, und geht verdrießlich hinaus, ohne ein Wort zu ſagen. Wer muß dieſer Menſch ſeyn? Aber hier kömmt ein freundlicher ſchwarzer Mann, (62) welcher dem Verleger ein ganz neuvermehrtes und durch und durch verbeſſertes Geſangbuch anbietet. Er blättert in der Auslage; er findet ihr Märchen, er lieſt es flüchtig durch, und legt es ſeufzend wieder weg. Darinnen ſteckt viel Gift! Der Verfaſſer ſcheint ein Spinoſiſt zu ſeyn. Ich will nicht richten; aber wenigſtens ein Feind der Geiſtlichen muß er ſeyn. Sehen ſie, ſpricht er zum Buchhändler, ſehen ſie einmal die beiden Stellen hier im Märchen. Es ſind die letzten Zeiten, gewiß mein Herr, die letzten Zeiten!

(60) Man darf nur die Quartanten leſen, die ſeit zehen Jahren herausgekommen ſind, ſo wird man auf den meiſten Titeln finden: *Autore O. . P. . E. .*.

(61) Eigentlich heißt er *R. . S. .*: aber der finſtre Menſch ſieht es nicht gern, daß man ſeinen Namen nennt.

(62) Ihro Wohl-Ehrwürden Herr *J. .*, *Paſtor* zu *U. .*.

Madame N = = (63) hat von dieser Schrift gehört; sie läßt sie gleich holen. Das müssen sie wissen, Herr Autor, daß Madame N = = eine artige und lebhafte Frau ist, die von aller Welt Böses spricht, und die sehr empfindlich ist, wenn man etwas sagt, das auf sie gehen kann. Sie liest ihr Märchen, und versteht es nicht. Sie liest die Wahrsagungen, und freut sich, und lacht, und kömmt endlich auf eine Stelle, in welcher sie glaubt, getroffen zu seyn, ob sie gleich auf hundert Personen von ihrem Charakter gehen kann. Sie beißt in die Lippen, legt das Buch weg, und sagt zu ihren Töchtern: Der Autor ist ein Mensch, vor dem man sich hüten muß. Sehen sie, Herr Autor, das wird die Welt von ihrer Schrift sagen, und das wird die Belohnung für ihre Mühe seyn! Wenigstens acht und vierzig Feinde haben sie sich durch ihre Wahrsagungen gemacht. Wie sehr haben sie sich in ihrer schmeichelhaften Hoffnung betrogen! Aber sie hatten vergessen, daß auch sie zu der Welt gehören, die heute den ersten April feyert.

(63) Madame S = =! Ich küsse ihnen die Hände.

Drit-

Drittes Buch;

enthält

den Schlüssel

zu den ſiebenmal ſieben

Wahrſagungen.

VT. NEMO. IN. SESE. TENTAT. DESCENDERE. NEMO

AT. PRAECEDENTI. SPECTATVR. MANTICA. TERGO

Perſius.

Drittes Buch.

Nach dem Urtheile der meiſten Leſer iſt eine Satire ohne Schlüſſel ein ſehr unnützes und unangenehmes Werk. Dieſes Urtheil würde ungerecht ſeyn, wenn man Satiren ſchriebe, um der Welt eine Verachtung, oder einen Abſcheu vor den Thorheiten beyzubringen, und wenn man Satiren läſe, um ſich zu beſſern. Da wir aber aus der Erfahrung wiſſen, daß nur wenige in dieſer Abſicht Satiren ſchreiben, und faſt niemand in der Abſicht ſie lieſt: So ſehe ich nicht, warum ich ein ſolches Urtheil verdammen ſoll. Meine Wahrſagungen werden um deßwillen gefallen, da ich die Originale meinen Leſern ſchon einigermaßen durch die Anmerkungen kenntlich gemacht habe, und da ich ſie in gegenwärtigem Schlüſſel der ganzen Welt bloß ſtellen will. Wie ſehr wird dieſe Schrift geleſen werden, da ich keinen Menſchen ſchone, und da die ehr-

Die Fortsetzung folgt künftig.

Die verſprochene Fortſetzung.

Wenn ein Satirenſchreiber die billige Abſicht hat, durch ſeine Schriften nur die ſchädlichen und unanſtändigen Thorheiten der Menſchen verhaßt, oder lächerlich zu machen, ohne einen Menſchen perſönlich zu beleidigen: ſo kann ihm allerdings nichts empfindlicher ſeyn, als der liebloſe Vorwitz derjenigen, welche zu allen Charaktern ein Original aufſuchen, und ſich mit Fertigung der Schlüſſel zu ſeinen Satiren, ohne Beruf beſchäfftigen.

Ich habe mich, gleich bey dem Anfange meiner Schriften ſehr weitläuftig über dieſen Punct erklärt, und meinen Leſern, ſo wohl durch eine Aufgabe allgemeiner Abſchilderungen, als durch Bekanntmachung verſchiedner Briefe über die vermeynten Entdeckungen dieſer Abſchilderungen, gezeigt (*), wie ungewiß ihre Vermuthungen ſind, wie beleidigend eine ſolche Beſchäfftigung, und wie unanſtändig ſie ſey.

Das ſchmeichelhafte Vergnügen, die lächerlichen Thorheiten an andern zu ſuchen, um ſelbſt deſto vollkommener zu ſcheinen, iſt vermuthlich einem großen Theile meiner Leſer zu angenehm, als daß dergleichen Vorſtellungen vermögend geweſen wären,

(*) S. den Vorbericht vom Misbrauche der Satire, im erſten Theile der ſatiriſchen Schriften.

wären, sie davon abzubringen. Ich habe sie bey aller Gelegenheit wiederholt, ich habe glimpflich, und auch bitter gebeten, daß sie durch Fertigung ihrer Schlüssel mich nicht verhaßt, und sich nicht lächerlich machen sollten: Aber meistentheils habe ich vergebens gebeten.

Da dieser vierte Theil der letzte Theil meiner satirischen Schriften seyn soll, und ich wohlbedächtig den Entschluß gefaßt habe, niemals, so lange ich noch leben werde, einige Aufsätze dieser Art der Welt bekannt zu machen (*): So hielt ich es für nöthig, noch einen Versuch zu thun, ob es denn gar nicht möglich sey, meinen Lesern einen Widerwillen gegen diese liebloſe Deutungsbegierde beyzubringen, und ob ich sie nicht wenigstens auf diese Art überführen könne, wie ungerecht sich ihr menschenfeindlicher Witz beschäfftige, wenn sie nur aufmerksam sind, Thoren unter ihren Mitbürgern zu suchen, ohne sich selbst zu finden.

Ich ließ vor einigen Wochen das **Märchen vom ersten April** an einem auswärtigen Orte, unter verstelltem Namen, und auf so eine Art drucken, daß ich gewiß hoffte, unerkannt zu bleiben. Die sieben mal sieben Wahrsagungen, welche in der That nichts, als ganz allgemeine Charaktere enthalten, bezeichnete ich in den Anmerkungen durch willkührliche Buchstaben, und sagte meinen Lesern in das Ohr, wie etwan die Originale heissen

(*) S. den Vorbericht zum vierten und letzten Theile der satirischen Schriften.

ſen möchten. Im dritten Buche verſprach ich einen deutlichern Schlüſſel dazu zu geben, und brach eben da ab, wo ich glaubte, daß die deutende Neugier gewiſſer Leſer am ſtärkſten ſeyn würde.

Ich habe dadurch alles erlangt, was ich ſuchte, und noch mehr, als ich zu erlangen wünſchte. Ich habe erfahren, daß beynahe keine Hoffnung mehr übrig ſey, dieſen Leſern eine Schoosſünde abzugewöhnen, die ihrer Neugier und ihrer Eigenliebe ſo angenehm iſt. Viele haben ſich die wenigen Wochen hindurch beſchäfftigt, theils abgeſchmackte, theils lächerliche, theils gefährliche Auslegungen zu machen, nachdem einer, oder der andere von ihnen abgeſchmackt, lächerlich oder boshaft war. Und am meiſten haben ſich diejenigen mit Fertigung der Schlüſſel den Kopf zerbrochen, von denen ich doch mit gutem Gewiſſen nicht einmal verlangen kann, daß ſie denken ſollen. Viele haben ihre Vermuthungen aus dem Formate, andre aus einer gewiſſen Art der Orthographie, und noch andere von dem Drucke und Papiere abgeleitet. Man hat den Verfaſſer an verſchiednen Orten geſucht, und ich habe das Vergnügen gehabt, unbemerkt, hinter meinem ausgeſtellten Bilde gute und böſe, gegründete und unvernünftige Urtheile, von Schuſtern und von Kennern zu hören. Ich werde keine von allen beantworten: Aber das iſt mir nahe gegangen, daß ich habe erfahren müſſen, wie man rechtſchaffne und unſchuldige Männer, die ich zum Theil vorher niemals

gekannt

gekannt habe, durch dergleichen ungerechte Auslegungen lächerlich zu machen, und zu beschämen gesucht hat.

Dieser ehrenrührige Muthwille einiger meiner Leser nöthigt mich, nicht länger verborgen zu bleiben. Sie werden sich schämen, wofern es anders nicht zu spät ist, dergleichen von ihnen zu hoffen, wenn ich ihnen den Schlüssel zu denen Anmerkungen gebe, die den Charakteren in den sieben mal sieben Wahrsagungen untergesetzt sind. Sie werden nunmehr finden, und ich wünschte, sie fänden es zu ihrer Demüthigung, wie sehr sie sich übereilt haben, wenn sie glaubten, den süßen Herrn S ⁎ ⁎ zu kennen, welcher dort rechter Hand wohnen sollte, wenn man nach dem Markte zu geht. a) Sie werden sich wundern, daß der eigennützige Hagestolz N ⁎ ⁎ T ⁎ ⁎ derjenige nicht ist, an den sie dachten. b) Sie werden es dem Herrn Secretär E ⁎ ⁎ abbitten, daß sie ihm Liebe zum Witze Schuld gegeben haben, welches doch sein Fehler gar nicht ist. c) Der Clarissimus Dominus R. kann vielleicht ein Pedant seyn: aber ich kenne ihn nicht, und verlange nicht, ihn zu kennen, und doch dauert er mich, weil ich nicht ihn, sondern alle Pedanten gemeynt habe. d) Herr I ⁎ ⁎ Pastor zu V ⁎ ⁎ e) ist eine

a) S. in den siebenmal sieben Wahrsagungen, Anmerk. 7.
b) Ebendas. Anmerk. 13.
c) Ebendas. Anmerk. 17.
d) Ebendas. Anmerk. 58.
e) Ebendas. Anmerk. 62.

eine Wohlehrwürden in der Luft; ich weis von ihm nicht ein Wort, und der ehrliche Mann, den man dafür ausgeben wollen, hat es bloß der Uebereilung eines seiner Collegen zu danken, der vielleicht eifersüchtig ist, daß er sich nicht auch durch Verstümmelung eines Gesangbuchs in seinem Marktflecken hat verewigen können. Die übrigen Auslegungen übergehe ich mit Stillschweigen; theils sind sie mir zu empfindlich, theils kann ich nicht glauben, daß man sie wirklich gemacht hat, und viele habe ich auch wegen der kurzen Zeit, seit welcher das Märchen bekannt worden ist, noch nicht erfahren. Aber daß sie alle ungegründet sind, das will ich gleich erweisen.

Auf dem Titelblatte zum dritten Buche steht der Vers:

VT. NEMO. IN. SE. SE. TENTAT. DESCENDERE. NEMO
AT. PRAECEDENTI. SPECTATVR. MANTICA. TERGO

Perſius.

Setzt man nun aus den sieben mal sieben Wahrsagungen die Buchstaben, welche, wie die Anmerkungen sagen, die Anfangsbuchstaben von den Namen der geschilderten Originale seyn sollen, zusammen; so kömmt dieser Vers in seiner richtigen Ordnung heraus. Das ist der Schlüssel! Ich will ihn hier ganz einrücken, damit ich meine Ausleger ganz beschäme.

1. Kennen sie den Herrn V = = T = = nicht? V
2. Seine Gläubiger werden es gleich errathen, daß ich den Herrn von N = = meyne. T. N
3. Der Graf E = =, ist ihnen der unbekannt? E
4. Der Herr Rath M = = mit der wichtigen Miene eines O = =. M O.
5. Der Mann ist mir zu tückisch, den mag ich nicht nennen. I
6. Viel Glücks, Hochweiser N = = d. N.
7. Der süße Herr S = =, der dort rechter Hand wohnt, wenn man nach dem Markte zu geht. S
8. Arme E = =! du dauerst mich, und doch weis ich nicht, wie deinem guten Namen wieder aufzuhelfen ist. E.
9. Die Mademoiselle S = = ist es, die der Himmel geschaffen hat, den ungetreuen Seladon zu bestrafen. S
10. Der leichtsinnige E = =, er ist unglücklich, aber er hat die Strafe verdient. E.
11. 12. Ich könnte wohl ihre Namen ganz nennen; denn T = = und E = = sind zu arm, als daß sie sehr bekannt wären: aber doch dauern sie mich, daß sie nunmehr bekannt werden sollen. T E
13. Mit ihrer Erlaubniß, Herr N = = T = =, daß ich sie ein wenig bekannter mache. N T
14. Das ist meine Nachbarinn, die kostbare A = =. A
15. Die unglückliche T = = . T.

16. Zu

16. Zu deutſch, der Herr Baron von D = =. D
17. Der Herr Secretär E = =, ein Mann, deſſen ganze Lunge witzig iſt. E
18. Die gekrönte S = =. S
19. So zärtlich waren die Schmeicheleyen ihres erſten Mannes C = = nicht. C
20. Der Herr Licentiat E = = r. E
21. Dieſes Schlachtopfer heißt N = = in. N
22. Und dieſer ihr Henker heißt = = D. D
23. Ich habe ihn ſchon genennet; er heißt Erill. E
24. Der ungetreue R = =. R
25. Wie geſagt, AgnEſen. E.
26. N = = a, welche dort ſo vergnügt unter ihrem Flohre lacht. N
27. Sein Vater, der reiche E = =, hätte ſein Geld vorſichtiger ausgelehnt. E
28. Man wird auf verſchiedene rathen; aber es iſt niemand, als Ihro Excellenz, der Graf M = =. M
29. Marx Iſrael O = =. O.
30. Mich dünkt, er heißt A = =. A
31. T = =, Juris utriusque Doctor. T.
32. Schon die ehrliche Miene macht den leichtgläubigen P = = kenntlich, wenn ich ihn auch nicht nennte. P
33. Der Taugenichts R = = k. R
34. = = A = =, und wer ihn von Perſon will kennen lernen, der leſe die Zeitungen, wo er in Kurzem mit Steckbriefen verfolgt werden wird. A
35. E = = heißt dieſer prächtige Narr. E-

36. Sein wahrer Name ist C = =, und wer mir nicht glauben will, der frage nur den Jubelierer. C

37. Bisher hat er E = = geheißen; aber vermuthlich wird ihn der Sohn nöthigen, diesen Namen zu ändern, den in ganz Paris keine Markisinn aussprechen kann, so deutsch klingt er. E

38. Auf seinen Ballen steht ein D = =, und über die Hausthüre wird es auch mit dem gewöhnlichen Kaufmannszeichen, und einem heuchlerischen Soli Deo Gloria kommen, um zugleich seinen Vornamen, und sein Vaterland auszudrücken. D

39. Wer kann sonst ein solcher Thor seyn, als Herr E = =? E

40. Und dieser ist mein Freund N = = h. N

41. Der junge T = =, und wenn es nach ihm geht, in Kurzem der Herr von T = = T

42. Seit diesem Augenblicke, Ihro Hochwohlgebornen Gnaden, der Herr von I = =, Erb- Lehn- und Gerichts-Herr auf ꝛc. I.

43. Der streitbare S = =. S

44. Seine gebietende Magd wird ihn zwar nur den alten Hund nennen; eigentlich aber heißt er P = = E = =. P. E.

45. Der

45. Der Herr von C * *, ſo lange er außerhalb Landes war; aber bey uns C * * ſchlecht weg. C
46. Wenn es doch T * * geſtehn wollte, daß ſie nur die Eiferſucht zu dieſem Entſchluſſe gebracht hat! T
47. Junker A * *, der Fuchsjäger. A
48. Mein Nachbar T * *. T
49. Der prächtige Name V * * R * * M * * würde ſich gewiß auf ſeinem Grabmaale vortrefflich ausgenommen haben. V R. M
50. Der redliche, aber unzufriedene A * *. A
51. Meiſter N * *, Bürger und Zinngießer allhier. N
52. Dieſer lärmende Wohlthäter heißt T * * T
53. Sein Name heißt I * *. Ich wundre mich, daß er ihn nicht auch ſchon etliche mal verändert hat. I
54. Wer ſonſt als Er? Quam pulchrum eſt, digitis monſtrari, et dicier: HIC eſt!
55. Der handfeſte C * *. Cur non dictus Hylax? C A.
56. Κατ' ἐξοχὴν, vom AuTorE. T E
57. * * * * R
58. Clariſſimus Dominus R. G
59. Und zwar Herr Doctor G * *.
60. Man darf nur die Quartanten leſen, die ſeit zehen Jahren heraus gekommen ſind, ſo wird man auf den meiſten Titeln finden: Autore O * * O.

P : : E : :

61. Eigentlich heißt er R : : S : :; aber der finſtre Menſch ſieht es nicht gern, daß man ſeinen Namen nennt.
62. Ihro Wohlehrwürden Herr I : :, Paſtor zu U.
63. Madame S : :! Ich küſſe ihnen die Hände.

PERSIUS.

Alſo liegt der Schlüſſel zu den ſieben mal ſieben Wahrſagungen in den Verſen des Perſius:

Vt nemo in ſeſe tentat deſcendere, nemo!
At praecedenti ſpectatur mantica tergo!

Damit mich auch diejenigen verſtehen, welche der lateiniſchen Sprache nicht kundig ſind, und vielleicht die meiſten Schlüſſel zu den ſieben mal ſieben Wahrſagungen gefertigt haben; ſo will ich ihnen, zu ihrer Erbauung ſagen, was dieſe Verſe heißen:

Wie thöricht ſind wir Menſchen, daß wir niemals in unſern eignen Buſen greifen, niemals unſre eignen Fehler ſehen wollen; und daß wir nur alsdenn ſcharfſichtig ſind, wenn wir die Fehler unſrer unſchuldigen Mitbürger ausſpähen!

Abbitte
und
Ehrenerklärung.

Da ich itzt von meinen Lesern mit dem ernstlichen Vorsatze Abschied nehme, niemals wieder einige satirische Schriften der Welt bekannt zu machen: So betrachte ich mich als einen Sterbenden, der seinen umstehenden Freunden die Hand giebt, und diejenigen von ihnen beweglichst um Vergebung bittet, von denen ihm sein erwachendes Gewissen sagt, daß er sie beleidigt habe.

In den vier Theilen meiner satirischen Schriften ist nicht eine Seite, wo nicht zum wenigsten Ein Thor in seiner angenehmen Eigenliebe, und der beruhigenden Zufriedenheit über seine Verdienste gestört worden ist. Ich habe ihm nichts, als nur Wahrheiten gesagt: Aber auch schon das ist heut zu Tage ein unverantwortliches Verbrechen! Hätte ich Vernünftige und Tugendhafte beleidigt, so würde die Anzahl meiner Feinde vielleicht noch zu übersehen seyn: Aber ich spottete der Thoren, und die halbe Welt ward erbittert. Ich erschrekke, wenn ich itzt mit gelassenem Gemüthe an die Verwegenheit gedenke, die ich gehabt habe. Was soll ich anfangen? Das einzige Mittel, welches noch übrig ist, meine Fehler zu verbüßen, ist eine öffentliche **Abbitte und Ehrenerklärung**, die ich denenjenigen thun will, an welchen ich mich mit meinen beleidigenden Wahrheiten versündigt habe. Die Messe ist zu nahe, und mein Verle-

ger zu ungeduldig, als daß ich bey allen denjenigen, welche meine Satire gegeißelt hat, um Vergebung bitten könnte. Es mag itzt bey einer Probe sein Bewenden haben, die ich von meinem reuigen Autorgewissen, und von dem ernstlichen Verlangen geben will, das ich habe, mich mit allen Thoren auszusöhnen. Ich hoffe, sie sollen nicht unerbittlich seyn; und erlange ich durch diesen Versuch die gewünschte Vergebung, so soll es eine von meinen ersten und wichtigsten Beschäfftigungen seyn, allen denenjenigen Abbitte und Ehrenerklärung zu thun, die ich in gegenwärtiger Abhandlung nicht habe nennen können.

* * *

Meine Spöttereyen über diejenigen **Mäcenaten**, welche nur der Misbrauch, und der Hunger unsrer Schriftsteller zu Mäcenaten macht, sind ungerechte Spöttereyen gewesen. Was habe ich nöthig gehabt, ihnen ihre Unwissenheit, ihren schlechten Geschmack, und ihre Härte gegen die nothleidenden Musen vorzuwerfen, da alles dieses so vornehme Fehler sind, welche die Mode rechtfertigt? Nicht an ihnen liegt die Schuld, sondern an ihren bettelnden Clienten. Wer heißt denn diesen, einen Mann zum Mäcenaten zu machen, der vielleicht ein guter Mäkler ist? Von schönen Wissenschaften hat er gar keinen Geschmack: Aber fragt ihn etwas von reichen Stoffen, von Spitzen, von einer Tracht, von Aufputzung der Zimmer, von Einrichtung der Equipage, von einem

nem Lotterieplane; ihr werdet über seinen Geschmack erstaunen! Gegen die Musen ist er hart; aber warum können die Musen nicht bellen und wiehern? Denn gegen seine Hunde und Pferde ist er sehr großmüthig. Mit einem Worte: Die Schuld liegt nur an unsern Scribenten, welche bey der Wahl ihrer Gönner so unvorsichtig, und eigennützig sind. Wenn sie einen reichen Mann finden, den macht ihr Hunger gleich zum Mäcenaten. Dieser erschrickt, er widersetzt sich, er schämt sich, er will es nicht seyn: Aber er muß es schlechterdings werden, denn er kann es bezahlen. Das heißt Mäcenaten pressen, wie man Matrosen preßt. Ist es ihre Schuld, wenn sie ungeschickte und unwissende Mäcenaten sind?

* * *

Ich gestehe es, an unsern Dichtern habe ich mich oft versündigt: Ich würde untröstbar seyn, wenn ich es an guten Dichtern gethan hätte; aber ich habe mich nur an unsern **Reimern** versündigt. Ich habe sie für niederträchtige Schmeichler gehalten, für Leute, welche die göttlichste der schönen Wissenschaften, den Vornehmen und dem Pöbel verächtlich machen; ich hielt sie für übermüthig, und diesen Uebermuth für desto lächerlicher, da es gemeiniglich nur der Stolz eines schmuzigen Bettlers war; mit einem Worte, ich lachte über sie; und eben das geht mir nahe: Ich hätte über sie weinen sollen. Kann wohl irgend ein Mensch eine traurigere Rolle zu spielen haben,

als ein Poet von dieſer Art? Ungeachtet des zuverſichtlichen Stolzes, welcher ihn von ſeiner eignen Gröſſe überzeugt, kriecht er vor den Füßen eines kargen Wohlthäters herum. Nectar und Ambroſia iſt die tägliche Koſt, womit er ſich an der Tafel ſeiner Götter ſpeiſt; und doch ſingt er um einen Biſſen Brodt, vor der Tafel ſeines Mäcenaten. Die Schätze beider Indien ſind in ſeinen groſsmüthigen Augen eine verachtungswürdige Laſt für den, der ſie beſitzt; nur die Tugend macht reich: Das hat er heute früh einem reichen Wucherer zum Geburtstage vorgereimt; und nun wartet er vor der Thüre deſſelben ſchon vier Stunden lang vergebens, und mit hungriger Ungeduld auf einen Louisdor. Wie empfindlich muß es dieſen unglücklichen Creaturen ſeyn, die muthig auf die Unſterblichkeit trotzen, und gleichwohl ſchon itzt unbemerkt, und ungeleſen ſterben! Und doch habe ich ſo lieblos ſeyn können, über dergleichen preſshafte Perſonen zu ſpotten! Es reut mich; und die nachdrücklichſte Abbitte und Ehrenerklärung wird dieſe ſeyn, wenn ich ſie verſichere, daß ich den Frevel, mit welchem ich mich an ihrem Lorber vergriffen, nunmehr eben ſo ernſtlich verabſcheue, als ſie den Eigennutz, den Hochmuth, die Wolluſt, und die bettelnde Niederträchtigkeit verabſcheuen.

* * *

Wie ungerecht die Spöttereyen über den Geizigen ſind, das kann man auch daraus abnehmen, daß

daß über seinen Geiz niemals die nächsten Erben, es müßten denn junge Verschwender seyn, sondern nur Fremde spotten, für die er nicht geizig ist. Ich habe schon bey einer andern Gelegenheit gesagt, daß eine mehr als stoische Tugend dazu gehört, wenn ein Geiziger seine ganze Lebenszeit hindurch sorgen, sich ängstigen, an den nothdürftigsten Sachen Mangel und Gebruch leiden soll, und dieses nur darum, damit er sein Geld einem Fremden, den er oft nicht einmal kennt, überlassen möge, und damit dieser Fremde desto ruhiger und vergnügter lebe, und mitten in seinen Verschwendungen über den alten Narren lachen könne, den er beerbt hat. In meinen Augen verdient jener weise Thor, welcher, um ruhig zu seyn, sein Geld ins Wasser warf, die Bewunderung bey weitem nicht, welche dieser Geizige verdient, der Reichthümer zusammen scharrt, um zu verhungern: Denn darüber ist gar keine Frage, welcher von beiden am meisten verdient, ein Patriot zu heißen. Aber man thut sehr unrecht, wenn man glaubt, daß ein Geiziger gar kein Vergnügen habe. In der ganzen Welt kann, wie ich mir gewiß vorstelle, kein Vergnügen gröſſer seyn, als das Vergnügen eines Geizigen in dem Augenblicke ist, wenn er vor dem Kasten knieet, und die gefüllten Säcke ansieht. Hier übersieht er in einem engen Raume alle Pracht, allen Rang, alle Wollust, alle Verdienste, alle Freundschaft. In diesem Kasten voll

ver-

verpfändeter Jubelen fährt eine Excellenz mit sechs Pferden, zwölf Bedienten, und einem breiten Bande. Hier bindet er einen Sack auf, und sieht darinnen den unausgebildeten Stoff zu einem Barone. Sechs Rittergüter liegen darneben in etlichen andern Beuteln. Hinter jenen Wechselbriefen eines großen Hofmanns guckt dessen Fräulein Tochter, ein liebenswürdiges Kind, hervor, die der Vater gewiß gegen diese Wechselbriefe vertauschte, wenn unser alter Geizige sich entschliessen wollte, Rang und Güter zu kaufen, und die Hand seiner Tochter an sich zu handeln. Gärten, kostbare Kleider, Musik, und Gastereyen stekken alle in diesem einzigen Sacke. Wenn er jenen Beutel mit tausend Ducaten daran wagen will: So schaffe ich ihn für vier hundert Ducaten zum Vater des Vaterlandes; vier hundert Ducaten will ich einer gewissen ehrwürdigen Gesellschaft geben, und in Kurzem soll er der heilige Harpax seyn; für hundert und acht und achzig Ducaten will ich ihm ein Dutzend Zueignungsschriften gewähren, die ihn, ungeachtet seiner Barbarey, zum Beschützer der Musen, ungeachtet seiner Dummheit zum Mäcenaten, ja, wenn er es verlangt, zum Apoll machen sollen, ob er schon beynahe weiter nichts, als zählen, schreiben, und lesen kann. Zwölf Ducaten sind von diesem Sacke noch übrig; was fange ich damit an? Gut! für zwölf Ducaten soll ihn der fließendreimende Bav verewigen, und ihm einen Theil seiner Unsterblichkeit abtreten. Alle diese Glückseligkeiten sieht Harpax vor

sich

ſich in ſeinem Kaſten liegen. Er könnte ſie genießen; er lächelt auch in der That ſchon, welches er ſeit der letzten Meſſe nicht gethan hat. Sehe ich recht? Er bindet wirklich ſchon einen kleinen Sack auf, und nun wird der reiche Harpar anfangen, großmüthig, mildthätig, vernünftig zu ſeyn; nun wird er doch endlich einmal ſein Geld mit Verſtande genießen! = = O, nein! Er nimmt nur einen halben Gulden heraus, um ſich die Schuhe beſolen zu laſſen. Er ſieht ſeinen halben Gulden freundſchaftlich an, nimmt mit traurigen Blicken auf ewig von ihm Abſchied, ſchließt den Kaſten ſorgfältig zu, und bittet den Himmel, daß er ihm ſein Bißchen Armuth behüten, und nicht zulaſſen wolle, daß er noch in ſeinem hohen Alter Noth leiden müſſe. Wie viel glückliche Vorzüge hat dieſer Geizige, welche diejenigen nicht wiſſen, oder nicht wiſſen wollen, die ihn für einen Thoren halten!

* * *

Die Ordnung, meine Abbitte und Ehrenerklärung zu thun, trifft nun den Erben des Geizigen, **den Verſchwender.** Da ich ihn itzt recht betrachte, ſo finde ich ſo viel Gutes an ihm, als ich an vielen kaum finde, die man doch für Vernünftige hält. Nur aus Hochachtung für ſeinen Geizigen, rechtfertigt er deſſen Thorheiten durch weit größre Thorheiten. Durch unſinnige Verſchwendung verbüßt er den ſündlichen Wucher ſeines Erblaſſers, und ſtößt die erpreßten Reichthümer

mer von ſich. Er wagt Ehre und Glück daran, um ein Märtyrer der groſſen Wahrheit zu werden, daß heut zu Tage das ganze Verdienſt der Menſchen im Gelde beſtehe. Denn ehe er noch erbte, war er unbekannt, und verachtet; itzt zieht er die Augen der ganzen Stadt auf ſich, und alle, die ſchmeicheln und verdauen können, ſind ſeine Freunde: Aber in Kurzem wird er arm, und alſo wieder eben ſo unbekannt, und verachtet ſeyn, wie vorher. Alle ſeine Handlungen, die uns ſo raſend ſcheinen, ſind unumſtößliche Beweiſe, daß er denkt, wie ein Philoſoph. Er kennt die Flüchtigkeit des Lebens; er weis, daß alles Vergnügen ungewiß und vergänglich iſt, daß derjenige ſein Alter am höchſten gebracht hat, welcher nicht eine Minute ungenützt, und ohne Vergnügen verſtreichen läßt; er weis, daß allemal das Andenken der vergangenen Wolluſt ſtärker und empfindlicher iſt, als das Vergnügen des gegenwärtigen Genuſſes: Das alles weis unſer Philoſoph, und eben das iſt die Urſache, warum er heute ſo lebt, als ob er morgen todt ſeyn würde. Wie viel ungerechte Urtheile würde ich vermieden haben, wenn ich alles dieſes ſo überlegt hätte, wie ich es itzt überlege! Meine Uebereilung gieng ſo weit, daß ich dieſen Verſchwender in das Hoſpital bringen wollte, nach welchem er doch ſelbſt mit ſtarken Schritten zueilt! Damit er ſehen ſoll, daß dieſe Abbitte und Ehrenerklärung mir ein Ernſt ſey, ſo will ich ihn mit meiner Aufmerkſamkeit, bis an die Thüre des Hoſpitals begleiten, und alsdenn will ich der

ein-

einzige von seinen Freunden seyn, der ihn bedauert.

* * *

Ich habe Unrecht gethan, daß ich die herumirrenden Geldmacher für Betrüger angesehen, die sich von der Leichtgläubigkeit derer ernähren, die von ihren hungrigen und bettelnden Händen Reichthümer hoffen. Warum giebt man ihnen den verhaßten Namen eines Betrügers, da sie nichts thun, als was man in den artigsten und ansehnlichsten Gesellschaften täglich thut, da sie nämlich nur andern etwas versprechen, das sie nicht halten können, da sie andre etwas lehren wollen, das sie selbst nicht verstehen, und da sie von ihrer Unwissenheit, und der Leichtgläubigkeit anderer sich ein wollüstiges und bequemes Leben zu verschaffen wissen? Ihro Gnaden borgen, sie versprechen Interessen zu geben, das Capital richtig wieder zu bezahlen, sie nehmen dabey Gott zu Hülfe, und noch über dieses thun sie ihren treuherzigen Gläubigern tausend gnädige Versicherungen: Aber Ihro Gnaden bezahlen weder Interessen, noch Capital; die gnädigen Versicherungen verwandeln sich in einen unversöhnlichen Haß, sobald der Gläubiger ungesittet genug ist, sein Geld wieder zu fodern. Der treuherzige Thor, welcher so viel von der Gnade seines Schuldners hoffte, büßt seine Hoffnung, und sein baares Geld ein. Ich will ihm nicht rathen, daß er so verwegen sey, seinen Schuldner das zu nennen, was er ist: Wenn er mir folgen will, so soll er hingehen, ihm die Weste

ſie küſſen, und ſich zu gnädiger Protection empfehlen. Meine Leſer, die zu leben wiſſen, werden dieſes billig finden. Aber warum finden ſie es denn nicht auch billig, daß man die Betrügerey des elenden Goldmachers entſchuldigt, den nur der Hunger zum Betrüger macht, da im Gegentheile unſer vornehmer Schuldner die armen Gläubiger an den Bettelſtab bringt, nur um ſeine Wolluſt und Pracht, noch einige Zeit zu unterſtüzzen; da dieſer Schuldner ſeinen Gläubigern an einem einzigen Gallatage mehr koſtet, als der Goldmacher ſeinen Freunden in einem Jahre? Dieſer iſt noch ſo billig, und entflieht dem Galgen, ſo bald er merkt, daß ſeine Betrügereyen entdeckt ſind: Aber jener rollt trotzig mit ſeiner prächtigen Equipage durch die Gaſſen, ſein verarmter Gläubiger, der eben itzt an dem Laden eines Kaufmanns um ein Almoſen bittet, ſpringt auf die Seite, um von den Pferden nicht zertreten zu werden; er bückt ſich demüthig vor ſeinem Schuldner, und wird kaum angeſehen. Mich dünkt, dieſes Exempel, ſo wahr es iſt, ſo deutlich und ſo überzeugend iſt es auch, daß man künftig einen herumſtreichenden Goldmacher ſo gar einen ehrlichen Mann nennen wird, ſobald man ſich auf Ihro Gnaden beſinnet.

* * *

Es iſt ein paar mal geſchehen, daß ich diejenigen getadelt habe, **die ſich von den Gaukeleyen der herumirrenden Goldmacher verführen laſſen,** und von einem nackichten Bettler unſägliche Schätze hoffen.

hoffen. Ich habe die Sache beſſer überlegt, und nun glaube ich, daß ſie zu entſchuldigen ſind. Ihr ganzer Fehler beſteht darinnen, daß ſie hoffen: Ein Fehler, der uns Menſchen ſo natürlich, und ſo ſchmeichelhaft iſt! Kleant hofft Schätze von ſeinem Goldmacher zu erlangen; und Ariſt hofft nunmehr zwanzig Jahre auf ſein Glück bey Hofe. Patin, ein künſtlicher Erbſchleicher, überhäuft ſeinen alten Nachbar nun ſchon in das zehnte Jahr mit Geſchenken, und weis nicht, daß ſein alter Nachbar ohne Teſtament ſterben wird. Wie viele Schriftſteller durchwachen ihr ganzes Leben, ſchreiben ſich hypochondriſch, ſchimpfen, und machen ſich lächerlich, und erwarten die Belohnung von dem Beyfalle der Nachwelt; aber ſchon zehen Jahre vor ihrem Tode ſind ſie vergeſſen! Entſchuldigt man die Hoffnung des Ariſts, des Patins, und unſrer großen Gelehrten, und will doch die Hoffnung des ehrlichen Kleants nicht entſchuldigen?

* * *

Kein Mäkler, der von einem unmündigen Verſchwender fünf und zwanzig pro Cent genommen hat, kann ſo ängſtliche Gewiſſensbiſſe empfinden, als ich itzt empfinde, da ich diejenigen Stellen überſehe, wo ich von dem Frauenzimmer mit einer Art geredet habe, die freylich einer Schmeicheley nicht gar zu ähnlich ſieht. Itzo fühle ich erſt, **Madame**, wie gerecht die Vorwürfe geweſen ſind, welche ſie mir oft darüber gemacht haben. Ich ſehe ſie, als eine Bevollmächtigte ihres ganzen Ge-

ſchlechts an; und eben um deßwillen werfe ich mich vor ihnen auf meine Kniee, bezeuge ihnen die bußfertigſte Reue, küſſe ihre Hände, und bitte um Vergebung. Könnte man wohl eine verwegnere Läſterung erdenken, als die war, da ich ſagte, daß man den Frauenzimmern wenigſtens die Hälfte der menſchlichen Fehler vorwerfen könne, da ſie die Hälfte des menſchlichen Geſchlechts ausmachten? Ich habe die Verwegenheit gehabt, zu ſagen, daß **Selinde** eitel genug iſt, auf ihre Schönheit ſtolz zu ſeyn; daß **Orimene** die Verdienſte anderer nur nach dem äußerlichen Putze ſchätzt; daß **Leonore** von der ganzen Stadt Böſes ſpricht; daß **Celſa** durch ihre Rangſtreitigkeiten die freundſchaftlichſten Familien in Uneinigkeit verwickelt; daß **Alcimedore** durch ihren unüberlegten Aufwand den Mann an den Bettelſtab, und ihre Kinder um das Brodt bringt; daß die fromme **Agneſe** unverſöhnlich wütet, ſobald ſie beleidigt wird; daß es bey **Roſamunden** ein Theil ihres Gottesdienſtes iſt, wenn ſie ſich geputzt in der Kirche ſehen läßt; daß **Florinde** ſich weder der Wirthſchaft, noch der Erziehung ihrer Kinder annimmt, welche doch gewiſſer ihre, als ihres Mannes Kinder ſind; daß **Kalliſte** pedantiſch ſtolz iſt, weil ſie noch etwas mehr verſteht, als das Kochen; daß eine Frau aus der großen Welt zu heirathen, für viele ein gewiſſer Schritt zum Hoſpitale iſt; daß **Gurda** eine Thörinn iſt, weil ſie noch ſo eitel ſeyn kann, ihrem verrunzelten Geſichte Anbeter zu erbuhlen.

Das alles, und vielleicht noch mehr zu ſagen, habe ich die Verwegenheit gehabt! Ich erſchrecke über dieſes Sündenregiſter! Es iſt alles wahr, was ich geſagt habe; es iſt vielleicht nur der dritte Theil von dem, was ich hätte ſagen können; ich habe nur eine **Gurda** genennt, und doch kenne ich in der Stadt, wo ich itzt wohne, zweyhundert Schweſtern von ihr, und hundert in der Stadt, wo ich ſonſt gewohnt habe: Aber alles dieſes rechtfertigt mich nicht. Hätte ich nicht überlegen ſollen, daß man einem Frauenzimmer niemals verdrießliche Wahrheiten ſagen darf, daß man ihnen nur ſchmeichelt, daß eine Schmeicheley von dieſer Art bey vielen das einzige Mittel iſt, ihre Freundſchaft zu erhalten, daß man ihre Thorheiten wenigſtens entſchuldigen muß, wenn ſie gar zu merklich ſind, als daß man ſie ganz überſehen könnte? Und wie unbeſonnen habe ich gehandelt! Wie viel würden wir Mannsperſonen verlieren, wenn das Frauenzimmer durch dergleichen Vorwürfe und lehrende Satiren anfienge, ſeine Fehler zu erkennen! Den Augenblick darauf würden ſie auch unſere Fehler kennen, und die Hälfte der Anbeter würde von ihren Nachttiſchen verſcheucht werden, wenn ſie durch die Erkenntniß ihrer eigenen Fehler lernen ſollten, daß die Hälfte ihrer Anbeter lächerliche Thoren ſind. Was für Verwüſtungen hätte ich in der galanten Welt anrichten können! Tauſend Mannsperſonen hätte ich grauſam um ihre Verdienſte gebracht, deren ganze Verdienſte in einer feinen Manſchette, in einem wohl

zugeschnittenen Kleide, in neumodisch gekräuselten Haaren, in einer unverschämten Lebhaftigkeit, und in einem allerliebstartigen Faseln bestehen.

Gnade, Madame! Ich will mich auf den Mund schlagen. Nur noch das einzigemal wirken sie mir bey ihrem Geschlechte Vergebung aus. Sehen sie meine Wahrheiten für unüberlegte Jugendfehler an. Seit gestern bin ich älter geworden; heute denke ich viel gründlicher, und weit gefälliger. Dieses ist meine Abbitte; sind sie damit zufrieden? = = Auch noch einen Widerruf wollen sie haben? Gut! Hier haben sie eine förmliche Palinodie: Fragen sie Kallisten, was das heiße?

Hatte Selinde nicht Ursache, auf ihre Schönheit stolz zu seyn, da diese Schönheit ihren ganzen Werth ausmacht, und da sie alle Tage hört, daß man nichts, als diese Schönheit an ihr bewundert? Schon in ihren ersten kindischen Jahren, ward sie daran gewöhnt, daß man sie ein allerliebst schönes Kind nannte. In den Jahren, wo die Mädchen anfangen, die Aufmerksamkeit der Mannspersonen zu verstehen, verdoppelten sich diese Schmeicheleyen. Einer von ihren Anbetern zerschmolz vor den feurigen Blicken ihrer stralenden Augen; ein anderer besang ihren Mund; der dritte küßte ihre runde Hand mit einer ehrerbietigen Entzückung; alle bewunderten ihre Schönheit, und keiner sagte ein Wort von ihrem Verstande,

oder

oder ihrer Tugend. War es wohl anders möglich, als daß Selinde sich von Jugend auf gewöhnen mußte, zu glauben, der ganze Werth eines Frauenzimmers bestehe in der Schönheit, und daß sie Verstand und Tugend, als einen sehr entbehrlichen Nebenumstand ansahe, da Mannspersonen, welche sich das Recht anmaßen, vom Verstande und von der Tugend zu urtheilen, davon gegen sie niemals, und nur einigemal gegen ihre alte Mutter etwas erwähnten. Daß sie Kleantens Frau geworden ist, das hat sie weder ihrem Verstande, noch ihrer Tugend, sondern bloß ihrer reizenden Miene, und einem wohlgewählten Anputze zu danken, welcher vor etlichen Jahren auf einem Balle ihrem Manne so gefährlich war. Noch itzt, da ihr Mann, welcher zu leben weis, sie, als seine Frau, weiter nicht liebt, noch itzt findet man sie von einer Menge Männer, und unverheiratheter Mannspersonen belagert, von denen sie weiter nichts, als Lobsprüche ihrer Schönheit hört. Verstünde Selinde diese eigennützigen Schmeicheleyen der Mannspersonen, so würde sie dadurch sehr gedemüthigt werden; denn sie würde sehen, daß diese Schmeichler aus eiteln, und gemeiniglich unanständigen Absichten, sehr flüchtige, und zufällige Vorzüge an ihr bewundern, und daß ein jedes Lob, welches man nur ihrer Schönheit giebt, nichts anders, als ein stillschweigender Vorwurf ist, daß man sie in zehn Jahren, und vielleicht noch eher, mit Verachtung ansehen werde. Mit einem Worte: Nur wir Mannspersonen sind

Schuld daran, daß die schöne Selinde eine eitle Thörinn ist. Und doch bin ich so ungerecht gewesen, ihr einen Vorwurf zu machen, der nur auf uns Mannspersonen zurück fallen sollte! Versichern sie Selinden, Madame, daß mir diese Uebereilung sehr nahe geht, und daß ich aus wahrer Reue ein Gelübde gethan habe, alle Leute zu versichern, daß sie anfange, häßlich, aber auch vernünftig zu werden. Wird Selinde wohl mit dieser Schmeicheley zufrieden seyn? Was glauben sie davon, Madame?

•

Sonder Zweifel erwartet Orimene eben dergleichen Abbitte, und Ehrenerklärung von mir, da ich ihr Schuld gegeben habe, daß sie die Verdienste anderer nur nach ihrem äußerlichen Putze zu schätzen gewohnt sey. Wenn sie zwar diesen Vorwurf unpartheyisch überlegen will, so wird sie gestehen müssen, daß ich Recht habe: Aber auch nicht einmal gegründete Vorwürfe soll man dem Frauenzimmer machen, da die meisten nur Schmeicheleyen von den Mannspersonen verlangen. Es ist wahr, Orimene, welche das Unglück hat, nicht gar zu schön zu seyn, ist den ganzen Tag über beschäfftigt, den Mangel ihrer Schönheit durch einen wohlgewählten, und in die Augen fallenden Anputz zu verbergen. Sie ißt, und trinkt, sie schläft, sie putzt sich, und untersucht den Putz anderer; das ist seit funfzehn Jahren ihr Beruf, den sie mit solcher Sorgfalt beobachtet, als wenig Leute ihren Beruf in Obacht zu nehmen

men pflegen. Sie steht mit einer kunstrichterlichen Miene am Fenster, und läßt alle Westen und Manschetten, alle Andriennen und Kopfputze die Musterung passiren. Der junge Herr, welcher dort die Allee herunter getanzt kömmt, hat eine reiche Weste, und dergleichen Aufschläge, von einem ganz neuen und sehr guten Geschmacke. Sie kann gar nicht begreifen, warum der Hof diesem liebenswürdigen Menschen die Präsidentenstelle abgeschlagen hat. Wer ist der finstre Mann in dem abgetragnen Sammetkleide, und der altväterisch gestickten Weste, welcher dort in der Hausthüre mit zween armen Bürgern, so gelassen und freundschaftlich spricht? ⁎ ⁎ Ist das möglich! Also ist dieser der würdige Präsident, an welchem der Hof so viele Verdienste gefunden hat? Was ist das für eine Perucke! Unfehlbar muß er diese Perucke auch anstatt der Nachtmütze brauchen; denn sonst könnte sie unmöglich so verwirrt aussehen. Und die Manschetten! Ganz gewiß sind das noch Erbstücken von seinem seligen Vater. Sehe ich recht? Unmöglich! Doch wahrhaftig, ja! Zwey Löcher hat er in den schwarzen Strümpfen! Gerechter Himmel! Und einen solchen Mann macht der Hof zum Präsidenten! Das arme Land! Auf diese Art beurtheilt **Orimene** die Verdienste der Menschen, wenn sie in ihrem Erker Gericht hält; auf diese Art theilt sie Aemter aus, und setzt andere von ihren Aemtern ab; auf diese Art prüft sie ihre Freunde und Freundinnen; sie lobt und tadelt auf diese Art. Aber thut Ori-

mene etwas anders, als was wir alle Tage thun? Bey dem ersten Anblicke eines Menschen ist sein Anzug der entscheidende Umstand, ob wir ihn hoch schätzen, oder verachten sollen. Sind diese Vorurtheile übereilt, so wird gemeiniglich viel Zeit, und ein genauer Umgang erfodert, wenn wir diese übereilten Vorurtheile ändern sollen. Ein vernünftiger Mensch wird die Gelegenheit zu dergleichen Vorurtheilen wider sich vorsichtig vermeiden, und nach seinen Umständen den äußerlichen Putz sorgfältig einrichten, weil dieser allemal eher in die Augen fällt, als sein Verstand, den man erst suchen muß. Und doch will man Orimenen es übel nehmen, daß sie es ihre einzige Beschäfftigung seyn läßt, den Anputz zu untersuchen, und nach solchem die Verdienste der Menschen zu bestimmen? Ist dieses ein Fehler von ihr, so sind auch an diesem Fehler nur die Mannspersonen Schuld. Alle, die mit ihr umgegangen sind, haben sich mehr von Spitzen und Stoffen mit ihr unterhalten, als von ernsthaften Sachen. Ein jeder hat darinnen des andern besondern Geschmack zu übertreffen gesucht: Und weil ein jeder Eigenliebe genug gehabt, Orimenen zu versichern, daß er Verstand und Verdienste besitze; so hat endlich Orimene glauben müssen, daß in dem äußerlichen Anputze, und in der Kunst, selbigen zu beurtheilen, Geschmack und Verdienste bestehen. Sind also wir Mannspersonen nicht die unglückliche Ursache, daß Orimene alle ihre Tugenden dem Schneider und der Putzmacherinn zu danken

hat,

hat, und daß ſie ganz ohne Verdienſte iſt, ſo bald ſie ſich ausgekleidet hat?

Leonore, welche von der ganzen Stadt Böſes ſpricht, hat es bloß meinem zerknirſchten Gewiſſen, und meiner übertriebnen Buße zu danken, daß ich auch ihr eine Abbitte und Ehrenerklärung thue, da ſie doch von mir ſelbſt ſo oft, und ſo viel Böſes geſprochen hat. Der nachdrücklichſte Widerruf, den ich thun kann, wird dieſer ſeyn, wenn ich die Urſachen anzeige, warum ſie von der ganzen Welt in einem Tage mehr Böſes ſpricht, als die ihr ſo fürchterlichen Satirenſchreiber in zwanzig Jahren nicht können drucken laſſen. Leonore hat Witz; ſie fühlt ihn, und wünſcht, daß dieſer Witz bemerkt, und bewundert werden möge. Iſt dieſes ja ein Fehler, ſo iſt es doch ein männlicher Fehler, den ſie mit vielen Gelehrten, und mit allen witzigen Scribenten gemein hat. Duns ſpottet der Religion, um geleſen, und von andern Narren bewundert zu werden. Puff ſchmiert die gröbſten Spöttereyen wider den Prinzen, wider die Regierung, wider ſeine Obern, und wider alle, denen er Hochachtung und Ehrfurcht ſchuldig iſt: Warum? Um geleſen, und von andern Narren bewundert zu werden. Und Leonore redet von der ganzen Stadt Böſes, damit ſie in Geſellſchaften gehört, und ihr Witz bewundert werde. Wie viele Sittenlehrer predigen Tugend, ohne die Tugend zu kennen! Unendliche Vorzüge

vor ihnen hat Leonore, welche alle Ausschweifungen, alle lächerlichen Fehler, alle Thorheiten, die sie von andern erzählt, selbst, und aus der Erfahrung sehr genau kennt. Niemand weis die kleinen Hahnreyhistorien so gut, wie sie, zu erzählen; aber auch niemand weis so gut, wie sie, was dazu gehört. Der Hochmuth ihrer Nachbarinn ist für ihre Spötterey eine unerschöpfliche Quelle: Aber diese hochmüthige Nachbarinn hat ihr den Rang streitig gemacht. Wollen sie Leonoren recht lebhaft und beredt sehen, so bringen sie nur selbige auf Henriettens Spielsucht; denn Henriette hat ihr in voriger Woche zwanzig Ducaten abgewonnen. Die Frau Doctorinn ist ein eitler, lächerlicher, und bettelstolzer Affe: Warum? Leonore hat mirs gesagt; denn die Frau Doctorinn hat ihr den reichen Stoff vorgekauft, mit dem sie bey dem letzten Balle sich selbst ausputzen wollte. Habe ich also nicht recht gesagt, daß Leonorens Spöttereyen weit erbaulicher sind, als alle moralische Tugendpredigten unsrer finstern Sittenrichter, da Leonore alle Thorheiten selbst kennt, und aus eigner Erfahrung über sie spottet? Aber Leonore gewinnt bey diesen bittern Spöttereyen sehr viel. Wenn sie mit dem Finger auf einen Thoren weist, so sieht jedermann auf diesen Thoren, und auf sie niemand. Wie ruhig kann nunmehr Leonore ihre eignen Fehler geniessen! Ich habe schon oben gesagt, daß Leonore vornehmlich um deßwillen so viel Böses von andern spricht, damit sie ihren Witz zeigen könne: Es fällt mir gleich ein,

ein, daß dieſe Entſchuldigung darum ſehr erheblich iſt, weil man niemals aufmerkſamer iſt, und niemals mit mehrerm Beyfalle lacht, als wenn ſie Böſes ſpricht. Zwingt ſie ſich aber ja einmal, und redet von ihren Nachbarn Gutes, ſo wird ſie nicht bemerkt, am wenigſten bewundert: Denn Seladon pfeift gedankenlos, ohne auf ſie zu hören; Narciß legt die Falten ſeiner Manſchetten in Ordnung, und trellert; der fürſtliche Rath gähnt, und ſeine alte Gemahlinn ſpricht mit einer verdrießlichen Beyfälligkeit, wenn ſie hört, daß Leonore ſo viel Gutes von ihrer Freundinn erzählt: **Iſt das möglich! Hum! Ja, es mag eine ganz ehrbare Frau ſeyn. Je nun! man muß zu allen Sachen das Beſte reden! Aber es iſt heute erſchrecklich ſchwüles Wetter; wir kriegen auf den Abend gewiß ein liebes Gewitter.** Können ſie es Leonoren, die auf ihren Witz ſo ſtolz iſt, wohl verdenken, wenn ſie durch Spöttereyen die Aufmerkſamkeit und den Beyfall der Geſellſchaft zu erhalten ſucht, da ſie beides verliert, wenn ſie von ihrem Nächſten Gutes ſpricht? Hat ſie ja Unrecht, ſo fällt die Hälfte der Verantwortung auf ihre Geſellſchaft, welche die Verleumdung liebt. Ich bitte ſie, Madame; ſagen ſie es Leonoren, wie vortheilhaft ich ihre ungerechte Sache vertheidigt habe. Es iſt gewiß Schade, daß ich kein Advocat geworden bin!

•

Aber wie werde ich es machen, daß die hochmüthige **Celſa** auf ihren unterthänigſten Wurm herab-

herabsieht, da ich sie mit der unehrerbietigen Wahrheit beleidigt habe, daß sie durch ihre Rangstreitigkeiten, auch die freundschaftlichsten Familien in bittere Feindschaft verwickele? Diesen Ehrgeiz werde ich nicht besser entschuldigen können, als wenn ich die Ursachen getreu erzähle, welche Celsen zu diesen Feindseligkeiten bewegen. Celsa hat das seltne Glück, sich selbst zu kennen; und dieses hat sie von ihren Vorzügen dergestalt überzeugt, daß sie die Pflichten gegen sich selbst verletzen würde, wenn sie nicht diesen Vorzügen ihr Recht wiederfahren lassen wollte. Da sie es einmal so weit gebracht hat, von ihren eignen Vollkommenheiten überführt zu seyn; so ist, wie man leicht glauben kann, dieses eine von ihren angenehmsten Beschäfftigungen, daß sie täglich neue Vollkommenheiten an sich ausspähet, und ihrem Schöpfer die Ehre thut, sich zu bewundern. Diese eigne Bewunderung würde für sie nur halb so angenehm und erbaulich seyn, wenn sie nicht mit einer bittern Aufmerksamkeit die Unvollkommenheiten anderer untersuchte. Aus dieser Untersuchung kann nichts anders, als Mitleid, oder Verachtung kommen; denn alle Personen, die sie noch zur Zeit hat kennen lernen, stehen so unendlich weit unter ihr, daß sie es bloß der unerforschlichen Langmuth des Himmels zuschreibt, daß dergleichen unedle Geschöpfe mit ihr in die Welt gesetzt sind, und mit ihr leben. Sie will, so viel möglich, dieses Versehen der Natur wieder gut machen; sie entzieht sich daher des Umganges mit diesen verächtlichen

Ge-

Geschöpfen, die sich auch Menschen nennen, gänzlich, oder, wenn sie das nicht thun kann, so will sie doch ihre Vorzüge vor ihnen behaupten. Sie weis das Sprüchwort, daß man nicht mehr Ehre hat, als man sich selbst giebt; sie giebt sich also so viel Ehre, als sie ihren Vollkommenheiten schuldig zu seyn glaubt. Und da diese freylich andern Leuten so deutlich nicht in die Augen fallen, so behauptet sie diese Vorzüge mit Zank und Heftigkeit: Und wenn jemand so verwegen ist, ihr zu widerstehen, so ist ihr Mann, wenn er anders ihrer nicht unwürdig seyn will, allerdings schuldig, sie zu vertheidigen, und ihr durch den Beystand des Richters Gerechtigkeit zu verschaffen. Das nennen ihre Feinde Rangstreitigkeiten: Aber sie nennt es eine Pflicht gegen sich selbst. Wem alle diese Entschuldigungen ein wenig zu tiefsinnig, und metaphysisch vorkommen möchten, dem will ich noch deutlichere Ursachen angeben, die allerdings mehr in die Augen fallen. Wollen wir es etwan der Celsa verdenken, daß sie mit feindseligem Sturme, und mit Beleidigung anderer einen Rang behauptet, der ihr, wie sie überzeugt ist, gehört? Wie viel hat es sich Celsa kosten lassen, in diesen Stand zu kommen, in dem sie itzo lebt! Sie überließ ihre Hand einem Manne, welcher wie der Pöbel dachte, und wie der Pöbel lebte. Durch seine Ausschweifungen war sein gebrechlicher Körper noch ekelhafter, und seine dicke Seele noch dümmer geworden. Er hatte sich in eine drückende Last von Schulden gesteckt, die er nicht bezah-

bezahlen konnte: Aber seine Geburt, und sein Amt gaben ihm einen gewissen Rang, welcher Celsen so ansehnlich vorkam, daß sie ihm alle seine Mängel und Untugenden verzieh, und auch ihre Reichthümer ihm überließ. Ist es wohl unbillig, daß sie sich dafür bezahlt macht, und den Rang mit Gewalt behauptet, dem sie ihren Geschmack, und ihr Vermögen aufgeopfert hat? Noch eins: Ihr Vater war der niederträchtigste Wucherer in der Stadt; um sich einen kleinen Vortheil zu verschaffen, war ihm keine Erniedrigung zu schimpflich: Diesen Fehler ihres Vaters muß sie wieder gut machen. So oft sie einen Rangstreit anfängt, so oft glaubt sie das Andenken ihres Vaters aus dem Staube zu erheben, und einen Theil ihrer kindlichen Pflicht zu erfüllen. Sehen sie, gebietende Celsa, wie viel Gewalt ich mir, und der Wahrheit anthue, ihren Ehrgeiz zu vertheidigen! Verzeihen sie mir meinen Autorfehler, den ich begangen habe. Ich lege mich zu ihren Füßen, und schwöre ihnen bey ihnen selbst, daß ich es künftig keinem Menschen wieder sagen will, daß sie eine hochmüthige Thörinn sind, welche den Mangel eigner Vollkommenheiten dadurch verbergen will, wenn sie andern ihre Vorzüge streitig macht.

■

Ich kann es nicht läugnen; ich habe gesagt, daß Alcimedore durch einen unüberlegten Aufwand ihren Mann an den Bettelstab, und ihre Kinder um das Brodt bringt: Aber ich hätte bedenken sollen, daß dieses ein sehr gemeiner Fehler ist,

iſt, der Alcimedoren bey der heutigen Welt eben ſo viel Ehre bringt, als nachtheilig er ihr vor hundert Jahren geweſen ſeyn würde. Ihr Mann heirathete ſie, weil er ſie für reich hielt: Er verlangte alſo von ihr Geld, nicht aber, daß ſie eine vernünftige Frau, eine vorſichtige Wirthinn, oder eine ſorgfältige Mutter ſeyn ſollte. Was er verlangte, hatte ſie ihm gegeben; alſo kann er weiter nichts von ihr fodern. Ihr Vermögen war bey weitem ſo anſehnlich nicht, als er glaubte. Dem ungeachtet hat ſie als Frau ein Recht, noch zehnmal ſo viel aufzuwenden, als ihr Vermögen beträgt. Wird ihr Mann bankrutt, was kann das ihr ſchaden? Deſto vortheilhafter wird es für ſie ſeyn. Ja, wenn man die Sache genau und recht unpartheyiſch anſehen will, ſo iſt ihre Verſchwendung nichts, als eine Art von guten Werken, zu denen ſie ihre Pflicht und ihr Gewiſſen verbindet; denn ſie bringt dasjenige Vermögen wieder unter die Leute, das ihr Mann auf ſo vielerley unverantwortliche Art zuſammen wuchert. Aber ſie bringt doch ihre unſchuldigen Kinder um das Brodt! Was für ein altväteriſcher Gedanke! Sorgt denn bey uns die Mutter für das Brodt der Kinder, oder muß das der Vater thun? Bey dem vertrauteſten Umgange mit ihrem Manne, und ihres Mannes Freunden, iſt das niemals ihre Hauptabſicht geweſen, Mutter zu werden: Da nun die Kinder wider ihren Willen leben, können ſie der Mutter wohl zumuthen, daß ſie für ihr Leben ſorgen ſoll? Mit einem Worte: Alcimedore

dore verſchwendet; ſie bringt ihren Mann an den Bettelſtab; ſie ſtürzt ihre Kinder in die verächtlichſte Armuth: Aber Alcimedore iſt eine Frau, die zu leben weis.

Daß die fromme Agneſe unverſöhnlich wütet, wenn ſie beleidigt wird; das iſt auch eine von den unerlegten Wahrheiten, die mir itzo viel Gewiſſensunruhe machen. Agneſe hat gute Urſachen, ſich ſehr leicht zu erzürnen. Sie weis ihre tugendhaften Vollkommenheiten, die ihr einen ſo anſehnlichen Rang über alle ſündige Menſchen verſchaffen. Iſt es nicht eine Verwegenheit, wenn ein Menſch, der kaum halb ſo viel betet, ſich unterſtehen will, ſie zu beleidigen? Das Andenken ihrer jugendlichen Ausſchweifungen muß ihr empfindlich ſeyn, wenn man ſie daran erinnert, und ſie dadurch in der ſchmeichelhaften Einbildung einer heiligen Vollkommenheit ſtört. Wer ſie beleidigt, der beleidigt die ganze Kirche. Sie iſt ihre unverſöhnliche Wut der Religion ſchuldig, um andere abzuſchrecken, daß ſie diejenigen nicht verwegen antaſten, welche der Religion ſo viel Ehre machen. Agneſe verdammt mit einer liebloſen Zuverſicht: Aber ſie verſäumt keine Kirche. Sie iſt neidiſch über das unverdiente Glück anderer Menſchen: Aber ſie hat eine Predigt geſtiftet. Es iſt wahr, ſie wuchert mit Pfändern, und drückt ihre armen Schuldner unbarmherzig: Aber ſie hat auch der Kirche einen koſtbaren Schmuck geſchenkt. Sie läßt die Dürftigen hungern, und preßt einem armen

armen Bettler durch ihre grauſamen Vorwürfe Thränen aus, ehe ſie ihm ein trocknes Stück Brodt zuwirft: Aber ſie faſtet alle Wochen einmal. Sie iſt rachſüchtig, und wütet unverſöhnlich, wenn ſie beleidigt wird: Aber ſie iſt fromm.

*

Ich will es geſtehen, es iſt von mir ein großer Leichtſinn geweſen, daß ich **Roſamunden** Schuld gegeben habe, es ſey ein Theil ihres Gottesdienſtes, wenn ſie ſich geputzt in der Kirche ſehen läßt. **Roſamunde** thut in der Kirche mehr nicht, als was andre Frauensperſonen, an ihrem Nachtiſche, thun. Sie bewundert ſich, und läßt ſich bewundern. Ein jeder, von welcher Secte er auch ſey, verdient eine gewiſſe Hochachtung, wenn er das, was er in ſeiner Religion glauben ſoll, mit Ueberzeugung, und mit einem beſcheidnen Eifer glaubt: Und dieſe Hochachtung verdient **Roſamunde** doppelt. Sie hat es der Unterweiſung ihrer Mutter, deren völliges Ebenbild ſie iſt, zu danken, daß ſie von der Religion überhaupt ſehr bequeme Begriffe, und insbeſondere vom Sonntage dieſen hat, daß er nichts anders ſey, als ein gewiſſer Tag in der Woche, wo das Frauenzimmer zwo Stunden eher aufſteht, als an den andern Tagen, um ſich die Haare auf das ſorgfältigſte friſiren zu laſſen, und ein Kleid anzulegen, welches die andächtige Aufmerkſamkeit der Nebenchriſten auf ſich ziehen kann, in deren Geſellſchaft man drey Stunden lang ſtille

ſitzt, um bewundert zu werden, und andere zu richten. **Roſamunde** glaubt, daß nur zu dieſem Ende der Sonntag erdacht ſey, und das glaubt ſie mit einer ſo lebhaften Ueberzeugung, daß ſie ſeit ihrem vierzehnten Jahre nicht einen einzigen Sonntag ausgeſetzt hat, ihren Gottesdienſt auf dieſe Art zu verrichten. Hätte man ihr beſſere Begriffe von der Religion beygebracht, ſo würde ſie eben ſo wohl im Stande ſeyn, ſich nach dieſen beſſern Begriffen mit Eifer zu richten. Aber, da ſie nur das erbauende Exempel ihrer wertheſten Mama vor ſich gehabt hat, da alle, die mit ihr reden, nur von Göttinn und Anbetung reden: So kann man es ihr gar nicht verdenken, daß Exempel und Schmeicheley ſie, bey ihrer natürlichen Eigenliebe, zu einer ſolchen Abgötterey gegen ihre kleine Perſon gebracht haben. Das muß man wohl bedenken, wenn man billig ſeyn will: Und ſo billig hätte ich auch ſeyn ſollen!

Wie werde ich es bey **Florinden** verantworten können, von der ich geſagt habe, daß ſie ſich weder der Wirthſchaft, noch ihrer Kinder annehme, welche doch gewiſſer von ihr, als von ihrem Manne ſind? Vielleicht hat ſie es nicht einmal übel genommen; denn **Florinde** kennt die Welt. Die Zucht ihrer Kinder überläßt ſie dem Geſinde. Sie würde es für einen ſehr empfindlichen Vorwurf halten, wenn ich ihr nachrühmen wollte, daß

ſie

sie eine gute Wirthinn sey; weil sie wohl weis, daß dieses eine sehr bürgerliche Tugend ist. Und am allerwenigsten wird sie darüber empfindlich, wenn man ihre Treue gegen den Mann in Zweifel zieht, da dieses nur ein desto stärkerer Beweis ihrer Schönheit, ihrer Verdienste, und der Hochachtung ist, welche die Welt für sie hat. Und also hat sie vielleicht meine Wahrheit nicht einmal übel genommen! Aber gesetzt auch, es wäre geschehen, so weis ich ein Mittel, sie wieder zu besänftigen. Bey der nächsten Gelegenheit will ich ihr eine Schmeicheley auf Unkosten anderer Frauenzimmer sagen; ich will sie mit boshaften Neuigkeiten von ihrer Freundinn versehen, damit sie in Zusammenkünften Gelegenheit habe, witzig zu seyn; allenfalls spiele ich mit ihr, und lasse sie gewinnen; und wenn sie bey aller dieser Buße noch unversöhnlich bleibt, so will ich die Rolle eines Anbeters nehmen, damit ich die Zahl ihres zärtlichen Trosses vermehre, und ihr das Vergnügen mache, mich verachten zu können. Denn das wünscht ihr Ehrgeiz, daß sich die Anzahl ihrer Anbeter vermehre, und daß sie einige darunter habe, bey welchen es ihr nicht schwer ankömmt, grausam zu seyn. Ich glaube, ich bin gedemüthigt genug, wenn ich mich dieser Strafe unterwerfe.

Kalliste ist pedantisch stolz, weil sie etwas mehr versteht, als das Kochen. Ich habe das gesagt, es ist wahr: Aber wenn auch Kalliste diesen

Fehler hat, ſo iſt ſie wenigſtens zu entſchuldigen. Und am meiſten müſſen wir Mannsperſonen ſie entſchuldigen, weil nur wir an dieſem Fehler, wie an den meiſten Fehlern der Frauenzimmer, Urſache ſind. Wir fürchten uns zu ſehr vor dem fähigen Verſtande und Witze des weiblichen Geſchlechts, als daß wir uns Mühe geben ſollten, ihren Verſtand und Witz ſorgfältig zu bilden, und ſie an dem Ruhme der Gelehrſamkeit Antheil nehmen zu laſſen. Sie würden uns einen gewiſſen Vorzug entreiſſen, welcher bey nahe der einzige noch iſt, den wir vor ihnen behaupten. Wir ſind ſchon eiferſüchtig genug, daß für ſie die Schönheit ein vorzügliches Geſchenk der Natur iſt: Ich nehme unſre männlichen Puppen zu Zeugen, daß wir auf dieſes Geſchenk eiferſüchtig ſind. Schon der natürliche Verſtand unſrer Frauensperſonen iſt ſo durchdringend, daß es für unſre angemaßte Herrſchaft doppelt gefährlich ſeyn würde, wenn wir dieſen natürlichen Verſtand durch Fleiß, Bücher, und gelehrte Bemühungen noch mehr ausbilden wollten. Es iſt dieſes ohnedem nur noch der Schatten der Herrſchaft, mit der wir uns brüſten, da wir alle andre Arten der Herrſchaft, ſchon ſeit undenklichen Jahren an das weibliche Geſchlecht verloren haben. Wir erſticken daher mit einer tyranniſchen Vorſicht alle Begierde, welche das Frauenzimmer bewegen könnte, ihren Verſtand durch Schriften und Gelehrſamkeit noch mehr auszubilden. Und weil wir es nicht wagen dürfen,

den Frauenzimmern solches ernstlich zu verbieten, da sie, als Frauenzimmer, gewohnt sind, dasjenige am eifrigsten zu thun, was ihnen am schärfsten verboten wird: so wissen wir sie schon durch andere Beschäfftigungen zu zerstreuen. In vorigen Zeiten ließ man sie für den größten Theil der Wirthschaft sorgen, und übergab ihnen die Erziehung der Kinder; und diese zwo Beschäfftigungen waren weitläuftig genug, sie von der gelehrten Neugierde abzuhalten. Da in neuern Zeiten die meisten unsrer Weiber auf den bequemen Einfall kamen, die Last der Wirthschaft, und der Kinderzucht auf ihre niedrigsten Bedienten zu legen: so waren die Männer so sinnreich, ihnen Tonnen vorzuwerfen, mit denen sie sich bey ihrem Müßiggange beschäfftigen sollten. Man gab ihnen bunte Karten in die Hände, und war so glücklich, ihnen diesen Zeitvertreib so angenehm zu machen, daß sie gar keine Bücher weiter, als diese, verlangten, und daß viele von ihnen ganz außer Stande waren, bey einer andern Gelegenheit, als beym Spielen, zu denken. Durch eine übertriebene Schmeicheley über ihre Schönheit, brachte man ihnen von ihrer ersten Jugend an die eiteln Begriffe bey, daß ihr ganzer Werth nur in der Schönheit bestehe. Die Folge davon war natürlich: Ihre Bemühung zog sich von allen andern Beschäfftigungen ganz ab, und gieng bloß auf die Erhaltung dieses Vorzugs. Weil aber doch die Mannspersonen nicht im Stande waren, bey allen Frauen-

zimmern die Begierde zu schönen Wissenschaften zu unterdrücken; so fiel man auf ein sehr boshaftes Mittel. So bald ein Frauenzimmer nur ein wenig mehr verstund, als man wollte, daß ein Frauenzimmer von der Gelehrsamkeit verstehen sollte; so machte man sie durch übertriebne Lobsprüche schwindlicht, und beredete ihre Eigenliebe, welche schon vorhin geneigt genug war, es sich bereden zu lassen, daß sie das witzigste, gelehrteste, vollkommenste Frauenzimmer, und wo nicht gar Minerva, doch zum wenigsten eine zehnte Muse sey. Dadurch benahm man ihr den Gedanken, weiter zu gehen, welches sie bey ihrer Vollkommenheit nunmehr für überflüßig hielt. Sie blieb an dem Fuße des Parnasses stehen, beschäfftigte sich mit witzigen Tändeleyen, und wurde von dem verrätherischen Lobe der Mannspersonen trunken. So ist es **Kalliſten** gegangen. Habe ich also etwas unrechtes gesagt, wenn ich behauptete, daß ihr pedantischer Stolz ein Fehler der Mannspersonen sey? Verstünde **Kalliſte** diese Sprache unsrer Schmeicheley, so würde sie darüber sehr kleinmüthig werden. Man erstaunt, daß sie ein wenig von Gelehrsamkeit, und wohl gar Verse plaudern kann: So wie man einen Papagoy bewundert, welcher menschliche Töne nachplaudern kann, ungeachtet ihn die Natur nur zu einem Papagoy erschuf. Könnte für **Kalliſtens** Stolz wohl etwas demüthigender seyn, als dieser beleidigende Beyfall?

Daß

Daß ich behauptet habe, eine Frau aus der großen Welt zu heirathen, sey für viele ein gewisser Schritt zum Hospitale; das ist das Wenigste, was ich von den Ehen Nachtheiliges gesagt habe. Aber doch erkenne ich mein Unrecht. Und damit ich die Welt von meiner Reue recht nachdrücklich überzeuge, so will ich mir öffentlich alles das Böse vorhalten, das ich, von den Ehen zu sagen, die Verwegenheit gehabt habe. Ich habe über Männer gespottet, welche, weder nach Verstande, noch Tugend, noch Erziehung zu fragen, sich auf ewig mit Frauenzimmern, bloß wegen ihrer Schönheit verbanden, von welchen sie wissen konnten, daß sie nach einem Jahre nicht mehr, wenigstens für sie nicht mehr reizend seyn würden. Aber **Greif** ließ sich von keiner Schönheit blenden. Zwar Verstand, und Tugend, und Erziehung waren das auch nicht, was er verlangte: Er suchte Geld; und doch hielt ich ihn für einen Thoren. Ein Mann, der, zu dem gemeinen Besten, in seinem funfzigsten Jahre ein feuriges Mädchen von funfzehn Jahren heirathet, war vor meinem Spotte eben so wenig sicher, als eine Frau von funfzig Jahren, welche sich einbildet, daß die Schmeicheleyen ihres jungen Bräutigams ihr, und nicht ihrem Gelde gemacht werden. Ich hatte angemerkt, daß Frauenzimmer, sobald sie ihrem Manne die ewige Treue zugeschworen, sich mit einem male von

dem jungfräulichen Zwange des Wohlstandes losrissen, und ohne Vorsicht alle Ausschweifungen begiengen, die sie vorhin nur im Stillen gewünscht, oder mit der größten Behutsamkeit begangen hatten. Zuweilen stellte ich sehr erbauliche Betrachtungen an, wie es kommen müsse, daß wir Mannspersonen allen Frauenzimmern mit aller nur ersinnlicher Höflichkeit begegnen, und allen offenbare Schmeicheleyen sagen, nur unsern Weibern nicht: Und ich glaubte, gefunden zu haben, daß sich Mann und Frau vornehmlich um deßwillen so kaltsinnig begegnen, weil es unter ihnen eine heilige Pflicht ist, sich zu lieben. Der Aufwand, den heut zu Tage der Wohlstand, oder welches einerley ist, der Hochmuth vieler Weiber erfodert, schien mir eine sehr gegründete, und beynahe die vornehmste Ursache zu seyn, daß die ansehnlichsten Häuser am meisten in Schulden stecken. Eine Frau von dieser Art zu heirathen, war in meinen Augen der deutlichste Beruf, bankerutt zu werden. Ich zittere, wenn ich die Verwegenheit überdenke, die ich gehabt habe, so viele Bitterkeiten von den Frauenzimmern, und von der Ehe zu sagen! Es würde sich entschuldigen lassen, ja gewisser maßen wäre es meine Pflicht gewesen, dergleichen zu sagen, wenn es Frauenzimmer von dieser Art in der Welt gäbe. Aber da bekannt ist, daß kein Frauenzimmer, welches schön ist, nicht auch zugleich Verstand, und Tugend, und Erziehung

habe;

habe; daß eine Frau, welche ihren Mann reich macht, ihn auch durch Bescheidenheit, und anständige Wirthschaft glücklich mache; daß ein junges Mädchen von funfzehn Jahren, welches einen abgelebten Mann heirathet, den Wohlstand, und ihre Pflicht niemals vergißt; daß eine alte Wittwe ihren jungen Bräutigam nicht aus Wollust, sondern nur aus Freundschaft liebt; daß unsre Frauenzimmer, so bald sie verheirathet sind, beynahe noch vorsichtiger und tugendhafter leben, als vorher, da sie wohl wissen, daß eine unbedachtsame Aufführung nicht allein die schändlichsten Vorwürfe über ihr ganzes Haus bringt, sondern auch ihren eignen Anbetern verächtlich ist; da es bekannt, wenigstens bey uns ausgemacht ist, daß die Weiber durch eine gefällige Freundlichkeit sich nur ihrer Männer Liebe und Hochachtung zu erhalten suchen, ohne um den Beyfall anderer Mannspersonen zu buhlen; daß in vornehmen Häusern die Weiber bey ihrem Aufwande niemals vergessen, was sie dem ehrlichen Namen ihrer Männer, und dem künftigen Wohle ihrer Kinder schuldig sind; Da alles dieses bekannt ist, da man nicht ein einziges Exempel anführen kann, welches meine Vorwürfe und Spöttereyen rechtfertigen könnte: So weis ich meine Verleumdung mit gar nichts zu entschuldigen; ich habe nicht einmal das Herz, um Vergebung zu bitten.

Gewiß, **Gurda**, sie hätten keinen vortheilhaftern Augenblick, als diesen, erwarten können, eine Abbitte und Ehrenerklärung von mir darüber zu verlangen, daß ich sie für eine Thörinn erklärt habe, weil sie noch so eitel sind, ihrem verrunzelten Gesichte Anbeter zu erbuhlen. Ich bin itzo so zerknirscht, und niedergeschlagen, daß ich nicht einmal diese Wahrheit zu vertheidigen Muth genug habe. Ich will es ihnen abbitten. Ich will sagen, daß ihre dürren Hände die Wolle, den Schnee, und ich weis selbst nicht was, übertreffen; daß die Blicke ihrer Augen noch eben so reizend und gefährlich sind, wie sie vor vierzig Jahren gewesen seyn mögen; daß ihr alter Mund bezaubert, wenn er lächelt, daß = = = mit einem Worte, ich will sie so unverschämt loben, daß sie es selbst für eine Unwahrheit halten sollen, so groß auch sonst ihre Eigenliebe ist. Können sie wohl mehr von mir verlangen?

Sehen sie, **Madame**, ich habe mein Wort redlich gehalten. Sind sie mit diesen Abbitten und Ehrenerklärungen zufrieden? Mich dünkt, sie können es wohl seyn. Ich will noch mehr thun, damit ich mich mit ihnen, und ihren Freundinnen ganz aussöhne. Der fünfte Theil meiner satirischen Schriften soll von nichts, als von dem Lobe der Frauenspersonen handeln: Aber ich ersuche sie,

ſie, **Madame**, die Gütigkeit zu haben, und ihre Freundinnen dahin zu vermögen, daß mir eine jede von ihnen ein ausführliches Verzeichniß ihrer Tugenden und Vollkommenheiten einſende, weil ich vielleicht ſelbſt nicht ſcharfſichtig genug ſeyn möchte, ſolche bey allen wahrzunehmen, und weil ich weis, daß viele von ihren eignen Vorzügen weit mehr überzeugt ſind, als ſich ein Fremder davon überzeugen kann. **Madame**, ich küſſe ihnen die Hände!

* * *

Daß in meinen Augen die **Heuchler** ſo abſcheuliche Creaturen waren, daran iſt niemand Schuld, als meine fromme Mutter, welche mir immer vorſagte, daß in einem Heuchler der Stoff zu einer jeden Art von Schelmen liege. Ich danke es dem Umgange mit der großen Welt, daß ich itzt billiger von den Heuchlern urtheile. Und warum ſoll ich nicht billiger urtheilen, da ein Heuchler nichts thut, als was alle diejenigen zu ihrem guten Nutzen, und mit großem Beyfalle thun, die zu leben wiſſen? Sie verſtellen ſich, ſie halten eine Maske vor das Geſicht, um nicht erkannt zu werden, ſie wollen die Welt bereden, daß ſie gewiſſe Vollkommenheiten beſitzen, die ihnen wirklich fehlen; das thun die Heuchler, es iſt wahr: Aber ſind ſie um deßwillen ſo verabſcheuungswürdig? Dort vor dem Zimmer des Prinzen umarmen ſich zween vornehme Freunde. Sie verſpre-

chen

chen einander eine Freundschaft, dergleichen man seit den Zaiten des Oreſt nicht gehört hat; ſie werden dieſen Mittag mit einander trinken, und ſich küſſen, und ewige Treue ſchwören: Und morgen wird einer von ihnen den andern ſtürzen. Thut ein Heuchler mehr, als dieſe thun? Der Mann, der nur von Tonnen Goldes ſpricht, deſſen fürſtliche Pracht der Pöbel bewundert, und ſein Gläubiger beſeufzet; dieſer Mann hat die große Abſicht, noch mehrere zu betrügen, und alsdenn mit einer guten Art Bankerutt zu machen: Hat man wohl viel Exempel von Heuchlern, die ihre Gläubiger auf dieſe Art betrügen? Und was ſoll ich von der Verſtellung dererjenigen Gelehrten ſagen, die ihre Dummheit unter einer weiſen Miene verbergen? Soll ich von den Großſprechern etwas gedenken, die den Hut trotzig in die Augen drücken, und zittern? Wie gefährlich heuchelt ein Geliebter! Wie verführend iſt die Heucheley einer ungetreuen Frau, die ihren Mann mit zärtlichen Liebkoſungen einſchläfern will! Und alle dieſe Laſter, alle dieſe Thorheiten entſchuldigt man, odrr belacht ſie wohl gar: Aber unerbittlich verdammt man den frommen Heuchler, der Almoſen giebt, mit bußfertiger Miene durch die Gaſſen ſchleicht, knieend und mit Thränen vor dem Angeſichte der Gemeine betet, und ein Schelm iſt. Macht ihn vielleicht nur das vor andern ſo verhaßt, daß er mit der Religion ſpottet? Das will ich doch nimmermehr hoffen! Vielleicht möchte es vor hundert Jahren die

Urſache

Urſache geweſen ſeyn: Aber itzt denkt unſre aufgeklärte Welt ſchon anders, und man weis beſſer, als damals, zu welchem Ende die Religion erdacht iſt. Man bewundert ja diejenigen, als ſtarke Geiſter, die mit der Religion ſpotten: Iſt es wohl billig, daß man diejenigen, als Schandflecke der Natur verabſcheut, die mit der Religion heucheln?

* * *

Unglückliche Leute noch mehr zu kränken, iſt gewiß eine der grauſamſten Ungerechtigkeiten, die ein Menſch begehen kann. Und doch = = ich ſchäme mich es zu geſtehn! = = und doch habe ich dieſe Ungerechtigkeit begangen, und zwar habe ich ſie an den erbarmenswürdigen, unglücklichen, und elenden Menſchen begangen, die man **Freygeiſter** nennt. Dieſes ſind die mitleidenswürdigen Menſchen, welche, um zwanzig Jahre lang von wenigen wegen ihres ſcharfen Verſtandes bewundert zu werden, von den übrigen verabſcheuet, und ewig unglücklich werden wollen. Sie wenden viele Mühe an, ſich eine Hoffnung auszureden, von welcher ſich ein vernünftiger Mann, ich will gar nicht ſagen, ein Chriſt, mit ſo vieler Mühe zu überzeugen ſucht. Sie haben beſtändig mit den innerlichen Widerſprüchen ihres eignen Gewiſſens zu kämpfen, welches ſie zu ihrem großen Verdruſſe immer daran erinnert, daß ſie vernünftige Geſchöpfe ſind. Sie haben Ehrgeiz genug, in der

Welt

Welt eine Rolle spielen zu wollen, die bemerkt wird: Weil es ihnen aber am Verstande und Willen fehlt, so rasen sie, um starke Geister zu heißen. Die Ausschweifungen ihrer Jugend sind mit nichts zu entschuldigen: Sie gerathen also auf den albernen Einfall, sich und andere zu bereden, daß es keine höhern Gesetze gebe, welche diese Ausschweifungen verdammen; und bey diesem Einfalle haben sie eben die sichere Beruhigung, die ein Dieb haben mag, welcher sich zu bereden sucht, daß keine Gesetze sind, die den Diebstahl verbieten, und welcher diesen Unsinn gegen andere so lange behauptet, bis er unter dem Galgen steht. Gemeiniglich ist eine schimpfliche Armuth die Folge ihrer ugendlichen Ausschweifungen; und alsdenn sind diese starken Geister, welche so stolz von ihrem Witze denken, doch niederträchtig genug, Schmarozer zu werden, und sich durch ihren witzigen Unsinn an die Tafel junger reicher Thoren zu drängen. Diese Elende, welche Verzweiflung und Hunger zu Narren macht, habe ich so oft verspottet: Wie ungerecht, und lieblos habe ich gehandelt! Wäre es mein Ernst gewesen, sie zu retten, und hätte ich es wirklich gut mit ihnen gemeynt: so hätte ich die Barmherzigkeit an ihnen erzeigen, und sie in das Tollhaus einkaufen sollen.

* * *

Die Abbitte und Ehrenerklärung, die ich hier den starken Geistern thue, bringt mich ganz natürlich

türlich auf ihre Antipoden, die **abergläubischen Seelen.** Auch an diesen habe ich mich versündigt: Denn Abergläubische zu verspotten, ist eben so ungerecht, als einen Wahnwitzigen zu verspotten, der immer Gespenster sieht. Diese Unglückliche werden ohnedem schon unbarmherzig genug von gewissen Tyrannen gepeinigt, deren Eigennutz, unter dem frommen Vorwande, die heiligen Pflichten ihres Amtes zu erfüllen, sie immer mit neuen Larven schreckt, und ihnen immer den Verstand verdächtig macht, damit sie ihr Joch nicht fühlen; welche sich und der Religion zu Ehren, diese Milzsüchtigen in einer andächtigen Dummheit erhalten; mit einem Worte, welche eher nicht ruhen, als bis sie aus einem vernünftigen Wesen ein betendes Vieh gemacht haben. Es wäre billiger von mir gewesen, wenn ich diesen elenden Sclaven Muth gemacht hätte, sich von ihren Banden loszureissen; an statt daß ich ihres Aberglaubens spottete. Sie dauern mich, so oft ich an sie denke. Alles Vergnügen der Welt ist ihnen ein Abscheu. Der Frühling ist ihnen schrecklich, weil im Frühlinge die erwachende Natur lächelt, und den Menschen von neuem belebt: Nur der Winter ist ihnen noch erträglich, und dieses bloß wegen seiner langen und traurigen Nächte. Sie stehen seufzend von ihrem Bette auf, wachen den Tag über mit Angst, mit Thränen legen sie sich nieder, und ihr schwarzes Geblüte macht ihnen auch die Träume schrecklich. Das einzige wahre, und beruhi-

ruhigende Vergnügen, welches sie empfinden, ist dieses, wenn sie andere verdammen. Verdienten diese Abergläubische mein Mitleiden nicht?

* * *

So weit geht die Probe der versprochenen **Abbitte und Ehrenerklärung**! Ich werde nicht einen Augenblick versäumen, die Fortsetzung bekannt zu machen, wenn ich finde, daß sich durch diese Probe diejenigen versöhnen lassen, die ich im Vorstehenden genannt habe; und daß diejenigen, welche ich hier noch nicht genennet, eine Abbitte und Ehrenerklärung von dieser Art verlangen.

E N D E

des vierten und letzten Theils.

VALEAT. RES. LVDICRA. SI. ME
PALMA. NEGATA. MACRVM. DONATA. RE-
DVCIT. OPIMVM

Horat.